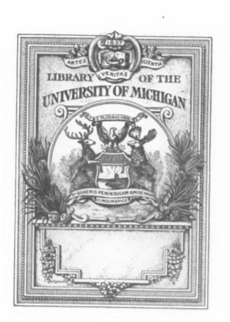
# Euphorion

August Sauer,
Georg Stefansky,
Hermann ...

Digitized by Google




Digitized by Google

Sem. 805
D53

Digitized by Google

Digitized by Google

# Euphorion

## Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

**August Sauer**

---

**Neunter Band**

Jahrgang 1902.

**Leipzig und Wien**
k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
**Carl Fromme**
1902.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

# Inhalt.

## Untersuchungen und neue Mitteilungen.

Seite

Björnstjerne Björnsons Schauspiel Über unsere Kraft. Von Bernhard Seuffert . . . . . . 1

Die niederrheinische Liederhandschrift (1574). Von Arthur Kopp (Fortsetzung und Schluß). . . . . . 21. 280. 621

Helena in der Faustsage. Von Siegfried Robert Nagel . . . . . 43

Freiherr von Schönaich und das Prinzip der Korrektheit in der Dichtkunst. Von Hugo Spitzer . . . . . 69

Die Frankfurter gelehrten Anzeigen und Christian Garve. Von Daniel Jacoby . . . . . 112

Einiges von und über Schiller. Von Reinhold Steig.

1. Von einer verschollenen Handschrift des Fiesko . . . . . 115
2. Schillers Waidspruch . . . . . 121

Bettine von Arnim Mitarbeiterin an einem historischen Werke. Von Ludwig Geiger . . . . . 122

M. von Strachwitz' episch-lyrisches „Nordland" und „Romanzen und Historien". Von A. K. T. Tielo.

1. Sigurd Schlangentöter . . . . . 131
2. Das Lied von der armen Königin . . . . . 136
3. Das Lied vom falschen Grafen . . . . . 137
4. Türkische Justiz . . . . . 141
5. Sonst und jetzt . . . . . 144
6. Wie ein fahrender Hornist sich ein Land erblies . . . . . 146
7. Der gefangene Admiral . . . . . 149
8. Heinrich der Finkler . . . . . 372
9. Diner in Walhalla . . . . . 376
10. Das Geisterschiff . . . . . 377
11. Ein anderer Orpheus . . . . . 387
12. Helges Treue . . . . . 393
13. Die Perle der Wüste . . . . . 707
14. Der König immer der Erste . . . . . 711
15. Rolf Dürnig . . . . . 713
16. Die Jagd des Moguls . . . . . 716
17. Das Herz von Douglas . . . . . 719

138588

Digitized by Google

Seite
Ein altes Kindergebet und seine Entstehung. Von Karl Reuschel . . . 273
Vittoria Accorambona in der Dichtung im Verhältnis zu ihrer wahren Geschichte. Von Marcus Landau . . . . . . . . . . . . . . 310
Hat Goethe Leonardos Abendmahl richtig gedeutet? Ein Beitrag zur Methodik der Kunstbetrachtung. Von Josef Strzygowski . . . . . . . . . 316
„Krystallisiertes Menschenvolk". (Goethes Faust, II. Teil „Laboratorium"). Von Viktor Junk . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 327
Zum letzten Akte des Faust. Von Max Rieger . . . . . . . . . 331
Ein Besuch bei Goethe. Mitgeteilt von Richard Maria Werner . . . 338
Die Quelle von Chamissos Fortunat. Von E. F. Koßmann . . . . . 341
Von den Berliner Patrioten 1811. Von Reinhold Steig . . . . . . 346
„Die Ahnfrau" und die Wiener Volksdramatik. Von Egon von Komorzynski 350
Zu E. T. A. Hoffmann: Verzeichnis der Schriftstücke von ihm, an ihn und über ihn, die im Besitze seines Biographen Hitzig gewesen sind. Von Hans von Müller . . . . . . . . . . . . . . . . . 360
Ludwig Anzengruber. Erinnerungen und Streiflichter. Von Wilhelm Bolin 398
Henrik Ibsens Römerdramen. Von Dr. Rudolf Sokolowsky . . . . 593
Zu den Quellen der Erasmus Alberschen Fabeln. Von Arthur Ludw. Stiefel 609
Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen.
VI. Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, der Schweiz und den Niederlanden.
8. Ein aus Mailand überschriebener Bericht. 1589 . . . . . . . 637
9. Discours. Ein fürtreffliches Bedenken und Urteil vom heutigen Zustand in Frankreich. 1589 . . . . . . . . . . . . . . 646
10. Verzeichnis von der spanischen Armada. 1588 . . . . . . . 649
Verschollenes von Goethe. Mitgeteilt von Max Morris . . . . . . . 657
Zu Otto Runges Leben und Schriften. Von Reinhold Steig . . . . 660
Ungedruckte Brieffragmente Heinrich von Kleists. Mitgeteilt von S. Rahmer 670
Drei Briefe an Fouqué. Mitgeteilt von W. Pfeiffer . . . . . . . . 674
Grillparzer und Byron. Zur Entstehungsgeschichte des Trauerspiels „Ein treuer Diener seines Herrn". Von Ludwig Wyplel . . . . . . . 677
Zwei fragmentarische Prosadichtungen Eduard Mörikes. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Harry Maync . . . . . . . . . . . . . 699
1. „Spillner" . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 700

## Miszellen.

Zur Textkritik von Klopstocks Salem-Ode. Von Ernst Consentius . . 152
Ovid bei Geibel. Von Viktor A. Reko . . . . . . . . . . . . 153
Zu einer Handzeichnung H. Baldungs. Von Osw. von Zingerle . . . 154
Ein Brief Goethes an Zacharias Werner . . . . . . . . . . . . 212
Breite Bettelsuppen. Von Ernst Kraus . . . . . . . . . . . . 417
„Sieben Tage in Weimar im August des Jahres 1799". Von C. Fasola 418
Zu Goethes Tagebuch, August 1823. Von Adolf Hauffen . . . . . 421

Digitized by Google

Seite
Zu Goethe in Frankreich: Notes sur la prononciation française du nom de Goethe. Von Fernand Baldensperger . . . . . . . . . . . 423
Nachtrag zu S. 122 f. Von Ludwig Geiger . . . . . . . . . . 426
Zu Euphorion 7, 695 ff. Des Trinkers fünf Gründe . . . . . . . . . 426
Stammbuchblätter von Goethe und Klinger. Von M. Rieger . . . . . 728
Zur Kritik von Eckermanns Gesprächen. Von Ludwig Geiger . . . . 729
Zu Hauffs Märchen. Von Hans Hofmann . . . . . . . . . . . . 842

## Rezensionen und Referate.

(Mit Einschluß der in der Bibliographie kurz besprochenen Werke.)

Baldensperger, Gottfried Keller (Albert Köster) . . . . . . . . . . 492
Baragiola, Il canto popolare tedesco (Hauffen) . . . . . . . . . 247
[Benecke] Briefe .. an Georg Friedrich Benecke .. herausgegeben von Rud. Baier (Friedrich Weidling) . . . . . . . . . . . . . . . . 765
Berendt, Schiller-Wagner (Egon von Komorzynski) . . . . . . . . . 189
Berg, Neue Essays . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 236
Bismarck, siehe von Keudell; Matthias.
Bode, Goethes Lebenskunst (V. Michels) . . . . . . . . . . . 448
Brand, Müller von Itzehoe (Ferdinand Josef Schneider) . . . . . . 440
Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels. IV. Band (Richard M. Meyer) 496
Busse, Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert . . . . . 234
Byron, siehe Weddigen.
Chodowiecki, siehe Focke.
Consentius, Lessing und die Vossische Zeitung (Franz Muncker) . . . . 737
Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen. II. III . . . . . . 235
Eberlin von Günzburg, Sämtliche Schriften. 3. Band. Herausgegeben von Ludw. Enders (Otto Clemen) . . . . . . . . . . . . . . 251
Egerländer Volkslieder. Herausgegeben vom Verein für Egerländer Volkskunde (Hauffen) . . . . . . . . . . . . . . . . . . 248
Eloesser, Das bürgerliche Drama (Rudolf Schloesser) . . . . . . . 427
Euling, Studien über Heinrich Kaufringer (Arthur L. Jellinek) . . . . 157
Falk, siehe Schultze.
Fischer Andr., Goethe und Napoleon (V. Michels) . . . . . . . . 449
Fischer Karl, Eduard Mörikes Leben und Werke (Rudolf Krauß) . . . 783
Fischer Kuno, Goethe und Heidelberg (V. Michels) . . . . . . . . 448
Focke, Chodowiecki und Lichtenberg . . . . . . . . . . . . . . 259
Freytag, Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894. Herausgegeben von Ernst Elster . . . . . . . . . . . . . . . . . 261
Geiger, Goethes Leben und Werke (V. Michels) . . . . . . . . . 448
Gentz, siehe Guglia.
Gerstenberg, Aus Weimars nachklassischer Zeit . . . . . . . . . 238
Görres, siehe Schultz.
Goethe, (10) Schriften zu seinem Leben (Viktor Michels) . . . . . . 448

Digitized by Google

Seite

Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedr. von Müller. 2. Auflage. (V. Michels) . . . . . 449

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I, 13, 2; 23; 40. III, 12. IV, 22; 24; 25 . . . . . 254

Goethes sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 44 Bänden. Mit Einleitung von Ludw. Geiger . . . . . 256

Goethe, siehe Harnack; Morris.

Grillparzer, siehe von Wartenegg.

Guglia, F. von Gentz (Richard M. Meyer) . . . . . 490

Hamerlings Werke. Volksausgabe . . herausgegeben von M. M. Rabenlechner . . . . . 263

Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung. 2. Auflage . . . . 253

Hebbel, Briefe . . von R. M. Werner herausgegebene Nachlese (Karl Zeiß) 801

Hegel K., Leben und Erinnerungen (Richard M. Meyer) . . . . . 819

Heilborn, Novalis der Romantiker (Oskar F. Walzel) . . . . . 456

Heilborn, siehe Novalis.

Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde als Wissenschaft (Adolf Hauffen) . 246

Holzhausen, Napoleons Tod (Robert Franz Arnold) . . . . . 771

Ibsen, siehe Stein.

Ilges, Ernst Ortlepp (Richard M. Meyer) . . . . . 817

Ilwof, Goethes Beziehungen zu Steiermärkern (V. Michels) . . . . . 448

Jacobowski, Ausklang. Neue Gedichte aus dem Nachlaß . . . . . 264

Jacobowski, Stumme Welt. Symbole. Skizzen aus dem Nachlaß . . 264

Jacobowski im Lichte des Lebens. Herausgegeben von Marie Stona . . 264

Jäger, Die Comedy vom jüngsten Gericht (Hauffen) . . . . . 250

Kaufringer, siehe Euling.

Keller, siehe Baldensperger.

von Keudell, Fürsten und Fürstin Bismarck (Richard M. Meyer) . . . 821

Klaiber-Lyon, Die Meister des deutschen Briefes (Richard M. Meyer) . 734

Klee, Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte . . . . . 232

Klingemann, siehe Kopp.

Knortz, Poetischer Hausschatz der Nordamerikaner . . . . . 231

Kohlschmidt, Der evangelische Pfarrer in moderner Dichtung . . . . 250

von Komorzynski, Emanuel Schikaneder (Alexander von Weilen) . . . 749

Kopp, Die Bühnenleitung Aug. Klingemanns in Braunschweig (Hans Devrient) 776

Kraeger, C. F. Meyer, Quellen und Wandlungen seiner Gedichte (Richard M. Meyer) . . . . . 206

Krause, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen (Richard M. Meyer) . . . 731

Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. I. Band (Kurt Breysig) 500

Landsberg, Friedrich Nietzsche und die deutsche Literatur (R. Woerner) . 822

Lessing, siehe Consentius.

Lichtenberg, siehe Focke.

Lindner, Geschichtsphilosophie (Richard M. Meyer) . . . . . 155

Digitized by Google

Seite
Loesche, Geschichte des Protestantismus in Österreich (Otto Clemen) . . 241
Lublinski, Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert (Karl Zeiß) . . 185
Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. 23. Band . . . . . . . . . 243
Lyon, siehe Klaiber.
Matthias, Bismarck als Künstler (Richard M. Meyer) . . . . . . . . 820
Mayne, Eduard Mörike (Rudolf Krauß) . . . . . . . . . . . . . 783
Meyer C. F., siehe Kraeger.
Mörike, siehe Fischer Karl; Mayne.
Morris, Goethe-Studien (Viktor Michels) . . . . . . . . . . . . 178
Müller Frdr. von, Goethes Persönlichkeit (V. Michels) . . . . . . . . 449
Müller Frdr. von, siehe Goethe.
Müller von Itzehoe, siehe Brand.
Napoleon, siehe Fischer Andr.; Holzhausen.
Nietzsche, siehe Landsberg.
Novalis, Schriften. Kritische Neuausgabe . . von E. Heilborn (Oskar F. Walzel) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 456
Novalis, siehe Heilborn.
Oelsner, siehe Stägemann.
Ortlepp, siehe Ilges.
Pick, Aus der Zeit der Noth 1806/15 (Reinhold Steig) . . . . . . . 487
Pomezny, Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (Max Dessoir) . . . . . . . . . . . . . . . . . . 748
Prem, Goethe (V. Michels) . . . . . . . . . . . . . . . . . . 448
Prešeren, Poesien. In deutscher Übertragung gesammelt und herausgegeben von Fr. Bidic . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 266
Prešeren, Deutsche Gedichte . . . . . . . . . . . . . . . . . 266
Regeniter, Karl Franz Romanus (Rudolf Schlösser) . . . . . . . . 171
Romanus, siehe Regeniter.
Sauer, Die deutschen Säkulardichtungen . . . . . . . . . . . . . 233
Schikaneder, siehe von Komorzynski.
Schiller, siehe Berendt.
Schmidt Erich, Charakteristiken. 1. Reihe. 2. Auflage . . . . . . . . 240
Schmidt Max., Gesammelte Werke. 21. 22. Band . . . . . . . . . 591
Schultz, Joseph Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker (Reinhold Steig) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 200
Schultze, Falk und Goethe (V. Michels) . . . . . . . . . . . . . 449
Schumacher, Was ich als Kind erlebt (Richard M. Meyer) . . . . . . 496
Shakespeare, siehe Vischer.
Siegfried, Adolf Stäbli (Daniel Jacoby) . . . . . . . . . . . . . 818
Sklarek, Ungarische Volksmärchen (Hauffen) . . . . . . . . . . . 249
Stäbli, siehe Siegfried.
[Stägemann] Briefe von Friedrich August von Stägemann an Karl Engelbert Oelsner . . Herausgegeben von Frz. Rühl (Robert Franz Arnold) 768

Digitized by Google

Seite
Stein, Henrik Ibsen (Richard M. Meyer) . . . . . . . . . . . . . 499
Stifters Sämtliche Werke. 1. Band. Herausgegeben von Aug. Sauer. 14. Band. Herausgegeben von Adalb. Horcicka . . . . . . . . . . 266
von Stockmayer, Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm (Rudolf Schlösser) . . . . . . . . 169
Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart (Friedrich Weidling) . . 208
Uhlands sämtliche Werke. Mit einer literarisch-biographischen Einleitung von Ldw. Holthoff . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 267
Vischer, Shakespeare-Vorträge (Phil. Aronstein) . . . . . . . . . . 168
Wagner, siehe Berendt.
von Wartenegg, Erinnerungen an Franz Grillparzer . . . . . . . . 262
Weddigen, Lord Byrons Einfluß . . . . . . . . . . . . . . . . 232
Weitbrecht, Das deutsche Drama (Karl Zeiß) . . . . . . . . . . . 732
Werner, Vollendete und Ringende (Harry Maync) . . . . . . . . . 195
Witkowski, Goethe (V. Michels) . . . . . . . . . . . . . . . . 448
Züricher, Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern (Hauffen) . . . . 248

Bericht über die während der Jahre 1900 und 1901 in Amerika veröffentlichten Aufsätze über deutsche Literatur. Von Max Poll . . . . . . 510

## Bibliographie.

Unter Mitwirkung von
Arnold E. Berger, Otto Clemen, Adolf Hauffen, Julius Jung, Viktor Michels, August Sauer und Reinhold Steig bearbeitet von Alfred Rosenbaum.

1. Zeitschriften . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 213. 520. 824
Zeitschriften für Volkskunde. Von Adolf Hauffen . . . . . . . . . 838
2. Bücher . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 231. 558

Nachrichten . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 267. 592. 841

Nachträge und Berichtigungen . . . . . . . . . . . . . 130. 426. 841

Register. Von Alfred Rosenbaum . . . . . . . . . . . . . . . . 843

Digitized by Google

# Björnstjerne Björnsons Schauspiel Über unsere Kraft.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

Björnson dichtete die Tragödie des Übermenschen. Er zeigt ihn über seine Kraft streben mit der Phantasie und mit dem Willen; er zeigt, wie er scheitert in dem, was er kann, und an dem, was er soll.

Ein kraftvoller Mann vernutzt seine Stärke in frommem heilenden Wohltun. Als er voll Gottvertrauens auch seiner geliebten Frau Hilfe bringen will, stirbt sie, die sich für den Geliebten aufgerieben, beim Anspannen der letzten Kräfte ihres siechen Körpers; und er sinkt über ihrer Leiche tot zusammen. Ihre Kinder vergöttern die Eltern und weihen sich wie der Vater dem Dienste des Gemeinwohls; der Sohn opfert sich für die bedrückten Arbeiter auf bis in den Tod; die Tochter nimmt die Pflege von Kranken auf sich und die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts: sie allein überlebt.

Diese Familientragödie ist lediglich das Band der Ideen, ein Symbol wie in Lessings Nathan; nur daß hier die Familie erst zusammengefunden wird, während sie bei Björnson vereinigt ist und vergeht. Beiden Denkern handelt es sich um den Glauben.

Ein kindlich frommer Pfarrer, Sang benannt, ist zur Überzeugung gekommen, der Christenglaube sei darum bei den Menschen gesunken, weil keiner es wage, ganz Christ zu sein. Und er meint, wenn es nur Einer wage, würden es die andern auch versuchen. Dieser Eine will er sein. Er geht auf in christlicher Nächstenliebe. Er opfert den Dürftigen sein ganzes Vermögen; er hilft, wo seine Hilfe begehrt oder angenommen wird; auch, wo sie nicht verdient ist; denn er begreift gar nicht, daß es böse Menschen gibt. Kein Weg ist ihm zu beschwerlich, keine Entfernung zu weit; nicht Wetter und Sturm halten ihn ab, wenn er gerufen ist; er scheut keine Gefahr seines Lebens und entgeht jeder wie durch ein Wunder. Er drängt niemand

seinen Glauben auf, er ist kein Bekehrer, kein Eiferer; jeder solle nur wahr sein, den Glauben müsse Gott geben. Er fühlt, daß ihm Glaube gegeben ist. Und er betet für jeden und mit jedem, der beten kann. Sein Glaube an die Macht des Gebetes steht felsenfest; ihn begeistert, ihn trägt, ihn drängt vorwärts der Erfolg seines Glaubens. Denn er rüttelt mit dem Mut seines Bekenntnisses und seiner Werke andere auf. Sie lernen an ihn glauben, an seinen Glauben, an die Kraft seines Gebetes. Und so wirkt er Wunder. Kranke werden geheilt, die mit ihm beten, ein Mädchen, das alle für gestorben hielten, zum Leben erweckt. Gebildete und Ungebildete, Zweifler und Gläubige, Laien und Mitgeistliche neigen mit Bewunderung verehrend seiner Liebe übenden Person zu, er ist untadelig für alle, ist der edelste.

Auch seine Gattin, Klara, die reine, die hellsichtige, glaubt an ihn und an seine Wundermacht, obwohl sie, in einem „intelligenten Hause“ aufgewachsen, zum Zweifeln angelegt war. Sie sieht zu ihm auf mit dem Sinne des schwachen Weibes für den starken Mann; sie liebt ihn, der in fast fünfundzwanzigjähriger Ehe mit ihr verbunden ist, immer inniger. Ist er auswärts, so ersehnt sie seine Rückkehr wie eine Braut. Sind ihre Glieder erstarrt im Leiden, so weiß nur seine sanfte Hand sie zu lösen. Keinen Vorwurf läßt sie gegen ihn aufkommen, nicht bei andern, nicht in sich; und spricht mit den rührendsten Worten entschuldigend von dem, was andere Schwächen an ihm nennen könnten. Auch ihr sind sie ja nicht verborgen; sie erkennt nur allzu klar: er hat sie und ihre Kinder in Not gebracht; er hat den Unterricht der Kinder ganz vernachlässigt: er hat die Kinder wiederholt auch Lebensgefahren ausgesetzt. Da freilich hat sie ihm widerstreben müssen, und muß es. Sie hat die schon erwachsenen Kinder in die Stadt zur Schule gesandt vor fünf Jahren; sie hat mühsam die Mittel zu ihrem Unterhalt aufgebracht: sie hat in Sorge um sie und den mit Liebe bewunderten angebeteten Mann und in Arbeit für alle ihre Körperkraft aufgebraucht. Niemand offenbarte sie ihren Schmerz, ihr Leid, auch nicht der fernen Schwester Hanna.

Das Töchterchen aber, Rahel, verrät der Tante die Not des Hauses. Und sie kommt, zugleich mit den zurückgerufenen Kindern, zur Schwester. Nun bekennt die zum Lager geschwächte Frau all ihr Glück, all ihren Gram. Damit setzt das Drama ein.

Vergangenes und Gegenwärtiges wird der Schwester erzählt. Und da gibt sich von selbst die Frage: ja, wenn dein Gatte andere Kranke heilen kann, warum heilt er dich nicht? Der Grund liegt nicht in seinem Hinwegsehen über die Familie zu Gunsten aller, er liegt tiefer. Klara glaubt an ihren Mann, aber sie besitzt nicht seinen

Glauben. Sie müßte mit ihm beten können in seinem Sinne; das vermag sie nicht. Er macht ihr daraus keinen Vorwurf, er läßt jedem seinen Gott, er anerkennt, daß sie ihr Leben gibt, wo andere nur ihren Glauben geben, er anerkennt, daß sie aus Liebe allein alles thut, nicht in der Hoffnung auf einen Lohn hier oder im Jenseits; Klara müsse Gott ebenso lieb sein wie jeder vollkommen Gläubige, denn Gott ist aller Vater, seine Liebe kein Vorrecht der Gläubigen. Aber daß sein Glaube nicht ganz der ihrige ist, hielt ihn doch ab, die Wunderkraft seines Gebetes auch da zu üben, wo es am nächsten liegt. Bisher. In diesen Tagen überkam's ihn wie göttlicher Ruf, auch seine Frau zu heilen. Sie widerstrebt ja nicht, sie kann nur nicht mitwirken. Statt ihrer sollen die Kinder mit ihm beten, sie wollen zu dritt die Mutter wie mit einer Gebetskette umgeben, auf daß die Sieche genese. Dazu rief er die Kinder zurück. Und heute soll es geschehen. Es beirrt ihn, daß die Kinder nicht pünktlich zur Morgenstunde, wie er sie hieß, zum Gebet erscheinen, er begreift nicht, daß sie an solchem Tage, vor solcher Aufgabe verschlafen können. Und nun treten sie auf und bekennen, traurig, beklommen, stockend, daß sie den Glauben an des Vaters Glauben in der Fremde verloren haben. Sie haben die Christen nicht gefunden, wie sie nach des Vaters Worten sein müßten; sie haben erfahren, daß nur der Vater ein wahrer Christ sei; und daß für die andern, auch für die besten Menschen, ihre Heilslehre ebenso natürlich sei, wie für den Vater die seinige, obwohl sie nicht in allem nach jener Vollkommenheit streben, deren Geheimnis Christus gelehrt hat, sondern nur so viel davon nehmen, als ihnen taugt; sie haben auch erfahren, daß diejenigen, welche versuchen, das Ideal ganz zu nehmen, sich übernehmen. Und so haben die kindlichen Seelen geschlossen, daß die christlichen Ideale noch heute nicht zu den menschlichen Verhältnissen und Fähigkeiten passen; und weiter grübelnd haben sie gelernt, daß diese Ideale gar nicht erst christlich seien, sondern schon vorher dagewesen.

Das Bekenntnis fällt schwer auf die Familie; aber die Liebe des Blutes bleibt davon unberührt. Der Vater, zuerst hart getroffen, aufbrausend, bedauert seine Kinder mehr darum, als er sie schilt, vernimmt ihren Abfall als Mahnung seines Gottes; er habe ihm zu wenig vertraut, als er vermeinte, nur mit Hilfe der Kinder für die Mutter beten zu können, Gott habe ihm nicht umsonst heute das besondere Gefühl des Gelingens verliehen, er müsse allein beten, lange; denn Gott werde ihm nicht gleich gewähren, da er an ihm gezweifelt habe.

Und so begibt er sich in die Kirche. Er läutet die Glocke zum Eingang seines Gebetes — die Mutter, deren überwache Augen seit

Wochen der Schlaf geflohen, schließt die Lider und schläft, schläft tief. So tief, daß sie selbst das Dröhnen des Bergsturzes nicht hört, der alle schreckt, der die nahe Kirche zu verschütten droht; zum ersten Wunder des Einschläferns das zweite: die Steine verschonen das Gotteshaus, in dem Sang betet. Die Kinder, die Schwester sinken bei der Mutter erschüttert nieder, Volk versammelt sich um die Kirche mit ihrem geretteten Pfarrer, sie umstehen sie und beten mit ihm, eine Gebetskette. So den Tag, so die Nacht. Ein Kranker wird herbeigetragen, er erhebt sich gesundet: das dritte Wunder. Unablässig hört man den Vater beten, singen, läuten. Die Anhänger des Laienpredigers ziehen zwischen dessen Predigt und dem Gebete Sangs hin und her. Insassen eines fremden Missionsschiffes unterbrechen die Fahrt, die Wunder, den Wundertäter zu sehen. Ihre geistlichen Führer müssen widerwillig dem Verlangen nachgeben und bereden sich, welche Stellung sie zu den Ereignissen nehmen sollen. Die überwiegende Ansicht neigt gegen die Anerkennung des Wunders, bis der Ortspfarrer versichert, er kenne die nahezu hundert Jahre alte Pfarrerswitwe, die nach fünfzehnjähriger Lähmung durch Sangs Beten wieder gehen könne; er habe mit eigenen Augen gesehen, wie die junge Agathe Florvägen für alle tot und kalt war, und Sang sie an der Hand nahm, und sie seitdem gesund ist. Die Witwe und das Mädchen nahen eben, das neue Wunder der schlafenden Frau Sang zu sehen; keiner der Geistlichen wagt, sie, die wie überirdisch erscheinen, anzusprechen, obwohl der Ortspfarrer dazu aufgefordert hatte. Noch ein Geistlicher tritt heran; einer, der sich in langen Zweifeln gequält hat, da er der Gemeinde Glauben an Wunder predigen mußte und selbst keine fand, so viele Wunderstätten er auch besuchte; jetzt solle die Entscheidung für sein Leben hier fallen; er sehnt sich nach dem Wunder als dem Zeugnis des Glaubens, und seine Ergriffenheit, seine heiße Erregung reißt alle mit fort. Wird Frau Sang, die seit vielen Monaten gelähmte, sich auf das Gebet ihres Gatten hin erheben und gehen können, wie er verheißen?

Da, da stürzt Rahel heraus: die Mutter ist vom Bette aufgestanden, die Mutter schreitet dem aus der Kirche heimkehrenden Manne entgegen! Das Volk drängt dem Pfarrer nach ins Gemach, erst einzelne, dann alle stimmen das Halleluja an, ein überwältigend großartiger, aus dem Innersten brechender, das Innerste in Mitschwingung versetzender Jubelschrei und Preisgesang zu dem Gotte, der in Sang Wunder wirkt. Aber, kaum begonnen, tönt er schon nicht mehr vor dem Heilenden und der Geheilten, er schallt über Tote. Klara sinkt entseelt zu Boden und neben ihr der Gatte; sein Mund stammelt noch kindlich fassungslos die Worte: das war ja nicht meine Absicht — — oder — —, und mit diesem Oder, dem

einzigen Verräter aufsteigenden Zweifels entflieht sein Leben, sein gefoltertes Herz steht still.

Damit schließt der erste Teil. Hat Sang Wunder gewirkt? Der Dichter beantwortet als echter Dichter die Frage nicht geradezu. „Wer darf bekennen: ich glaub' ihn? wer sagen: ich glaub ihn nicht?" Nicht um Aufklärung handelt es sich, so wenig wie in irgend einer echten Dichtung, nicht um Didaxe, nur um Gefühlseindrücke, ausgelöst durch Gespräche und Vorgänge. Aber auch in ihnen wird Björnsons Meinung offenbar. Klara, die aus Liebe ihr Dasein hingegeben, gab ihr Leben aus Liebe bis in den Tod. Wie sie, nach ihren Worten, würde das Bett haben verlassen können, wenn ihr Gatte wieder einmal in seinem frommen blinden Eifer die Kinder einer Gefahr ausgesetzt hätte, wie sie da aus Mutterliebe auch „ein Wunder" hätte tun können, so tat sie es jetzt. Aus Liebe zum Gatten besiegt sie die Schlaflosigkeit, berührt von seiner magnetischen Heilskraft, wie es der Sohn einmal nennt; aus Gattenliebe findet sie die Stärke sich zu erheben, bewältigt von der Macht seiner in sich sicheren Persönlichkeit. Aber es geht über ihre Kraft; ihr Körper war zu schwach. Sie stirbt nicht an der Mangelhaftigkeit ihres Gottglaubens; sie stirbt, weil sie sich in menschlicher Aufopferung übernommen hat. Der sie mit seinem Gottglauben zur Gesundheit hatte erwecken wollen, trieb sie in den Tod, er hat sie geheilt zum Tode. Und er, der die Gotteskraft noch nie so stark in sich gespürt, wie gerade jetzt, der sich deutlicher berufen fühlte als je, der ununterbrochen Tag und Nacht um die Genesung seiner geliebten Frau im Gebete gerungen, er bricht von der Enttäuschung noch mehr als vom Schmerz zerschlagen zusammen, irre geworden an seinem Lebenswerke. Wie soll er leben, da er nun am Liebsten erfuhr, was über die Kraft geht? auch über seine Kraft. Wie soll er leben ohne den Glauben, der sein Leben füllte und der nun gebrochen ist, der nicht gerettet, der getötet hat! Strafte sein Gott seinen Gebetsglauben als einen Frevel? vereinigte ein gütiger Gott die Geprüften im ausgleichenden Tode, der nichts Übernatürliches zwischen ihnen bestehen läßt? So mag der Zuschauer Fragen zur subjektiven Beantwortung fortspinnen: die Nachwirkung der Dichtung ist noch stärker als die Wirkung. Und darin bewährt sie sich als wahre, große Dichtung.

Alle hatten gleich Sang dem guten Ausgang entgegen gehofft mit wachsender Zuversicht, alle außer der Tochter. Rahel hat es zuerst ihrem Bruder Elias gegenüber ausgesprochen, daß sie an des Vaters Glauben nicht mehr zu glauben vermag; sie wird von Angst gefoltert durch das Unternehmen ihres Vaters und hat kein Vertrauen zum frohen Ende; das erwartete Wunder sei kein Segen, es sei etwas Entsetzliches, es werde alle zugrunde richten. Sie ist die

voraussehende, sie, das Mädchen. Nicht mit der Klarheit ihrer Mutter, die erkannt hat, ihres Gatten Stärke ruhe darin, daß er sich auf Eines beschränke und alles Andere daneben nicht wahrnehme; nicht mit der Hingabe ihrer Mutter, die aus Liebe alle Leiden und den Tod auf sich nimmt; mit der jugendlichen mehr ahnenden Sicherheit ihrer Natürlichkeit hat Rahel innerlich widerstrebt. —

Zusammengebrochen ist alles. Menschenscheu schmiegen sich die Geschwister aneinander, üble Nachrede der Leute über ihre Eltern fürchtend, fliehen sie in die Welt. Die Zeit rinnt ab. Über dem Bergsturz ist Gras gewachsen, die Wunde der Ereignisse vernarbt. Es stirbt Tante Hanna, die armen Geschwister werden reich durch ihr Erbe. Da suchen sie jenen Pfarrer auf, der das Wunder verlangend mit ganzer Seele zu den letzten Vorgängen ihres Elternhauses gekommen war, Bratt. Das Erlebnis hat ihn auf sein geistliches Amt verzichten machen; der Tag hatte wirklich über sein Leben entschieden. Er hat ein neues Ideal gewonnen: den Arbeitern zu helfen; er hat, von den Lehren Lassalles erfüllt, einen Landverein gegründet, sie zu sammeln gegen die Fabrikherren. Elias, des toten Sang enthusiastischer Sohn, schließt sich ihm an, er schreibt eine Zeitung in Bratts Sinn; er glaubt sich dem prophetischen Namen verpflichtet, den der Vater ihm gegeben hat. Rahel hält sich zurück, läßt beide gewähren, ohne sie zu unterstützen, wendet ihr Vermögen auf den Bau eines Hospitals, in dem sie pflegen will. Sie wohnt in der Nähe der Reichen, Elias siedelt sich mitten unter den Ärmsten an.

Ein Strike ist ausgebrochen. Umsonst redet Falk, einer der aus dem ersten Teile bekannten Theologen, zur Nachgiebigkeit; Bratt, mit der rednerischen Gewalt, mit der Energie seiner Ansicht, die sich auch den geistlichen Brüdern gegenüber siegreich bewährt hatten, hält die Arbeiter fest beim Ausstand; es fließen ja reichlich Mittel zu.

Denn Elias, für die Sache entflammt, blind wie sein Vater, gibt alles, was er besitzt; seine Habe ist verteilt. Und er will noch mehr tun. Er sieht, daß der Strike allein nicht gelingen könne. Von einem Fremden, der seiner Schwester das Hospital erbaut hat, der auch für den reichsten Fabrikherrn, Holger, eine zerfallene Burg wieder aufrichtet, wird er bestimmt, energischer einzugreifen. Dieser Baumeister Halden ist der natürliche Sohn Holgers, ohne daß Vater und Sohn um ihre Verwandtschaft wissen; in kalter Tüchtigkeit versteckt er seine Gesinnung; er regt in Elias den Gedanken zum anarchistischen Attentat an. Unter der Burg ziehen sich alte Minengänge hin, die Halden zu elektrischen Leitungen wieder geöffnet hat; sie werden mit Dynamit gefüllt. Elias selbst will die Sprengung vollführen, mit den dem Tode geweihten Fabrikherrn zugrunde gehen. Das Beispiel einer Arbeitersfrau, Maren Haug,

entflammt ihn zu dieser Selbstopferung; sie hat sich und ihre Kinder getötet, um die Strikekasse von ihrer Unterstützung zu entlasten, mehr, um dadurch ein auffälliges Zeugnis zu geben, in welche Verzweiflung das Elend die Arbeiter treibe. Auch Elias bekennt sich nun zur Religion des Martyriums; alle großen Errungenschaften würden nur durch Opfertod gewonnen, die christliche Lehre ist's durch Jesu Tod, der Bestand des Vaterlandes durch sterbende Krieger. Wie sein Vater den Mut zeigen wollte zu glauben, auf daß andere das Gleiche wagen, und dabei das Leben verlor, so will er anderen ein Beispiel geben, sich für die Sache der Bedrückten zu opfern: jeder verbraucht sich im Dienste seines Ideals. Heute sind Maren Haug und ihre Kinder begraben worden; heute weist Holger ein Verhandeln mit den Ausständigen schroff zurück; heute sind die Fabrikanten des Landes versammelt in der Burg Holgers, um sich dem städtischen Arbeitgeberverein anzuschließen gegen den Landverein der Arbeiter. Sie erwägen das Verhältnis zu den Arbeitenden für und gegen, wie die Geistlichen des ersten Teiles das Wunder besprochen haben; fast alle stimmen für Holgers Herrenorganisation; sie bejubeln ihre Eintracht, beginnen den sicheren Sieg über die Strikenden zu feiern, da entdecken sie, daß sie eingeschlossen sind. Elias, als Diener verkleidet, kündigt ihnen ihr nahes Schicksal an; Holger schießt ihn nieder. Ein entlassener und darüber dem Irrsinn verfallener Arbeiter, der treueste Anhänger des Elias, veranlaßt die Entladung der Mine. Der Bergsturz hatte den Wohltäter der Menschheit verschont, die Mine vernichtet die Übelthäter, ja selbst einen Gutgesinnten mit ihnen, wahllos. Alle werden unter den Trümmern begraben, nur Holger entkommt mit dem Leben, doch gelähmt.

Um den Bruder, um seine Tat und ihre Wirkung trauernd pflegt Rahel den Fabrikherrn als den ersten Gast ihres Hospitals. Ihn und Bratt, der über dem Ereignis den Verstand verloren; das hat er nicht gewollt, soweit hat er Elias nicht geführt; aber er trägt an der Schuld, ihn zuerst in die Bahn geleitet zu haben. Ist Holger am Leibe schwer gestraft für den Herrenstolz, Bratt am Geiste für die Irreführung des über alle geliebten Freundes, so sühnt Rahel ihre vermeintliche Schuld, daß sie nicht der Mutter gleich für die Ihren tätig gesorgt habe, daß sie ihren Weg getrennt von dem Bratts und ihres Bruders gegangen sei. Sie hat Übles geahnt wie damals, als ihr Vater die Mutter heilen wollte; sie hat die Gegner ihres Bruders wiederholt gewarnt; sie hat versucht den Bruder wegzuführen, aber sie übersah die Größe der Gefahr und wendete sie nicht mit dem Aufgebot aller Kraft rechtzeitig ab, wie ihre Mutter getan hat. Nun sühnt sie, indem sie den Mörder und

den Verführer ihres Bruders pflegt. Und sie nimmt es auf sich, den Fabrikherrn für die durch das Militär bedrängten Arbeiter um Nachgiebigkeit zu bitten.

Die zu hoch gespannten Ideale der religiösen und der sozialen Weltordnung brechen. Der Himmel ist nicht mit ihnen, der Himmel liegt in unserm Innern, in allem, was wir für die Zukunft tun mit Liebe, die den Blick fürs Wirkliche hat. Dazu verbündet sich Rahel mit zwei jugendlichen Freunden, den verwaisten Kindern von Holgers Schwester und Schwager Sommer, Credo und Spera heißen sie, wie so viele in dieser Dichtung sprechende Namen tragen. Sie sind die idealisierten Abbilder der um weniges älteren Kinder Sangs des ersten Teiles; nur scheint diesmal Credo der führende, Spera die mitschreitende. Sie sind aufs engste ineinander verwebt, wie Rahel und Elias; Credo hofft wie Spera, Spera glaubt wie Credo. Sie wollen Kindervereinigungen gründen, daß jeder früh lerne, mit andern zu stehen, für andere zu sorgen; sie werden Erfindungen machen, der Volksverzweiflung entgegenzuarbeiten, die nach ihres verstorbenen Vaters Lehre das größte Unglück ist, wie denn Maren Haug und Elias sie mit dem Leben gebüßt haben; von den Erfindungen werden dem Dasein auch der Armen Erleichterungen und Genüsse zuwachsen; alle werden arbeiten und kein Krieg mehr sein. Das ist der Glaube und die Hoffnung Sommers, ihres Vaters, gewesen, und ist ihr Glaube, ihre Hoffnung. Nach dem schrecklichen Frühling, der Mord und Jammer gebracht hat, eröffnen die Kinder Sommers die Aussicht in eine freudige Zukunft. Sie werden gestützt und gefördert darin von Rahel, der reiferen Führerin, die als werktätige Liebe über Glaube und Hoffnung wacht.

Mit dieser tröstlichen Verheißung entläßt der Dichter die Zuschauer seines Schauspiels. Der neue Glaube ist nüchterner gegründet, der neue Wille ruhiger gelenkt als der Glaube Sangs und der Wille seines Sohnes. Schweift auch hier die Phantasie über unsere Kraft hinaus? Dem heranwachsenden Geschlecht ist es anvertraut. –

Björnson hat einen Ideenstoff aufgegriffen, der sich denen vergleicht, die Lessing im Nathan behandelt, Goethe in den Wanderjahren und sonst berührt. Des Aufklärers Frage nach der echten Kirche ist gut ein Jahrhundert später zum Grübeln über den reinen Glauben geworden; und hier siegt nicht die Gemeinde, nicht die Familie, die verschiedene Satzungen verbindet, hier siegt das Individuum. Aber im sozialen Leben muß das Individuum sich hingeben, aufgehen in der Gesamtheit, für sie nur wirken mit aller Liebe. Erziehungsgemeinschaften hat auch Goethe bedacht, Neuland zur Verbessung der Lage wollte er gewinnen, wie Björnson durch Erfindungen bereichern will. Mit dem Agathodämon Wielands hat Sang manche Verwandt-

schaft, wenn auch der rationalistische Zug fehlt. Herdersche Ansichten weben in den wahrhaft menschlich wirkenden, zur Humanität sich und andere erziehenden Hauptgestalten. Am auffälligsten aber ist die Übereinstimmung mit Schillers Anschauungen; Elias und Rahel sind Beispiele auf seine Lehre von Würde und Anmut. Die Vortrefflichkeit, die Sicherheit des Wirkens der Frau, des Mädchens vor der des Mannes tritt in Klara und Rahel gleicherweise heraus. Bei großen Dichtern brechen eben auch unter stark veränderten Weltverhältnissen doch die ähnlichen sittlichen Vorstellungen und Ansichten durch.

Björnson stellt sich in die Nähe der Klassiker. Damit werden seine modernen Probleme, seine neuzeitliche Darstellung nicht der Gegenwart entrückt; damit wird er nicht aus dem Verbande jetzt lebender Autoren gelöst: diese Verknüpfung ist selbstverständlich und deutlich genug sichtbar; jene ist merkwürdiger. Hohes künstlerisches Vermögen, noch mehr wahrhaft poetische Erfassung binden die schaffenden Geister aller Zeiten. Und Björnson ist Künstler und Poet.

Der kunstvolle Parallelismus zwischen dem ersten und zweiten Teil ist mehrfach gezeigt worden. Er äußert sich nicht nur in den Charakteren, Absichten und Taten von Hauptpersonen. Es kann nicht unbeachtet bleiben, wie neben diesen hervorragenden Individuen in beiden Teilen die Volksmasse und eine übergeordnete Partei das Weltbild geben. Dort führt ein Bischof die von der Seefahrt her hungernden Geistlichen, sie pochen auf die Einrichtungen der Kirche, die der Staat stützt; hier führt der reichste Fabrikherr seine zechenden Genossen, sie pochen auf den Staat und auf die Kirche, denn diese stehe stets auf Seite der Macht: zwei parlamentarisch gehaltene, der Wirklichkeit abgelauschte, sachkundige Diskussionen, die jedoch künstlerisch zu lang gedehnt sind. Dort weichen die verordneten Leiter zurück vor der Begeisterung des Volkes, selbst hingerissen von der edlen Größe des Individuums; hier stemmen sich die Machthaber gegen das Verlangen der Masse, taub gegen den besten Willen der individuellen Führer. Und bis ins Kleine läßt sich der Parallelismus, vom Dichter wohl mehr unwillkürlich gefunden als gesucht, verfolgen. Aus dem wundergläubigen Volke heben sich dort, Sang segnend, die genesene Pfarrerswitwe und die bei ihr lebende, vom Tode erstandene Agathe; hier aus der Arbeitergruppe, Holger verfluchend, der alte Anders und seine in den Tod getriebenen Töchter und Enkelkinder; dort der geheilte Lahme, hier der entlassene verrückte Mann u. s. w.: der im Irrtum über seine Kraft befangene Sang rettete, weil er reinen Sinnes war für andere; der Egoist Holger vernichtet mit seinem Leben über die Kraft.

Das letzte Ende des zweiten Teiles dient wie ein Epilog dem Ganzen, obwohl der erste, tiefere und stimmungsvollere, auch für sich

allein bestehen könnte; nur enthält er die Botschaft Björnsons nicht vollkommen. Auch im zweiten, wesentlich sozialen Teile bleibt ja der Gottglaube die Grundlage des ethischen Urteils; nur daß es jetzt für gesichert gilt, daß niemand dem Glauben Anderer Richtung geben kann. Jeder muß Gott für sich in sich selbst frei machen. Und so kommt es, daß Bratt, der mildere ältere Sozialist, mehr die Güte in Gottes Walten spürt, Elias, der Jüngling der jähen Tat, mehr die Gerechtigkeit Gottes, jenes Gottes, der auch im Kriege dabei ist und der Selbstaufopferung zur Vernichtung der Bösen fordert. Beide scheitern. Bratt bedauert, daß er nach dem, was er in Sangs Hause erlebt, noch einmal habe glauben können, Elias, der unter der Übermenschlichkeit des Wunders gelitten hat, fällt über der Unmenschlichkeit der Theorien. Nur im Menschlichen ist Erlösung, empfindet Rahel, wie Iphigenie danach handelt. In ihrem Vater war das Glaubensgebot wirksamer gewesen als das rein natürliche Verhältnis zu den Seinigen, er war hinausgerückt über sie fast wie die vom Himmel berufene Johanna. Und ähnlich Elias. Aber die Übermenschen sterben wie Menschen und ihr letzter Gedanke gilt denen, die die Natur nicht verleugnen, nicht unter ihre Persönlichkeit hinunterdrücken wollten, den Frauen Klara und Rahel. Deren Weg zum vollen Menschlichsein geht durch das Leid. Je stärker wir klagen, sagt Rahel, so tiefer wird Gott gefühlt; kein Ding ist uns ganz eigen, ehe der Kummer es berührt hat, kein Ideal, ehe er es angehaucht hat, kein Verstehen, ehe er uns in die Augen geschaut hat. Ist die Wirkung des Tragischen je tiefer ausgesprochen worden?

Und auch seine Heilkraft wird geoffenbart. Die Tragödie wendet sich zum Schauspiel. Rahel bekennt, in der Fülle ihres Schmerzes um den verlorenen Bruder habe sie ihn erst recht verstehen lernen, und sie werde nun auch das nicht mehr lassen, wofür er starb: „unser Leiden soll es läutern, unsere Tränen sollen es erleuchten — — und es für Tausende heilig machen." —

Aus dem Engsten des vertrauten Schwesterngespräches geht der erste Teil ins weite Volk; der zweite führt aus der Masse in den engeren Kreis der Fabrikherren und zurück in das Leben der einzigen Überlebenden der Familie. In die Mitte jedes Teiles fällt das Ende der Verwicklung, der Beginn der Katastrophe: einmal nach dem ersten der zwei Aufzüge, das anderemal nach dem zweiten der vier. Die Akte sind von annähernd gleicher Ausdehnung außer dem überlangen zweiten des zweiten Teiles und dem kurzen letzten. Jeder Aufzug spielt an einem anderen Orte; innerhalb der Akte findet kein Szenenwechsel statt. Das Auftreten der Personen an dem jeweiligen Orte ist wohl erklärt und berechtigt. Immerhin hat die Art, wie der Dichter seine Leute herbeiruft und fortschickt, zuweilen

etwas Willkürliches. Damit Sang und Klara allein sprechen können, muß Hanna nach den Kindern sehen; kühner ist gar die Führung, wo Credo und Spera erscheinen, vor Elias sich flüchten, wieder erscheinen und wieder vor Bratt sich flüchten; am gewaltsamsten im Schlußakt, wo Halden, Holger, die Arbeiter, Bratt, das junge Geschwisterpaar sich ablösen, keine Person mit den andern in Verkehr tritt, obwohl sie doch enge Beziehungen zueinander haben: sie sind um die Hauptfigur Rahels gestellt, sie allein soll den Mittelpunkt bilden, sie allein als Herrscherin dastehen, neben ihr, der tätigen Liebe, die andern als wandelnde Erscheinungen verschwinden; nur Credo und Spera behält sie bei sich. Auffällig ist noch das Auftreten Haldens; er hat die außerordentlich schwierige Rolle eines fast stummen Spielers; er, der aus Amerika zurückgekehrte Sohn Holgers, muß schweigen, als einer der Arbeiter ihm und seinem Vater zuruft: „Diese großen Herren haben so viele Söhne drüben in Amerika, von denen sie nicht gekannt sein wollen. Von denen kommt keiner her und lehrt sie, was Ehre ist.“ Halden bleibt danach auf der Bühne und hat das längere Gespräch zwischen Holger und Rahel still anzuhören. Er darf im letzten Aufzug zwischen die erregten, zum Teil monologischen Reden Rahels nur einzelne Worte einstreuen; er muß sich darauf in den Hintergrund zurückziehen, um Holger mit Rahel allein zu lassen, darf danach nochmals vortreten zu einem seiner andeutenden Worte, um wieder abzutreten und Bratt Raum zu lassen. Dieser natürliche Sohn, der im Dienste seines unerkannten Vaters steht, dieser Anarchist, der für den stolzesten Fabrikanten arbeitet, der Elias zur Selbstopferung verführt und sich selbst schont und sich niemanden entlarvt, schreitet wortkarg, fast wie ein sprachloses Gespenst durch das Stück und zieht nur durch seine unerwartet häufige Anwesenheit auf der Szene und durch die Andeutungen anderer so viel Aufmerksamkeit auf sich, daß man ihn als die Triebkraft des Mordanschlages erkennt. Soll er in seiner kalten Selbstbeherrschung das egoistische Gegenbild des hingerissenen, ganz altruistischen Elias sein?

Der Zeitverlauf der Ereignisse ist kurz; auf einen Sommermorgen fällt der erste Aufzug, auf den nächsten Tag der zweite; die drei ersten Akte des zweiten Teiles spielen von früh bis abends, doch so, daß zwischen jedem eine stundenlange Pause liegt; der letzte Akt einige Zeit danach.

Langsam wird man im ersten Aufzug auf Sang vorbereitet, bis er endlich erscheint, mit Spannung erwartet. Seine warme Auseinandersetzung mit den Kindern über den Glauben findet im zweiten Aufzug ihre Parallele in der nüchternen Erörterung des Wunders durch die Pfarrer. Im ersten Akt des zweiten Teiles legt

Bratt die Theorie eines gemäßigten Sozialismus dar, im zweiten zeigt Elias die Notwendigkeit des Terrorismus an, im dritten vertreten die Fabrikanten das Herrenrecht, im vierten wird die Lehre gegenseitiger liebevoller Hilfe und Schonung empfohlen. So sind die Ideen über die künstlerischen Abschnitte verteilt.

Der erste Teil schließt in jedem Aufzug, der zweite im dritten mit einem starken Effekt: Glockengeläute, der Bergsturz, die Mutter kann wieder schlafen; Glockenklang, Hallelujahsang, die Eltern sterben; die Dynamitexplosion, der Tod vieler. Und auch der erste und zweite Aufzug des andern Teiles endet mit scharfen Einschnitten: dort beginnt Bratt zu ahnen, was Entsetzliches Elias plant, hier Rahel. Es ist fraglos, daß die Finale des ersten Teiles wirksamer sind als die des zweiten: dort der Schrecken und die Hoffnung hart nebeneinander gesetzt, der Schlaf, der Wunderheilung verheißt; dann der Jubel und das Mißlingen, der stärkere Bruder des Schlafes, der lösende Tod; das erstere vor einem kleinen Kreis von Beteiligten, das letztere mit künstlerischer Steigerung vor dem Volke. Im zweiten Teile fehlen derartige starke Bühnenbilder, besonders das Ende läuft nicht eindrucksvoll genug ab.

Die Teilung der Stücke ist also örtlich, zeitlich und sachlich begründet, und starke, zum Teil grelle Abschlüsse sorgen dafür, daß sie auch von der Bühne her als Einschnitte empfunden werden.

Jeder Akt hat seinen Hauptvorgang, eine Handlung. Zuerst lernt der Zuschauer alle Glieder der Familie Sangs in ihrer gegenseitigen Stellung kennen und die Wirkung seines Gebetes bis zum Einschläfern der schlaflosen Frau Klara; die wichtigste Person ist sie. Die Spannung ist geweckt, nur halb befriedigt. Der zweite Aufzug bringt das Verhalten der Kirche zum Wundertäter, läßt als neue Figur Bratt heraustreten, steigert die Erregung bis zum scheinbaren Gelingen des mit heiligem Jauchzen begrüßten Wunders, dem jäh und knapp der doppelte Tod folgt. Der ergreifende Akt wird beherrscht von Sang, obgleich er erst zu Ende auf der Bühne erscheint. Der erste des zweiten Teiles setzt mit dem Begräbnis der Familie Maren Haugs rührend ein und entrollt das Bild der Arbeiterzustände; Bratt und Elias treiben den Strik zum Entscheidungskampf, sie sind die Vormänner dieses Aufzugs. Der nächste stellt Holger vor und dient zuvörderst ihm, zergliedert sein Verhältnis zu allen Kreisen und Personen. Halden tritt zu, Credo und Spera. Holgers herrischem Abweisen der Arbeiter, womit die Politik Bratts unterliegt und die eines gewalttätigen Kämpfens herausgefordert wird, reiht sich der düstere Abschied des Elias von Rahel an, kurz vor der zugerüsteten Tat. Die Erwartung auf den Ausgang steigt. Man spürt, wie der über die Kraft gehende Grundsatz der Herren:

tue alles, was du willst, die gleiche Lehre bei den auch über das Sollen ihrer Kraft ausschweifenden Anarchisten den gleichen Grundsatz wecken wird. Der dritte Aufzug zeigt Holger unter seinen Berufsgenossen und wieder seinen Gegenkämpfer Elias: die Minuten vor der Explosion, das verschiedene Gebaren der Fabrikanten — der in Todesnot verzweifelnden, bis zu wahnsinnigem Sprung aus dem Fenster ratlos umherirrenden, der an den Mannesmut appellierenden oder bei Gott Trost suchenden — sind wahrhaft erschütternd, ja beängstigend, so daß der endliche Zusammensturz des Hauses wie eine Befreiung wirkt. Der letzte Aufzug endlich gehört Rahel. Die Folgen des Geschehenen werden gezeigt, der Anteil Haldens an der Tat jetzt erst klar gelegt. Ein weicher tröstlicher Nachklang des Vergangenen, zugleich Vorklang einer besseren Zeit schließt ab.

Die Personen und die Taten und die Ereignisse sind wahr. Unbegründet ist nichts, folgerichtig alles, sorgsam wird jedes vorbereitet. Z. B.: Die Mutter ist erstaunt und darf es sein, daß ihre mit Hanna zurückkehrenden Kinder zur Tante nicht von den Wundern des Vaters gesprochen haben: so wird auf den Abfall der Kinder von Sangs Glauben vorgedeutet. Man hört von der Pfarrerswitwe und Agathe Florvägen wiederholt, ehe sie auftreten, und so begreift man die starke Wirkung ihres kurzen Erscheinens auf die Pfarrer. Wir lernen im zweiten Akt des zweiten Teiles den irrsinnigen Arbeiter als unzertrennlichen Begleiter des Elias kennen und erwarten alsbald, daß er dem bei der Ausführung seines Planes behilflich sein werde. Im ersten Akt wird die Möglichkeit eines Dynamitattentats von einem Trunkenbold angekündigt; dadurch und durch Rahels Rat, Holger möge nicht mit einem Fest auf der Zwingburg die Arbeiter herausfordern, es sei schon einmal ein Sprenganschlag versucht worden, wird das allen Mitspielenden verschwiegene Ziel des Elias für die Zuschauer lange sichtbar, ehe es enthüllt wird knapp vor der Tat. Und so weiter. Es ist nicht nötig, alle kunstvolle sorgsame Vorausdeutung und Anbahnung hier aufzuzählen; es ist nicht möglich, ohne fortlaufenden Kommentar auf alle Feinheiten den Finger zu legen.

Selbst ein paar Hilfsfiguren sind glücklich eingefügt. Hanna dient zunächst nur, der Schwester Gelegenheit zu geben, über die Lage zu Beginn des Stückes den Zuschauer zu unterrichten; aber auch auf sie, die gleich Halden aus Amerika und ohne Autoritätsverehrung kommt, wirkt der Wunderglaube befangend, und so verstärkt sie den Eindruck der Persönlichkeit Sangs. Der irre Arbeiter, „der braune Mann", wie der Namenlose bezeichnet wird, ist nur nötig, um an Stelle des erschossenen Elias das Zeichen zur Entladung der Mine zu geben; aber er wird mit den Personen verknüpft;

er ist ein Opfer des harten Holger, er verbindet sich dem Helden Elias in instinktivem grenzenlosen Vertrauen auf Leben und Tod, und so hilft auch er zur Charakteristik von Hauptfiguren. Seine Einführung hat noch überdies den Wert, daß die wirkliche Vollendung des Mordanschlags von Elias genommen und einem irrsinnigen Rachegeist ausgeantwortet wird: damit ist der ethische und der praktische Unwert der Tat gekennzeichnet. Credo und Spera sind zunächst Hilfsallegorien, den Vorschein einer rosigen Zukunft zu malen; mit den Handlungen und Vorgängen sind sie von Haus aus nicht verwachsen. Aber Holger ist der Oheim der Verwaisten, Rahel sind sie vom Vater überantwortet; beide wollen in ihrer verschiedenen Art auf die Erziehung der Kinder wirken und zeichnen auch darin ihre Gesinnungen. Und durch dies Verhältnis werden Credo und Spera selbst leibliche Personen, besonders in ihrer kindlichen Hingabe an die mütterliche Rahel.

Und so ist alles geschickt verwebt. Anteilnahme, mindestens Aufmerksamkeit erregt jede Person und jeder Vorgang. Es ist dafür gesorgt, daß nichts von Belang gerade Abneigung herausfordert, jeder hat in seinem Sinne Recht, jedes ist an seinem Platze berechtigt. Der Stoff verlangte tiefe Schatten, ja er forderte selbst auf der Lichtseite Voraussetzungen, die nicht unmittelbar erfreulich sind. Daß die über ihre Kraft mit Sorge und Mühsal beladene Mutter ans Bett gefesselt ist, daß sie an einer Krankheit mit „einem häßlichen Namen“ leidet, so daß ihr Gatte ihn ihr nicht nennen mag, ist notwendige Voraussetzung der rationalistischen und naturalistischen Erklärung des Scheinwunders und ihres Todes. Trotzdem und obwohl Bettlägerige auf der Bühne heute nicht selten sind, wird manchem Zuschauer durch ihren Anblick ein peinliches Gefühl nicht erspart bleiben. Er empfindet vielleicht, sowenig er selbst jeden Besuch im Krankenzimmer empfange, sowenig sollte ein ans Lager Gebundener den Augen des Theaterpublikums ausgesetzt werden.

Die Frage, inwieweit sieche Personen auf der Bühne mit poetischem Vorteil verwendbar sind, ist ja überhaupt schwer zu beantworten. So bequem sie in der Erzählung das vergeistigte, halb weltentrückte Element darstellen, so fatal bleibt auf der Szene ihr Anblick: das Körperliche wird hier sinnfälliger. Hält man die Erscheinung Klaras mit der des am Schlusse des Dramas gleichfalls gelähmten Holger zusammen, so wird man gewiß an letzterer geringeren Anstoß nehmen; weniger, weil er im Rollstuhl und nicht im Bette gezeigt wird, sondern weil sein Leiden durch eine plötzliche Katastrophe vor unseren Augen herbeigeführt ist. Ähnlich wird man die Wirkung des „braunen Mannes“ und Bratts beurteilen; jener ist vor Beginn des Stückes verrückt geworden, tritt gleich als Irrer

auf, Bratt wird es zu Ende infolge von Ereignissen, die wir miterlebt haben; jener ist unheimlicher und unsympathischer als dieser. Ruft man eine Reihe ähnlicher Fälle aus anderen Dramen vor sein Gedächtnis, so wird man, glaube ich, die Wirkung immer da künstlerisch günstiger schätzen, wo die Gestalt zuvor gesund vor uns erschien, ihr körperliches Leiden erst infolge der dargestellten Vorfälle und rasch eintrat. Es genügt nicht, daß der Dichter, wie Björnson bei Frau Klara und bei dem braunen Mann tat, die Erkrankung aus der Vorgeschichte erklärt, während uns das für geistige Eigenheiten auch ungesunder Charaktere genügt. Es dürften also verschiedene Gründe für unsere Empfindlichkeit zusammenwirken: das Peinliche, einen von einem schleichenden Leiden Betroffenen mit Augen zu sehen und nur in diesem Zustande ihn zu kennen; dazu das Beunruhigende, Genesung zum Leben oder zum Tode als etwas zeitlich Unbegrenztes betrachten zu müssen, also das Verlangen, mindestens den Anfang des Leidens, seinen Anlaß selbst miterlebt zu haben. Mir scheint, daß man mit einer solchen Erklärung aus dem Wesen des Bühnendramas dem Kerne der Gefühlsursache näher kommt, als wenn man etwa die verschiedenen Arten des Mitleides abwägen wollte: mit ethischen und psychologischen Beweisen geht man bei künstlerischen Werken zumeist irre, falls nicht vorher den Gesetzen des Kunstwerkes, also dem, was das Material und die Erscheinungsform notwendig machen, Rechnung getragen ist.

Diese sind es ja auch, die der Genauigkeit der Naturnachahmung fort und fort Schranken ziehen, während der ethischen und psychischen Studie solche nicht gesetzt sind. Björnson tut meinem Geschmack trotz aller seiner Kunst etwas zu viel an Naturwahrheit, während er in anderem Phantastischen vielleicht den Realisten verletzt und nur den Symbolisten erfreut. Ich empfinde die Betonung der Scheu Klaras vor dem Duft des Faulbaums z. B. als zu medizinisch; sie soll ja ein pathologisches Kennzeichen dieser Art von körperlichem Leiden sein, aber brauchen wir das Krankheitsbild so genau zu sehen wie der Arzt? Poetisch fesselt das Seelische, und sonst nichts. Wo nicht seelische Stimmung, mindestens durch Association, sich anheftet, kann von Poesie im engeren Sinne des Wortes nicht gesprochen werden. Nun freilich wird Klaras seelische Verfassung aus jenem bestimmten leiblichen Zustand erklärt; aber bedarf er darum einer Bezeichnung durch den Psychiater? Die Poesie gewinnt bei dieser durch die Popularisierung pathologischen Wissens üblich gewordenen Gründlichkeit nichts, sie verliert.

Oder: es mag ja begründet sein, daß die Pfarrer nach der Seekrankheit zuvörderst Hunger spüren und also Speise verlangen;

wir werden hiedurch darauf vorbereitet, daß wir in ihnen keine wundergläubigen Phantasten erwarten dürfen, wenn sie auch selbst die Einsicht haben, daß sie sich in dieser Stunde durch die Begier nach Sättigung lächerlich machen. Sie bilden so einen starken Kontrast zu Sang, der tagelang ohne Speise und Schlaf sein kann, der soeben Tag und Nacht, ohne an Nahrung zu denken, für die Gattin betet; und überhaupt tritt zu der vorherigen über die Erde hinauf gehobenen Situation dies irdische Bedürfnis in kräftigen Gegensatz; der Auftritt scheint also natürlich und überdies dramatisch-technisch gerechtfertigt. Nichtsdestoweniger verletzt er die poetische Stimmung, die Einheit der Stimmung: aus lichten und schwarzen Wolken fällt man zu hart auf den Erdboden.

So ist wohl auch bei der Vorführung der Arbeiter des Guten zu viel geschehen. Ist die Gestalt der Else nötig? Ich meine nicht, daß die Dichtung des Überflüssigen entraten soll, obwohl der vor die Augen gestellte und darum noch mehr, als es die Einheitlichkeit jedes Kunstwerkes verlangt, zusammengedrängte, gekürzte Verlauf des Dramas es nicht leicht verträgt; so ist z. B. die nebenherlaufende Erwähnung des Laienpredigers überschüssig, immerhin ergänzt er, wenn auch nicht tatsächlich, doch in der Vorstellung das Bild der geistlichen Berater des Volkes. Jene Else aber, eine Drohne, ist doch für das Arbeiterelend nicht charakteristisch; es sei höchstens als entbehrliches Gegenbild alkoholischer Verkommenheit gegen Maren Haug, die sich durch gebrannten Wein nur den Mut trank, sich und ihre Kinder zu opfern. Auch Otto Herre macht sich als vorübergehende Figur zu breit; er gehört sowenig wie Else eigentlich zu den Arbeitern. Dieser verkommene Studiengenosse Falks und Bratts, der das Gefängnis kennen gelernt hat, entwirft den Plan, die Burg des Fabrikanten von den alten Minengängen aus zu sprengen; er könnte sich zu der Tat entschließen, um dadurch den Ruhm des Märtyrers für die Arbeitersache zu ernten; so verkündet er pathetisch und — verkauft sein gegebenes Wort, einem andern ins Gesicht zu wiederholen, was er hinter dessen Rücken gesagt, für eine halbe Krone. Freilich ist dieser Herre eine Kontrastfigur zu Elias. Der hat zuvor schon, ohne sich zu brüsten, an der Füllung derselben Minen gearbeitet, der verschweigt seinen Namen, langt nicht nach Anerkennung, opfert sich, ohne durch Einrede im Entschluß zu wanken, der Sache wirklich. Aber bedurfte Elias eines Otto Herre zu seiner Beleuchtung, auf daß er richtig verstanden werde? Oder soll uns der grausame Vergleich aufgezwungen werden, daß der idealische Vorkämpfer einer neuen Weltordnung kein anderes Heilmittel weiß als der haltlose Branntweinsäufer? Hier ist Überschuß, oder künstlerische Härte höhnischer Wirklichkeit.

Auch ohne dies Zerrbild im Spiegel könnte Elias nicht als fehlfreier Mensch gelten und soll es nicht. Er ist zu bestimmbar durch andere; er geht ins Extreme, ins Grenzenlose; er hat Bratt und die Ausständigen getäuscht, indem er, um selbst unbekannt zu bleiben, seine Gaben bald von diesem, bald von jenem Orte ihnen zufließen ließ und so sie in die Meinung einer Unterstützung von allen Seiten versetzte. Daran geht sein Freund Bratt zugrunde; und durch seine Schreckenstat ruft er die Militärgewalt gegen die herbei, die er hatte frei machen wollen. Auch er sieht nur das Nächste wie sein Vater; auch dem ging der Blick für die Wirklichkeit ab, ja seine Stärke lag gerade in seiner vollkommenen Einseitigkeit, auch er lebte nur seiner Idee; er nahm nicht wahr, daß er Frau und Kind dabei in Not und Tod trieb. Vater und Sohn werden von ihren Liebsten innerlich verlassen, weil diese ihr Evangelium nicht zu teilen vermögen, beide büßen ihren guten Übereifer mit dem Leben.

Und wie die Lichtgestalten ihre Schatten, so haben die dunkeln ihre hellen Seiten. Holger, der Lebemann, der auch den Selbstmord einer verführten Arbeiterin, der Schwester Marens, auf dem Gewissen hat, der hochfahrende Herrenrechtler, verschenkt Haus und Garten dem Hospital; er und ein anderer Fabrikant sind nicht aus Phrase, sie sind aus Überzeugung der Ansicht, mit ihrem Erwerb Kunst und Wissenschaft unterstützen zu sollen und zu wollen. Freilich, Egoismus spielt auch bei ihren Guttaten herein. Auf den Namen Rahels, nicht auf den des Krankenhauses läßt Holger die Schenkungsurkunde ausstellen; seine Verehrung für Rahel ist ungeheuchelt; liebt er sie? Liebt auch Halden das Mädchen? er erbaut ihr ohne Lohn das Hospital. Sie beide, die dem Zauber ihrer Reinheit erliegen, führen den, der ihr am liebsten ist, ins Verderben, in den Tod. Ist das tragische Ironie?

Leise, zu leise für die Fernwirkung der Bühne ist das Liebesmotiv angeschlagen. Das Schauspiel ist ein Drama ohne Liebesverwicklung. Eheliche Liebe wird mit vollem Tone verkündet, Kindesliebe spricht in lichtem Klange, Geschwisterliebe tönt in dreifachem Akkorde mit zauberischem Hauche und reicher Fülle durch beide Stücke, Freundesliebe stimmt männlich in die Melodie ein. Alles weiche Gefühl ist wunderbar herausgehoben, das begehrliche der Geschlechtsliebe ist ausgeschaltet.

Und in diesem Sinne für das Weiche offenbart sich am lautersten der Poet. Wie zart redet Klara zu ihrer Schwester von ihrem Gatten; wie zart ist die Aussprache zwischen Rahel und Elias: sie verwenden die Augen nicht voneinander, sie halten sich bei der Hand und fliehen in der ernstesten Stunde zurück in schöne Tage glücklicher Kindheit, die Not der Gegenwart und die drohende Zukunft ver-

gessend, die Wonne ihrer Liebe noch einmal auskostend; wie zart auch ist das Verhältnis von Credo und Spera, ihrem kindischeren Nachbild. Zu zart vielleicht fürs Theater, wo besonders das letzte Paar seltsam phantastisch wie Euphorion erscheint. Den Odem der Poesie atmen sie alle; manches ist so fein, so flüchtig hergeweht, so leise angerührt, daß es sich nur dem hingegebenen Leser mitteilt und offenbart.

Überhaupt verlangt der Dichter wachsame Aufmerksamkeit. Sonst wird man nicht allen halben und zugleich tiefen Wendungen des Dialogs folgen können: das Poetische ist nicht überall künstlerisch genügend deutlich gemacht. Man wird ohne genaue Achtsamkeit selbst nicht wahrnehmen, in welchem Verhältnis Halden zu Holger und zu Elias steht: die berechtigte Neugierde des Zuschauers wird mehr angeregt als glatt befriedigt. Ja manches bleibt mir dunkel, wenigstens in der allerdings nicht vorzüglichen deutschen Übersetzung. Die Begleiterin der Pfarrerswitwe wundert sich, daß diese inmitten der Pastoren behauptet allein zu sein: wozu wird das betont? soll es besagen, daß die geheilte Alte Wahnvorstellungen habe? Rahel hebt hervor, die Mutter sei nicht allein, als sie sich vom Bette erhebt, ihrem Gatten entgegenzugehen; es wurde zuvor wiederholt sorgfältig bemerkt, daß die Türe zu ihrem Zimmer geschlossen sei: wer war bei ihr? ihre Schwester Hanna? war sie ihr behilflich, sich zu bewegen, das Wunder zu vollbringen? sollte Rahel in der Erregung ihre Tante nicht erkennen? Aber wer sonst kann bei Klara gewesen sein? denn daß Rahel ein Gesicht habe, widerstreitet ihrem Charakter. Erscheint darum Hanna, die doch am Schlusse des ersten Aktes an dem Schlaf- und Bergwunder Anteil nimmt, also weiterhin mindestens bis zum Tode der Schwester erwartet werden muß auf der Bühne, im zweiten Aufzuge nicht mehr? Und ein Drittes: Elias war in Verkleidung unerkannt in Bratts Nähe: spricht er „die rohe Stimme" zwischen den Beschwichtigungsversuchen Falks im Anfang des zweiten Teils? wir wären doch gerne Zeugen seiner Anwesenheit. Aber jene tönt von links, und er tritt von rechts auf; und der rohen Stimme des Ungenannten korrespondiert eine auch namenlose Weiberstimme; das weist doch darauf hin, daß auch jene nur eine Volksstimme sein soll, nicht die eines Individuums. Und so stellen sich der ungelösten Fragen mehr: der Dichter liebt das Geheimnisvolle, wie die Romantiker.

Um so außerordentliche Menschen und Ereignisse darzustellen, wie sie besonders der an Poesie des Inhalts weit überlegene erste Teil bietet, sind auch solche Mittel behilflich. Man mag sie mit einem heute beliebten Ausdruck suggestiv nennen. Ein flüchtig verhallendes Wort, eine auftauchende und verschwindende Erscheinung

regt beim Zuhörer und Zuschauer eine Erwartung an, deren Erfüllung er sich selbst geben muß, wie manchmal in einer modernen Zeichnung der Betrachter da und dort eine halbe und viertel Linie zu ergänzen hat. Damit soll, über die Wirkung des auf deutliche Erscheinung hinzielenden Kunstwesens hinaus, ein Etwas geweckt werden, das sich der vollen Aussprache, Ausmalung entzieht, ein Gefühltes, ein Geahntes; und wirklich kann damit Stimmung, kann das im Dämmer am liebsten webende Poetische damit geweckt werden.

Hiezu dient, in alterprobter Weise, auch die Natur. In das Krankenzimmer herein weht die Sommerluft, fällt der Sonnenschein; Blumen ersehnt die Leidende von dem heimkehrenden Gatten. Er aber hat, befangen von dem sprießenden Leben der Allnatur wie Werther, sich nicht entschließen können, auch nur eine Blüte zu brechen, weil auch sie leben will. Wie kalt und finster dagegen ist die Wohnstätte der Strikenden unten im alten Flußbett, in dessen Tiefe nie die Sonne einen Strahl senden kann; wie weckt den Arbeitern Bratt die Sehnsucht nach Licht und Wärme, nach der Sonne, die nur den Reichen droben scheint. Es ist kein Zufall und nicht nur technische Bequemlichkeit, daß der letzte Akt im freien Parke spielt: da in der Natur sind alle versöhnlich, das Leid wird hier im Garten der Genesenden geheilt, hier waltet die Liebe, hier erwacht die Hoffnung, der Glaube an eine glücklichere Zukunft. Großartiger noch als anderwärts wirkt in dem Norden der Heimat Sangs die Natur; so empfindet der nordländische Dichter und läßt es Frau Klara aussprechen. In dieser Natur ist etwas, das auch von den Menschen das Außergewöhnliche fordert. Da geht die Natur selbst über alle gewohnten Grenzen hinaus; fast den ganzen Winter ist Nacht, die gedämpften Farben des Nordlichts geben nur eine wilde Zeichnung, eine ewig wechselnde Unruhe; fast den ganzen Sommer steht die Sonne Tag und Nacht über dem Horizont und erscheint des Nachts drei- und viermal so groß durch die Seenebel. Millionen von Vögelzügen schweben über die Felsen hin, die anders sind als andere Berge. Da ist der Bergsturz nicht selten und verliert doch nicht seinen Schrecken. Einen hinter den Kulissen müssen wir miterleben, eine gewagte Zumutung an die hierin erfahrungslose Phantasie des Flachländers, der über das Theatergeräusch sich schwerer wegtäuscht, als wenn er den gewohnten Donner vernehmen muß oder den Krach der Dynamitsprengung. Aber das Außerordentliche der ganzen Sphäre mag auch da helfen. Denn diese nordische Natur ist so gewaltig, daß sogar ihr Hereinragen als Phantasiebild wirkt, so wie Frau Klara sagt, daß sie auf die darin Lebenden wirken müsse: in solcher Natur seien die Vorstellungen der Menschen anders als anderswo. So verstärkt die Landschaft nicht nur die

Stimmung der psychischen Vorgänge, sie dient sogar wie im Tell ihrer Erklärung.

Und noch auf andere Weise vergrößert der Dichter den Stimmungseindruck: durch Töne. Glockenklang begleitet das Gebet Sangs, man hört ihn singen, Orgelklang und Gesang schallen bei der Begegnung des Ehepaares zum Tode. Die Leiche Maren Haugs wird unter Liedern zur Ruhe getragen. Musik feiert die Einhelligkeit der versammelten Fabrikherren und gällt in grausigem Kontrast denen, die eben triumphiert hatten, noch in die Ohren, als sie sich gefangen und dem Untergang verfallen wissen, ihre Todesangst zur Verzweiflung aufjagend. Und der letzte Akt, der Epilog, wird, Schillers Jungfrau überbietend, ganz von Tönen begleitet: eine Melodramatik, die nach meinem Gefühl ermüdet, da man zugleich auf die einzelnen, das Vergangene aufklärenden Worte zu achtsam sein muß, also neben dem Stimmungsgefühl auch der Verstand beschäftigt wird.

Björnson bestrickt eben auf jede Weise mit starken und überstarken Mitteln den Zuschauer, ihn ganz zu besitzen und ihn vollkommen nach seinem Willen zu seinen Absichten zu lenken. Er gebietet über alle Kunst der Dramatik. Den Monolog meidet er, aber nur dadurch, daß er die Sprecherin mit ihren Worten einen Mitanwesenden treffen läßt, dessen knappe Einschaltungen der Fortsetzung ihrer Entladung neue Anregung geben. Der Dialog gleitet oft zwischen Gleichgesinnten fast ohne Gegensätze, nur zur Ergänzung der Aussprache der gemeinsamen Gedanken und Gefühle hin. Ein andermal erhebt er sich zum theatralischen Kampf schroff gegenüberstehender Meinungen. Und vollends tritt szenische Gruppierung ein, wo zwischen die sich nah oder fern stehenden Flügel ein Mittelpunkt geschoben wird; da schlägt der theatralische Puls voll: der gläubig flehende Vater, die gebetsarme Mutter, dazwischen die Kinder in Hoffnung und Angst; und wieder der singende Vater, die auferstehende Mutter und als Mittelglied die mitgerissene Masse. Es ist bezeichnend, daß jedesmal die Untätigen den Mittelpunkt bilden, nicht der Held der Szene; nur sie können verbinden; der aktive Individualismus trennt, das Gemeingefühl der Rezeptiven einigt, versöhnt poetisch die kleinen und die großen Gegensätze der Persönlichkeiten.

Alle Kunst, die Abwechslung der Redeformen, der Stimmungszauber, der Kontrast, der heftige Effekt, die Verschlingung der sich ergänzenden Gestalten und Geschehnisse, die überlegte Komposition dienen der Charakteristik der Idee, des Stoffes, der Personen. Wie sicher läßt Björnson jede Figur langsam vor uns entstehen, in ihrem inneren Wesen sich offenbaren oder durch andere offenbar machen, bis in die letzten Fältchen ihrer Eigenart wenigstens ein vorüberhuschendes Licht blinkt. Wie versteht er es, jeder Gesellschaftsschicht,

jedem Thema eigene Sprache zu leihen; es hat keine künstlerische Ausgleichung der Rede statt, wie sie uns Heutigen an den Dramen der Klassiker gelegentlich so gemacht vorkommt; obwohl der Vers sie erzwingt, auf den Björnson verzichtet hat. Im Hause Sangs herrscht ein anderer Ausdruck als in der Pastorenkonferenz, und wieder anders ist die Sprechweise der Fabrikherren und anders das Poltern der Arbeiter. Der Dichter läßt ein Zwiegespräch Vertrauter in ihnen rasch verständlichen Andeutungen hineilen, er macht einen die Willigen und die Widerwilligen zwingenden Redner eine größere oder kleinere Zahl von Zuhörern packen, er läßt den Herrn schnöde mit den vermeinten Knechten sich unterreden, die Gleichgestellten in üblichen Formen miteinander verhandeln, er läßt kindliche Liebe plaudern und tiefsten Schmerz sich ausklagen, als ob kein Zuhörer wäre. Gemütlich verweilend, aufschreiend in der Angst, geistreich und gedankenschwer, schneidend im Hohn, wuchtig im bedeutsamen einzigen Sätzchen geht die Sprache hin, manchfaltig wie der Reichtum des Stoffes.

Mögen jetzige und mögen künftige Geschlechter etwas krankhaft Überreiztes, etwas Empfindsames in diesem Werke verspüren und schelten, das Drama des Übermenschen kann dessen nicht entraten. Es wird vor anderen Zeugnissen dieser Evolution des Weltgeistes ein Denkstein bleiben. Denn es ist in seinem Kerne, in der Richtung seiner Idee gesund, es ist künstlerisch, es ist poetisch. Das Alltägliche wie das Außergewöhnliche ist ins Innerliche bezogen, ins menschlich Innerste. Und dies Tiefmenschliche muß dann noch gefühlt werden, wenn unser Geschmack auch von dieser Form künstlerischer Darstellung sich losgelöst haben wird und der Natur vorbehält, was die Kunst sich von ihr vergebens aneignen wollte: denn die Kunst kann nicht nach der Natur schaffen, sie schafft aus ihr und gleich ihr.

---

# Die niederrheinische Liederhandschrift (1574).

Von Arthur Kopp in Berlin.

(Fortsetzung.)[1]

Bl. 35 A, Nr. 21: Kundt ich vonn hertzenn singenn Einn hubsche tageweis ... 19 siebenzeilige Strophen. 1582 A 253; Paul von der Aelst, Blumm und Außbund 1602, S. 157

[1] Vgl. Euphorion 8, 499 ff.

(Nr. 166); Venusgärtlein 1659, S. 122, 1656 herausgegeben von Waldberg: Neudrucke 86/89, S. 87; niederdeutsches Liederbuch Nr. 19, Hamburg 1883, S. 9: Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 26, 1900, S. 14. —

Fliegende Blätter: Yd 7801 (von Nagler), Stück 58 „Ein schone tagweyß" offenes Blatt o. O. u. J. — Yd 9016 „Eyn schöne Tagweys" Nürnberg, Hergotin o. J. — Yd 9021 „Ein Schöne Tageweiß" Nürnberg, Gutknecht o. J. — Yd 9029 „Ein schöne Tageweiß" Bern, J. Stuber 1626. — Yd 9908 „Twe lede" o. O. u. J. 2tes Lied. — Nürnberg, Germanisches National-Museum, L 1728 k „Ein schöne Tageweiß" Nürnberg, Fuhrmann o. J. — Straßburg, Landes- und Universitäts-Bibliothek, Sammelband III 92 und 93 „Ein schöne Tagweiß" Augspurg, Hannas o. J. — „Zwo schöne Tagweiß" Augspurg, Schultes o. J. — Zürich, Stadtbibliothek, Sammelband XVIII 2017, Stück 5 „Ein schöne Tageweiß" Augspurg, Manger o. J. — Sammelband Gal. KK 1552, Stück 24 „Ein Hübsche Tageweiß" Basel, Schröter 1613. — Vgl. noch Heyse, Bücherschatz S. 56, Nr. 912 „Zwo hübsche newe Tageweyß" Nürnberg, Gutknecht o. J.

Handschriftlich: Ms. germ. 4°. 718 (vgl. 4°. 731) Bl. 26; Mgf 753 vom Jahre 1575, Nr. 115; Liederbuch für O. Feuchlerin: Alemannia 1, 1873, S. 13; Jansener Liederbuch: Neue Heidelberger Jahrbücher 3, 1893, S. 294 hier wie meist in 19 nach Wortlaut und Reihenfolge entsprechenden Strophen.

Wunderhorn 1, 1806, S. 265; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 20, Liederhort 1, S. 307, Nr. 87. —

Bl. 39 B: Ach soll der hertzallerliebster mein
Mir abnemen schmertz und pein,
Hertzleidt nicht klein sonder groeß,
Welchs ich ietzundt leiden mueß,
Ich wolts vergelten warmit er wolt,
Und wenn ich darumb sterben sollt.

Bl. 40 A, Nr. 22: Noch willen dein mich dir allein Inn trawen zu erzeigen . . . 3 zwölfzeilige Strophen. 1582 A 3, B 55 mit je 3 entsprechenden Strophen. Goedeke 2², S. 26; Öglin 1512, S. 29; Neusidler 1536, S. 35; Forster 1, 1539 ff., S. 43; Paul von der Aelst, S. 165, Nr. 171. In dem wertvollen Sammelband von Naglers, Berlin Yd 7801, befindet sich an 51ter Stelle ein offenes Blatt ohne Überschrift, links oben durch ein Bildchen verziert; das Lied „Nach willen dein" verläuft in diesem Blatt scheinbar mit 8 Strophen, wahrscheinlich bilden aber die Strophen 4—8 „Wie offt auff mich felt neyd vnd haß" ein besonderes Lied oder einen der ursprünglichen Anlage fremden Zusatz. Die ersten

Strophen, die nach Wortlaut und Reihenfolge mit den sonstigen Fassungen stimmen, sind gebaut nach jenem bekannten zumal im 16. Jahrhundert ungemein oft anzutreffenden Schema von 12 Reimzeilen, die sich in vier metrisch gleiche Gruppen teilen lassen:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| a | c | 2 | m | d | f |
| a | c | 2 | m | d | f |
| b | b | 3 | w | e | e. |

In den Strophen 4—8 des alten Einzeldrucks sind bei der ersten Hälfte die kurzen Zeilen zusammengelegt, so daß nur 10 Reimzeilen herauskommen, nämlich

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| (b) | a | 4 | m | a | (b) |
| | c | 3 | w | c | |
| | d | 2 | m | f | |
| | d | 2 | m | f | |
| | e | 3 | w | e. | |

Auch diese Strophenform ist sehr verbreitet und geht in der volkstümlichen Dichtung bisweilen mit der eng verwandten zwölfzeiligen durcheinander; wenn aber mehrere hintereinander folgende Strophen genau nach dem zwölfzeiligen, sodann mehrere gleichfalls ununterbrochen zusammenhängende Strophen ebenso genau nach dem zehnzeiligen Schema gebaut sind, ist nicht wohl anzunehmen, daß der Verfasser der ersten zugleich die letzten Strophen als einheitliches Lied verfaßt habe. Daß beide Strophenformen ohne weiteres nach derselben Melodie gesungen und solchermaßen dennoch zusammengefaßt werden können, bedarf kaum der Erwähnung und ist für die Beurteilung der Frage, ob in dem Einzeldruck ein von Anbeginn einheitlich zusammengehörendes Lied vorliegt, belanglos.

Fliegende Blätter Yd 9299: Drey hübsche Lieder / Das | Erst / Nach willen deyn / ich mich dir allein. | Das Ander / Rosina wo war deyn | gestalt. Das dritt / Ehrn werd | auff erdt / von tugent | schön ꝛc. | Am Schluß: Gedruckt zu Nürmberg durch | Künigund Hergotin. (4 Bl. 8⁰ o. J. Rückseite des ersten und letzten Blattes leer.) „Nach willen deyn" 8 der vorigen Fassung nach Reihenfolge und Wortlaut entsprechende Strophen. Das Lied „Rosina wo was deyn gestalt" siehe unten Nr. 34.

Zürich, Stadtbibliothek, Sammelband XVIII 2017, Stück 13: Drey schöne lie der, Das erst: Nach wil-|len dein / ich mich dir / ꝛc. Das | ander: Rosina wo was dein ge-|stalt / ꝛc. Das dritt: Ehrn | werdt, auff erd. | (Bildchen) (4 Bl. 8⁰ o. O. u. J. Rückseite des letzten Blattes leer.) Die drei Lieder entsprechend Berlin Yd 9299. — Das Lied „Nach willen dein" handschriftlich in Mgf 752 vom Jahre 1568, Nr. 5 in 8 Strophen; Mgq 402 (vgl. 4⁰. 715, von

Helmstorffsche Handschrift) vom Jahre 1569/75, Nr. 29 gleichfalls in 8 Strophen; Mgf 753 vom Jahre 1575, Nr. 37 in 3 Strophen entsprechend der niederrheinischen Handschrift, dem Liederbuch 1582, Forster u. s. w. —

Neuerdings die 3strophige Fassung im Liederhort von Erk-Böhme 3, S. 471, Nr. 1667. —

Bl. 40 B: Ich hab gehort vnd ist nicht geloegen,
Der lichtlich geleubt ist balt betroegen.

1582 A 161 „Wie sitzen wir hie so stille schweigen". Darin Strophe III, Zeile 2 „wer leichtlich glaubt ist bald betrogen".

Bl. 41 A, Nr. 23:

1. Ach trawren so mues ich tagh vnd nacht
Vnd traegen groes verlangen
Nach einer die mir nicht werden magh,
Sey hat mein herz vmbfangen,
Mocht ich ihr dienen trewentlich,
Ich sehe sey nit zu aller zeit,
Gott will ihr leib bewahren.

2. Nu wolte ich stedigh gern bey ihr sein,
Sey licht mir inn dem sinne,
Ich koeme inn was landt oder war das ich bin,
Gein werk lahn ich beginnen,
Das hatt ihr klaerer schein gethoen,
Mocht ich sey in meinen armen empfangen,[1]
Ich lies die klesser fahren.

3. Nhu mueß ein klesser ein klesser sein,
Bey tagh vnd auch bey nachte,
Ich wunsch der herz allerliebster mein
Vill tausendt gueter nacht[e],
Noch wunder so draeget sey manichfalt,
Sey hatt mein herz in ihrer gewalt,
Das moes ich mich verblenden.

4. Ach feines lieb halt dich stedigh zu mir
Vnd laes dich nicht betriegen,
Ob dar ein falscher klesser quem
Zu dir vnd wulte mich beliegen,
So seve dein wort all vf ein ort,
Gedenk nicht an das klessers wort,
Laes mich der liebster vleiben

In stark abweichender Fassung findet sich dieses Lied im Antwerpner Liederbuch 1544 (Hoffmann Horae Belgicae 11, S. 219), Nr. 147 mit 6 siebenzeiligen Strophen. Besser entspricht Berliner Handschrift 1568 Mgf 752, Nr. 111 mit 4 Strophen, doch findet sich dort das Akrostichon „Anna" nicht.

[1] Lies: empfaen.

Bl. 42 Vorderseite gelb-grün umkränzt (oben in der Mitte blaßrotes Herz):

Trawren moiß ich tagh vnd nacht
Vnd der liebster die mir nicht werden mach,
Wer dar iaget der ist ein ieger,
Der nicht en fengt das ist ein kleger,
Och das ich wer gefangen
Vnd also mein edelheit wer vergangen,
Wie soll ich seiner konnen vergessen,
Der mein herz hatt in einer pressen.

Künstlike Werltsprôke, 1562 Bl. G 2 Vorderseite: „Ein Jeger ys ein Jeger / | Wol nicht en hefft / dat ys ein kleger." | — Schöne Künstlyke Werldtsprôke, Hamborch 1601 Bl. 27 A: „Ein Jeger / dat ys ein Jeger / | Wol nichts hefft / dat ys ein Kleger." | — Seelmann, Niederdeutsches Reimbüchlein S. 71: „Ein jeger is ein jeger, | Wol nicht en hefft, dat is ein kleger." —

Bl. 42 B, Nr. 24: Mit freundtlichen augenn winckenn, brenngt lust meines hertzenn beger . . . 7 neunzeilige Strophen. 1582 A 94 „Ein freundliches auge zu mir wencken" 4 Strophen, ebenda 1582 A noch einmal Nr. 156 „Mit freundlichen augen wincken" 7 Strophen. 1582 B 23 „Mit freundtlichen Augen wincken" 7 Strophen, noch einmal Nr. 36 „Ein freundtliches Auge zu mir wencken" 4 Strophen. Paul von der Aelst 1602, S. 143, Nr. 152. Im Liederbuch für Ottilia Fenchlerin aus Straßburg vom Jahre 1592 (Birlinger: Alemannia 1, 1873, S. 54) „Ein freündtlichs aug zu mir wenken" 4 Strophen. Handschriften: Berlin Mgf 752 vom Jahre 1568, Nr. 4 „Ein freundtlich augen wincken" 3 Strophen; Mgf 753 vom Jahre 1575, Nr. 71 „Ein freundleichs Auge zu wencken" 4 Strophen; ebenda Nr. 124 „Freundlich mitt ogen wencken" 4 Strophen.

Bl. 44 A: Ich wunsch der Hertzallerliebster vurwahr
Gluck vnnd heill in diesem jahr,
Freudt mues ir alzeit widerfahren
Fur aller falscher klesser stich,
Die sei beliegen vnnde mich.

Bl. 44 B, Nr. 25:

1. Herzallerliebstes Frewelein,
Zu dir fuhr ich mein klagh,
Ich thuen dir kundt mein schwaere pein,
Die ich ietz zu dir traegh,
Darumb das ich im leiden
Beneben deiner seiten
Jetz zu diesen zeiten
Mein lust nicht boetzen magh.

2. Darumb [1]) mein allerhoechste hort
Bedenk mein schwares leidt,
Erzieg zu mir freundtliche wort
Jetz und zu aller zeit,
Mein herz ist ganz dein eigen,
Du kanst mir troest erzeigen,
Thue dich zu mir neigen, [2])
Setz mich aus leidt in freudt.

[1]) Handschrift: Warumb. [2]) Handschrift: zu mir kehren.

3. Kehr dich zu mir zart Frewlein fein,
Und beudt mir deine[n] mundt,
Und schleus mich in dein armgen rein,
So wirdt mein herz gesundt,
Nu druck du mich mit lusten
Ganz freundtlich an dein brusten,
[Und] mucht ich darauf rusten,[1]
Frewet sich mein herze jungk.[2]

4. Schoenes lieb ich hab dich ausser-
Vur alle dingk der welt, korn[3])
Auf erden ist gein lieber geborn,[4])
Die mir so woll gefelt,
Sey hatt mein herz umbfangen,
Noch ir tragh ich verlangen,
Ir roete roese wangen
Gefalln mir bas dan gelt.[5])

5. Dieß liedlein hab ich gemacht
Der allerliebster mein,
Wunsch ir darmit vil gueter nacht,
Als ich nicht bey ihr kan sein,
Nhu will sey Gott bewahren
Und all sein engelsche schaeren,
Gefristen und wol gespaeren
Vur alle klaegh und pein.

Bl. 45 B: Herzlieb laes mich nicht misgelten,
Das mein augen dich sehn so selden,
Mein augen muegen dich wol verlieren,[6])
Mein herz sol doch nimmer ein ander kiesen.

Vgl. Handschrift 1568, Bl. 33 A hinter Nr. 51: Mein augen mogen dich woll verliesen, | Mein herz sall nymmer ein ander kiesen.

Bl. 46 A, Nr. 26: **Es sprach sich ein Wirdes Dochterlein in diessem newen Jaer** ... 5 sechszeilige Strophen. Vollständiger im Liederbuch 1582 B 186 „Nun laß vns frisch vnd frölich sein“ 11 Strophen. Die 3 letzten Strophen der handschriftlichen Fassung und den folgenden Spruch druckt Heinrich Hoffmann ab in seinen Bonner Burschenliedern 1819, S. 256 und die Fassung von 1582 B in seinen Gesellschaftsliedern 2², 1860, S. 63, Nr. 292. — Handschriftlich außerdem im Berliner Mgf 752 vom Jahre 1568, Nr. 36 „Nun wollen wir frisch vnd frolich sein“ 5 Strophen. — Fliegendes Blatt: Zürich, Stadtbibliothek, Sammelband Gal. K K 1552, Stück 19: Die Falsche Königin ... Ein ander Lied, Nun laßt vns frisch vnd frölich sein ... Basel, Joh. Schröter 1605. „Nun laßt vns frisch vnnd frölich sein, sprach sich deß Wirtes töchterlein“ 8 Strophen.

Bl. 47 A: Studenten art,
Jungkfrawen zart,
Gein besser kraut geborn wardt.

Bl. 47 B, Nr. 27: **Mit liebt bin ich vmbfangen, Hertz allerliebste mein** ... 8 achtzeilige Strophen. Liederbuch 1582

[1]) Handschrift: rawen. [2]) Handschrift: meins hertzenn. [3]) Handschrift: ausserkornen. [4]) Handschrift: geboern. [5]) Handschrift: bes. [6]) Lies: verliesen.

A 88 in 7 Strophen ohne die Schlußstrophe, 1582 B 8 in 8 der Handschrift entsprechenden Strophen. Paul von der Aelst „Blumm vnd Außbund“ Deventer 1602, S. 68 (Nr. 78) ebenfalls in 8 entsprechenden Strophen. Niederdeutsch Hamburg 1883, S. 89, Nr. 123 (beziehungsweise 108) ebenfalls in 8 entsprechenden Strophen. Fliegendes Blatt Ye 671 „Zwey Schöne newe Lieder“ (Cöllen Nettessem) ebenfalls in 8 entsprechenden Strophen, zusammen mit dem Liede vom Lindenschmidt. Berliner Handschrift 1569, beziehungsweise 1575 (von Helmstorffsche) Nr. 6 mit 6 Strophen; Mgf 753 vom Jahre 1575, Nr. 93 in 8 der gewöhnlichen Fassung entsprechenden Strophen. Kopenhagen, Handschrift des Rostocker Studenten Fabricius, Anfang des 17. Jahrhunderts, Nr. 78 in 8 Strophen. — Goedeke-Tittmann, Liederbuch S. 58; Böhme, Liederhort 2, S. 212, Nr. 400. —

Die Rückseite des 49ten Blattes ist durch ein flüchtig hingeworfenes, farbig ausgemaltes Bild beschlagnahmt, welches einen Reiter und ein Mägdlein, durch einen Gartenzaun getrennt, darstellt. Links unten am Zaun findet man unter einer Krone das Monogramm

H V F

Das Bild bezieht sich auf das folgende Gedicht:

Bl. 50 A, Nr. 28:

1. Es hat ein student ein medtlein lieff,
Er hat es zehen mal lieber dan seinen eigen leib,
Er beschiedt es uf ein ort,
Des groenen waldts ein endt.

2. Darhin so thed er reiden,
Mit seinem roeden munt,
Mit seinen gulden spaeren,
Mein feinß lieb hab ich verlohren.

3. Do er an das ende [quam], da er die Jungfrau hat bescheiden,
Got grues euch in dem garden,
Und pluckt ir ab die roeselein blaeder,
Oder wardet ir uf desen roesen garden.

4. Ich plucken nicht ab die roesen blaeder,
Ich wardt nicht uf diesen roesen garten,
In desem roesen garten
Wil ich meines liebgens warten.

5. Was wilt ir im entbieden, was wilt ir ihm nhu schreiben,
Zu hoeff so mues ich reiten,
Ich sagh in nechten abendt gahnn vur groener auen
Spacieren mit andern Jungkfrauen.

6. Ich weiß im nit zu bieden,
Ich weis im nit zu schreiben,
Der liebe Gott wol sein verwahrer sein,
Dem liebsten magh ich nit gram sein.

7. Sei zoech herauß ein schleuwer,
Ein schleuwer war weiss gewaeschen,
Den wilt meinem boelen schenken,
Das er meiner wolt gedenken.

8. Er thed ab seinen eiseren hoedt,
Er empfingk die Jungkfraue die schoene,
Ir seidt die schoenste boven allen,
Mit schoenen jungfrauen ist mir mein herz umbfangen.

9. So wil ich senken meinen muedt,
Recht wie die Tuertellbaube thuedt,
Die ihr geiagt verlieset,
Noch nimmer einen ander kieset.

10. Sei sitzet auf einem thuerren aest,
Sey ruhrt sich weder loub noch groenes graes,
<Sey singt sich ouch geinen sangk so sues.>
[ . . . . . . . . . . . . ]

11. Sei singet auch keinen sangk so sues,
Sey drink[t] sich auch keinen drank so klaer,
Sey drueffl in mit ihren foessen,
Reich Gott wie ist die liebe so sues.

Fliegendes Blatt (Yd 7850. 2) „Zehen Schöner Lieder. Das erste: Es hett ein Meidlein ein Reutter hold" . . . Augspurg, Mich. Manger o. J.

1. Es het ein Meydlein ein Reutter
[holdt,
für Silber vnd für rotes Goldt,
von jm wolt sie nit lassen, [grien.
sie beschaidt jn vnder ein Linden was

2. Da kam gut Reutter daher geritten,
sein schwartzer Hut war jhm zerschnitten,
sein Harnisch war mit Goldt beschlagen,
zart schöne Junckfraw was macht jr da.

3. Ich bin so lang gesessen,
mein Bul hat mein vergessen,
wol siben Jar vnd einen tag,
das ich mein feins lieb nit gesehen hab.

4. Was zog er auß seiner Taschen,
ein Schlairlein was weiß gewaschen,
schöne Junckfraw den will ich euch schencken,
wölt jr ewers Bulen nimmer gedencken.

5. Vnnd wäre der Schlayr noch so lang,
das er vom Himmel biß auff die Erden
[gelang,
dennoch[1]) wolt ich jn fahren lahn,
mein feins lieb wolt ich widerumb han.

6. Was zog er von seinem Finger,
von rottem Goldt ein Ringe,
Junckfraw den will ich euch schencken,
wolt jhr ewers Bulen nimmer gedencken.

7. Der Ring ist schön vnnd ist auch gut,
behalt ewren Ring, vnnd ich mein muth,
den Ring will ich fahren lahn,
mein feins Lieb will ich widerumb han.

8. Was wolt jhr dem Reutter entbieten,
auß lauter lieb vnnd güte,
so ist doch heut der ander tag, [gab.
das man jm ein anders Junckfräwlein

[1]) Handschrift: demnach.

9. Was wolt ich jm entbieten
auß traurigem gemüte,
behült mir jn Gott das edel blut,
das er mein Hertz erkennen thut.

10. Ich führe jetzt ein betrübten muth,
gleich wie das Turteltäublen thut,
das seinen Bulen verloren hat,
so sitzt es auff ein dürren Ast.

11. Sie trinckt das wasser trübe,
das geschicht auß lauter lieb vnd güte,[1])
sie betrübts mit jren füssen,
O Gott wie ist die lieb so süsse.

12. Bald stieß er ab seinen Eyssern hut,
da erkennt sie jn das edle blut,
bist dus mein schatz, so ist mirs eben,
warumb hast dich nicht zu erkennen geben.

13. Ich hab dich wöllen versuchen,
hab gedacht du werst mir fluchen,
hettest du mir einen fluch gethan,
du müst es hie entgolten han.

14. Weil du dich hast gehalten wol,
so bist du aller Tugent vol,
so frew ich mich sey wo ich woll,
das ich dich hertzlieb nemmen [soll].

15. Wer ist der vns diß Liedlein sang /
ein freyer Reutter ist er genandt /
Er singt vns das vnnd noch vil mehr /
Gott behüt allen Junckfrawen jhr Ehr.

Die Fassung dieses Einzeldrucks gab zuerst nach Erks Mitteilung Hoffmann im Weimarischen Jahrbuch 5, 225, danach Findlinge 1, 366 und Goedeke-Tittmann, Liederbuch S. 96. Man sieht hier das Urbild des noch immer beliebten, in zahlreichen Sammlungen aus dem Volksmunde aufgezeichneten, durch die Überschrift „Liebesprobe" treffend benannten Gedichts, das mit dem Anfang „Es steht eine Lind' im tiefen Thal" auch in vielen Einzeldrucken späterer Zeit anzutreffen ist. Aus dem handschriftlichen Liederbuch für O. Fenchlerin unter Benutzung eines viel späteren Einzeldrucks vom Jahre 1677 gibt Uhland das Lied in seinen Volksliedern Nr. 116. Die Fassung aus der Straßburger Handschrift vom Jahre 1592 für O. Fenchlerin druckt genauer ab Birlinger in der Alemannia 1, 55 mit 17 vierzeiligen Strophen, beginnend „Es steht ein lindt in jenem thal, ist oben breytt vnd vnden schmal". Schon unter Forsters Liedlein, V 1556, Nr. 18, liest man: „Es steht ein lind in yenem thal, ach got was macht sie da? sie wil mir helfen trauren, das ich so gar kein bulen hab." — Mehr bei Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 39 und 40, Liederhort 1, S. 236—247, Nr. 67 a—f. Des Knaben Wunderhorn 1, 1806, S. 61 „Es sah eine Linde ins tiefe Thal". — Ein anderes Lied mit gleichem Anfang: Uhland Volkslieder, Nr. 15 „Es stet ein lind in jenem tal", und noch ein anderes, entsprechend Forster V, Uhland Nr. 27; vgl. noch Wunderhorn 4, S. 1, Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 166 und 176, Liederhort 2, S. 217 und 225, Nr. 406 und 412 und andere mehr.

Der Text der Handschrift ist sehr verdorben, die 10te Strophe ist aus Bruchstücken der vorigen und folgenden zusammengeflickt,

[1]) Lies: güt und liebe.

wobei der Schreiber dennoch eine vollständige Strophe nicht erlangte. Der Druck gibt für diese Strophen wie für andere Stellen das bessere.

Meinert, Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens 1817, S. 239 und 243.

Eine bemerkenswerte Fassung des Liedes nach dem Volksmunde bietet P. Norrenberg, Niederrheinische Volkslieder, Zweite Ausgabe von „Des Dülkener Fiedlers Liederbuch" (Beiträge zur Lokalgeschichte des Niederrheins, 5. Bändchen 1875) S. 28: Willst du noch sieben Jahr wandern, So heirath ich doch keinen andern ... 17 zweizeilige Strophen.

De nieuwe Amsteldamsche Buyten-Zingel (London, Britisches Museum 11, 555 a a a; Berlin, Königliche Bibliothek Zf 8131 „de vyfde druk vermeerdert") S. 35 „Daer zou 'er een Magetje vroeg opstaan" 8 vierzeilige Strophen, denselben Stoff der Liebesprobe behandelnd; Schluß kurz abgebrochen:

7. Alwaer de Ketting [nog] eens zo lang,
Dat hy van den Hemel op d'Aarde hang,
Veel liever wil ik ze verliezen,
Eer ik een ander liefje wil kiezen.

8. Doe ontroerden de Heer zyn Bloed,
Schoon kind ziet wel voor u watje doet,
Gy bent 'er myn regte Huys vrouwen,
En ik wilder geen ander trouwen.

Willems, Oude Vlaemsche Liederen, 1848, S. 219: Daer zou er een magetje vroeg opstaen ... 8 vierzeilige Strophen, nach „Lammeren-Vreugd, 9e druk Amst. 1778", entsprechend Buytenz. Vgl. Hoffmann, Horae Belgicae 2, S. 174.

Hilarius Lustig von Freuden-Thal, Tugendhaffter Jungfrauen und Jungengesellen Zeit-Vertreiber, Das 197. Lied.

Es steht ein Lindlein in jenem Thal, ist oben breit und unten schmal, darauf da sitzt Frau Nachtigal, das kleine Waldvögelein vor dem Wald.

2. Sing an, sing an, Frau Nachtigal! du kleines Waldvögelein vor dem Wald, sing an, sing an, du schönes mein Lieb! wir zwey müssen uns scheiden allhie.

3. Er nahm sein Rößlein wol bey dem Zaum, er bands wol an ein Lindenbaum, sie halff ihn in den Sattel so tief, gesegen dich Gott! du schönes mein Lieb.

4. Wann wirst du wiederum kommen, erst nauswerts gegen dem Sommer, wann alle die Bäumlein tragen das Laub, so schau auf mich, du schöne Jungfrau!

5. Es gieng wol gegen dem Sommer, mein schönes Lieb wolt nicht kommen, ich gieng spatzieren wol durch das Holtz, begegnet mir ein Reutterlein stoltz.

6. Gott grüß euch Jungfrau reine! was macht ihr hie alleine, ey, ist euch Vatter und Mutter so kranck, oder habt ihr heimlich einen Mann.

7. Mein Vatter und Mutter ist mir nicht kranck, aber ich hab heimlich einen Mann, dort oben, bey jener Linden so breit, darbey schwur er mir einen Eyd.

8. Ey hat er einen Eyd geschworn, und ihr habt euer schöns Lieb verlohrn, so ist es heut ein gantzes Jahr, daß man ihm ein schöne Jungfrau gab.

9. Was wolt ihr ihm entbieten, ich komm erst von ihm geritten, so ist es heut der dritte Tag, daß ich eur schöns Lieb gesehen hab.

10. Was wolt ich ihm entbieten, der liebe Gott thu ihn behüten, und kan er mir nicht werden zu theil, so wünsch ich ihm viel Glück und Heil.

11. Und kan er mir nicht werden, der Liebste auf dieser Erden, so will ich mir brechen meinen Muth, gleich wie das Turteltäublein thut.

12. Es fleuget den Winter so küle, und trinckt das Wasser so trübe, es setzt sich auf ein dürren Ast, das irret weder Laub noch Graß.

13. Da zog er ab sein Seiden-Hut, erst kennet ihn die Jungfrau gut, biß Gott willkomm, du schönes mein Lieb! wie lang läst mich in trauren allhie.

14. Da thät ich dich versuchen, ob du mir woltest fluchen, und hättest mir einen Fluch gethan, so wer ich wieder geritten darvon.

15. Da du mir nicht thätest fluchen, da erfreuet sich mein Gemüthe, du machest mein Hertz der Freuden so voll, daß ich dich jetzund haben soll.

16. Wer ist, der uns diß Liedlein sang, das hat gethan ein Reutersmann, er singt uns das und noch vielmehr, Gott bhüt allen Jungfrauen ihr Ehr.

17. Er hats so frey gesungen, hat ihm gantz wol gelungen, er hats sein Bulen zu Ehren gemacht, wünscht ihr darbey viel guter Nacht.

Bl. 52 B: Ich will gahnn sencken meinen muedt,
Gleich wie die edel Torteltaub thuedt,
Wan sey ihr gegaidt verleust,
Auch nimmer ein ander keust,
Darumb wolt ich daß sein hertz wer ein stein,
Der sich liebens[1]) annimpt vnd valschheitt meindt.

Das merkwürdige Bild von der Turteltaube war den Dichtern damaliger Zeit noch mehr geläufig als neuzeitlichen, die von girrenden Täubchen und zumal Turteltaubenherzen als Urbildern schmachtender Liebe zu sprechen pflegen. So heißt es in dem Liede bei Melchior Franck (Convivium 1621, Nr. 21; Hoffmann Gesellschaftslieder Nr. 66) „Eim Turteltäubelein | Vergleicht das Herze mein“ Str. II, Z. 1 und 2: „Auf einem dürren Ast | Einsam ich traure fast“ und Str. III, Z. 1—4: „Kein klares Wässerlein | Trinkt ein solch Täubelein, | Mit seinem Füßelein | Muß zvor getrübet sein.“ Im Venusgärtlein, 1659 S. 8, 1656 herausgegeben von Waldberg: Neudrucke 86/89, S. 8 lautet eine Stelle des Liedes „Mein Hertz ist verwundet“ (Strophen 4 bis 6):

Gleich wie ein Turtel-Täubelein, dem da stirbt sein Weibelein, welches trawret sehre, auff ein Ästlein dürre. — Wanns sich dann wil laben, thut es sich dann baden, vnnd macht das Wasser trüb, das kompt von grosser Lieb. — Aus grossem Hertzeleyd, nicht auff grüner Heyd, auff einem dürren Ast, sein Leben zubringen fast. —

Im Liede „Was führ' ich denn so für'n trauriges Leben“, Erk-Böhme, Liederhort 2, S. 503, Nr. 702 lautet Strophe 4:

Das Turteltäubelein so hübsch und so fein
Es ruht nie auf einem grünen Zweigelein,
Es trinkt auch niemalen das Wasser so rein,
Es schlägt erst mit beiden Flügelein drein.

---

[1]) liebtn, soll vielleicht heißen „liebte“

Des Knaben Wunderhorn 4, herausgegeben von Erk 1854, S. 119 heißt es im „Buhlerbrief“:

So will ich gehen meiner Straßen
Und mich auf dich nicht mehr verlassen,
Gleich wie ein Turteltäublein thut,
Wenn es sein Part verloren hat
Und traurig auf ein Zweig sich setzt,
So lange bis es auch stirbet zuletzt.

Auch „der geistliche Vogelgesang“ kennzeichnet die Turteltaube als Urbild der Gattentreue und Witwentrauer:

Die Turteltaub ohn allen Trost
Will nicht mehr fröhlich sein;
Wann ihrn Gesell der Habich stoßt,
Traurt sie und bleibt allein;
Wann dir dein'n Mann, wann dir dein Weib
Der Tod nimmt hin mit G'walt,
Traur' und dein' Zeit allein vertreib,
Vergiß es nit so bald.

Nicht nur in der deutschen Dichtung, sondern schon von alters her in der griechischen, hebräischen, arabischen Erotik und Mythologie spielen die Tauben und unter diesen wieder in besonderem Grade die Turteltauben eine hervorragende Rolle. Wenn Tauben der Liebesgöttin als Begleiterinnen beigegeben sind, so war bei Völkern, die rohsinnlichem Naturdienst huldigten, wohl die Beobachtung ihrer Verbuhltheit und Fruchtbarkeit nächster Anlaß dazu; doch galten sie schon in frühesten Zeiten ebensosehr als Bilder und symbolische Vertreterinnen der Unschuld, Reinheit, innigster Zärtlichkeit, treuester Gattenliebe, man sprach von ihnen als Geschöpfen ohne Falsch und sonder Galle, ja, man ging so weit in dichterischer Spielerei, solchen Ausdrücken tatsächliche Bedeutung beizulegen, dieselben gar zu wörtlich zu nehmen und zu fabeln, daß die reine Turteltaube keine Galle leiblich besitze. Ihr anschmiegendes, zutrauliches Wesen, ihre Sanftmut, Arglosigkeit und Einfalt, ihre Sauberkeit, Anmut und Lieblichkeit sind ja lauter Eigenschaften, die man auch mit dem Begriff echter, edler und reiner Weiblichkeit unzertrennlich verknüpft zu sehen gewohnt ist.

Vgl. noch Weimarisches Jahrbuch 2, 1855, S. 107 (Z. 94—97), S. 321; 4, 1856, S. 111; Erk-Böhme, Liederhort 2, S. 503, Nr. 702, S. 515, Nr. 713.

Bl. 53 A, Nr. 29: Fewr eitel fewr brendt mir mein hertz, im liebe Ich rede dir feins medtlein . . . 9 achtzeilige Strophen. 1582 A 70 Vor lieb brennt mir mein hertz im leib, ich rede dir feins megdlein . . . 9 nach Reihenfolge und Wortlaut entsprechende Strophen.

1582 B 24 Fewer eytel Fewer, brent mir mein hertz im leib, ich sag dir feines Meydelein ... 9 entsprechende Strophen. Wenn Heinrich Hoffmann bei der Vergleichung der beiden Liederbücher vom Jahre 1582 (Findlinge 1, S. 371 ff.) das Lied im Ambraser vermißt, so hat er nur nach den Anfängen geurteilt. Vgl. noch niederdeutsches Liederbuch, Hamburg 1883, S. 79, Nr. 110 (beziehungsweise 95); Fliegendes Blatt (Yd 7850. 14) „Drey Schöner Weltlicher Lieder" Cölln, Nettessem 1596 (darin auch Nr. 51); (Ye 447) „Zwey Schöne newe Lieder" o. O. u. J. — Handschrift 1569/75 (von Helmstorffsche) Nr. 41; Mgf 753 vom Jahre 1575, Nr. 62. —

Bl. 55 A: Brennen von feur, thuedt sehr wehe,
Von der herzallerliebster zu scheiden noch vil mehr,
Ich was lieff, das ist gelitten,
Ich bin genesen und wol zu freiden.

Bl. 55 Rückseite grün-gelb eingefaßt:

Saeuus amor docuit dominae fera uerba minantis,
Saeuus amor docuit uerbera posse pati.
Utilis est iuueni formosae cura puellae,
Atque in amore preces et benefacta valent
Promittas facito, quid enim promittere laedit?
Pollicitis diues quilibet esse potest.
Nec timide promitte, trahunt promissa puellas,
Pollicitis testes quoslibet adde deos.

Vgl. Tibull III 4 Vers 65. 66, Properz I 1 Vers 16, Ovid, Ars amandi I Vers 443/4, 631/2.

Bl. 56 A, Nr. 30: Ach Jungkfrawe, sollt ich mit euch gehenn, Jnn ewerenn Roesenn gardenn ... 7 achtzeilige Strophen. 1582 A 76 mit 7, 111 mit 10 Strophen, 1582 B 181 mit 7 Strophen. Bergreihen, J. Meier (Neudrucke 99/100) S. 110, Schade S. 129, Nr. 54, 1574 I, Nr. 54 mit 9 Strophen; Paul von der Aelst 1602, S. 69 (Nr. 77). — Fliegende Blätter: Yd 8773 Ein hübsch new Liede | von dem Raumensattel / wie | es jm ergieng. | Ein ander new Junckfrawen lob / | gar lustig zu singen. (Bildchen.) Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg durch | Georg Wachter. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des letzten Blattes leer.) „Junckfrewlein sol ich mit euch gan" 10 Strophen. — Yd 8777 Ein Hübsch new Liede / von dem Raumensattel ... Nürnberg, F. Gutknecht o. J. „Junckfrewlein sol ich mit euch gan" 10 Strophen. — Yd 8780 Ein hübsch new Liedt / von dem Raumensattel ... Nürnberg, V. Neuber o. J. „Junckfrewlein sol ich mit euch gan" 10 Strophen. — Ein etwas abweichender Druck ebenfalls von V. Neuber Yd 8781. — Yd 9691 Zwey Schöne Bergrey-en. Der Erste | Hertzlich thut mich erfrewen / die liebe Sum-mer zeit / ꝛc. | Der ander / Junckfrew-lein

sol ich mit euch gan / in ewern | Rosen garten. | (Bildchen.) Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg / durch | Friderich Gutknecht. (4 Bl. 8⁰ o. J. Rückseite des ersten und letzten Blattes leer.) Das zweite Lied hat 9 Strophen. — Zürich, Stadtbibliothek, Sammelband Gal. KK 1552, Stück 46 „Vier Schöne newe außerlesene Lieder" Basel, J. Schröter 1605. „Das ander Lied. Ach Jungfrauw soll ich mit euch gahn" 6 Strophen. — London, Britisches Museum 11, 522 df 13: Zwey schöne Lie-|der, Das erst / Es steht ein | Lindlein in disem Thal. Imm thon / | So reüff so reüff du kühler thaw. | Das ander / Jungkfräwlein sol ich mit euch | gahn / inn ewren Rosen garten / 2c. | (Bildchen.) Am Schluß: Gedruckt zu Augspurg / bey | Agatha Geglerin. (4 Bl. 8⁰ o. J. Rückseite des letzten Blattes leer.) 1. Es steht ein Lynden inn disem Thal, ach Gott was thut sie da . . . 10 vierzeilige Strophen. Vgl. oben Nr. 28. „Junckfräwlein" 9 achtzeilige Strophen. — In der Liederhandschrift des Rostocker Studenten P. Fabricius, aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, Nr. 78 „Jungfreulein, soll ich mit euch gehn" in 7 Strophen. — Nicolai, Almanach 1, Nr. 9; Des Knaben Wunderhorn 4, 1854, S. 65; Uhland, Volkslieder Nr. 52; Hoffmann, Gesellschaftslieder Nr. 32; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 136; Liederhort 2, S. 244, Nr. 427. —

Bl. 57 B: Gott grues euch Jungkfraw mit glucke,
Mocht ich die roesen mit euch plucken.
Nein gueter gesell ihr schlacht dem apffen,
Mucht euch etwas guedts gepueren, jr solt woll klaffen.

Vgl. Paul von der Aelst, De arte amandi 1602, S. 48:

Ach Jungfraw möcht es mir gelücken,
Mit euch die rothen Rößlein pflücken.
Antwort: Gut Gsell es geht euch wie den Affn,
Geschech euch was guts, ihr würdet klaffn.

Liederhandschrift des Fabricius, Bolte: Alemannia 17, 1889, S. 255: Ach jungfrauw, mocht eß mir gelücken . . .

Bl. 58 A, Nr. 31:

1. Drei gesellen inn einem weinhaus [saessen,
Es war nit guet das sey sich vermaessen,
Sey aessen und drunken
Und hatten einen rath,
Wer sich uf den abendt
Den schoensten boelen hat.

2. Es war sich einer darunden,
Der sich des vermessen woll kunde,
Mir hatt uf den abendt
Ein medtlein zugesagt,
Das ich bey ir solt schlaeffen
Die liebe lange nacht.

3. Das medtlein war bey hende,
Es hoert der reden ein ende,
Der liebe Gott der gab
Dem medtlein in seinen sin,
Und es ginck heimlich schlaeffen
Und lies sich niemandt in.

4. Der tag ginck zu dem ende,
Der reuter stundt hinder den wenden,
Er klopfet also liese
Mit seinem ringelein
Stehe uf du wacker medtlein
Und laes mich reuter in.

5. Und ob ich nicht en schliesse
Und [d]ich inne liesse,
Du solt mir ihrsten sagen,
Was nechten bey dem wein gesagt,
Jr nhu bey mir solt schlaeffen
Die liebe liebe lange nacht.

6. Nechten war ich trunken,
Doe redt ich ohn gedanken,
Und was ich hab geredt,
Das dedt der koele wein,
Stehe auf du wacker medtlein
Und laes mich reuter in.

7. Jch wil dich nit inlaessen,
Nu reith guet reuter deiner straessen
Und legh dein haupt
Uf einen groenen schilt,
Daruff so rast so mannicher
Junger stoeltzer heltt.

8. Wor solt ich nu hinreiten,
Es schlaeffen alle die leute,
Es regendt unde schnehet,
Soe groesser kalder windt,
Sthe uf du wacker medtlein
Und laes mich reuter in.

9. Un[d] ob ich nicht en schliesse
Und [d]ich dan inne liesse,
So nemesthu dein roesselein
Zwischen deine spoeren
Und lies mich wacker medtlein
Jn schanden also stahen.[1])

## Handschrift 1575 Mgf 753 Nr. 72:

1. Eß saßen drie gesellen,
sie saßen und aßen und drunken kalten swain,
sie hatten mitt einander
einen heimeliken radt,
und welcher auf den abend
einen stedigen bolen hette.

2. Dar war sich einer under,
dem nam die rede groß wunder,
mir hatt ein braunß-megdelein
nechten zugesacht,
bey ihr so solt ich schlaffen
die winter lange nacht.

3. Der knabe der kam gegangen,
ehr seumet sich nicht lange,
ehr klopfet auch also leise
mitt seinem goltfingerlein,
stand auf du hubschs megdlein
und laß mich zu dir ein.

4. Daß megdelein stundt behende,
sie horde die rede zum ende,
du hast mir nechten abend
einen falschen eidt gedain,
deß mustu hubscher ruter
woll auf der gaßen sthan.

5. Nechten whar ich drunken,
do redede ich mitt gedunken,
und waß ich do redede,
daß dede der kalte wein,
standt auf du hubsches megdlein
und laß mich zu dir ein.

6. Jch will dich nicht einlaßen,
fhar du dahin deine straßen
so weith in frembde lande
<. . .   . . .   . . .>
und laß mich armes megdelein
bleiben sunder schmaeth.

7. Nym du dein roß bey dem zaume
und binth eß ahn den dannen baume
und spredt deinen mantell
woll in daß grune graß,
und hastu woll gebeddet,
so schlepstu desto baß.[2])

---

[1]) Str. V, Z. 5 Jr thu; Str. VI, Z. 4 Das wer dedt, Z. 6 Rutter ihnn; Str. VII, Z. 5 so rest.

[2]) Str. V, Z. 2 wie niederrheinisch Str. VI, Z. 2 lies „nach gedunken"? = nach Gutdünken? Str. VI, Z. 6 „sunder schmach" oder „ungeschmacht"?

Yd 9748: Eyn schöner Bremberger / Ich hab gewacht die liebe | lange nacht. Ein ander Lied / Gut Reytter | bey dem weyne saß / ꝛc. (Bildchen.) Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg / durch Valentin Neuber. (4 Bl. 8⁰ o. J. Rückseite des letzten Blattes leer.)

1. Gut Reytter bey dem weyne saß
der sich vil guter red ver[maß:]
Mir hat ein schönes Junckfrewlein
sein trew sein ehr verheyssen fein.

2. Vnd thut es dann den willen mein
vnd gehet mit einem Kindelein,
so sitz ich auff vnnd reyt darvon
vnd laß das prunn meydlein in schanden [stan.

3. Das meydlein stund neben der [wende
es höret der red ein ende /
was gab jr Gott in jren sin /
daß [sie] wider heim zu schlaffen gieng.

4. Wolhin vmb halber mitternacht /
der Reytter auff die gassen dacht
er trad wol auff die strassen
er fand sein braun Meydleyn entschlaffen.

5. Er klopffet an mit seinem ring /
schleffst oder wachst mein Keyserin
stand auff feyns lieb vnd laß mich ein /
vnd leg mich wol an die arme dein.

6. Wenn ich schon nit thu schlaffen
so wil ich dich nit einlassen /
du hast nechten ein red gethan
darumb mustu mir daussen stan.

7. Nechten da war ich gar truncken /
da redet ich nach geduncken /
Vnnd was ich redt das thet der wein /
steh auff hertz lieb vnnd laß mich ein.

8. Reytter nimb dein pferdlein bey dem [zaum /
vnd bindts an eynen Rosenbaum /
jha bindts an einen Ast /
vnd leg dich zu jm ins grüne graß.

9. Hertz lieb es geschicht offt eyn redt [beim Wein /
stehe auff hertz lieb vnnd laß mich ein /
Es regnet vnd schneyet vnd wehet der [wint /
nun thu mir auff mein außerweltes Kind.

10. Auff hub er do sein weisse hand /
schlug sich selber an seinen wang /
seh hin mein maul vnnd hab dir das /
Das du doch nichts verschweygen magst.

11. Gut Reytter was nicht faule /
er schwang sich auff sein gaule
er schwang sich in sein sattel bogen /
mich hat ein schönes braun meidlein be-[trogen.

12. Wer ist der vnns das Liedleyn sang /
Ein freyer Reytter ist ers genand
Er singt vns das vnd noch vil mehr /
Gott behüt allen Jungfrawen jr Ehr.

Sehr genau stimmt hierzu die Fassung eines Einzeldrucks, den das Britische Museum besitzt, der außer zwei Namenliedern „König Ludwig" und „Maria" bei recht seltsamer Zusammenstellung als drittes Glied im Bunde den derben Gassenhauer gibt. — London, Britisches Museum 11, 522 df 15: Zwey newe lieder / Das | Erste / Künig ein herr ob allem reych. Das ander Mag jch vnglück nit wi-derstan gut hoffnung han. | Noch ein ander Lied / Gut Reyter | bey dem weyne saß. (Bildchen.) Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg durch | Georg Wachter. (4 Bl. 8⁰ o. J. Rückseite des letzten Blattes leer.)

Gut Reytter bey dem weyne saß der sich vil guter red vermaß / mir hat ein schönes Junckfrewelein sein trew sein ehr verheyssen feyn.

Vnd thut es dann den willen mein / vnd gehet mit eynem kindeleyn / so sitz ich auff vnd reyt daruon / vnd laß das praun meydlein in schanden stan.

Das meydlein stund neben der wende / es höret der red ein ende / was gab jr Got in jren sinn / das wider heym zu schlaffen gieng.

Wol hyn vmb halber mitternacht / der Reyter auff die gassen dacht / er trat wol auff die strassen / Er fandt seyn prauns meydlein entschlaffen.

Er klopffet an mit seynem Ring / schlefffst oder wachst meyn Keyserin / stand auff feins lieb vnd laß mich ein / vnd leg mich wol an den arme dein.

Wenn ich schon nicht thu schlaffen / so wil ich dich nicht einlassen / du hast nechten ein red gethan / darumb must du mir dauſſen stan.

Nechten do war ich gar truncken / da redet ich nach geduncken / vnd was ich redt das thet der weyn / Stehe auff hertz lieb vnd laß mich ein.

Reyter nym dein Pferdlein bey dem zaum / vnd binds an einen Rosenbaum / ja binds an eynen Rosen ascht / vnd leg dich zu im ins grüne graß.

Hertz lieb es gschicht offt eyn red beim weyn / stehe auff feyns lieb vnd laß mich ein / es regnet vnd schneyt vnd wehet der wind / nun thu mir auff mein außerweltes kind.

Auff hub er do seyn weysse hand / schlug sich selber an seynen wang / see hin meyn maul vnd hab dir das / das du doch nichts verschweygen magst.

Gut Reytter was nicht faule / er schwang sich auff seyn Gaule / Er schwang sich nun seynen sattel bogen / Mich hat ein schönes prauns meydleyn betrogen.

Wer ist der das Liedlein sang / eyn freyer Reytter ist ers genant / er singt vns das vnd noch vil mer / Got behüt allen Junckfrawen jr ehr.

Ganz ebenso steht das Lied auch in einem Sonderdruck des Weimarer Sammelbandes, Stück 38: Zwey newe lieder / das erste / Gut Reyter bey dem weyne saß. Das ander / Mag ich vnglück nicht wider stan / gut hoffnung han. (Bildchen.) Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg durch Kunegund Hergotin. (4 Bl. 8⁰ o. J. Rückseite des ersten und des letzten Blattes leer.) „Gut Reyter" 12 Strophen.

Spätere Sonderdrucke nicht selten, außer in Berlin z. B. in Zürich, Stadtbibliothek, Sammelband XVIII 1791, Stück 22 „Drey schöne kurtzweilige Lieder" „Das Dritte. Es sind einmahl drey Gsellen" 6 Strophen.

Neu-vermehrtes vollständiges Berg-Lieder-Büchlein (1740) S. 167, Nr. 137:

1. Drey gute Gesellen die sassen,
sie truncken und assen
sie hatten alle dreye einen heimlichen Rath / ra ra Rath /
und welcher auf den Abend spat den schönen Rath behalten hat.

2. Es war wohl einer darunter / darunter
der sich was rühmen wolte / ja wolte /
es hat mir nächten Abend spat / ein Mägdlein zuge sa sa sagt /
sie wolte bey mir schlaffen / die Nacht biß an den Tag.

3. Die Weile war ihr so lange / so lange /
der Knabe der kam gegangen / gegangen /
er klopffet also leise an / mit seinen Finger rin ein Ring
ey schläfest oder wachest du / bist du denn gar nicht drinn.

Digitized by Google

4. Ich schlafe nicht sondern ich wache /
mein Vater ist noch nicht eingeschlafen /
dort sitzt meine Mutter und wieget das Kind / Ki ki Kind /
reuth immer hin / du stoltzer Jüngeling.

5. Wo soll ich denn hinreiten / hin reiten /
schlafen doch alle die Leute / ja Leute /
es schneyet und regnet und geht der kühle Wind / wi wi Wind /
und fällt mir auch der kühle Thau / wohl auf mein junges Gemüth.

6. Dort drieben auf jener Aue / au au Aue /
da liegt ein Bäumlein ist abgehauen /
da binde du dein Rößlein wohl an des Baumes Ast / a a Ast /
hast du dir wohl gebettet / so schläffst du als wie der Pabst.

Des Knaben Wunderhorn 1, 1806, S. 32; 4, 1854, S. 289; Uhland, Volkslieder Nr. 107; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 75 und 76, Liederhort 3, S. 189—192, Nr. 1302—1306 mit zahlreichen Nachweisungen. An letzter Stelle gibt Böhme im Liederhort den von Goethe 1771 im Elsaß für Herder aufgezeichneten Wortlaut nach Düntzer, Aus Herders Nachlaß 1, 1856, S. 174—176; weshalb dabei von Böhme die 6te recht gute, durchaus nicht entbehrliche Strophe „Wo soll ich dann hinreiten“ ausgelassen worden ist, läßt sich schwer denken. Das Lied findet man jetzt in zahlreichen Volksliedersammlungen und Kommersbüchern, wobei man zweifeln kann, ob es in stetiger, ununterbrochener Überlieferung fortgelebt habe oder erst wieder durch die Bemühungen der Forscher zu neuem Leben erweckt sei. Einige bemerkenswerte Aufzeichnungen, sowie Stellen zur Geschichte des Liedes sind noch: Fischart, Gargantua, Kapitel 8 in der Trunknen Litaney: „Gut Reuter bei dem Weine saß, oho, der sich viel stolzer Wort vermaß, do do“ ... Sieben lächerliche Geschnältz, 4tes beginnend „Wie hast du mich verlassen“, darin: „Nechten war ich truncken, da redt ich nach geduncken, vnd alles was ich redte, das thet der küle Wein, stand auff du feines Mägdelein, vnd laß mich zu dir ein.“ Meinert, Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens, 1817, S. 86: Dos stounde drai Halounke, | Ai kuhlen Wain betrounke ... 10 sechszeilige Strophen. Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit 7, 1838, Sp. 242: Es waren drei Reitersgesellen, | sie thäten was sie wellen ... 6 sechszeilige Strophen. „Dieses Lied geht in der Rheinpfalz und im Kraichgau mündlich.“ Scheible, Kleine Leih-Bibliothek, 13. und 14. Bändchen: Deutscher Volks-Humor in Schwänken, Schelmenliedern ... 1. und 2. Bändchen 1850. Darin 2, S. 19: Es saßen drei Hallunken | An einem Tisch betrunken; | Sie hielten unter sich | Wohl einen weisen Rath, | Wer unter ihnen wohl | Das schönste Mädchen hat. 7 Strophen. Simrock, Die deutschen Volkslieder 1851, S. 105:

Es waren drei Gesellen . . . 10 sechszeilige Strophen. Des Dülkener Fiedlers Liederbuch. Herausgegeben von Dr. Hans Zurmühlen. Viersen 1875, S. 35: Es waren drei Kameraden, | Sie aßen all, wenn sie was hatten, | Sie hielten einen Rath . . . 9 sechszeilige Strophen. Willems, Oude Vlaemsche Liederen 1848, S. 188: Daer was laetstmael een ruiterken, | Die in het wijnhuis sat . . . 10 siebenzeilige Strophen.

Bl. 60 A: Krach jungh hertz und brich nicht,
Die ich will begert meiner nicht,
Die ich nicht woll vermagh,
Die bgegnet mir al den tagh.

In dem Liederbuch für O. Fenchlerin (Straßburg 1592): Alemannia 1, 1873, liest man S. 26:

Ein riemen.
krach herz und brich nit,
biß stätt und weych nit,
biß stätt und unverkert,
weyl leyb und seel werth.

(Ebenso Yd 7850. 2 „Zehen Schöne Weltliche Lieder" am Schluß.)

Noch besser stimmt der Spruch ebenda S. 38:

O herz krach und brich nicht,
denn ich gern het, der würt mir nicht,
und denn ich nicht mag,
desselbig würt mir alle tag.

Paul von der Aelst, De arte amandi 1602, S. 174, 1610, S. 155 „Krach Herz brich nit, Hab lieb meld nit". Werltspröke 1562, Bl. H 1 Rückseite:

Hyr kumpt jdt veel her,
Dat ick gantz nicht beger,
Wat ick nicht lyden mach,
Dat beyegent my all den dach.

Vgl. ebenda G 4 Vorderseite:

Hyr kumpt veel her / des ick nicht beger /
Dat ick beger / kumpt gantz selden her.

Werldtspröke 1601, Bl. 28 B, 30 A; Seelmann, Reimbüchlein S. 76, 81. Vgl. Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 3, 1877, S. 61. 1582 A Nr. 162 „Auß argem wahn" Str. II, Z. 3 „Es kompt mir viel, das ich nit wil, es kompt mir hart, des ich nit wart, es kompt mir nit her, des ich beger." Noch im Volksgesang unserer Tage kommen Wendungen vor wie „Den ich so gern hätt', | Der ist weit weg, | Und den ich gar nicht mag, | Den seh ich alle Tag" als Kehrreim des Liedes „Ein jeder Baum hat seinen Stamm" bei Mündel

S. 128, oder „Die ich gar nicht mag, die seh ich alle Tag" im Liede „Wer lieben will, muß leiden" (z. B. Wolfram Nr. 214 a). Erk-Böhme, Liederhort 2, S. 446 „Ach den ich hätt' so gern, der ist von mir so fern, und den ich gar nicht mag, den seh ich alle Tag". Vgl. noch die sehr ähnliche Wendung bei Val. Haußmann, Neue Teutsche Weltliche Lieder, Nürmberg 1597, Nr. 15: „Die ich gar wol köndt leiden, die muß ich leider meiden, die ich aber nicht leiden mag ohn schertzen, ach weh, ach weh, die muß ich alle tag sehen mit schmertzen" ... Dasselbe in: Extract Auß Valentini Haußmanns Gerbipol. Fünff Theilen der Teutschen Weltlichen Lieder, Theil 1. Nürmberg 1603, Nr. 25.

Bl. 60 B, Nr. 32:

1. Ich zempt mir einen falken
Vill lenger als sieben jahr,
Er ist mir wilt geworden,
Ich muest ihnn fliegen lohnn.

2. Er flogh mir also ferne
So fern in frembde lanndt
Zu einer zart schöner Jungfrauen
Uf ihr schneweisse handt.

3. Biß mir goidt willekom kommen,
Du kleines waltfoegelein,
Noch dir tragh ich verlangen
Inn dem jongen freihen herzen mein.

4. Dragstu noch mir verlangen
In dem jongen freien herzen dein,
So verlaes du vatter und mutter
Und folgh mir feins lieb nach.

5. Verlaiß ich dann vatter und mutter
Und folgen dir feines lieb nach,
So sprechen alle die leuden,
Das wir zwey geliebtger sein.

6. Nu laes sprechen, nu laes sprechen
Ein ieder wer sprechen kahn,
Uns beidt solt niemandt scheiden
Dan der bitter toedt.[1]

Bl. 62 Vorderseite mit grün-gelber Einfassung:

Kahn ich dan nicht kommen dar ich gern wehr,
So wil ich doch gedenken noch meines herzen bger,
Der verlohren spill kahnn mirken
Und ist weiß in seinen werken
Und bei zeiten ablassen kahnn,
Denn halt ich vur einen weisen mahn.
Mannicher sehet woll verlohren spiell,
Der doch nicht ablaessen will.

Zu den beiden letzten Zeilen vgl. Künstlike Werltspröke 1562, Bl. F 2 Rückseite: „Och wo wol dat em geschüth, | De affleth ehr he vorlaren süth. | Noch süth mennich vorlaren spil, | De doch nicht afflaten wil." | Schöne Künstlyke Werldtspröke, Hamburg 1601, Bl. 24 A; Seelmann, Niederdeutsches Reimbüchlein, S. 62; Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 3, 1877, S. 61. Paul von der Aelst, Blumm und Außbund 1602, S. 163: Ach Gott wie wol demselben gschicht, | Der ableßt wenn ers verlohrn sicht. | Mancher offt siht verlohren spil, | Und gleich wol nicht ablassen wil.

[1] Handschrift Str. I, Z. 4 lohenn; Str. VI, Z. 1 Nu laess sprechen, Nhu laes.

Bl. 62 B, Nr. 33: Vur zeiten war ich lieb und werdt, Die ich mir hab ausserkoren ... 5 achtzeilige Strophen = 1582 A 28, B 80; Paul von der Aelst 1602, S. 124 (Nr. 129); niederdeutsches Liederbuch 1883, S. 37, Nr. 59 (beziehungsweise 55) — immer in je 5 nach Reihenfolge und Wortlaut entsprechenden Strophen. Davon verschieden ein ebenso beginnendes Lied bei Forster 3, 1549, Nr. 28, und im Nürnberger Druck von 68 Liedern Nr. 42 mit je 3 Strophen. Fliegendes Blatt Yd 9661 Nürnberg, F. Gutknecht o. J. Yd 9953 „Zwey schöne Lieder" Nürnberg, V. Neuber o. J. mit je 5 entsprechenden Strophen. Handschriftlich im Liederbuch für O. Fenchlerin: Alemannia 1, 1873, S. 40; Berliner Handschrift 1569, beziehungsweise 1575 (von Helmstorffsche) Nr. 26, Handschrift 1575, Nr. 46 in je 5 entsprechenden Strophen. Görres S. 67; Goedeke-Tittmann S. 39; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 210, Liederhort 2, S. 284 Nr. 462.

Bl. 63 B: Mahn magh sagen was mahn wil
Schoene Jungfrauen zu ⥲ ist gein Kinderspill.
Der ein liebt der lieb sei in maessen,
Wan es an ein scheiden geit, das er sei kan laessen.

Die beiden letzten Zeilen finden sich fast buchstäblich noch einmal hinter Nr. 40, Bl. 76 A.

Bl. 64 A, Nr. 34: Rosina war was dein gstaltt, zu koeningh Paris lebenn ... 3 zehnzeilige Strophen = 1582 A 174, B 123; 115 Liedlein, Nürnberg J. Ott 1544, Nr. 75 in 5 Strophen und ebenda noch einmal unter den 6stimmig ausgestatteten Nr. 10 in 3 Strophen. Goedeke 2², S. 28; A. von Aich, S. 39 Ott, S. 48 Meiland und öfter. Fliegende Blätter: Yd 7801 (von Nagler) Stück 62, besonderes Blättchen ohne Bezeichnung oder Überschrift; Yd 9299 (Beschreibung siehe oben Nr. 22 „Nach willen dein") „Drey hübsche Lieder" Nürnberg, K. Hergotin (o. J.) „Ein ander Lied. Rosina wo was dein gestalt"; Ye 71 „Fünff Schöner newer Lieder" Nürnberg, V. Neuber (o. J.) viertes Lied „Rosina wo was dein gestalt"; Zürich XVIII 2017, Stück 13 (Beschreibung siehe oben Nr. 22) „Drey schöne lieder" (o. O. u. J.) 2. Rosina ... Basel Sar. 151, Stück 42, verstümmelter Sonderdruck von anscheinend 4 Liedern, 3. Rosina ... Paul von der Aelst, Blumm und Außbund 1602, S. 29, Nr. 44, De arte amandi 1602, S. 114; Berliner Handschrift 1568, Nr. 28, 1569/75 (von Helmstorfsche) Nr. 30; Kopenhagener Handschrift des P. Fabricius Nr. 90; niederländisch in der Handschrift vom Jahre 1537 zu Weimar: Weimarisches Jahrbuch 1, S. 105 und im Antwerpner Liederbuch 1544, Nr. 137: Hoffmann, Horae Belgicae XI, S. 205 — überall in denselben 3 Strophen. —

Wackernagel, Kirchenlied 1841, S. 842; Wunderhorn 1, S. 167; Hoffmann, Gesellschl. Nr. 159; Goedeke-Tittmann, Liederbuch S. 26; Erk-Böhme, Liederhort 3, S. 472 Nr. 1669.

Bl. 64 B: Ein medtlein von sieb[z]en jahren,
Mit braunen augen vnd geel von haeren,
Mit weissen henden vnd schmal[e]n lenden,
Mit der will ich mein leben enden.

1582 A 246 beginnt:

Ich weis mir ein megdlein von achtzehen jaren,
mit braunen äuglein, mit goldfarben haaren,
mit schmalen lenden, mit schneeweissen henden,
mit der wil ich mein leben enden ...

Niederdeutsches Liederbuch, Hamburg 1883, S. 26 Nr. 43:

Ick weth ein Megtlin van achteyn Jahren,
mit brunen Ogen vnd goldtfarnen Haren,
mit schmalen Lenden, schneewitten Henden,
mit der wil ick myn Leeuendt enden ...

Künstlike Werltspröke 1562, Bl. Fij Vorderseite:

Junge Höner vnd olde Vissche,
De wolde ick stedes hebben vp mynem dissche,
Dartho ein schönes junges Megdelin,
Dat scholde my frysten dat leeuendt myn.
Doch möste ydt ock hebben smale lenden,
Dar wolde ick arme klüsener myn leuen mede enden.

Vgl. Schöne Künstlyke Werldtspröke, Hambordh 1601, Bl. 23 B. Opschriften 1, 1731, S. 46: Glas-Schrift. By een Maagdeken met smalle lenden Woud ik zeer graag myn leven enden ...

Lustige Gesellschaft: Comes facundus in via pro vehiculo ... von Joanne Petro de Memel ... 1656, S. 105, 1657, S. 92 und öfter:

Hennig wolte nicht freyen, er bekäme denn

Ein Mägdlein von 18. Jahren,
Mit schönen langen gelben Haaren,
Mit schmahlen Lenden und weissen Händen,
Mit einer solchen wolt er sein Leben enden.

Töppen, Volksthümliche Dichtungen: Altpreußische Monatsschrift, Neue Folge 9, 1872, S. 533:

Ein hübsch jung mägdtlein von achtzehen jahren,
Mit braunen äugelein undt gelben haaren,
Mit weißen hembden [!] undt schmallen lenden,
Mit der wil ich mein leben enden.

(Fortsetzung folgt.)

# Helena in der Faustsage.

Von Siegfried Robert Nagel in Pola.

Im ältesten Faustbuche vom Doktor Faust, das 1587 bei Spies in Frankfurt anonym erschien, sind es drei Kapitel, die sich mit der griechischen Helena befassen. Diese Kapitel sind die Grundlage, auf der sich unsere Forschung aufbauen muß. Zusammengehalten bilden sie, ohne daß dies dem Verfasser bewußt war, Exposition, Höhepunkt und Katastrophe der Helenahandlung.

Zuerst wird der Erscheinung der Helena im Kapitel 49 Erwähnung gethan. Das Kapitel hat die Überschrift: „Am weißen Sonntag von der bezauberten Helena." Diese Aufschrift wird im Register noch ergänzt durch die Bemerkung: „welche er den Studenten representierte." Es erzählt uns, daß die uns bereits bekannten Studenten zu Faust kommen und zum Nachtessen bleiben. Dabei nun sprechen sie von schönen Frauen, und einer äußert den Wunsch, die schöne Helena zu sehen, um derentwillen Troia zugrunde ging. Faust erklärt sich bereit, ihnen die Helena zu zeigen; nur dürfe sich keiner, so lange sie im Zimmer sei, bewegen oder reden. Er führt Helena herein; die Studenten geraten außer sich vor Staunen und Entzücken. „Diese Helena erschiene in einem köstlichen schwartzen Purpurkleid, jr Haar hatte sie herabhangen, das schön, herrlich als Goldfarb schiene, auch so lang, daß es jr biß in die Kniebiegen hinab gienge, mit schönen Kollschwartzen Augen, ein lieblich Angesicht, mit einem runden Köpfflein, jre Lefftzen rot wie Kirschen, mit einem kleinen Mündlein, einem Halß wie ein weißer Schwan, rote Bäcklein wie ein Rößlein, ein vberauß schön gleißend Angesicht, ein länglichte aufgerichte gerade Person. In summa, es war an jr kein vntädlein zu finden, sie sahe sich allenthalben in der Stuben vmb, mit gar frechen und bübischen Gesicht!" u. s. w. Nachdem sich Helena wieder entfernt hat, bitten die Studenten den Faust, Helena nochmals erscheinen zu lassen, damit ein Maler sie abmalen könne. Faust weigert sich dessen, doch gibt er ihnen ein Bild der Helena, welches die Maler dann kopieren.

Im Kapitel 59 wird erzählt, daß Faust im 23. Jahre seiner Verschreibung, nachdem er der im Kapitel 57 aufgezählten Weiber, die die schönsten waren, die der Teufel auftreiben konnte, „zwo Niederländerin, eine Ungarin, eine Engländerin, zwo Schwäbin und ein Fränkin" überdrüssig geworden ist, nach neuer Lust lechzt. Da führt ihm der Teufel die Helena zu, die Faust von der Erschei-

nungsszene her kennt. Sie gefällt ihm dermaßen, daß er sie bei sich behält und bis zu seinem Lebensende nicht mehr fortläßt. Er bekommt von ihr einen Sohn, den er Justus Faustus nennt. Dieses Kind weissagt die Zukunft, verschwindet aber nach Fausts Tode gleich seiner Mutter.

Endlich finden wir im letzten Kapitel des Faustbuches einen kurzen Epilog. Dort heißt es: „Deßgleichen eben am selbigen Tage ist die verzauberte Helena sampt jrem Sohn nicht mehr vorhanden gewest, sondern verschwunden."

Bei genauerer Betrachtung dieser drei Kapitel fällt uns sogleich auf, daß sich die Darstellung wesentlich von andern Kapiteln unterscheidet. Die Schilderung der Schönheit und Koketterie der Helena, der atemlosen Verwirrung der Studenten hebt sich ganz merkwürdig von der vorangehenden, trockenen und reizlosen Erzählung ab; auch im Folgenden fällt der Verfasser wieder sogleich in den teilnahmelosen Chronistenton zurück, ja sogar im Kapitel selbst kommt ein Beispiel seiner Pedanterie vor, indem er die wohlbekannte Helena mit den Worten „Menalai Hausfrav oder Tochter Tyndari und Ledae, Castoris und Pollucis Schwester" einführt, um, wie an vielen anderen Stellen, seine Gelehrsamkeit (oder besser gesagt, die des Dasypodius) zu zeigen.

Auch beim Vergleiche mit dem ähnlichen Kapitel 33, in dem Faustus dem Carolo Quinto Alexander den Großen und seine Gemahlin vorführt, fällt es uns auf, daß der Verfasser hier streng objektiv Alexander als dickes Männchen mit rotem Bart, roten Backen und strengem Angesicht darstellt und von seiner Gemahlin gar nur in höchst landläufigen Ausdrücken spricht, bei Helena hingegen sich zu jenen emphatischen Ausdrücken und poetischen Bildern versteigt.

Diese subjektive Auffassung geht noch weiter. Dort erzählt der Verfasser nichts von dem Eindrucke, den das Erscheinen Alexanders auf die Zuschauer gemacht hat; es fehlt jene Anschaulichkeit, die das Kapitel 49 auszeichnet.

Das Kapitel 59 wieder enthält nur eine kurze Beschreibung der Helena „mit lieblichen, holdseligen Anblicken hat sie ihm das Herz gefangen," und hebt sich wieder von dem sonst ähnlichen Kapitel 57 „Von Fausti Buhlschaften in seinem 19. und 20. Jahre" vorteilhaft ab, in dem die Schönheit der sieben teufelischen Weiber mit den dürren Worten „wie eine anders als die ander gestalt, auch so trefflich, daß nicht davon zu sagen," zu Protokoll genommen wird, obwohl es doch hier so naheliegend gewesen wäre, auf die idealen Schönheitszüge anzuspielen, die man einzelnen Nationen zuschrieb.

Wir sehen also, daß der Anonymus diese Helenakapitel mit besonderer Liebe behandelt hat. Er läßt die Helena zuerst vor akademischen Kreisen auftreten und stattet sie mit erlesenen Vorzügen aus. Sie macht einen tiefen Eindruck auf die Studenten, dann einen noch tiefern auf Faust selbst. Sie wird Fausts Lieblingskonkubine, bleibt während seines letzten Lebensjahres bei ihm und verschwindet nach seinem Tode mit ihrem Sohne.

Das sind die Momente, die uns das älteste Faustbuch bietet, und wir müssen uns fragen, ob die Erfindung all dieser Momente das Verdienst des Anonymus ist, oder ob wir die Gesamtheit oder einzelne von ihnen schon früher finden.

Bisher hat sich die Forschung nach dem Ursprunge von Fausts Helena namentlich in zwei Richtungen bewegt. Die eine verknüpft die Helena mit Faust auf Grund einer einfachen Übertragung; sie kann man schlechthin die Magustradition nennen. Die andere hingegen geht von der Voraussetzung aus, daß das griechische Schönheitsideal, durch die Renaissance erweckt, ohne weiteres Bindeglied einem Männerideal an die Seite gesetzt würde. Diese Trennung in verschiedene Traditionen erscheint nicht begründet, soll aber vorerst beibehalten werden.

## I.

Der älteste Vorläufer unseres Faust ist Simon der Magier, eine Figur, die im ersten bis zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt in die Erscheinung trat. Über ihn haben wir verschiedene Überlieferungen. Wir finden ihn zuerst in den Acta apostolorum 8. 9 als Zauberer in Samaria, wo er viel von sich reden machte. Als er sah, daß Petrus durch Auflegen der Hände bewirkte, daß die Leute den heiligen Geist empfingen, bot er ihm Geld an, um dieselbe Macht zu erhalten, wurde aber von ihm zurückgewiesen.

Die Entstehung dieser Gestalt ist ein Niederschlag der Streitigkeiten, die zwischen den Aposteln über die Frage der Beachtung des mosaischen Gesetzes von Seite der Heidenchristen ausgebrochen waren.

Bald nach dem Umsichgreifen des jungen Christentums machte sich ein starker Gegensatz zwischen den Judenchristen und Heidenchristen geltend. Die ehemaligen Juden, aus deren Mitte der Stifter der neuen Lehre hervorgegangen war, glaubten deshalb allein das Recht für sich in Anspruch nehmen zu können, Christen zu sein, da sie bereits früher einen einzigen Gott verehrt hatten und sich als Mitarbeiter am neuen Glauben fühlten. Sie schätzten daher die Heidenchristen gering. Der Apostel Paulus verrichtete aber gerade unter den Heiden große Bekehrungswerke und erregte dadurch die Mißstimmung der Judenchristen. Als nun die Heidenchristen stetig

an Zahl zunahmen, da wandte sich der ganze Groll der Gemeinde in Jerusalem gegen Paulus. Da sie aber nicht wagten, den Heidenapostel öffentlich anzugreifen, so formten sie den samaritanischen Zauberer Simon, der in den Acta apostolorum vor Petrus zu schanden wird, zu einer Maske, unter der sie sich den Apostel Paulus dachten.

Ob dieser Simon wirklich gelebt hat, ist nicht mit Sicherheit feststehend; doch ist dies wahrscheinlich, da der Verfasser der Apostelgeschichte dem Paulus durchaus nicht feindlich war, und daher dieser Simon auch nicht wie der der späteren pseudoklementinischen Homilien als Spottbild für Paulus aufzufassen ist. Allerdings liegt die Ansicht nahe, daß er von vornherein nichts anderes sei, als der in der samaritanischen Mythologie eine große Rolle spielende Sonnengott Semo, dem die Mondgöttin Σελένη oder Helena nahe stand. In der samaritanischen Mythologie finden wir also die erste Verbindung Simons mit Helena, die aber hier noch nicht die trojanische Helena ist.

Jedoch ein Umstand weist darauf hin, daß Simons Gestalt doch existierte: das ist seine Stellung als Sektierer innerhalb der christlichen Kirche, als Urvater der Häresie. Denn ihm wurde ein Werk zugeschrieben, das den Titel „Die große Auslegung" führt, und das starke Anklänge an die indische Philosophie und an den Buddhismus zeigt.[1]) Seine Theorie stellte an die Spitze aller Dinge das ewige einzige Wesen, aus welchem „die göttlichen Kräfte" sich herstellen, die als gesonderte Substanzen betrachtet werden und sich in successiven Inkarnationen teils weiblichen, teils männlichen Geschlechtes verwirklichen. Die oberste dieser Kräfte ist die, welche hauptsächlich „die Große" heißt, und welche die Intelligenz der Welt, die universelle Vorsehung ist. Sie ist männlichen Geschlechtes. Simon galt für deren Inkarnation. Ihr zur Seite befindet sich ihre Zwillingsschwester „der große Gedanke". Gewohnt, seine Gedanken mit einem seltsamen Symbolismus zu umkleiden und allegorische Deutungen für die alten, heiligen und profanen Texte sich vorzustellen, gab Simon oder der Verfasser der „großen Auslegung" dieser göttlichen Tugend den Namen „Helena", damit andeutend, daß sie der Gegenstand allgemeinen Verlangens, die ewige Ursache des Streites zwischen Menschen sei.[2])

Hier ist also der Anknüpfungspunkt gegeben, die simonische Helena als trojanische Helena aufzufassen.

Bald treffen wir auch in den Kirchenvätern diese Figur, aber in ganz eigentümlichem Lichte.

---

[1]) Ernest Renan, Die Apostel, übersetzt von D. Haek. Leipzig, Universal-Bibliothek 3181—3183.

[2]) Renan a. a. O., S. 230.

Vor allem beschäftigt sich Justinus Martyr, der ja ein Landsmann des Simon ist, eingehend mit dieser Gestalt.[1]) Er sagt: „. . . so ein gewisser Simon von Samaria, aus einem Flecken namens Gitton, der unter Kaiser Claudius in Rom Wunder gewirkt hat, und darum wie ein Gott verehrt wurde; alle Samaritaner beteten ihn als erste Gottheit an und gaben eine gewisse Helena, die damals mit ihm umging, nachdem sie sich früher in einem Bordell aufgehalten hatte, als den von ihm erstgebornen Gedanken aus."

In ähnlicher Weise äußert sich Irenaeus:[2]) „Simon führte eine gewisse Helena aus Tyrus, einer Stadt Phöniciens, nachdem er sie als Lohndirne losgekauft, mit sich herum, indem er sagte, diese sei seine erste Idee, durch die er im Anfange Engel und Erzengel zu machen die Absicht hatte."

Wenn nun durch diese Zeugnisse, besonders durch das Justins, weitere Beweise für die Existenz Simons geliefert werden, so ist andererseits deutlich zu erkennen, wie die Kirchenväter vielleicht aus Mißverständnis, vielleicht aber aus Groll gegen diesen ersten Feind des Christentums diese Verbindung der beiden Gestalten anders deuten und Helena zur tyrischen Dirne machen, so daß diese beiden sich aus mythologischen Figuren und philosophischen Abstraktionen in einen landfahrenden Abenteurer und in dessen Dirne verwandeln.

Diese Veränderung geht aber noch weiter. Man hörte bald auf, Simon als ernsten Sektierer aufzufassen; er wurde in den Augen der Christen zum Zauberer und Gaukler, zu dem immer die Lohndirne Helena in festem Verhältnis stand. Sein Name bezeichnete bald einen professionellen Zauberer und seine Sekte, die anfangs durch seine Schüler Menander, Saturnin und Basilides fortgeführt worden war, sank schließlich zur Gauklerschule herab.

In diesem Sinne ist Simon auch in den apokryphen Acta Petri et Pauli[3]) aufgefaßt, wo Kapitel 72—77 ein Flugversuch Simons geschildert wird, ein Motiv, das wir auch bei Faust finden. Die Geschichte spielt jedoch nicht mehr unter Claudius, sondern während der Regierungszeit Neros. Simon besteigt einen hohen Turm und beginnt zu fliegen. Petrus beschwört die höllischen Geister, die jenen schwebend erhalten, ihn fallen zu lassen. Simon stürzt herab und wird zerschmettert, und zwar εἰς τόπον λεγόμενον σάκρα βία, ὅ ἐστιν ἱερὰ ὁδός.

Diese Erzählung eines christlichen Schriftstellers wird unterstützt durch den Bericht eines Historikers, der dem Christentum ferne

[1]) Apologie I. 26 (Bibliothek der Kirchenväter 9; Kempten 1871).
[2]) Adversus haereticos I. 23. 2 (Bibliothek der Kirchenväter 13; Kempten 1872).
[3]) Acta apostolorum apokrypha, ed. Tischendorf, Leipzig 1851.

stand. Sueton erzählt VI, 12 als unter der Regierung Neros geschehen folgendes: „Icarus primo statui conatu iuxta cubiculum eius decidit ipsumque cruore respersit.“

Neben dem authentischen Zeugnisse des Justin und der historisch erwiesenen simonischen oder, wie Origines[1]) sie auch nennt, heleniauischen Sekte ist dies Zusammentreffen eines christlichen mit einem römischen Zeugnisse höchst geeignet, die Existenz des Simon wahrscheinlich zu machen, zumal da auch die beiden Ortsangaben ziemlich übereinstimmen; denn das „cubiculum Neronis“, worunter wahrscheinlich die arx Romana zu verstehen ist, lag in der Nähe der via sacra.

Die Geschichte nimmt aber bald eine andere Gestalt an. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich dieser interessanten Figuren die romanhafte Darstellung bemächtigte, und zwar in einer Weise, die ganz auffällig ist. Um den Papst Clemens, der im Jahre 102 den Märtyrertod erlitt, wob sich eine Reihe von Motiven, die um jene Zeit im griechischen Romane sehr beliebt waren. Freilich war der Hauptinhalt der heidnisch-griechischen Romane erotischen Charakters und mußte hier wegbleiben.

Jedoch die äußern Motive dieser Erzählungen verschmolzen mit den Motiven der Apostelgeschichte und mit der Gestalt des Simon, wie sie die Kirchenväter, Justin, Irenäus und andere, boten.

So entstand der eigenartige Roman, der in den ersten Jahrhunderten den Titel „Clementinische Homilien“ erhielt, später erweitert und „Recognitionen“ genannt wurde. Diese romanhafte Darstellung verdrängte die Simonssage der Apostelgeschichte aus den Schriften der katholischen Kirchenlehrer, und, wenn anfangs Simon als Spottbild für den Apostel Paulus galt, so verschwand die Erinnerung an den antipaulinischen Ursprung der Simonssage schon zu Ende des 2. Jahrhunderts.[2]) Der Inhalt der Clementinen, wie man diese Erzählungen gewöhnlich nennt, ist folgender:[3])

Clemens erzählt, wie er in seiner Jugend von religiösen Fragen gequält worden sei. Als die erste Kunde über die neue Lehre nach Rom kam, entschloß er sich, nach Palästina zu reisen, traf aber vorher mit dem Apostel Barnabas zusammen. In Palästina ward er von diesem mit Petrus bekannt gemacht, der in Cäsarea mit Simon Magus disputierte und Clemens einlud, ihn auf seiner Reise bis nach Rom zu begleiten. Über Simon wurde er durch

[1]) Contra Celsum V. 62 (Bibliothek der Kirchenväter 22; Kempten 1874).
[2]) R. Lipsius, Die Quellen der römischen Petrussage, Kiel 1872.
[3]) Clementina, ed. Paul de Lagarde, Leipzig 1865; Recognitiones, ed. Gersdorf in der Bibliotheca ecclesiastica I. Leipzig 1838. Vgl. Joseph Langen, Die Clemensromane, Gotha 1890.

dessen frühere Genossen, die Brüder Aquila und Nicetas, unterrichtet. Sie erzählen, daß Simons Vater Antonius, seine Mutter Rahel hieß, und er aus Getha in Samaria stammte, daß er ein Jünger des Johannes gewesen ist, zu dessen zwölf Jüngern auch eine Frau namens Helena gezählt hatte, mit welcher Simon später davongezogen ist; diese Helena wird hier gleichzeitig als trojanische und als gnostische Helena aufgefaßt. Außerdem zählen die Brüder eine ganze Reihe von Zaubereien auf, die von Simon ausgeführt worden waren.[1])

Von Cäsarea aus setzt Petrus dem fliehenden Simon nach über Tyrus, Sidon, Berytus, Byblus nach Tripolis. Nach längerem Aufenthalt hier selbst und, nachdem er den Clemens gründlich über alles belehrt und auch getauft hat, macht Petrus sich nach Antiochien auf.

Auf der Reise erfährt er des Clemens Familiengeschichte: daß er, aus kaiserlichem Geschlechte, seine Mutter Mattidia, seinen Vater Faustus und zwei Brüder[2]) verloren habe.

Einem Traume gemäß habe seine Mutter mit seinen Brüdern Rom verlassen müssen, sein Vater sei dann auf Reisen gegangen, sie aufzusuchen, aber ebensowenig zurückgekehrt wie jene. Bald nachher wird Mattidia in einem armen Weib wiedergefunden, in den Gefährten Aquila und Nicetas werden die beiden Brüder entdeckt,[3]) und schließlich führt die Taufe der bekehrten Mattidia zu Laodicea die Begegnung mit einem Greise herbei, in welchem ihr Vater erkannt wird. Nicetas, der nun Faustinus heißt, erzählt seine weiteren Schicksale. Durch einen Schiffbruch von ihrer Mutter getrennt, seien sie nach Cäsarea gekommen und von Seeräubern an eine Jüdin Justa verkauft worden, welche sie sorgfältig erzog; später seien sie dann die Genossen des Simon geworden. Mit Faustus, dem Vater des Clemens, disputierte Petrus lange und eingehend über die Lehre von einem Gott und der göttlichen Vorsehung, bis auch jener zur

---

1) Clemens β 22 (De Lagarde, S. 27): *Σίμων οὗτος πατρὸς μὲν ἔστιν Ἀντωνίου, μητρὸς δὲ Ῥαχήλ, σαμαρεὺς τὸ ἔθνος ἀπὸ Γεθθῶν κώμης* — β 23 (De Lagarde 28) *ἐν ᾧ ἀριθμῷ μία ἦν γυνὴ λεγομένη Ἑλένη* — β 25 (ebenda) *Οὐδὲ Σίμων ἐκπεριέρχεται — αὐτὴν δὲ τὴν Ἑλένην παραλαβὼν — αὐτὴν ἀπὸ τῶν ἀνωτάτων οὐρανῶν κατενηνοχέναι λέγεται τῷ κόσμῳ κυρίαν οὖσαν, ὡς παμμήτορα οὐσίαν καὶ σοφίαν ἧς ἕνεκεν Ἕλληνές τε καὶ βάρβαροι ἐμαχέσαντο* — Dasselbe in der lateinischen Übersetzung des Rufinus bei Gersdorf a. a. O.) β 32 (De Lagarde S. 31) folgen die weiter unten näher behandelten Kunststücke Simons.

2) Clemens sagt β 8 (De Lagarde S. 123): *ἡ μὲν οὖν μήτηρ Ματτιδία ἐλέγετο, ὁ δὲ πατὴρ Φαῦστος τῶν δὲ ἀδελφῶν ὁ μὲν Φαυστῖνος, ὁ δὲ Φαυστινιᾶνος.*

3) ιγ 3 (De Lagarde S. 133): *ὁ Νικήτης καὶ ὁ Ἀκύλας ἐκπλαγέντες ἔλεγον. Ἄρά γε, δέσποτα καὶ κύριε τῶν ἁπάντων, τοῦτο ἀληθὲς ἢ ὄνειρός ἐστιν . . Ἡμεῖς ἐσμεν Φαυστῖνος καὶ Φαυστινιᾶνος.*

Einsicht gelangt. Nun kommt Simon, von Antiochien fliehend, nach Laodicea und verleiht, um selbst der Verfolgung zu entgehen, dem Vater des Clemens Faustus seine Gestalt, während er selbst in der Gestalt jenes entkommt.[1]) Zum Schlusse wird Faustus getauft.

In diesem Romane finden sich also einerseits die Motive, wie sie zu jener Zeit im griechischen Romane eine Rolle spielten. Traumgesichte, Seestürme, Trennung der Hauptpersonen, Seeräuberüberfälle, Verhandlung der Gefangenen als Sklaven, schließliche Wiedervereinigung der Hauptpersonen (*ἀναγνωρισμοί*, recognitiones), alles das sind Motive, die wir in den ausgedehnten Romanen des Xenophon von Ephesus, im Apollonius von Tyrus, in den Erzählungen Heliodors und besonders des Achilles Tatius in Fülle antreffen.[2])

Andererseits aber haben wir christliche Motive, und zwar ist in den clementinischen Recognitionen der einzige uns bekannte Versuch zu erkennen, heidnisch-griechische Motive, selbstverständlich unter Ausschluß der erotischen, mit den christlichen zu vermengen.

Wir finden also Simon wieder, der nun in ganz feste Verbindung mit Helena getreten ist, die hier ausdrücklich die trojanische Helena ist, wie aus mehreren Stellen zur Genüge hervorgeht.[3]) Aber hier finden wir auch Namen wie Faustus, Faustianus, Justa, die an die ähnlichen oder gleichen Namen der Faustsage erinnern. Hier finden wir außerdem eine große Anzahl der Kunststücke, die später Faust zugeschrieben wurden, von Simon erzählt. Wir haben hier vor allem den Flugversuch, den wir bereits kennen, wiederholt (*ἐνίοτε καὶ πέταται*), hier die Erscheinung von Gestalten bei Gastmählern (*ἐν δείπνοις εἴδωλα παντοδαπῶν ἰδέων παρίστησιν*), zwei der hervorragendsten Kunststücke Fausts. Simon, auf Feuer gelegt, brennt nicht (*ἐπὶ πῦρ κυλιόμενος, οὐ καίεται*), Faust empfindet in der Hölle, so heftig es brennt, weder Hitze noch Brand (Faustbuch Kapitel 24). Simon kann sich in verschiedene Dinge verwandeln, ebenso Faust. Simon öffnet verschlossene Thüren (*θύρας κεκλεισμένας ἀνοίγει*), Faust tut mit seiner Kunst Tür und Schlösser auf (Faustbuch Kapitel 37).

Überdies hat Simon zur Seite einen spiritus familiaris β 26, der alles tut, was er will, eine Gestalt, die wir später bei Faust im Mephistopheles wiederfinden.

---

[1]) Clem. K. 12 (De Lagarde S. 195): *ἡμεῖς δὲ ἐμβλέποντες αὐτῷ ἐξειστήκειμεν, τὸ εἶδος Σίμωνος ὁρῶντος φωνῆς δὲ τοῦ πατρός, ἡμῶν ἀκούοντες Φαύστου.* K. 14 (S. 196) *ὑπὸ Σίμωνος τοῦ μάγου ἡ μετὰ μόρφωσις γέγονεν.*

[2]) Erwin Rohde, Der griechische Roman, Leipzig 1876, S. 476.

[3]) Außer den bereits genannten noch Clem. ε 13 (De Lagarde S. 67) *Λήδα Ἑλένην ἐτεκνώσατο* und ς 2 ff. (De Lagarde S. 73), wo die Geschichte von Paris und Helena ausführlich erzählt wird.

Dieser mit allen diesen Eigenschaften ausgestattete Simon borgt sich nun zu allen diesen innern faustischen Merkmalen noch die Gestalt eines Mannes, der den Namen Faustus führt, und entflieht als Faustus mit seiner Helena.

Diese verblüffende Tatsache, daß sich lange Zeit vor Faust Simon in Faust verwandelt, hat auch viele Gelehrte, eben jene Anhänger der Magustradition, die sich dieses Phänomen nicht zu erklären vermochten, geblendet und zu den seltsamsten Folgerungen veranlaßt. Zwar ist es unanfechtbar, daß die Schwarzkünsteleien des Faust in denen des Simon ihr Urbild haben, zwar steht dieser Simon auch mit der trojanischen Helena in Verbindung; dennoch aber ist diese Verbindung in den clementinischen Homilien und Recognitionen, gerade an der Stelle wo Simon sich in Faust verwandelt, also die Verbindung Fausts mit Helena eine allzulose, um daraus Folgerungen ziehen zu können, wie es die Anhänger der Magustradition getan haben. Diese, Zahn, Bode,[1]) vor allem aber De Lagarde, wollen aus den früher erwähnten Tatsachen ableiten, daß von den Clementinen an schon die Namen Faustus und Helena zusammen genannt wurden, und wollen es begreiflich finden, daß sich das Interesse an Petrus, Clemens, Simon im Mittelalter gänzlich verlor und daß Faust und Helena in den Vordergrund traten. Mir scheint dies im Gegenteile sehr unwahrscheinlich, daß im Mittelalter bei seiner großen Vorliebe für legendarische Literatur die Namen von Heiligen, von denen Geschichten erzählt werden, zurücktreten sollten gegenüber Romanfiguren. Wer interessierte sich ferner für den Namen Faust, ehe der lebende Träger dieses Namens auftauchte? Von einer Tradition ist hier naturgemäß keine Rede, da die Sagengestalt des Faust erst an dessen historische Erscheinung im 16. Jahrhundert anknüpft.

Da also für eine Tradition keine Anhaltspunkte vorhanden sind, so bleibt die Frage offen, ob, wie so viele Züge, vielleicht auch die Helena von Simon auf Faust übertragen wurde. Dabei handelt es sich nun vor allem, festzustellen, ob der Anonymus die Clementinen gekannt hat.

Obgleich die Clementinen auf dem langen Wege durch ein Jahrtausend keine Spuren hinterlassen hatten, so waren sie dennoch nicht verschollen und tauchten wieder auf und zwar, was besonders von Bedeutung ist, auf deutschem Boden.[2]) Zuerst finden wir die Kenntnis der Clementinen nur angedeutet, denn wenn sich Bischof

---

[1]) Th. Zahn, Cyprian von Antiochien und die Faustsage. Erlangen 1882; F. Bode, Zur Faustsage: Neues Lausitzisches Magazin 1886. 56.

[2]) Bei Dante Inferno 19, 1 ff. findet sich ein Ausruf: O Simon Mago, ohne weitere Bedeutung für unsere Frage.

Suitger von Bamberg Clemens II. nennt, so ist dieser Titel im Zusammenhang mit den Verhältnissen eine Kriegserklärung gegen die Simonie, dann muß aber die Sage von Clemens I. und sein Kampf mit Simon dem Magier um 1046 in der Christenheit bekannt gewesen sein. Außerdem sagt Lambert der Kleine zum Jahre 1044: Benedictus papa 142: hic cum papatiam suam enisset, Henricus imperator perrexit Romam et pro eo Clementem constituit, quia ex ore sancti Petri emptor et venditor gratiae spiritualis cum Simone mago sunt anathematizati.[1])

In diesen Aussprüchen wird Simon Magus als Urvater der Simonie bezeichnet; der könnte freilich aus der Apostelgeschichte bekannt sein, aber der ausdrückliche Hinweis auf den Namen Clemens verweist uns auf die Clementinen.

Es währte auch nicht lange, so finden wir eine wörtliche Übersetzung der Clementinen in der „Kaiserchronik".

Die Kaiserchronik wurde verhältnismäßig spät Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung. Maßmann gab sie zuerst 1848 heraus, dann Diemer nach der von ihm aufgefundenen Vorauer Handschrift.

In letzter Zeit hat Edward Schröder[2]) eine Neuausgabe veranstaltet und sie mit einer Vorrede versehen. Er weist auf Grund der von Scherer[3]) und Welzhofer[4]) angestellten Untersuchungen nach, daß die Kaiserchronik zwischen 1147 und 1165 in Regensburg abgefaßt worden sei.

Hier in dieser Kaiserchronik findet sich eine wörtliche Übersetzung der Recognitionen. War aber von vornherein nicht anzunehmen, daß die Kaiserchronik aus dem griechischen Urtexte schöpfte, so hat Schröder auf einen Regensburger Bücherkatalog aus dem zehnten Jahrhundert hingewiesen, der unmittelbar hintereinander unter 366, 77 libri II sancta Silvestri, unter 378 liber I Clementis, letzteres in der lateinischen Übersetzung des Rufinus, enthält. Da aber beide Schriften einen wesentlichen Inhalt der Kaiserchronik bilden, so ist anzunehmen, daß diese Übersetzung des Rufinus dem Verfasser der Kaiserchronik für ihren clementinischen Teil vorlag.

Von der deutschen Kaiserchronik gab es nun wohl Handschriften bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, auch Jansen Enikel, sowie die sächsische Weltchronik bringen Bearbeitungen davon, allein alle diese Umstände sind nicht beweisend, denn noch immer fehlt der Übergang zum Faustbuch, da uns nichts auf die geringste Ver-

[1]) De Lagarde a. a. O., S. 18.
[2]) Monumenta Germaniae Scriptores I. Hannover 1895.
[3]) Deutsche Studien I. S. 14.
[4]) Untersuchungen über die deutsche Kaiserchronik. München 1874.

mutung kommen läßt, daß der Anonymus die Clementinen aus irgend einer dieser Chroniken kannte. Die Frage ist noch immer offen: „Woher hat das Faustbuch seine Helena?"

Diese Frage suchte ein vor nicht allzu langer Zeit erschienenes Buch zu lösen, die Historia von D. Fausten, herausgegeben und mit einer überlangen Einleitung versehen von Gustav Milchsack. In dieser jedoch bringt Milchsack eine neue Hypothese in die Simonmagusforschung. Er meint, daß der Zauberteufel des Ludovicus Milichius die Grundlage der Helena des ältesten Faustbuches enthalte. —

Dieser Zauberteufel erschien zuerst 1563, dann noch in zwei Einzeldrucken 1564 und 1566, bis er endlich 1567 im Theatrum diabolorum des Sigmund Feyerabend abgedruckt wurde.[1])

Aus dieser raschen Aufeinanderfolge der Ausgaben ergibt sich, daß der Zauberteufel viel gelesen wurde.

Milchsack meint nun, daß die Helena des Faustbuches auf den Zauberteufel zurückgehe; seine Gründe scheinen mir ganz unhaltbar.

Milichius kannte allerdings die Clementinen, ein Umstand, der uns nach dem Gesagten auffallen muß. Wir werden aber bald sehen, woher er sie kannte. Jedenfalls zeigt sich diese Kenntnis im fünften Kapitel des Zauberteufels, wo sich eine Übersetzung derjenigen Stelle der Recognitionen findet, an der sich Simon seiner Künste rühmt.

Außer an dieser Stelle, die alle jene schon früher erwähnten Momente enthält, die später auf Faust übertragen erscheinen, kommt Simon noch an sechs Orten vor, jedoch an vier Stellen nach den Acta apostolorum, und nur an zwei Stellen nach den Recognitionen.

Diese beiden letzteren Stellen enthalten aber zwei wichtige Motive, nämlich die Verwandlung des Simon in Faustinianus, wie der Faustus der Homilien später genannt erscheint, und den spiritus familiaris.

Damit ist aber nicht mehr erwiesen, als daß Milich die Recognitionen kannte. Milchsack gibt selbst zu, daß uns alle diese Feststellungen nicht zwingen, einen Einfluß auf das Faustbuch anzunehmen, da vom Simon Magus der Recognitionen im Faustbuch, von der Helena im Zauberteufel keine Spur zu finden ist.

Milchsack will nun aus andern Momenten die Kenntnis des Zauberteufels seitens des Faustbuches erschließen. Die Beweise aus seiner Vorrede lasse ich beiseite, weil er sie selbst zum Teile einschränkt. Er sagt selbst, daß der Verfasser des Faustbuches auch da unter dem

[1]) Diese Jahreszahl weist das Exemplar der Wiener Universitätsbibliothek auf, entgegen den Angaben Milchsacks, der das Theatrum diabolorum in das Jahr 1587 verlegt.

Einflusse des Zauberteufels steht, „wo der Wortlaut bis auf leise Anklänge verflüchtigt und der Sinn nicht unerheblich gewandelt ist". „Daneben liebte es der Verfasser des Faustbuches, ganz wie im Text seines Buches Bibelverse, Sprichwörter und Histörchen einzuflechten, wodurch er seine Darstellung lebendig und interessant zu machen sich bemühte." Diese unbewiesenen und höchst subjektiven Anschauungen lasse ich beiseite und beschränke mich auf die Erörterung jener Beweise, die Milchsack für unanfechtbar hält.

Im 20. Kapitel des Zauberteufels „von dem Milchstelen" glaubt Milchsack die Grundlage des Kapitels am Anhalter Hof im Faustbuch[1]) gefunden zu haben. Die betreffende Stelle bei Milich lautet: „Also kann auch der Teufel im Winter Obs und andere zeitige Frucht den Zaubern zu bringen, welches er auß India oder Aphrica holet, denn in denselbigen Landen trifft sich der Sommer und Winter nicht mit unsern Landen."

Milchsack sagt dann: „Dem trockenen Kern bei Milichius fehlt nur noch die novellistische Einkleidung, um ihn im Sinne des Verfassers zu einer der reizendsten Episoden des Lebens Fausts zu machen. Demgemäß sind von ihm zunächst Ort und Zeit der Handlung, die mitspielenden Personen und die Situation, aus der das Zauberstück hervorgehen sollte, hinzugetan worden; ob unter Anlehnung an ähnliche zu seiner Zeit umlaufende Anekdoten, muß dahingestellt bleiben."

Dem Anonymus, der die einfachsten Dinge nicht anmuthig zu erzählen weiß, wird zugemutet, daß er dem „trockenen Kern" „nur noch" alles andere hinzudichtete. Aber Milchsack fühlt ja selbst deutlich die Hohlheit seines Beweises. Gewiß hat der Anonymus diese Erzählung „unter Anlehnung" geschrieben. Ich brauche nur auf Trithemius hinzuweisen. Ja, Milchsack hat den hübschen Einfall, selbst viele Beispiele anzuführen, und meint, dieses Kunststück sei vielfach angestaunt worden, und der Verfasser des Faust habe sich das nicht entgehen lassen dürfen. Wenn also der Verfasser dieses Geschichtchen samt dem Obstzauber als Tradition kannte, wozu brauchte er denn noch die paar theoretischen Erörterungen des Milichius? Die betreffende Stelle des Faustbuches enthält soviele einzelne sachliche Zutaten, daß man an eine bloße Ausführung des bei Milich gebotenen nicht denken kann.

Ähnlich verhält es sich mit dem Kapitel 33 des Zauberteufels und dem Kapitel vom Donner[2]) „als zweites Beispiel, wie der Verfasser des Faustbuches eine Andeutung des Milich durch allerlei Zusätze zu einer eigenen Geschichte ausbaute".

[1]) a. a. O., S. 85.
[2]) a. a. O., S. 72.

Milchsack meint, auf den ersten Blick scheine die Einwirkung problematisch. Dann aber kommt er mit zwei gewichtigen Gründen: in beiden Kapiteln kommen gleiche Ausdrücke vor: „kiseln“ und „ein gewölk an den ort treiben“.

Daß von Gewölke im Kapitel vom Donner die Rede ist, wird wohl niemanden Wunder nehmen; dabei aber heißt es im Faustbuch gar nicht, „an den ort treiben“, sondern „zusammentreiben“. Man muß fragen, wie hätte der Autor dies anders ausdrücken sollen.

Schwerwiegender wäre der Ausdruck kiseln. Dieser ist allerdings zur Zeit des Faustbuches nur im bayrischen Dialekte belegt. Aber auch an andern Stellen des Faustbuches erscheinen ähnliche Ausdrücke.[1]) Solange also die schwierige sprachliche Untersuchung des Faustbuches nicht vorgenommen worden ist, kann meiner Meinung nach aus derartigen einzelnen Worten nichts bewiesen werden.

Milchsack schließt die Beweisführung damit, daß er die Einwirkung Milichs als sicher annimmt, nur sei die Darstellung des Anonymus etwas konfuser. Ich möchte nun dem Verfasser des ältesten Faustbuches selbst das Talent absprechen, etwas „konfuser“ zu machen; er hätte gewiß die übersichtliche Darstellung des Zauberteufels wörtlich benutzt, wenn er ihn gekannt hätte, wie er es bei Dasypodius und andern that. Milchsack meint hingegen, daß alle novellistische Zutat, Einkleidung, Erweiterung eigene Erfindung des Verfassers sei und fährt dann fort: „Von der so gefestigten Position aus können wir auch die schwierigen Kapitel in Angriff nehmen.“

Er beweist nun die Einwirkung des 7. Kapitel des Zauberteufels auf das Beschwörungskapitel des Faustbuches daraus, daß in beiden das Wort Wegscheyde (Wegschied) vorkommt. Wenn man sich schon auf diese Art von Beweisen einlassen will, so muß man fragen, woher der Anonymus das Wort vierig hat, das im Zauberteufel nicht vorkommt. Da er dieses Wort wahrscheinlich nicht hinzuerfunden hat, so ist anzunehmen, daß er den ganzen Ausdruck „vierige Wegscheid“ wo anders entlehnt hat. Ferner sind die Kreise, die Dreizahl und die Mitternachtstunden solch landläufige Ausdrücke bei Beschwörungen, daß gar kein Grund für die Annahme vorliegt, daß sie aus dem Zauberteufel ins Faustbuch gekommen seien. Zudem kommt an dieser Stelle des Zauberteufels der Hinweis auf Medea, Ovid und das Weib von Endor vor, und der Verfasser des Faustbuches hätte sich diese gelehrten Anspielungen sicher nicht entgehen lassen, wenn er den Zauberteufel gekannt hätte, wie

---

[1]) Eduard Castle machte mich auf das spezifisch süddeutsche Dialektwort „Motter“ im 8. Kapitel des Faustbuches aufmerksam.

er ja stets mit Vorliebe derartige Bemerkungen zitiert. Wenn Milchsack endlich meint, daß der Anonymus aus dem „Engel des Lichtes" des Zauberteufels einen „Stern, Kugel, feurigen Mann, grauen Mönch" gemacht hat, so scheint dies nur zu beweisen, daß Milchsack mehr Phantasie besitzt als unser Anonymus.

Ich glaube hinlänglich gezeigt zu haben, daß Milchsacks Beweise auf sehr schwachen Füßen stehen.[1])

Da aber Milchsacks Beweise, die sich auf Simon Magus beziehen, noch schwächer sind und erst durch die genannten gestützt werden sollen, wie Milchsack selbst sagt, so entfällt die Erörterung dieser Beweise, denn ebenso wie alles andere konnte ja der Anonymus den Simon auch aus einer andern Quelle haben, in diesem speziellen Falle aber wahrscheinlich aus derselben, aus der ihn Milich kannte.

Nur der Beweis Milchsacks bezüglich der Helena bedarf noch einer nähern Würdigung. Im Zauberteufel steht in dem Kapitel von den Succubi: „Der Teufel bläst sich auf, wie eine schwangere Frau", im Helenakapitel des Wolfenbüttler Faustbuches: „Helena bläst sich auf, als ob sie schwanger wäre." Darauf bezugnehmend sagt Milchsack: „So mühselig ist auch dieses berühmte Kapitel vom Verfasser zusammengeklaubt worden ... angeregt durch Milichs Erörterungen über die incubi erkennt er in dem Satz: „„er blöst sich auf, als sei er eine schwangere Frau,"" einen entwicklungsfähigen Keim zu einem Begebnis in Fausts Lebensgeschichte, setzt an die Stelle des allgemeinen Ausdruckes den Namen der schönsten Frau Helena, macht sie zu Fausts Lieblingskonkubine, läßt sie einen Sohn gebären, dem er, sich Simon Magus anschließend, die Gabe der Weissagung verleiht, und sucht dann die Thatsache mit Benutzung des schon im ersten Helenakapitel[2]) benutzten Motivs unter Hinweis auf das heranrückende Ende mit Faust Leben zu verflechten."

Also aus dem einen Worte des Zauberteufels soll dem Anonymus eine solche Fülle von Gesichten aufgestiegen sein!

Ich mußte mich mit diesem Buche weitläufiger befassen, denn es war mir darum zu thun, zu zeigen, daß die Brücke von Magus zu Faust nicht über Milichius führt. Aber auch die mittelalterlichen

---

[1]) F. Kluge, Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 1898, S. 181 über Milchsack: „Ob der Beweis endgültig gelungen ist, scheint mir zweifelhaft." — G. Ellinger, Historische Zeitschrift, Neue Folge 45, S. 456: „Der Beweis scheint mir nicht erbracht." — B. Michels, Literaturzeitung 1897, S. 1696: „Milchsack befindet sich in einer ganz merkwürdigen Täuschung in Bezug auf die Beweiskraft seiner Parallelen — — — Derartige Nullen werden auf 150 Seiten zusammen addiert." Dieselbe Ansicht wird auch von G. Witkowski im Euphorion vertreten.

[2]) Wie die Helena in dieses Kapitel hineinkommt, darüber ist sich Milchsack allerdings nicht klar.

Bearbeitungen der Recognitionen, von denen ich die Kaiserchronik früher behandelt habe, bilden nicht das Mittelglied. Milchsack führt außer der Kaiserchronik noch die Weltchronik des Rudolf von Ems und die Christherrechronik an und stellt die kühne Behauptung auf, der Verfasser des ältesten Faustbuches vermeide deshalb jede weitere Anknüpfung an die mittelalterlichen Bearbeitungen, weil sie seinen Zwecken nicht dienen. Das letztere ließe sich bezweifeln; denn im Faustinian der Kaiserchronik ist sehr viel enthalten, was dem Anonymus, der aus viel entlegeneren Werken sein Wissen kompilierte, hätte dienen können. Viel wahrscheinlicher hat der Anonymus diese Werke deshalb nicht benutzt, weil er sie nicht kannte. Es liegt ganz und gar kein Grund vor, auf irgend eine Kenntnis der mittelalterlichen Bearbeitungen der Clementinen seitens des Verfassers des ältesten Faustbuches zu schließen.

Damit ist also der Zauberteufel und die mittelalterliche Bearbeitung der Clementinen abgelehnt und noch immer fehlt die gesuchte Brücke. Und doch liegt hier das Gute so nah.

Die Brücke von den Clementinen zum ältesten Faustbuch bildet die Ausgabe der Recognitionen, die 1526 zu Basel von Johann Sichardus veranstaltet wurde.

Also sechzig Jahre vor dem Entstehen des Faustbuches gerade zu einer Zeit, in der der historische Faust lebte und bereits der berühmte Gaukler war, dessen Zauberstückchen in aller Munde waren, da tauchte die authentische Ausgabe eines Werkes auf, in der ein anderer großer Zauberer und dessen Genossin Helena eine so bedeutende Rolle spielten.

Es erscheint fast von vornherein selbstverständlich, daß die oben geschilderten Künste des Simon mit Fausts Thätigkeit verschmolzen, und daß auch die Helena zumindest den Gelehrten vollkommen bekannt war.

Wir wissen nicht bestimmt, ob das Buch vom Faust lutherische Tendenzen vertrat. Die vernichtende Kritik Lerchheimers scheint das Gegenteil zu beweisen. Ich möchte diese Frage nicht entscheiden wollen. Was wir aber bestimmt wissen, das ist die Thatsache, daß die Sage vom Doktor Faust lutherischen Ursprunges ist, was J. Minor zum erstenmale klar auseinander gehalten hat.[1]) Und das ist ja auch das Entscheidende. Die Faustsage ist in lutherischen Kreisen entstanden. Sehen wir uns die Männer an, die diesem Kreise angehörten, so finden wir unter ihnen auch den genannten Johannes Sichardus, den Herausgeber der Recognitionen. Unser Interesse vereinigt sich demnach auf diesen Mann.

---

[1]) J. Minor, Zur Faustsage: „Die Zeit" 1895, Nr. 29. 30.

Johannes Sichardus, geboren zu Bischofsheim an der Tauber 1499, war seit 1525 zu Basel Professor der Rhetorik und lateinischen Sprache, bald kam e. nach Freiburg, um bei Zasius die Rechte zu studieren. Er bekam aber, nachdem er 1531 Doktor geworden war, kein Lehramt, weil er lutheranischer Ketzerei verdächtig war; daher ging er 1535 nach Tübingen, wo er 1552 starb. Er war ein ganz entschiedener Lutheraner, Freund und Genosse des Joachim Camerarius und des Bartolomäus Amantus, vertrauter Freund Melanchthons.[1])

Dieser Mann gab also 1526 die Recognitionen heraus. Diese Zeit ist bemerkenswert, denn um das Jahr 1525 wird gewöhnlich jener Besuch, den Faust nach dem Zeugnisse des protestantischen Theologen Gast in Basel machte, angesetzt, und da dürften sich mit größter Wahrscheinlichkeit die beiden Männer, Faust und Sichardus, kennen gelernt haben, denn die lutherische Gemeinde in Basel war nicht übermäßig groß.

Jedoch kommt dies weniger in Betracht, wenn man bedenkt, daß, wie aus der übergroßen Zahl der Handschriften hervorgeht,[2]) die Recognitionen schon vorher allgemein ziemlich genau bekannt waren, so daß Sichardus durch die Ausgabe einem Bedürfnis seiner gelehrten Kollegen abhelfen wollte.

Sichardus war dann in Tübingen sechs Jahre lang Kollege des Joachim Camerarius, dessen Sohn uns das Interesse der Familie für Faust bezeugt. Philipp Camerarius erzählt nämlich 1602, „Uns ist bekannt, daß unter den Zauberern und Magiern zur Zeit unserer Väter Johann Faust von Kundling einen berühmten Namen erlangt hat." Also in dem Kreise, in dem die Geschichten von Simon Magus vielfach gelesen wurden, war auch Faust eine bekannte Erscheinung. Es liegt nun unendlich nahe, daß der Träger der Fausttradition, der ja wahrscheinlich mit dem Georg Sabellicus identisch ist, alle diese Magusgeschichten hörte und kannte, und daß er in vielen Fällen die Übertragung auf sich in großsprecherischer Weise selbst vorgenommen hat.

Diese Annahme wird wesentlich unterstützt durch die Visitenkarte, die er im Jahre 1507 für Trithemius zurückließ. Auf dieser Karte nennt er sich Magus secundus. Dieser Name hat die verschiedensten Deutungen erfahren; am nächstliegenden erscheint aber die Deutung als Simon Magus II. Faust konnte auf allgemeine Kenntnis der Recognitionen rechnen und nannte sich daher auch

[1]) Karl Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen 1849.

[2]) De Lagarde führt selbst über 20 solcher Handschriften an, die aber leicht durch Nachforschungen in den englischen Bibliotheken vermehrt werden könnten.

Faustus junior, damit andeutend, daß der in Faustus verwandelte Simon in ihm neu auferstanden sei.

Später behielt er den Namen Faust allein und legte sich außerdem gegenüber Mutianus Rufus die Bezeichnung Hemitheus bei, die eine große Verwandtschaft mit der Art, wie Simon von sich spricht, aufweist. Zu der unerhörten Dreistigkeit und den frechen Aufschneidereien dieses Mannes, der, wie G. Witkovski ausführt,[1] mit beispielloser Kühnheit den Teufelswahn seiner Zeit ausbeutete, mit Konsequenz seine Rolle bis über seinen Tod hinaus durchzuführen wußte und die Aufmerksamkeit seiner Mitlebenden, der Höchsten und der Geringsten, auf sich zu lenken suchte, würde es sogar stimmen, wenn er selbst eine beliebige Dirne, im Anschluß an Simon Magus, für die griechische Helena ausgegeben hätte, um so seinem Lebenswandel ein übernatürliches Mäntelchen umzuhängen und seine Zeitgenossen an der Nase herumzuführen.

Mag man nun diese Selbstübertragung für hypothetisch halten, das eine steht fest, daß die Rekognitionen inzwischen so bekannt geworden waren, daß im Jahre 1536 eine Neuauflage notwendig war, die in Paris erschien und 1568 wiederholt wurde. Das Jahr darauf, 1569, trat wieder in Deutschland und zwar in Köln eine neue Ausgabe zutage. Daß diese, im lutherischen Kreis entstandene, im lutherischen Kreise gelesene Ausgabe von Zauber- und Magusgeschichten mit den Faustgeschichten verschmelzen konnte, liegt in der Natur der Sache.

Daß der Verfasser des ältesten Faustbuches die Recognitionen selbst kannte, diese Annahme ist ebenso ungewiß als überflüssig. In dem halben Säculum, das sowohl seit dem ersten Erscheinen der Clementinen als auch seit dem Wirken des historischen Faust verstrichen war, dürften die wesentlichen Züge dieser beiden Zauberer ineinander verschmolzen sein, und dieses untrennbare Ganze lag wahrscheinlich dem Anonymus in mündlicher Tradition vor.

In der Simonlegende hat sich also frühzeitig Σελένη in die trojanische Ἑλένη verwandelt, und diese beiden Figuren des Zauberers und der trojanischen Helena haben sich nun zu einer Gruppe assoziiert, die so fest ist, daß sie den Kern bilden konnte, um den andere Novellenmotive sich ansetzten. Als nun Faust auftritt und eine Reihe identischer Zaubergeschichten von sich erzählt, liegt es nahe, die mit einem Magus I. verbundene Helena auch auf den Magus II. zu übertragen. Und da sie nun zur trojanischen Helena geworden war, wurde eine Reihe typischer Züge aus der mittelalterlichen Trojasage auch auf sie übertragen.

---

[1]) G. Witkowski, Der historische Faust. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 1. Jahrgang. Neue Folge.

## II.

Von dieser letzteren Tatsache ausgehend, haben einige Forscher, vor allem Düntzer,[1]) den Einfluß der simonischen Helena auf die Helena des Faust rundweg geleugnet, und die Helena nur als Produkt der Renaissance auffassen wollen.

An diese schließt sich Wilhelm Meyer[2]) an: er meint, die Helena sei eben auch eine von den Schönen, die dem Faust gebracht worden seien.

Diese Anschauungen zielen also dahin, daß die durch die Renaissance als Schönheitsideal erweckte Helena dem Faust ebenso wie die andern Schönheiten als Konkubine vom Teufel verschafft wurde; dazu bemerkt noch Düntzer, daß die gnostische Helena mit der trojanischen Helena nichts zu schaffen habe.

Diese ganze Theorie entbehrt jedweder Begründung. Vor allem ist denn doch ein großer Unterschied zwischen der Helena, die Jahrtausende von Faust trennen und den andern Schönen, die täglich herbeigeschafft werden konnten. Dann aber hat die Renaissance des 16. Jahrhunderts, die für unsere Frage allein in Betracht kommen kann, überhaupt mit der Helena wenig zu tun, sondern die Helena ist in Deutschland nur in den mittelalterlichen Trojanerdichtungen von Bedeutung, und diese stehen doch unserm Faustbuch zu ferne, um die Helena einfach daraus zu entnehmen und sie neben Faust zu setzen.

Der letzte Grund Düntzers fällt in sich selbst zusammen; denn wir haben gesehen, daß gerade die gnostische Helena von Uranfang die trojanische Helena ist.

Jedoch die mittelalterlichen Trojanerdichtungen, die allerdings die Vereinigung Fausts mit der Helena nicht erklären können, haben auf einen andern Teil der Helenaepisode großen Einfluß gehabt: auf das Erscheinungskapitel, welches die ausführliche Beschreibung der Helena enthält, wie wir eingangs gesehen haben.

Die positiven mythologischen Angaben über Helena, die sich im Faustbuch befinden, hatte der Verfasser nachgewiesenermaßen aus Dasypodius. Homer kannte er wahrscheinlich nicht, da eine Übersetzung der Ilias um diese Zeit noch nicht vorhanden war, noch viel weniger aber kannte er die Gedichte der Cykliker, welche ja erst Helena als Schönheitsideal aufstellen. Hingegen hatte er die Beschreibung durch Überlieferung aus mittelalterlichen Dichtungen; diese aber schöpften ebenfalls nicht aus homerischen Dichtungen, sondern aus anderen Quellen.[3])

---

[1]) Kloster 5, 200.

[2]) Nürnberger Faustgeschichten, S. 44.

[3]) G. Körting, Dictys und Dares, Halle 1874; H. Dunger, Die Troianersage in den mittelalterlichen Bearbeitungen, Leipzig 1869; H. Dunger, Dictys Septimius (Programm des Vitzthumschen Gymnasiums, Dresden 1878), S. 1.

Unter diesen Gewährsmännern ist vor allem Dares Phrygius[1]) zu nennen. Dieser kommt bei Homer als Priester des Hephästus vor, und soll noch vor Homer eine Geschichte des trojanischen Krieges geschrieben haben, die uns in einer lateinischen Bearbeitung des 5. Jahrhunderts unter dem Titel Historia de excidio Troiae vorliegt. In dieser Historia, die sonst eine höchst zweifelhafte Quelle ist, kommt eine ausführliche Beschreibung der Helena vor. Im 12. Kapitel heißt es: Castor et Pollux fuerunt alter alteri similis capillo flavo oculis magnis facie pura bene figurati corpore deducto. Helenam similem illis formosam animi simplicis blandam cruribus optimis notam inter supercilia habentem ore pusillo.

Wo Dares nicht ausreichte, stand ein anderes Werk zugebote, die Ephemeridos belli Troiani libri sex des Dictys Cretensis,[1]) eines Autors, über den wir näheres nichts wissen. Dunger[2]) kommt zu dem Ergebnis, daß der Verfasser der Ephemeris der Römer Septimius sei und daß die Ephemeris im 4. Jahrhundert entstanden sei. Über Helenas äußere Erscheinung erfahren wir in diesem Werke nichts; der Verfasser begnügt sich, sie „praeter ceteras Graeciae feminas miranda specie" zu nennen.

Wie Dunger aber überzeugend nachweist,[3]) war die Ephemeris Quelle byzantinischer Geschichtsschreiber. In erster Reihe steht hier Georgios Kedrenos. Dieser beschreibt in seinem zu Ende des 11. Jahrhunderts verfaßten Geschichtswerk *Σύνοψις ἱστοριῶν* die Helena folgendermaßen:[4]) *ἦν γὰρ εὔστολος, εὔμαστος, λευκὴ ὡς εἰ χιών, εὔοφρυς, εὔρινος, οὐλόθριξ, ὑπόξανθος, ὀφθαλμοὺς ἔχουσα μεγάλους.*

Am Anfang des 12. Jahrhunderts liefert Konstantinus Manasses[5]) in seiner *Σύνοψις χρονική* nachstehende ausführlichere Beschreibung der Helena:

*ἦν ἡ γυνὴ περικαλλής, εὔοφρυς, εὐχρουστάτη, εὐπάρῃος, εὐπρόσωπος βοῶπις χιονόχρους, ἑλικοβλέφαρος, ἁβρά, χαρίτων γέμον ἄλσος, λευκοβραχίων, τρυφερά, κάλλος ἄντικρυς ἔμπνουν, τὸ πρόσωπον κατάλευκον, ἡ παρεία ῥοδόχρους, τὸ πρόσωπον ἐπίχαρι, τὸ βλέφαρον ὡραῖον, κάλλος ἀνεπιτήδευτον, αὐτόβαπτον, αὐτόχρουν ἔπαπτε τὴν λευκότητα ῥοδόχροια πυρσίνη, ὡς εἴ τις τὸν ἐλέφαντα βάψει λαμπρᾷ πορφύρᾳ, δείρη*

[1]) Historia de excidio Troiae und Ephemeridos etc. beide ed. Meister, Teubneriana.

[2]) Dunger (Dictys Septimius) a. a. O., S. 52.

[3]) Dunger a. a. O., S. 12.

[4]) C. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur im Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. IX.

[5]) Ebenda.

μακρὰ κατάλευκος, ὅθεν ἐμυθουρήθη κυκνογενῆτον εὔοπτον Ἑλένην χρηματίζειν.

Wir sehen also bereits hier, daß gewisse typische Merkmale wiederkehren.

Andererseits lehnte sich an Dictys und Dares das Werk eines französischen Trouvère an, das Buch la destruction de Troyes von Benoit de Saint-More.[1])

Von Benoit ist wenig genug bekannt. Joly hat ungefähr festgestellt,[2]) daß er am Ende des 12. Jahrhunderts lebte. Sein großes Werk enthält eine Bearbeitung der Ilias und Odyssee. Der Verfasser beruft sich ausdrücklich auf Dares, erzählt die erste Zerstörung Trojas durch Herkules und die Ereignisse des trojanischen Krieges, endlich die Νόστοι mit den Schicksalen des Odysseus. Das Urteil des Paris kommt hier nicht vor; Helenas Schönheit wird bei späterer Gelegenheit in ziemlich allgemeinen Ausdrücken beschrieben.[3])

Heleine, qui ert lor seror
De trestotes bialtez la flor
Unques ne nasqui en cest monde
Dame si bele ne si blonde
De totes fu la soveraine
Ausi conest colors de greine
Plus bele de nule altre chose
Et tot ausi come la rose
De bialté tote rien sormonte
Ço dit Daires, qui ço reconte
Somontot de bialté Heleine
Tote rien, qui nasqui humaine.

Auf Benoit beruhen nun hauptsächlich die deutschen mittelalterlichen Trojanerdichtungen. Allerdings behandelt schon im 11. Jahrhundert Bernhard Floriacensis in seinem Buche De exidio Troiae diesen Stoff wahrscheinlich direkt nach Dares. Aber die Dichtungen des Josephus Iscanus „De bello Troiano," der Troilus des Albertus Stadensis, und der Dialog Ganymed und Helena[4]) zeigen deutliche Spuren der Beeinflussung von Seiten der Franzosen.[5])

Ganz besonders aber gilt dies von den beiden großen Epen des Mittelalters, in welchem die Helena als Hauptfigur erscheint,

[1]) Benoit de Sainte More, ed. Joly, Paris 1870.
[2]) a. a. O., S. 18.
[3]) a. a. O., S. 87, Vers 5099.
[4]) Ihn hat Zarncke in der Zeitschrift für deutsches Altertum 18, 124 ff. in das 13.—14. Jahrhundert verlegt.
[5]) Dunger, Die Trojanersage u. s. w. führt noch andere Bearbeitungen an, die aber an Bedeutung gegenüber den genannten zurückstehen.

in dem liet von Troye des Herbort von Fritzlar und im Trojanischen Krieg des Konrad von Würzburg.[1])

Beide bringen eine Schilderung des Urteils und des ersten Zusammentreffens des Paris mit der Helena. Beide schöpfen aus Benoit[2]) und durch diesen indirekt aus Dares und Dictys.

Uns interessiert vor allem die Helena. Herbort von Fritzlar beginnt vom Verse 489 an ihre Beschreibung:

Helena gar schone was
als ich ez an dem buche las
ir stirne was offenbar
ir ougen luter unde clar
Rosige wangen roter mund
suzze ademe zene gesunt
Blichende kel arme blanc
schone hende finger lanc
Glander negel sleht hut glat
Rein wiz als ein lilige blat
werliche uber al irn lip
vō wibe quam nie schöner wip.

Man saget vō der schone
Sie furte uffe eine krone
Vō golde gar durch slagen
Was mag ich mer vō ir sagē.
Beide ir lip uff ir kleit
Was vō solcher zirheit
Daz er Paris selbe jach
Daz nie wip deheine
Do sie quam und er sie sach
So schone noch so reine
Muge gewerden
Nimmer auf erden.

Mehr Raum gibt Konrad von Würzburg der Beschreibung der Helena. Bei ihm verspricht (V. 2612) Venus dem Paris die Helena, wenn er ihr den Preis gebe, und sagt, daß die Königin die schönste Frau auf Erden sei.

Die eigentliche Beschreibung aber folgt von Vers 19679 an, von wo an sich Konrad in allgemeinen überschwenglichen Lobeserhebungen der Schönheit Helenas ergeht. Die eingehende Würdigung der einzelnen Vorzüge beginnt 19908:

ir har was crispel unde crus
und schein so liehte baere
als ez gespunnen waere
uz golde von Arâbiâ.

sich heten umb ir ôren dâ
geringelt zwêne löcke reit
die glizzen âne kunterfeit
reht alse goldes draete
ir stirne wandels haete
niht so tuire als umb ein ei.
si truve der schönsten ougen [zwei
der ie kein frouve mê gepflac
darûz der ôsterliche tac
mit lebender wunne spilte
got was gezierde milte
der si beide schuof nach lobe

Zwô brâwen heten sich darobe
gewelbet und gekrümbet wol
die wâren swarz reht als ein kol
und glizzen alsô kleine
als ob ein vaden reine
von siden waere dur gezogen
ein lützel stuonden sie gebogen
der welt z'eime wunder.

und schein so, lieht darunder
der ougen spiegel, hoer ich jehen
daz man sich drinnen moht ersehen
alsam in einem werden glase.

daz wol gepriset werde ir nase
dar zuo bin ich vil gar ze tump
nicht hoverehte noch ze krump
geschepfet was ir forme glast

[1]) Herbort ed. Fromann, Quedlinburg 1837; Konrad ed. Keller, Stuttgart 1858.
[2]) Pfeiffer, Germania II, hat dies bezüglich Herborts nachgewiesen.

an ir deheines dinges brast
daz einer nasen wol gezimet.

Swaz wirde und êre frouwen nimet
daz het Helêne cleine.
Ein glanzin farwe reine.
was ir gestrichen under
und was diu zeime wunder
mit wîze und ouch mit rôte
vermischet so genôte

daz da weder rôt noch wiz
bewaeren mohte sînen flîz
mit volleclichem schîne
diu lûter und diu fîne
truoc liehte berndiu wangen
diu waren umbevangen,
mit rot an iegelicher stat
si luhten als ein rosenblat.
⋮
die keiserliche frouwe
het einen mund lieht unde heiz
der bran noch vaster unde gleiz
dan ein rubîn durluihtic rot
⋮
er was eng unde dicke
und lac versigelt drinne
das fiur der süezen minne
und ir fröuden honictranc
smal unde cleine, zene blanc

dar uz vil schône luhten
die wiz geverbet duhten
als ein niuve vallen snê
⋮
in rehter maze cleine
luht ir kinne dort herdan
und stuont ein kerbelin daran
daz gar liut saelecliche schein
glat als ein altez helfenbein
und wîzer denne ein krîdenmel
was ir daz neckel unde ir kel

si truoc zwo linde hende blanc
da stuonden kleine vinger lanc
schôn unde lusteclichen are
ir arme glizzen als ein swane
uz luterlichem vollen
und waren ir gewollen
alsam ein kerze sinewel
weich unde glat was ir das vel
an vleisch und an gebeine
si was enmitten cleine
und umb den gürtel wol gedrât.
⋮
kam si geslichen ufreht.
⋮
sie truoc von purpur eine wât
diu was der beste plyat
den ie gesach kein ouge.[1])

Wir sehen also, daß bei der Schilderung der Helena gewisse typische Merkmale immer wiederkehren, die jedoch größtentheils dem mittelalterlichen Schönheitsideal überhaupt angehören, wie sich zeigen wird. Vorläufig müssen wir noch abschließend jener Dichtungen gedenken, die zwischen den mittelalterlichen Dichtungen und dem Faustbuch stehen. Wir finden da vor allem Jakobus Lochers Judicium Paridis 1502, das zwar keinerlei Beschreibung der Helena enthält, jedoch beweist, daß die Helena im Anfang des 16. Jahrhunderts wohl bekannt war, hauptsächlich aber die Trojanerdichtungen des Hans Sachs, der sich bei seinem ungeheuren Stoffreichtum den homerischen Epen nicht verschließen konnte.

Hans Sachs nimmt den trojanischen Sagenkreis in vier seiner Tragödien zum Stoffe. Die erste behandelt „die Göttin Circes" und „Clitemnestra", die eigentliche Trojanersage hat er in der sechsaktigen Tragödie „die Zerstörung der Stadt Troya von den Griechen" und in der fünfaktigen „Comedi das Judicium Paridis" dichterisch verwertet.

[1]) Die Stellen, die einen Bezug auf das Faustbuch haben, sind gesperrt gedruckt.

Wichtig ist das erste Stück nur wegen einer Anspielung auf Dictys und Dares; Helena kommt darin nicht vor.

Im letzten Stücke kommt die Helena wohl vor, jedoch die dramatische Form läßt eine ausführliche Beschreibung nicht zu.

Von weit größerer Bedeutung ist hingegen ein Gedicht, das allerdings die Helena bereits aus dem trojanischen Sagenkreis in den faustischen verpflanzt, so daß wir eigentlich bei Hans Sachs die Verwandlung offen vor uns sehen.

Wir sehen hier ganz merkwürdige Übereinstimmungen mit dem ältesten Faustbuch, die nicht anders erklärt werden können als durch die mündliche Tradition, welche eben, wie erwähnt, den Zeitraum zwischen der Zeit des historischen Faust und dem Faustbuche ausfüllt.

Das Gedicht führt den Titel: „Historia Ein wunderbarlich gesichte keiser Maximiliani löblicher gedechtnus von einem nigromanten.“[1] In einem andern Zusammenhang wird bald die Entstehung dieser Begebenheit ersichtlich werden. Das Gedicht, das aus dem Jahre 1564 stammt, erzählt, eines Tages habe sich ein Nekromant erbötig gemacht, dem Kaiser die Geister dreier berühmter Personen vor Augen zu stellen, und der Kaiser wählt Hektor, Helena und Maria von Burgund. Nachdem Hektor verschwunden ist, erscheint

Helena, die schön königin
in einem schönen güldin stück
hat umb ir haupt köstlich geschmück
von golt, perlein und edlem gstein
güldin ketten und halsbant rein.
ir angsicht und alle glidmas
so adelich gebildet was,
sam wers abgestiegen von himeln
ein gürtel von klingenden zimeln
Der het umbfangen iren leib
in summa, das aller schönst weib,
freuntlicher, holdseliger gstalt
geiler art, doch der jar nit alt,
ir euglein zwinzerten von fern
geleich dem hellen morgenstern;
zwischen augbraen het sie ein meslein
ein roten mund, ein kleines neslein
stunt also höflich wolgetan
und sah den keiser frölich an.

So haben wir gesehen, wie die Helena ihre Schilderer auf verschiedene Weise zur Erfindung von Schönheitsmerkmalen angeregt hat, wie aber gewisse Merkmale immer wiederkehren. Gerade die Schilderung unseres Faustbuches geht vollständig auf solche typische Merkmale zurück, wie wir das sogleich sehen werden.

[1] Gedichte 5², Blatt 322 b.

Das köstliche schwarze Purpurkleid ist bei Konrad vorgebildet.

Das lange goldfarbige Haar haben wir in dem krausen Goldhaar bei Konrad und in dem *οὔλοθριξ ὑπόξανθος* des Kedrenos.

Die oculi magni bei Dares, bei den Byzantinern *μεγάλοι ὀφθαλμοί* werden bei Herbort zu klaren, bei Konrad zu den schönsten Augen, die von kohlschwarzen (Konrad), gebogenen (Manasses), großen (Kedrenos), feinen (Benoit) Augenbrauen überwölbt werden, bei Hans Sachs zwinzern sie, und so entstanden die kohlschwarzen Augen mit dem frechen bübischen Blick im Faustbuch.

Dares bezeichnet die Hautfarbe als facies blanda et pura; Manasses preist das holdselige Angesicht, die rosenfarbigen Backen (*ἡ παρειὰ ῥοδόχρους*), die schneeweiße Hautfarbe (*χιονόχρους*), Herbort die glatte, lilienweiße Haut mit rosigen Wangen, Konrad die glanzin varwe und die Wangen, die luhten als ein rosenblat, und so erhalten wir das liebliche, gleißende Angesicht und die „roten bäcklein wie ein rößlein" des Faustbuches.

Dares legt Gewicht auf die Kleinheit des Mundes (ore pusillo), Herbort und Konrad auf die Röte „dan ein rubin", auch auf die Kleinheit „er was eng". Hans Sachs nennt ihn ebenfalls rot, und so entstand das kleine Mündlein mit den kirschroten Lippen.

Ein immer wiederkehrendes Schönheitsmerkmal ist auch der lange, weiße Hals; die *δειρὴ μακρὰ κατάλευκος* der Byzantiner, mit dem Zusatz bei Kedrenos *ὡς εἰχιών*, findet sich in den Schilderungen Herborts und Konrads; zur Bezeichnung dient einmal die Lilie, dann der Schnee, der Schwan und das Kreidenmehl. Der schwanenweiße Hals ist auch ins Faustbuch übergegangen.

Auch den aufrechten Gang haben wir bei Konrad vorgebildet; ebenso in der tadellos gerundeten Stirn das Vorbild für das runde Köpflein, das ja ein recht subjektives Schönheitsmerkmal darstellt.

Aus dieser Zusammenstellung wird deutlich, daß die Eigenschaften, die das Faustbuch der Helena zuschreibt, ihr typisch anhaften. Wir bemerken aber auch, daß die Schilderung der Helena bei Konrad und Herbort nicht auf Benoit zurückgeht, da sich bei dem Franzosen die Schilderung nur in den allgemeinsten Ausdrücken bewegt, sondern daß diese Schilderung Eigentum der deutschen Dichter ist; wenn wir aber ähnliches auch bei den Byzantinern finden, so ist das nur daraus zu erklären, daß rosenfarbige Wangen, schnee- oder schwanenweißer Hals, kirsch- oder rubinrote Lippen, langes Haar zu dem europäischen Schönheitsideal aller Zeiten gehörten. Aus den Trojanerdichtungen aber ist dieses in andere mittelalterliche Dichtungen übergegangen, und aus den meisten dieser Merkmale

hat sich das mittelalterliche Schönheitsideal herausgebildet, wie es in neuerer Zeit rekonstruiert wurde.[1])

Unter diesen Merkmalen findet sich auch angegeben, daß die Augenbrauen nicht zusammenstoßen dürfen. Wenngleich wir uns heute auf so feine Unterschiede nicht einlassen, so ist die Behauptung, dieses Schönheitsmerkmal sei spezifisch mittelalterlich, doch zu weitgehend. Denn wenn Dares sagt „notam inter supercilia habentem", so wäre es ganz verfehlt, das als Muttermal aufzufassen; es ist wohl darunter der Raum zwischen den Brauen zu verstehen, wo sich die leuchtend weiße Haut von den kohlschwarzen Brauen wie ein Mal abhob. Benoit hat dies jedenfalls schlecht aufgefaßt, wenn er es mit „Aveit un seing" übersetzte, ebenso Hans Sachs „zwischen augbraen het sie ein meslein". Beide haben ein Muttermal angenommen. Über diese Frage hat auch Lessing (Laokoon XX) gesprochen. Er meint, nota sei ein falscher Ausdruck und bedeute kein Mal, sondern den Zwischenraum zwischen den Augenbrauen. Es ist aber nach dem Gesagten unnötig, das Wort nota von der Hand zu weisen, da es nicht nur Muttermal, sondern überhaupt eine auffallende Stelle, hier also die weiße Stelle zwischen den Brauen bezeichnen kann. Die griechischen Dichter zeigten übrigens, wie Lessing aufweist, darin einen verschiedenen Geschmack; einige lieben die zusammenstoßenden Brauen. Anakreon aber hält die Mitte, indem er einem Maler aufträgt: *„τὸ μεσόφρυον δὲ μή μοι διάκοπτε, μήτε μίσγε."*

## III.

Das Gedicht des Hans Sachs, das für die Schönheitstradition wichtig ist, ist dies aber noch in andrer Weise: Es steht auch in der Reihe der Zaubertradition, die für das Faustbuch vorbildlich war.

Bereits von Simon Magus hieß es, daß er bei Gastmählern verschiedene Gestalten habe erscheinen lassen, wie wir gesehen haben; im 16. Jahrhundert aber ist von solchen Zaubervorstellungen viel die Rede.

Wier berichtet, 1563[2]) bei der Hoftafel sei man auf Hektor und Achilles zu sprechen gekommen und Kaiser Max habe Lust bekommen, diese Männer zu sehen. Ein gerade anwesender Zauberer erklärte sich sofort bereit, die Helden vorzuführen, nur müßten alle während der Erscheinung Stillschweigen beobachten. Der Zauberer beschwört dann Hektor, Achill und König David.

Gleich Wier erzählt auch Hans Sachs die Geschichte von einem unbekannten Zauberer, behält Hektor bei und fügt Helena und Maria

[1]) Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter, Wien 1851; Alwin Schultz, Höfisches Leben, Leipzig 1888.

[2]) De praestigiis daemonum I. 13.

von Burgund hinzu. Er erzählt nach seiner eigenen Angabe diese Geschichte nach mündlicher Tradition; darauf scheint auch das blaue Gewand Marias hinzudeuten, das sich sonst nirgends findet.

Bei Luther ist die Zaubervorstellung bereits auf Trithemius übertragen. Er erzählt 1566,[1]) daß der Abt von Sponheim dem Kaiser Maximilian unter andern auch Alexander, Cäsar, sowie des Kaisers verstorbene Braut gezeigt habe.

Bei Wolfgang Bütner sehen wir 10 Jahre später[2]) eine Verquickung der Hofkreise mit akademischen Kreisen. Hier ist zum erstenmal Faust der Träger der Tradition. Er zeigt den Hektor, Ulysses, Herkules, Äneas, Samson, David und andere zwar vor Studenten, jedoch auch vor einem hohen Manne und etlichen fürstlichen Personen.

Faust bleibt auch fernerhin der akademische Zauberer, wie wir später in den Erfurter Kapiteln[3]) sehen, wo Faust den Studenten eine ähnliche Vorstellung gibt, wie bei Bütner, die aber vom Hofe schon ganz losgetrennt ist.

In dem Hofkreise bleibt vorderhand noch Trithemius derjenige, der diese Vorstellungen veranstaltet. So erbietet er sich in dem Berichte Lerchheimers,[4]) den dieser durch mündliche Tradition überkommen zu haben vorgibt, dem Kaiser seine Gemahlin zu zeigen. Wir sehen also, daß die Version, die Trithemius als den Zauberer in den höfischen Erscheinungsszenen nennt, sich forterhalten hat unbeschadet dessen, daß bereits ähnliche Geschichten von Faust erzählt und in den Studentenkreis verlegt wurden.

Daraus geht hervor, daß derartige Zaubersoiréen nicht vereinzelt vorgekommen sind, sondern daß verschiedene Zauberer solche Nebelbilder oft und allenthalben gezeigt haben. Es gab gewissermaßen Programmnummern, die ausgewechselt oder bei großem Interesse seitens der Zuseher auch beibehalten wurden, ebenso wie dies bei modernen Schaustellungen der Fall ist. Dies fand einmal bei Hofe statt, ein andermal im Hörsaal und erst das Faustbuch hat alle diese Züge vereint.

Wir haben demnach die Bestandteile der Helenakapitel entstehen gesehen und kommen zu folgendem Resultate:

Dem Verfasser lag die Magustradition vor, in welcher die Helena an der Seite des großen Magiers auftritt, jedoch erst nach dem Erscheinen der Recognitionen des Sichardus dem Faust, sei es durch ihn selbst, sei es durch andere, an die Seite gestellt wurde. Daraus entstand das Kapitel 59.

---

[1]) Tischreden ed. Förstemann 3, 72.
[2]) Epitome historiarum, Bl. 115.
[3]) Braune, S. 130.
[4]) Christliche Bedenken, S. 38.

Außerdem aber lag ihm die Zaubertradition vor, in welcher auch die Helena eine Rolle spielt, und in der ihre Erscheinung mit den typischen Schönheitsmerkmalen aus den Trojanerdichtungen ausgestattet wird. Die beiden Traditionen sind nicht so schroff von einander abgezweigt, als es den Anschein hat, sondern fließen in mannigfachen Motiven ineinander, und alle diese Motive vereinigten sich, um diese beiden gewaltigsten Erscheinungen der Weltliteratur einander an die Seite zu stellen.

---

# Freiherr von Schönaich und das Prinzip der Korrektheit in der Dichtkunst.[1])

Von Hugo Spitzer in Graz.

In Zimmermanns „Geschichte der Ästhetik“ ist der Darstellung jener Männer, welche auf ästhetischem Gebiet Schule gemacht und eine führende Stellung sich errungen haben, sehr häufig ein Verzeichnis der Werke angehängt, deren Verfasser sich an die Führer anschlossen oder in ihrem Geiste schrieben. Namentlich für die deutsche Literatur befolgt der ausgezeichnete Philosophiehistoriker gewissenhaft diese Methode der Aufzählung des Schultrosses: die Kapitel über Baumgarten und Sulzer, über Kant, Schelling und Hegel schließen unter anderen mit solchen Verzeichnissen, die natürlich von sehr ungleicher Länge sind, je nach der Stärke des Anhanges, welcher sich um den betreffenden Ästhetiker gesammelt. So wird als Autor, der in Schillers Geiste schrieb, der einzige Tittmann genannt, während ganze Schaaren von Schriftstellern, die der Baumgartschen, der Sulzerschen, der Kantschen, der Schellingschen, der Hegelschen Richtung folgten, vorgeführt werden. Manchesmal läßt es Zimmermann nicht bei der bloßen Angabe des Buchtitels bewenden, sondern fügt noch eine über Wert und Charakter der Schrift orientierende Bemerkung hinzu, die zuweilen sogar als vortreffliche Kritik in kürzester, prägnantester Form sich darstellt und für den literatursuchenden Fachmann dann von doppeltem Nutzen ist. Das eigene Nachsehen freilich kann auch damit nicht ganz erspart werden; denn

---

[1]) Schönaich Christoph Otto Freiherr von, Die ganze Ästhetik in einer Nuß oder neologisches Wörterbuch (1754). Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Albert Köster. Leipzig. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung 1898. Berlin, B. Behrs Verlag 1900. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts herausgegeben von August Sauer. Nr. 70—81. Neue Folge Nr. 20—31.) M. 7.20.

einer Kritik so lapidaren Gepräges, daß sie oft bloß in den Worten „unbedeutend" oder „ganz unbedeutend" besteht, haftet immer eine gewisse Mangelhaftigkeit an und selbst, wenn sie im ganzen durchaus berechtigt ist, kann sie nicht von vornherein sicheren Ausschluß geben, ob es sich zum Zwecke bestimmter Untersuchungen der Mühe lohnt, ein bestimmtes Buch zu durchblättern. In einer recht unbedeutenden Schrift mag sich vielleicht über irgend einen Gegenstand des fraglichen Untersuchungsgebietes eine Äußerung finden, die auf die Spur der wichtigsten Ergebnisse führt, zu den fruchtbarsten Gedankenentwicklungen anregt; ja, ein Werk kann sogar gerade durch seine Schwächen und Unzulänglichkeiten die Einsicht fördern, indem es damit die prinzipiellen, inneren Gebrechen eines gewissen Standpunktes, die Gefahren einer gewissen Methode, die Schranken einer gewissen Begabung oder psychischen Organisation erkennen läßt.

Unter den Werken nun, die in Baumgartens Geiste geschrieben sein sollen, erscheint bei Zimmermann auch „Freiherr von Schönaich: Ästhetik in einer Nuß. Leipzig 1750" angegeben. Allerdings in eigentümlicher Form. Unmittelbar voranstehend wird nämlich eine andere Schrift, Fabers „Anfangsgründe der schönen Wissenschaften", verzeichnet und von dieser heißt es: „Ein Vorwort zu," worauf die Zeile abgebrochen und in der nächsten Zeile eben das Schönaichsche Produkt als das bevorwortete Buch genannt wird; aber das letztere ist so immerhin in das Verzeichnis aufgenommen, der Name des Verfassers steht mit gesperrten Lettern in der Reihe der Autoren, so daß jeder, der sich in Zimmermanns berühmtem Werke über die Ästhetiker der Baumgartenschen Schule Rats erholt, unweigerlich zur Meinung gebracht werden muß, auch das erwähnte Buch Schönaichs sei ein Erzeugnis dieser Schule, eine mehr oder weniger systematische Darstellung der Schönheits- und Kunstphilosophie. Welche Überraschung wird nun ein solcherart Irregeführter empfinden, wenn er die wirkliche Schönaichsche Schrift in die Hand bekommt! Welche Verblüffung wird sich seiner bemächtigen, wenn er gewahr wird, daß Gottscheds eifriger Jünger auch nicht im Entferntesten daran gedacht hat, eine Theorie des Schönen in nuce vorzutragen, daß vielmehr der Titel nur ein übermütiger, auf die Verspottung literarischer Gegner hinzielender Scherz ist! Freilich, der ganze, volle Titel, welcher lautet: „Die ganze Ästhetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch; als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heiligen Männer und Barden des itzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammen getragen, und den größren Wort-Schöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen

Verehrern der schraffischen Dichtkunst. 1754", dieser drollige, burleske Titel könnte, zumal durch die Schreibung des Wortes: „schraffisch", schon ein Licht anzünden und mehr als eine bloße Ahnung des wirklichen Sachverhaltes aufdämmern lassen; der polemische, satirische Charakter des Buches scheint darin ja bereits ausgedrückt und sicherlich paßt das „Neologische Wörterbuch" so wenig zur philosophischen Wissenschaft der „Ästhetik", daß man durch diesen Zusatz allein, selbst ohne Kenntnis des Titels in seiner vollen Ausdehnung mit den unverkennbar ironischen Wendungen, jedenfalls stutzig gemacht werden müßte. Aber Zimmermann gibt, wie gesagt, nur die ersten 6 Worte, läßt alles Übrige weg und macht eben damit seine Notiz zum echten und rechten „Aufsitzer".

Ob der sonst so verläßliche Gewährsmann selbst getäuscht wurde? Ob vielleicht auch er nur den unvollständigen Titel zitiert fand, ohne des Buches je ansichtig geworden zu sein? Fast möchte man es glauben; denn der Gegensatz der Schönaichschen Kampfschrift zur Art aller neben ihr genannten Bücher ist so groß, daß Zimmermann wenigstens dieses eigenartige literaische Gepräge hätte bezeichnen müssen, wollte er schon wirklich wegen einer gewissen Übereinstimmung im Kunstgeschmacke Schönaich unter die Autoren des Baumgartenschen Kreises einreihen. Aber gerade hier, wo sie am erwünschtesten, am notwendigsten gewesen wäre, fehlt jede Bemerkung. Das ist sehr verdächtig, um so verdächtiger, als andererseits die Vermutung, daß bloß ein Irrtum des Setzers eine Zeile auseinandergerissen und so dem satirischen Werke einen ganz unrechtmäßigen Platz im Verzeichnis philosophisch-ästhetischer Literatur verschafft habe, sich doch auch nicht halten läßt, und zwar deshalb nicht, weil Zimmermanns „Berichtigungen" am Schlusse des Bandes sich speziell auch auf diese Stelle erstrecken, den Druckfehler „Schönach" für „Schönaich" verbessern und dabei gleichwohl einer falschen Abgrenzung der Zeilen, wie sie unfehlbar hätte bemerkt werden müssen, mit keiner Silbe Erwähnung tun. Ist aber ein einfaches Druckerversehen auszuschließen, dann muß man immer und immer wieder fragen, wie es sich rechtfertigen oder auch nur erklären lasse, daß ein die wirklich oder angeblich schlechte, schwülstige Schreibart der Zeitgenossen in Beispielen geißelndes, also ganz und gar nicht philosophisches Buch den Erzeugnissen der Philosophie des Schönen zugesellt wird. Und man darf in dieser Beziehung nicht etwa darauf hinweisen, daß auch in anderen der von Zimmermann namhaft gemachten Schriften der philosophische Gehalt dürftig genug ist, daß z. B. in Schubarts „Vorlesungen über die schönen Wissenschaften" die allgemeine, „Ästhetik" überschriebene Partie kaum mehr als sechs Seiten des kleinen Büchleins füllt und daß der Verfasser selbst diesen

knappen Raum größtenteils zur Aufzählung von Beispielen des Erhabenen im Bereich der einzelnen Künste verwendet. Schubarts Vorlesungen sind doch wenigstens eine ernste, lehrhafte, wissenschaftliche Arbeit. Was aber hat die Verspottung Klopstocks, Hallers und Bodmers wegen ihrer kühnen oder dem Verfasser kühn scheinender Metaphern mit der Ästhetik als Wissenschaft zu thun? Kurz, man wird den Gedanken nicht los, daß der ausgezeichnete Philosophiehistoriker Schönaichs Schrift nie gelesen, ja nicht einmal gesehen hat, und man findet sich in dieser Annahme noch dadurch bestärkt, daß Schasler, der doch Zimmermanns großes Werk benutzen konnte und sicherlich benutzt hat, die „Ästhetik in einer Nuß" vollkommen ignoriert: der Berliner Gelehrte, so muß man sich sagen, hat das Buch offenbar gekannt und darum eben die Notiz von seinem Vorgänger wohlweislich nicht übernommen. Wäre nun jene Vermutung begründet, hätte sich Schönaichs seltsames Produkt wirklich sogar dem Forschungseifer und der Kenntnisfülle Zimmermanns entzogen, so läge darin allein schon ein Beweis für die außerordentliche Seltenheit des Buches und also eine Rechtfertigung der von A. Köster veranstalteten Neuausgabe, natürlich unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Schrift an sich irgend ein besonderes Interesse bietet.

Diese Voraussetzung aber trifft in hohem Maße zu. Schönaichs boshafte Durchhechelung seiner pathetisch und im weiteren Sinne des Wortes romantisch gestimmten Zeitgenossen geht zwar die Geschichte der Ästhetik nicht an, weil niemand in einer solchen Persiflage ästhetische, das heißt zur Philosophie des Schönen gehörige Ideen suchen wird; allein, objektiv genommen, ist das Werk ein um so besserer Vorwurf ästhetischer Untersuchungen, denn es regt den Ästhetiker ganz von selbst zu mancherlei ersprießlichen Betrachtungen an. Ja noch mehr: das ästhetische Interesse, welches die Schrift einflößt, ist zugleich auch historischer Art und man kann geradezu sagen, daß sie sehr wichtige Aufschlüsse über die Wandlungen gibt, welche die Ansichten vom Schönen im Laufe der Zeit durchgemacht haben. Jedoch unter diesen Ansichten vom Schönen sind dann eben nicht die Theoreme über das Wesen des Schönen, nicht die philosophischen Erklärungen desselben, sondern die mannigfach wechselnden Urteile über die Schönheit dieser oder jener einzelnen Dinge zu verstehen. Nicht, wie man zu Schönaichs Zeit über die Natur und die allgemeinen Eigenschaften der Schönheit gedacht und ob sich der Verfasser überhaupt darüber tiefere Gedanken gemacht habe, sondern vielmehr, welche Dinge und zumal welche dichterischen Ausdrucksweisen damals von ihm und einigen andern schön gefunden wurden, an welchen Worten, Vergleichen und Wendungen sein Zirkel

umgekehrt Anstoß nahm, — darüber belehrt uns in ganz vorzüglicher Weise das Buch.

In der Tat, ein Vertreter der „Moderne“ mit all ihren Albernheiten und haarsträubenden Geschmacklosigkeiten könnte, um sich der Angriffe seitens der Kritik zu erwehren oder um auf diese Kritik wenigstens den Schein des Unrechts zu werfen, vielleicht kein geschickteres Manöver aufführen als von Schönaichs Feldzug gegen die Poesie der Klopstockschen und Bodmerschen Schule einiges erzählen. Nicht einmal Voltaires, ins „Dictionnaire philosophique“ aufgenommener Artikel „Gout“, worin das frische, an Scheffel und Baumbach erinnernde Trinklied L'Etoiles als Probe schlechten Geschmacks und als Erzeugnis „d'un homme grossier sans esprit“ vorgeführt und dem gezierten, poesielosen Huldigungsgedichte, das Voiture an den kranken Condé richtete, als einem Beispiele des guten Geschmackes, wie er dem Hofmanne eigen ist, — „les vers“ „d'un courtisan qui a le bon gout en partage“ nennt Voltaire die fade und geschraubte Reimerei — entgegengestellt wurde, — nicht einmal dieser Artikel würde sich vielleicht so gut zu dem bezeichneten Zwecke eignen: zur Führung des Nachweises, daß dasjenige, was die Kunstautoritäten einer gewissen Periode aufs schärfste verurtheilen, sich schon kurze Zeit nachher der lebhaftesten und allgemeinsten Anerkennung erfreuen kann. Ist ja doch in dem Mangel jedes wahren poetischen Empfindens „der deutsche Voltaire“, als welcher Schönaich von seinem Lehrer und Freunde Gottsched gefeiert wurde, dem wirklichen, französischen Voltaire noch weit über! Aber schließlich hat auch Schönaich es mit seinen kritischen Auslassungen ernst und ehrlich gemeint, wurde er keineswegs bloß von persönlichen Motiven, wie etwa Eitelkeit oder Neid auf diejenigen, welche mehr konnten als er selbst, geleitet und zum leidenschaftlichen Kampfe wider die Neuerer gespornt, sondern entsprachen seine Urtheile zweifellos seinem subjektiven Geschmacke, verletzte ihn wirklich das, was er tadelte, und fand ebenso das, was er durch die Verhöhnung des Gegenteils als Muster hinzustellen nicht müde wurde, seinen herzlichen, aufrichtigen Beifall. Dieser Sachverhalt nun ist es, welcher ein ernstes ästhetisches Problem in sich schließt. Es genügt nämlich nicht, den Wechsel des Geschmackes auf Grund kultur-, kunst- und literarhistorischer Tatsachen einfach zu konstatieren; die wissenschaftliche Ästhetik sieht sich vielmehr vor die schwierige, aber auch lohnende Aufgabe gestellt, die psychologischen Ursachen solchen Wechsels nach Tunlichkeit zu ermitteln und hiedurch die geschichtlichen Fakta selber erst verständlich zu machen. Vielleicht schon seit Zimmermann, gewiß aber seit Fechner weiß man, daß es allgemeine Prinzipien des Gefallens gibt, nicht etwa so, als wenn bestimmte Dinge von

bestimmten Formen und Eigenschaften jedermann nach jeder Hinsicht ansprechen müßten, sondern in dem Sinne, daß konstante Beziehungen dem ästhetischen Gefühl zugrunde liegen, welches demnach trotz aller scheinbaren Launenhaftigkeit und Eigenwilligkeit tatsächlich doch festen Gesetzen unterworfen ist. Der Unterschied zwischen dem Einen und dem Anderen, der Anerkennung solcher Gesetze oder Prinzipien des Gefallens und der Aufstellung eines absoluten, objektiven Schönheitstypus, springt in die Augen. Einzelne jener Gesetze ziehen ja geradezu die Konsequenz nach sich, daß ein derartiger Typus nicht existiert; denn, wenn z. B. das Prinzip der Assoziation oder dasjenige der Gewöhnung Gültigkeit hat, dann ist damit wirklich schon von selbst das objektiv charakterisierbare Schöne ins Reich der Einbildungen und haltlosen Irrtümer verwiesen; ist damit ja doch festgestellt, daß ein Gegenstand, dessen Betrachtung uns heute noch ästhetischen Genuß bereitete, morgen infolge einer widerwärtigen Idee, die inzwischen der Zufall an ihn geknüpft hat, uns gänzlich verleidet sein, daher häßlich erscheinen und daß umgekehrt eine zuerst von uns als häßlich empfundene Bildung, wenn wir durch den steten und ausschließlichen Anblick mit ihr vertraut geworden, ästhetischen Reiz für uns gewinnen kann! Nicht anders verhält es sich mit dem Prinzip der Neuheit, dem Antagonisten des Gewöhnungsprinzips Tarde hat in sehr geistvoller Weise die Tragweite dieses Prinzips und seine eminente Bedeutung für das Verständnis der Kunst- und Literaturgeschichte dargetan; er hat schlagend den paradoxen Satz bewiesen, daß die klassischen Werke gerade dem ästhetischen Abwechselungsbedürfnis ihren unvergänglichen Ruhm danken, aus dem einfachen Grunde, weil man sich, sobald Übersättigung an der modernen, antiklassischen Manier eingetreten ist, stets von neuem zu den bewährten Meistern zurückwendet, die, je öfter sie durch vorübergehende Kunstmoden verdrängt werden, um so öfter auch, mit frischem Reize geschmückt, uns fesseln und entzücken. Wo aber bleibt dann das objektive, für alle Menschen wirksame und seinen Zauber jederzeit bewährende Schöne?! Und nicht genug, daß einzelnen der ästhetischen Gesetze oder Prinzipien selber gewissermaßen eine Kraft der Geschmacksumbildung, der Veränderung des Schönheitswertes der Dinge innewohnt. Eine weitere zwingende Notwendigkeit für die häufige Umwandlung des ästhetischen Fühlens ergibt sich daraus, daß zu dem Totaleindrucke des nämlichen Gegenstandes viele dieser Prinzipien in sehr ungleicher, von Fall zu Fall wechselnder Stärke zusammenwirken. Je nachdem das eine oder das andere Prinzip vorherrscht, je nachdem sich dieser oder jener psychologische Faktor, sei es der seelischen Grundorganisation, sei es der augenblicklichen, zufälligen Verfassung des Individuums entsprechend,

in höherem Maße, mit vollerer Kraft betätigt, wird die Gefühls-reaktion verschieden ausfallen und diese Verschiedenheit wird oft so groß sein, daß zunächst allerdings der Schein einer völligen Willkür und Gesetzlosigkeit des aufs Gefühl gegründeten, demselben eigentlich bloß Ausdruck gebenden Urteils über schön und häßlich entsteht. Kurz, es liegt in der Natur der ästhetischen Prinzipien, wie man sie nach Fechners Vorgange zu konzipieren pflegt, daß sie sich vor-trefflich zu Erklärungsgründen nicht nur für die relativ dauerhaften ästhetischen Schätzungen, sondern auch und ganz besonders für den Wechsel solcher Schätzungen, für deren oft so seltsamen und be-fremdlichen Umschlag in die entgegengesetzten Geschmacksurteile eignen. Die immanente Veränderungstendenz kommt, wo nicht schon dem einzelnen Prinzip an sich, so jedenfalls den Umständen der Koope-ration der Principien zu.

Das ästhetische Prinzip nun, dessen Prävalieren die wunderliche Literarkritik Schönaichs verständlich macht, ist das der Korrektheit. Es soll und kann hier nicht untersucht werden, ob dasselbe nicht vielleicht in einem andern, noch tieferen und umfassenderen Prinzip wurzelt, welches die mannigfachsten und anscheinend heterogensten Tatsachen des ästhetischen Verhaltens: die Freude an wohlgetroffenen Bildnissen wie die Gefälligkeit symmetrischer oder regulärer Figuren, den packenden Reiz charakteristischer, ihren Typus scharf ausprägender Naturgebilde, wie den Wohlklang der Reime und Rhythmen, das Ge-fallen an Kleidermoden wie die Vorliebe des Kunsthistorikers für die Meister, welche er zum Gegenstande seiner Spezialstudien wählt, be-gründet oder wenigstens an all diesen Arten ästhetischer Erregung seinen Anteil hat. Die Frage des Vorhandenseins eines derartig universellen Prinzips, welchem sich dasjenige der Korrektheit subsumieren ließe und welches allenfalls das Prinzip der Kongruenz der Wahrnehmungen mit präexistierenden Vorstellungen oder Vorstellungstendenzen getauft werden könnte, erheischt für sich eine gründliche Untersuchung.

Gewiß ist, daß die Forderung der Korrektheit im Bereich ver-schiedener Künste eine große Rolle spielt, wiewohl sie nicht überall dasselbe bedeutet. Fällt sie für die Arten der bildenden Kunst, welchen Naturnachahmung als eine der vornehmsten Aufgaben gilt, wie Zeichnung, Malerei, Plastik, fast ganz mit dem Postulate der Richtigkeit oder der künstlerisch erreichbaren Naturwahrheit zusammen, so gewinnt sie für andere Kunstzweige in dem Maße Selbständigkeit, als diese Zweige sich fester, in der Natur ihres Darstellungsmittels begründeter, gleichsam die innere Gesetzlichkeit des Mittels offen-barender und doch nicht mit dem Zwange echter, unabänderlicher Naturgesetze den Künstler bindender Produktionsformen bedienen. Nach Rosenkranz, der in seiner „Ästhetik des Häßlichen“ die Inkorrektheit

Digitized by Google

als die zweite Haupt- und Grundgestalt der Häßlichkeit, zwischen der Formlosigkeit und der Defiguration in der Mitte stehend, behandelt und die hier einschlägigen Fragen trotz seiner Hegelisch-spekulativen Auffassungsweise vielleicht noch immer am besten und erschöpfendsten erörtert hat, wäre Korrektheit überhaupt Befolgung „der Gesetzlichkeit, welche der Natur und dem Geist einwohnt“, Inkorrektheit die Abweichung von solcher Gesetzlichkeit. Der um die Ästhetik so verdiente Hegelianer ist nun auch den verschiedenen Formen nachgegangen, die im Bereich der verschiedenen Künste die Inkorrektheit annimmt, und hat auseinandergesetzt, wie diese z. B. bei der Baukunst vornehmlich in der Verrückung des Schwerpunktes oder der ungenügenden Fundamentierung, bei der Plastik in „dem Verfehlen der natürlichen Maßverhältnisse der lebendigen, insbesondere der menschlichen Gestalt“ liegt, während bei der Malerei, die ihre „spezifische Energie in der Farbe und in der Beleuchtung“ hat, gewisse Verzeichnungen, Verschiebungen der Maße weit eher als in der Plastik vertragen werden. Demnach erstreckten sich die Vorschriften der Korrektheit in erster Linie auf diejenigen Seiten der Darstellung, welche für die betreffende Kunst überhaupt die größte Bedeutung haben, mittelst deren sie ihren idealen, ästhetischen Zweck, sei er nun partielle Naturnachahmung, wie bei der Plastik, oder Sollizitation einer gewissen „Einfühlung“ und anderes, wie bei der Architektur, — hauptsächlich oder ausschließlich zu erreichen vermag. Das Korrekte wäre einfach das dem Stil im Sinne des Rumohrschen Stilbegriffes Gemäße. Aber auch diese Fassung läßt nicht über die Tatsache hinwegkommen, daß bei den Künsten, deren Produktion nicht frei, sondern auf Gegenstände gerichtet ist, einerseits die Regeln für die Korrektheit sich um so mehr verselbständigen und gleichsam von der Forderung der objektiv getreuen Darstellung emanzipieren, je weniger die fragliche Kunst nach der Beschaffenheit ihrer Produktionsmittel äußere, sinnliche Übereinstimmung zwischen ihrem Werke und dessen Vorbild zu erzielen im stande ist und je mehr andererseits der von Rosenkranz so sehr betonte und so schroff hingestellte Unterschied zwischen der bleibenden, wahren, notwendigen, aus dem inneren Wesen der Künste hervorfließenden und der ephemeren, bloß zeitweilig geltenden, von den Launen „des konventionellen Stils“ abhängigen Korrektheit sich nach einer gewissen Richtung verflüssigt. In der Poesie ist die Kluft zwischen dem äußeren Darstellungsmittel und dem Objekt in der Regel am tiefsten; die Sprache, das Medium, in welchem hier produziert wird, gehorcht eigenen Gesetzen: denn mag man noch so wenig Geschmack an der beliebten Auffassung der Sprache als eines lebenden, sich selbst gestaltenden und umbildenden Organismus finden und noch so gut die Gefahr erkennen, welche durch solche vage Ver-

gleichungen der wissenschaftlichen Exaktheit droht, die Autonomie der Sprache gegenüber dem, was sich schon durch die Natur des Gegenstandes der Poesie bedingt zeigt, ist sicherlich ein rationeller Gedanke, der mit jenen Spielereien nichts zu tun hat und sich frei von jeder bildlichen Einkleidung formulieren läßt. Hier nun ist auch das Kunstgebiet, wo das Prinzip der Korrektheit in einem ganz besonderen Lichte erscheint. Es tut nichts zur Sache, wenn der Ästhetiker etwa noch höhere, innerlichere Normen, nach denen Korrektheit für die Dichtkunst im ganzen oder für einzelne Dichtungsarten bestimmt wird, aufzustellen versucht, und man braucht auch nicht zu fragen, ob er mit derlei Bemühungen ans Ziel kommt oder nicht: die Regeln jener einen Korrektheit, welche sich schon aus den fixierten Formen der jeweiligen Sprache ergibt, wird die Poesie unter allen Umständen beobachten müssen. Diese Formen aber erscheinen, obgleich sie an sich, das heißt vom sprachpsychologischen und sprachphysiologischen Standpunkt betrachtet, mit innerer Notwendigkeit entstanden sein mögen, im Hinblick auf den Gegenstand, welchen sie auszudrücken bestimmt sind, zweifellos in den meisten Fällen willkürlich, arbiträr, „konventionell", das heißt: man kann, wofern es sich nicht um Onomatopoesie, Gefühlsmalerei und dergleichen handelt, keinesfalls sagen, daß Beziehungen zwischen dem Gepräge der Worte und Wortfolgen und der Art des darzustellenden Objekts sich entdecken ließen. Und zu dem „Konventionellen", wie es solcherart die Poesie schon im allgemeinen als der Gebrauch der Sprache zu künstlerischen Zwecken involviert, kommt nun noch dasjenige, was an den einzelnen Dichtungsarten und den spezifischen äußeren Formen der Poesie Konvention ist. Gewiß sind die Hauptgattungen der Dichtkunst, die man zu unterscheiden pflegt, vielfach in sachlichen Motiven begründet und von einer wenigstens relativen Notwendigkeit; sie entspringen teils aus Unterschieden des Stoffes — Vorführung von Begebenheiten im Epos, Drama, Roman und Gefühlserguß im Liede —, teils aus möglichen Verschiedenheiten der Behandlungsart — dramatisch und nicht dramatisch —, teils aus solchen des Umfanges — Roman und Novelle, Epos und Ballade —, teils endlich aus der Applikation dieser oder jener sprachlichen Form auf eine nach Stoff, Umfang und Darstellungsart bestimmte Dichtung — gebundene Rede des Epos und Prosa des Romans —; aber trotzdem wird niemand bei einiger Vorsicht behaupten wollen, daß in den eben ausgebildeten und allgemein verwendeten großen Gattungen der Poesie in der Tat alle erdenklichen Kombinationen erschöpft wären. Durch manche ungewöhnliche oder nicht genug beachtete Erzeugnisse der Dichtkunst: lyrische Wechselgesänge oder Stimmungsbilder in dramatischer Form ohne Handlung wie „Die Blinden" Mäterlincks und dergleichen wird

vielmehr die Möglichkeit anderer, neuer, in die bisherigen Typen nicht gut einzufügender Poesiearten überaus nahegerückt. Es wäre also lediglich konventionell, wenn der Dichter gebunden würde, jederzeit eine der bereits bestehenden Gattungen zu wählen, und wenn hievon die Korrektheit seines Werkes abhängen sollte. Indessen ist dies auch nicht der Fall. Spricht man in dieser Sphäre überhaupt von Korrektheit, so denkt man vielmehr in den allermeisten Fällen wohl nur an die Einhaltung einer bestimmten, einmal gewählten Dichtungsart und es wird gar nicht erwogen, ob sich nicht vielleicht neue Typen oder Gattungen bilden lassen, deren Plan für den Poeten dann erst die Voraussetzungen der Korrektheit schaffen würde. Bei der größeren Ausdehnung, die vielen Poesieschöpfungen zukommt, eignen sich nämlich selbst die oben bezeichneten Differenzen offenbar nur dann zu einer strengen Scheidung und zulänglichen Charakteristik der einzelnen Werke, wenn der Dichter die ästhetische Pflicht hat, sein Produkt durchaus gleichartig zu gestalten, wenn es ihm somit verwehrt ist, in dem einen Teil des aus mehreren Stücken zusammengesetzten Ganzen diese, in dem anderen jene Kunstform zur Geltung zu bringen. Unter dieser Bedingung ist allerdings der Gegensatz von dramatischer und nicht dramatischer Behandlung so durchgreifend, daß hienach jedes poetische Erzeugnis von vornherein eine gewisse Marke tragen zu müssen scheint, und innerhalb des weiten Gebietes der nicht dramatischen Poesie scheint wieder in den nie fehlenden, aber zusammen auch das ganze Werk erschöpfenden Merkmalen von Stoff, Umfang und gebundener oder ungebundener Sprache ein Komplex von Kriterien gegeben, vermöge dessen das Produkt unausweichlich der einen oder anderen Gattung zufallen muß. Wie aber, wenn in der nämlichen Dichtung die dramatische und die nicht dramatische Form Verwendung finden, Erzählungen mit Liedern, versifizierte mit Prosaerzählungen abwechseln? Und eben darum, ob derartiges platzgreifen dürfe, um die Notwendigkeit jener Bedingung selber also handelt es sich. Nicht nur in epischen Hervorbringungen, die sich der gebundenen Sprache bedienen, wie in Walter Scotts „The Lady of the lake", Scheffels „Trompeter von Säkkingen", Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt", Kinkels „Otto der Schütz", Wolffs „Rattenfänger von Hameln" u. s. w. u. s. w. läßt man sich eingestreute Lieder gerne gefallen, sondern auch in Prosaerzählungen kann eine solche, und zwar sehr reichliche Einstreuung, wie viele Romantiker, Hermann Rollett mit seiner „Jucunde" und andere beweisen, ganz unbedenklich und anstandslos gewagt werden; ebenso sind kleine novellistische Erzählungen, welche die fortlaufende Handlung eines größeren Romans unterbrechen, indem sie als Erzählungen einzelner Personen des Romans geboten werden, sei es

nun, daß sie eine Beziehung zur Haupthandlung haben oder nicht, wie wohl heute wenig gebräuchlich, so doch immerhin durch die Vorbilder von Cervantes' „Don Quixote" und Dickens' „Pickwickiern" sanktioniert und gar an Liedern im Drama, rezitierten wie gesungenen, wird sich niemand, auch nicht der engherzigste Schulästhetiker stoßen. Andererseits würde eine halb in Versen, halb in Prosa abgefaßte Dichtung in der Tat mit Kopfschütteln aufgenommen und mit einem Werke vor die Öffentlichkeit zu treten, das seinen Stoff teils novellistisch, teils dramatisch behandelt oder in welchem die dramatische neben der in der engeren Bedeutung verstandenen epischen Form zur Anwendung kommt, bliebe stets ein tollkühnes Unternehmen, welches aus Gründen, die später dargelegt werden sollen, auch einem begabten Dichter bei übrigens virtuoser Durchführung schlecht bekommen könnte. Indessen zeigt doch schon die ästhetische Zulässigkeit der anderen Mischformen aufs Klarste, daß hier wirklich oft nur die Tradition den Ausschlag gibt und daß also auch unsere Unterscheidung der großen Gattungen konventionell ist, weil ja die der ganzen Einteilung zugrunde liegenden Alternativen ihren ausschließenden Charakter, wie gesagt, bloß dann behalten, wenn die Forderung des homogenen Gepräges feststeht, wenn es von vornherein gewiß ist, daß gebundene und ungebundene Rede, dramatische und undramatische Form in ein und demselben Werke nicht kombiniert sein dürfen.

Neben dieser gleichsam äußerlichen, in der konsequenten und unvermischten Ausprägung einer gewissen Dichtungsart bestehenden Korrektheit gibt es nun aber noch eine andere, welche ihre Normen aus dem tieferen Wesen der Hauptgattungen schöpft und sich am besten mit der von Rosenkranz für die einzelnen Künste festgesetzten Korrektheit parallelisieren läßt. Wie Schelling und, ihm folgend, Vischer nebst der Mehrzahl der übrigen Ästhetiker den relativ naturalistischen und individualisierenden Stil der Malerei dem idealistischen und typisierenden der Plastik entgegengesetzt haben und wie sich aus dieser Auffassung der besonderen Kunststile notwendigerweise verschiedene Regeln der Korrektheit für die verschiedenen Künste herleiten, so kann man sicherlich auch einen spezifisch dramatischen, einen spezifisch epischen, einen spezifisch lyrischen Stil unterscheiden und demgemäß Mustertypen für die einzelnen Poesiearten aufstellen, in deren jeder die Korrektheit andere Forderungen erhebt. Für das Drama hat schon Hettner diese Idealgestalt oder diese besonderen Normen zu ermitteln gesucht und seine Festsetzungen stehen noch immer teilweise in Geltung, wie denn erst neulich von keinem Geringeren als Max Burckhard in der Kritik von Delle Grazies „Schlagenden Wettern" einfach der Hettnersche Maßstab angelegt

wurde. Aber gerade das Arbeiterdrama der genialen Wiener Dichterin lehrt auch vermöge der Begeisterung, mit der es von der überwiegenden Majorität des kunstsinnigen und kunstverständigen Publikums aufgenommen wurde, sehr eindringlich, daß in allen derlei Bestimmungen, wie sie Hettners berühmte Studie versucht hat, viel dogmatische Willkür steckt und daß die fraglichen Normen, auch hierin jenen allgemeineren Schelling-Vischerschen Stilgesetzen vergleichbar, bestenfalls im großen und ganzen richtig sind, ohne den einzelnen Fall zu binden und ein Heer von Ausnahmen hintanhalten zu können. Man mag noch so laut predigen: „das Wesen des Dramas verlangt dies! In der inneren Natur der Lyrik ist jenes begründet!" Was nützt das, wenn der ästhetische Sinn sich gleichwohl an dramatischen Dichtungen erfreut, die dem von der Schule festgesetzten „Wesen" des Dramas widersprechen, und einer Lyrik zujubelt, durch welche die „innere Natur" dieser Kunstform schnöde verletzt wird?! Grillparzer und Heine haben, gewiß nicht ohne Grund, eine solche Verletzung der Natur des Liedes in Freiligraths Gedichten erblickt: mit einer „Bühne mit prächtigen Kleidern und Dekorationen, aber ohne Schauspieler", oder mit der „Welt, ehe noch der Mensch erschaffen war", verglich der Erste ihre oft seelenlose Farbenpracht, über zunehmende „Unpoesie" klagte der Zweite. Aber Freiligrath wurde dennoch ein Liebling des deutschen Volkes und heute dürfte ihm kaum mehr von einem Urteilsfähigen der Rang unter den größten Poeten streitig gemacht werden. Wenngleich viele seiner Gedichte keine Lieder sind, weil das Lied „effusiv", die pittoreske Matthisson-Freiligrathsche Poesie aber — „unseren Matthisson" nannten trotz des sonst so verschiedenen Kolorites schon Grabbe und seine Braut mit ästhetischem Feingefühl den Dichter — der Hauptsache nach „deskriptiv", „imitativ" ist, so sind sie darum doch nicht minder von eigenartiger Schönheit, weit schöner sogar als manche durchaus „echte" Lieder, manche unverfälschte, „korrekte" Erzeugnisse der lyrischen Dichtungsart. Das aber, scheint es, muß auch genügen. Denn schließlich kann von einer Poesieschöpfung wie von einem Kunstwerke überhaupt doch nicht mehr verlangt werden, als daß es gefällt, daß es mit ästhetischen Reizen uns gefangen nimmt. Es läßt sich ja auch wirklich nicht leugnen, daß Goethes „Faust" großenteils einen mehr lyrischen als dramatischen Charakter besitzt, also gleichfalls stilwidrig, inkorrekt, gleichfalls nicht den reinen Mustern der Gattung beizuzählen ist, und trotzdem berühren Dührings bissige Ausfälle auf die „dramatische Faustlyrik" jeden Menschen, dem das Reich der Schönheit nicht so traurig verschlossen geblieben wie dem gedankenmächtigen, aber physisch und ästhetisch blinden Berliner Philosophen, einfach komisch.

Wenn indessen die mancherlei „inneren" Stilgesetze nicht ohne vorsichtige Einschränkung anerkannt werden dürfen und man sich hüten muß, der ihnen entsprechenden Korrektheit allzu hohen Wert beizumessen, wenn in der Ungefährlichkeit der Übertretung solcher Regeln auch schon deren konventionelle Natur sichtbar wird, so hat eine andere Art von Korrektheit weit größere Bedeutung. Sie betrifft die äußeren Formen der gebundenen Rede. Die Korrektheit des Metrums z. B. will in der Tat fast ebenso peinlich beobachtet sein wie die der Sprache selbst und stellt fast ebenso strenge Anforderungen. Selbstverständlich aber bezeichnet Korrektheit dann nicht das Sich-Binden an die zur Zeit schon ausgeprägten und in Gebrauch stehenden Metra, welche zu verlassen oder umzugestalten vielmehr ohne weiteres zulässig scheint. Denn wiewohl hier Konvention mit Naturbedingtheit auf eigenartige Weise verschmilzt, sofern die Erfindung solcher Formen zweifellos durch ästhetische und physiologisch-psychologische Gesetze beschränkt ist, so legt doch schon der mannigfache Wechsel in dem Gewande der Dichtungen, der Ersatz der äußeren Formen durch andere, die über kurz oder lang wieder anderen das Feld räumen müssen, von dem Arbiträren, Konventionellen aller dieser Typen beredtes Zeugnis ab. „In Ketten tanzen" nennt eines der geistreichsten Worte Nietzsches das Verfahren des Künstlers. Allein diese Ketten, in welchen der Künstler und zumal der Poet tanzt, hat er sich nach eigenem Belieben geschmiedet und aus eigenem, freien Entschlusse angelegt. Wer durch nichts anderes zu überzeugen wäre, den müßte der teilweise Erfolg der „Moderne" mit ihren zu dem idiotischen Inhalte so gut passenden, monströsen, unförmlichen Formen auf eine zwar wenig erfreuliche, aber höchst nachdrückliche Art darüber belehren, daß sogar die auslesende Funktion der psychologisch-ästhetischen Gesetze sich nur im allgemeinen betätigt und daß eine Überschau über größere Zeiträume nötig ist, um zu erkennen, was von dem bunten Gewimmel rhythmischer und anderer Neuerungen, wie sie in gewissen Perioden auftauchen, diesen Gesetzen entspricht und daher auf Bestand rechnen darf. Wirklich sind die Originalgebilde Klopstocks, die wundervollen Streckverse Heines, die oft überaus komplizierten, freierfundenen Metra Platens bis herab zu den Strophen von Arno Holz, die ihre allfällige Wirkung nur dem Setzer, das heißt: den Figuren danken, welche bei gewisser Anordnung des Textes der Druck auf dem Papier bildet, sämtlich sprechende Beweise für die fast unbeschränkte Modifikabilität der metrischen Formen. Insofern also herrscht Freiheit; die Konvention, welche bestimmte rhythmische Gestaltungen bevorzugt oder selbst ausschließlich zur Verwendung kommen läßt, kann jederzeit aufgehoben, geändert werden. Ist aber einmal eine der bekannten, geläufigen Formen gewählt, dann verpflichtet solche Wahl unbedingt

auch zur reinen fehlerlosen Ausarbeitung und geradeso hängt es lediglich von der Art der neu eingeführten Versgebilde, von der größeren oder geringeren Regelmäßigkeit, wie sie in deren Struktur sofort sichtbar wird, ab, welche metrischen Freiheiten gestattet werden können. Platen mußte mit Rücksicht auf seine künstlerischen Intentionen sich wohl oder übel zu jenem Silbenzählen und Silbenwägen verstehen, um dessentwillen ihn Heines übermütiger Spott traf, und es hätte den ästhetischen Sinn arg verletzt, wenn er von der Form, die er sich selber vorgezeichnet, aus bloßer Bequemlichkeit abgewichen wäre. Simple Auftakte, die das erste Glied einer trochäischen Zeile in einen Amphibrachys oder den Anfang eines jambischen Verses in einen Anapäst, wenn nicht gar in einen Amphimacer verwandeln, und dergleichen kleine Verstöße gegen das Metrum stören manchmal, besonders bei häufiger Wiederkehr, auf das Empfindlichste, während in einer Folge von Streckversen oft fast jede Spur von Regelmäßigkeit verschwindet, ohne daß hiedurch die äußere, formelle Schönheit des Gedichtes im mindesten beeinträchtigt würde. Eine Parallelerscheinung zu diesen ästhetischen Phänomenen bildet das Verhältnis der Assonanzen, die von den Romantikern, z. B. von de la Motte Fouqué, oft ganz ähnlich den Reimen behandelt worden sind, zu wirklich gereimten Versen oder noch allgemeiner: der reimlosen zu der den Reim anwendenden Poesie. Der Dichter muß nicht reimen. Tut er es aber, dann muß er auch konsequent verfahren, oder nur ausnahmsweise die Enden gewisser Verszeilen einer Strophe durch den Reim gleichklingend machen, während die korrespondierenden Zeilen der nächsten Strophe dieses Gleichklangs entbehren, und muß er überdies reine, volle Reime wählen, das heißt Reime, die nicht bloß, wie das Platensche „hat" und „erbat", fürs Auge gleich geschrieben werden, sondern vor allem auch fürs Ohr denselben Klang haben. Das Übersehen der letzterwähnten Forderung gerade von Seiten der extremsten Puristen hat den Purismus überhaupt in Mißkredit gebracht, aber mit Recht wohl nur insoferne, als er eben ein bloßer Papier- oder Pseudopurismus ist, der, die akustische Natur der Reimwirkung verkennend, sich fast nicht weniger schlimmer Verstöße schuldig macht als die von ihm getadelten Dichter. Denn in der Tat kann man darüber streiten, ob jener Reim von „erbat" und „hat" dem Schillerschen auf „nun" gereimten „Orgelton" wesentlich vorzuziehen ist; jedenfalls scheint er nicht besser als Schillers „Zeus" und „Reis" oder als das insbesondere den Süddeutschen verletzende „sprach" und „Tag" des großen Sprach- und Reimkünstlers Freiligrath, und auf der anderen Seite hätten es Platen und sein Jünger Herwegh wahrlich nicht nötig gehabt, die Orthographie von „Haupt", bloß um dasselbe auf „glaubt", „raubt"

u. s. w. reimen und dabei noch immer im Glanze des höchsten Purismus erstrahlen zu können, willkürlich in „Haubt“ umzuändern, weil hier ja auch ohnedies und trotz der verschiedenen Schreibung der Gleichklang der Silben ein vollkommener ist. Nur den Pseudopurismus also heißt es ablehnen; der echte, phonetische Purismus aber dürfte gegen alle Angriffe gefeit sein: ist er ja doch nichts anderes als eben die Durchführung des Prinzips der Korrektheit auf dem Gebiete des Reims!

Am unerbitterlichsten sind indes, wie schon angedeutet, jene Forderungen der Korrektheit, welche die Unterordnung unter die allgemeinen Sprachgesetze betreffen. Beschränkt man sich nicht auf die Betrachtung einer einzelnen und zumal der deutschen Literatur, hält man vielmehr Umschau über die Poesie verschiedener Zeiten und Völker, so gewahrt man allerdings auch hier ein Feld, auf welchem etwas größere Freiheit herrscht, indem eine spezielle poetische Konvention die sonst geltenden Sprachnormen aufhebt. Der römische Dichter z. B. brauchte sich an die Wortstellung, welche für die Prosa annähernd fixiert war, durchaus nicht zu binden, er konnte, ohne Anstoß zu erregen, die mannigfachsten Verschiebungen und Versetzungen vornehmen, während das poetische Sprachgefühl des Deutschen die Inversion nur innerhalb recht enger Grenzen gutheißt, so daß selbst die beliebteste, noch am willigsten geduldete Inversionsform, diejenige nämlich, welche das transitive Verbum hinter das Objekt an den Schluß des Hauptsatzes bringt, bei zu häufiger Wiederkehr schon störend und als Versündigung gegen den Geist der Sprache empfunden wird. Im übrigen scheint der Künstler, der sich der Sprache zur Verwirklichung seiner ästhetischen Absichten bedient, unweigerlich genötigt, die Regeln der Elementar-Grammatik und der Syntax als die immanenten Gesetze seines Werkzeuges mit Strenge und Genauigkeit zu beobachten: von Anakoluthen, Ellipsen und Aposiopesen darf er allenfalls, und zwar insbesondere zu Charakterisierungszwecken mäßigen Gebrauch machen; allein weder die Struktur der Sätze, also die funktionellen Beziehungen der Worte zueinander, noch die Struktur des einzelnen Wortes umzubilden hat er das mindeste Recht. Die einzige Freiheit, welche ihm in der letzteren Hinsicht gegönnt bleibt, ist die sogenannte Elision, die Verkürzung des Wortes und Verringerung der Silbenzahl durch Ausschaltung unbetonter Vokale, — eine Freiheit, die um so weniger auffällt, als auch der Prosaschriftsteller aus Gründen des Wohlklangs sich die Beseitigung der Endsilbe mittels Weglassung des Vokals in Genitiven und Dativen gestatten darf; die Abänderung in der umgekehrten Richtung dagegen, die Verlängerung der Worte durch Einfügung von Buchstaben ist nur da zulässig, wo durch solche Interpolation

eine ältere grammatische Form wiederhergestellt oder die Genesis der üblichen Bildung sichtbar gemacht wird, wo man also nicht bloß kein falsches, sondern strenge genommen, das richtigere, ja richtigste Wort bildet, und selbst hiefür gibt es mancherlei Einschränkungen. Wer etwa einer gerade benötigten Silbendreizahl zuliebe statt „zeichnen" „zeichenen" oder statt „Bildner" „Bildener" sagen wollte, der würde sich sogleich überzeugen, daß nicht jede Ergänzung einer usuell gewordenen Abbreviatur unseren ästhetischen Beifall findet. Und nun gar andere, rein willkürliche Silbeneinschaltungen! Nichts kann lehrreicher sein als jenes bekannte „abestürzt" gegen den Schluß des Goethischen „Faust", das jedermann mit Kopfschütteln liest oder hört und dessen Verwertung für seine Parodie: „Faust. Der Tragödie dritter Theil" sich Deutobold Allegoriewitsch Mystifizinsky-Vischer begreiflicherweise nicht hat entgehen lassen: denn da es dank einem besonderen Zufall neben oder vielmehr zwischen zwei höchst bedenklichen Reimen sich findet, die ganze Versgruppe mithin auch sonst Inkorrektheiten aufweist, so hat man die beste Gelegenheit zur Schätzung des relativen Gewichtes der Verstöße, wie sie in schlechten, unreinen Reimen auf der einen und in sprachwidrigen Bildungen auf der anderen Seite liegen: — Niemand dürfte auch nur einen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß das zur Persiflage in Vischers Manier förmlich herausfordernde „abestürzt" einen empfindlicheren ästhetischen Mangel begründet als die übelgeratenen Reime der Nachbarschaft, daß es noch immer weit erträglicher ist, sogar „Felsen" und „Wälzen" zu reimen, als der Sprache Gewalt anzutun, indem eine bloß im Dialekt mögliche Form mitten in den Zusammenhang der schriftdeutschen Rede hineingeworfen, ja noch mehr! überdies mit einem dem fraglichen Dialekt fremden Ausdrucke zusammengeschweißt wird. So bringt es das von unserem größten Dichter widerwillen angestellte ästhetische Experiment zu überzeugender Klarheit, daß unter allen Korrektheitsforderungen in der Poesie diejenigen der sprachlichen Korrektheit die größte Bedeutung haben. Und es gibt nicht bloß keine Gegeninstanz ab, sondern erscheint vielmehr als eine glänzende Bestätigung dieses Sachverhaltes, wenn falsche, wunderliche Konstruktionen wie Bürgers Plural „Pastöre" in der komischen Dichtung eine ganz vortreffliche Wirkung tun: denn die Intensität des komischen Effektes bietet, wie sich ohne weiteres einsehen läßt, geradezu einen Maßstab für die Schwere des Fehlers und der schlimmste Vorwurf, der gegen Verse erhoben werden kann, in denen Sprachmißhandlungen wie jenes unglückliche Goethesche „abestürzt" vorkommen, ist sicherlich der, daß sie komisch oder fast komisch anmuten. Eines aber muß man sich freilich stets vor Augen halten, will man diese Verhältnisse gehörig erfassen und sich nicht Ausnahmen vorspiegeln, wo

in Wahrheit keine vorhanden sind, nämlich: daß über das Richtige und Unrichtige der lebendige Sprachgebrauch, keineswegs jedoch die Schulgrammatik entscheidet. Wie die Reinheit des Reims nicht nach der Schreibart der Worte zu bestimmen ist, so darf man das sprachlich Erlaubte nicht nach den altererbten, von Generation zu Generation sich fortschleppenden Schulregeln beurteilen. Diesen Regeln zufolge regiert „lehren“ beispielsweise den doppelten Akkusativ, den der Person und der Sache. Allein die Konstruktion mit dem Dativ der Person ist in allen deutschen Ländern so gangbar, so wenig beschränkt auf das Gebiet eines einzelnen, abgeschlossenen Dialektes, sie erfährt zudem durch Analogien eine so mächtige psychologische Förderung, daß selbst ein Dichter von der Ängstlichkeit Platens keine Scheu trug, sie in dem Vers: „Menschen, denen nichts das Leben lehrte, setzen sich in Kopf“ u. s. w. auch seinerseits zu benutzen, wiewohl an dem Metrum nichts geändert worden wäre, wenn er statt „denen“ „welche“ gesetzt hätte, der „Sprachschnitzer“ sich also mit leichtester Mühe hätte vermeiden lassen. Das beweist aber doch wohl nichts anderes, als daß der Schnitzer, welcher von einem so feinen Ohre nicht mehr empfunden wird, im Grunde überhaupt keiner ist, weil die Gesetze der Grammatik eben nicht aus dem Schulbuche, sondern aus der jeweiligen Sprache der Gebildeten geschöpft werden müssen.

Aber dasjenige, was man Korrektheit in der sprachlichen Sphäre zu nennen hat, erstreckt sich durchaus nicht bloß auf die grammatischen Regeln, auch wenn diese letzteren in der soeben gekennzeichneten freieren Weise aufgefaßt werden. Jedes Wort dient, ob allein oder im Vereine mit anderen, der Verkörperung eines Gedankens, jedes hat zu bestimmter Zeit eine bestimmte Bedeutung oder, genauer geredet, da es Homonyme gibt: einen festen Umkreis von Bedeutungen, aus welchem man, ohne einen Fehler zu begehen, nicht hinaustreten darf, indem man es etwa einen anderen Gedanken verkörpern, eine andere Sache bezeichnen läßt. Ein Ausdruck kann demnach grammatisch vollkommen richtig gebildet und trotzdem, und zwar eben als Ausdruck, falsch sein; in der irrigen, nicht sinngemäßen Anwendung der Worte besteht eine zweite bedeutsame Art der sprachlichen Inkorrektheit. Wie häufig man ihr im täglichen Leben begegnet, ist allgemein bekannt: ungebildete Menschen sündigen, wenn sie gut und gewählt sprechen wollen, kaum viel öfter durch Casusverwechselungen und Verunstaltungen von Fremdwörtern als dadurch, daß sie Worte der Muttersprache in ganz verkehrtem Sinne gebrauchen. Mitunter wirken solche mißverständlich und ungeschickt angewendete Ausdrücke überaus drollig, und da nach dem früher Gesagten die Possierlichkeit eines Verstoßes gleichsam als Gradmesser desselben gelten darf — nur stärkere Kontraste mit dem Normalen erzeugen

ja das Gefühl der Komik, — so könnte es fast scheinen, als wenn auch der Dichter geradeso zur streng korrekten Ausdruckswahl wie zur grammatisch tadellosen Sprache verpflichtet wäre. Und doch zeigt sich hier ein nicht zu übersehender Unterschied. Schon die Fülle der Beziehungen, mittelst deren eine Vorstellung zuweilen in eine andere hinübergreift, die feinen, allmählichen Übergänge, durch welche verwandte Begriffe ineinander verfließen, bringen es gegenüber der Starrheit der äußerlich fixierten Wortform mit sich, daß die Bedeutungsnorm im Vergleich zu den festen grammatischen Regeln einigermaßen flüssig und bildsam ist, so daß ihr die Konstanz, die Unabänderlichkeit, damit aber zugleich auch der Anspruch auf unbedingte Gültigkeit abgeht. Freilich sind auch die Gesetze der Grammatik nicht unabänderlich im strengsten Sinne; indes wandeln sie sich doch nur sehr langsam und haben immerhin die Tendenz zur Stabilität: den Bedeutungsfeststellungen hingegen, wofern es sich nicht um Ausdrücke für ganz konkrete Dinge handelt, ergeht es vielfach nicht besser als der Orthographie; ja, oft ist der Zeitraum, innerhalb dessen ein Wort einen neuen Sinn erhält, sogar noch kleiner als derjenige, in welchem die alte Schreibweise des Wortes durch eine neue verdrängt wird. Weil nun aber tatsächlich auch die uns wohlvertrauten Ausdrücke eine von der bisherigen verschiedene Bedeutung annehmen können, so darf es nicht in Erstaunen setzen, wenn sich der Dichter versucht fühlt, in diesem Stücke die Sprache zu meistern, statt ihr zu gehorchen, und die Versuchung wird naturgemäß um so größer sein, je origineller und bedeutender er ist, je bessere Proben er im übrigen von seiner Gewalt über die Sprache geliefert, je mehr er sich also zutraut und mit Recht zutrauen darf. Goethe hat in Bezug auf derlei Inkorrektheiten, wie sie die Anwendung von Worten in einem ungebräuchlichen Sinne vorstellt, kühneres gewagt als die meisten Poeten der Vergangenheit: das Gefühl, sprachschöpfend wirken zu können, ließ ihn sich leichten Mutes über die Bedenken hinwegsetzen, die einen minderen Künstler wohl zurückgehalten hätten. Krönt nun Erfolg das kecke Unternehmen, läßt man sich die seltsame Wortbedeutung gefallen und verschaffen ihr die sonstigen Vorzüge des Werkes eine wahre Popularität, so daß sie weiteren Kreisen geläufig wird, dann hat auch die Inkorrektheit binnen kurzem aufgehört, eine zu sein; sie ist jetzt legitimiert, die Sprache ist um einen Ausdruck bereichert worden, und ohne Sorge dürfen andere Schriftsteller dem Vorgange des Neuerers folgen.

Die Zahl solcher Neuerungen, deren wirksame Faktoren die literarische Autorität und die Gewöhnung sind und durch welche Inkorrektheiten der bezeichneten Gattung in richtige Sprachweisen

verwandelt werden, erscheint bei Berücksichtigung zweier allbekannter Umstände erheblich größer, als man sie sonst schätzen müßte. Zuvörderst kommt in Betracht, daß jene innere Bedeutung des Wortes, welche dessen Gebrauch regelt, unstreitig noch mehr als den bloßen eigentlich logischen Sinn umfaßt. Von vielen Ausdrücken mindestens darf man behaupten, daß ihnen auch eine ganz bestimmte Gefühlsbetonung eigen ist, daß sie neben der logischen zugleich einer ästhetischen Funktion dienen, indem sie geeignet sind, je nach ihrer Natur einen Gegenstand, zu dessen Kennzeichnung man sie verwendet, zu erhöhen oder herabzusetzen, zu verklären oder zu vergröbern, unmittelbar in eine poetische Beleuchtung zu rücken oder im Gegenteile jedes Schimmers von Poesie zu entkleiden. Es fehlt in dieser Hinsicht selbst nicht an der Möglichkeit von Verallgemeinerungen. Herbert Spencer z. B. hat darauf aufmerksam gemacht, daß im Englischen die dem alten, angelsächsischen Sprachschatze entnommenen Worte einen poetischen, weihevollen, die aus dem romanischen stammenden hingegen einen nüchternen, prosaischen Beiklang haben, und Ähnliches ließe sich vielleicht auch fürs Deutsche feststellen. Ja, die Vermutung wird nicht ohne weiteres abzuweisen sein, daß einer der Hauptgründe, weshalb die Kindereien und Übertreibungen gewisser Sprachreiniger so viel Anwälte auch unter sonst urteilsfähigen Leuten gefunden haben und noch finden, eben in der unleugbaren ästhetischen Wirksamkeit einer wurzeldeutschen, von Fremdwörtern möglichst gereinigten Sprache liegt. Termini technici, die aus dem Lateinischen oder Griechischen gebildet worden sind oder ursprünglich einer fremden modernen Sprache angehören, wirken im Großen und Ganzen, wenn sie nicht etwa die Genialität eines Freiligrath in den Dienst der dichterischen Intentionen zwingt, sicherlich ungemein prosaisch; aber auch der Gebrauch anderer Fremdworte innerhalb versifizierter Dichtungen erfordert ein feines ästhetisches Taktgefühl, welches die Grenzen der Charakterisierungsbefugnisse genau einhält. Denn, wie das Prinzip des Charakteristischen überhaupt die Gesetze der reinen Schönheit jederzeit durchbrechen kann, so versteht es sich freilich von selbst, daß auch die Regel bezüglich der Fremdworte dort Ausnahmen erleidet, wo in erster Linie lebensvolle Darstellung angestrebt wird; in solchen Fällen mag das undeutsche Wort nicht nur erlaubt, sondern sogar vorzüglich am Platze sein und niemand wird sich beispielsweise darüber aufhalten, daß in der Schilderung einer Mondaine französische Modeausdrücke einzelne Kleidungsstücke oder Gegenstände der Umgebung bezeichnen: trägt dies doch dazu bei, das Bild der eleganten Weltdame noch schärfer, lebendiger und stimmungsvoller hervorzuzaubern. Indessen ist, wie gesagt, auch hierin geschicktes und vorsichtiges Maßhalten unbedingt nötig. Wer des

Guten nur ein klein wenig zu viel tun wollte, der würde seinen Zweck verfehlen und den Reiz der Charakteristik abschwächen. Statt eines frischen, packenden Eindruckes würde ein fader entstehen, wie ihn ja unsere Jüngstdeutschen mit ihren fortwährenden Entlehnungen aus der Mode-Journal-Sprache oft in der Tat so trefflich zu erzeugen wissen. Allerdings entspringt nun das Anstößige der Fremdwörterhäufung großenteils noch anderen Gründen als der ästhetischen Minderwertigkeit des undeutschen Ausdruckes. Freiligraths „Piraten-Romanze“, die dank der Bizarrerie ihrer exotischen Reime in manchen Strophen hart ans Komische streift, obgleich sie den farbensattesten Erzeugnissen malender Lyrik beigezählt werden muß, zeigt drastisch, mit welcher psychologischen Sorgfalt und Umsicht die Poetik zu Werke gehen und wie sehr sie sich hüten muß, überall ein Analogon der Herbert Spencerschen Regel zu sehen, wo eine nicht ganz befriedigende Wirkung mit einem reichen Vorrate von Fremdwörtern zusammenbesteht. Denn die burleskesten, am meisten zum Lachen reizenden Reime wie Gabarre, Zigarre, Guitarre, Hoangho, Fandango, Sevilla, Mantilla 2c. hängen hier an Worten, die trotz ihrer fremdsprachlichen Herkunft indifferent oder vermöge gewisser Bedeutungsassoziationen geradezu von einem poetischen Zauber umflossen sind, gegen deren Vorkommen im Gedichte sich also gewiß nicht das Mindeste einwenden ließe, wenn sie nicht eben zu jenen allzu häufigen und teilweise schon an sich befremdlichen Reimen verwendet wären. Trägt man aber auch diesen Verhältnissen gebührend Rechnung, so bleibt noch immer eine Fülle von Beispielen übrig, die für Jeden eine eindringliche Warnung sind, der etwa die Konsequenz tiefer psychologischer Gründe für bloße, willkürliche Tradition halten wollte, und die unwiderleglich beweisen, daß ein übermäßiger Gebrauch von fremden Ausdrücken, zumal in gebundener Rede, wirklich auch deshalb eine Gefahr in sich birgt, weil dem Fremdworte im allgemeinen etwas Trockenes, Prosaisches, Triviales anhaftet.

Wie dem aber sein möge, jedenfalls steht fest, daß manche Worte außer der Bedeutung im engeren Sinne, der logischen, noch eine ästhetische oder Gefühls-Bedeutung haben, durch welche über das mehr oder weniger Vorteilhafte ihrer Anwendung in den einzelnen Fällen entschieden wird. Es gibt gleichsam positiv und negativ ästhetische Ausdrücke, — solche, die uns von selber in eine poetische Stimmung versetzen, und andere, die diese Stimmung beeinträchtigen, wo nicht unfehlbar und unbarmherzig zerstören. Wie nach dem früher Gesagten grammatisch richtige Bildung die Inkorrektheit nicht ausschließt, welche ja einfach in dem verkehrten, sinnwidrigen Gebrauche bestehen kann, so wird es darum sogar vorkommen können, daß ein Wort in einer auf bestimmte Effekte berechneten Äußerung

nicht eimal eigentlich falsch, vielmehr seiner bloßen Verstandesbedeutung nach in solchem Zusammenhange immerhin anwendbar und gleichwohl höchst ungeschickt gewählt ist. Der unglückliche Ausdruck braucht noch kein unrichtiger zu sein; denn das, was ihn unglücklich, unpassend macht, ist vielleicht nicht ein Mißverstehen seines gröberen, sozusagen handgreiflichen Sinnes, sondern eben die Verkennung seiner Gefühlsbetonung, seiner ästhetischen Natur, seines Stimmungscharakters. Wenn nun schon die logische Bedeutung nicht selten sich ändert, so schwankt natürlich im Laufe der Zeiten ebenso sehr oder noch mehr der Gefühlston. Ein Wort, das heute recht hübsch klingt, so daß es unbedenklich in den zartesten Liedern wie in den feierlichsten, getragensten Reden gebraucht werden kann, wird nach wenigen Jahrzehnten vielleicht schon unausstehlich hölzern und ledern sein, und umgekehrt erscheint uns abgeschmackt und geziert, was vor kurzem noch als wahrhaft poetisch empfunden wurde. Wie lange ist es her, daß man gar nicht genug „Zähren" fließen und „Zephire" wehen lassen konnte? Gehörten diese Dinge und andere ihresgleichen doch fast zu den unentbehrlichen Requisiten des Dichters, wovon ganze Haufen im poetischen Magazin der gefühlvollen Zopfzeit lagerten! Kaum anderthalb Jahrhunderte sind verronnen und selbst der Stümper hütet sich jetzt gar sehr, ohne besondere Veranlassung derlei obsolete, lächerliche, höchstens noch von Untergymnasiasten und Handlungskommis geschätzte Verschönerungsmittel anzubringen! Allein die Änderungen im ästhetischen Gepräge der Worte beweisen erst recht dessen Vorhandensein. Wo in gefeierten und einst als mustergültig bewunderten Werken uns ein Ausdruck aufstößt, der uns, ohne in Anbetracht des intendierten Sinnes förmlich unstatthaft zu sein, dennoch verletzt, weil ihm der entsprechende Gefühlston mangelt und er uns daher aus der richtigen Stimmung reißt, da fühlen wir uns einerseits, wenn wir nicht einen gewagten, fruchtlosen Neuerungsversuch des Autors zu vermuten Ursache haben, unwiderstehlich zu der Überzeugung gedrängt, daß die ästhetische Wertigkeit oder doch der qualitative ästhetisch-emotionelle Charakter des Ausdruckes sich geändert habe, und andererseits werden wir ergriffen von der allgemeinen Tatsache der stimmungweckenden Kraft der Worte, die nicht minder gewiß bleibt und uns in solchen Fällen auch dann noch hell vor Augen tritt, wenn faktisch nicht eine partielle Umwälzung des Sprachgeistes, sondern bloß ein übermütiges Ignorieren dieses Geistes von Seite des Schriftstellers den Grund zum Anstoße gegeben. Man darf aber ja nicht glauben, daß die ästhetische Mehr- oder Minderwertigkeit oder, wie man kurz sagen kann, der spezifische Schönheitswert sich bloß an Substantiven beobachten lasse. Auch Zeitwörter, Adjektive, Adverbien, ja selbst Präpositionen und Kon-

junktionen zeigen sich oft ganz merkwürdig, insbesondere nach der negativ ästhetischen Richtung bestimmt. Läßt sich zuweilen bei Betrachtung des isolierten Wortes schwer erkennen, ob dasselbe einem gewissen Gefühlseindrucke abträglich sei, so gibt dann sein wirklicher Gebrauch von Seiten dieses oder jenes Dichters, sein zufälliges Vorkommen an dieser oder jener Stelle über die stimmungverderbende Beschaffenheit doch die besten Aufschlüsse. Wie ärgerlich stört nicht das „gleichfalls", das Heine so gerne anwendet, wenn er fürs Metrum zwei Silben benötigt und deshalb an dem einfachen „auch" zu wenig hat! Eines der schönsten Beispiele aber ist wieder von Goethe beigesteuert worden. Die Verse in dem Gedichte an Lord Byron von 1823 „Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet, stark angewohnt das tiefste Weh zu tragen" erläutern vortrefflich beide Momente des in Rede stehenden Sachverhaltes: zunächst das Faktum des Schönheitswertes überhaupt und fürs zweite die Tatsache, daß ein solcher Wert auch einzelnen nicht substantivischen Wörtern in unverkennbarer Weise eigen ist. So fein und scharf der Ausdruck „stark angewohnt" die Gründe der seelischen Verfassung bezeichnet, auf die Goethe hier anspielt, so richtig, ja eminent zutreffend er also auch ist, so schlecht eignet er sich doch für die Poetensprache: aus den Höhen des sublimen, dichterischen Pathos wird man jählings in die Niederungen der gemeinen Prosa herabgeschleudert, und es obwaltet kein Zweifel, daß das an und für sich durchaus nicht unpoetische Adverb „stark" in dieser Verbindung mit „angewohnt" das Mißbehagen steigert, welches für einen empfindlichen Sinn schon durch das letztere Wort allein hervorgerufen wird. Dermaßen prosaisch berührt die Kombination beider Worte, welcher vielleicht die Häufigkeit einer analogen Benutzung des „stark" als Beiwort in der Vulgärsprache vor allem andern den fatalen, halb provinzialistischen Beigeschmack gibt, daß es fraglich erscheint, ob man die Verbindung selbst in satirischen oder humoristisch charakterisierenden Versen anwenden dürfte, — in Versen also, die auf Schwung und Erhabenheit Verzicht leisten und in denen der einfache Ausdruck „angewohnt" recht wohl gebraucht werden könnte.

Eben damit aber, daß es sich hier eigentlich um das ästhetische oder vielmehr un- und selbst antiästhetische Zusammenwirken zweier Worte handelt, wovon das eine die durch das andere verursachte Störung des künstlerischen Effektes noch verschlimmert, leitet dieses Exempel auf den zweiten der oben erwähnten Hauptumstände über, welche das Terrain der Bedeutungsinkorrektheiten so sehr erweitern. In dem vorliegenden Falle bildet das Adverb mit dem von ihm bestimmten adjektivischen Particip eine kleine, zweigliedrige Wortgruppe, die zur Kennzeichnung des Gegenstandes, hier einer psycho-

logischen Tatsache, dient. Von derlei Wortgruppen oder Wörterzusammenstellungen, Verbindungen von Substantiven mit Adjektiven, Adjektiven mit Adverbien, transitiven Verben mit Substantiven, gilt nun nicht bloß dasselbe wie von den einzelnen Ausdrücken; sie können nicht bloß genau so wie diese inkorrekt erscheinen, indem sie, und sei es auch nur durch das Übersehen einer feinen Gedanken-Nüance, den objektiven, logischen Sinn verfehlen oder indem sie dem ästhetischen Gesamteindrucke nicht entsprechen, den hervorzubringen der Zweck des Schriftstellers ist, kurz, indem sie angesichts der verstandes- und gefühlsmäßig bestimmten Sache ungeschickt gewählt sind; vielmehr erschließt sich hier noch eine weitere Quelle sprachlicher Inkorrektheit darin, daß ja offenbar auch die einzelnen Worte unter sich einen Widersinn oder einen Stimmungswiderstreit, einen ästhetischen Mißklang ergeben können. Es ist dabei zunächst an jene Kombinationen gedacht, die eine möglichst eng dem Gegenstand angepaßte, adäquate, genaue, bilderfreie Bezeichnung vorstellen. Aber diese begrifflich reinen Ausdrucksweisen gehen durch kaum merkliche Zwischenstufen, durch die zartesten Schattierungen in evident bildliche, metaphorische Bezeichnungen über, und gleichsam in der Mitte zwischen den nüchtern sachlichen Ausdrücken, sowie den Tropen, die schon so abgenutzt und abgeschliffen sind, daß man ihr bildliches Gepräge nicht mehr wahrnimmt, auf der einen und den Bildern, die sich sofort als freie Vergleichungen und als bloße Phantasiespiele kundgeben, auf der andern Seite steht die „Redensart". Im Sinne des gemeinen Sprachgebrauches darf „Redensart" nur ein zusammengesetzter Ausdruck heißen, bei dem sich das Tropische, das Uneigentliche in der Kennzeichnung des Objektes schon einigermaßen fühlbar macht, der aber doch so allgemein in einer bestimmten Bedeutung gebraucht wird, daß man seine Bildnatur zeitweilig vergessen kann. Erwägt man nun, wie reich die modernen Kultursprachen an allverbreiteten Redensarten sind und wie außerdem Redensarten stets neu geprägt werden, berücksichtigt man ferner, daß diese Phrasen gleichfalls an dem doppelten Maßstabe der Sinngemäßheit oder logischen Richtigkeit und des Harmonierens mit der ästhetischen Stimmung gemessen werden müssen, so begreift man alsbald, welch außerordentliche Vergrößerung die Zahl der möglichen Fehler durch diese Verhältnisse wiederum erfährt. Man kann sogar von jenen ungemein häufig anzutreffenden, selbst guten Autoren dann und wann unterlaufenden Schnitzern absehen, welche darin bestehen, daß in eine vulgäre Phrase anstatt eines wirklich zu ihr gehörigen Bestandteils das Stück einer andern Redensart eingesetzt wird, und die natürlich nicht immer einen förmlichen Unsinn à la Wippchen zu enthalten brauchen, bei denen auch nicht gerade eine ästhetische

Disharmonie erzeugt werden muß, die aber doch regelmäßig, selbst dann, wenn die in ungewohnte Verbindung gebrachten Stücke leidlich zueinander passen, etwas Störendes, das unmittelbare Gefühl wie eine Verwechselung Berührendes an sich haben. Läßt man aber diese durcheinandergerührten Redensarten, wie man sie nennen kann, als die gröbsten, handgreiflichsten Inkorrektheiten des fraglichen Gebietes außer acht, so verschüttet sich allerdings für die jedermann geläufigen Phrasen die dritte, oben bezeichnete Quelle der Bedeutungsinkorrektheit. Denn in solchen Phrasen kann ja die Verbindung der Worte untereinander niemals Anstoß erregen: wie immer man ursprünglich in logischer und ästhetischer Hinsicht über das Angepaßtsein der Teile aneinander geurteilt haben mochte, eben, weil wir die Redensart beständig hören und lesen, weil uns also das Ganze immer und immer wieder vorgeführt wird, gewöhnen wir uns so sehr an die Verbindung, daß wir daran irgend welche Kritik zu üben unfähig werden, ja daß eine Ablehnung der Zusammenstellung für uns so viel wie eine Auflehnung gegen die Sprache selbst bedeutet. Allein auch ohnedies gibt es im Hinblick auf die doppelte Forderung, welcher jede Phrase gerecht werden soll, der Anlässe zu Bedeutungs-Inkorrektheiten selbstverständlich genug. Eine in anderen Fällen besonders glückliche, weil eine gewisse Beziehung, auf deren Verdeutlichung es dort ankommt, mit anschaulicher Schärfe heraushebende Redensart kann unter den gegebenen Umständen, wo zwar eine ähnliche, aber trotzdem nicht ganz dieselbe Beziehung ausgedrückt werden soll, verfehlt oder doch weit weniger packend sein und auch bei völliger Deckung mit den logischen Erfordernissen mag uns der Ausdruck wegen seines Stimmungscharakters nicht zusagen, sei es, daß seine komisch-gemeine Art dem verlangten Ernst der Darstellung widerstreitet, sei es, daß umgekehrt sein pathetisches und dabei gleichwohl nicht gut als Ironie zu nehmendes Gepräge den von uns erwarteten und vom Autor selber bezweckten heiteren Eindruck verdirbt oder abschwächt.

Das alles gilt nun, wie gesagt, von den fixierten und in allgemeinem Umlauf befindlichen Redensarten. Ganz anders liegen die Dinge bei jenen Konstruktionen und Kompositionen, die man wohl gleichfalls, wenigstens zu einem guten Teile, als Phrasen im weiteren Sinne des Wortes bezeichnen darf, die sich jedoch von der soeben betrachteten Gruppe dadurch unterscheiden, daß sie nicht schon seit längerer Zeit gebräuchlich, sondern als Neu- und Originalschöpfungen anzusehen sind. Die Beurteilung derartiger Bilder unter den Gesichtspunkt der Korrektheit zu stellen, hat ohne Frage etwas Mißliches. Allerdings gibt es Vergleiche, die recht eigentlich „falsch", „verkehrt" zu nennen sind und die auch faktisch mit diesen Tadelworten belegt

werden. Wenn dem Tropus oder dem weiter ausgeführten Gemälde eine Relation zugrunde liegt, welche sich in dem Bilde und in der Sache auf gleiche Weise antreffen läßt, und wenn nun eine Verwechselung der Relationsglieder stattfindet, so daß, was in der Sache einen bestimmten Platz innehat, im Bilde nicht an der entsprechenden, sondern an einer andern Stelle gesetzt scheint, so hat man sicherlich einen falschen Vergleich gebildet. Die analoge, hier wie dort vorkommende Beziehung herauszufinden, ist Sache der Phantasie, welche, wie sogleich des Näheren gezeigt werden soll, mit einem Minimum von Ähnlichkeit wirtschaften und ihre Bilder zeichnen darf; aber die einmal ins Auge gefaßte Beziehung klar festzuhalten und, was in ihrem Gedanken liegt, zu entwickeln, so wie es die Natur dieses Gedankens erfordert, — das ist Sache des Verstandes, der hiebei mit aller jener Rigorosität zu verfahren hat, welche ihm in der Betätigung seiner Funktionen überhaupt eignet. Und weil sich dies so verhält, weil also im Grunde eine Verletzung von logischen oder Verstandes-Normen vorliegt, deshalb kann und muß in diesen Fällen der Spruch „unrichtig" abgegeben werden. Ferner ist begreiflicherweise jedes Bild insoweit falsch, als es zu irrigen Ansichten vom Gegenstande führt, den es veranschaulichen soll, gleichgiltig ob es in der Tat schon ursprünglich bestimmt war, die Sache in einem einseitigen, trügerischen Lichte darzustellen, oder ob es unabsichtlich, jedoch auch unvermeidlich die Täuschung erweckt. Es gibt eine wissenschaftliche oder vielmehr unwissenschaftliche Begründungsmethode, wofür Richard Wagners kunstphilosophische Schriften Musterbeispiele in Menge bieten, welche höchst simpel mit Bildern argumentiert: — ohne sich zu vergewissern, ob die Übereinstimmung wohl auch so weit reiche, werden Charaktere, die im Bilde auftreten, schlankweg der Sache selber zugeschrieben: auf diese Weise können auch Bilder, die sonst recht hübsch und zutreffend wären, wie das von Wagner so sehr ausgenutzte, indes schon bei Brown, Herder und einer Unzahl Späterer nachzuweisende Bild vom Reigen der drei Schwestern: Poesie, Musik, Tanzkunst, falsch werden; sie sind es aber dann nicht unbedingt und nicht eigentlich als Bilder, als Metaphern, sondern nur, insofern sie die Aufforderung enthalten, das nackte Objekt selbst anders anzusehen, als es in Wahrheit beschaffen ist. Was hier der Kritik anheimfällt, ist also gar nicht der Vergleich, sondern die aus ihm in Betreff der Wirklichkeit gezogene Schlußfolgerung und diese wird natürlich dem allgemeinen auf Erkenntnisfragen passenden Kalkül unterworfen. Da nun Bilder mit Verwechselung der Relationsglieder fast unweigerlich zu einer falschen Vorstellung vom wirklichen Gegenstande verleiten, so liegt hierin wohl ein weiterer und vielleicht sogar der hauptsächlichste

Grund für die eigenartige Weise der Beurteilung, welche derlei Bilder zu treffen pflegt.

Bei allen übrigen Vergleichen steht die Sache anders. Mit dem besten Rechte wird man das Bild dann noch für inkorrekt erklären dürfen, wenn seine einzelnen Stücke nicht zueinander passen, die Konstruktion an und für sich also, wie das ja so häufig vorkommt, unmöglich und unsinnig ist. Der Vergleich erscheint hier nicht etwa erst schief, wenn er mit der Sache zusammengehalten wird, sondern auch von dieser losgelöst und ohne Rücksicht auf sie betrachtet. Auch in solchen Zusammenstellungen liegt gewissermaßen die Verletzung einer universellen, jeden Schriftsteller bindenden Verstandesnorm vor: der Regel, nicht Ungereimtheiten zum Besten zu geben; es handelt sich wieder um eine Art logischer Konsequenz: die konsequente Durchführung des Bildes, und wenn man bei dem Versuche, Inkorrektheiten dieser Art in allen Fällen zu ermitteln, nicht geringen Schwierigkeiten begegnet, so hat das seine besonderen Gründe. Zunächst darf nicht übersehen werden, daß viele Metaphern durch häufige Anwendung ihren Charakter großenteils eingebüßt haben, daß sie nicht mehr mit Notwendigkeit das Bewußtsein ihrer ursprünglichen Bedeutung wachrufen und darum auch recht gut mit andern Metaphern in einer Weise verknüpft werden können, die freilich als Widersinn erscheinen müßte, wenn jene fast spurlos verloren gegangene, sozusagen abgeschliffene Bedeutung uns noch jedesmal bestimmt gegenwärtig wäre. Außerdem aber stößt die Forderung der konsequenten Ausmalung des Bildes naturgemäß überall dort auf Schranken, wo nicht, wie in Fabeln oder Allegorien, die ganze Darstellung von Anfang bis zu Ende bildlich ist, sondern wo nur einzelne Bilder in buntem Wechsel eingeflochten werden; da scheint es nahezu unvermeidlich, nicht nur, was sogar die Regel vorstellt, einen sachlich bezeichneten Gegenstand durch bildliche Verben und Adjektive zu schildern, sondern auch wohl mit einem die Rolle des Subjekts spielenden Bilde Eigenschaften, Zustände und Tätigkeiten in Verbindung zu bringen, die strenger Logik gemäß nur von der Sache selbst ausgesagt werden könnten. Der Vorschrift, einen Vergleich folgerichtig durchzuführen, steht die andere, ihn nicht „zu Tode zu hetzen“, einschränkend gegenüber. Aber trotzdem sind gewiß unzählige Beispiele zu finden, wo die Unrichtigkeit der Komposition in dem angegebenen Sinne klar zutage liegt. Nur läßt sich darüber dem Gesagten zufolge lediglich von Fall zu Fall, nicht aber nach allgemeinen Regeln eine Entscheidung treffen: wo das Nichtzusammenpassen der Stücke ärgerlich und störend auffällt, da eben ist die Inkorrektheit vorhanden.

Enthält jedoch der Vergleich nicht in sich selber einen Widersinn und eine Verbindung unvereinbarer Teile, ist er vielmehr ein sinn-

volles Ganzes und eignet er sich nur nicht recht zur Kennzeichnung des Gegenstandes, für den er gebraucht wird, dann erscheint es höchst bedenklich, das unglücklich gewählte Bild den Inkorrektheiten beizuzählen. In der Tat wird seitens der Literarkritik jede Ausdrucksweise vermieden, die eine solche Beizählung bedeuten würde: man spricht von schlechten, gewagten, gezwungenen, gequälten, bei den Haaren herbeigezogenen, abgeschmackten, selbst törichten und sinnlosen Bildern, aber man hütet sich aus triftigen Gründen gar wohl, hier das Wort „unrichtig" anzuwenden. Diese bestimmenden Gründe sind ja auch überaus einleuchtend. Sobald einmal der Boden der eigentlichen oder adäquaten Darstellung verlassen und der Phantasie das Recht eingeräumt ist, ein Ding signifikatorisch für ein anderes zu setzen, lassen sich starre Normen nicht mehr aufstellen, die unbedingt eingehalten werden müßten; zwischen dem tollsten, unnatürlichsten, gesuchtesten Bilde und dem anschaulichsten, packendsten sind die Grenzen flüssig: — die populäre Wahrheit, daß jeder Vergleich hinkt, macht schlechte Bilder zwar nicht gut, schützt sie aber wenigstens vor dem Vorwurfe der Inkorrektheit. Ja, es gibt unleugbar eine Art wild erhabener Poesie, in der äußerst gewagte Vergleichungen gute Wirkung tun. Freiligrath, nebenbei bemerkt, eben wegen seiner kühnen und doch meist gelungenen Wagnisse, die sich keineswegs bloß auf die Stoffwahl beschränken, für den Ästhetiker, welcher das Prinzip der Korrektheit studiert, einer der interessantesten und ergiebigsten Autoren, hat auch hievon manch schönes Beispiel geliefert. Seine Schilderung der Steppe als einer leeren Bettlerfaust, seine Vorführung des Planetensystems in Gestalt eines Rosenkranzes, der durch die Hand eines Cherubs rollt und dessen einzelne, fliegende Korallen, „vom Uranus bis zum Merkur," „in des Altars, der Sonne, Licht" strahlen, — diese und manche andere Phantasien des deutschen Victor Hugo, nicht minder auch zahlreiche Vergleiche seines genialen Landsmannes Grabbe, z. B. der dem Marius in den Mund gelegte Vergleich der Himmelswölbung mit dem „Inn'ren eines ungeheuren Schädels" und der Menschen mit „Grillen" dieses Schädels, die trotz ihres Sträubens, wie sie aufgetaucht, auch wieder vergessen werden, — das sind seltsame, abenteuerliche, geradezu verblüffende und dennoch hochpoetische Bilder. Ebenso können sich Lyriker, die eine religiöse, feierlich mystische Stimmung hervorzubringen suchen, viel erlauben, zumal, wenn sie den Ton der biblischen Gleichnisse nachahmen: man läßt es unter solchen Umständen dem Dichter sogar hingehen, daß er wie van Eeden — freilich ist dies eine äußerste Grenze — die Geliebte als ein Ährenfeld, voll von Kornblumen, „den blauen Funken der heiligen Liebe Gottes," darstellt. Und wie häufig kommt es nicht vor, daß Qualitäten eines Sinnes für die

eines andern gesetzt, ja rein geistige Zustände und Vorgänge durch solche sinnliche Qualitäten bezeichnet werden! Die Narrheit der Modernen, die wie z. B. der Schwede Almquist höchst ernsthaft nicht nur von „Purpurwonnen", sondern selbst von „Amethysthumor" sprechen, hat Otto Ernst mit der „schwefelgelb riechenden Stadt" allerdings köstlich persifliert; aber derlei halb oder ganz pathologische, an die audition colorée und andere sekundäre Sinnesempfindungen gemahnende Einfälle stellen zum Glück nicht die einzigen Bilder ihrer Art vor. Ist das Rot nicht schon seit langem die Farbe sowohl der Liebesglut als des begeisterten Freiheitsstrebens, und wenn man etwa die Heineschen Verse: „Ein Meer von blauen Gedanken — ergießt sich über mein Herz" nicht als reines Exempel gelten lassen will, weil hier doch erst von den blauen Augen der Geliebten, also einem wirklich blauen Gegenstande, zu dem jene Gedanken in Beziehung stehen, die Rede war, — wer, der irgend poetisches Empfinden hat, wird an der Strophe: „Alle Halme weh'n im Wind, — blauen Duftes trunken —, all' des Himmels Sterne sind — mir ins Herz gesunken," womit Reinhard Volker eines seiner entzückenden Lieder schließt, auch nur den geringsten Anstoß nehmen?! Die Phantasie des Poeten darf also an die des Lesers oder Hörers mitunter sehr starke Anforderungen stellen; es ist dann Schuld der letzteren, wenn ihre Schwingen versagen, wenn sie nicht so hoch wie der Dichtergeist sich zu erheben und seinem Fluge nicht zu folgen vermag. Kurz, um seiner logischen Natur, um des Mangels der gedanklichen Übereinstimmung willen wird kein Bild, kein Tropus, der sich selber als solchen gibt, für inkorrekt zu erklären sein. Weil zuweilen eine minimale Beziehungsanalogie hinreicht, ein Bild zu rechtfertigen, und ein derartiges Minimum wieder hart an totale Verschiedenheit grenzt, wird selbst dort, wo jedes tertium comparationis mangelt, wo es auch einer lebhaften Imagination mit Anspannung aller ihrer Kräfte nicht gelingt, das Ähnliche herauszufinden, der Vergleich viel lieber unverständlich oder unsinnig als inkorrekt genannt werden. Das scheint jedoch, wiewohl der vulgäre Sprachgebrauch für die Abgrenzung der wissenschaftlichen Begriffe nicht immer maßgebend sein kann, ein unverkennbarer Fingerzeig dafür, daß an Bilder, die originelle Phantasieprodukte sind, der Maßstab der Korrektheit sich überhaupt nicht anlegen läßt.

Vielleicht mit besserem Rechte als wegen ihrer Entlegenheit, das heißt wegen der allzu geringen Übereinstimmung der verglichenen Gegenstände, sofern nur überhaupt eine gemeinsame Beziehung da ist, dürfte man Vergleiche wegen ihres Kontrastes zum erforderten Gefühlston unbedingt verpönen. Unter solchem Gefühlston ist aber, wie schon aus den früheren Ausführungen klar geworden sein dürfte,

nicht etwa das zu verstehen, was nach der strengsten und engsten Umschreibung des Gefühlsbegriffes in der modernen Psychologie gemeint sein müßte: der abstrakt aufgefaßte Lust- oder Unlustcharakter der augenblicklichen psychischen Verfassung, sondern eine gewisse qualitative Bestimmtheit, welche der ganze, durch die Weckung einer Vorstellung gesetzte Bewußtseinszustand nach der gedanklichen wie emotionalen Seite dadurch erhält, daß mancherlei sowohl repräsentativ als emotional charakterisierte psychische Erlebnisse mit der wachgerufenen Idee innig verbunden sind und gleichfalls über die Schwelle des Bewußtseins drängen, sobald die letztere Idee emportaucht. Wer das Gefühl nicht bloß als Lust- oder Unlustregung definiert, sondern wie Wundt noch andere Momente daran unterscheidet, wird Einiges von der so entstehenden qualitativen Bestimmtheit freilich schon dem Gefühl selbst zuschreiben oder ins Gefühl als solches hineinlegen dürfen, gleichwie eine stillschweigende Anerkennung des reicheren, konkreteren Inhaltes der Stimmung oder des im Sinne der Ästhetik verstandenen Gefühlstones auch dann stattfindet, wenn man derlei Stimmungen nicht einfach als emotionale, sondern richtig und treffend als affektive Zustände bezeichnet, da ja die von altersher übliche Konzeption des Affektbegriffes selbst die gröbste Zergliederung in demselben weit mehr als den simplen Gedanken von Lust oder Pein entdecken läßt. Die eigenartige ästhetische Stimmung kann nun zweifellos ein Bild unmöglich machen, das, rein logisch genommen, das heißt bei bloßer Berücksichtigung der sachlichen Vergleichungspunkte, gar nicht so übel und vielleicht besser, verständiger schiene als mancher Tropus, welcher statthaft, weil nicht stimmungswidrig ist, obschon er viel ungleichartigere und entferntere Dinge für einander setzt. Allerdings darf man nicht glauben, daß die ästhetisch benötigte Stimmung immer gerade die herrschende, im großen Ganzen der Dichtung vorwaltende sein müßte. Ob Vischer das Brennen des Eingeweides im Liede der Mignon mit Recht und Erfolg verteidigt hat, mag dahingestellt bleiben, da auf sehr viele die Worte trotz alledem störend und unangenehm wirken dürften; sicher aber ist, daß, wie der Dramatiker durch den Stimmungskontrast ganzer Szenen und Personen die gewaltigsten Effekte erzielt — man denke an das Türmergespräch in Macbeth, an die Amme und Mercutio in „Romeo und Julie", an Hebbels „Maria Magdalena" und vieles andere —, so auch wohl in einzelnen Bildern der Poet sich des Kunstgriffes bedienen kann, das Tragische durch das Lustige, das Erhabene durch das Gemeine und Cynische noch mehr zu heben. Ist jedoch eine Kontrastwirkung nicht am Platze oder der Natur der Sache nach unmöglich, dann verdirbt ein stimmungswidriges Bild allerdings viel mehr, als Dutzende weit hergeholter Vergleiche zu tun

vermögen, und daher begreift es sich, daß der Dichter der Verletzung der Stimmung vor allem aus dem Wege gehen muß. Hiemit scheint aber auch die Möglichkeit gegeben, solche den Gefühlston nicht treffende Bilder den Erscheinungen der Inkorrektheit einzufügen: denn wo ein unbedingtes, schlechthin geltendes Verbot vorliegt, da kann, so möchte man glauben, die Einhaltung oder Übertretung des Verbotes immerhin unter dem Gesichtspunkte des Richtigen oder Unrichtigen aufgefaßt werden. Wie im ethischen Leben nicht diejenige Tat „richtig", „korrekt" genannt wird, welche, lebendiger sittlicher Gesinnung entquellend, in dem der starren, ethisch-juridischen Gesetzgebung nicht mehr unterworfenen Bereiche sich vollzieht und vielleicht weit über die Forderungen hinausgeht, die von dieser Jurisdiktion erhoben werden, sondern vielmehr eben die Handlung, womit eine der strengen, keine Ausnahmen zulassenden, dabei aber doch nur das Mindestmaß der Rechtschaffenheit, der sittlichen Tadellosigkeit bezeichnenden Vorschriften befolgt wird, also das einfach legale Verhalten, das in Bezug auf seinen inneren Wert möglicherweise viel tiefer steht als die freie, bloß dem Gefühl gehorchende Sittlichkeit, so muß wohl auch der Begriff der ästhetischen Korrektheit in der Beobachtung gewisser fester Normen seinen Inhalt haben. Solche, wenigstens restringierende Normen aber scheinen nun durch das Verbot der stimmungswidrigen Bilder an die Hand gegeben. Indessen springt der Unterschied zwischen diesen ästhetischen und jenen ethischen Vorschriften grell ins Auge, sobald man nur ein wenig näher zusieht, und damit verschwindet auch sofort der Schein, den eine einseitige und allzu flüchtige Betrachtung vorgetäuscht hatte. Die sittlichen Gebote nämlich, deren Erfüllung das korrekte Handeln ausmacht, geben zumeist wirklich eine sichere, einfache Richtschnur ab, so daß der Mensch genau weiß, wie er sich in dem Augenblicke, unter den gegebenen Umständen, zu verhalten hat; jene ästhetischen Normen aber sind rein negativer oder limitativer Natur, ganz unfähig, das Gestaltungsvermögen des Dichters irgendwie zu leiten. Nicht nur, daß nach Ausschließung der schlechten Bilder noch immer eine fast unerschöpfliche Fülle von statthaften, wo nicht guten, so mindestens nicht ganz unzulässigen Vergleichen übrig bliebe, wie sie der Unerschöpflichkeit der dichterischen Phantasie entspricht, — auch das Geschäft der Ausschließung selbst könnte nie beendet werden, da es ganz und gar unmöglich wäre, die Einbildungskraft zu hindern, daß sie stets neue und neue unpassende, die Stimmung verletzende Metaphern ersänne. Daher ist die Restriktion auf die dem Gefühlston entsprechenden Bilder bloß ein allgemeines Postulat, dem sich kein bestimmterer, konkreter Inhalt geben läßt; denn sie findet weder in der einen noch in der andern Richtung einen Abschluß: — unendlich

ist der Kreis des Erlaubten, unendlich der des Verbotenen, und so erscheint die Norm in der Tat auf eben die vage Regel beschränkt, den Gefühlston in acht zu nehmen, sich vor Zerstörung oder Beeinträchtigung der spezifischen Stimmung zu hüten. Wie man das anstellen müsse, sagt in jedem Einzelfalle das ästhetische Gefühl, so, wie das ethische Gefühl den Menschen dort führt, wo ihn die bestimmten, eindeutigen Normen im Stiche lassen. Die wahre Analogie mit den Verhältnissen des sittlichen Lebens ist also der oben gleichsam versuchsweise angenommenen gerade entgegengesetzt und sie macht es wohl einigermaßen begreiflich, daß, wo es sich um freie Vergleiche handelt, das Urteil auch dann, wenn die Stimmung geschädigt ist, nicht gerne in jene Form sich kleidet, die z. B. bei Feststellung eines sinnwidrigen Wortgebrauches stets zur Anwendung kommt.

Man darf nicht einwerfen, daß nach den früheren Erörterungen auch über jene Unrichtigkeit, welche in der Zusammenstellung unvereinbarer Bilder liegt, bloß die Empfindung von Fall zu Fall entscheide. Die Abwesenheit universeller Normen hat hier einen ganz andern Sinn. Auf „universell" ist der Ton zu legen. Freilich lassen sich nicht allgemeine Regeln darüber aufstellen, wann Metaphern in dem Grade abgeschliffen werden, daß man sie mit andern Bildern, zu denen sie ihrem ursprünglichen Sinne nach nicht passen, ohne Ungeschick verbinden kann. Im übrigen aber bedeutet ja gerade die konsequente Durchführung eines Tropus oder das Vermeiden der Zusammenkoppelung widersprechender Bestandteile nichts anderes als die adäquate Kennzeichnung im engeren Rahmen, im Rahmen des Bildes, und der Dichter, weit davon entfernt, seine Phantasie zügellos schweifen zu lassen, ist also vielmehr an die strengste Norm gebunden, wie sie ihm durch die Natur der Sache oder was hier eins ist, des Bildes — denn das Bild ist diesfalls eben das sachgemäß zu kennzeichnende Objekt — vor Augen gehalten wird. Die Unmöglichkeit von Vorschriften bestimmten Inhaltes, die für alle Fälle gültig wären, versteht sich danach von selbst, nicht nur aus dem schon angeführten Grunde, weil ein metaphorischer Ausdruck früher oder später seine anfängliche Bedeutung verlieren und uns nur mehr im übertragenen, verallgemeinerten Sinne erhalten bleiben oder wenigstens auch diesen Sinn ganz unmittelbar für uns besitzen kann, sondern vor allem deshalb, weil die verwertbaren und jedes eine naturgetreue Ausmalung erheischenden Bilder so zahlreich und verschieden sind wie die Erscheinungen der wirklichen Welt, der sie entnommen werden. Dafür ist im einzelnen Falle die Direktive, wie gezeigt, um so bestimmter und sicherer. Der Poet hingegen, welcher nur weiß, daß er bei seinen freien Phantasiegestaltungen mit Sorgfalt die Stimmung beobachten müsse, entbehrt gerade auch

für den einzelnen Fall der positiven Leitung und Anweisung; es wird ihm keine Richtschnur geboten, auf die er sich verlassen, kein Kompaß, nach dem er sich orientieren könnte. Jene Erinnerung würde ihren Zweck also gründlich verfehlen. Wie wenig gleich für das ästhetische Unlustgefühl selber darauf ankommen mag, ob es durch die Wahrnehmung eines begrifflichen Widerstreites oder durch einen Stimmungskontrast erzeugt wird, so hängt diese Verschiedenheit des Ursprungs und der Umstände, unter denen es sich ins Spiel setzt, doch mit Tatsachen zusammen, die auch dem Kurzsichtigsten einleuchtend machen, weshalb die Bedingungen zur Anwendung des strengen Korrektheitsbegriffes das einemal vorhanden sind und das anderemal vermißt werden. Wenn der Schriftsteller, welcher einen Gegenstand schildern oder, was auf dasselbe hinausläuft, ein Bild verständig benutzen will, sich in den Ausdrücken vergreift, indem bei einem derselben die eigene, frühere Bildnatur noch so sehr durchschlägt, daß durch die Verknüpfung mit der Sache, beziehungsweise dem folgerichtig zu entwickelnden Hauptbilde eine Art Widersinn entsteht, so gibt sich diese logische Unverträglichkeit alsbald in einem gewissen peinlichen Gefühle kund, welches über den Mißgriff belehrt und die Wahl eines anderen Wortes veranlaßt; allein der Kreis, innerhalb dessen diese Wahl stattfindet, ist angesichts der Erfordernisse getreuer Charakteristik ein äußerst beschränkter, so daß das Finden des richtigen, geeigneten Ausdruckes nicht schwer fallen kann. Auch der Verstoß gegen die Stimmung, welcher in einem schlechten frei ersonnenen Bilde liegt, wird selbstverständlich durch das Gefühl angekündigt und auch in diesem Falle nötigt die Gefühlsprobe — wenn man es so nennen darf, — den mißlungenen Einfall zu unterdrücken; aber der Phantasie des Dichters, welche alle Welten durchfliegen darf, ist damit kaum erheblich gedient: indem sie das eine unbrauchbare Bild beiseite geworfen hat, ist sie noch keineswegs vor der Gefahr behütet, hundert und tausend andere Bilder zu entwerfen, die ebenso sehr aus der Stimmung herausfallen, dem ästhetisch verlangten Gefühlstone ebensowenig gemäß sind. Es mangelt hier, kurz gesagt, jede „konventionelle Form“, somit auch die Voraussetzung für den Künstler, sein Werk „korrekt“ oder „inkorrekt“ zu bilden. Nur, wenn man den Begriff der Korrektheit in so weitem Umfange nehmen würde, daß man, wenigstens innerhalb der Kunst, alles ästhetisch Wertvolle und Befriedigende für korrekt, alles Mangelhafte und Unbefriedigende für inkorrekt erklärte — und es ist ja nicht zu leugnen, daß der Begriff dann und wann tatsächlich so gefaßt wird, — dürfte man auch die im Gefühlston anstößigen Bilder inkorrekt oder unrichtig nennen. Allein dann würden für die Kunsttheorie sämtliche ästhetische Prinzipien,

sofern deren Bewährung durch das bewußte Schaffen des Künstlers vermittelt wird, in dem Prinzip der Korrektheit zusammenfließen und darin untergehen; das letztere aber würde ebendamit aufhören, einen bestimmten Platz einzunehmen und eine eigene, besondere Rolle zu spielen. Hier, wo es sich gerade darum handelt, ihm einen solchen Platz zuzuweisen, eine solche Rolle zu sichern, ist jene Begriffsfassung also selbstverständlich nicht brauchbar.

Für die klare Heraushebung des Korrektheitsbegriffes, wie er in dieser Studie entwickelt werden soll, leistet namentlich auch eine Vergleichung zwischen den stimmungswidrigen frei erdachten Bildern und den ebenfalls gegen die Stimmung verstoßenden adäquaten Ausdrücken gute Dienste. Wollte man sich blindlings der Führung der Sprache anvertrauen, so müßte man zu ganz andern Ergebnissen kommen, als sie durch die Motive der wissenschaftlichen Konzeption bedingt sind; man müßte in dem groben Kontrast mit der ästhetisch notwendigen Stimmung, welchen irgend ein Bild hervorruft, eine viel ausgesprochenere, entschiedenere, zweifellosere Inkorrektheit sehen als in dem unbildlichen Worte, dessen falscher Gefühlston erst einer feineren Empfindung merkbar wird: denn gemäß jener populären weiten Ausdehnung des Begriffes mag man wohl gelegentlich, wenn ein Tropus oder ein ausgeführter Vergleich uns jäh aus der Stimmung herausschleudert, in der Tat die Bezeichnung „inkorrekt“ als gleichbedeutend mit „fehlerhaft“, „ungeschickt“, „der ästhetischen Wirkung nachteilig“ gebrauchen, während man bei einem nicht metaphorischen Ausdrucke, welcher dem logischen Sinne nach paßt und nur in dem Gefühlstone einen leisen ungehörigen Beiklang besitzt, nicht leicht von Unrichtigkeit sprechen wird. Dessenungeachtet läßt sich die Subsumption gerade der letzteren Fälle unter den ästhetischen Begriff, wie sie ja auch schon in den obigen Darlegungen vorgenommen wurde, mit gutem Grunde vertreten. Ist doch zur streng-sachgemäßen Charakteristik des Objektes nur ein kleiner Vorrat von Worten verfügbar, der noch eine weitere Einschränkung erfährt, wenn alles nicht vollkommen Stimmungsgemäße entfernt wird, so daß für die einfache, adäquate, nicht nur allen Metaphern, sondern auch jenen häufigen Substitutionen allgemeinerer Termini, die gewissermaßen eine logische Synekdoche darstellen, ausweichende und dabei zugleich nicht aus dem Ton der ganzen Rede oder Schrift fallende Bezeichnungsweise dem Sprechenden oder Schreibenden oft gar keine Wahl bleibt. Es bedarf nur des Hinblickes auf den Prosaiker, der sich mitunter gerade vor allzu poetischen Worten als stimmungswidrigen hüten muß, um die vollends gebundene Marschroute des Dichters sofort zu erkennen. „Lenz“ ist ein gleichberechtigter Ausdruck für Frühjahr, Frühling, „Zähre“ ein anderes, durchaus richtiges

Wort für Träne, und auch „Zephir“ muß als adäquate Bezeichnung des Tau-, Frühlings- oder Westwindes gelten, da schon im Altertum die mythologische Personifikation sich keineswegs in den Vordergrund drängte, ζέφυρος, favonius vielmehr ebensowohl den Westwind als die Gottheit dieses Windes bedeutete. Wer nun in einer meteorologischen oder klimatologischen Abhandlung die stete und darum lästige Wiederholung der Worte: „Frühjahr“ und „Westwinde“, in einer physiologischen oder pathologischen die unschöne, beständige Wiederkehr des Substantivs: „Tränen“ vermeiden wollte, dem bliebe nichts übrig, als dort von gewissen Jahreszeiten und Luftströmungen, hier von Sekreten zu sprechen; käme er dagegen auf den Einfall, die erwünschte Abwechselung dadurch herbeiführen zu wollen, daß er des Öfteren für „Frühjahr“ „Lenz“, für „Tränen“ „Zähren“ und für „Regenwind“ „Zephir“ setzte — daß in dem letztgenannten Falle eine Zeitlang der allgemeinen Regel zuwider gerade das Fremdwort den „poetischen“ Eindruck machte, findet in historischen Gründen, in der Anlehnung der früheren Dichtung an die griechisch-römische Mythologie seine Erklärung: heute ist, wie schon früher erwähnt wurde, das Wort selbst in der Poesie nicht beliebt —, so würde die unbeabsichtigt lächerliche Wirkung dieser Ausdrucksweise den stringenten Beweis erbringen, daß auch eine Sprache, die nicht gerade unrichtig im engsten und gewöhnlichsten Sinne ist, dennoch den höheren ästhetisch-stilistischen Anforderungen sehr wenig zu entsprechen vermag. Und da, um diesen Anforderungen zu genügen, der Schriftsteller zu einer ganz bestimmten Wortwahl genötigt ist, höchstens mit einigen wenigen Synonymen abwechseln darf, so muß denjenigen Ausdrücken, welche auch ihrem feineren Gefühlstone nach keinen Anstoß erregen, als den der festen „konventionellen“ Kunst-, das heißt hier: Sprachform gemäßen wohl ästhetische Richtigkeit oder Korrektheit zuerkannt werden. Dem Schlechten, Tadelnswerten, Verfehlten steht ein ganz bestimmtes, scharf abgegrenztes Gutes, Tadelloses, Fehlerfreies gegenüber.

Aber schon der Umstand, daß hier die populäre Redeweise sich einigermaßen sträubt, die ihr von der Wissenschaft dargebotene Konzeption zu verwerten, deutet vielleicht auf ein Verhältnis hin, welches man nicht übersehen darf und das bei der Stimmungswidrigkeit von frei erfundenen Bildern in erhöhtem Maße hervortritt. Wie Gefühle überhaupt, von rein organisch bedingten Stimmungen abgesehen, nicht spontan sich erzeugen, sondern an Vorstellungen gebunden sind und wie vermöge der mannigfachen Ideenassoziationen Gefühle oft auch an solchen Vorstellungen haften, die an und für sich keineswegs zu Trägern des fraglichen Gemütszustandes geeignet erscheinen, so hängt es lediglich von der gewohnheitsmäßigen Assoziation und von

dem Schwunge der die richtigen Bilder herbeiholenden und zusammentragenden Phantasie ab, ob eine Vorstellung, beziehungsweise ein Vorstellungselement eine gewisse Stimmung fördert oder beeinträchtigt. Gelingt es der Einbildungskraft, ausgehend von einem Bilde als dem unmittelbar gegebenen Bewußtseinsinhalte, bestimmte positive Ideen zu finden und mit dem Bilde zu verschmelzen, welche der Totalstimmung ebenso günstig sind wie jener zunächst vorliegende Inhalt ungünstig, dann ist natürlich auch zur Hervorbringung oder Erhaltung der Stimmung selbst die Brücke geschlagen, und in andern Fällen wird, damit eine Schädigung des Gefühlstones, die fast unvermeidlich scheint, unterbleibe, gar nichts weiter von nöten sein als eine Art abstrahierender Thätigkeit des Geistes, das Isolieren gewisser Stücke eines Gedankens durch Zurückdrängung anderer, nämlich eben derjenigen Stücke, welche in Wahrheit allein die stimmungverderbende Kraft haben. Die Voraussetzungen eines solchen Abstraktions- oder Isolierungsaktes aber sind leicht zu erkennen: sie fallen großenteils mit den Bedingungen zusammen, die von Hume für das Abstraktionsverfahren überhaupt und speziell für das logische nachgewiesen wurden. Ein Beispiel sagt hier wieder mehr als die längsten Raisonnements. Swift hat in seiner berühmten Schrift: „περὶ βάθους", jener geistvollen Satire, die als Muster des Schönaichschen Buches gilt und aus deren deutscher Bearbeitung der Freiherr in der Tat so viele Entleihungen machte —, Swift hat sich in dieser Schrift unter anderm auch über die „listigen Genies" moquiert, welche bei Ausmalung des Frühjahrs vom „Schnee der Blüten" sprechen und so, natürlich aller Stimmung zum Hohne, mitten in der Frühlingsschilderung „ein unerwartetes Bild vom Winter" erwecken. Als ein Exempel der „untereinanderrührenden Figuren", des „Zusammenrumpelns" erschien dem großen Spötter dieses Bild. Heute sind wir indes durch den Sprachgebrauch, durch die Anwendung des Adjektivs „schneeweiß" oder der Vergleichung „weiß wie Schnee", längst so sehr daran gewöhnt, die weiße Farbe des Schnees mit den verschiedenartigsten, toten und lebendigen Dingen: mit Tierfellen und Federn wie mit der zarten Haut eines Mädchens, mit Maueranstrichen wie mit Wäsche- und Kleidungsstücken in Verbindung zu bringen, daß es uns leicht fällt, die Vorstellung des Schnees oder genauer: seines optischen Eindruckes aus dem Zusammenhange des ganzen übrigen Winterbildes zu lösen, somit jene Gedanken fernzuhalten, die Swift Anlaß zu seiner Verhöhnung der Metapher boten.

Danach könnte es nun fast scheinen, als wenn bezüglich des richtigen oder unrichtigen Gefühlstones überhaupt nicht geurteilt werden dürfte und als wenn jede Kritik verfehlt wäre, welche diesen Ton zum Objekte ihres Tadels macht. Indessen lehrt doch eine

sorgfältigere Analyse des Sachverhaltes das Gegenteil. Die Ideen, welche bei den verschiedenen Menschen oder bei demselben Individuum in verschiedenen Phasen seines Daseins an eine zunächst im Bewußtsein geweckte Vorstellung auf dem Wege der Assoziation sich anschließen, sind freilich entsprechend den verschiedenen Lebensumständen und Erfahrungen der Personen von äußerster Mannigfaltigkeit, so daß man kaum je mit Bestimmtheit sagen kann, ob nicht ein gewisser Gedanke bei diesem oder jenem eine gewisse andere Idee und damit auch eine gewisse Stimmung hervorlocken werde: da aber der Künstler mit seinen Schöpfungen zweifellos nicht bloß sich selber genugzutun, nicht bloß seinen eigenen, individuellen Geschmack zu befriedigen hat, wie die Hanswurste von der „Moderne" zur Beschönigung ihrer Unfähigkeit oder Bequemlichkeit vorgeben, da es vielmehr seine Aufgabe ist, das Kunstwerk, — vorausgesetzt natürlich, daß er es der Öffentlichkeit übergibt, — so zu gestalten, daß möglichst viele Menschen, vor allem aber, wenn es eine höhere Gattung repräsentieren soll, die für ästhetische Genüsse am meisten Empfänglichen, die Gebildeten, Kunstverständigen sich daran erfreuen und erheben, so ist es offenbar, daß bei schlechten, der Stimmung abträglichen Bildern die Ausrede, durch bestimmte Assoziationen könnte ja immerhin der Mangel behoben und die richtige Stimmung herbeigebracht werden, einen recht schwachen Erfolg hätte. Die Schuld solcherart vom Künstler auf sein Publikum abzuwälzen, ginge einfach deshalb nicht an, weil trotz der entgegengesetzten Versicherung der Gaukler und Narren, die heutzutage Kunstkritik spielen, das Publikum das Forum für den Künstler, nicht aber der Künstler Richter über den Geschmack des Publikums ist. Wohl kann und muß ein gewisses Maß von Phantasiebegabung, eine gewisse Spannkraft des Geistes, wie schon oben bemerkt, auf Seite des Beurteilers gefordert werden: — dem gänzlich phantasielosen, jeder geistigen Regsamkeit entbehrenden Dummkopfe ist der Künstler keine Rechenschaft schuldig —; aber der Imagination die Richtung vorzuschreiben und ihr zu verwehren, daß sie dorthin steuere, wohin der natürliche Fluß der Gedanken sie zieht, hat er ebensowenig den Schatten einer Berechtigung. Was das eine Beispiel nach der einen Seite klar machte, kann durch ein anderes hinsichtlich der Gegenseite ergänzt und verdeutlicht werden. Ein moderner Poet, und zwar einer von den befähigten, Hugo Salus, hat dasselbe in jenem Gedichte seines „Reigen" dargeboten, welches „Winternacht" überschrieben ist und worin er die Schneehülle, in der die Welt verwahrt liegt, mit „weicher Watte", die Wolken mit Lämmern und die Schneeflocken mit dem „Flaum" „von ihrem Vließ" vergleicht. Zeigte die Divergenz des heutigen ästhetischen Urteils von demjenigen Swifts, daß durch Gewöhnung

durch systematisch geänderte Ideenassoziation Bilder zulässig werden können, die man eine Zeitlang ihres Stimmungscharakters wegen als abgeschmackt verurteilt hatte, so setzt das Exempel der Salusschen „Winternacht" die Tatsache außer Zweifel, daß wenigstens in ein und derselben Zeitperiode dasjenige, was der Künstler in Bezug auf Stimmungsinsinuation — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — dem Publikum gegenüber wagen darf, seine festen, unübersteiglichen Grenzen hat. Und das kann ja auch gar nicht anders sein. Die allgemeinen Verhältnisse, sowohl die Gleichförmigkeit des Naturlaufes als die teilweise Uniformität des sozialen Lebens, bringen es mit sich, daß für die weitaus überwiegende Mehrzahl der Menschen dieselben Gegenstände auch annähernd denselben Gefühlston besitzen. Danach darf man es getrost aussprechen, daß der Flaum der Lämmerwolle kein sonderlich gutes Bild für die in der Winternacht fallenden Flocken ist; die „weiche Watte" aber muß vorläufig geradezu als ästhetisch unmöglich gelten und es tut nichts zur Sache, wenn zufälligerweise des Dichters eigenes Empfinden durch das Prosaische, Stimmungslose dieses Bildes nicht verletzt wird.

Trotzdem wird man nicht sagen können, ein dem Gefühlstone nach unrichtiger Vergleich sei in demselben Maße und so absolut falsch wie etwa ein Wort, das sinnwidrig angewendet wird. Die erstere Unrichtigkeit kann eben nur behauptet werden im Hinblick auf die Majorität der urteilsfähigen, gebildeten Menschen, welcher der im Vergleich vorgeführte Gegenstand Träger einer eigentümlichen, spezifischen Stimmung ist, und es läßt sich die Möglichkeit nicht ausschließen, daß Personen existieren, für welche die fragliche Vorstellung Dank besonderer, ungewöhnlicher Ideenverknüpfungen einen grundverschiedenen, ja entgegengesetzten Gefühlston hat, ohne daß diesen Leuten aus ihrer aparten Vorstellungs- und Gefühlsweise ein Vorwurf gemacht werden dürfte, solange sie nur sich derselben als einer individuellen Eigentümlichkeit auch bewußt sind, sie also für sich behalten oder wenigstens nicht durch ihre Verwertung in der Kunst die törichte Prätension erheben, daß die andern Menschen ebenso abnorm vorstellen und fühlen sollen. Die Unrichtigkeit des falschen Sinnes aber bleibt dies immer und unter allen Umständen, bis etwa die Wortbedeutung durch irgend welche Faktoren der Literatur oder des lebendigen Verkehrs tatsächlich geändert wird. Wer in einer bestimmten Sprache seine Gedanken auszudrücken vorhat und dessen ungeachtet den Worten nicht denjenigen Inhalt gibt, welcher durch diese Sprache fixiert worden, begeht einen Fehler, ob er nun auf andere wirken, den Beifall anderer sich verdienen wolle oder nicht; ein sinnwidriger Ausdruck ist falsch und in gewisser Hinsicht tadelnswert, auch wenn er sich in einer Aufzeichnung findet,

die für keinen Menschen als für den Schreiber selbst bestimmt gewesen, und nur die absichtliche Verkehrung des Wortsinnes in Geheimsprachen entzöge sich selbstredend dem Vorwurfe der Inkorrektheit, weil diesfalls ja auch die Voraussetzung in Wegfall käme, die Benutzung der allgemeinen üblichen Sprache bloß zum Scheine, zu Täuschungszwecken bestünde. Wo Bedeutungen in Frage sind, da entscheidet das logische Prinzip der Identität und, während nun der Einzelne in der Region des Fühlens, soweit nicht ethische Verbote ihn beschränken, sich frei ausleben mag, erlischt bekanntlich in allen logischen Dingen das Recht der Persönlichkeit: hier darf sich das Individuum nicht darauf berufen — wie es ein gehirnschwacher Relativismus in der Tat zuweilen versucht —, daß sein Denken eben bloß individuell sei, hier gibt es nur ein „richtig“ oder „unrichtig“, ein Treffen oder Verfehlen der Sache. Das Faktum der Homonymie, das heißt, die Erscheinung, daß dieselbe Laut- oder Buchstabenkombination, mag sie nun zugleich eine etymologische Einheit vorstellen oder aus verschiedenen Wurzeln ihren Ursprung genommen haben, zur Bezeichnung mehrerer, oft ganz heterogener Begriffe dient, ist damit selbstverständlich nicht ausgeschlossen: ein Wort kann in mancherlei Bedeutungen angewendet werden, — für jede einzelne Bedeutung, im Kreise jeder Anwendungsart erscheint doch wieder das logische Gesetz der Identität in seiner ganzen unerbitterlichen Härte bestimmend.

Angesichts dieser Verhältnisse wird man es nun wohl verstehen, warum selbst in der bilderlosen Sprache Verstöße gegen den Sinn und solche gegen die Stimmung nicht gleich behandelt werden, warum man die Bezeichnungen „unrichtig“ oder „inkorrekt“ gewöhnlich für die Sinnwidrigkeiten reserviert und bei Ausdrücken, die in der Stimmung fehlerhaft sind, jene Charakteristiken vorzieht, welche auch für gekünstelte und wenig anschauliche Vergleiche benutzt zu werden pflegen. Um so selbstverständlicher ist es, daß ein dem Gefühlstone nach mißlungenes Bild nicht zu den Fällen von Inkorrektheit gezählt wird. Vereinigt sich hier doch eben das Moment, weswegen schlechte Bilder, die sofort als Bilder, als freie Phantasieprodukte sich kundgeben, nicht für unrichtig im engeren Sinne erklärt werden können, auch dann nicht, wenn das Mangelhafte an ihnen in Unklarheit, Schwerfaßlichkeit besteht, daher insoferne den Sinnwidrigkeiten ähnelt, als es gleichfalls nach der gedanklichen Seite liegt, — vereinigt sich hier doch dieses Moment mit den Gründen, welche zwar nicht ausreichend sind, die Ästhetik an der Unterordnung stimmungswidriger adäquater Ausdrücke unter den Begriff des Inkorrekten zu hindern, die aber doch die Sprache der literarischen Kritik von einem Anschlusse an diese ästhetische Begriffsumgrenzung so völlig abhalten,

daß dasjenige, was nur im Gefühlstone verfehlt ist, überhaupt fast nie und nirgends als inkorrekt bezeichnet wird! Das erste Moment hat natürlich viel größere Bedeutung, da es nicht nur die Sprachpraxis bestimmt, sondern auch von der Wissenschaft selber Anerkennung heischt, und man braucht den zugrunde liegenden Gedanken wirklich bloß in der Weise zu formulieren, wie es hier schon mehrmals geschehen ist, um auch seine zwingende Kraft jedermann deutlich zu machen. Ist, was man gerne zugeben wird, das ästhetisch Richtige die Erfüllung eines in bestimmter Weise Vorgeschriebenen, dann kann dort, wo die Einbildungskraft das Recht freier Erfindung und Gestaltung besitzt, wo ihr in gewisser Rücksicht immerhin Schrankenlosigkeit der Produktion gegönnt ist, von Richtigem und Unrichtigem offenbar nicht die Rede sein.

Damit aber, daß sich vernünftigerweise mit dem ästhetischen Prinzip der Korrektheit nichts mehr anfangen läßt, sobald man die Region der ungebundenen Phantasieschöpfungen betritt, ist natürlich nicht gesagt, daß hier nicht doch, freilich ohne es auszusprechen, von diesem Prinzip mitunter ein recht ausgiebiger Gebrauch gemacht wird. Was nicht von Rechts wegen geschehen kann, geschieht eben widerrechtlich; was sich durch ein offenes, freies Hervortreten kompromittieren würde, vollzieht sich versteckt und heimlich. Indessen machen Verkleidung und Namensverschweigung den Menschen zu keiner andern Persönlichkeit und so bleibt auch das falsch angewendete Korrektheitsprinzip trotz aller Vermummungen das, was es ist, zumal es so geringe Mühe kostet, ihm die Maske herunterzureißen. Nicht erst in unseren Tagen hat Biese, der soi-disant-„Philosoph“ des Metaphorischen, übrigens, soweit es sich nicht um philosophische Dinge handelt, ein sehr tüchtiger und verdienter Schriftsteller, gegen Bruchmann und Sosnosky in den Kampf ziehen müssen, von denen der Eine jedes poetische Bild zwingen möchte, sich durch ein vorgesetztes „wie“ vor dem trockenen, hausbackenen, auch in der Kunst nichts als strenge Logik fordernden Verstand zu legitimieren, während der Andere, im wesentlichen gleichgesinnt, die schönsten Metaphern und Metonymien zu den „Sprachsünden“ rechnet und als „unwahr und bombastisch“ oder „lächerlich-sinnlos“ verurteilt; — diese phantasiefeindlichen Sprach- und Literaturwissenschaften der Neuzeit können mit einer höchst ehrwürdigen Ahnengalerie prunken und eines der willkommensten Ahnenbilder, eines von denjenigen nämlich, welche den Beschauer die merkwürdigste Ähnlichkeit mit den Zügen der lebenden Enkel gewahr werden lassen, ist sicherlich das Bild des Freiherrn von Schönaich. Genau dieselbe Verkennung des Wesens der Poesie, deren sich die genannten Zeitgenossen schuldig machen, tritt uns auch bei diesem ihren Vorfahr

entgegen: die nämliche seltsame Verwechselung der Aufgaben adäquater und tropischer Darstellung; dieselbe Invasion des Verstandes in ein Gebiet, welchem er naturgemäß ferne zu bleiben hat, und als Folge dieser Grenzüberschreitung auch eine stillschweigende Ausdehnung des Korrektheitsprinzips weit über die spezifische, ihm mit Recht zugewiesene Zone hinaus. Es gibt in der Tat Leute, welche nicht einsehen, daß der ästhetische Reiz des Bildes, und zwar des Bildes nach seiner weitesten Bedeutung, also nicht nur des dichterischen Tropus, sondern auch des Gemäldes, das der Maler, der Skulptur, die der Bildhauer ausführt, gerade mit in dem Mangel vollkommener Übereinstimmung liegt. Quatremere de Quincy hat an den Beispielen der sich untereinander so sehr ähnelnden Früchte eines Baumes und der Ähren eines Feldes oder der kaum unterscheidbaren gleichartigen Industrieprodukte sehr hübsch dargetan, daß nicht jede Ähnlichkeit gefällt und daß die größte oft den allergeringsten Reiz hat, und noch früher hat schon unser Sulzer das Gegenstück des von dem französischen Ästhetiker beleuchteten Sachverhaltes aufgewiesen, indem er zeigte, wie die rein äußere Ähnlichkeit wesensverschiedener, ihrer Substanz nach ganz heterogener Dinge, z. B. die zufällige Nachahmung einer Landschaft durch die Zeichnung eines florentinischen Marmors oder das an ein Insekt erinnernde Aussehen einer Blütenform allgemeine ästhetische Bewunderung findet. Daß hier auch der Schlüssel zum Verständnisse des Wohlgefallens an poetischen Bildern, wenigstens eines Teiles dieses Wohlgefallens zu suchen ist, mögen gleich bei dem Poesieprodukte noch andere Faktoren der Wertschätzung hinzukommen, dies war ebenfalls dem trefflichen Ästhetiker des 18. Jahrhunderts schon vollkommen klar. Ohne Scheu betrachtete er die Vergleiche des Dichters unter dem nämlichen Gesichtswinkel wie jene Naturspiele, und ein Verpönen aller Bilder, die nicht so akkurat auf den Gegenstand passen, wie etwa ein Taschenmesser einem andern aus derselben Fabrik hervorgegangenen oder ein Stück Leinwand dem andern gleicht, hätte ihm daher als die größte Torheit, die lächerlichste Mißdeutung der psychologisch-ästhetischen Gesetze gegolten. Nach Hutchesons Ausführungen in dessen klassischer Begründung des Prinzips „relativer Schönheit“ oder, wie wir es jetzt seit Zimmermann nennen, des Prinzips des Charakteristischen konnte man sich noch darüber wundern, weshalb poetische Bilder so ansprechen, da sie ja doch im Grunde recht schlechte Kopien ihres Gegenstandes sind: durch den Artikel „Ähnlichkeit“ des Sulzerschen Lexikons erst wurde die Sache in helles, volles Licht gesetzt. Gleichwohl ist Sulzer ein ebenso echter Sohn des Aufklärungszeitalters, ein ebenso typischer Rationalist wie der Baron Schönaich. Aber der Rationalismus der allgemeinen

Denkhaltung und die im guten Sinne rationalistisch, das heißt verstandesmäßig behandelte Wissenschaft vom Schönen schließen eben die Einsicht in die hervorragende Bedeutung der Phantasie und des Gemütes als der spezifisch ästhetischen Mächte keineswegs aus, sondern nötigen im Gegenteile zu dieser Einsicht, welche allein der Tatsächlichkeit der Erscheinungen gerecht wird und deren Zusammenhang verständlich macht. Wie unbillig es wäre, der ganzen Periode an dem öden, wo nicht geist- so mindestens phantasielosen „Rationalismus“ Schuld zu geben, in dem sich Herr von Schönaich erging und der nicht sowohl die Konsequenz als vielmehr die Karikatur der Verstandesklarheit des 18. Jahrhunderts vorstellt, das zeigt sich am besten wohl gerade darin, daß, wie gesagt, der Gottsched-Apostel noch jetzt ganz respektable Gesinnungsgenossen hat. Wir sind heute doch wahrlich romantisch duselig und dämmerig genug; die moderne Lyrik und die sezessionistische bildende Kunst haben dem Verstande tötliche Feindschaft geschworen, so daß unbefangene, mit der Entwicklung des letzten Jahrzehntes nicht vertraute Beurteiler die ernste Kunst unserer Tage für den tollsten Spaß halten müssen und daß die Erzeugnisse der fortgeschrittensten Dichter und Bildner der Gegenwart teils an die Kinderstube, teils ans Narrenhaus erinnern, und doch gibt es auf der andern Seite noch immer gelehrte Herren, die Bürgers „Mamsell La Regle“ hinter dem unglücklichen, in jedem Schritt und jeder Geberde behinderten Künstler herschicken möchten. Noch immer wird die Forderung erhoben, daß der Dichter seinen Gegenstand nicht anders kennzeichne wie der Verfasser eines botanischen oder entomologischen Bestimmungsbuches, und noch immer — die früher angeführten Beispiele beweisen es — wird über „Sinnlosigkeit“ gejammert, wo man diese Forderung nicht erfüllt. Der Poesie sind diese guten Leute nicht feind; nur das Dichten soll sie bleiben lassen. Wären die wunderlichen Käuze philosophisch geschult und wüßten sie sich über das ästhetische Prinzip Rechenschaft zu geben, das sie in ihrem Verfahren leitet, so würden sie gestehen, daß die ganze Methode ihrer Sprach- und Literarkritik durch das Prinzip der Korrektheit bestimmt wird. Damit, daß sie ein ihnen mißliebiges Bild als unrichtig, inkorrekt bezeichneten, würden sie das innerste Wesen ihrer Auffassung verraten, deren charakteristische Besonderheit es eben vorstellt, daß sie bildliche, poetische und eigentliche, prosaisch-sachgemäße Schilderung durchaus mit derselben Elle mißt. Und weil bei Anlegung dieses Maßstabes schließlich jedem Bilde die Märke der Inkorrektheit aufgedrückt werden muß — denn es ist ja gerade die Natur des Bildes, kein adäquater Ausdruck zu sein —, so kann in Wahrheit auch kein originelles, dichterische Schöpfungskraft bezeugendes Bild Gnade vor

ihren Augen finden. Wohlgemerkt: kein originelles, kein neu- und freierfundenes! Denn auch diejenigen, welche nach Schönaichscher Manier alle künstlerischen Dinge in das Prokrustesbett der Korrektheit zwängen wollen, bedienen sich noch immer zweier Kriterien und stützen sich auf zwei Autoritäten: die Autorität des Verstandes ist die eine, die der Sprache die andere. Der griesgrämige, die Einbildungskraft in Fesseln legende und das Phantasiegebilde, das ihm auf leichten Schwingen naht, ärgerlich fortknurende Verstand regelt freilich alles, aber nur dort, wo die Sprache nicht entschieden hat. Seine Souveränität hat an der Herrschaft der Sprache ihre Grenzen. Was in der letzteren das Bürgerrecht erworben, das kann auch der Verstand nicht austreiben. Bilder daher, die, wenn sie gleich vor Zeiten spontane Schöpfungen des Dichtergeistes waren, seither doch so allgemeine Verbreitung gefunden haben, so oft, mit und ohne Bewußtsein ihres Ursprunges, wiederholt worden sind, daß sie den Charakter von Redensarten angenommen haben, werden von Schönaich und seinen Epigonen anstandslos geduldet.

Zu solchen Redensarten müßten jedoch über kurz oder lang selbst diejenigen Vergleiche werden, die der Korrektheitseifer etwa, weil sie gar zu einschmeichelnd und naheliegend sind, von der sonstigen Ächtung ausnehmen wollte. Die Duldung, deren sie allein sich erfreuen, würde sie in stete Verwendung kommen lassen; eben der beständige Gebrauch aber würde ihnen alle Ursprünglichkeit, Frische, Lebendigkeit rauben, den ganzen Schmelz echter Bilder von ihnen abstreifen und schließlich würden die allerorts üblichen, jedermann geläufigen Tropen gar nicht mehr als Vergleiche, als Phantasieerzeugnisse empfunden werden. Ein Franzose des 18. Jahrhunderts, Boudard, hat ein recht seltsames Werk verfaßt, dessen voller Titel lautet: „Iconologie tirée de divers auteurs. Ouvrage utile aux gens de lettres, aux poëtes, aux artistes, et generalement à tous les amateurs de beaux-arts." Da wird von allen möglichen Dingen: körperlichen und geistigen Eigenschaften des Menschen, Tugenden und Lastern, Einrichtungen der Gesellschaft, Naturgegenständen bis auf ganz konkrete, singuläre Objekte, z. B. die Flüsse Nil und Tiber, herab, ja sogar von den einzelnen Stunden des Tages und der Nacht, oft noch unter Beibringung eines Citates aus irgend einem profanen oder Kirchenschriftsteller, genau angegeben, wie man sie durch Abbildungen und poetische Vergleiche am besten darzustellen habe. Es ist sozusagen ein künstlerisches Rezeptbuch: der Maler findet die Rezepte für seine Gemälde, der Plastiker für seine Statuen und der Dichter für seine Allegorien und Tropen. Trotz der nicht geringen unfreiwilligen Komik aber bietet das Werk doch auch Belehrung, freilich in anderem Sinne und nach anderer Rich-

tung, als sich der Autor vorgestellt. Man könnte es ein Seitenstück zu Schönaichs „Ästhetik in einer Nuß“ nennen, denn es zeigt die Konsequenzen der Übertreibung des Korrektheitsprinzips von der andern positiven Seite: Schönaich gibt Beispiele dessen, was die Normen einer gewissen Ästhetik verbieten und verdammen müßten; Boudard breitet das vor uns aus, was von diesen Verdammungsurteilen verschont bliebe. Hätte jedermann nach Boudards Rezeptformeln gedichtet, so hätte sich Schönaich wahrscheinlich nicht über Geschmacklosigkeit zu beklagen gehabt. Was aber aus der Poesie bei wirklicher Befolgung jener Rezepte werden müßte, ist wohl leicht abzusehen. Nicht bloß der Reiz der Neuheit, der auch andere Dinge als die freien Schöpfungen des menschlichen Geistes uns ästhetisch wertvoll macht und dessen Verlust bei zahlreichen Gegenständen des Naturgenusses eine Schönheitsverminderung einschließt, würde den stereotypen, immer und immer wiederkehrenden Darstellungen mangeln; die landläufigen, trivialen Bilder wären auch deshalb mit dem Fluche der Poesielosigkeit beladen, weil sich in ihnen keine Spur schöpferischer Erfindungskraft verriete, weil sie ohne den geringsten Phantasieaufschwung aus der „Ikonologie“ bezogen würden, so, wie man aus der Apotheke ein Heilmittel, beim Kaufmann eine Ware bezieht, und das Mißfallen, das sie uns aus diesem Grunde verursachten, brächte nebenbei eine bedeutungsvolle ästhetische Wahrheit ans Licht: die Tatsache nämlich, daß die Schätzung von Kunstwerken niemals an den Werken allein haftet, sondern sich notwendig auch auf die Persönlichkeit des Künstlers zurückbezieht. Darum eben, weil wir im Bilde vor allem die Imagination des Dichters bewundern wollen, könnte auch eine aufmerksame Zergliederung der Phrasen, die einst Bilder waren, uns jetzt aber nicht mehr als dies zum Bewußtsein kommen, könnte eine genaue Beachtung des unmittelbar und wirklich in ihnen Ausgesprochenen im Vergleiche mit dem Gedanken, wofür sie stehen, ihnen doch nur einen kleinen Teil des ursprünglichen Reizes wiedergeben. Es ist ja wahr, daß selbst bloßer Reichtum an Sprüchwörtern und usuellen Bildern eine Darstellung lebensvoller macht, als sie sonst wäre; aber die Schönheit ursprünglicher, nicht entlehnter Phantasiegestaltungen wird hiemit doch nicht annäherungsweise erreicht. Ja, ein origineller, uns zum erstenmal aufstoßender Vergleich ist, wenn sich auch manches an ihm aussetzen läßt, oft noch immer viel wirksamer als ein an sich besseres, aber gewöhnliches und abgebrauchtes Bild, und dieses ästhetische Phänomen scheint insbesondere die in Rede stehende Erklärung zu fordern, es scheint ohne die Hinwendung des ästhetisch Urteilenden auf die Subjektivität des Künstlers ebenso unverständlich als z. B. die Forderung persönlich individuellen Gepräges am Kunstwerke, da es ja doch anderer-

seits klar ist, daß die künstlerische Persönlichkeit um so weniger zum Vorschein kommt, je treuer und vielseitiger die Dinge erfaßt werden, von diesem Standpunkte aus betrachtet mithin ein gänzliches Zurücktreten des Schöpfers hinter seinem Werke als Ideal der vollendeten Darstellung erscheint. Wie dem indessen auch sein möge, daran kann nicht gezweifelt werden, daß sich die Bilder, die man vorschriftsmäßig der „Iconologie" entnommen hat, nach einiger Zeit samt und sonders in relativ wirkungslose Redensarten verwandeln würden. Um es so knapp und kurz als möglich auszudrücken: die Korrektheitsfanatiker vom Schlage Schönaichs gestatten der Poesie nur zwei Darstellungsmittel: adäquate Bezeichnungen und Redensarten. Damit aber wäre offenbar die Poesie zum größten Teile aufgehoben, ihr Lebensnerv zerstört, ihre Hauptwurzel untergraben; es liegt hier also nicht eine Konsequenz oder Bewährung, sondern vielmehr ein Mißbrauch, eine verhängnisvolle Überspannung des wichtigen und für so viele ästhetische Erscheinungen die Grundlage bildenden Korrektheitsprinzips vor. (Fortsetzung folgt.)

---

# Die Frankfurter gelehrten Anzeigen und Christian Garve.

Von Daniel Jacoby in Berlin.

---

Die Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 fanden ebenso den Beifall der kräftig fühlenden und freieren Männer in Deutschland, wie sie sich bald den Haß der Dunkelmänner zuzogen. Goethe spricht in den Tag- und Jahresheften gleich zu Anfang, indem er auf diese Zeit zurückblickt, von dem leidenschaftlichen Widerwillen gegen mißleitende, beschränkte Theorien, gegen das Anpreisen falscher Muster. „Die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustand unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar."

Und das war nicht zum wenigsten auf dem Gebiet der Theologie der Fall. In Frankfurt selbst regten sich sehr bald die Gegner, deren Haupt der Senior Johann Jakob Plitt war,[1]) und bestürmten das Ministerium, „die Religion" zu verteidigen. Wilhelm Scherer, dem

---

[1]) Goethe-Jahrbuch 10, 169 f. (H. Dechent).

wir eine treffliche Einleitung zu dem Neudruck der Zeitung vom Jahre 1772 verdanken,[1] hat auf eine Briefstelle Zollikofers hingewiesen, die von der Bedrängnis des Verlegers Deinet Bericht gibt. „Der Verleger der Frankfurter gelehrten Anzeigen," schreibt Zollikofer an Garve, „klagt mir den Verdruß, den ihm seine Zeitungen machen. Nun sollen alle theologischen Artikel durch die Zensur des dasigen Ministeriums gehen. Sie wollen also lieber keine theologischen Bücher mehr rezensiren. Dieß ist mir nicht lieb, weil mir ihre theologischen Rezensionen mit am besten gefallen haben."

Besonders hatte die Nummer vom 17. Januar dem Frankfurter Senior Ärgernis gegeben: „die heftigsten Anfälle auf verschiedene Grundlehren der christlichen Religion" fand er in der Rezension der „heiligen Reden" von Christoph Friedrich Sangerhausen. Dieser Anakreontiker — Erich Schmidt hat über ihn in der Allgemeinen deutschen Biographie kurz das Nötige gesagt — der in Gleim den größten Dichter sah, gehörte als Prediger eher zu den Aufklärern als zur Partei Goezes, der bei dem Frankfurter Rat eines bedeutenden Ansehens genoß.[2] Der Rezensent geht daher auch glimpflich mit den Predigten Sangerhausens um. „Es sind Stellen darin, welche von Menschenkenntnis zeugen. Der Verfasser mischt wenig Dogmatik in seine Vorträge." „Die guten und richtigen Gedanken," sagt er mit einem Seitenblick auf die Frankfurter Verhältnisse, „sind nicht durch (hin und wieder noch gewöhnliche) strenge, verdammende Urteile über andere Religionsparteien verunstaltet." Aber es werden doch unbestimmte und unrichtige Wendungen getadelt. Ich hebe nur folgende für den Geist der Zeitschrift kennzeichnende Stellen hervor. Gegen den Satz: „Nur selten erzeugt die Natur Ungeheuer" heißt es: „Niemals gibt es deren. Der böse Mensch ist es nicht ganz, er ist immer in seinen Handlungen gemischt. Noch weniger treten sie, als solche, in die Welt."[3] Und ferner: „Gott schickt die Menschen

---

[1]) Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts 7. und 8. Heilbronn 1883. Vorbemerkung und das sorgsame Personenregister sind von B. Seuffert.

[2]) Goethe-Jahrbuch a. a O., S. 180.

[3]) Vgl. dazu Lessings Hamburgische Dramaturgie, Stück 2. „Es ist wider die Natur, daß er sich des Lasters als Lasters rühmt;" siehe Stück 30. Mit Lessing stimmte Garve überein. Schiller beruft sich auf ihn in seiner ersten Vorrede zu den Räubern: „Auch ist, wie Garve lehrt, kein Mensch durchaus unvollkommen, auch der Lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Tätigkeiten, die edel sind" u. s. w. vgl. Schiller und Garve von D. Jacoby, Archiv für Literaturgeschichte 1878. 7, 107. Garves Bemerkungen finden sich in seiner 1772 gedruckten Übersetzung von Adam Fergusons Grundsätzen der Moralphilosophie S. 377. In den Frankfurter Anzeigen werden sie rühmend hervorgehoben. „Nur von Geistern, wie der Garves, die sich, frei von allem Hypothesiren und Systematisiren, den Abgründen der Weltweisheit mit Ehrfurcht und Schüchternheit nahen, nur von solchen dürfen wir hoffen, daß endlich einmal unsere Räsonemente

wohl nicht mit wirklich bösen Anlagen und Eigenschaften in die Welt." Für die Juden legt der Rezensent eine Lanze ein, „nur ein sehr kleiner Teil der damals lebenden Juden hat den Schritt begangen, Jesum zum Tod zu verurteilen" ... „Was geht das die nachher lebenden Juden an? Will man nicht bedenken, der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters?" Dann ärgert er sich, daß Herr Sangerhausen „so unbiblisches, dem gesunden Menschenverstand anstößiges und der Sittlichkeit nachteiliges Zeug auskramt von Herrschaft des Satans". Nicht minder über seine „biblischen Redensarten und Floskeln". „Jesus und seine Apostel richteten sich in ihren Vorträgen und Sendschreiben nach dem damals üblichen ... Sprachgebrauch. Warum ahmen wir dieses ihr weises Betragen nicht nach?" Zum Schluß wird Herr Sangerhausen ermahnt, statt „auf der Erde nur zu wohnen und schon itzt im Himmel zu leben," die Menschen besser kennen zu lernen" u. s. w. „Wenn werden doch alle unsere Sittenlehrer und Prediger einmal die Moral einstimmig aus dem Himmel herab auf die Erde unter die Menschen führen?"

Diese Rezension hatte ganz besonders die böse Wirkung zur Folge, von der Zollikofer seinem Freunde Garve den angeführten Bericht sendete. Etwa fünf Wochen vorher, am 2. Oktober 1772, hatte der junge Goethe an Kestner geschrieben: „Unsere Spektakels mit den Pfaffen werden immer größer. Sie prostituiren sich immer mehr und wir rencheriren darauf."

Gerade wie Zollikofer war aber auch Garve mit dem Geiste jener theologischen Rezensionen einverstanden. Zwei Jahre später (18. September 1774) schrieb er Zollikofer in demselben Briefe,[1]) in dem er sich nach dem Ergebnis der Konferenz Basedows mit Lavater erkundigt, nachdem ihm Zollikofer am 26. Juli erzählt hatte, daß diese Konferenzen „in Goethes Hause, wo Lavater wohnt, angestellt werden", wörtlich: „Basedows Vorschlag zu einem Gottesdienste, der bloß auf die natürliche Religion gebaut wäre, ist vielleicht jetzt noch eine Chimäre; aber an und für sich weder thöricht noch verwerflich. In unserem Gottesdienste werden wirklich diese Wahrheiten, die aller Religion und Tugend zum Grunde liegen, zu sehr unter den besondern Lehren der Kirche versteckt. Die Moral unserer Prediger ist noch nicht vom Himmel herabgestiegen und unter die Menschen gekommen." Man kann wohl mit Recht behaupten, daß Garve die ihm denkwürdigen Worte jener Rezension vor Augen hat, die übrigens einer bekannten Äußerung Ciceros über

einen wirklichen Nutzen stiften, und die Vernunft wieder in ihre alte Rechte setzen werden." (Nr. 36. Den 5. Mai 1772.)

[1]) Briefwechsel zwischen Garve und Zollikofer. Breslau 1804, S. 173 f.

Sokrates nachgebildet sind.[1]) Und so geht auch aus dieser Erörterung hervor, daß Garve, der Goethes Werther mit so leidenschaftlicher Teilnahme las,[2]) dem damals vielfach verkannten genialen Dichter und seinem Kreise nicht kalt und feindlich gegenüber stand. — Nicht unerwähnt bleibe zuletzt, daß Scherer die Rezension Karl Friedrich Bahrdt zuschreiben wollte, und zwar mit sehr beachtenswerten Gründen.[3]) An Geist hat es dem bekannten oder berüchtigten Bahrdt nicht gefehlt, wohl aber an Charakter; 1773 wurde er der Hauptmann der gefürchteten Zeitung, wie Scherer zeigt, nachdem die großen Schriftsteller sich zurückgezogen hatten. Da bemühte er sich, „manchmal nicht ganz ohne Erfolg, den geistreichen Ton der früheren Mitarbeiter anzuschlagen."[4])

---

# Einiges von und über Schiller.

Von Reinhold Steig in Berlin-Friedenau.

---

Der Lauf meiner Arbeiten hat mich in vielfache Lektüre früherer Tagesschriften, Almanache und Zeitungen geführt. Da trifft man auf manch öde Strecke, die lange kein Fuß betreten zu haben scheint. Und doch fällt der Blick bisweilen auf ein seltenes Stück, das aufzuheben sich verlohnt. Ich lege Einiges von und über Schiller vor.

## 1. Von einer verschollenen Handschrift des Fiesko.

Eine zuverlässige Nachricht von einer unbekannten Handschrift Schillers zum Fiesko fand ich in der Berliner Literatur vor den Freiheitskriegen. 1810 und 1811 erschien nämlich in Berlin ein „Journal für Kunst und Kunstsachen, Künsteleien und Mode", wie der etwas langatmige Titel lautete. Es wird traditionell zu Goethes Gedichten zitiert, weil darin der erste Druck des Gedichtes „Alles,

---

[1]) Cic. tuscul. disp. V, 4 Socrates primus philosophiam devocavit e caelo et in urbibus collocavit et in domus etiam introduxit et coegit de vita et moribus rebusque bonis et malis quaerere. vgl. Academ. I, 4.

[2]) An Zollikofer a. a. O., S. 175—177. 17. November 1774 „Heute habe ich das erste mahl wieder, nach 2 oder mehr Jahren, bei einer rührenden Geschichte geweint . . . Ich habe die Leiden des jungen Werther gelesen" . . . u. s. w. Vgl. Briefe von Garve an Weiße, Breslau 1803. 19. November 1774, das Buch habe auf ihn „den größten Eindruck gemacht, den irgend ein Buch dieser Art seit langer Zeit gemacht hat" u. s. w. Für Goethes Werk gegen Lessing tritt er ein im Briefe vom 11. März 1775.

[3]) a. a. O., S. 49—50.

[4]) Goethe Jahrbuch a. a. O., S. 195 (Dechent).

was du denkst und sinnest" erscheint. Offenbar wurde seinerzeit das Märzheft von 1811, das ihn darbietet, an Goethe geschickt, in dessen Nachlaß es sich noch, benützbar für jedermann, erhalten haben wird. Die Ein- und Durchsicht des ganzen Journals wenigstens, wenn es in Weimar vorhanden wäre, müßte sonst schon lange die Nachrichten über Schiller, die ich biete, zutage gefördert haben. Das Exemplar der Königlichen Bibliothek zu Berlin, das einzige, das ich kenne, hat ein neunzigjähriges Stilleben geführt; denn obwohl in altem festen Einbande, war es doch bisher vielfach unaufgeschnitten geblieben.

Das Journal fällt in dieselbe Zeit wie Heinrich von Kleists Berliner Abendblatt. Kleist kannte Herausgeber und Verleger. Herausgeber war Dr. H. Rockstroh, und das Journal erschien zu (Leipzig und) Berlin im Saalfeldschen Verlage. Rockstrohs Fähigkeiten reichten nicht aus, es über das Mittelmäßige emporzubringen. Einen neuen Anlauf nahm die Monatsschrift, als zu Neujahr 1811 der Hofrat Dr. Wilhelm Römer einsprang.

Was dieser Römer geschrieben hat, ist ohne Schaden vergessen heute. Sein Name aber hat die Gunst erfahren, in der Billetfehde zwischen Kleist und Iffland mitgenannt zu sein. In seinen Händen ist eine Zeitlang das Manuskript des Käthchens von Heilbronn gewesen. Er schrieb 1810 über theatralische Dinge in das Pantheon, zu dessen Mitarbeitern die besseren Berliner Schriftsteller versammelt werden sollten. Zu diesen zählte auch Iffland und Arnim. Arnims Briefen entnehme ich, daß Römer 1810 die Gründung eines eigenen Journals über Kantik und Dramatik plante, wenn schon das Unternehmen nicht zu stande kam. Im Dezember 1810 verhandelte Römer ernstlich mit Kleist um die Übernahme der Abendblätter in den Saalfeldschen Verlag, mit dem sich Römer damals gerade verbunden hatte. Wie eine diese Verhandlungen zu unterstützen bestimmt gewesene Gefälligkeit Kleists gegen Römer will es mir erscheinen, daß Kleist schon in das Abendblatt vom 6. Dezember 1810 einen empfehlenden Vorauszug aus dem Januarhefte des Journals „über eine wesentliche Verbesserung der Klaviatur der Tastinstrumente" mit voller Zitatangabe einrückte.

Sowie Römer Teilhaber der Saalfeldschen Buchhandlung war, empfing Rockstrohs Journal von ihm Aufsätze ganz anderen Charakters als früher. Man merkt sofort, daß Römer einen Teil derjenigen Mitteilungen, die sein geplantes dramatisches Journal gebracht haben würde, jetzt Rockstroh zuwandte: Mitteilungen über Schiller, Goethe, Wieland, Wilhelm Tischbein und andere. Man wird begreiflich finden, daß ich das alles rasch hier mit abmache, ehe ich zu Schiller selber komme.

Im Märzheft von 1811 stehen zwei Gedichte von Goethe und Wieland, an Wilhelm Tischbein gerichtet, der 1806 in Weimar weilte. Für beide Gedichte ist das Journal der erste Druckort. Goethes Gedicht „Alles, was Du denkst und sinnest“ (Weimarer Ausgabe 1, 160) hat im Journal, worüber die Weimarische Ausgabe (1, 335) nicht genau berichtet, die Überschrift „Seinem alten Freunde Tischbein“ und die Unterschrift „Weimar, d. 1. Mai 1806“. Wielands Gedicht „An Wilhelm Tischbein“, beginnend „Wohl, edler Künstler, dir, dem in so vieler Milde“, unterschrieben „Weimar, den 23. April 1806“ und „Wieland“, war lange Jahre ganz unbeachtet geblieben, bis es im neuen Goedeke (4, 191) aus Altens Publikation „Aus Tischbeins Leben“ 1872, S. 102, gebucht wurde. Alten hat keine Kenntnis davon gehabt, daß vor ihm schon jemand den Nachlaß Tischbeins durchgenommen und eine Veröffentlichung ins Auge gefaßt hatte. Altens Vorgänger war der Dr. J. L. Römer in Braunschweig, ohne Zweifel ein Verwandter des Hofrats Wilhelm Römer; und so wird uns der Weg noch sichtbar, auf welchem jene Nachlaßstücke in Rockstrohs Journal gelangten.

Die Mitteilungen nun aber, welche Wilhelm Römer über Schiller zu geben vermochte, betreffen die Doktordissertation und den Fiesko.

Das Aprilheft von 1811 brachte folgende „Literarische Notiz“, die mit „Rmr.“ unterzeichnet ist: „Ein Band Dissertationen, welchen hier in Berlin ein würdiger Mitschüler Schillers besitzt, enthält außer mehreren Abhandlungen eines Ploucquet, Abel, welche Lehrer der Militair-Akademie in Stuttgard waren, auch solche von abgehenden Eleven dieser vortrefflichen Bildungs-Anstalt, und unter diesen Eine, unter folgendem Titel: Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen; Joh. Christ. Fried. Schiller ...“ Es wird kurz bemerkt, daß Schiller die Dissertation bei seinem Abgange von der Akademie, als Kandidat der Medizin, den 30. November 1780 verteidigte, und bereits richtig darauf hingewiesen, daß er seine Räuber damals schon vollendet hatte, wie dies aus dem bekannten, englisch verkappten Selbstzitat der Tragödie hervorgehe. Zum Schlusse wird die Veröffentlichung dieser merkwürdigen Abhandlung versprochen. Und wirklich findet sich die Dissertation in „*ΑΣΚΛΗΠΙΕΙΟΝ*, Allgemeines medicinisch-chirurgisches Wochenblatt, Berlin“ Nr. 20 vom 9. März bis Nr. 25 vom 27. März abgedruckt: das Wochenblatt erschien gleichfalls im Saalfeldschen Verlage. Dieser Berliner Neudruck, der bisher nicht bemerkt worden ist (Goedeke[2] 5, 161), scheint die früheste Reproduktion, noch früher wahrscheinlich, als der Wiener

Neudruck vom gleichen Jahre 1811. Bemerkenswert ist die Notiz über den damals in Berlin wohnenden „würdigen Mitschüler Schillers“. Wer mag das wohl gewesen sein? Nach den Listen in Wagners Hoher Karls-Schule ist mir die Feststellung nicht gelungen. Wäre vielleicht an Wendelin Bilfinger zu denken? Schiller nennt ihn in einem Schülerberichte an den Herzog „den besten seiner Mitbrüder“ (Hempel 14, 64) und aus dem Neuen Nekrologe (1835, Nr. 722) wissen wir, daß er in den preußischen Staats- und Verwaltungsdienst übergetreten ist. Er könnte 1811 in Berlin gewesen sein. Mehr als eine Möglichkeit ist dies aber nicht.

Richtig schon bemerkt Römer, nach der Dissertation, daß, als dieselbe entstand, auch schon der Fiesko von Schiller ins Auge gefaßt worden war. Zu dem Fiesko bringt nun das Februarheft von 1811 neue Mitteilungen. Es handelt sich dabei um den von Schiller für die Mannheimer Bühne abgeänderten Schluß des Fiesko und um die „Erinnerung an das Publikum“, die Schiller deswegen auf dem Theaterzettel der ersten Mannheimer Aufführung von 1784 drucken ließ. Beide Stücke, erklärt Römer, von Iffland erhalten zu haben. Wir wissen ja, daß Iffland von Anfang an mit dem Fiesko befaßt gewesen ist. Ich erinnere an sein Urteil über die Tragödie, das er gegen Ende des Jahres 1782 in das Protokoll des Mannheimer dramatischen Ausschusses niederlegte. (Gedruckt von Martersteig, S. 88—90, der aber gleichfalls, ohne es zu wissen, einen Vorläufer an dem Freiherrn von Weiler hatte, von welchem schon 1824 Nr. 143. 148 in der „Charis,“ einem Mannheimer Unterhaltungsblatte, Stellen aus den Mannheimer Theaterakten veröffentlicht worden sind.) Schillers Änderungen am Fiesko gingen mit auf die Anregungen Ifflands zurück, verblieben in seinen Händen und gelangten zuletzt an Römer. Wenn dieser jetzt in seinem Journal zum Neudruck der „Erinnerung an das Publikum“ bemerkt, er hoffe sich um die Erhaltung dieser Reliquie, welche bisher von keinem Kritiker angezogen und in Schillers Schriften unaufgenommen geblieben sei, ein Verdienst zu erwerben, so war die Bemerkung freilich nur zu einem Teile richtig. Allerdings war damals Schillers „Erinnerung“ so gut wie vergessen im literarisch interessierten Publikum; weder Iffland noch Römer wußten oder brauchten zu wissen, daß die „Erinnerung“ schon früher in Berlin, gleich 1784, in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung abgedruckt worden war; mit demselben Rechte oder Unrechte hat die spätere Zeit wieder den Römerschen Neudruck (vgl. Goedeke[2] 5, 171) aus den Augen verloren.

Vom Fiesko aber lernen wir durch Römer eine bisher verborgene neue Handschrift Schillers kennen. Freilich erstrecken sich die Mitteilungen daraus nur auf den Schluß des Dramas. Römer

gibt zunächst die letzte Szene nach dem ersten Drucke von 1783, und läßt danach die abgeänderte Gestalt aus der Handschrift folgen. Er sagt darüber: „Es wird gewiß von Nutzen sein, seine erste Arbeit neben die neue Bearbeitung zu setzen, so wie sie von dem Verfasser niedergeschrieben, und durch die Güte des Herrn Direktor Iffland uns zu Händen gekommen ist.“ Also die eigenhändige Niederschrift Schillers war in Ifflands Händen verblieben und diente Römer für seine Mitteilungen als Grundlage. Diese Schillersche Handschrift stimmt in den Hauptzügen natürlich mit dem, von Kopistenhand stammenden, Mannheimer Bühnenexemplar überein, das Boas und Hoffmeister zuerst ausbeuteten, weicht aber in vielen Einzelheiten doch wieder ab. Ich lasse Schillers Text folgen und notiere dazu die Varianten nach Boas' Nachträgen (1840, 3, 223).

Entgegen der Druckgestalt, erwähnt die neue Bearbeitung Schillers in der Schlußszene der Galeerensklaven nicht. Dann geht es weiter, nach Römer:

Verrina. Es ist mein erster Kniefall, nimm diesen Purpur nicht.

Fiesko. Du wirst erstaunen Verrina, wie[1]) groß er mich kleiden wird.

Verrina (springt auf, zieht den Dolch und will den Fiesko ermorden) Ja, auf der Bahre. (Fiesko springt zurück, fängt den Streich auf.)[2])

Alle. Fürstenmord! Hölle und Tod! (gehn auf Verrina los) [3])

Verrina. Was seh ich? Genua, du selbst hältst den Arm deines Retters auf! (lacht bitter)[4]) Rasender Thor, der du warst, Verrina! — Ein Mörder wolltest du werden in deinem Siebenzigsten Jahre,[5]) um[6]) die Freiheit dieses Volks zu vertheidigen, und vergissest[7]) zu fragen, ob dies Volk[8]) befreit seyn will? — Es will nicht[9]) frei seyn — es wehrt sich um seine Ketten. Ich bin dein Gefangener! (wirft[10]) ihm das Schwerdt vor die Füße).

Fiesko. Weißt du, was du gethan hast, Unglücklicher?

Verrina (stolz gelassen) Ich weiß, daß ich sterben muß, Herzog! Ich weiß, daß ich der Erste bin, der unter Fiesko's Regierung auf das Schaffot steigt — der Erste Genueser. — Aber der Letzte nicht.[11]) Ich kenne diesen Mann. Er hat ein Gottesherz, und ihr Thoren gebt[12]) ihm die Blitze.

---

[1]) Fiesko (greift lächelnd darnach). Du wirst erstaunen, wie

[2]) Verrina (aufspringend, fürchterlich). Aber nur auf der Bahre. (Er führt einen Streich nach Fiesko. Fiesko (springt zurück und fängt den Hieb mit dem Schwert auf.)

[3]) Das Volk (herbeistürmend, mit Geschrei). Fürstenmord! Fürstenmord!

[4]) Verrina (hält plötzlich ein, wirft einen Blick voll Befremdung und Ernst auf das Volk und läßt den Arm langsam sinken). Was seh' ich? — Genua, du selbst, du selbst hältst ... auf? (Bitter lachend.)

[5]) in deinem sechzigsten Jahr,

[6]) „um“ fehlt.

[7]) vergaßest

[8]) ob dieses Volk auch

[9]) nicht mehr

[10]) Er wirft

[11]) steigt. — (Laut und feierlich zum Volk.) Der Erste, Genueser, aber der Letzte nicht.

[12]) eines Gottes Herz ... gabt

Alle. (Mit gezücktem Schwerdt.)[1]) Verräther, stirb! Majestätsverletzer!

Fiesko. (Winkt ihnen zurückzuweichen, tritt[2]) mit ruhiger Größe hervor.) Wie schmeichelhaft ist mir diese Wuth, Genueser! Jetzt seid Ihr da, wo Euch Fiesko erwartete. Sicher und schreckenlos kann ich jetzt Euren Thron besteigen, da Eure Liebe zu mir auch dem allmächtigen Rufe[3]) der Freiheit nicht mehr Gehör giebt, da Euer furchtbarster Sachwalter sich selbst in die Hände des Henkers liefert, da mit dem Haupt des Verrina, die tausendköpfige Hyder, Empörung, ermordet zu meinen Füßen fällt. — Jetzt Genueser, haben Zweifel und Furcht an meinem Entschluß keinen Antheil mehr (er nimmt den Scepter vom Senator).[4]) Ein Diadem erkämpfen ist groß! — es wegwerfen, göttlich! Seid frei Genueser! (zerbricht[5]) das Scepter und wirft die Stücken unters Volk.)[6]) Und diese moralische Gewalt[7]) vergehe mit ihren Zeichen.

Alle. (stürzen jauchzend auf ihn zu;) — Fiesko! es lebe Fiesko und die Freiheit![8])

Verrina (nähert sich ihm erstaunt)[9]) Fiesko!

Fiesko. Und mit Drohungen wolltest du mir einen Entschluß abnöthigen, den mein eignes Herz gebohren hat?[10]) Genua's Freiheit war in diesem Busen entschieden, ehe Verrina noch dafür zitterte. — Aber Fiesko selbst mußte der Schöpfer seyn. (ergreift Verrina's Hand[11]) mit Wärme und Zärtlichkeit) Und jetzt doch mein Freund wieder, Verrina?

Verrina (begeistert in seine Arme stürzend) — Ewig! Ewig![12])

Fiesko. (mit großer Rührung einen Blick aufs Volk, das noch[13]) auf den Knieen liegt) Himmlischer Anblick! Belohnender als alle Kronen der Welt![14]) Steht auf, Genueser! den Monarchen hab ich Euch geschenkt — umarmt Euren glücklichen Bürger.[15])

Alle. Es lebe Fiesko![16])

Geht auch Einiges auf Schreib- oder Druckversehen zurück, die Mehrzahl der Varianten verbürgt uns, daß wir es mit einer selbstständigen Handschrift des Fiesko zu tun haben.

Bei der Mannheimer Aufführung spielte Boek den Fiesko und Iffland den Verrina. Erinnern wir uns, wie Iffland in seiner vorhin angezogenen Kritik des Fiesko (1782, vor dem Drucke) Abänderungen einzelner Stellen für nötig erklärte und das Einverständnis des Dichters dafür gewonnen hatte. Iffland ging aber

[1]) Das Volk (ruft mit Ungestüm, indem Einige das Schwert zucken).
[2]) und tritt dann
[3]) Ruf
[4]) (Er geht auf den Senator zu und nimmt ihm das Zepter ab;)
[5]) Er zerbricht
[6]) die Stücke unter das Volk
[7]) Und die monarchische Gewalt
[8]) Das Volk (stürzt jauchzend auf die Knie). Fiesko und Freiheit!
[9]) (nähert sich Fiesko mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens).
[10]) den mein eigenes Herz nicht geboren hat? —
[11]) Verrina's Hand ergreifend,
[12]) nur einmal „Ewig!“
[13]) auf das Volk werfend, das mit allen Zeichen der Freude noch
[14]) Hiernach die scenische Anweisung: (Gegen das Volk eilend)
[15]) euren glücklichsten Bürger
[16]) „Alle — Fiesko“ fehlt.

später, als Schauspieler, noch weiter, als Schiller schon eingeräumt hatte. Ifflands Schiller-Handschrift erbringt wenigstens an einer Stelle den Beweis dafür. Fiesko, der (nach der neuen Bearbeitung) den Verrina entwaffnet und von der Volkswut umtobt vor sich sieht, nimmt das Szepter vom Senator, und mit den Worten: „Ein Diadem ergreifen ist groß! — es wegwerfen, göttlich! Seid frei Genueser!“ zerbricht er das Szepter und wirft die Stücken unter das Volk: „Und diese moralische [monarchische] Gewalt vergehe mit ihren Zeichen.“ Hier widerstrebte Ifflands menschliche wie schauspielerische Empfindung. Die impulsive Art Schillers, Verrina das Unerwartete tun zu lassen, war für Ifflands weicheres Gefühl zu lebhaft, vielleicht ihm auch für die schauspielerische Darstellung nicht hoheitsvoll genug. Iffland sprach und spielte die Stelle auf der Bühne also so: „Ein Diadem erkämpfen ist groß! — es weggeben, göttlich! Seid frei, Genueser! — (Er gibt das Scepter zurück) Hinweg damit, ich bedarf sein nicht. Hinweg!“ So hatte Iffland selbst, nach Römers ausdrücklicher Angabe, die Stelle in Schillers Handschrift geändert.

## 2. Schillers Waidspruch.

Im „Sylvan“, einem Taschenbuche für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde auf das Jahr 1814, herausgegeben von C. P. Laurop und V. F. Fischer, Marburg und Cassel, S. 153 fand ich folgende, wie es scheint, heute nicht bekannte Erinnerung an Schiller:

### Schiller’s Waidspruch.

Vor einigen Jahren suchte Schiller Erholung in Ilmenau und dem nahen Gebirge. Dort führte ihn das Ungefähr zu einem Forstmann, der eben für den so sehr verhauenen Ilmenauer Forst Abtrieb und Anbau entwarf. Die Bestandskarten waren ausgebreitet, die Schläge waren auf zweimal hundertzwanzig Jahre projektirt und mit ihren Jahrzahlen bezeichnet, und daneben lag im Plane das bezielte Ideal eines vollkommenen Nadelwaldes, welches bis zum Jahre 2050 verwirklicht werden soll. Aufmerksam und still betrachtete der erhabene Dichter die sprechenden Hülfsmittel des ordnenden Forstmannes, und besonders die Zahlen so weit entfernter Jahre. Er überschauete bald nach kurzer Erläuterung den Zweck dieser Arbeit, und sprach dann von Verwunderung ergriffen: „Nein! — Bei Gott, ich hielt euch Jäger für sehr gemeine Menschen, deren Thaten sich über das Tödten des Wildes nicht erheben. — Aber ihr seyd groß: — Ihr wirket unbekannt, unbelohnt, frei von des Egoismus Tirannei, und eures stillen Fleißes Früchte reifen der späten Nachwelt noch. — Held und Dichter erringen eiteln Ruhm. Fürwahr ich möcht’ ein Jäger seyn!“

G. König, Oberförster zu Ruhla.

Nach Beglaubigung und Auffassung gewiß ein echter Ausspruch Schillers, und wohl auch biographisch für den Dichter verwertbar.

# Bettine von Arnim Mitarbeiterin an einem historischen Werke.

Von Ludwig Geiger in Berlin.

---

Bettine von Arnim schreibt an Nathusius (Ilius Pamphilius und die Ambrosia 2, 135): „Es muß ein Buch existiren was meistentheils aus meinen eigenen Nachrichten und Bemerkungen gebildet ist, anno 1810 schrieb B. etwas über die Tiroler Revolution, ich gab ihm alle meine Papiere dazu, namentlich sagt ich ihm alles, wie es mit Hofers Tode war — findest du das Buch nicht im Buchhandel, so doch in der Berliner Bibliothek.“ [1]) Und wenig anders an einer späteren Stelle (2, 170): „Hab ich Dir geschrieben, daß anno 1811 ein Büchlein über die Tiroler Revolution aus meinen Notizen, Liedern, kleinen Zeitungsnachrichten, die ich aufbewahrt hatte und aus mündlichen Berichten des Sebastian Riedel, Adjutanten Hofers, zusammengebracht waren? Mich däucht, es war England zugeeignet und muß anno 1812 herausgekommen sein.“

Da Bettine in den Jahresangaben nie ganz genau ist, so darf der Widerspruch zwischen 1811 und 1812 nicht urgiert werden. Aber beide Daten sind falsch, es muß 1814 heißen: das Buch, das Bettine meint, führt folgenden ausführlichen Titel: J. L. S. Bartholdy, Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809. Mit einer Karte von Tyrol, einer Musikbeilage und Facsimiles von Hofers und Speckbachers Handschriften. Berlin bei J. E. Hitzig 1814. Zu dieser so bestimmten Angabe wird man durch folgende Momente gebracht: In den bibliographischen Verzeichnissen der über den Tiroler Krieg handelnden Werke (vgl. Goedeke, Grundriß 6, 653) ist es das einzige, dessen Autor mit einem B anfängt. Das Buch ist zwar „Sr. Kaiserlichen Majestät dem Selbstherrscher aller Reußen“ zugeschrieben, aber dieser Widmung folgt als Vorrede eine Zuschrift an den Botschafter Grafen Aberdeen, in der von der Teilnahme der Engländer an der Tiroler Bewegung gesprochen wird. Unter den Quellen, die der

---

[1]) Nathusius muß den Rat nicht befolgt haben. In seiner Bibliothek (Kirchhoff und Wiegand, Katalog 895 ff., Leipzig 1892) findet sich Bartholdys Buch nicht. Freilich ist eine eigene Abteilung für politische Geschichte nicht vorhanden, aber auch in der Abteilung über Volksbücher steht es nicht. Von Bettine besaß er das Königsbuch, die Gespräche mit Dämonen (zwei Ausgaben), das Tagebuch (nebst der englischen Übersetzung), merkwürdigerweise nicht Ilius Pamphilius. Daß er noch anderes besessen, z. B. die Günderode, geht aus E. G., Maria Nathusius, Gotha 1894, S. 60 hervor. (Marie und Bettine daselbst S. 68 ff. Vgl. auch Fürstin Reuß, Philipp Nathusius, Berlin 1896, passim.)

Autor benutzte, wird Riedel aufgeführt S. 394, eine Vollmacht für ihn wird S. 274 ff. mitgeteilt, werden Lieder mitgeteilt. Freilich könnte man dagegen geltend machen, daß unter diesen Quellen (Bartholdy S. 392 ff.) Bettinens Berichte nicht angeführt werden, doch ließe sich dies daraus erklären, daß Bettine, die damals nicht die geringste Neigung zu schriftstellerischem Auftreten zeigte, die Nennung ihres Namens nicht wünschte, vielleicht geradezu dem Verfasser Schweigen auferlegte. Ferner soll nicht verschwiegen werden, daß gerade der Abschnitt, der von unserer Berichterstatterin geliefert sein soll, der über Hofers Tod: Bartholdy, Kapitel 45, S. 330—334 „Wie Hofer sein Leben geendet“, eine ausdrückliche Quellenangabe hat: „die Papiere des Herrn von Campi, der damals als Gefangener zu Mantua war und ein sehr detaillirter Brief eines geistlichen Augenzeugen ebendaher.“ Doch ließe sich dagegen einwenden, daß dies ja gerade die von Bettine gelieferten Schriftstücke sein könnten. (Campi kann ich nicht nachweisen; ich kenne nur einen italienischen Dichter dieses Namens, der 1796 starb. Über die ganze Stelle vgl. unten.)

Bevor man in die eigentliche Untersuchung eintritt, wird es gut sein, über dies „Tiroler Buch“ und seinen Verfasser kurz zu handeln. Er verdient um so mehr ein kurzes Wort, als die Biographie in der Allgemeinen deutschen Biographie 2, 107 dürftig ist, nicht einmal seinen wahren Namen nennt. (Für das Folgende vgl. Nekrolog der Deutschen auf 1825, Ilmenau 1827, S. 852 ff., Hensel, die Familie Mendelssohn passim, Steig, Arnim und Brentano, Stuttgart 1894, Eyssenhardt, B. G. Niebuhr, Gotha 1886, S. 214 ff., Spahn, Phil. Veit, Bielefeld 1901; die Notizen bei Raich, Dor. Schlegel 2, 354. 365 bieten nichts.) Er hieß eigentlich Salomon (dies ist nicht sein Vorname, wie Steig S. 363 fälschlich bemerkt), nahm den Namen Bartholdy an von dem ehemaligen Besitzer eines Gartens der Köpnikerstraße zu Berlin, der in das Eigentum seiner Familie überging, wurde durch die Verheiratung seiner Schwester Lea (Lina) mit Abraham Mendelssohn diesem Hause verschwägert und erlangte, daß der Letztere zur Unterscheidung den Beinamen Bartholdy annahm. Durch Abraham wurde er Onkel des großen Musikers. Ihm wollte es gar nicht in den Kopf, daß dieser Neffe „Musikus von Profession würde; er wünschte, daß jener die Rechte studieren, in eine Staatskarriere treten und die Kunst zur Freundin und Gespielin nehmen sollte“.

Er selbst hatte einigermaßen diesen Rat befolgt und seine Kunstliebhaberei einer regelmäßigen diplomatischen Laufbahn untergeordnet. Nach mannigfachen anderen Beschäftigungen — Reisen in Griechenland und Italien, Beteiligung am Kampf im österreichischen Heere gegen Napoleon, in dem Bataillon des Freiherrn von Steigentesch — trat er 1813 in die Kanzlei Hardenbergs ein. Mit diesem wurde er

sehr liiert, ging mit ihm nach Paris (1814), reiste mit ihm nach London, wo er den Kardinal Consalvi kennen lernte, dessen Leben er später beschrieb (1822), nahm am Wiener Kongreß teil und wurde 1815 zum Generalkonsul in Rom ernannt. „Seine diplomatischen Berichte können für mustergiltig gelten," sagt der Nekrologist, dem auch später noch einmal das Wort zu gönnen ist. Bartholdy † 1825.

Im Gegensatz zu diesem Lob steht ein heftiger Tadel, der von keinem Geringeren herrührt als von Niebuhr, der seit 1817 preußischer Gesandter in Rom war.

Am 27. März schrieb Niebuhr (Lebenserinnerungen 2, 342): „Ein wahrer Unstern ist der Aufenthalt des B[artholdy], einer von jenen, mit denen H[ardenberg] sich unglücklicherweise umgeben und der Card. Cons[alvi], den er sich in London und Wien, durch Dienstleistungen verpflichtet, gewonnen hatte, von H. zu erbitten, daß er hier als Generalconsul angestellt werden möchte. Jetzt hat er ihn kennen gelernt und bereut seine Empfehlung. Daß dieser alles anwendet, um mich zu Berlin zu verleumden, versteht sich." (Vgl. auch 2, 190; heftige Ausdrücke, wie „Impertinenz einiger Thoren" könnten sich auch auf Bartholdy beziehen.)

Mag nun über seine Thätigkeit als Staatsmann das Urteil unentschieden sein, so wird seine Förderung der deutschen Künstler ziemlich allgemein anerkannt. Wenn auch Niebuhr die preußische Regierung zu veranlassen suchte, Künstler zum Malen von Freskobildern anzuregen und zu unterstützen, die Idee und die erste Förderung, die jungen „neudeutschen" Maler: Cornelius, Overbeck, Veit, Hensel Fresken in seinen Zimmern — der mit Unrecht sogenannten Casa Bartholdy, da das Haus nicht ihm gehörte — malen zu lassen, ging von ihm aus. (Vgl. seine Briefe, Hensel 1, 115 ff.) Henriette Mendelssohn sprach von seinem großen Stil; auch andere Mitglieder der Familie rühmten noch 1840 den großen Sinn, der hier gewaltet. (Hensel 2, 97.)

Wer aber solche Zeugnisse für verdächtig halten möchte, der mag die folgende Stelle (Friedr. Overbeck, geschildert von Marg. Howitt, übersetzt von Fr. Binder 1, 402) gelten lassen:

Die Casa Bartholdy wird mit Recht die Wiege der neuen deutschen Kunst genannt. Von hier aus hat die neu erweckte Kunst der Frescomalerei, die in den folgenden Jahrzehnten sich in siegreichem Zuge über Deutschland und Frankreich, Belgien und England verbreitete, ihren Ausgang genommen. Sehr schön sagt Graf Racynski in seiner Geschichte der neuen deutschen Kunst: „Ich gestehe, daß ich nie ohne die innigste Andacht dieses Zimmer habe betreten können, und daß es mir ebenso schwer fallen würde, die einzelnen Vorzüge dieser Malereien aufzuzählen, als es mir unmöglich ist, etwaige Mängel zu bezeichnen. Mir war es jedesmal, so oft ich über die Schwelle des kleinen Zimmers trat, als stünde ich vor der Krippe, aus der das in Armuth geborene, aber an heiligem Geiste reiche Kind, die neue deutsche Kunst, mit lebensvollen Augen mich ansah."

Später wandte er sich von dieser Richtung ab, aus verletzter Eitelkeit, wie Spahn sagt S. 40, so daß er auch literarisch dagegen auftrat (Binder 1, 450). Doch bleibt deswegen sein Ruhm unangetastet, eine neue Kunstrichtung wesentlich mit gefördert zu haben.

Gegenüber diesen Leistungen verschwinden seine schriftstellerischen Arbeiten. Eine von ihnen, das Leben des Kardinals Consalvi, ist oben angedeutet;[1]) zu anderen: Schilderungen Griechenlands und Italiens gaben seine Reisen und sein längerer Aufenthalt in dem letztgenannten Lande Stoff und Veranlassung. Auch auf dem Gebiete der Dichtung versuchte er sich.

Unter diesen literarischen Arbeiten nimmt hauptsächlich der „Tiroler Krieg" unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Von einem zeitgenössischen Biographen (in dem oben erwähnten Nekrolog) wird das Buch so charakterisiert: „Sein Tiroler Krieg wurde bald nach dem unerfreulichen Frieden geschrieben. Seine Wirkung war groß, weil der Augenblick seines Erscheinens klug berechnet war. Es kam darauf an, den Deutschen besonders den heranwachsenden den Weg zur Rettung an einem Volkskriege zu zeigen. Dies ist zum Theil durch diesen Anstoß erreicht worden. So mag entschuldigt werden, daß er die Bilder seiner Helden oft zu sehr idealisirt hat."

Der letztere Tadel ist gewiß berechtigt, das Lob nur zum Teil; den Nekrologisten täuscht nämlich seine Erinnerung, wenn er behauptet, das Werk habe zu dem Volkskrieg Anregung gegeben. Denn es ist erst nach seinem Abschluß geschrieben und gedruckt; die Jahreszahl 1814 steht auf dem Titel; die Widmung ist Ende 1814 unterzeichnet.

Auch an sonstiger Anerkennung des Werkes fehlte es nicht. Heine in den Reisebildern (Werke, Elster 3, 233) nannte es „ein geistreich und schön geschriebenes Buch und wenn Mängel daran sind, so entstanden sie nothwendigerweise dadurch, weil der Verfasser, wie es edlen Gemüthern eigen ist, für die unterdrückte Partei eine sichtbare Vorliebe hegte, und weil noch Pulverdampf die Begebenheiten umhüllte, als er sie beschrieb". Immermann benutzte es gleichfalls in seinem Drama „Das Trauerspiel in Tirol", wenn er sich auch hauptsächlich an Hormayrs Veröffentlichungen anschloß. (Die Bemerkung Hensels 1, 127, daß Immermann diese Benutzung selbst bekannte, stützt sich wohl auf Putlitz, Immermann 1, 157. Vgl. Röttinger, Über die Quellen zu Immermanns Trauerspiel in Tyrol, Euphorion 7, 78—96, wo die Benutzung Bartholdys im einzelnen nachgewiesen ist.) Dagegen hat

---

[1]) Daselbst S. 57 bringt sich der Autor selbst, aber ganz kurz vor. „Nach Mitternacht machte er sich in einer Postchaise auf den Weg (von Dover nach London); zwey Preußen schlossen sich in einem anderen Postwagen an ihn, die Herren Bartholdy und Fauche Borel; ersterer gehörte zum Bureau des Staatskanzlers von Hardenberg." Vgl. auch S. 58.

ein neuerer Biograph Niebuhrs, Eyssenhardt S. 215 sehr ungünstig davon gesprochen, indem er bemerkt: „von irgendwelchem politischen Urtheile oder auch nur einer scharf erfaßten historischen Ansicht ist darin keine Spur zu entdecken.“ Koch, Immermanns Werke I, 1, 122 nennt es wenig zuverlässig, wenn er auch zugibt, daß es sich damals besonderer Beliebtheit erfreute.

Für eine hervorragende Leistung halte ich das Buch nicht: es ist eine lebhaft geschriebene, nicht unparteiische Geschichte des Kriegs, die den Leser interessiert und zur Bewunderung der Helden, Speckbachers und Hofers, anregen soll.

Uns hat nicht eine Würdigung des Buches, die um so weniger zu geben ist, als sie schon von Röttinger S. 80 versucht wurde, sondern die Beantwortung der Frage zu beschäftigen, ob Bettine darauf Einwirkung geübt hat. Sie behauptet es, als Quellenspenderin wird sie dagegen von dem Verfasser nicht genannt. Aus dem Stil der Erzählung oder der Art der mitgeteilten Dokumente wird sich schwerlich Bettinens Anteil feststellen lassen; denn jenen mag der Autor geändert haben; diese sind derart, daß kein bestimmter Zug gerade auf sie als Empfängerin oder Sammlerin hinweist.

Zunächst muß man die Fragen berühren: Hat Bettine sich überhaupt für die Tiroler interessiert und über ihren Befreiungskampf Dokumente besessen? Beide Fragen muß man bejahen.

Bettinens lebhaftes Interesse für die Tiroler Bewegung wird durch ihre Briefe an Goethe bezeugt. So wenig man auch glauben muß, daß alle ihre in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ abgedruckten Briefe wörtlich so, wie sie später von ihr publiziert wurden, an Goethe gelangt sind, so sicher ist ihre Tendenz, ihr mutvolles Eintreten für die um ihre Befreiung Kämpfenden (Juden, Tiroler) echt.

Was die Letzteren betrifft, so beginnt sie ihre Exklamationen am 10. März (1809), setzt sie, immer lebhafter werdend, 10., 19. April fort. (Ich zitiere nach den Daten, damit die Stellen in den verschiedenen Ausgaben von jedem leicht aufgefunden werden können.) Sie wäre gern den Heldentod mit dem kämpfenden Volk gestorben (20. April), Mitte Juli (nach dem angeblichen Brief Goethes vom 7.) erzählt sie von den Kufsteiner Geschichten, am 20. September berichtet sie von den Geschehnissen des 3., sie ist unzufrieden mit dem Waffenstillstand und dem Frieden (Ende November, 3. Dezember), verzweifelt über Hofers Gefangenschaft (29. Februar 1810) und über seinen Tod (10. März).

Zwei Momente sind besonders hervorzuheben. Das eine, daß Bettine sich nicht mit einer zuwartenden Stellung begnügte. Vielmehr suchte sie, ihrer tätigen Natur entsprechend, in die Ereignisse bestimmend einzugreifen. Sie schrieb an den Kronprinzen von Bayern

(20. April) einen vier Seiten langen Brief, dessen Inhalt sie mit den Worten skizziert: „Ich vertraue ihm meine Anschauung von dem Tirolervolk, das sich die Heldenkrone erwirbt, meine Zuversicht, er werde Milde und Schonung da verbreiten, wo seine Leute jetzt nur rohe Wuth und Rachgierde walten lassen; ich frage ihn, ob der Name Herzog von Tirol nicht herrlicher klinge, als die Namen der vier Könige, die ihre Mächte vereint haben, um diese Helden zu würgen? und es möge nun ausgehen, wie es wolle, so hoffe ich, daß er sich von jenen den Beinamen ‚der Menschliche' erwerben werde." Nach ihrer Schilderung (in diesem Briefe) erhielt sie zwar keine schriftliche Antwort, wohl aber das Glas, aus welchem der Kronprinz auf das Wohl der Tiroler getrunken und seine Kokarde als Ehrenpfand, „daß er ihr sein Wort lösen werde, jeder Ungerechtigkeit, jeder Grausamkeit zu steuern".

Auf Grund dieses Berichtes habe ich beim Königlichen bayerischen Hausarchiv in München nachgefragt, ob ein Brief Bettinens vorhanden sei, aber die Antwort erhalten, daß aus den noch versiegelten Papieren König Ludwigs nichts verabfolgt werden könne.

Das andere Moment, charakteristisch für Bettine und für unseren Zweck wichtig, vielleicht ausschlaggebend, ist, daß sie mit den Tirolern Beziehungen hatte und Nachrichten aus Tirol empfing. Am 20. April sprach sie mit Tirolern, am 6. Juni unterhält sie sich mit einem, der besondere Nachrichten hatte; am 29. Februar erhält sie einen Brief mit einem Klagelied.

Das Klagelied nun findet sich wirklich bei Beiden. Am 29. Februar schickte sie an Goethe die Verse, die sie aus Tirol empfangen habe:

Der Kommandant der Heldenschar,
Auf hoher Alp gefangen gar,
Findet viel Tränen in unsern Herzen.

bei Bartholdy (S. 330) heißt es umgestaltet:

Die Kommandanten auf den höchsten Alpen gar
Sich wollten flüchten, wie bei Sündflut Gefahr.

Freilich spricht sie nicht von einem Liede, sondern von Liedern. Von solchen kommen bei Bartholdy folgende vor:

A Bichsal zum Schieße
Und an Stoußring zum Schloge
Und a Dienal zum Liebe
Mueß a frischa Bua hobe.

S. 87 Grabschrift auf die Bayern, vom Tiroler Volke Ende April 1809 gesungen:

O weh! o weh! die Bayrische Armee
Ist von Bauern todt geschlagen,
Und mit Jubel ins Grab getragen;

Der General, der feige Kinkel,
Sitzt arretirt im finstern Winkel;
Dittfurth voller Grausamkeit
Hat seinen Sturz sich selbst bereit't;
Wredens Muth ist untergangen,
Was nicht todt ist, ist gefangen!
Wer nicht so bedient will sein,
Der geh nicht ins Tyrol hinein.
O Fürsten, lernt aus diesem Grabe,
Was Sclavendruck für Folgen habe!
Ihr habt ja schon vor hundert Jahren
Ein gleiches Schicksal hier erfahren.

endlich ein 7strophiges Lied über die Vorfälle im August im Oberinnthale, das als 31. Kapitel mit Kommentar mitgeteilt wird. (S. 234–237.)

Ich bin nicht im stande nachzuweisen, ob diese Lieder schon vor 1814 in einer gedruckten Sammlung erschienen sind und muß andererseits bekennen, daß sie sich in Bettinens einziger veröffentlichten Sammlung ihrer Tiroler-Begeisterung, ihren Briefen an Goethe nicht finden. Indessen ihr Schweigen ist ebensowenig ausschlaggebend wie die etwaige Aufnahme des Liedes in eine Sammlung: sie hatte kein Interesse daran, Goethe alles mitzuteilen, was sie wußte, der Umstand also, daß sie nicht auch diese Lieder mitteilte, beweist keine Unkenntnis; der Druck der Lieder in irgend einer entlegenen Sammlung macht nicht die Annahme notwendig, daß Bartholdy gerade diese Quelle gekannt habe.

Außer Liedern und anderen Berichten über nicht besonders aufgeführte Gegenstände behauptet Bettine, den Bericht über den Tod Hofers geliefert zu haben. Um darüber zu einem Urteile zu gelangen, seien die beiden Berichte einander gegenübergestellt.

| Bartholdy. | Bettine. |
| --- | --- |
| Den Ausspruch der Richter vernahm er gelassen und unerschüttert. . . . Durch das ganze Gebäude erscholl dumpfes Heulen und Jammern der eingesperrten Tiroler und übertönte die Trommel. Man verweigerte Hofer von seinen geliebten Landsleuten Abschied zu nehmen . . . Er übergab dem Priester Geld mit den Worten: . . . sagen Sie Ihnen, ich gehe getrost in den Tod und erwarte ihr Gebet auf meiner Reise. — Als er an ihren Kerkerthüren vorbeischritt, lagen sie alle auf den Knieen, beteten und weinten. . . . Er erwiderte [auf dem Richtplatz] . . „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen, und stehend will ich meinen Geist übergeben.“ Den Korporal, | Sein Todesurteil vernahm er gelassen und unerschüttert; Abschied ließ man ihn von seinen geliebten Landsleuten nicht nehmen, den Jammer und das Heulen der eingesperrten Tiroler übertönte die Trommel, er schickte ihnen durch den Priester sein letztes Geld und ließ ihnen sagen: er gehe getrost in den Tod und erwarte, daß ihr Gebet ihn hinüberbegleite. — Als er an ihren Kerkerthüren vorbeischritt, lagen sie alle auf den Knien, beteten und weinten; auf dem Richtplatz sagte er: er stehe vor dem, der ihn erschaffen, und stehend wolle er ihm seinen Geist übergeben; ein Geldstück, was unter seiner Administration geprägt war, übergab er dem |

der die Execution leitete, ermahnte er gut zu schießen und gab ihm unter seiner Administration geprägtes Zwanzig-Kreuzerstück: „Es sei," meinte er, „sein letztes Geld und erinnere ihn in dieser Stunde noch an sein armes Vaterland." Dann rief er: Gebt Feuer! Die ersten sechs Schüsse waren so schlecht gerichtet, daß er bloß umsank. Auch die sechs folgenden tödteten ihn nicht. Mit dem dreizehnten machte der Korporal seinem Leben ... ein Ende.

Korporal mit dem Bedeuten: es solle Zeugnis geben, daß er sich nah in der letzten Stunde an sein armes Vaterland mit allen Banden der Treue gefesselt fühle. Dann rief er: Gebt Feuer! sie schossen schlecht, zweimal nacheinander gaben sie Feuer, erst zum drittenmal machte der Korporal, der die Exekution leitete, mit dem dreizehnten Schuß seinem Leben ein Ende.

Daß diese beiden Berichte ganz unabhängig voneinander entstanden sind, läßt sich gewiß nicht annehmen. Sie stimmen zu sehr miteinander überein, nicht immer wörtlich, bald ist Bartholdy bestimmter und wortreicher, bald Bettine deklamatorischer; die präziseren Angaben jenes Historikers erklären sich leicht daraus, daß er dem Publikum eine genaue, ins Einzelne gehende Geschichtserzählung zu bieten hatte.

Drei Möglichkeiten bieten sich bei solcher Sachlage dar: 1. Beide Berichterstatter haben aus einer Quelle geschöpft, dem von Bartholdy genannten Briefe von Campi und „dem sehr detaillierten Brief eines geistlichen Augenzeugen". 2. Bartholdy hat beide oder wenigstens die letztere von Bettine erhalten. 3. Bettine hat aus Bartholdy geschöpft. Die dritte Möglichkeit halte ich für ausgeschlossen; es entspricht der Arbeitsweise Bettinens zu wenig, daß sie bei der Komposition ihres Briefwechsels für die Erzählung eines historischen Faktums ein vor 20 Jahren erschienenes Buch vorgenommen und exzerpiert habe. Die 1. und 2. Möglichkeit fallen gewissermaßen zusammen. Sie sind mehr als wahrscheinlich. Bettine konnte ihre Briefe an Goethe nicht herleihen, als Bartholdy die Ausarbeitung seines Buches vornahm, denn sie besaß sie damals (1814) nicht mehr oder noch nicht wieder, aber sie konnte das von ihr gesammelte Material darbieten. Der Umstand, daß ihr Name durch Bartholdy nicht genannt wird, braucht uns nicht irre zu machen; damals (1814) lag ihr, wie schon bemerkt, jedes Hervortreten an die Öffentlichkeit durchaus fern. Ist das Schweigen des Einen daher irrelevant, so ist das Reden des Anderen bedeutungsvoll. Denn welchen Grund konnte Bettine haben, ihre Beisteuer zu jenem Buche zu erwähnen? Gekränkte Autoreneitelkeit konnte es nicht sein; das Werk war vor einem Vierteljahrhundert erschienen; sein Autor war lange tot; Immermanns und Heines Werke, durch welche die Aufmerksamkeit wieder auf die halbvergessene Schrift gelenkt worden war, vor einem Jahrzehnt erschienen. Nathusius endlich, ein eifriger Geschäftsmann und nur gelegentlich als lyrischer Dichter tätig, war gewiß nicht der Mann, als Verkünder des literarischen Ruhms seiner Freundin aufzutreten. An der Richtigkeit ihrer Behauptung wird sich

also nicht zweifeln lassen; daß sie gerade diesem Jüngling davon Mitteilung machte, erklärt sich wohl daraus, daß sie beim Kramen in alten Papieren auf jene Tiroler Briefe oder auf das Bartholdysche Buch stieß und ihren noch nicht hervorgehobenen Autorenanteil bekannt machen wollte.

Nimmt man nun die Richtigkeit von Bettinens Angabe an, so ist nur noch der Nachweis zu erbringen, daß Beziehungen zwischen der Schriftstellerin und dem Verfasser jenes Buches bestanden. Dies aber ist nicht schwer. Schon 1804 (die folgenden Stellen nach Steig, Arnim, siehe Register) ließ Clemens durch Arnim den Bartholdy grüßen und ihn um Beiträge zu einem literarischen Unternehmen ersuchen; durch Arnims Vermittlung gelangten sie Januar 1805 an Brentano. Freilich wird er bei dieser Gelegenheit von Arnim nicht eben in sehr freundlicher Art genannt; auch Clemens machte sich etwas über ihn lustig, als er von seinem Einzug in Landshut 1809 berichtete und ihn dabei als „Schelmufski Bartholdi Salamonski" bezeichnete; im Mai 1809 sandte Arnim einen Bericht über ihn.

Führen nun diese Notizen der Freunde, des Bruders und des künftigen Gatten Bettinens nur in die Jahre 1804 - 1809 und lassen sie auf keine übermäßige Vertraulichkeit mit dem mehrfach Erwähnten schließen, so berechtigen sie doch zu der Schlußfolgerung, daß auch Bettine, vielleicht schon als junges Mädchen, jedenfalls als verheiratete Frau Beziehungen zu Bartholdy gehabt hat.

Da diese äußere Beziehung nun als ziemlich sicher angenommen werden kann, da Bettinens Anteilnahme für die Tiroler und ihr Besitz von Originalmitteilungen konstatiert ist, da eine Übereinstimmung ihrer Schilderung mit der Bartholdys in einem Liedchen und in der Darstellung vom Tode Hofers nicht geleugnet werden kann, so wird man ihre Behauptung, sie habe B., worunter man unzweifelhaft Bartholdy zu verstehen hat, Material zu seiner Geschichte des Tiroler Krieges gegeben, als bewiesen ansehen können.

---

### Berichtigungen.

Euphorion 8, 691 Zeile 25 lies: Prinzen statt: Ringen.

Zu Euphorion 8, 707 trägt A. Leitzmann nach, daß die Verse wirklich von Lichtenberg selbst sind und das „alte Gedicht" eine Fiktion ist; sie stehen in dem Schreiben an einen Freund 1769 Vers 5—8, vgl. Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 117. 246.

---

# M. von Strachwitz' episch-lyrisches „Nordland" und „Romanzen und Historien".[1])

Von A. K. T. Tielo in Tilsit.

---

## 1. Sigurd Schlangentöter. S. 246.

### Varianten.

Strophe 9, Vers 3, 4: Das kriechende Philisterthum, | Das Mut und Mark zerfrißt | Und Jugendkraft und Thatenruhm | Nach Schneiderellen mißt [Hier wie im folgenden 8zeilige Strophen].

Strophe 10: Das nur nach Golde fastet, | Für Gold die Seele giebt, | Um Goldes Willen hastet, | Um Goldes Willen liebt; | Das nur das Gold als Gott erkennt, | Und nur das Gold als Freund, | Und nur um Gold vor Freude brennt, | Und nur das Gold beweint.

Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts wetteiferten die deutschen Dichter miteinander, die von den Gelehrten[2]) neu erschlossene Nibelungen-Sage in neuer Form selbst den weitesten Kreisen des Volkes

---

[1]) Die nachfolgende Abhandlung stellt einen Ausschnitt des demnächst erscheinenden Buches dar: „Die Dichtung des Grafen Moritz von Strachwitz," Berlin 1902, A. Duncker. Auf dieses muß ich der Kürze halber verweisen, wo man eine Charakteristik der „Nordland"-Poesie und der „Romanzen und Historien" im allgemeinen und ihrer inneren Beziehungen erwarten könnte. Mit Ausnahme von Nr. 8, ferner von den drei orientalischen Erzählungen (Nr. 4, 13, 16) sind diese episch-lyrischen Gedichte als Balladen zu bezeichnen. — Die Reihenfolge der obigen Analysen wurde durch die Chronologie bestimmt: diese bindet sich für die Nummern 1—19 an des Dichters Vorträge von eigenen Versen in dem „Berliner Sonntagsverein" oder „Tunnel über der Spree". Entstehung dieser Poeme vom Dezember 1842 bis zum Januar 1844 (genauere Datierung in dem Anhang meines Buches). Auslese der wichtigsten Varianten und Ungedrucktes (Nr. 14) nach den Reinschriften von der Hand eines Schreibers im „Tunnel"-Archiv. Eigenhändige Sitzungsberichte von den „Tunnel"-Sekretären; über „Götz von Berlichingens", das ist Strachwitz' Produktion für Nr. 1—8 (11. Dezember 1842 bis 5. März 1843) von „Cocceji", das ist Heinrich von Mühler, für Nr. 9—19 (20. August 1843 bis 7. Januar 1844) von „Platen", das ist Woldemar von Loos. — Nr. 20—22 wurden vielleicht schon im Sommer 1844, Nr. 23, 24 wohl erst 1847 abgefaßt. — Über den „Tunnel" vgl. vor allem Th. Fontane, „Chr. Fr. Scherenberg und das literarische Berlin 1840 bis 1860". Berlin 1885, S. 40 f. und „Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches". Berlin 1898, S. 255 f. — Strachwitz führte seine Nordlandreise im Sommer 1843 aus, nicht wie K. Weinholds „Lebensbild" des Dichters S. 36 behauptet: 1845. — Die Zahlen neben den obigen Gedicht-Überschriften gehen auf Weinholds Strachwitz-Ausgabe zurück („Gedichte von Moritz Graf Strachwitz. Gesamtausgabe. Mit einem Lebensbilde von Karl Weinhold. 8. Auflage. Breslau 1891). —

[2]) Abgesehen von den grundlegenden Veröffentlichungen Joh. Jac. Bodmers (Handschrift C des Nibelungenliedes) „Chriemhilden Rache und die Klage; zwey

zugänglich zu machen. Eine Fülle von dramatischen Bearbeitungen des rasch beliebt werdenden Themas sammelte sich an; das moderne Nibelungen-Epos und die Nibelungen-Ballade mußten bescheiden in den Hintergrund treten.[1]) Von jenen Schauspielen hat Strachwitz Fouqués Trilogie „Der Held des Nordens", 3 Bände, Berlin 1810 (I. Teil „Sigurd der Schlangentöter". Berlin 1808,)[2]) vielleicht kennen gelernt. Wertvollere Anregung mögen ihm zwei Balladen Tiecks und Uhlands „Siegfrieds Jugend" und „Siegfried der Drachentöter" — „Siegfrieds Schwert" und „Das Schwert" gegeben haben.[3]) Die beiden letzteren, die nach Simrock „das beste Muster einer dem Mittelhochdeutschen angenäherten und doch mit altertümlichen Anklängen nicht überladenen Sprache"[4]) sind, können

---

Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpuncte . . ." Zyrich 1757 und Heinr. Christoph Myllers „Der Nibelungen Liet, ein Rittergedicht aus dem 13. und 14. Jahrhundert". Berlin 1782, Friedr. Heinr. von der Hagens „Das Nibelungenlied". Berlin 1807 (eine sprachlich verfehlte Modernisierung), von demselben „Der Nibelungen Lied in der Ursprache". Berlin 1810, Aug. Zeunes „Feld- und Zeltausgabe". Berlin 1815 (Zeunes Übersetzung in ungebundener Rede erschien in der 2. Auflage. Berlin 1836), K. Lachmanns epochemachende Schrift „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth". Berlin 1816, 1. kritische Ausgabe von demselben. Berlin 1826. Über die weitere philologische Forschung vgl. Hermann Fischer, „Die Forschungen über das Nibelungenlied seit Lachmann". Leipzig 1874.

[1]) Nur Wilh. Jordans stabreimende „Nibelunge", nach nordischen Quellen abgefaßt (I. „Sigfridsage". Frankfurt a. M. 1868, II. „Hildebrands Heimkehr". Frankfurt a. M. 1874), hat berechtigten Anklang gefunden. — Die Siegfried-Chriemhild-Brunhild-Rüdiger-Dramen beanspruchen bereits eine eigene Geschichte: vgl. Hans von Wolzogen, „Der Nibelungenmythus in Sage und Literatur". Berlin 1876, S. 62 f, Carl Rehorn, „Die Nibelungen in der deutschen Poesie". Frankfurt a. M. 1876, S. 25 f, Steinhammer, „Die Nibelungendramen seit 1850". Leipzig 1878, Gottschall, „Studien zur deutschen Literatur". Berlin 1892, S. 3 f. (unbedeutend, auf Wolzogens Schrift beruhend, in Daten und Namen fehlerhaft!), Adalb. von Keller, „Uhland als Dramatiker". Stuttgart 1877, S. 378, Nr. 22 „Die Nibelungen" u. s. w.

[2]) Daraus war „Der gehörnte Siegfried in der Schmiede. Dramatische Scene von D. L. M. F." in Fr. Schlegels „Europa". 1803 II. Heft, S. 82 f. erschienen. Eine tiefere Bedeutung hat dieses Vorspiel — „Fafners" Tötung — für Strachwitz nicht besessen. „Der Held des Nordens" kam neu abgedruckt heraus in Fouqués „Ausgewählten Werken". 12 Bände. Halle 1841, I, II.

[3]) Tiecks „Gedichte". 3 Bände, Dresden 1821—1823, 1, 263 und 269 („Siegfrieds Jugend" z. B. auch in A. Nodnagels „Deutschen Sagen aus dem Munde deutscher Dichter und Schriftsteller". Dresden und Leipzig 1836, S. 197); Uhlands „Gedichte" (zitiert nach der 4. Auflage. Stuttgart und Augsburg 1856), S. 330 (zuerst in Fouqués „Musen" 1812, 2. Quartal) und S. 197 f. Auf Strachwitz kann vielleicht auch Simrocks „Siegfried der Drachentöter" anregend gewirkt haben: in den „Rheinsagen". Bonn 1827, 5. verbesserte Auflage 1857, S. 36 (aus dem 12. Abenteuer von „Wieland der Schmied". Bonn 1835, 3. Auflage. Stuttgart und Tübingen 1851, S. 93 „Wie Siegfried Mimen erschlug").

[4]) In der Vorrede seiner Übersetzung des Nibelungenliedes, Berlin 1827, S. XI. Hingegen verurteilt er Tiecks Sprache mit ihren „Freiheiten, die weder die heutige noch die ältere deutsche Sprache gestattet" als „zu gewalttätig".

ihn stilistisch beraten haben. Jedenfalls wird in Tiecks und Uhlands Dichtungen der gleiche Gegenstand behandelt, den Strachwitz in dem ersten Teil seines „Schlangentöters" (Str. 1—8) in Angriff nahm: des Helden Schwert und des Helden Drachenkampf. Die Grundlage für sein Gedicht bot ihm, hauptsächlich stofflich die Volsunga-Saga,[1]) hauptsächlich formal, doch auch in der Tonart und in einzelnen Zügen der Darstellung, das Nibelungenlied. Sein nordischer Sigurd unterscheidet sich von dem deutschen „Sivrit von Niderlanden" nur nominell. Diese wie jene Gestalt mußte dem Lobredner Rolands („Rolands Schwanenlied") hochwillkommen sein.[2])

Schwert und Kampf. Im übrigen begnügt sich der Dichter in noch höherem Maße als bisher mit kargen Andeutungen. In der 2. Strophe setzt die eigentliche Erzählung ein: der Drache Fafnir hütet einen Goldschatz. Die Erwerbung und der Wert des verhängnisvollen Hortes werden verschwiegen.[3]) Gleich darauf kommt Strachwitz auf Sigurd zu sprechen; warum dieser „der kühnste Held mit Fug" geheißen werden darf, das behält er für sich[4]) — der folgende Streit sagt dem Leser oder Hörer seiner Dichtung genug. Auch die Herkunft und Entstehung des Heldenschwertes bleibt im Grunde verhüllt; der Recke empfing es „durch Göttergunst".[5]) In allen diesen Fällen hat die Volsunga-Saga für den Dichter zu reden. Schon in der Detail-Beschreibung des Schwertes beginnt Strachwitz eigene Pfade zu gehen (Strophe 4).[6]) Ebenso, wenn er den

[1]) Nur in der Volsunga-Saga fließen die Nachrichten über Fafnir reichlicher; teilweise wörtlich stimmen sie mit dem Bericht der Edda-Lieder, ihrer Grundlage, überein; darauf weist Friedr. Heinr. von der Hagen besonders hin: „Nordische Heldenromane." 5 Bände, Breslau 1814—1828, 4, 38. In Simrocks „Edda". Stuttgart und Tübingen 1851, S. 161 f., in Hugo Gerings „Edda". Leipzig und Wien [1893], S. 202 „Fafnismal". — Norna-Gests-Saga: „Nordische Heldenromane" 5, 131 f. Nach der Wilkina-Saga erschlägt Siegfried den Lindwurm mit einem Baum und einer Holzart: „Nordische Heldenromane" 2, 29, ebenso kämpft der „hörnen Siegfried": von der Hagens „Heldenbilder". 2 Bände. Breslau 1823, 2, 5. 7.

[2]) Die deutsche Heldensage „vergöttert in Siegfried den Menschen, der sich in Roland vor Gott demütigt": Widmung von Wilh. Grimm in „Rolandes Liet". Göttingen 1838.

[3]) 22. und 23. Kapitel der Volsunga-Saga: „Ursprung Sigurds des Fafnirtöters" und „Reigin singt von Fafnir, seinem Bruder", in den „Nordischen Heldenromanen" 5, 61 f. und 66 f.

[4]) Vielleicht zu beziehen auf das 26. Kapitel: „Sigurd rächt seinen Vater an Hundings Söhnen" S. 75 f. Der Recke haut die Königsbrüder Lingi und Hiorward mit dem Schwerte Gram durch Helm und Haupt, Panzer und Leib.

[5]) Kapitel 6 „Signi, Volsungs Tochter, wird an Siggeir vermählt". S. 12 f. Sigmund, der Sohn König Volsungs und Vater Sigurds, hatte das Schwert bei der Vermählung seiner Schwester von dem Ahnherrn seines Geschlechtes, Odin, selbst empfangen.

[6]) 24. Kapitel „Reigin schmiedet das Schwert Gram", S. 71 f.

mutigen Degen ausrufen läßt: „Den Lindwurm muß ich sehn" (Strophe 5). Nach der nordischen Überlieferung wird Sigurd von dem Schmied Regin, Fafnirs arglistigem Bruder, erst dazu gemahnt, „seine Verheißung zu erfüllen" (S. 75). Doch erklärt wenigstens der Held der Sage dem sterbenden Fafnir auf die Frage, wer ihn zu seiner Ermordung angestiftet habe: „Hiezu spornte mich mein tapferer Mut" (S. 84). Während dieser jedoch das Untier meuchelmörderisch mit scharfem Stahl durchbohrt,[1]) erlegt es Strachwitz' Sigurd in langem und schwerem Kampfe (Strophe 6, 7). Von des Schlangentöters Hörnung vollends weiß die Volsunga-Saga nichts zu melden. Der Dichter selbst macht zum Schlusse seiner Schilderung (Strophe 8) auf seine zweite Quelle aufmerksam:

Das hat die Nibelungennot euch lange schon erzählt.[2])

In diesem Punkte hat er am deutlichsten die nordische mit der deutschen Überlieferung verschmolzen. Strophe und Sprache gemahnen noch stärker an das mittelhochdeutsche Epos.

Strachwitz hat den Schatzhüter ganz allein als einen giftigen, grimmen „Lindwurm" gezeichnet. Daß dem Unhold eigentlich Menschengestalt zukommt, daß er der Menschensprache mächtig ist und seinem Überwinder den sichern Untergang durch die Macht des roten Goldes weissagt — alle diese Daten hat er preisgegeben. Er beschränkt sich im Kerne auf eine eng begrenzte, aber lebhafte Kampf-Schilderung;[3]) den Repräsentanten des Gedichtes läßt er die Handlung souverän beherrschen. In seinem „Schlangentöter" hat er keine Ballade in ursprünglichem Sinne geschaffen — und auch nicht schaffen wollen.

Das bestätigt überzeugend der zweite Teil des Gedichtes (Strophe 9—12). Der Poet hat sein „Lied aus grauem Nord" nur gesungen, um an die graue Vorzeit die helle Gegenwart zu knüpfen. Hat er doch schon in dem Eingang des „Schlangentöters"

---

[1]) 27. Kapitel „Sigurd erschlägt Fafnirn", S. 81 f. Fafnirs Ende wird sehr knapp berichtet. Sigurd stößt dem ahnungslosen Gegner sein Schwert bis ans Heft in den linken Bug. „Und als der große Wurm seine Todeswunde fühlte, da schlug er mit dem Haupte und Schwanze, so daß alles entzwei brach, was ihm vorkam."

[2]) Simrocks „Nibelungenlied" (2. Band des „Heldenbuches). Stuttgart 1843, S. 18, Strophe 4, S. 145, Strophe 4, 7; S. 17, Strophe 2, S. 182, Strophe 5.

[3]) Die zahlreichen Kampfschilderungen in dem 2. Teil des Nibelungenliedes gewährten dem Dichter mancherlei Vorbilder; z. B. in Simrocks 2. Band des „Heldenbuches" S. 356, Strophe 2, S. 369, Strophe 1—3, wo „Durch Helm und Panzerringe der Held da Giselhern schlug". Auch Siegfrieds Schwert Balmung wird bemerkenswert ausgezeichnet: „das breite, schmucke Schwert" (ein ziere wâfen breit) 2c. S. 154, Strophe 7, seine „Waffe die war lang" S. 80, Strophe 3. — In Uhlands Gedicht „Siegfrieds Schwert" Strophe 11 macht der Held „ein Schwert, so breit und lang"; vgl. auch Uhlands „Roland Schildträger" S. 337, Strophe 11, Vers 3.

seinen Zweck offenbart: „Vielleicht, daß auch ein altes Wort in junge Flammen setzt." Während ein Schiller in einer seiner herrlichsten Romanzen mittelbar seine Gesinnung verkündet, trumpft dieser Autor seinen Zuhörern seine Meinung ins Gesicht. Der Meister in dem „Kampf mit dem Drachen" eifert gegen den schlimmen Wurm des widerspenstigen Geistes; Strachwitz bekämpft schließlich direkt den Drachen des gemeinen Schachers.[1]) Die eigentümliche Streitlust des „Erwachenden" glüht hier in der alten Stärke fort. Er hat ihr nur ein neues, etwas dauerhaftes Mäntelchen umgehängt. Wie ehedem predigt er den Kampf gegen Schelme und Lumpen. Wie er sich den „Sieg der Kraft" in Wahrheit vorstellt, darüber wird man auch bei dieser Gelegenheit schwerlich ins reine kommen. Gerade der Schluß des Gedichtes leidet an unklarer Willensäußerung. Dieses ungünstige Endergebnis kann jedoch den Glanz der poetischen Darstellung und des sittlichen Pathos kaum verdunkeln.

Greift Strachwitz in der vorliegenden gedruckten Fassung des Gedichtes das spekulierende Ellenkrämertum und seine Gleichgültigkeit der sozialen Not des Volkes gegenüber an, so hat er mit dieser Neuerung die Richtung des „Schlangentöters" bestimmter fixiert. Ehemals deklamierte er eine donnernde Philippika gegen das „kriechende Philistertum," das für „Jugendkraft und Thatenruhm" kein Verständnis erübrige. Das war völlig der Ton des „Erwachenden." Nicht am wenigsten stört in jener rhetorischen Prunkrede die einseitige Wiederholung des Schlagwortes „Gold". Der „Tunnel", der Strachwitz in dem „Schlangentöter" kennen und schätzen lernte, tadelte denn auch mit Recht — und mit dem besten Erfolge — „den Mangel an Steigerung, da wo der Dichter den Götzendienst des Mammons in seiner Verächtlichkeit darstellt. Herr Sigurd selbst mußte eingestehen, daß der Drache, mit dem er im Verein zu kämpfen habe, ein scharfes Auge besitze, und daß er besser tue, sich an dieser Stelle die Schienen etwas fester zu schnüren". Von diesem Mangel abgesehen, „schlug das Gedicht wie eine 24pfündige Kanonenkugel in die Verschanzungen der Kritik hinein; Faschinen, Schanzkörbe und alles Verteidigungswerk des kritischen Ohres stob im Nu auseinander, und durch die erste Bresche zog der „Schlangentöter" mit Akklamation ein". Das Debüt war glücklich abgelaufen. Strachwitz'

[1]) Schon der Hinweis auf Schiller erhellt, daß die Verbindung des alten Drachenkampfes mit den Kämpfen der Neuzeit dem Dichter keine Schwierigkeit bereiten konnte: vgl. Ludwig Ad. Stöbers Gedicht „Gustav Adolf der Schlangentöter" 1830 (Stöbers „Gedichte". Hannover 1845, S. 194) in Arnold Schlönbachs „Handbuch der deutschen Litteratur der Neuzeit". 3 Bände, 2. Auflage. Hildburghausen 1870, 2, 46. Graf Alex. von Würtemberg verlangte in einem seiner Sonette „Gegen den Strom". Stuttgart 1843, S. 22 einen zweiten Sanct Georg gegen den Drachen der Klagen und des Zweifels u. s. w.

„Schwert, ein langes, breites“ wurde in dem „Tunnel“ sofort zum geflügelten Worte erhoben.

## 2. Das Lied von der armen Königin. S. 298.

Varianten.

Ursprüngliche Strophe 4, im Druck ausgelassen: Wie wallte auf den schwarzen Sammt | Das schwarze Gelock herab, | Wie hat das Aug' so kühn geflammt | In der Fürstin Herz hinab!

In seiner üppigen Berliner Studentenzeit wurde Strachwitz, wie es scheint, von „hoher“ und „niederer“ Minne in raschem Wechsel hingenommen. Er hat damals sein „Böses Gewissen“ bekannt und in „Einer Nacht“ (Handschrift) das gleiche Geständnis wiederholt. Eigene Erfahrungen legten ihm das Motiv: der Mann zwischen zwei liebenden Frauen — nahe. Nach zwei Richtungen konnte er dieses ausspinnen. Einmal konnte er seinen Helden als einen lediglich Leichtfertigen, das andere Mal als einen Falschen hinstellen, auf der einen Seite konnte er ihn — nach der äußeren Rangstufe betrachtet — hinauf-, auf der anderen Seite hinabsteigen lassen. Das erste Thema ergab dem Dichter „Das Lied von der armen Königin“.

Die vorliegende Ballade zeichnet sich vor allem durch gewaltige Kontrast-Wirkungen aus. Reich und dennoch arm, eine Königin und doch eine Bettlerin! Das wird in der Einleitungsstrophe einfach behauptet und in der Schlußstrophe als die Folgerung der Erzählung mit höchstem inneren Nachdruck wiederholt. In je vier Strophen hebt sich die Handlung über die persönlich gefärbten einführenden Verse empor. Von der Königin verabschiedet sich der Junker „vor des Prunksaals off'ner Thür'“ (Strophe 2—6); darauf hält sie sich in einem Monolog ihr Glück vor, ringsum alles, so weit ihr Blick in den mondbeglänzten Gau hinausreicht, ihr Eigen nennen zu dürfen, ihr Eigen auch Schwert, Mund und Herz des geliebten Ritters (Strophe 6—9); endlich erkennt sie ihren Irrtum: sie hört drunten im Garten seine Stimme, mit einer andern Frau schwelgt er in Lust und Liebesglut (Strophe 10—12). So schlägt ihr „Wonnensturm“ in „ungeheuern Harm“ um.

Die Rivalin der Königin bleibt im Hintergrunde. Der heißblütigen Fürstin Gestalt in Wonne und Weh wird allein erhellt, neben ihr der „schlanke, kühne Fant“. Schon der „Tunnel“ bemerkte, „daß der Ritter sich nicht kalt verneigen dürfe, wenn anders die Königin sich noch geliebt wähnen dürfe“. Der Tadel wurde damals von dem Dichter als berechtigt anerkannt; er hat diesen Fehler bei der letzten Revision jedenfalls nur übersehen. Ebenso zu bedauern ist, daß er in dem Streben nach knapper, sauberer Prägnanz die vierte Strophe der ersten Fassung gestrichen hat. In den Versen:

Wie hat das Aug' so kühn geflammt
In der Fürstin Herz hinab!

wird gerade bekundet, warum sie sich seiner Liebe rühmen durfte. In der gedruckten letzten Redaktion des Gedichtes scheinen die einrahmenden Verse jetzt nichts mehr zu bedeuten als gesuchte Gegensätze. Dagegen hat es sich der Dichter vollberechtigt von vornherein erspart, den Ausgang des Verhältnisses von Königin und Junker zu beleuchten. Mit einer solchen Erklärung wäre er über das zu Anfang ausgesprochene Ziel seiner Ballade hinausgegangen. Er gibt eine kompakte Szene aus dem Hofleben der Großen, einen Ausschnitt, einen Einblick; damit hat er sich Genüge getan.

In dem vollen Fluß des Vortrags, aus dem die pathetische Deklamation der Königin mit ihren rhetorischen Versparallelen hervorragt, herrscht vor der volkstümlichen Ungezwungenheit ein kunstvoll gehobener Stil. Ein paar Wendungen klingen kaum merklich an die Heinesche Ausdrucksweise an.[1]) Daher wurde „Das Lied von der armen Königin" vom „Tunnel" im großen und ganzen beifällig aufgenommen. Dem Vorwurfe „Collins" (das ist Dr. Siegmund Sterns), „schon im Titel den Inhalt des ganzen Gedichtes weggehabt zu haben", wurde erfreulicherweise kein Gehör geschenkt. Vielmehr darf man das wohlwollende Urteil unterschreiben, welches H. von Mühler der Ballade nach der zitierten Ausstellung zu teil werden ließ: „Doch wies das Ganze sich auch hier, wie in früheren Produktionen, als der volle, frische Erguß einer lebendigen, gestalthaften Individualität, die mit fester Hand in den Schatz ihrer Phantasie hineingreift, ohne viel zu wählen und zu klügeln das erste beste Gebild herausholt und es auf seine eigenen, tüchtigen zwei Beine in die Welt hinstellt und sagt: ‚So soll's sein!'"

## 3. Das Lied vom falschen Grafen. S. 256.

### Varianten.

Strophe 1, Vers 3: Eginfried Strophe 2, Vers 7: [Bei] Grafenwort Strophe 2, Vers 8: guter Ritterart Strophe 4, Vers 5–8: Gen Jütland in

[1]) Heine hat in einem Liede wie Strachwitz in seiner Ballade die Gegensätze von Reichtum und Armut in der Liebe herausgearbeitet: „Heinrich Heines Sämtliche Werke" (Elster) 2, 8, Nr. 10, zuerst in Friedr. Steinmanns „Musenalmanach für 1843" S. 299, dann erst in den „Werken" 1876. — Der Eingang des Strachwitzischen Gedichtes kann an den bekannten Anfang der Lore-Ley erinnern: „Sämtliche Werke" 1, 95, Nr. 2. — „Es war ihr gar zu heiß": dieser Vers wirkt in Verbindung mit dem vorangehenden: „Die Königin an das Fenster lief" — was Strachwitz keineswegs beabsichtigte — fast wie eine Heinesche absichtliche Trivialität. Auch Heine verfaßte derartige bedeutsame Strophenschlüsse: „Es dunkelte gar zu sehr" 1, 98, Nr. 7, Strophe 7, „Der Abend ist gar zu kalt" 1, 101, Nr. 12, Strophe 4.

meines Vaters Saal | Zu Meere führ' ich dich hin, | Dort sollst du sein mein stolzes Gemahl | Vielschöne Königin. Strophe 7, Vers 1—4: „Eh' schlinge mich ein der Woge Wuth, | Eh' meine Treue zerthaut!" | Da rauschte in der Meeresfluth | Das Ruder doppelt laut.

Ich bring' euch wieder ein altes Lied
Von schwerem Liebesleid,

hebt Strachwitz „Das Lied vom falschen Grafen" an. Das Wort will allgemein aufgefaßt werden. Doch ist zu beachten, daß dieses „Lied" einst unmittelbar nach „dem Lied von der armen Königin" zum Vortrag gebracht wurde. Aber nicht bloß in dem Vorlesungstermin und dem Titel steht dieses mit jenem in naher Beziehung, sondern auch durch wichtigere, innere Momente. Der „falsche Graf" ist jene zweite Variation des vorigen Süjets, die vorher angedeutet wurde. Das „zweite Lied" ist zeitlich und räumlich umfangreicher, handlungsweiter und geschlossener, greifbarer und tiefer ausgestaltet worden. Auch in diesem Falle waltet die freie Erfindung. Nur der Held der Dichtung hat einen individuellen Rufnamen erhalten: „Walafried"; diesen aber hat Strachwitz — wohl der Vers-Euphonie wegen — nachträglich für „Eginfried" eingesetzt. Auch die Oertlichkeiten werden nur in den äußersten Umrissen fixiert. Personen und Schauplatz waren eben vollkommen dem Belieben des Dichters anheimgestellt.

Die Wege, die Strachwitz in seinem zweiten „Liede" beschritten hat, waren ihm diesmal von zwei respektabeln Vorläufern geebnet worden, von Eichendorff und von Chamisso. Die Eichendorffische „Hochzeitnacht" („Gedichte". Berlin 1837, S. 475) erzählt, wie ein spukhafter Ritter seine treulose Geliebte in ihrer Hochzeitnacht schweigend auf den Rhein hinausrudert. Sie hält ihn für ihren Bräutigam; er aber empfängt die ahnungslose „wie mit steinernen Armen". Der Tag bricht an;

Das Schifflein sah man gehen,
Die schöne Braut drin tot.

In Chamissos „Nächtlicher Fahrt" („Gedichte". 11. Auflage, Leipzig 1850, S. 270) ladet ein Fischer ein Mädchen zu sich ins Boot ein, um mit ihm in den wogenden, glutprangenden Abend zu fahren. Noch heißer als er begehrt sie die Lustfahrt zu unternehmen. Seiner Warnung zum Trotze steuert sie aufs offene Meer hinaus; und als er endlich droht:

Unsinnige, wende das Steuer!
Du bringest uns beide in Not (Strophe 5) —

da übt sie, deren Haß jetzt zügellos hervorblitzt, an dem Verräter ihrer Liebe furchtbare Vergeltung. Nach vollbrachtem Morde stößt sie den Dolch in die eigene Brust. Ein Wrack treibt ans Ufer,

Es lagen darauf zwei Leichen,
Gebadet in ihrem Blut.

In der „Nächtlichen Fahrt" fand also Strachwitz eine nächtliche Meerfahrt, sowie die Rache eines betrogenen Mädchens, das den Falschen selber in den Tod fährt. In der „Hochzeitnacht" sah er den Rächer unerkannt oder verkannt das Boot rudern. Er gab dem Dinge unter Beibehaltung jener überlieferten, feststehenden Züge eine neue und höchst eigenartige Wendung. Dem Meer erteilte er vor allem eine tiefere, persönliche Bedeutung. Der Däne Walafried schwört am umschäumten Kreidegeklipp einer Norwegs-Fischermaid ewige Treue:

Eh' schlinge mich ein der Woge Wut,
Eh' meine Treu' zertaut!

Wild und laut brüllt dazu die bäumende Flut. Und als er die Verführte verläßt und mit der jungen, betörten Königin über das brausende Kattegatt nach Jüttland flüchten will, gerudert von eben jener braunen Dirne, deren Angesicht ihm die übermäßig finstere Nacht verschleiert — da ruft diese wohl das Unheil herauf, aber erst das Meer führt es wirklich herbei. Als die Fischerin den Nachen auf einen Felsen losstürmen läßt, gerade in der Minute, in welcher der Graf zum zweiten Mal schwört, nunmehr in den Armen der königlichen Ehebrecherin:

Eh' schlinge mich ein der Woge Wut,
Eh' meine Treu' zertaut! —

Da brüllt die rächende Flut höhnisch laut. Sie vollstreckt an den Schuldigen die gerechte Strafe; erscheint doch auch das Fischermädchen durch ihren Mordanschlag mit einem Makel behaftet. So repräsentiert das Meer in dieser Ballade das sittliche Prinzip: „Alle Schuld rächt sich auf Erden."[1] Über den furchtbaren Ausgang hat Strachwitz den schweren Purpur des Tragischen geworfen: der falsche Graf wird da von der Nemesis ereilt, wo er und sein königliches Liebchen der Erfüllung ihrer heißesten Wünsche entgegensehen. Diese Wirkung tritt mächtiger und reiner hervor als in den Balladen seiner Vorgänger. Er nahm seinem Gegenstande die blutrote Färbung des Chamissoschen Gedichtes, und er hielt sich ebenso von dem finstern Grausen und der geheimnisvollen Verworrenheit des Eichendorffschen Gedichtes fern. Die ersten vier Strophen referieren, wie der falsche Graf die Norwegs-Fischermaid und die junge Königin verlockt, die letzten vier umfassen die nächtliche Meerfahrt. Strophe 3 und 4 zeichnen sich durch kecke balladeske Sprunghaftigkeit aus. „Der Fant die Maid in die Arme schloß, | Fort ritt er mit leichtem

---

[1]) Ebenso auch in einem schwedischen Volksliede, welches Strachwitz aber wohl nicht kannte: „Herrn Peders Meerreise", in Rosa Warrens „Schwedischen Volksliedern". Leipzig 1857, S. 216.

Sinn" — der Wüstling hat seine sinnliche Begierde befriedigt. Besonders wortkarg wird der Abfall der Königin von ihrem Gemahl und ihre Hinkehr zu dem Grafen begründet: „Der Markgraf war ein junger Gesell, | Der König war ein Greis." [1]) Wie kernig ist endlich das Resultat der Geschichte in dem Abschluß zusammengedrängt! [2]) Des Grafen Schwur wird allein durch rhetorische Repetitionen hervorgehoben. Er „tönt stark und kräftig; nur sollte er nicht noch schwören bei Grafenwort und Ritterehr', wenn er schon geschworen „bei dem Sturm, der die rasende See durchpfiff" und „bei der Dirne eigenem Reiz," mäkelte die „Tunnel"-Kritik. Im übrigen zeigt die alte Fassung des Gedichtes in der Ausdrucksweise, besonders in einzelnen Worten der 4. Strophe eine höhere Volkstümlichkeit, aber auch, was die Motivierung von des Grafen und der Königin Flucht anbelangt, eine höhere Unsicherheit. „Gen Jütland in meines Vaters Saal | Zu Meere führ' ich dich hin," lautet die frühere Beteuerung des Ritters. Aus diesem Satze geht mit Bestimmtheit seine Absicht hervor, in einem Kahn über das Kattegatt rudern zu wollen. [3]) Diese Unwahrscheinlichkeit wußte H. von Mühler im Hinblick auf die Schifferin — von ganzem Herzen zu belächeln. „Die wilden Nordlandsmeere mögen kein Spielzeug und lieben es nicht, sich von einem Kinde mit dem Ruder streicheln zu lassen: ein ebenbürtiger Kämpfer ist ihnen nur der Sturm, der den scharfgebauten Kiel in die Arme nimmt und ihn,

---

[1]) Heine hat eine Ballade — wenn man will: ein „Lied" — aus lauter Andeutungen und Gegensätzen dieser Art komponiert: Werke 1, 215, Nr. 29 (zuerst im „Morgenblatt" 1831, vgl. Elsters Anmerkung 1, 537), Strophe 1: „Der arme, alte König, | Er nahm eine junge Frau." Ein blonder Page trägt ihr die Schleppe. Strophe 3, Schluß: „Sie mußten beide sterben, | Sie hatten sich viel zu lieb." — „Zu finster war die Nacht" — wie bei Heine: „Es dunkelte gar zu sehr" (vgl. oben S. 137, Anmerkung 1).

[2]) „Die Woge, sie zog die alte Bahn, | Und drunter lagen die Drei." — Auch Heine hat in den „Historien" (1851) eine „Nächtliche Fahrt" (Werke 1, 369) geschildert: „Und als wir stiegen in den Kahn | Wir waren unser drei." Strophe 12, Schluß: „Und als wir stiegen aus dem Kahn | Da waren wir unser zwei" („Chevychase"-Strophe). Der Dichter hat die mysteriöse Handlung selbst kommentiert: 1, 493. Er hebt die „fast ironische Ruhe der Natur, die von den Qualnissen der Menschenseele keine Notiz genommen hat", ausdrücklich hervor.

[3]) Strachwitz nahm das Kattegatt wohl in weiterem Umfange als üblich: es ist die stürmische und ungestüme, von Untiefen gefährdete Meerenge zwischen der Ostküste Jütlands und der Westküste Schwedens, die verbindende Straße zwischen Nord- und Ostsee. Jütland und Norwegen aber wird durch das Skager-Rack verknüpft, einen Nordseebusen von 15–20 Meilen Breite. Vgl. Ritters „Geographisch-statistisches Lexikon". 5 Auflage. Leipzig 1864 f. 1, 763, 2, 612; W. Hoffmanns „Encyklopädie der Erd-, Völker- und Staatenkunde". 2. Abdruck. 3 Bände. Leipzig 1864–1869, 2, 1199, 3, 369; Gust. Ad. von Kloeden, „Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa." 3. Auflage. Berlin 1877, 2, 325; J. J. Egli, „Nomina geographica". 2. Auflage. Leipzig 1893, S. 482.

der wütenden See zum Trotz, hohnlachend darüber hinträgt. Drum spare Deine kindischen Kräfte, junge Dirne, laß Wind und Segel sorgen und halte dein Steuer fest, und wenn dann Dänemarks Kreidegeklipp vor dir aufsteigt ... dann

> Einen raschen Griff in der Segel Band
> Den thue, Du braune Dirn',
> Losstürmt das Fahrzeug umgewandt,
> Nach der weißen Felsenstirn! —"

Strachwitz hat H. von Mühlers Rat nur im allgemeinen befolgt. Er ließ der braunen Dirne ihr Ruder, aber sie sollte es nur gebrauchen, um die Liebenden zu des Grafen Schiff hinaus zu fahren. In diesem Sinne verbesserte er auch den Anfang der 7. Strophe. Derartig verminderte er wenigstens die räumliche Ausdehnung der Fahrt. Unter solchen Umständen ist das „Lied vom falschen Grafen" als eine tüchtige dichterische Tat anzuerkennen. Schon ehedem wurde es in seiner zweiten Hälfte von der Ossianischen Nachtstimmung des „Nordland-"Mottos: „Im Wind brüllt kämpfend das Meer" (S. 228) durchzittert. Nunmehr genügt es vollends den Anforderungen der lebhaften Phantasie und der poetischen Lebenswahrheit. Es vereinigt den herben Schwung der Ballade mit dem stolzen sittlichen Pathos der Romanze.[1])

## 4. Türkische Justiz. S. 280.

### Varianten der „Erzählung".

Zwischen Vers 3 und 4 des Druckes: Voll Wolkengold und Himmelsblau, | Voll Blütenschmelz und Blütenthau, | Zwischen Vers 6 und 7: Wie man ihn liebt, wie man ihn kennt | Im farbenduft'gen Orient. — | Vers 21, 22: Es spielt des Westes leichter Sinn | Am Busen der Cirkassierin, | Zwischen Vers 22 und 23: Und löst mit freiem Buhlermuth | Den Schleier und die Lockenfluth: — | Vers 67, 68: Er späht, er lauscht mit Aug' und Ohr, | Er wirft sich hin, er springt empor. |

Die neue „Historie" hängt in einigen Punkten mit dem vorangehenden „Liede" zusammen. Aber ein neuer Himmelsstrich leuchtet darin, und andere persönliche Verhältnisse verketten sich zu neuer Anschauung. Den Dichter beschäftigt jetzt das Motiv: das Weib zwischen zwei liebenden Männern. —

Es war die Lektüre einer „Türkischen Geschichte" Byrons, welche Strachwitz zu seiner „Türkischen Justiz" führte. Der englische Poet erzählt, fragmentarisch, wie der Emir Hassan von seiner Lieblingssklavin, der Cirkassierin Leila, nächtlich hintergangen wird, und wie er an der Treulosen infolge davon die bekannte morgenlän-

[1]) Auf Grund dieser Leistung wurde Strachwitz' Spitzname „Götz von Berlichingen" von dem „Tunnel" alsbald durch das Anhängsel „Der treulose Kattegatte" bereichert.

dische Strafe des „Einsackens“[1]) vollzieht. Ihr Geliebter, der Franke, nimmt an dem Mörder blutige Rache. Im Bunde mit einer Räuberbande überfällt er den Türken: er erlegt seinen Todfeind in wildem Kampfe. — Aus Byrons Erzählung hat Strachwitz nicht bloß die Grundzüge, die Gestalten und in der Hauptsache die Begebenheiten seiner „Erzählung“ entlehnt, sondern er hat ihr auch mannigfache Einzelheiten entnommen. So lieh ihm der Dichterlord einen Teil des südländischen Apparates: die Huri, das poetische Liebesverhältnis von Nachtigall und Rose, den Yataghan; die Gazelle ist in der „Justiz“ der Antilope gewichen. Überhaupt hat Strachwitz in diesem episch-lyrischen Gedichte wie nie vordem und nie nachher eine detaillierte Schilderung des äußeren Lebens angestrebt. Die psychologischen Feinheiten Byrons, der die dämonische Glut abgrundtiefer Leidenschaft meisterlich ausstrahlt, hat er gegen eine Fülle oberflächlicher Reize eingetauscht.

Vielleicht wurde Strachwitz durch ein Freiligrathisches Gedicht, in dem auch die barbarische türkische Justiz waltet,[2]) dazu bewogen, den Schauplatz seiner Geschichte von Byrons Athen in die eigentliche Türkei, nach Konstantinopel zu verlegen. Notwendigerweise mußte der Lyriker den Szenenwechsel auf dem gegebenen Schauplatze beschränken. Er entfaltet nur zwei Situationen: einmal die Nachtfahrt des jungen Christen, während er die Cirkassierin, des Paschas schönste Sklavin, umarmt (58 Verse) und weiter einen zweiten üppigen Abend, an dem der Franke seine Geliebte erwartet; wieder ist sie sein, aber als eine Leiche (35 Verse). An diese beiden Szenen voll von sehr verschiedenen Empfindungen, der Lust und der Befriedigung, der Sehnsucht und der Qual, wird ein lakonisches Schlußwort geheftet. Wie eine bekannte, alttestamentlich-orientalische „Romanze“ Heines schließt:

Belsazer ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht. —[3])

[1]) Byron selbst hat in den Anmerkungen zum „Giaur“ auf andere „Einsackungen“ hingewiesen: „Lord Byrons Werke,“ übersetzt von Otto Gildemeister. 6 Bände. Berlin 1864—1865, 1, 46 („Byrons sämtliche Werke“, übersetzt von H. Kurtz. 10 Bände. Stuttgart 1845, 1, 54). Dasselbe Thema behandelt V. Hugo: „Der Mondschein,“ übersetzt von Freiligrath, in „Ferdinand Freiligraths gesammelten Dichtungen“. 5. Auflage. Stuttgart 1869, S. 75. — Von einer solchen Barbarei berichtet auch Helmuth Carl Bernh. Moltke in seinen „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839“. Berlin, Posen und Bromberg 1841, S. 36, 37.

[2]) Freiligraths „Gedichte“. Stuttgart und Tübingen 1838, 2. Auflage 1839, S. 98 „Die seid'ne Schnur“ I—III. Bemerkenswert ist, daß die Cirkassierin Freiligraths wie in dem „Giaur“ den Namen Leila führt. Wahrscheinlich wurde auch Freiligrath in diesem Falle, wenn auch nur ganz allgemein, von Byron angeregt.

[3]) „Belsazer“ in den „Romanzen“ der „Jungen Leiden“: Heines Werke 1, 46, Nr. 10.

so geht energisch und vielsagend die „Türkische Justiz" aus:

Der Pascha ward nach wenig Wochen
Von eines Franken Dolch erstochen.

Das fernere Wohl und Wehe des Giaurs durfte der Lyriker, respektive der Epiker „kleinen" Stils im Gegensatze zu Byron nicht berücksichtigen. Auch mußte er in seinem kurzen Gedichte — wieder im Gegensatze zu seinem Vorbilde — den Pascha so recht verschwinden lassen, als er ihn vorher auftauchen ließ. Der Pascha schmachtet nach seiner Schönen, und dann ereilt ihn das Verderben. Er tötet, um getötet zu werden. Daß er die Cirkassierin dem Tode überantwortet, das schließt man erst aus der jähen Katastrophe. Strachwitz umhüllt die letzten Vorgänge seiner Erzählung mit einem durchsichtigen Helldunkel. Das offene Geheimnis brütet, wie es dem Dichter von Byron nahe gelegt wurde.[1]) Die Spannung in der Schlußpartie wird um so voller herausgebracht, als in dem Vorangehenden die höchste Bestimmtheit und Abrundung in der Zeichnung imponiert.

Strachwitz betrat in der „Türkischen Justiz" zum ersten Mal den südlichen Boden. Der Süden verlangt andere, intensivere Farben und Formen als der Norden. In dem Bestreben, das satte Kolorit und die berauschende Üppigkeit des Orients wiederzugeben, hat der Dichter besonders in der ersten Fassung seines Gedichtes etwas zu dick aufgetragen. Dazu wurde er durch Byrons prächtige Schilderung, der sich einen solchen Reichtum bei dem größeren Umfange seiner Dichtung wohl gestatten durfte, angeregt und teilweise auch verführt durch den von ihm nach Byrons Muster erwählten Vortrag in unstrophischen Reimpaaren. Da reiht sich leicht ein kostbares Wort ans andere wie Perle an Perle auf glänzendem Faden.

Kurzum: die „Türkische Justiz" strotzt in ihrem ersten Teile von Vergleichen und Bildern. In der Beschreibung des mondscheinduftigen, leuchtenden Abends und namentlich auffallend in der Schilderung der blühenden, prunkenden Schönheit der Cirkassierin[2]) konnte sich Strachwitz nicht genug tun. Affekte und Leidenschaften hat er absichtlich gesteigert. Da begegnet es ihm denn auch, daß er sich zu Geschmacklosigkeiten verirrt. Die Maid wird ein „fleischgewordener Saitenklang" (Vers 40) geheißen, die Liebenden küssen sich bei jedem Ruderschlag (Vers 47, 48). Ebenso ist die glühende Sehnsucht des

[1]) Vgl. S. 14 der Gildemeisterschen Übersetzung: „Und niemand kennt sein Rätiel" ꝛc. Erst später wird dieses Rätsel völlig gelöst: „Ja, Leila schläft in tiefer Flut" S. 22. Aber noch der sterbende Giaur erklärt: „Sie starb . . . ich mag nicht sagen wie —" S. 33. An diese Zeile klingen Strachwitzische Verse an: S. 283, Vers 3, 4.

[2]) Byrons vorbildliche Malerei S. 19 ist auch in dieser Hinsicht viel tiefer und seelenvoller geraten.

jungen Christen, der am Ufer des Bosporus harrt, „die Arme zum Umschlingen fertig," übertrieben worden; in der ersten Redaktion: „Er wirft sich hin, er springt empor," in der vorliegenden Redaktion „Sein Herz die Brandung überpocht" (Vers 68). Strachwitz konnte daher sein Gedicht nur bereichern, wenn er den Überfluß eindämmte. Die drei ausgeschiedenen Verspaare des 1. Teiles, die teils allzu vollblütig, teils zu prosaisch-trivial ausgefallen waren, werden gern vermißt. Zu diesen Kürzungen wurde der Verfasser vom „Tunnel" angespornt. Der „Berliner Sonntagsverein" ließ zunächst über die 2. Hälfte des Gedichtes „ein schonungsloses Anathema" ertönen, und selbst „das arme Mädchen" wurde „mit einem Hagel von kritischen Bomben überschüttet."[1]) In der Darstellung fand mancher „manches zu viel, manches zu blendend. Erfahrene Seeleute warnten den Dichter vor den verborgenen Klippen, die auf solcher Seefahrt ihn bedrohen, vor der Gefahr, durch reizende Schilderungen selbst hingerissen, den Inhalt seines Gedichtes mit minderer Sorgfalt zu behandeln und ein königliches Gewand auf einen Haubenstock zu hängen".

## 5. Sonst und jetzt. S. 291.

Varianten.

„Alte und neue Liebe". Strophe $11_3$: brausenden Schecken. Strophe 16, Vers 1—4: Der Ritter fehlt, das Fenster klingt, | Sie steigt und zittert vor Schrecken, | Das Fräulein er auf den Schimmel schwingt, | Sich selber auf den Schecken.

Könnt' ich dich ritterlich umfangen,
Dann wäre frei und hoch mein Mut —

Aber

Kein Ritterschlag ist zu verdienen,
Da wo zum Ritter schlägt das Geld,

hatte Strachwitz der Geliebten geklagt; seine erhitzte Phantasie hatte eine klirrende Ritterschlacht, Schwerterleuchten und Helmbuschwehen heraufbeschworen. „Ohnmächtige Träume!" Dieses Poem (S. 197) gefiel dem „Tunnel," aber nicht zumeist in jenem Punkte, wo es der Autor am sehnlichsten gewünscht hatte. „Der Dichter meinte, die Unterhaltung mit der Geliebten sei eigentlich nur der Rahmen des Gedichtes — die Schilderung der Schlacht die Hauptsache. Aber die Kritiker des Vereins ... fanden in der romantisch-wahren Empfindung, die das frische, jugendliche Herz gegen die Geliebte ausspricht, den eigentlichen, dichterischen Inhalt, in der Schlacht-

[1]) Eine Verherrlichung der Immoralität hat niemand in der „Türkischen Justiz" erblickt. Nach türkischem Gesetz sollte der Christ dem Henker verfallen, und er tötet sogar den betrogenen Pascha. Aber die Cirkassierin war im Grunde nur eine Sklavin des Türken, seine Liebe war ihr aufgedrungen worden.

Schilderung den mit Vorliebe behandelten und darum über das Maß hinausgewachsenen Schmuck des Gedichts. Schild und Schwert und ein tüchtiges Dreinschlagen machen noch nicht den Ritter — reiche Worte und Bilder noch nicht den Dichter . . ." Und bald darauf entstand „Alte und neue Liebe." Was man Strachwitz in den „Ohnmächtigen Träumen" verwehrt hatte, das wollte er jetzt stärker und selbständiger aufkommen lassen. Nur unbedeutend änderte er seine Richtung. Er plaidiert feurig für die alte, von den gebildeten und überbildeten Zeitgenossen verspottete und verlachte Zeit des Wahnes und der Roheit; ihn empört die kalte Gegenwart mit ihren trägen und trüben Leuten, die laue und langweilige Wohlanständigkeit. Er erwärmt sich für freie, frische, freudige Liebe glühend und toll in ihrem Gebaren, ungezwungen in ihrer Begierde und Hingebung, heilig in ihrem innersten Wesen. Offenbar schwebte ihm bei diesen Klagen und Anklagen das lose Berliner Leben und Treiben vor. —

Daher stellt er dem zimperlich öden Minnedienst des Salons von heute die kecke und kühne Erotik von Anno Dazumal gegenüber. In der „Alten und neuen Liebe" begnügt er sich nicht mehr mit dem Aufwande einer emporflutenden und wieder zerfließenden Vision; er entwirft einen Roman en miniature. In drei kausal leicht verknüpften, dramatisch fortschreitenden Szenen: Mondscheinserenade, Turnier und Entführung gestaltet er eine erträumte ideale Welt. Wie er in den „Ohnmächtigen Träumen" seine Geliebte erstreiten, ihre Gunst und ihr Glück mit seinem Blute, ja mit seinem Leben erkaufen möchte, so zeigt er hier einen Ritter auf den gefährlichen Pfaden der Leidenschaft, dem eigenen Triebe, nicht dem Zwang gehorchend. Und auch in „Sonst und jetzt" waltet lediglich eigenmächtige Erfindung. Strachwitz nahm sich nicht die Zeit, nach einem Sagen- oder Geschichtsstoffe Umschau zu halten und diesen für seine Zwecke zuzurichten. Der Ritter und das Fräulein — dieses Paar ist eben im Grunde der Dichter und seine Geliebte.

Wie die Schlacht Schilderung der „Ohnmächtigen Träume" hat Strachwitz die gegenständliche Handlung mit durchaus persönlicher Einrahmung ausgestattet. Leider spann er diese Umrahmung zu breit aus: Einleitung und Abschluß treten einander unsymmetrisch gegenüber. Zuerst (Strophe 1—5) fingiert er eine ironische Reflexion, die er der Geliebten über ihr gemeinsames Liebesleben zum besten gibt, dann bricht er sie ab, um in mehr objektiver Weise (Strophe 6, 7) gleichsam für sich die schöneren Zeiten des Rittertums zu preisen; in den drei Schlußstrophen endlich zieht er wieder bitterböse Vergleiche zwischen dem Sonst und Jetzt, dieses Mal aber nicht mehr zu eigenem Vergnügen oder seiner Dame zugekehrt,

sondern mit Rücksicht auf ein größeres Publikum. Strophe 6 und 7 einerseits und Strophe 17 und 18 andererseits hätten jedoch vollkommen ausgereicht, um seine individuelle Meinung zu bekunden. Besonders wären durch eine solche Einschränkung zumal in der Einleitung mancherlei, an Heine gemahnende antithetische Prosaismen und Sarkasmen getilgt worden.[1]) Die eigentliche Handlung, in je drei Strophen zusammengedrängt, voll Farbe und Bewegung, muß dagegen als ein Meisterstück anschaulicher Entfaltung, der Klarheit und Prägnanz gerühmt werden. In welche innigen Beziehungen sind Junker und Dame, die beiden Personen (Strophe 9, 11, 16) von Anfang bis Ende gesetzt worden! In der ersten Fassung des Gedichtes kommt das Gefühl der Liebenden fast zu kurz. Die letzte (16.) Strophe der zweiten Redaktion gibt den Schecken und den Schrecken des Fräuleins für den bäumenden Schimmel hin, das Paar beginnt nicht erst die Flucht, sondern es flüchtet schon, und „seine Lippe berührt die ihre". Doch auch schon die erste Fassung nötigte dem „Tunnel" die gebührende Anerkennung ab. Man fühlte in der „Alten und neuen Liebe" hauptsächlich den aggressiven Spott heraus. „Pillen sind's, echte Rabarberpillen, um unsere moderne Vortrefflichkeit zu purgieren . . ."

### 6. Wie ein fahrender Hornist sich ein Land erblies. S. 284.

Mir ist, als hört' ich Horngeschmetter
In einem fernen Buchenwald . . . (S. 187, Vers 7, 8.)

Dem Manne des „fröhlichen Jagens" tönt es lieblicher und erfrischender als der stürmische oder geisterhafte Harfenschlag, von dem er später künden sollte. Kein Wunder, daß der Autor von „Rolands Schwanenlied" einmal einem „Hornisten" seine Neigung zuwandte, um Klanggewalt auch einmal in ihren edelsten und intimsten Effekten zu preisen. Veilleicht wurde er dazu obendrein von Uhlands „Singenthal" („Gedichte" S. 372) angeregt.

Der Dichter kam auf seinen Stoff durch die Lektüre einer der Grimmschen „Deutschen Sagen" (Berlin 1816). „Der lombardische Spielmann" (2, 110 Nr. 441) hat ihm zu seinem „fahrenden Hornisten" Modell gestanden. In durchaus freier Weise hat er die

---

[1]) Strachwitz spricht verächtlich von den „Leuten" wie Heine: Werke 1, 212, Nr. 22, Strophe 2; 1, 305, Nr. 7, Strophe 15. — „Wir schmachten uns von weitem an | Und küssen uns in der Nähe"; auch Heine verspottet die falsche Wohlanständigkeit 2, 12, Nr. 23. — „Und wenn die Sache aufs höchste kommt, | So mach' ich schlechte Gedichte": vgl. Heines Werke 1, 128, Nr. 72, Strophe 2. — Auch die „unendliche" Liebe und „schändliche" Langeweile muten Heinisch an; Heine langweilt sich in Versen sehr gern: 1, 76, Nr. 28, Strophe 3; 1, 222, Nr. 44, Strophe 1 2c.

Überlieferung verarbeitet; nur in der zweiten Hälfte der 6. Strophe nähert er sich wörtlicher Wiederholung. Was den Spielmann der Sage veranlaßt, zu König Karl zu kommen, darüber hat er in seinem Gedicht keine Rechenschaft gegeben. Der Eroberung Italiens und gar des Königs Desiderius wird mit keiner Silbe Erwähnung gethan. Auch die Gestalt Karls beansprucht keine tiefere Bedeutung; man erfährt nicht einmal, daß Karl der Große gemeint ist.[1] Nur die Taten des Spielmanns werden charakteristisch vorgeführt. Diesen zeichnet die Vorlage als einen schlauen, land- und leutegierigen Verräter, der sich vor seiner Dienstleistung Lohn ausbedingt und nachträglich den König an sein Versprechen erinnert. Sein Verdienst besteht in geschickter Wegweisung. Und als Sänger tritt er zunächst auf; aber sein Gesang wie auch später sein Hornblasen ist nur Mittel zum Zweck. Diese nebensächlich behandelten Dinge hat Strachwitz zur Hauptsache erhoben und eigentümlich ausgemalt. Sein Spielmann ist ein Künstler, der auf die Meisterung des Hornes wie kein zweiter geschult ist. Er kommt zu Karl ohne die Hintergedanken einer materiellen Bereicherung. Bei dem König herrscht — im Gegensatz zu der Quelle — lauter Frohsinn und Sonnenschein. Aus freien Stücken bietet ihm der Fürst alles Land an, das er mit seinen Klängen herab von einem hohen Berge erreichen könne. Gerade wie Uhlands greiser Herzog den Gesang des beerenlesenden Mägdleins aus entzücktem Herzen mit einer Landesschenkung belohnt: hügelabwärts nach dem Schall seines Hornes und dem Klange ihres Liedes teilt sich das Paar in das wilde Waldthal. Der Herzog wie der König werden von dem „hellen Ton" überwältigt (Strophe 2 in beiden Gedichten). Den Schauplatz der Hauptszene seiner Fabel wußte Strachwitz in einer anmutigen Neuerung zu begrenzen: er wählte das Terrain an dem herrlichsten deutschen Strome, dem Lieblingsfluß der deutschen Dichter, das Land am Rhein. Daß der Dichter einen welschen Spielmann ein Stück des rheinischen Bodens allein mit seinem Hornschall erwerben läßt, daran hat sich selbst in den aufgeregten Tagen des Beckerschen Rheinliedes kein deutscher Patriot gestoßen.[2] An das vorbereitende Spiel vor König Karl und die Besteigung des Berges (Strophe 1, 2—3) reiht sich die eigentliche Kunstprobe und die Besitzergreifung des Landes

---

[1]) Das versteht sich wohl in dem Zusammenhang „Kaiser Karl" von selbst, wenn auch z. B. in einem deutschen historischen Volksliede Karl V. als „Kaiser Karl" (1530) verherrlicht wird: J. Görres, „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek." Frankfurt a. M. 1817, S. 279.

[2]) Schließlich besagt der Anfang des Gedichtes nur: „Ein Spielemann aus Welschland kam." In Sachen der Kunst hat die Nationalität nicht die erste Stimme zu beanspruchen.

an (Strophe 4, 5—6). In diesem zweiten Hornblasen erweist sich der Hornist als ein „zaubrischer Spielmann", wie ihn Eichendorff liebt („Gedichte" S. 169), doch in seiner Persönlichkeit ganz verschieden von Eichendorffischen Sängern.[1] Er bezwingt mit seinem Liede Menschen und Natur, er bannt selbst die leblosen Körper, wie solche Kunst von germanischen Märchen und Volksliedern besonders elbischen Wesen zugeschrieben wird.[2])

Uhlands Gedicht endigt mit dem Hinblick auf das fernere, blühende Gedeihen des erworbenen Landes. Es stellt, wie Eichholz interpretiert, „den Triumph der Kultur über das wilde, nur dem Jäger nutzbare Land dar."[3]) In letzter Instanz bedeutet es eine Erklärung des Ortsnamens Singenthal. Wenigstens bricht es mit einer darauf bezüglichen, matten Bemerkung ab. Strachwitz' Gedicht türmt sich zu einem klaren, sonnigleuchtenden Gipfel. Sein Thema, die Macht der Musik, verliert er in dem persönlichen Abschluß nicht aus den Augen. Er möchte selbst ein solcher gewaltiger Spielmann sein. Dann aber sollte ihm sein Lied nicht Land und Leute erobern, sondern die Herzen seiner Zuhörer. Seine liebenswürdige Individualität offenbart sich hier in ebenso treu-

---

1) Zu erinnern ist auch an Rückerts Märlein „Der Spielmann" („Gesammelte Gedichte". Erlangen 1834 f., 1, 419), der Bäume, Fische, Mäuse, Bänke, ein Schloß und die Schloßbewohner nach seiner Geige tanzen läßt.

2) Rosa Warrens, „Schottische Volkslieder." Hamburg 1861. S. 1 „Lady Isabel und der Elfenritter", S. 8 „Der Elfenritter". — In Seeland sind die Elfen „unvergleichliche Spieler". Wenn das Elfenstück ertönt, „wird Alt und Jung, ja selbst das Leblose zum Tanzen getrieben": Friedr. Rühs, „Die Edda". Berlin 1812, S. 16. — In der „Elfenhöh" (Herders „Volkslieder", Werke in der Hempelschen Ausgabe, Berlin [1869], 5, 267, W. Grimms „Altdänische Heldenlieder". Heidelberg 1811, S 156 2c.) werden Fische und Vögel von dem Elfengesang berauscht, „der reißende Strom stand still dabei" (Strophe 4—6 in Grimms Übersetzung); vgl. auch in den „Altdänischen Heldenliedern" S. 84 „Mariboes Quelle", S. 173 „Das goldene Hörnlein". Die 11. Strophe des Strömkarls, eines schwedischen Wassergeistes, macht Tische und Bänke, Kannen und Becher, Greise und Großmütter, Blinde und Lahme, selbst die Kinder in der Wiege tanzen: E. M. Arndts „Reise durch Schweden im Jahr 1804", 4 Bände, Berlin 1806, 4, 241. Klein Gundela und andere schwedische Dirnen (vgl. Gottlieb Chr. Fr. Mohnike, „Altschwedische Märchen, Sagen und Schwänke." Stuttgart und Tübingen 1836, S. 126, Nr. 26, S. 129, Nr. 27, S. 247, S. 250 2c.) spielen, daß dem König erst sein Herz lacht und dann weint, daß alle seine Mannen und die Gläser tanzen, und daß selbst die Toten auferstehen. — „Der wunderliche Spielmann" betört mit seiner Geige die wilden Tiere; ein anderer Bruder Lustig in dem „Juden im Bart" bringt mit seiner Zaubergeige alles zum Tanzen: „Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch J. und W. Grimm". Hendelsche Ausgabe. Halle. S. 31, Nr. 8, S. 386, Nr. 110. Man denke auch an Hüons Zauberhorn in Wielands „Oberon", 5. Gesang, Vers 2450 f., an Horands süßen Gesang in der „Gudrun", Strophe 1415, 1558 2c.

3) Paul Eichholz, „Quellenstudien zu Uhlands Balladen." Berlin 1879, S. 58.

herziger wie origineller Weise.[1]) Frei von jeder lauten und vorlauten Rhetorik, fidel und doch kräftig wie eine morgendliche Waldhornmelodie, bewegt sich die Diktion in mancherlei archaistischen und vulgären Ausdrücken, namentlich in der ungedruckten Fassung des Gedichtes. Der „Tunnel", respektive H. von Mühler, bedauerte sehr überflüssig, pedantisch und verständnislos zugleich, „daß Götz auf die Form der Darstellung zu wenig Fleiß verwendet und die Bilder zu bescheiden und einfach ausgewählt hatte". Diese Bescheidenheit und Einfachheit, ein Rückschlag auf die schwere, prunkvoll veräußerlichende Überfülle der „Türkischen Justiz", ist aber dem schlichten Stoffe einzig angemessen. Jedenfalls hat Strachwitz in keiner andern Ballade so köstlich naive Frohlaune und echt deutsche Innigkeit verbunden. So mußten selbst die Tadler bestätigen: „Der rührende Gegenstand und die Tiefe der Empfindung erregte allgemeine Begeisterung." Des Dichters Herzenspathos trug den Sieg davon.

### 7. Der gefangene Admiral. S. 306.

O laßt den Sturm in euren Locken wühlen,
Um frei wie Sturm und Wetter euch zu fühlen.
Das Meer, das Meer macht frei!

sang Herwegh 1841 zur 6. Säkularfeier der Stiftung des Hansabundes.[2]) „Ans Meer, gleich diesem, baut die Kerker alle," hatte schon früher A. Grüns Gefangener in dem „Turm am Strande" ausgerufen.[3]) Strachwitz schuf zu jenen klangvollen Tiraden ein greifbares Gegenstück. Er vergegenwärtigte sich das Schicksal eines Seemannes und Kriegers, der auf einem Turme, fern vom Meere, lange Jahre gefangen gehalten wird, und der glühend nach seiner Heimat, dem freien Meer, hinausbegehrt. Der Dichter kannte die Brunst der Sehnsucht: „Ich wollt', ich wäre weit von hier in meerbespülter Bai . . ." (S. 176). Wohl entstand diese lyrische Klage lange

[1]) Simrocks Gedicht „Der lombardische Spielmann" (Simrocks „Kerlingisches Sagenbuch". Frankfurt a. M. 1848, S. 43), aus der gleichen Quelle geflossen wie Strachwitz' „Fahrender Hornist", ist eine saft- und kraftlose Versifikation, die nur in der Schilderung der italienischen Landschaft einen selbständigen poetischen Zug verrät — letzten Endes eine Geschlechtersage. Ein Vergleich der 6. Strophe der Strachwitzischen Dichtung mit der Schlußstrophe des Simrockschen Poems gibt den schlagendsten Beweis für die Treue, aber auch für die dilettantische Dürftigkeit der Simrockschen Produktion. Der rheinische Poet hat den „lombardischen Spielmann" in seine „Dichtungen", Berlin 1872, nicht aufgenommen.

[2]) „Die deutsche Flotte, eine Mahnung an das deutsche Volk." Anonym, Zürich und Winterthur 1841, wieder abgedruckt in den „Gedichten eines Lebendigen", 2 Bände, Zürich und Winterthur 1841—1844, 2, 26.

[3]) „Schutt". Leipzig 1835, S. 9, Nr. 3, Strophe 1. Aus dem „Turm am Strande" stammt auch das Motto zu den „Liedern eines Erwachenden".

nach seinem Berliner Aufenthalt. Doch komponierte er sehr bemerkenswert seinen „Seehelden," kurz bevor er selber den Ozean befahren durfte.

Für einen „gefangenen Admiral", wie er ihn gezeichnet, hat ihm die Geschichte mindestens kein unmittelbares Muster geliefert. Er baute auf gegebenem Fundament vollkommen unabhängig weiter. Vielleicht ging er von berühmten historischen Persönlichkeiten aus, die ihr Leben hinter festen Mauern mit einer Seele voll Tatenlust und Ehrgeiz beschließen mußten, und erst seine Phantasie stellte die besonderen Beziehungen — Seeheld und See — eigenmächtig her. Die jüngste Vergangenheit überbrachte ihm die Kunde von dem gefesselten Giganten auf St. Helena; er wußte, daß einst sein Liebling, der schiffbrüchige Richard Löwenherz, ohne das Lösegeld seiner Untertanen in österreichischem Kerker verdorben wäre, und er, der mit der Hohenstaufengeschichte wahrhaft vertraut war („Hie Welf"), kannte auch sicher das tragische Ende König Enzios von Sardinien, des schönen, vielgefeierten Bastards Kaiser Friedrichs II. Dieser Held und Sänger hatte sich vor allem bei der Insel Meloria 1241 in einem Seetreffen erprobt, seine Gefangenschaft im Bolognesischen Kerker, aus der ihn erst der Tod erlöste (1272 †), währte volle 23 Jahre; Strachwitz läßt seinen Seehelden über 33 dunkle Jahre klagen.[1]) Daß er nicht nach dieser historischen Figur griff, ist wohl auf seinen Wunsch zurückzuführen, gleichzeitig in Kürze eine brausende Seeschlacht zu inszenieren. Wieviel bedeutet aber ein mittelalterliches Seegefecht? Nichts von „tiefaufdonnerndem" und „kampferschüttertem" Meer. Der Mann der Neuzeit kann sich eine Seeschlacht ohne Gewehrsalven und besonders ohne Kanonenkrachen kaum noch ausmalen. In die Vorgänge, die Strachwitz in schlichter Großartigkeit schildern wollte, hätte ein gekröntes Haupt schlecht hineingepaßt. Die Majestät suchte er zu verinnerlichen. Er stellte einen „Seehelden" dar, und zwar, wie die gedruckte Fassung verdeutlicht, einen „Admiral". Einen Admiral und das neue, flotte Kriegs- und Seemannsleben, wie es damals in den Marineromanen der Cooper, Marryat, Smidt dem lesenden Publikum veranschaulicht wurde.[2])

---

[1]) Größere historische Darstellungen: Ernst Münch, „König Enzius". Ludwigsburg 1827 und „König Enzio" (1. Band „Der letzten Zeiten der Hohenstaufen"). Stuttgart 1841. — Enzio war auch poetisch verherrlicht worden: mit außerordentlicher Stimmungsmacht in einem episch-lyrischen Dialoge des Schwaben Balth. Friedr. Wilh. Zimmermann „König Enzios Tod" („Gedichte". Stuttgart 1832, S. 196), in Ignaz Hubs „Deutschlands Balladen- und Romanzendichtern". 4. Auflage. Würzburg und Karlsruhe 1870, S. 83; minder glücklich von Platen: „Werke". Herausgegeben von Carl Christ. Redlich. 3 Bände, Berlin [1881 f.], 1, 292 „König Enzios Grab".

[2]) Von James Fenimore Cooper: „Die Wassernixe oder der Tummler der Meere." Deutsch Frankfurt a. M. 1831, ebenda 1839, Stuttgart 1841 von C. Kolb;

In dem „gefangenen Admiral" hat Strachwitz einen gewaltigen, elegischen Monolog geschaffen wie Platen in dem ganz auf historischer Tradition gegründeten, ruhigeren „Klagelied Kaiser Ottos des Dritten" (Dezember 1833, Werke 1, 22). Sein Gedicht erhebt sich in kraftvoller dramatischer Steigerung; jede der fünf Strophen potenziert die Macht des sehr glücklich gewählten Refrains. Dem Admiral ist das Herz schwer, weil er sein heiliges, blaues Meer nicht sehen und hören, weil er auf ihm nicht fechten und sterben, und weil er in ihm nicht den letzten Schlaf schlafen kann. Ungezwungen fügt sich an den exponierenden Vorderbau des Gedichtes die Schilderung der Seeschlacht an, vorbereitet durch den Vers: „Kein Schuß den Sturm durchschallt." Die Erinnerung an die gefahrvollsten und ruhmvollsten Stunden seiner Aktivität bringt des Gefangenen Seele allmählich dermaßen in Glut und Schwung, daß sie sich auf Augenblicke mitten in das rauschende Toben und Getümmel hineinversetzt. Dem flammenden Verlangen folgt immer die Erfüllung in einem rasch empor- und rasch abrollenden Gedächtnis- und Phantasiebilde. Der Admiral glaubt die Seinen gegen den Feind zu führen; es tönt sein Kommando, die Kanonen donnern, er entert, er fällt — die Flagge bedeckt „den toten Heldenleib." [1]) Zu diesen Szenen der freiesten Freiheit bildet die dumpfe Stille des Kerkers einen schnei-

---

„Die zwei Admirale" in der Sammlung „Amerikanische Romane". Stuttgart 1840—1842, ferner Frankfurt a. M. 1842, Stuttgart 1843. — Auf Marryat und Smidt wird in der Analyse des „Geisterschiffes" zurückzukommen sein.

[1]) Strachwitz kann bei diesen letzten Bildern historische und sagenhafte Personen und Aktionen im Auge gehabt haben. Die Admirale Michiel Adrianszoon de Ruyter bei Messina (1676) und Horatio Viscount Nelson bei Cap Trafalgar (1805) bezahlten ihren Sieg mit der Todeswunde. — Von dem Meer als „Heldengrab" berichtet schon die „Edda": die Leiche des Lichtgottes Baldr wird von den Göttern dem Meere anvertraut (Kapitel 49 der Gylfaginning, Simrocks „Edda" S. 281, Gerings „Edda" S. 345), und ebenso begaben sich Nordlandkönige wie Hako, Harald, Sigurd auf die offene See hinaus, um mit ihrem Schiffe unterzugehen: poetische Bearbeitung dieser Sagen von Karl Lappe („König Hakon" in seinen „Sämtlichen poetischen Werken". 6 Bände. Rostock 1836, 2, 87), Adolf Bube („König Hako" in seinen „Romanzen und Balladen". Gotha 1850, 2. Auflage 1853, S. 34), Wolfgang Müller („Harald" in seinen „Balladen und Romanzen". Düsseldorf 1842, S. 59, wieder abgedruckt in seinen „Gedichten". Frankfurt a. M. 1847, S. 161), E. Geibel („König Sigurds Brautfahrt". Berlin 1846) und andern. — In Ewalds „Dänischem Nationallied" (O. L. B. Wolff, „Halle der Völker". Frankfurt a. M. 1837, 2, 69, Strophe 4) bittet des Meeres Freund „die schwarzdunkle Flut": „Führ' ihn durch Sang und Klang hinab, | Durch Schlacht und Kampf, bis daß im Grab | Er ruht." — Vgl. auch: „Der sterbende König" von Chr. J. Matzerath („Gedichte". Stuttgart und Tübingen 1838, S. 89) und „Der sterbende Fischer" von Luise von Plönnies („Gedichte". Darmstadt 1844, S. 205): „Auf dem Meere will ich enden, | Nicht im dumpfen Erdenhaus" (Strophe 1). — J. Grimms „Deutsche Mythologie". Göttingen 1835, S. 479.

denden Kontrast. Die visionäre Erweiterung des Gesichtsfeldes[1]) schickt sich umso leichter in den Rahmen der Dichtung, als sich der Gefangene von vornherein direkt an „sein“ Meer wendet, wie wenn es gegenwärtig wäre und an seinem Wollen und Leiden lebendigen Anteil nähme. Von Anfang an sind die Saiten des Gefühls hoch gespannt. Hochpathetisch und im einzelnen, in Fluch und Vergleich (Strophe 3, 4) doch wieder derb volkstümlich, ohne durch solche gröberen Beimischungen den edlen Ton des Ganzen zu verstimmen, erfüllt der greise Admiral seine Sendung in vollem Umfange.[2]) Der „Tunnel“ wurde denn auch von Strachwitz' Vortrag hingerissen. „Der gefangene Seeheld“ „gebot auch in Ketten Achtung. Niemand wagte es, sich an den grauen Locken des Helden zu vergreifen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

# Miszellen.

## Zur Textkritik von Klopstocks Salem-Ode.

Die Muncker-Pawelsche Ausgabe von Klopstocks Oden (1889) bringt 1, 60 ff. die Ode: Salem. — Mir begegnete diese Ode unter der Überschrift: „Elegie von Klopstock“ auch in einem periodischen Blatte, und zwar den: Bagatellen. / Litteratur und Theater. / Eine / periodische Schrift, / welche / Bemerkungen über die verschiedenen / deutschen / Schaubühnen, den Schauspieler und / Schauspielerinnen, den theatralischen Schriften, / Anekdoten, und andern Litteraturneuig- / keiten, Poesien u. dgl. / enthält. / Erstes Vierteljahr auf 1777. / Düsseldorf / in Verlag der Expedition. / Frankfurt am Mayn / in Commißion bei J. G. Fleischer, Buchhändler. / [Signatur der Kgl. Bibliothek Berlin Ac 6418.]

Das 14. Stück vom 18. Februar 1777 brachte auf S. 105—108 unsere Ode. Da dieser Druck verschiedentliche Abweichungen von den Texten, die Muncker und Pawel musterten, aufweist, so sei er mit Klopstocks letzter Fassung seiner Ode hier verglichen. Nicht angemerkt sind Unterschiede in der Interpunktion und Orthographie.

1 stieg hell, mit 2 der Schutzgeist der Lieb' 3 Von dem 4 einhergehen. 5 Rosen beglanzten 7 Welche, beim Wiedersehen einander Verliebte zuweinten, 8 kein Schicksal und kein Tod mehr trannte; 9 wallender Hauch sanftathmender Weihrauchdufte 10 dem Haupte des Seraphs herunter, 11 wie sie, bey 12 Liebende, nach dem Tode, GOtt opferen, 13 daß sie, für einander erschaffen. 15 Daß kein Schicksal sie trennte, 18 aufwallender Freuden, 19 voll Unschuld 21 Und ein den Lippen 22 er sahe mich sanft an, und 23 Liebenden Schutzgeist, 24 sich sonst 25 Wann es 27 Alsdann lehr' ich das Auge des Knaben oft Freudenthränen, 30 Sie würd' ihn auch da schon 31 lieben! Er wüst' es doch nicht, daß Liebe das wäre, 33 Wann die 34 Rose den Seraphim,

[1]) In anderer Art hat auch Grüns Gefangener eine Vision: „Schutt“ S. 23, Nr. 10.

[2]) Phrasenhaft schwächlich erklingt dagegen der geistreich rhetorische Monolog eines Herweghschen hinsiechenden Revolutionärs: „Der Gefangene“, in Herweghs „Gedichten und kritischen Aufsätzen aus den Jahren 1839 und 1840“. Belle-Vue bei Constanz 1845, S. 13.

37 Dann laß' ich Thränen ihn weinen, viel Thränen der Wehmuth, 38 Thränen der unaussprechlichen 39 fühlet das noch nicht für ihn, was er für sie empfindet, 40 Und weiß nicht 41 der wachen Augen 43 Nicht die Bangigkeit seines Herzens, worüber 44 noch niemals die 47 Alsdann sendet 51 Seiner Göttlichen sagt, und wieder 53 empfindt 55 die Lieb' und die Tugend gewaltig zu fühlen, 56 Dennoch von 57 kommen die seligen Stunden 59 erzittern die ewigen Seelen vor süßer Entzückung 60 Und vor Begeisterung 61 ich, was GOtt für Meisterstücke gemacht hat, 62 Der die Seelen voll Liebe geschaffen! 63 stolz, wie voll Entzückung, bring' 65 Unter die Schaaren 67 Wann du o Himmlischer Fremdling, ach, wann du 69 Höre mich gütig, du 70 ich das Glück der Liebe verdiene! 72 ich weinend 73 ich dachte, 74 Der schon lange mein Herz geweinet hat! 75 ich dachte, auch ihn in 77 Und mein zitterndes 79 Meiner Göttlichen sagte, 82 weinend.

Der erste Blick zeigt, daß manches verderbt ist. Vielfach haben wir eine Übereinstimmung mit Gleims Abschrift und dem Druck von 1778.

Berlin. Ernst Consentius.

---

## Ovid bei Geibel.

Eine interessante Parallele zu Geibels „Tod des Tiberius" Vers 55—70 findet sich bei Ovid metamorph. lib. I. 127—148/9. Die Schilderung des vierten (eisernen) Weltalters bei Ovid stimmt nämlich merkwürdig überein mit der Erzählung des sterbenden Tiberius an seinen Arzt, und zwar sowohl dem Gedankengange nach, als im Bezug auf die Diktion. Man vergleiche:

Ovid. met. I 127:

. . . . [De duro est ultima ferro.]
Protinus irrupit venae peioris in aevum

Omne nefas, fugere pudor verumque fidesque:
In quorum subiere locum fraudesque dolique
Insidiaeque et vis et amor sceleratus habendi.

Diesen amor sceleratus habendi führt nun Ovid ein wenig breiter aus und fährt dann fort:

Vers 144:

[Vivitur ex rapto.] Non hospes ab hospite tutus
Non socer a genero, fratrum quoque gratia rara est.
Imminet exitio vir conjugis, illa mariti:
Lurida terribiles mixent aconita novercae
Filius ante diem patrios inquirit in annos
Victa jacet pietas.

Geibels gesammelte Werke, Stuttgart, Cotta 1883, Band 3, S. 100: Tod des Tiberius, Vers 55 ff.:

. . . . ins Innre lugend,
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
. . . . . . . . . . . . . . .

Vers 62:

Lieb, Ehre, Tugend, alles Schein und Lüge!
Nichts unterschied vom reißenden Getier
Dies Kotgeschlecht, als im ehrlosen Munde
Der Falschheit Honig und im Herzensgrunde
Die größre Feigheit und die wildre Gier.

Vers 67:

Wo war ein Freund, der nicht den Freund verrieth?
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdige alle, stets dasselbe Lied.

Man dürfte es hier mit einem Falle von unbewußter Nachahmung zu tun haben, wie er wohl Geibel als einem gründlichen Philologen, der die betrachtete Stelle Ovids offenbar auswendig kannte, passieren mochte. Bekanntlich läßt ja die genauere Beschäftigung mit einem Autor bei Dichter-Philologen oft ungeahnte Spuren zurück.

Wien. Victor A. Reko.

---

## Zu einer Handzeichnung H. Baldungs.

Im Königlichen Kupferstichkabinette zu Berlin befindet sich eine Handzeichnung des 1545 verstorbenen Straßburger Malers H. Baldung (reproduziert unter anderm in Janitschels Geschichte der deutschen Malerei S 409), die auch für den Literarhistoriker von Interesse ist. — Wir sehen als Hauptfiguren eine Leiche, deren Oberkörper vom Leichentuche entblößt ist, am Stamme eines Baumes festgebunden, zu ihrer linken Seite im Hintergrunde einen Mann, den der mit einer Krone gezierte Hut und das Scepter als Herrscher zu erkennen geben, und im Vordergrunde einen Bogenschützen, der auf die Brust des Toten zielt. Rechts von diesem steht ein zweiter, Bogen und Pfeil bereit haltend und, den Blick auf das Ziel gerichtet, in sichtlicher Spannung das Schußresultat erwartend. Auf derselben Seite weiter rückwärts befindet sich eine Gruppe von Personen, deren eine, ein bartloser Jüngling mit schmerzlichem Gesichtsausdrucke, im Gespräch mit dem zunächst stehenden alten Herrn ist und mit der Rechten auf den Leichnam weist.

Auf den ersten Blick erkennt man, daß dieser Darstellung eine in verschiedenen Fassungen verbreitete Fabel (sieh Der Eislebische Christliche Ritter von M. Rinckhardt, herausgegeben von C. Müller, Einleitung S. V ff., Sterzinger Spiele Nr. III) zugrunde liegt, deren wesentlicher Inhalt der ist, daß nach dem Tode des Vaters die Söhne, von denen nur der jüngste legitim ist, nun um das Erbe streiten und schließlich die Entscheidung dadurch erfolgt, daß der Richter den Leichnam ausgraben läßt und die Söhne darauf schießen heißt, was die unechten ohne Zögern tun, der echte aber unter Wehklagen verweigert und sich so als der rechtmäßige Sproß und Erbe erweist. Im Detail zeigen sich mancherlei Abweichungen. Baldung benutzte eine Fassung, die drei Söhne anführt, einen Fürsten zum Schiedsrichter macht und die Leiche an einen Baum binden läßt. Dürfte man darauf Gewicht legen, daß eine der Nebenfiguren einen Turban trägt, so käme wohl in erster Linie die in einer englischen Handschrift überlieferte Fassung der Gesta Romanorum Kapitel 45 in Betracht, in der die Rolle des Richters dem Könige von Jerusalem zugeteilt ist und nebstdem die übrigen Züge zu Baldungs Darstellung stimmen, und man müßte annehmen, daß die Geschichte in der Gestalt noch anderwärts zu lesen war. Aber wäre nicht bei deren Verwertung im Bilde mehr orientalisches Kostüm zu erwarten? Ein König als Schiedsrichter tritt auch in der im Theatrum humanae vitae vorliegenden Redaktion und im Sterzinger Spiel Rex mortis auf. Dort handelt es sich um die Herrschaft über das skythische Reich und als Richter fungiert der nächste König, hier spielt die Geschichte in Bayern und das Urteil fällt Kaiser Hadrian. Der Verfasser des Spieles wird die Personaländerungen kaum selbst vorgenommen, sondern sie schon in der Quelle, die nach Bayern weist, gefunden haben. An beiden Orten begegnen ferner drei Söhne, der Baum fehlt indes, was im Spiele, sofern es nicht auf einer Bühne, sondern in den Häusern vorgeführt wurde, bewußte Abweichung sein kann. Welches Werk dem Künstler vorlag, läßt sich also nicht feststellen.

Czernowitz. Osw. von Zingerle.

# Rezensionen und Referate.

Lindner Theodor, Geschichtsphilosophie. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Stuttgart 1901, Cotta. 4 M.

W. Dilthey hat in seiner „Einleitung in die Geisteswissenschaften" (1, 108 f.) dargelegt, daß die Geschichtsphilosophie wie die Soziologie keine wirkliche Wissenschaft, und daß beider Aufgabe unlösbar sei. Mehr noch als seine Deduktionen beweist vielleicht noch die Erfahrung, daß die Geschichtsphilosophie mit ihrem Versuch, die ungeheure Fülle der Erlebnisse der Menschheit in eine runde Formel zu bringen, sich um die Quadratur des Zirkels müht. Dennoch werden die Geschichtsphilosophen nicht aussterben, glücklicherweise; denn wie die Kunst bedarf die Wissenschaft neben den gewandten Technikern und glücklichen Virtuosen der Hungerleider nach dem Unerreichlichen.

Wäre nur in diesem neuesten Versuch irgend etwas von solchem faustischen Drang zu spüren! Ein Historiker, der Geschichtsphilosophie treibt, müßte doch trunken werden von der Fülle der Probleme, wo der spekulierende Philosoph nur Hauptbeispiele kennt. Und bewahrt er doch die Nüchternheit — umso besser; Bernheims Untersuchungen haben so gut wie die Simmels, Droysens und Sybels Erörterungen so gut wie die Hegels dauernde Bedeutung zu beanspruchen. Was finden wir aber hier? Nichts als ein schwächliches Hin- und Herschaukeln der Möglichkeiten, ein graues Einerseits-Andererseits. Es gibt eine Macht der „Beharrung", aber auch der Veränderung; es gibt Perioden, aber sie haben nichts zu bedeuten (S. 165); große Männer sind wichtig, aber „unentbehrlich sind große Männer nicht" (S. 59) ... Braucht man ein Buch zu schreiben, um dies alles mit ein paar jedem zur Hand liegenden Beispielen zu belegen? Ich fürchte, der Verfasser charakterisiert sein Buch, wenn er (S. 37) von farblosen, geistig unfruchtbaren Übergangszeiten spricht, die einen unangenehmen Eindruck machen. Den Mut,

die Tatsachen spekulativ zu unterjochen, haben wir nicht mehr, wie Herder und Hegel ihn besaßen; die Kraft, den Tatsachen willig zu dienen, besitzen wir auf diesem Gebiet noch nicht, wie wir sie in der Poetik eben erst erringen. Aber ich glaube auch, wir dürfen mit Lindner (a. a. O.) fortfahren: „In diesen Zwischenräumen schlägt sich der wirklich vorwärts gebrachte Gewinn nieder, wird das Korn von der Spreu geschieden und rastet sich der menschliche Geist, um neue Arbeit anzugreifen." Eine Epoche, in der ernste Praktiker aus der Naturforschung es wagen, eine Zeitschrift „Annalen der Naturphilosophie" zu benennen, in der ein Physiker wie E. Mach das „Weltproblem" von seinem archimedischen Punkt aus zu heben sucht — eine solche Epoche ist gewiß auch für die Philosophie der Geschichte eine Periode heimlichen Reifens und Rüstens.

Heimlichen — denn in diesem Buch merkt man davon nichts. Selbst, wo Lindner einmal fast zufällig beachtenswerte Ansätze zu neuen Auffassungen gibt, weiß er selbst sie nicht zu nutzen. Wenn er die „sogenannte Entwicklungstendenz" (S. 8) nicht in die Veränderung, sondern in die Beharrung verlegt; wenn er Kriterien für das Wesen der „Idee" im Gegensatz zu beliebigen Meinungen oder Lehren geben möchte (S. 27); wenn er nachweist, wie wenig die Nationalitätsidee für die Entstehung der heutigen europäischen Staaten geleistet habe (S. 69) — wobei doch wohl Italien eine Ausnahme bildet —, so sind das Punkte, von deren aus die Erkenntnis der typischen Menschheitsentwicklung wohl gefördert werden könnte. Daß Lindner die spekulativen Phantasien eines H. St. Chamberlain (S. 91) abweist — freilich so matt, wie sein Stil überhaupt mit Worten wie „unmächtig" (S. 77) arbeitet —, daß er die Lehre vom Zufall (S. 159 f.) den Philosophen überläßt, das wird ihm so leicht nicht jemand verdenken. Aber überall bleibt es eben im Positiven wie im Negativen bei dem Antasten und Zurückschieben. Eine Geschichte der Geschichtsphilosophie würde aus diesem Buche nur eben entnehmen können, daß eine Geschichtsphilosophie heute nicht geschrieben werden kann.

Sie könnte aber vielleicht doch auch heute geschrieben werden, wenn man den Hauptproblemen nicht geradezu ausweicht. Ottokar Lorenz' „Geschichtswissenschaft" bietet (neben vielen anderem) auch unverächtliche Stücke einer modernen Geschichtsphilosophie. Systematisch geht freilich auch er nicht auf die Hauptfragen los. Es handelt sich vor allem um das Verhältnis zwischen Natur- und Geisteswissenschaften überhaupt; die Probleme sind für die Geschichte nicht wesentlich anders geartet als etwa für die Poetik. Was bedeutet „Gesetzmäßigkeit"? Lindner operiert mit dem Ausdruck, ohne ihn zu diskutieren. Ein „Gesetz" im Sinne der Wissenschaft ist doch wohl nichts anderes als eine unveränderliche Eigenschaft bestimmter, sich gleich bleibender Objekte. Das Fallgesetz notiert lediglich

eine allen wägbaren Gegenständen gemeinsame Eigenschaft; ein physikalisches oder chemisches die bestimmten Stoffen oder Stoffquanten eigenen Erscheinungen. Solche „Naturgesetze“ kann die Naturwissenschaft nur aufstellen, weil sie es lediglich mit solchen Objekten zu thun hat, die die Jurisprudenz als „fungible“ bezeichnet: jedes Liter Salzsäure, jedes Gramm Quecksilber kann für jedes beliebige andere unterschiedslos eintreten. Eine Birke oder Rose von bestimmter Art ist dieselbe in Deutschland und Rußland. Die Physik und die Chemie kennen keine Dialekte. Die Philologie kann daher „Gesetze“ so weit aufstellen, als auch sie es mit „fungiblen Objekten“ zu thun hat: mit Lauten und Silben; gleichartige Worte gibt es bereits nicht mehr. Die Frage ist nun: wie weit existieren in den historischen Disciplinen solche Identitäten? Scherer suchte sie in der Literaturgeschichte in den Motiven zu finden und mit diesen literarischen Atomen und Molekülen arbeitet die exakte „Beschreibung“ von R. Heinzel und R. Fischer wie früher von Scherer selbst und O. Brahm. Wölfflin geht in der Kunstgeschichte auf ähnliche gleich bleibende Werte aus; und vor ihnen allen hat Herbert Spencer es für die Soziologie angestrebt. Eine moderne Geschichtsphilosophie müßte nun exakt die Frage untersuchen: wie weit gibt es in der Geschichte Objekte, deren Gleichartigkeit groß genug ist, um die Aussage bestimmter fester Eigenschaften zu ermöglichen? Daß „Volk“ und „Staat“, „Despotismus“ und „Republik“, daß sogar „Krieg“ und „Frieden“ und nun gar „Religion“ solche Objekte nicht sind, das wissen wir längst; dadurch eben sind wir über Vico und Montesquieu herausgekommen. Aber in bestimmten sozialen Stufen, wie Lamprecht meint; in gewissen typischen Veränderungen; in wiederkehrenden Verhältnissen zwischen dem Einzelnen und der Menge, wie Breysig andeutet, könnten sie bestehen, oder sonst wo könnten sie zu finden sein. Diese historischen „Motive“ aufzudecken, zu sammeln, zu bearbeiten — das wäre die Aufgabe einer modernen Geschichtsphilosophie. Sie hätte dabei wahrscheinlich von den Darstellungen der „Urgeschichte“ mehr zu lernen als von denen der „Weltgeschichte“; aber die letzteren hätten von ihr viel zu lernen. Lindners Weltgeschichte, fürchten wir, kann weder viel Befruchtung durch die Geschichtsphilosophie aufweisen noch wird sie ihr viel bringen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Euling Karl, Studien über Heinrich Kaufringer. (Germanistische Abhandlungen herausgegeben von Friedrich Vogt. XVIII.) Breslau, M. & H. Marcus 1900. 4.60 M.

Mit der vorliegenden Schrift löst Euling sein vor zwölf Jahren gegebenes Versprechen einer Untersuchung der Quellen und Stoffe Kauf-

ringers ein. Durch die rege Ausnutzung, die dessen Gedichte seit dem Erscheinen der Ausgabe (1888, Bibliothek des literarischen Vereins, Band 182) besonders durch Reinhold Köhler und Johannes Bolte erfahren haben, war dem Verfasser ein gut Stück vorgearbeitet. Doch hat er auch zu jenen Erzählungen, für die ihm keine so bequemen Hilfsmittel wie die von Bolte in der Bibliothek des literarischen Vereins veröffentlichten Schwankbücher zu Gebote standen, vieles zusammengetragen und geschickt miteinander verglichen. In Ausführung seiner S. V ff. der Ausgabe gegebenen Beobachtungen geht Euling auch auf die Persönlichkeit, Heimat und Zeit des Dichters ein, analysiert die Mittel seiner Technik, widmet der Sprache und Sprachkunst einen längeren Abschnitt,[1]) behandelt sein Verhältnis zu Vorgängern, Vorbildern und Nachahmern und schließt mit einer zusammenfassenden Charakteristik, die dem Dichter seine Stelle zwischen Teichner und Konrad von Würzburg, zwischen Hermann Fressant und Heinrich von Landshut anweist.

Die Bedeutung, die Kaufringers Gedichte für die Stoffgeschichte haben, wo sie in vielen Fällen die älteste deutsche Bearbeitung darstellen, erörtert Abschnitt IV, der ausführlichste des Buches.[2]) Dabei will der Verfasser nicht alle Parallelen zusammenstellen, sondern nur soweit darauf eingehen, als es zur Feststellung der jeweiligen Quelle notwendig ist. Nichtsdestoweniger ist seine Arbeit auch in ihrer Beschränkung ein wertvolles Hilfsmittel für die vergleichende Literaturgeschichte, für Stoff- und Motivkunde, so daß es gerechtfertigt erscheint, wenn in den Nachträgen über den engeren Rahmen hinaus auf Verwandtes und Fernerstehendes hingewiesen wird.

Nr. 1 behandelt die Legende vom Einsiedler und Engel. Weitere Nachweise geben Jarnik, Zeitschrift für Volkskunde 2, 346; Köhler-Bolte, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 6, 173; Polivka, Archiv für slavische Philologie 21, 271 Nr. 8; Levy, Revue des études Juives 8, 202—205; Landau, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 13, 6; Noulet, Un texte roman de la légende religieuse l'Ange et l'Eremit. Montpellier 1881 und jüngst Schönbach, Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien. Philologisch-historische Klasse 143, Nr. 12.

Nr. 2 verbindet das Motiv von der Bekehrung eines Juden mit dem der Teufelsversammlung. Die Teufel (Hexen) versammeln sich und geben von ihrer Tätigkeit Rechenschaft, etwa wie im Eingang des Macbeth oder bei A. Pichler, Eine Teufelskomödie: Germania 11, 97; R. Köhler, Kleine Schriften 2, 213 ff.; Osborn, Teufelliteratur S. 15, und im Eingang zu Machiavellis Belphegor.

---

[1]) Eine eigene Abhandlung über Sprache und Verskunst Kaufringers erschien 1892.

[2]) Einige Nachträge gibt der Verfasser in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 11, 464 f.

Nr. 3 stellt eine etwas abweichende Form jener Rätselfragen dar, durch deren Lösung sich ein in Gefahr schwebender zu helfen weiß. Euling weist in den Literaturangaben auf Bürgers Kaiser und Abt und auf das Turandotmotiv hin. Für das erstere haben Parallelen beigebracht: Schottky, Echo (Mailand) 1834, Nr. 139; F. W. Schmidt, Balladen und Romanzen 1827, S. 82 ff.; Dunlop-Liebrecht 491, 501; Pröhle, Bürger 1856, 115 ff.; Grimm, Kinder- und Hausmärchen 3³, 245; Friedrich, Geschichte des Rätsels 70; Pauli, Schimpf und Ernst, herausgegeben von Oesterley, 55; Gesta Romanorum, 70; Child, The English Ballads 2, 403 ff.; Pitré, Fiabe, novelle 2, 326, 4, 391, 437; Imre, Programm des Obergymnasiums zu Hod Mezo Vasárhely 1886; Sprenger, Akademische Blätter 1884, 324—330; Seidemann, Archiv für Literaturgeschichte 9, 423—424; Holzhausen, Zeitschrift für deutsche Philologie 15, 321 f.; A. Wolf, Wagners Archiv 1873, 328; Hönig, Zeitschrift für deutsche Philologie 26, 320, Englische Studien 18, 1307—1315; Fränkel, Zeitschrift für deutsche Philologie 28, 557; Wlislocki, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 4, 106—112; Binder, ebenda 5, 466—469; Dörfler 7, 221—223; Hartmann, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 5, 64—65; Kaufmann, Quellenangaben zu Simrocks Rheinsagen 174; Annalen des Vereins für den Niederrhein 19, 59 und 41, 53 ff. Über das Turandotmotiv findet man außer bei Hagen, Gesamtabenteuer 3, Einleitung 61—71 und Goedeke 5², 227 Nachweise bei Köster, Schiller als Dramaturg 145—214; Bayer, Magazin für Literatur 1870, 699—701; Katona, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 2, 40—48; Stiefel, ebenda 8, 257—261; Landau, ebenda 9, 371—373; L. Schmidt, Geschichte der Märchenoper 83; Polivka, Archiv für slavische Philologie 17, 573; Roeder, Italienische Profile 174.

Nr. 4. „Der Bürgermeister von Erfurt und der König von Frankreich" streifen den Stoff von Lessings Eremit; dazu Danzel, Lessing 1², 122; E. Schmidt 1², 695; R. M. Meyer, Zeitschrift für deutsches Altertum 31, 104.

Nr. 5. Decamerone VIII, 1 (dazu Gaßner, Englische Studien 19, 454) und VIII, 2 (dazu Bolte, Montanus, Schwankbücher 627; Hartmann, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 5, 61) sind die Grundlagen der Novelle vom „zurückgegebenen Minnelohn". Die Erzählungen von der Nachtigall, deren Gesang angeblich die gesuchte Beruhigung verschafft, zerfallen, wie schon R. Köhler zu Warnke, Marie de France XC ff. hervorhebt in zwei Gruppen. In der einen ist es wirklich die Nachtigall, die vom eifersüchtigen Gatten getötet wird, in der anderen ist die Nachtigall nur ein Vorwand für das Mädchen, das zum Geliebten schleicht; vgl. Decamerone V, 4; R. Köhler, a. o. O. XCV, dazu Amalfi, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 9, 149; Varnhagen, Quellen zu Longfellow 96 ff. und

verwirrend May, Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma 1900, 13 ff. Über den Zug, daß der glückliche Liebhaber dem zunächst beteiligten Ehemanne die Geschichte seiner Liebschaft erzählt, siehe Dunlop-Liebrecht 260 – 261, der auf Ser Giovanni, Straparola, Molière, Lesage und andere hinweist; Bolte, Singspiele 31, 185; Egidio Gorra, Una commedia elegica nella novellistica occidentale in den Raccolta di studi critici dedicate a A. d'Ancona. Florenz 1901, S. 165—174; Hans Sachs, Schwänke Nr. 93; Lindener, Rastbüchlein Nr. 4; Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften 334. Das Motiv vom vermeintlichen Liebhaber, dem die Frau zu teil wird, indes sie einen anderen zu umarmen glaubt und das hier gleichfalls hereinspielt, gehört zu den am meist benutzten: Grimm, Zeitschrift für deutsches Altertum 12, 185/6; Singer, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 2, 294; Bolte, Singspiele 24, 25; Schumanns Nachtbüchlein 407; Frey, Gartengesellschaft 284; Montanus, Schwankbücher 626; auch Boccacio, Decamerone IX, 6 (Die Wiege); Landau, Quellen 151; Varnhagen, Englische Studien 9, 240—266, Italienische Drucke 28; Andreae, Anglia Beiblatt 9, 151; Cloetta, Archiv für das Studium der neueren Sprachen 91, 51; W. Meyer, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 12, 106; Bolte, Montanus Schwankbücher 620. Das Gegenstück dazu ist die „unterschobene Braut", zu der S. 91 unserer Schrift angeführten Literatur (Tristansage): Decamerone VII, 8; Shakespeare, Maß für Maß; Fränkel, Anglia 14, 451—462; Koeppel, Quellenstudien zu Chapman (Quellen und Forschungen 82) 106 f.; Singer, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 2, 300; Müller Fraureuth, Euphorion 2, 182; Walzel, Anzeiger für deutsches Altertum 25, 312; Bolte, Singspiele 27; Schumann, Nachtbücher Nr. 26; Titz, Gedichte (Fischer) 213; Wolff, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 4, 386 f.; Sacher Masoch, Messalinen Wiens und anderes.

Auch für Nr. 6 „Das Schädlin" enthält das Decamerone (III, 5) eine wichtige Parallele, deren Grundgedanke ungefähr ist: Ein Geizhals liefert selbst gegen irgend eine Gabe seine Frau dem Liebhaber aus, zugleich aber unter einer Bedingung, durch die, wie er hofft, die Absicht des Liebhabers vereitelt werden wird. Doch dieser, listiger, weiß sich dennoch den Liebesgenuß zu verschaffen. Einige Ähnlichkeit damit hat das sogenannte Neinmotiv: Die Frau muß alle Fragen mit Nein beantworten, der Ritter stellt seine Fragen so, daß seine Wünsche erfüllt werden. Bolte, Singspiele 81 ff., 185 f.; Mantzius, Dania 5, 1—16; Gigas i Nyrop, ebenda 164—166, 8, 223; Nyrop, Ney et motivs historie, Kopenhagen 1891; Golther, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 6, 140 – 144; Kryptiada 1, 53; Zeitschrift für österreichische Volkskunde 3, 189; Polivka, Archiv für slavische Philologie 22, 301 Nr. 1.

Nr. 7. „Der Beichtvater als Postillon d'amour". Decamerone III, 3; Amalfi, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 9, 143; Die deutschen Studenten in Bologna verzeichnet jetzt G. C. Knod, Deutsche Studenten in Bologna 1289—1562. Berlin 1899.

Nr. 8 ist die Erzählung vom „Glücklichen Ehepaar", für welche der Verfasser auf seine frühere Abhandlung (Euphorion 6, 462—465) verweist. Sie setzt sich aus den Motiven „das vergebliche Suchen nach dem Vollendeten" und „die Büßende" zusammen. Das erstere gehört in den Rahmen des aus Grimm Kinder- und Hausmärchen Nr. 34 bekannten „Dümmere suchen" vgl. außer der angeführten Literatur: Liebrecht, Englische Studien 5, 160; Polivka, Archiv für slavische Philologie 16, 319; 21, 269, 284, 295 (Nr. 2); 22, 309 Nr. 675, 310 Nr. 696, Zeitschrift für österreichische Volkskunde 3, 189; Köhler, Kleine Schriften 1, 81, 134, 218, 266, 505. Über das zweite ist in dieser Zeitschrift 6, 84—90, 341 von W. von Wurzbach gehandelt worden. Eine Nebenform zur Quelle im Pantschatantra (Einleitung § 186) steht bei Gombojew, Ardschi-Bordschi, Petersburg 1858 (russisch) vgl. Benfey, Kleine Schriften 3, 93; Seiler, Ruodlieb 70; Friedrich Ziegler, Heilige Seelen Vergnügung im Grünen. Leipzig, Caspar Lamitius 1692, S. 919 (Knortz, Was ist Volkskunde 55—58); ein lothringisches Märchen des gleichen Inhalts F. Peters, Germania 32, 225 f., endlich eine Novelle in Anton Francesco Doni, Lettere 1544 (Landau, Beiträge der Geschichte der italienischen Novelle 86); Stolbergs Ballade ist von Franz von Holbein (Allgemeine deutsche Biographie 12, 275 f., Wurzbach, Biographisches Lexikon 9, 220 f.) benutzt worden in seiner „Ida. Ein Schauspiel mit Gesang in vier Aufzügen. In Musik gesetzt von Adalbert Gyrowetz, Wien, Wallishauser 1807", 8°, 87 S. „Des Herrn Grafen Friedrich Leopold von Stolberg bekannte Ballade Die „Büßende", heißt es auf dem ersten Blatte, gab mir die erste Idee zu diesem Drama, doch konnte ich für die theatralische Darstellung nur die erste Situation der Ida daraus entlehnen und war gezwungen, aus dem gleichen Stoffe ein von jenem ganz verschiedenes Gedicht zu liefern, welches freilich in keiner Hinsicht mit dem Meisterwerke des Grafen von Stolberg verglichen werden darf, wenn es nicht verlieren soll." Eine weitere Bearbeitung führt Hayn, Bibliotheca Germanorum erotica[2] 354 an: „Der unglückliche Wulfram oder der Betlerschimpf, ein Schauermärchen aus den Ritterzeiten nach Stolbergs Ballade „Die Büßende" bearbeitet. Leipzig 1801." Das Drama, auf das Tieck in der Einleitung zur Übersetzung des Marcos Obregon von Espinel (Breslau 1827) hinweist, Thomas Heywoods „A Woman Killed with Kindness" steht, wie schon der Titel besagt, nur in sehr losem Zusammenhange mit unserem Stoffe. Herr Frankfurt gestattet — so der Inhalt — einem armen Freunde den Zutritt in sein Haus, dieser verführt seine Frau. Frankfurt tötet

nicht die Ungetreue, sondern verbannt sie auf eines seiner Güter, wo sie von allem Luxus umringt leben kann; nur darf sie ihren Gemahl und ihre Kinder nie wiedersehen. Diese Güte bricht ihr das Herz. Als sie im Sterben liegt, eilt ihr Mann zu ihr, um ihr zu verzeihen. Auf die Fassung in Bodmers „Altenglische und altschwäbische Balladen" (1781) (vgl. Euphorion 6, 88) geht ein Gedicht von Viehoff zurück, das Simrock in seine Rheinsagen (9. Auflage Nr. 228) aufgenommen hat. Über die Quelle und den Stoff einige Bemerkungen von Alexander Kaufmann, Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein (1868) XIX. Die verwandten Rosamundedichtungen hat Bolte Montanus Schwankbücher 632 ff. gemustert (dazu noch Euphorion 5, 53; 6, 1; 7, 139 Nr. 1). Über Schädel als Trinkbecher: Grimm, Kinder- und Hausmärchen 3³, 392; Michelsen, Anzeiger des germanischen Museums 1863, Nr. 4; Grimm, Geschichte der deutschen Sprache 1 (1848) 142 ff.; Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 1, 227 f.; Krek, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte ²759 ff.; L. J. Bozevodski, Etnologičeskija i mithologičeskija zamětki. I. Čaši is čelovečich' čerepov' i tomi podobnie priměri utilisaci truna. [Ethnologische und mythologische Bemerkungen. I. Die aus Menschenschädeln gemachten Becher und ähnliche Verwendungen des menschlichen Leichnams.] Odessa 1877.

In Nr. 9 begegnen wir wieder der 7. Novelle des VIII. Tages aus dem Decamerone: die Rache des beleidigten Liebhabers, der dem Hahnrei dessen Gattin in seinem Bette zeigt, ihn auch wohl ihr Schuhe anmessen heißt; vgl. mit reichen Nachweisungen Bolte, Reise der Söhne Giaffers 220/1; Köhler, Kleine Schriften 3, 162.

Nr. 10 „Die zurückgelassene Bruch" gehört gleichfalls dem Decameronkreise an: Ein Galan wird bei seiner Geliebten durch den Ehemann gestört, entkommt mit genauer Not, muß aber seine Bruch (Hosen) liegen lassen. Während im Decamerone IX, 2 die Äbtissin mit den Hosen auf dem Kopfe erscheint (Montanus, Schwankbücher 630; Amalfi, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 7, 381; 9, 39; Weimarer Jahrbuch 3, 385 f.), findet sie in unserer Erzählung der heimkehrende Gatte und die Frau gibt nun an, sie habe damit ihren Mann heilen wollen. Dieser Zug, daß dem Hahnrei weisgemacht wird, er sei krank, gewöhnlich blind, ist weit verbreitet.

Auch das etwas abweichende Motiv vom „Blinden Ehemann", wo der Mann durch die Untreue der Frau sein Augenlicht wieder findet, die Frau ihn aber zu überzeugen weiß, daß er schlecht gesehen habe, gehört hieher. Der Stoff des „blinden Ehegatten", bekannt durch Wieland, Chaucer und andere, verdiente eine eigene Untersuchung. Literatur: Varnhagen, Anglia 7, Anzeiger S. 159; Wittekindt, J. C. Krüger 1898, 50 ff.; Schlösser, Euphorion 8, 768; Bolte, Montanus 651; Minor,

Zeitschrift für deutsche Philologie 19, 227; Schade, Englische Studien 25, 14 ff.; Stiefel, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 8, 71—82, 10, 71—80; auch Theobald Hock, Schönes Blumenfeld (Neudrucke 151/9) Nr. 77, S. 66—70; Jörg Wickram, Rollwagenbüchlein Nr. 276; R. Schmidt, Sukasaptati 1899, S. 49 ff.

„Der blinde Ehemann" ist wieder nur ein Teil des umfassenderen Typus, „Proben der Männergeduld", den Kaufringer auch in Nr. 11 und Nr. 13 verwertet hat. Von drei Frauen soll jene den Preis (gefundener Ring, übrigbleibender Heller :c.) erhalten, die ihrem Manne den schlimmsten Streich spielt; diese Streiche sind verschiedene, z. B. dem Manne einen gesunden Zahn ausziehen (Decamerone VII, 9; Varnhagen, a. o. O.; Bolte, Schumann Nachtbüchlein 386, Anmerkung 1; Frey, Gartengesellschaft 277; Schade, Englische Studien 25, 26, 31; Wesselofsky, Archiv für slavische Philologie 6, 519 Anmerkung; Deway, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 9, 494, außer der von Euling S. 79—82 angeführten Literatur) oder einem Dummkopf glauben machen, er sei gestorben (Decamerone III, 8, dazu Hans Sachs, Fabeln und Schwänke (Neudrucke) 3, Nr. 22; Hausrath, Neue Jahrbücher für klassische Philologie 1, 311, Anmerkung 2; Amalfi, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 7, 377; Fränkel, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 4, 69; Cloetta, Archiv für das Studium der neueren Sprachen 91, 51; Gaßner, Englische Studien 19, 455) oder die Frau beredet den Mann, die von ihr gewirkten, überaus kunstreichen, jedoch unsichtbaren Kleider anzuziehen, so daß er nackt ist, wobei man an die ähnliche Geschichte der unsichtbaren Kleider, die nur ein ehelich Geborener oder ein Wahrheitsfreund zu sehen vermag, erinnern kann: Eulenspiegel, Histori 27; Conde Lucanor, herausgegeben von Knust-Hirschfeld 1900, 265; Andersens Märchen übersetzt von Reuscher (1870) 255—260; Fulda, Talisman; Landau, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 12, 463; Bühne und Welt 1, 969—975; Köhler, Kleine Schriften 3, 20; Hans Sachs, Fabeln Nr. 171.

Nr. 14. „Die unschuldige Mörderin", ein weitverbreiteter Novellenstoff, der von den Motiven der unterschobenen Braut und des unterschobenen Bräutigams (siehe oben) ausgeht. Köhlers Abhandlung, auf die Euling verweist, ist jetzt in den Kleinen Schriften 2, 393—399 neugedruckt. Der von Kaufringers Darstellung abweichende Anfang der orientalischen Novelle, die sonst die Quelle bildet, nämlich der Tod des Geliebten in den Armen der Geliebten kehrt bis in die moderne Literatur wieder: Maupassant, Une ruse in der Sammlung M^lle^ Fifi; Barbey, Le rideau cramoisi in Les Diaboliques; Zedlitz, Zwei Nächte zu Valladolid (Castle, Alt-Wien 5, 101 f.); Schnitzler, Die Todten schweigen.

Nr. 15 erzählt die List einer klugen Frau, die ihren Buhlen vor dem in die Kammer tretenden Ehemanne dadurch rettet, daß sie diesem

mit dem Schafpelze das Haupt verdeckt, bis ihr Buhle entwischt ist; vgl. dazu außer Gesamtabenteuer Nr. 39, auch Nr. 57 Schluß; R. Köhler, Zeitschrift für deutsche Philologie 4, 313; Kleine Schriften 2, 674; Bolte, Singspiele der englischen Komödianten 15, 184 und Niederdeutsche Schauspiele 7.

Nr. 17. „Die fromme Müllerin" siehe Köhler, Kleine Schriften 2, 393; Singer, Zeitschrift für deutsches Altertum 45, 175 f.

Nr. 18. „Vom üblen Weibe", mit dem selbst der Teufel nicht zusammen leben kann.[1]) In Italien ist dieser Schwank verbunden mit dem Motiv vom Gevatter Tod (Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 44; Benfey, Pantschatantra 1, 525 f.; Gustav Meyer, Essays 1885, 242—864; Bolte, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4, 34—41; 6, 67 zu Gonzenbach Nr. 19; Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 7, 450 Anmerkung; 11, 66; Heinrich Meyer, ebenda 12, 103; Jarnik, Zeitschrift für Volkskunde 3, 264 f.; Gaster, Letteratura populara romana Nr. 10; Kaindl, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 9, 418 f.; Polivka, Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1, 356; Archiv für slavische Philologie 21, 277 Nr. 75; Wisser, Deutsche Welt 1899 Nr. 25; Revue politique et littéraire (Paris) 1880 IX, Nr. 41; Leopold Schmidt, Zur Geschichte der Märchenoper 79 f.; Köhler, Kleine Schriften 1, 291) zu einer berühmten Novelle verdichtet worden, dem Belphegor Macchiavellis, über dessen Nachgeschichte Adolf Gerber eine eingehende Darstellung vorbereitet (Dunlop-Liebrecht 273; Schmidt-Wartenberg, Germanic Studies. Chicago 1897, 3, XII ff.; A. Gerber, Modern Language Notes 13, 487 ff.; Herford, Studies in the literary relations of England and Germany 1886, 308—322; Prato, Revue des traditions populaires 4, 171; Bolte, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 11, 261).[2])

---

[1]) Einen Einfluß des Königs vom Odenwalde auf diese Dichtung, die Euling S. 24 annimmt, bestreitet mit guten Gründen E. Schröder in der Ausgabe der Gedichte des Königs vom Odenwalde (Darmstadt 1900) S. 13 f., 92.

[2]) Die Beliebtheit des Stoffes und die Zahl der Bearbeitungen veranschaulicht die nachfolgende vorläufige Übersicht:

Italien: Brevio, Rime e prose. Rom 1545 (Gamba Nr. 44; Landau, Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle 84).

Straparola, Piacevoli Notti 1550. II, 4 (Rua, Tra antiche fiabe e novelle 1, 70—73).

Doni, I Mondi. Venedig 1552, Kapitel 93 (Gamba Nr. 60, Landau 86).

— — übersetzt von Gabriel Chappuys [siehe Frankreich]: Doni, Les mondes célestes, terestres et infernaux .... Tirez de oeuvres de Doni Florentin par Gabriel Chappuis. Lyon 1578 (Yve-Plessis, Bibliographie de la Sorcellerie. Paris 1900. Nr. 1674).

Forteguerri, Novelle, geschrieben zwischen 1550 und 1560, gedruckt in den Scelta di curiosita letterarie 1882, Nr. 1 (Papanti, Catalogo dei novellieri 2, 127; H. Meyer, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 12, 103 ff.).

Sansovini, Cento novelle scelte. Venedig 1561 (Gamba 280, Landau 142).

Nr. 19. Vergleich der Welt und des menschlichen Lebens mit einem Schachspiel. Zu dem Aufsatze Wackernagels über das Schachzabelbuch Kunradts von Amenhausen (jetzt Kleine Schriften 1, 107—127) bringt die Neuausgabe dieses Werkes durch Vetter (Frauenfeld 1887) mancherlei Nachträge, siehe besonders Einleitung 39, Anmerkung, vgl. weiters Roethe Reimar von Zweter 150, 10 und Anmerkung dazu; Deecke, Einige Nachrichten von im 15. Jahrhundert zu Lübeck gedruckten Büchern 1834, Nr. 5; F. Strohmeyer, Das Schachspiel im Altfranzösischen: Abhandlungen für Tobler 1896, 381—403.

---

Brigido, Le nozze del diavolo (herausgegeben von Alfani 1873).
Fagiuoli, Il matrimonio del Diavolo. Novella faceta. 1. Ausgabe? (spätere Venedig 1820; Passano, Novellieri Italiani in verso 174; Arlia, Propugnatore 19, II, 101).
Pacini, Belfegor. Oper aufgeführt Florenz 1861.

Frankreich (vgl. Lafontaine, ed. H. Régnier 6, 87 ff. und die vortreffliche Bibliographie des ouvrages relatifs à l'amour. 4. édition. Lille 1897 f.).
Chappuys de Tours, Les facétieuses journées 1584, III, 3 (Bibliographie 2, 222).
Du Moulinet, Facétieux Devis et plaisants contes 1612, S. 255 f. (Bibliographie 2, 223).
La Gibecière de Mome ou le Thrésor ridicule, S. 245 f. (Bibliographie 2, 410).
Le Fèvre, Le Mariage de Belphegor. Nouvelle Italienne 1664 (Neudruck in Paul Lacroix, L'Enter burlesque 1868; in der deutschen Übersetzung der Galanteries diverses arrivées pour la plupart en France. Nürnberg 1685 (Bibliographie 2, 106).
Lafontaine, Contes et Nouvelles 1666.
Catherine Charlotte Patin, Mitra ou la Démone mariée, nouvelle hébraïque et morale. Démenopolis 1688 (Bibliographie 3, 244).
Roderic ou le Démon marié, nouvelle historique. Cologne, Pierre Marteau 1694 (Bibliographie 3, 1027).
Le Grand, Belphegor ou la desconte d'Arlequin aux enfers 1721 (Delandine, Bibliothéque de Lyon. Théatre-Catalogue 108).
[J. B. Pierre Bacon], Belphégor dans Marseille. Comédie 1756 (Delandine 109; Barbier, Dictionaire d'Anonymes 1, 398).
J. R. Joly, La femme noyée 1760.
E. Philippe und M. S. Fournier, Belphegor .... (englisch Belphegor or the Mountebank and his wife 1850).
Dartois, Saint Georges et Vernet, Le Bonnet du Diable. Vaudeville, aufgeführt Paris 1825.
Dumanoir, Belphegor. Vaudeville. Paris 1851.
Leon Halévy, Belphégor opéra comique, aufgeführt Paris 1858.
Jules Bois, Les noces de Sathan, drame ésotérique. Paris 1892 [gehört hierher?].

Deutschland: Hans Sachs, Schwänke (Goetze) Nr. 177; Fastnachtspiele Nr. 18 und ein Meistergesang 1546 (Stiefel, Germania 36, 11) (dazu außer den von Euling namhaft gemachten Abhandlungen von Stiefel, Bolte noch Prato, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 9, 316 f.).
[Johann Carl Wezel], Belphegor oder die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne. Aus dem Lateinischen. Leipzig, Crusius 1776. 2 Teile.

Nr. 20 entspricht der 95. Fabel von Boner, in der von dem Richter erzählt wird, der demjenigen zum Siege im Prozeß verhilft, der ihm das größere Geschenk macht: Schröder, Zeitschrift für deutsches Altertum 44, 426; vgl. auch Babylon. Talmud, Sabbath 116 b: Der bestechliche Richter. Der eine schenkt dem Richter eine Ampel, der andere einen lybischen Esel. Bei der Urteilsverkündigung heißt es dann, der Esel habe die Ampel zerstampft.

Nr. 21. „Der Kozze" stimmt überein mit Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 78; Hagen, Gesamtabenteuer Nr. 48; Dunlop-Liebrecht 283 a, 493, Anmerkung 334 b; Bolte, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 7, 451; Simon, Bulletin de Folklore (Brüssel) 1;

---

[L. von Lehndorf-Bandels], Ramiro und Gianetta, ein teuflisches Matrimonialfragment aus den Ehestandsakten der Hölle bearbeitet von Adramelech dem Älteren. Vierte, verbesserte Auflage. Florenz [Berlin, Felisch] 1793.

Ludwig Tieck, Anti-Faust oder Geschichte eines dummen Teufels. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen [Fragment] 1801 (H. Stanger, Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 2, 37—86).

Novellen nach dem Italienischen in: Erzählungen und Spiele herausgegeben von W. Neumann und K. A. Varnhagen, Hamburg 1807.

Die Hölle auf Erden in: Alexander von Einsiedel, Feyerstunden. Chemnitz 1810.

England: (J. D. Hoskin, Christophe Marlowe und Belphegor. London 1896, war mir nicht zugänglich).

Barnaby Riche, Farewell to the Militarie Profession 1581 (Collier, Shakespeare Society 33, XVI; E. Meyer, Machiavelli and the Elizabethan Drama 1897, 26 f.; Koeppel, Quellen und Forschungen 70, 49).

W. Haughton, The Devil and his Dame (verloren; angeführt in Henslowes Diary. Ward 2[3] 606).

Dekker, If this be not a good Play the Divell is in et. 1612 (Ward 2[3] 372, 465).

Ben Jonson, The Devil is an Ass 1616 (Koeppel, Quellenstudien zu den Dramen Ben Jonsons 1895, 14 f.); E. Hollstein, Verhältnis von Ben Jonsons „The Devil es an ass" und John Wilsons Belphegor zu Macchiavellis Novelle vom Belfagor. Dissertation. Halle 1901.

History of Friar Rush 1620 (Ward 2[3] 372).

The Devill a married man; or the Devill hath met with match 1647 (British Museum Catalogue).

Grim, The Collier of Croyden, or the Devil and his Dame: With the Devil and Saint Dunstan. By J. J. 1662 (Hazlitt, Manual 99; Ward 3[3] 339, deutsch: E. von Bülow, Altenglische Schaubühne 1, 1).

John Wilson, Belphegor or the Marriage of the Devil. Tragicomedy 1690 (Hazlitt 261, Ward 3[3] 339).

The Marriage of Belphegor. Translated from the Italian of Nicolo Macchiavell. (A select collection of novels 1.) London 1722.

Pennecuik, The Marriage of Belphegor. (A collection of curious Scots poems) 1762.

F. H. Barthélémon, Belphegor. Oper, aufgeführt London 1778.

The Devil Divorced or the Diabo Whore [In verse] 1782.

Roscoe, The Italian Novellists 1825. 2. Band.

Belfegor A Tale [versified from the prose of Machiavell] 1840.

Christiansen, Belphegor, Oper, aufgeführt London 1889.

Liebrecht, Zur Volkskunde 121; Keller, Zeitschrift für deutschen Unterricht 5, 229 f.; Mindel, ebenda 644 f.; Sprenger, ebenda 779 f.; Englert, ebenda 800 f.; Köhler, Kleine Schriften 1, 381; und entfernter Köhler-Bolte, Die drei Alten, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 7, 205—207; Gaidoz, ebenda 327 f.; Weinhold, ebenda 447.

Zu Nr. 22 kann etwa das Märchen vom Räuber Matthes (E. Meier, Schwäbische Märchen 857 f.) herangezogen werden. Dazu: Köhler, Kleine Schriften 1, 403; Polivka, Archiv für slavische Philologie 12, 497; 17, 514 Nr. 60—62; 19, 245 Nr. 29; auch Euling, Paul-Braunes Beiträge 26, 575.

Nr. 23 ist eine Variation der bekannten Fabel von der Stärke der Eintracht, die in mannigfachen Einkleidungen erscheint, z. B. „Von den Ochsen und dem Löwen". Die einträchtigen Tiere werden entzweit und dann einzeln überwunden. Aesop (Halm) Nr. 394, Babrius Nr. 44, Avianus Nr. 18 (Hervieux, Les fabulistes latines 3, 340 f., 438 f., 484, 493; Jacobs, Caxtons Aesop 261; Crusius, Leipziger Studien 2, 248); Boner Nr. 84; Steinhöwel Esop (Oesterley) 276 f.; Hans Sachs Schwänke (Goetze) Nr. 302; Waldis, Esop (Kurz) 2, 1; ferner: Benfey, Pantschatantra 1, 93 ff.; Grimm, Reinhart Fuchs, Einleitung 275; Liebrecht, Germania 7, 504; Zur Volkskunde 238; Tobler, Schweizerische Volkslieder 1, XIX und Jacobs a. o. O. — Umgekehrt machen Gegner bei Annäherung eines gemeinsamen Feindes Frieden. Knust zu Manuel, El Conde Lucanor. Leipzig 1900, Nr. 9, S. 321—323. Oder der Vater, gibt seinen Söhnen ein Rutenbündel, das keiner von ihnen zerbrechen kann: Aesop (Halm) Nr. 103, Babrius Nr. 47; Waldis (Kurz) 1, 51; Alberus (Braune) 45; Lafontaine (Régnier) 1, 335 ff.; Liebrecht zur Volkskunde 48; Nehring, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 12, 155; Voßler, Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 2, 21. Oder „Löwe und Stier" werden entzweit und verlieren dadurch die Herrschaft über die Tiere. Benfey, Pantschatantra 1, 91—93; Knust zu Manuel, El Conde Lucanor Nr. 23, S. 353.

Nr. 25 wird von den sieben Todsünden gehandelt; Literatur: Müllenhof-Scherer, Denkmäler 2³, 337 f., 444 f.; Babucke, Programm, Norden 1874; C. Schröder, Archiv für Literaturgeschichte 4,387—392; Osborn, Teufelliteratur 10 ff.; Schönbach, Miszellen aus Grazer Handschriften 1, 62 ff., 3, 126 ff.; Horstmann, Altenglische Legenden LXXVIII; Lemcke, Jahrbuch 6, 332; Guarnerio, Del trattato de sette peccati mortali in dialetto Genovese antico. Nozze Cian Sappa Flandinet 1893, 31—45 (Wendriner, Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 16, 54); Meyer-Benfey, Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1900, Nr. 257, S. 4; Kluge, Zeitschrift für deutsche Wortforschung 1, 364 f.

Nr. 27 endlich ist ein Nachtrag zu Heinzels bekannter Abhandlung „Die vier Töchter Gottes" (Zeitschrift für deutsches Altertum 17, 43—51) zu der seither Scherer, E. Schröder, Teuber weiteres Material gesammelt haben. Zu des Letztgenannten Aufsatz (Paul-Braunes Beiträge 24, 334 f.) kommt noch Carl Raab, Über vier allegorische Motive in der lateinischen und deutschen Literatur des Mittelalters. Programm. Leoben 1885, S. 9 f.; Seemüller, Seifried Helbling 364 ff.; Minor, Speculum vitae humanae XXXI f.; Osborn, Teufelliteratur 8 f.; Bolte, Düdesche Schlömer * 34.

Wien. Arthur L. Jellinek.

Vischer Friedrich Theodor, Shakespeare-Vorträge. Dritter Band. Othello. König Lear. Stuttgart, Cottas Verlag 1901. 7 M.

Der dritte Band schließt sich seinen Vorgängern würdig an. In der Übersetzung Othellos stützt sich Vischer auf die Baudissins, die er vielfach, teils im Anschlusse an Bodenstedt, Rapp und Schmidt, häufiger selbständig nach der Seite der Genauigkeit wie besonders der sprachlichen Gewandtheit verbessert. Manches ist allerdings auch weniger glücklich übersetzt, so z. B. scholar in II, 1 mit „Student" („Gelehrter" bei Baudissin), spirits in III, 3 mit „Geister" („this hath a lithle dash'd your spirits" — Baudissin: dies bracht Euch etwas aus der Fassung) und anderes mehr.

Außerordentlich feinsinnig ist die Erläuterung. Vischer sucht nicht wie Gervinus Schuld und Sühne pedantisch gegeneinander abzuwägen, die Rechnung zwischen Othello und Desdemona zu begleichen, indem dieser ihr eigenmächtiges Verlassen des Vaterhauses als schwere Schuld angerechnet wird. Er zeigt vielmehr, wie Desdemona gerade durch ihre Offenheit, ihre vertrauensvolle Liebe, ihren Mangel an Vorsicht und ihren Übereifer, den Freunden zu dienen, der Verleumdung und dem Argwohn Waffen leiht und dadurch fällt. Auch weist er mit Recht die Auffassung Schlegels zurück, die Othello zu einem heißblütigen, besonders leidenschaftlichen Afrikaner macht, wodurch die allgemein menschliche Bedeutung des Dramas und seine tiefe, gewaltige Tragik natürlich großen Eintrag leiden würde. Ebenso fein ist die Charakteristik Jagos und der übrigen Charaktere.

Die Übersetzung König Lears weicht noch mehr und noch vorteilhafter von der Baudissins ab, als die Othellos. Der Ausdruck ist gefeilter, gewandter und oft dem Sinne des Originals näher. Einzelne Eigentümlichkeiten, wie der Gebrauch des seltenen Wortes „Inzicht" (II, 1), das sich auch sonst bei Vischer findet, und des Wortes „haßvoll" (IV. 2 hateful) tun dem nur geringen Eintrag. Die Erläuterungen zu lesen ist ein hoher Genuß. In ihnen zeigt sich eine unvergleichlich feine

Nachempfindung jener neben dem Oedipus des Sophocles wohl gewaltigsten Tragödie der Weltliteratur.

Myslowitz. Phil. Aronstein.

von Stockmayer Karl Hayo, Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm (= Literarhistorische Forschungen, herausgegeben von J. Schick und M. Freiherrn von Waldberg, 10. Heft). Weimar, Verlag von E. Felber 1898. Ladenpreis 3 M., Subskriptionspreis 2.60 M.

Der Verfasser hat seine Untersuchung in drei Abschnitte geteilt. Der erste behandelt diejenigen Soldatendramen, die, Anregungen der „Minna von Barnhelm" frei verwertend, ihrerseits selbständig Schule machen, der zweite ist den Stücken gewidmet, in welchen sich der Einfluß der „Minna" mit dem von Merciers „Deserteur" kreuzt, und der letzte verfolgt das Fortleben von Motiven der „Minna" in der dramatischen Literatur der nächsten Jahrzehnte. Es ist nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, da die etwas verworrene Vorrede den Einblick in diese an und für sich ganz verständige Gliederung einigermaßen erschwert; auch die Überschriften der drei Kapitel sind nicht besonders glücklich gewählt, insbesondere verrät die des zweiten, „Das Soldatendrama", schwerlich irgend jemanden, wovon es handelt. Wohinaus Stockmayer eigentlich will, ist mir daher erst bei der zweiten Lektüre seiner Arbeit klar geworden. Befremdend und störend wirkt es auch, daß schon die Einleitung die hauptsächlichen im Soldatendrama vorkommenden Charaktertypen aufzustellen sucht, also die Ergebnisse des Folgenden vorweg nimmt. Angebrachter wäre es jedenfalls gewesen, statt dessen der „Minna" einige Worte zu widmen, die eigentümliche Bedingtheit ihres militärischen und patriotischen Charakters darzutun und sie damit von ihrer Gefolgschaft von vornherein mit der nötigen Deutlichkeit zu scheiden. — An die Behandlung seines eigentlichen Gegenstandes tritt Stockmayer heran ausgerüstet mit einer erstaunlichen Belesenheit: das Dramenverzeichnis des Anhanges zählt nicht weniger als 260 Stücke auf, die mit dem Thema in engerem oder weiterem Zusammenhang stehen, und gut 150 davon sind je nach ihrer Bedeutung im Text und den Anmerkungen mehr oder minder berücksichtigt worden. Es fragt sich allerdings, ob nicht eine stärkere Beschränkung am Platz gewesen wäre, um die Haupterscheinungen desto klarer und plastischer hervortreten zu lassen. Das erste Kapitel weist richtig darauf hin, wie Brandes die militärischen Gestalten Lessings auf das Gebiet des bürgerlichen Stückes verpflanzt, sie also, wie ich hinzufügen möchte, in bescheidenerem Sinne verwertet als Lessing selbst, wie Stephanie aus seinem Vorbilde die rein militärischen Elemente ausschält und Engel dem Soldatenstück einen ausgesprochen patriotischen Charakter gibt. Bei der näheren Betrachtung

dieser Werke und ihrer Gefolgschaft scheint mir das Verhältnis der ersteren zur „Minna“ nicht überall mit der nötigen Klarheit hervorgehoben, auch wird bei dem Nachweis der Beziehungen in aufsteigender sowohl wie absteigender Linie ein zu ausschließliches Gewicht auf die Vererbung des einzelnen Motivs gelegt; daß die behandelten Stücke persönliche oder Zeitanschauungen spiegeln, hat Stockmayer sich nicht genügend klar gemacht und auch der ästhetische Wert oder Unwert der Leistungen wird — abgesehen von Engels „Dankbarem Sohn“, wo des Guten eher zu viel geschieht — keiner recht liebevollen Beachtung gewürdigt. Unter den zahlreichen Nachahmungen des „Dankbaren Sohnes“ dürfte übrigens die dem Original am nächsten stehende und am weitesten verbreitete, Gotter-Bendas Singspiel „Der Jahrmarkt“ (1775), nicht fehlen. Recht instruktiv zeigt das zweite Kapitel, wie das Soldatendrama der folgenden Zeit außer durch das militärische Kolorit der „Minna“ besonders durch den Konflikt zwischen Charakter und soldatischer Standesehre angeregt wird und sich infolgedessen alsbald in der Darstellung von Subordinationsvergehen, Ungehorsam, Desertion gefällt; man könnte dazu bemerken, daß die Übertreibung, die hierin liegt, genau derjenigen entspricht, in die man hinsichtlich der szenischen Hilfsmittel verfällt. Dieser Neigung zu speziell militärischen Konflikten leistet dann die Einwirkung von Merciers „Deserteur“ (1770) starken Vorschub, dessen hervorragende Bedeutung für das Soldatendrama Stockmayer richtig erkannt hat. Es wundert mich nur, daß er bei dieser Gelegenheit nicht auf Lenzens „Soldaten“ zu sprechen gekommen ist, die gleich dem französischen Stücke eine scharfe Kritik an militärischen Dingen üben; auch H. L. Wagners „Kindesmörderin“ hätte hier kurz erwähnt werden können. Von dem deutschen Insubordinationsstück, wie ich es der Kürze wegen nennen möchte, gibt dann Stockmayer eine gute Gesamtcharakteristik, die er weiterhin an Ifflands „Albert von Thurneisen,“ Möllers „Graf Waltron“ und manchen anderen Dramen näher ausführt; ein halbes Dutzend der hier genannten Werke hätte allerdings getrost unter den Tisch fallen können. Dagegen möchte man so lehrreichen und hübschen Exkursen wie der über die Auffassung der außerdienstlichen Beziehungen feindlicher Offiziere einer ist, gern öfter begegnen. Das dritte Kapitel zeigt dann eingehend, wie die einzelnen Motive der „Minna“ Nachahmung finden: die Einführung des Landesherrn als Deus ex machina, der Charakter Tellheims, die verschiedenen Situationen, in denen er erscheint u. s. w. Stockmayer hat hier zweifellos sehr sauber und gewissenhaft gearbeitet und eine Unmenge von Stücken in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. Ich muß jedoch gestehen, daß ich der Motivgeschichte so wie er und viele andere sie auffassen, nur eine begrenzte Bedeutung beimessen kann: nicht daß die Motive sich wiederholen und wandeln, sondern warum sie sich wiederholen und wandeln, ist das Wesentliche. Dieser Frage ist aber Stockmayer

nur sehr wenig nachgegangen, wie denn überhaupt der eigentliche Mangel seiner Arbeit darin besteht, daß er die Erscheinungen zwar gut beobachtet, den bewegenden Kräften aber, die dahinter stehen, nicht die genügende Beachtung schenkt.

Daß ich Stockmayers Arbeit deshalb nicht ohne weiteres verwerfe, wird nach demjenigen, was ich oben lobend hervorgehoben habe, wohl genügend klar sein; insbesondere das zweite Kapitel habe ich bei näherer Betrachtung doch recht schätzen gelernt. Nicht übergehen darf ich freilich, daß der Stil des Buches hin und wieder etwas fragwürdig ist.

Von Kleinigkeiten sei nachgetragen, daß in dem bibliographischen Verzeichnis unter dem Jahre 1782 (S. 107) das offenbar sehr bezeichnende anonyme Stück „Der Patriot" einzufügen ist, dessen Eloesser in seinem Buche über das bürgerliche Drama (Berlin 1898, S. 106) gedenkt. Nicht jedem verständlich wird die Angabe S. 92, Anmerkung 19 sein, daß die erste Übersetzung von Merciers „Deserteur" (Mannheim 1771) „deutsche Namen adaptiert" habe: die Personen französischer Nationalität haben ihre Namen beibehalten, dagegen ist aus der deutschen Bürgerstochter Clary eine Julie, aus ihrem Bewerber Hoctau ein Hockart geworden, Madame Luzère hat, bezeichnend genug, den „deutschen" Namen Frau Lisimon bekommen (Exemplar in meinem Besitz). Einen „guten" Ausgang des Stückes — ich weiß freilich nicht, ob den gleichen, wie er hier und später in Deutschland erscheint — hat schon Mercier selbst seinem Stücke gegeben (Theatergeschichtliche Forschungen, Heft 13, S. 33). Von der Übersetzung des „Deserteur" durch Karl August von Beulwitz besitzt die Jenaische Bibliothek einen Druck, der im Gegensatz zu dem von Stockmayer angeführten den Übersetzer nennt, gleichfalls Berlin 1771. Die Behauptung, daß 1776 Stephanie noch nicht über eine lokale Bedeutung hinausgekommen sei (S. 96, Anmerkung 24), wird durch das Repertoire der Seylerschen Truppe und des Gothaischen Hoftheaters (Theatergeschichtliche Forschungen, Heft 13, S. 71 ff.) widerlegt: 1775 und 1776 folgen Stephanies Stücke Schlag auf Schlag aufeinander, wobei allerdings, mit einziger Ausnahme des „Deserteurs aus Kindesliebe", merkwürdigerweise die Dramen militärischen Charakters verhältnismäßig schlecht abschneiden.

Jena. Rudolf Schlösser.

Regeniter Rudolf, Karl Franz Romanus. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Lustspiels im 18. Jahrhundert. (Heidelberger Inaugural-Dissertation.) Berlin, Mayer & Müller 1901. 1.60 M.

Der Marburger Abhandlung Wittekindts über Johann Christian Krüger (vgl. Euphorion 8, 716 ff.) ist nunmehr aus M. von Waldbergs

Heidelberger Schule eine Studie über denjenigen Lustspieldichter gefolgt, den man mit Krüger in einem Atem zu nennen pflegt, Karl Franz Romanus. Es handelt sich um eine recht hübsche und erfreuliche Arbeit, die, ohne eine Spur der bei Anfängern häufig beliebten Prätension, mit ruhiger Sachlichkeit ihren Zielen zustrebt. Man könnte sich sogar versucht fühlen, dem Verfasser etwas mehr Dreistigkeit zu wünschen, insofern er sich da, wo es gälte, die letzten Ergebnisse seiner Untersuchungen zu ziehen, öfters etwas zaghaft und unentschlossen zeigt. Indes bleibt dieser Tadel ein bedingter, da die Arbeit die Möglichkeit zu solchen Folgerungen in ausreichendem Maße gibt und irgend etwas besonders Falsches und Schiefes, das ihnen hemmend entgegentreten könnte, kaum enthält.

Schon das Wenige, das Regeniter zur Biographie seines Helden beibringt, scheint mir recht förderlich und lehrreich. Romanus ist der Sproß einer alten und hochangesehenen Leipziger Rechtsgelehrtenfamilie; der bekannte Leipziger Bürgermeister seines Namens, der seine Untreue im Amte mit lebenslänglicher Haft auf dem Königstein büßte und von dessen großem Sinne noch heute der pompöse Barockbau an der Ecke der Katharinenstraße und des Brühls zeugt, war sein Oheim, Christiane Mariane von Ziegler, über deren Bedeutung für das Leipziger Literaturleben uns Wanieks Gottsched-Biographie so trefflich unterrichtet hat, seine Cousine. Romanus war also seiner Herkunft nach ein vornehmerer Mann als die meisten seiner dichtenden Zeitgenossen, was auch seine erfolgreiche Laufbahn im höheren Staatsdienste bestätigt. Dieser Umstand erscheint mir nicht unwesentlich: er erklärt, wie es möglich war, daß Romanus in seinen „Brüdern" ein Erziehungsproblem zwar wesentlich beschränkter als sein Vorbild Terenz, aber doch immerhin in einem recht weltmännischen Sinne behandelte, er erklärt auch seine leichtere und freiere Kunstauffassung, die es ihm möglich machte, im „Crispin" als einziger unter den Zeitgenossen mit einem schlechten und rechten Intriguenstück hervorzutreten, worauf Regeniter mit Recht hinweist. Daß einem solchen Herrn die Poesie der Zeitvertreib einiger Jugend- und Nebenstunden blieb, kann kaum verwundern; sehr bezeichnend ist es auch, daß es die lebendige Bühne war, die ihm die entscheidende Anregung gab. Seine Werke sind schnell aufgezählt: außer den fünf 1755 verfaßten und 1761 anonym erschienenen Lustspielen nennt Regeniter noch zwei bisher nicht bekannte Stücke, die Manuskript geblieben sind: „Die unerwartete Veränderung" (5 Akte) und „Die drei Schwiegermütter" (1, später 3 Akte); auch sie waren bereits 1755 auf der Bühne. Daß Romanus noch 1778 mit der Übersetzung von zwei Komödien des Destouches — obenein solchen aus des Dichters unreifster Frühzeit — hervortreten konnte, zeugt von einer erschreckenden Rückständigkeit des Geschmacks. Neu ist, daß er auch Voltaires „Allgemeine Weltgeschichte" in vier Bänden 1760—1762 übersetzt hat, denen 1768—1775 „Ver-

mischte Schriften" Voltaires in sechs Bänden folgten. Diese Beschäftigung mit dem Führer der französischen Aufklärung zeigt deutlich, wie scharf sich Romanus von den übrigen Angehörigen der Leipziger Schule, insonderheit von Gellert und seinem Kreise, unterschied.

Regeniter würdigt die Lustspiele des Romanus, denen seine Untersuchung nunmehr ausschließlich gilt, zunächst nach der stofflichen Seite. Er beginnt mit den „Brüdern", die er auf Übereinstimmungen und Abweichungen hin mit ihrer Vorlage, den „Adelphen" des Terenz, vergleicht. Die Gegenüberstellung der Stücke ist, ohne umständlich zu werden, sorgsam und klar. Hinzuzufügen wäre wohl, daß Romanus mit dieser Neugestaltung einer römischen Komödie nicht vereinzelt dasteht: Molière in seinem „Geizigen", Regnard in den „Menächmen", Destouches im „Verborgenen Schatz" waren mit Plautus-Bearbeitungen voraufgegangen, und gerade im Entstehungsjahre der „Brüder", 1755, war Lessings „Schatz" erschienen. Der interessanten Frage nach dem Warum der von Romanus vorgenommenen Änderungen ist Regeniter leider nicht näher getreten, obwohl sie wertvolle Einblicke in die Denk- und Anschauungsweise des Dichters hätte eröffnen können, denn dieser bestrebt sich offenbar nicht nur, sein Stück äußerlich in die moderne Kulturwelt zu verpflanzen, sondern auch den moralischen Forderungen der Gegenwart gerecht zu werden. Daß er sich dabei von den Roheiten der Krüger und Mylius ebenso fern hält wie von der spießbürgerlichen Tugendseligkeit der Gellert und Cronegk, erscheint mir für die Würdigung seiner menschlichen und dichterischen Persönlichkeit gleich wichtig. Eine einzelne Szene (II, 3) führt Regeniter glücklich auf eine entsprechende im „Dissipateur" des Destouches zurück. Mir will scheinen, als ob die hier auftretende Buhlerin Citalise auch von Seiten der Lessingschen Marwood einigen Einfluß erfahren hätte; die energische und zielbewußte Bosheit, mit der sie Leander seiner Geliebten abspenstig zu machen sucht, will in eine Komödie nicht recht passen. Chronologisch würde dieser Annahme nichts entgegenstehen, denn die „Miß Sara" war gerade zu Ostern 1755 erschienen. Die Benutzung der Eingangsszene zu Destouches' „Irrésolu" durch Romanus (I, 1), die Regeniter weiterhin behauptet, scheint mir um so wahrscheinlicher, als der französische Dichter bei diesem Streite zweier Väter über die Erziehung ihrer Söhne auch seinerseits den Terenz im Auge gehabt haben dürfte, so daß die Eingliederung des Auftrittes in die „Brüder" sehr nahe lag.

Ziemlich eingehend beschäftigt sich Regeniter mit der Beurteilung, die Lessings „Dramaturgie" den „Brüdern" hat zuteil werden lassen. Den Grundgedanken der Lessingschen Kritik, daß Romanus die Charaktere des Terenzischen Stückes wesentlich umgestaltet, trotzdem aber kleine und große Züge beibehalten habe, die nunmehr mit den Charakteren und Voraussetzungen in auffallendem Widerspruch stehen, läßt er mit Recht

unangetastet; auch im einzelnen stimmt er Lessing meist bei. Nur in zwei Fällen glaubt er sich der „Brüder" gegen den Dramaturgen annehmen zu müssen: einmal bezweifelt er, daß die Sinnesänderung, die bei Romanus an dem strengen Vater Lysimon zutage tritt, einen Rückschluß darauf erlaube, daß der Dichter den scheinbaren Umbruch des Demea bei Terenz mit Voltaire für einen wirklichen gehalten habe, zweitens will er die psychologischen Bedenken Lessings gegen diese Wandlung des Lysimon sowohl wie gegen die seines leichtfertigen Sohnes Lycast nicht gelten lassen. Was die erste dieser Ausstellungen betrifft, so steht jedenfalls so viel fest, daß die Annahme, Romanus habe seinen Terenz nicht verstanden, durchaus nicht notwendig ist: daß der deutsche Bearbeiter seinen Lysimon im Gegensatz zu dem Demea des Römers sich wirklich wandeln läßt, erklärt sich völlig zur genüge daraus, daß Romanus als ein echtes Kind der Aufklärungszeit am Schlusse seines Stückes die Vernunft triumphieren lassen wollte; der Glaube an sie und ihre versittlichende Allmacht spricht ja auch mit voller Deutlichkeit aus der Umkehr des Lycast. Weniger kann ich mich mit Regeniters zweitem Einspruch einverstanden erklären: es ist zwar richtig, daß Romanus die Sinneswandelung seiner Personen sorgsamer vorbereitet als man nach Lessings Darstellung annehmen sollte, trotzdem erscheint mir aber doch der Umschlag ihrer hervorragendsten Charakterzüge in ihr gerades Gegenteil ein starkes Stück, das dem psychologischen Sinne des Dichters gerade kein Ehrenzeugnis ausstellt. Ich getraue mich daher nicht, in den Widerspruch Regeniters gegen Lessing einzustimmen.

Das zweite größere Stück von Romanus, „Crispin als Vater", ist nächst Krügers „Blindem Ehemann" (1751) die erste deutsche Komödie, welche den Crispin-Typus aufweist. Daß diese Harlekinfigur dem deutschen Publikum aus französischen Stücken schon längst geläufig war, habe ich bereits in meiner Anzeige von Wittekindts Monographie über Krüger dargetan, ich kann also nur sehr bedingt zustimmen, wenn Regeniter von einer „Einführung" des Crispin auf der deutschen Bühne redet. Mit Unrecht hat er sich auch gescheut, eine von Wittekindt beigebrachte Stelle über den Typus zu wiederholen: daß der muntere dürrbeinige und stotternde Gesell im schwarzen Scapinkleide ursprünglich als Stallmeister gedacht war, durfte schon deshalb nicht übergangen werden, weil diese Vorstellung auch noch bei Romanus im Gegensatz zu Krüger deutlich zu erkennen ist (I, 2. 3). Im übrigen hat Romanus mit der Gestalt nach freiem Belieben geschaltet: sein Crispin zeichnet sich durch einen freien und leichten Humor, eine ergötzliche überlegene Selbstironie und eine unwiderstehliche Neigung zum Schwank um seiner selbst willen aus, die sich bei seinen französischen Namensvettern längst nicht immer in so glücklicher Vereinigung finden: der Crispin des Regnard ist roher und derber, der des Destouches farbloser, der des

Marivaux gelecter. Zu gebrauchen war Crispin, sobald er eine einigermaßen wichtigere Rolle spielen sollte, natürlich nur in einer ausgelassenen Intriguen-Komödie mit allerlei Verwechslungen, deren buntes Hin und Her er selbst anzettelt und leitet. Daß er einen geizigen Alten, der ihn von Person nicht kennt, in einer Verkleidung prellt, erinnert mich am meisten an Regnards Einakter „La Sérénade", doch übernimmt er und seinesgleichen begreiflicherweise auch sonst gern irgend eine fremde Rolle, um einen Liebeshandel ins reine zu bringen oder einem Vater ein Schnippchen zu schlagen. Nicht selten verrät dies, wie bei Romanus, schon der Titel des Stückes: Regeniter nennt einen „Crispin Médecin", einen „Crispin Rival de son maître", einen „Crispin bel esprit", Ekhof verdeutschte nach de La Thuillerie einen „Crispin als Lehrmeister" (H. Devrient, Schönemann, S. 370). In wirksamem Gegensatz zu einem dummpfiffigen Bauern erscheint Crispin in Marivaux' „Dénouement imprévu", aus welchem demnach wohl Romanus den Gedanken, seinem Titelhelden den Lukas zur Seite zu stellen, entlehnt haben wird. An einer einzelnen Stelle erkennt Regeniter Anklänge an Destouches' „Curieux impertinent", geglückt ist auch der Nachweis, daß der Romanussche „Crispin" eine Komödie von Löwen stark beeinflußt hat. Gewundert hat es mich dagegen, daß Regeniter, der den Charakter des Stückes als Intriguenlustspiel richtig hervorhebt, nicht bemerkt hat, wie schroff die Komödie in ihrer Handlung fast allen Hauptanforderungen Gottscheds widerspricht: schon die „Brüder" sind trotz ihrer antiken Herkunft vom Standpunkte der „Kritischen Dichtkunst" aus kaum ganz einwandfrei, der „Crispin" aber spottet geradezu ihrer Regeln: nach dem moralischen Lehrsatz forscht man vergebens, dafür findet man die streng verpönten Verkleidungsspäße und Liebesverwirrungen des italienischen Theaters um so reichlicher vertreten und sogar eine offenkundige Hanswurstfigur darf sich in aller Behaglichkeit breit machen. Und ein solches Stück schrieb 1755 in Gottscheds nächster Nähe der Vetter seiner ehemaligen Gönnerin Frau von Ziegler!

Die drei kleinen Einakter, die in der Ausgabe der „Lustspiele" auf die „Brüder" und den „Crispin" folgen, kenne ich nur aus Regeniters dankenswerten Inhaltsangaben. Das Motiv des „Wechselschuldners" ist wie zutreffend bemerkt wird, aus Lessings „Freigeist" entlehnt: der Liebhaber wird dadurch in Verlegenheit gesetzt, daß er im Hause der Braut mit einem Gläubiger zusammentrifft. Auch in der Szenenfolge und dem Dialog stellt Regeniter so auffällige Anklänge an Lessing fest, daß die unmittelbare Entlehnung wohl kaum einem Zweifel unterliegt. Das „Tarocspiel" behandelt das im 18. Jahrhundert so beliebte Motiv der Spielwut. Als bemerkenswert hebt Regeniter hier hervor, daß Romanus nicht, wie die meisten seiner Vorgänger, einen männlichen, sondern nach Dufresnys Vorgange einen weiblichen Vertreter dieser Leidenschaft vorführt,

und daß ferner sein Stück im Gegensatz zu manchen andern sich damit begnügt, die Folgen der Spielsucht von der harmlos-komischen Seite zu zeigen; ich möchte dem hinzufügen, daß sowohl die Vorstellung einer spielenden Dame wie die nachsichtige Beurteilung der nobeln Passion wieder einmal Romanus als den vornehmen Herrn zeigen. Bei dem „Vormund" bin ich mir nicht ganz klar darüber geworden, ob das Stück ein Schwank im Geiste des „Théâtre Italien" ist oder etwa gar rührend-moralisierende Elemente enthält, da Regeniter wohl den Inhalt mitteilt, aber nicht über die Behandlungsweise spricht. Bemerkenswert scheint mir zu sein, daß das Stückchen unter Bauern spielt, was sich wohl aus Einwirkung von Marivaux' Seite erklärt und wiederum den Regeln Gottscheds widerspricht. Über die beiden ungedruckten Lustspiele endlich werden aus Klotzens „Deutscher Bibliothek" von 1769 zwei Aufführungs-Rezensionen beigebracht. Sie zeigen, daß es sich um ziemlich unbedeutende Intriguenstücke handelte, die den „Brüdern" und dem „Crispin" an Wert kaum gleichgekommen sein dürften.

Besondere Aufmerksamkeit hat Regeniter der Technik von Romanus' Komödien gewidmet. Zu Eingang des Abschnitts „Szenisches" vermisse ich allerdings einen Hinweis auf die Gliederung der Stücke: von den größeren Lustspielen weisen die „Brüder" und die „Unerwartete Veränderung" die von Gottsched befohlenen 5 Akte auf, dagegen zeigen der „Crispin" und die zweite Fassung der „Schwiegermütter" die schwer verpönte Dreiteiligkeit des „Théâtre Italien". Was die Einheiten betrifft, so scheint mir zwar wohl die der Zeit, keineswegs aber die des Ortes immer so geschickt gewahrt, wie man nach Regeniter annehmen sollte: gegen die „Brüder" hat schon Lessing in dieser Hinsicht schwere und wohlbegründete Bedenken erhoben. Recht hübsch wird gezeigt, wie es immer wieder eine, bald so bald so gewendete, meist ziemlich einheitliche Liebeshandlung ist, um die sich die Stücke drehen; doch hätte auch hier wieder betont werden sollen, daß diese Neigung zu verliebten Intriguen ausgesprochen ungottschedisch ist. Den sonstigen Beobachtungen ist kaum etwas Wesentliches hinzuzufügen: hin und wieder werden Geschehnisse hinter die Szene verlegt, insbesondere geht in den Zwischenakten gern etwas vor sich. Die Akte setzen meist mit Gesprächen ein, die bereits im Fluß sind (mit Vorliebe werden an diesen Stellen Unterredungen mit oder unter Bedienten verwendet), am Aktschluß wird die Bühne geleert, kurze Schluß-Monologe sind alsdann beliebt, am Ende des Ganzen werden die Mitspieler möglichst vollzählig auf der Bühne versammelt. Kommen und Gehen der Personen wird gern in bekannter Weise angekündigt, meist auch erträglich motiviert, zuweilen werden noch gegen Ende des Stückes neue Figuren eingeführt (das Gleiche geschieht gern im zweiten Akte). Es hätte gesagt zu werden verdient, daß Romanus in alledem mit der Praxis der französischen Komödie durchaus übereinstimmt.

Die Untersuchung über Romanus' technische Mittel beschäftigt sich zunächst mit der Verwendung des Monologs: neben Selbstgesprächen, die bloß zur Szenenverbindung dienen, erscheinen häufig genug auch Reflexions-, Entschluß- und Affektmonologe, auch Scheinmonologe und selbst belauschte Monologe kommen vor. Romanus setzt sich also auch hier wieder mit vollster Unbefangenheit über Gottscheds Lehren hinweg! Einen noch viel auffälligeren Beweis seiner Unabhängigkeit geben die geradezu massenhaften à parts, denen Regeniter leider keine Beachtung geschenkt hat. Des Mittels, die Personen einander behorchen zu lassen, bedient sich Romanus mit Maß, auch das (ungottschedische!) Motiv der Verkleidung wird nur im „Crispin“, dort aber allerdings sehr ausgiebig, verwertet. Im „Crispin“ dient ein Brief, im „Tarocspiel“ ein Schmuck, im „Vormund“ eine falsche Nachricht der Handlung zum Hebel, überall spielt das Geld als Mitgift oder Geschenk eine Rolle. Verstellung, Lüge, Mißverständnisse beleben namentlich die beiden größeren Stücke; die Behandlung der Liebe bleibt im Konventionellen stecken und eigentliche Liebesszenen fehlen ganz. Bis auf diesen einzigen letzten Punkt trägt also auch hier alles französischen Charakter.

Was schließlich die Personen anbetrifft, so kommt Romanus, abgesehen von der ziemlich selbständigen Färbung seiner Crispin-Gestalt, über die Wiederholung überlieferter Typen nicht hinaus. Charaktere sind die Figuren kaum im Sinne seiner Zeit, und wer versuchen wollte, ihnen redende Namen beizulegen, wie sie sonst damals beliebt sind, könnte leicht in Verlegenheit geraten. In der Tat kommen denn auch nach Regeniter mit einziger Ausnahme des Amtmanns Fickfack im „Vormund“ andere Namen als die konventionellen der französisch-italienischen Komödie nicht vor. Daß neben den Vätergestalten die Mütter vollkommen fehlen, ist für die Aufklärungszeit bezeichnend. Die Charakteristik wird nicht selten (nach französischem Muster) durch unmittelbare Beschreibung der Eigenschaften gegeben, die namentlich im Anfange der Stücke beliebt ist; besonders die „Brüder“ kranken an dieser Neigung. Die Personen sind bürgerlichen Standes, doch erfahren wir über ihr Leben und Treiben ebensowenig etwas Bestimmtes wie über ihre äußere Erscheinung. In dieser Hinsicht steht, meines Erachtens, Romanus hinter der Gottschedin, Elias Schlegel, Gellert weit zurück, berührt sich aber wieder eng mit den Franzosen, die gleichfalls auf das Zuständliche kaum irgendwelches Gewicht legen. Eine Prüfung des Romanusschen Dialogs hat Regeniter leider unterlassen. Sie würde gezeigt haben, daß Romanus sich wohl hin und wieder der gesprochenen Rede nähert, aber von einer solchen lebendigen Wiedergabe der Umgangssprache, wie sie vor allem Elias Schlegel auszeichnet, weit entfernt ist.

Ein kurzer Abschnitt beschäftigt sich noch mit dem Urteile der Zeitgenossen über Romanus, wobei eine schon vorher öfters angeführte

günstige Anzeige der „Lustspiele“, die Nicolai in die Literaturbriefe gab, die Hauptrolle spielt. Deutlicher noch spiegelt sich die Einwirkung des Dichters auf sein Publikum in den Theaterrepertoiren der Zeit, aus denen ein Anhang Auszüge bringt. Danach scheinen die „Brüder“ und der „Crispin“ zwischen 1755 und 1780 ziemlich beliebt gewesen zu sein, während die Einakter so gut wie unbeachtet blieben und auch die ungedruckten Stücke es nur zu vereinzelten Aufführungen brachten.

Das Endurteil, das Regeniter in einem Schlußworte über seinen Helden fällt, ist etwas unsicher und zaghaft ausgefallen. Was ihm über die Persönlichkeit und die Kunstauffassung Romanus' hinzuzufügen wäre, brauche ich wohl nicht zu wiederholen, wohl aber möchte ich kurz zusammenfassen, was über seine Stellung im literargeschichtlichen Zusammenhang zu sagen ist: Der Dichter bewegt sich, abgesehen von ein paar Einwirkungen Lessings, durchaus in den Bahnen der nachklassischen französischen Komödie, wie sie zu seinen Tagen auf der deutschen Bühne heimisch war. Sie dient für Motive und Gestalten, Stil und Technik seiner Intriguenstücke zum unverkennbaren Vorbild. Gegenüber diesen Mustern ist der Einfluß von Gottscheds Poetik ganz außerordentlich gering: in allen Fällen, wo die „Kritische Dichtkunst“ mit der künstlerischen Praxis der Franzosen in Widerspruch tritt, folgt Romanus mit tötlicher Sicherheit der letzteren, seine Stücke könnten genau so geschrieben sein, wie sie sind, ohne daß er je die „Dichtkunst“ in der Hand gehabt hätte. Ich habe diese Neigung, über Gottsched hinaus auf die Franzosen selbst zurückzugehen, bereits bei Krüger nachgewiesen: dort sahen wir sie in ihrer Entwicklung, bei Romanus steht sie von vornherein fest, und dadurch eben wird deutlich die Stelle bezeichnet, die er in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Lustspiels einnimmt. Es wird daher die Behauptung, daß Romanus' Komödien sich ganz in den Bahnen der Gottschedschen Schule bewegten, selbst wenn man sie mit Regeniter auf die Technik beschränkt, schwerlich aufrecht zu erhalten sein.

Jena. Rudolf Schlösser.

Morris Max, Goethe-Studien. Berlin, C. Skopnik 1897. 172 S. 2.40 M. — Zweiter Band. Berlin 1898. 3 M.

Eine Reihe zwangloser Aufsätze, in denen von einem in Goethes Leben und Schriften vorzüglich bewanderten und mit der zeitgenössischen Literatur wohlvertrauten Manne eine Reihe scharfsinniger und zum Teil überraschender Kombinationen vorgetragen werden. Ich bin den Ausführungen auch dort gern gefolgt, wo ich mich den Schlüssen des Verfassers nicht gefangen geben kann oder ernstlich Widerspruch zu erheben habe: denn immer regt er an, über die von ihm behandelten Probleme von neuem nachzudenken und läßt sie nirgends ganz ungefördert.

Eine Reihe von Aufsätzen gelten dem „Faust“: „Zur literarischen Polemik im Faust“ (1, 5), „Die geplante Disputationsszene im Faust“ (1, 25), „Zwei unausgeführte Faustszenen“ (1, 31), „Die Faustparalipomena“ (2, 103).

Am wenigsten bin ich mit dem ersten der genannten Aufsätze einverstanden, der für die Partien der Walpurgisnacht ganz in die Wege einlenkt, die einst für das „Jahrmarktsfest von Plundersweilern“ Scherer und Wilmanns geschritten sind. Weder davon, daß die „Trödelhexe“ auf den „Freimütigen“ Kotzebues gehe, eine Beziehung, die sich nur mit einer mir auch nicht einleuchtenden Hilfshypothese über die Entstehung der betreffenden Partien gewinnen läßt, noch daß unter „Servibilis“ Böttiger zu verstehen sei, bin ich überzeugt worden. Berechtigter ist die Ausdeutung in den Invektiven des „Intermezzos“; doch kann ich auch hier nur selten zustimmen. Bei dem Kapellmeister mag immerhin an Reichardt gedacht sein; bei dem Dudelsack ist es gewiß möglich an Kotzebue, bei dem Geist, der sich erst bildet, an Jean Paul zu denken: aber von schlagender Überzeugungskraft sind diese Beziehungen nicht. Das trippelnde „Pärchen“ soll Gleim und Jacobi meinen: aber der an Honigtau und Düften reiche Briefwechsel der beiden lag ein Menschenalter zurück. Minor rät statt dessen (Goethes Faust 2, 267) auf die „sehr ungleich begabten“ Brüder Stolberg: aber der „Orthodoxe“, doch gewiß Friedrich Leopold, kommt gleich nachher. Den Puristen, der sicherlich nicht Campe, schwerlich auch Fernow ist, deutet Morris auf Klopstock. Allein die bekannte Schilderung im 10. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ gestattet uns doch noch nicht von Klopstocks „zimperlicher Wohlanständigkeit“ zu sprechen: Hofrat Ring dachte darüber gewiß ganz anders. Auch können die Verse nicht als Anspielung darauf gefaßt werden, daß Klopstock einstens Goethe und Karl August ermahnt, ein ordentliches Leben zu führen. Der Purist, der ja im Gegensatz zu dem nur „skizzenweise“ angreifenden „nordischen Künstler“ steht, ärgert sich darüber, daß die Dilettanten so „ludermäßig“, das heißt schlecht und ungeregelt, ohne Akkuratesse, spielen und die Schauspielerinnen nicht einmal gepudert sind, wie sichs für ein ordentliches Theater gehört. Ist etwa A. W. Schlegel gemeint, dem schon die Weimarische Metrik nicht streng genug war? Das wäre glaublicher, wenn wirklich, wie jetzt Minor (a. a. O. 2, 268) meint, die „junge Hexe“ Friedrichs „Lucinde“ wäre, was ich schon um der chronologischen Schwierigkeiten willen, bezweifle. Morris denkt — an Goethe selber, und läßt Caroline Herder replizieren. Das „Lumpenpack“ (Vers 4339) kann schon deshalb nicht auf Merkel, Spazier und Kotzebue gehen, weil „das neue Chor“, das Vers 4331 ff. eingeführt wird, Philosophen, nicht belletristische Schriftsteller oder Journalisten sind. Die „Massiven“ will Morris auf Kritiker wie Voß und die Schlegel beziehen, während er doch zugeben muß, daß die ganze Gruppe sich „ohne Zwang“ politisch deuten lasse.

Auch wenn nun weiter im Paralipomenon 47 der Ptolemäer auf Zacharias Werner gedeutet wird, so ist das zwar wiederum beachtenswert, aber auch nicht mehr. Treffend scheint mir dagegen Paralipomenon 35 auf die Xenien bezogen zu sein, und unter dem Demokraten, der Paralipomenon 60 dem Satan a posteriori huldigt, ist gewiß richtig Reichardt erkannt.

Sehr hübsch führt Morris in dem zweiten kurzen Aufsatz aus, daß für die Disputationsszene Goethe eine Anregung aus Erasmus Franciscis „neupoliertem Geschicht-, Kunst- und Sittenspiegel" (Nürnberg 1670) erhielt. Dort findet sich nach Morris glücklichem Nachweis jene „philosophische Unterredung" zwischen einem Chinesen und einem Jesuiten, die Goethe am 6. Januar 1798 an Schiller sandte. In ihr wird der Verstand mit einem Spiegel verglichen, der nach der Meinung des Jesuiten Sonne und Mond nur wiederspiegelt, nicht erschafft; eine Meinung, die freilich ein transszendentaler Idealist nicht durchgehen lassen kann. Nach dem „schaffenden Spiegel" nun sollte Faust, wie Paralipomenon 11 lehrt, bei der Disputation den Mephistopheles fragen. Die Antwort „Im Kopfe des Menschen" (Morris 1, 29) gibt aber Mephistopheles nicht sogleich. Ich vermute: weil Faust auf dem Punkte steht, sie sich selber zu geben. Was singen denn die Geister nach Fausts gräßlichem Fluch zu Beginn der Paktszene? Daß der mächtige Mensch im stande ist, die schöne Welt zu zerstören und aufzubauen — in seinem Busen: das Locklied des radikalen Idealismus, der dem Titanismus so nahe verwandt ist. Es ist die Weisheit des Baccalaureus: „Die Welt sie war nicht, eh' ich sie erschuf" u. s. w.

Eine solche Anschauung, deren Sitte und Sittlichkeit bedrohenden Charakter Goethe erkannte und vielleicht überschätzte, ist dem Teufel nicht unwillkommen. Er sollte offenbar Faust in der Disputationsszene sehr nahe an das Bekenntnis eines so subjektiven Standpunktes heranführen, indem er einseitig das Lob der Erfahrung verkündete und dadurch den Widerspruch provozierte. „Erfahrungswesen Schaum und Dunst" würde der Baccalaureus antworten: Faust sollte das γνῶθι σεαυτόν „im schönen Sinne" vertreten, also doch wohl auf irgend eine Weise darauf hindeuten, daß der Mensch das Beste in sich suchen und aus sich schöpfen müsse. Er verschmäht indessen die Erfahrung nicht völlig und glaubt sie auch in genügendem Maße zu besitzen, um den Gegner abzuführen. So wenigstens verstehe ich die Worte: „Fordert den Gegner auf, Fragen aus der Erfahrung vorzulegen, die Faust alle beantworten wolle." Aber Mephistopheles treibt ihn in die Enge, auf ein Gebiet, wo die Weisheit des gescheitesten Mannes aufhört: das werden die vielsagenden Worte „Tier. Mensch" andeuten. Statt der Antwort erfolgt die Gegenfrage nach dem schaffenden Spiegel, die doch wohl an kluggewählte Worte des Mephistopheles über den Unterschied von Mensch und Tier anknüpfen

mußte. So etwa möchte ich die von Morris angesponnenen Fäden weiterziehen. Daß als Resultat der Disputation Anschauungen von höchst bedenklichem Charakter in der Luft und gleichsam jedem Anwesenden auf der Zunge liegen, ist angedeutet durch Wagners „Sorge, die Geister möchten sprechen, was der Mensch zu sich zu sagen glaube".

Ich halte es in diesem Zusammenhang auch nicht für bedeutungslos, daß in der Szene „Studierzimmer, Faust mit dem Pudel hereintretend", Faust aus dem Anfang des Johannes-Evangeliums das Evangelium Fichtes herausliest: „Im Anfang war die Tat." Denn darin greift Morris gewiß ganz fehl, daß er meint, der Disputationsakt hätte die Pudelszene ersetzen sollen. Noch unrichtiger ist natürlich E. Schmidts wohl nur einem unbewachten Moment entsprungene und allseitig aufgegebene Annahme (Weimarer Ausgabe 14, 290), daß der Disputationsakt zwischen Studierzimmer und Auerbachkellerszene gehöre, da wir doch wissen, daß er für die „große Lücke" bestimmt war. Daß nur zwischen Vers 1529 und 1530 sein Platz ist, hat schon Scherer Quellen und Forschungen 34, 83 richtig gesehen: noch in der fertigen Dichtung klafft hier für jeden, der Augen hat zu sehen, die Lücke. Man sieht jetzt nicht recht ein, warum Mephistopheles erst ab-, dann wieder auftritt. Anders wenn sich in der Zwischenzeit eine nicht bloß zu supponierende wichtige Umwandlung in Fausts Denken vollzieht, und wir es erleben, wie der Faust, der von sich sagt „Wir sehnen uns nach Offenbarung", der den Teufel zurückweist „So setzest du der ewig regen, der heilsam schaffenden Gewalt die kalte Teufelsfaust entgegen" zu jenem völligen Nihilismus gelangt, der ihn zum Teufelsbündler macht.

Der theoretische Subjektivismus, der sich in Faust mit einem starken Lebensdrange verbindet, stößt allsogleich hart mit dem Eigensinne des Objekts zusammen. Der „schaffende Spiegel" ist (bildlich gesprochen) eben doch nur ein Spiegel, und mit dem Schaffen ist es ein ganz eigenes Ding. In diesen Zusammenhang stelle ich die Worte (Vers 1566 ff.):

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach Außen nichts bewegen;
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Es ist nicht etwa von einem immanenten und einem transzendenten Gott die Rede: Vers 1566 und 1568 meinen dasselbe und nur 1567 und 1569 enthalten Gegensätzliches. Versenkt man sich in diese Anschauungen, so wird der scheinbar urplötzliche, furchtbare Umschlag in Fausts Philosophie verständlich. Die ganze schöne Welt mit all ihren Werten erscheint ihm nun als eine Kette subjektiver Wahngebilde, als ein „Lock- und Gaukelwerk", als „Blenden der Erscheinung" u. s. w.

Eine genaue Interpretation dieser ganzen Partie ist für das Verständnis der Dichtung von höchster Wichtigkeit: unsere Kommentare machen es sich bei ihr viel zu leicht. —

Um auf die Disputationsszene zurückzukommen, so fällt das Bedenken, daß, da Faust ja den Mephistopheles als fahrenden Scholasten bereits kennen gelernt habe, die Disputation vor allem Volke „den Charakter einer Komödie" erhalte, bei meiner Auffassung fort. Faust ist überzeugt, daß ihm „ein Traum den Teufel vorgelogen und daß ein Pudel ihm entsprang". Da erscheint, nicht mehr in einsamer Studierstube, sondern in voller Öffentlichkeit, der Vagant zum zweitenmal und greift in eins jener akademischen Scheingefechte ein, das Wagner soeben beschließen will. Wagner ist nicht geneigt, ihm Rede zu stehen: für ihn ist der Scholastikus ein Scholastikus, wie der Pudel ein Pudel war. So begibt sich nun etwas Außergewöhnliches: Faust selber läßt sich herab, den großsprecherischen Fremdling zu stellen; er muß doch herausbringen, was es mit all dem Wunderbaren, das er erlebt hat, für eine Bewandtnis hat: und, ist es wirklich der Teufel — um so mehr Grund, ihn nicht wieder entwischen zu lassen.

Wie fein übrigens, wenn die Gedanken, die in der Disputation mehr angezeigt als ausgesprochen werden sollten, in der jungen Generation fortleben und in der Baccalaureusszene einen so charakteristischen Ausdruck finden! Ich wage die Vermutung, daß durch die Disputationsszene die Baccalaureusszene noch fester an den ersten Teil gekettet worden wäre. Geht etwa auch der Homunkulus auf Gedanken zurück, die Mephistopheles in der Disputation ausgestreut hat? Sagt er doch von sich

Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisiertes Menschenvolk gesehn. —

Das nach E. Schmidt „vielleicht zur Verzahnung von Wald und Höhle" bestimmte Paralipomenon 25 diente nach Morris vielmehr einer Szene, welche bestimmt war, die erste Begegnung Fausts mit Gretchen in höherem Stile darzustellen. Ich finde nur zutreffend die Bemerkung: „Zur Zeit der Szene ‚Wald und Höhle' hat Gretchen in der Andreasnacht nichts mehr zu suchen." Daß aber die Szene nicht den von Morris angegebenen Zweck gehabt haben kann, darin haben mich gerade seine Fortdichtungsversuche sicher gemacht. Wie opernhaft im schlechten Sinne, wie süßlich-unnatürlich hätte eine solche Begegnung „im hohen Stile" ausfallen müssen! Ich glaube, es kann sich nur um eine Vorerscheinung handeln: Faust hat ähnlich wie in der Walpurgisnacht eine Vision: er sieht beim ungewissen Licht des Mondes („Mondschein") „ein schönes Kind allein und ferne stehen", wie es dort heißt; später ergibt sich, daß es Gretchen war. Die Erscheinung aber sollte vermutlich für den Zuschauer zugleich handelnde Person sein: eine entsprechende Vision wie die Fausts

hat in dieser Zaubernacht auch Gretchen. Die Verbindung beider würde dadurch einen gespenstigen Hintergrund bekommen, die ganze Gretchentragödie etwas von ihrem realistischen Charakter verloren haben; sie würde — im Interesse des Ganzen — in ihrer tragischen Wirkung gemildert worden sein. Daß Faust und Gretchen in jenem eigenartigen Zwischenstück noch realiter getrennt bleiben sollten, geht schon aus der Überschrift „Doppelszene" hervor. Der Platz für das Zwischenstück aber dürfte zwischen „Hexenküche" und „Straße" zu suchen sein. Wenn es in der „Hexenküche" heißt: „Nur frisch hinaus! Du darfst nicht ruh'n!" „Komm nur geschwind und laß dich führen! du mußt notwendig transpirieren", so ist es ganz begreiflich, daß wir Faust in der Doppelszene bei Nacht in „Wald und Wiesen" finden: denn den Besuch bei der Hexe werden wir uns gern in später Abendstunde denken. Dafür, daß auch der in die Andreasnacht fällt, kann schon der Umstand sprechen, daß Faust ja auch in der „Hexenküche" bereits das Bild der künftigen Liebsten im Krystall erblickt — Helena im Zauberspiegel (siehe Euphorion 8, 409). Freilich ist hier das Krystallsehen auf einen Mann übertragen, und die Erscheinung ist nicht provoziert, wie denn doch auch für die Doppelszene eine noch weitergehende Umbildung des volkstümlichen Aberglaubens anzunehmen wäre. Gerade die Vordeutung auf das Motiv (Vers 878) führt schon auf eine solche Annahme: die simple Ausführung einer bereits erzählten Szene wäre wenig künstlerisch. —

Auf die interessante, aber mich nicht ganz überzeugende Ausdeutung von Paralipomenon 50, die Morris 1, 33 ff. versucht, möchte ich hier nicht eingehen, wie ich mich nun überhaupt kürzer zu fassen suche. —

Die den „Faustparalipomenen" geltenden Ausführungen des 2. Bandes lassen ein vertieftes Eindringen in die wunderbare Dichtung erkennen. Auch hier können Zweifel und Widersprüche im Einzelnen nicht ausbleiben: daneben ist vieles mit großem Scharfsinn festgelegt. Besonders hübsch sind die Ausführungen über die Helena-Paralipomena. So wird zu Paralipomenon 125 der Einfluß Lukians nachgewiesen. Gern wird man auch die geistreichen Ausführungen über den Einfluß Miltons auf die Faustdichtung lesen. Einige Bedenken zu diesen Partien habe ich anderwärts ausgesprochen. —

Der Aufsatz „Zu Goethes Gedicht Deutscher Parnaß" schreitet mit Glück auf den von J. Schmidt, Lichtenberger, Imelmann und D. Jacoby beschrittenen Bahnen vorwärts und stellt eine Reihe von Einzelbeziehungen sicher. —

Von dem, was zu den „Weissagungen des Bakis" bemerkt ist, kann mich nur das über das 18. und 14. Epigramm einigermaßen befriedigen. Aber dankbar muß man Morris sein, daß er in Wielands Übersetzung der Ritter des Aristophanes, die Goethe am 11. Januar 1780 las, die Anregung nachgewiesen hat, der die Weissagungen überhaupt ihr Dasein

verdanken. Gegen die für die Behandlung aufgestellte Methode „Revision der zwischen dem 11. Januar 1798 und dem 20. März 1800 von Goethe erfahrenen äußeren Anregungen, hauptsächlich [durch] Lektüre und Theateraufführungen, ferner auch Briefe, Zeitungen, aufbewahrte Gespräche, Vorgänge im Weimarer Kreise, in der Literatur und Politik" (2, 194) wird sich schwerlich etwas einwenden lassen. Wichtiger aber ist und bleibt doch das Bestreben, in den genauen Wortverstand der absichtlich dunkel gehaltenen Sprüche einzudringen; vgl. Pniower, Anzeiger für deutsches Altertum 13, 182 ff. Daß Morris seine eigenen Deutungen nicht für endgültig hält, geht daraus hervor, daß er für die 21. Weissagung deren zwei (auf Emilia Galotti 1, 57, auf ein griechisches Kunstwerk 2, 200) zur Auswahl gibt, von denen die erste sicher verfehlt, die zweite nicht völlig befriedigend ist. —

Sehr bestechend ist der Einfall, den Morris in einem vierten Aufsatze äußert, daß die Mißgunst, mit der Frau von Stein das Glück des Paares Goethe und Christiane betrachtete, den Plan einer Fortsetzung der Zauberflöte eingegeben habe. —

„Christiane Vulpius in Goethes Dichtung" lautet der Titel eines anderen, wohl des abgerundetsten und tiefdringendsten Aufsatzes der Sammlung. Glück und Unglück der Verbindung erörtert Morris mit feinem Verständnis und gutem Takt. Es gehört ein gewisser Mut dazu, an diese Dinge zu rühren: warnend scheint sich des Dichters Gestalt selber gegen den neugierigen Frager zu erheben; in das Allerheiligste des Hauses gestattet man auch dem Vertrautesten keinen Einblick. Doch wer darf ernster biographischer Forschung einen Halt gebieten? Morris wird vollkommen im Recht sein, wenn er die „neue Melusine" auf Christiane deutet, und auch mit der Auslegung des „neuen Paris" wird er wenigstens in der Hauptsache das Richtige getroffen haben. Alle Einzelheiten bedürfen noch vorsichtiger Erwägung. —

In der Ausdeutung des „Märchens" aber vermag ich ihm wiederum nicht zu folgen. Alles, was zur Erklärung dieses Rätselhaftesten der Goetheschen Werke geboten wird, schwebt nicht minder in der Luft als alle die älteren, von Meyer von Waldeck gebuchten Versuche. Die Beziehung auf persönlichste Verhältnisse (unglückliche Ehe zwischen Karl August und Luise von Sachsen-Weimar, Verhältnis zu Christiane) bringt gar zu Kleinliches in die schöne Dichtung, die einen tieferen symbolischen Gehalt ahnen läßt. Auch die aus diesem Aufsatz erwachsene Studie „Herzogin Luise in Goethes Dichtung" wird zuletzt überscharfsinnig, wenn Spuren Luisens in „Pandora" und „Faust" aufgesucht werden. Wie viel hübscher ist da der kleine Beitrag „Zur Reise der Söhne Megaprazons", wo Papimanien auf die Campagna, das Land der Papefiguen auf das protestantische Thüringen, die Insel der Monomachen auf Frankreich gedeutet wird. —

Doch ich muß darauf verzichten, den, wie man sieht, äußerst reichen Inhalt des Werkchens völlig auszuschöpfen. Der Verfasser hat inzwischen in Zeitschriften noch manchen schätzenswerten Beitrag zur Goethe-Forschung geliefert und weitere Proben seines Scharfsinns und seiner glänzenden Kombinationsgabe geboten. Vielleicht sammelt er diese zerstreuten Aufsätze in einem dritten Bändchen.

Jena. Victor Michels.

Lublinski S., Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Band I. Die Frühzeit der Romantik. Band II. Romantik und Historizismus. Band III. Das junge Deutschland. Band IV. Blüte, Epigonentum und Wiedergeburt. Berlin, Verlag Siegfried Cronbach 1899/1900. 10 M.

Fast zu gleicher Zeit erschienen um die Jahrhundertwende Richard M. Meyers Buch „Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert“ und S. Lublinskis vierbändiges Werk „Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert“, neben der „ästhetischen“ die „soziologische“ deutsche Literaturgeschichte. Beide Arten vereinigt wäre ein Ziel aufs innigste zu wünschen; aber jedes der Werke für sich ist doch schon eine achtunggebietende Tat. Beide Bücher ergänzen sich. Meyer gab aus einer eminenten Kenntnis und Belesenheit heraus eine Reihe mitunter glänzender biographischer Einzelleistungen und ließ im Historischen manches Ver missen übrig, trotz aller „Generalnenner“; Lublinski, der ungelehrte, der „wilde“ Literarhistoriker ging mit leichterem Gepäck an seine Aufgabe und kam manchmal zu tieferen historischen Einsichten.

Lublinski gibt wenig belebende Einzelzüge und bleibt in den beiden ersten Bänden, wo ihm das Fundament selbständiger und exakter Forschung fehlt, oft in der Skizze stecken. Dafür hat er einen scharfen Blick für das Typische der Epochen, und was ihm an literarhistorischen Kenntnissen fehlt, macht er durch ein Plus an philosophischem und historischem Wissen wieder wett. Er hat nicht immer, aber doch sehr oft das erreicht, was er sich in der Vorrede des ersten Bandes als Ziel setzte: durch das psychologische Zentrum wirklicher und gewaltiger Dichterpersönlichkeiten zum Zeitgesetze hindurchzubringen. Von diesem seinen Zwecke hing es ab, in welchem Umfang er die einzelnen Dichterpersönlichkeiten behandelte. Goethe nach Schillers Tod und Grillparzer bleiben verhältnismäßig im Hintergrund. Nur wo in der Dichtung ein Zeitproblem zum Ausdruck kommt, wo eine Weltanschauung künstlerisch gefaßt ist, da setzt Lublinski mit eingehenderer Betrachtung ein. Das muß ihn bei allen, die sehen wollen, gegen etwaige Vorwürfe über die Stoffverteilung schützen.

Der I. Band, der am wenigsten neue Fernsichten gibt, zerfällt in 5 Kapitel: 1. Geistige Struktur Deutschlands um 1800. 2. Das

Publikum. 3. Ideale der Romantik. 4. Populäre Romantiker. 5. Heinrich von Kleist. Mit diesem letzten Kapitel des ersten Bandes beginnt Lublinskis Selbständigkeit. Das Problem Heinrich von Kleist ist ausgezeichnet dargestellt, aber die paar Zeilen, mit denen (S. 145 f.) das „Käthchen von Heilbronn“ und „Der Prinz von Homburg“ abgetan werden, sind denn doch zu dürftig. Den II. Band eröffnet das Kapitel „Revolution, Romantik und Reaktion“. Ihm folgt eine der besten Partien des ganzen Werkes: „Preußen und Hegel“. Lublinski zeigt auch deutlich die Kehrseite der Medaille; er wird aber Hegel, der lange Zeit in der Literaturgeschichte für erledigt galt, mit innerem Anteil und Wärme so gerecht wie kaum einer vor ihm. Die Darstellung der „Literatur im Zeitalter der Reaktion“ ist Lublinski nicht minder gelungen. Diese Zeit ist ihm die Epoche der Ernteeinfuhr nach der stürmischen Zeit der Freiheitskriege, ganz wie geschaffen für das Emporkommen der herrschenden Geistesrichtung, des Historizismus. Scotts Wirkung wird breit, aber keineswegs zu breit geschildert. Es ist ihm nach einem Ausspruch Hebbels kein großer Dichter, aber doch ein Dichter. Mit dem Wort „aber seine Menschen haben immer Kleider an“ (S. 65) zeigt er, indem er ihn treffend charakterisiert, die Grenze seines Talents. W. Alexis, Hauff und Ph. J. von Rehfues, dessen „Scipio Cicala“ der bedeutendste Roman der ganzen Epoche genannt wird, schließen sich an. Die Epoche des gemäßigten Konservativismus, der Mittelpartei, findet ihren Dramatiker in dem tragikfeindlichen Raupach, den Lublinski etwas von seinem literargeschichtlichen Odium entlastet. Und im Hintergrunde, nicht gleich sichtbar, stehen der Goethe der zwanziger Jahre und Hegel als die Paten des ganzen Zeitalters. Dann folgt als verblüffendes Zwischenspiel zwischen der Restaurationsepoche und den Jungdeutschen: Heinrich Heine. In seinem Subjektivismus der rechte Antipode Hegels, wurzelt er in der romantischen Ich-Philosophie Fichtes und macht schließlich die große romantische Bewegung mit allen ihren Vorzügen und Fehlern dem Liberalismus dienstbar. Mit Wärme schildert Lublinski die Lichtseiten des Dichters und auch des vielgeschmähten Menschen Heine, der „eine der reichsten, genialsten, übermütigsten, in der Stunde der Prüfung heroischsten Persönlichkeiten gewesen ist“, macht aber doch letzten Endes die große Einschränkung in der Schätzung, indem er die völlige Verkennung des historisch Berechtigten, wie des im Keime Werdenden bei Heine scharf hervorhebt. Das letzte Kapitel dieses Bandes „Der Liberalismus und die deutsche Bildung“ schildert vor allem die Burschenschaft, ihre Genesis und ihre Widersprüche. Und ebenso klar zeigt es auch die Widersprüche des beginnenden Liberalismus. Karl Rotteck, der Apostel der süddeutschen Liberalen, wird als eine typische Persönlichkeit eingehend charakterisiert. So nebenbei fällt die treffende Bemerkung ab: „Rotteck war es auch, der in den theoretischen deutschen Liberalismus jenen Militär- und Soldatenhaß einführte, den

wir bis heute als ein Spezifikum der deutschen Linken betrachten können."

Der III. Band befaßt sich mit dem jungen Deutschland und seinen Beziehungen zur Vergangenheit und Gegenwart. Was diesen Kapiteln ihren bleibenden Wert gibt, ist die enge Verknüpfung von Philosophie und Literatur. Das gegensätzliche Verhältnis der Jungdeutschen zu Hegel, der Gegensatz zwischen Junghegelianern und den jungdeutschen Poeten, die Ableitung der politischen Lyrik von den ersteren und die Hauptleistung der letzteren: die Schaffung des großen Zeitromans durch Gutzkow ist bisher nirgends mit solcher Treffsicherheit und Prägnanz auseinandergesetzt worden. Und wie tief Lublinski in scheinbar verborgene Zusammenhänge hineinsieht, beweist schon allein der Umstand, daß nun Friedrich Hebbel, der im ersten Teil von Band IV im beherrschenden Mittelpunkt steht, ohne daß es ausgesprochen wird, als der eigentliche künstlerische Erfüller der jungdeutschen Ahnungen und Tendenzen erscheint. Nur daß er da, wo die Jungdeutschen an der Oberfläche blieben, in die Tiefe drang. In der Literaturgeschichte Meyers ist das Kapitel „Hebbel" ohne Zweifel der schwächste Punkt. Persönliche Sympathien und Antipathien müssen ganz in den Hintergrund treten, wenn man Hebbel gerecht werden will. Fanatischer Haß der „Schönheitsdichter" und politisch-literarischer Kliquen hat jahrzehntelang das Bild dieses Großen verzerrt. Nun sollte wenigstens in der Literaturgeschichte seine überragende Stellung gefestigt und die auch bei Meyer gelegentlich noch anklingende grundverkehrte Parallele Grabbe-Hebbel, aus der alles weitere Übel entspringt, aufgegeben sein. Bei Lublinski findet sich von solchen Voreingenommenheiten und Irrtümern nichts, und darum gehört sein Kapitel „Hebbel" mit zu den allerbesten seines Werkes. Er charakterisiert das Verhältnis Hebbels zum Klassizismus und zu Hegel und seine Beziehungen zum Naturalismus unserer Tage gleich treffend. Hebbel, die größte künstlerische Potenz nach Goethes Tod, bedeutet ein Programm, dessen allgemeine Annahme eine Literaturgeschichte der Zukunft bringen wird. Gegen seine Darstellung Hebbels hätte ich nur einzuwenden, daß Dramen wie „Genofeva" und „Herodes und Mariamne" zu sehr im Vordergrund stehen und daß die Werke, in denen Hebbel künstlerisch das Höchste leistete, wie „Agnes Bernauer" und „Gyges und sein Ring" zu rasch und oberflächlich abgethan werden.

Die fünfziger Jahre, in denen Grillparzer wirksam wurde, in denen Hebbel, Ludwig, Keller, Storm ihr Bestes schufen, nennt Lublinski in Anlehnung an Bartels nicht eben glücklich das silberne Zeitalter der deutschen Literatur. Diese Blütezeit der deutschen Dichtung nach Goethes Tod ist im allgemeinen ganz vortrefflich dargestellt, nur mußte Grillparzer, den Lublinski hier einreiht, weit eingehender, schon aus rein künstlerischen Gründen, behandelt werden, auch wenn er für Lublinskis

Thema (Literatur und Gesellschaft!) nicht so ergiebig ist wie die Jungdeutschen und Hebbel.

In dem folgenden Kapitel „Das Bürgertum“ wird die Kehrseite der fünfziger Jahre gezeigt: die Herrschaft der Gartenlaube. Dieses Bürgertum, das, nachdem alles Ideologische in der Revolution gescheitert war, populäre Naturwissenschaft trieb und nationale Politik zu treiben begann, hatte keinen Sinn für die große Ideendichtung seiner eigenen Zeit. Es war eine verhängnisvolle Spaltung eingetreten. Nach der Überschätzung des Geistigen und Literarischen im Klassizismus und der Romantik, an dem das ganze gebildete Bürgertum teil hatte, kam der Rückschlag, und der Dichter stand auf einmal allein. Die Periode der praktischen großen Politik begann und da der Deutsche nur das Entweder-Oder kennt, so fiel die Dichtung der Zeit unter den Tisch. Darin liegt der Grund, warum Dichter wie Hebbel und Grillparzer erst in den letzten zwanzig Jahren wieder zu verdienten Ehren gekommen sind.

In dem folgenden Kapitel „Der Zeitroman“ wird Julian Schmidt zunächst scharf aber gerecht abgefertigt und Freytags kleinbürgerliche Kunst, die vielfach überschätzt worden ist, gewertet. Auch auf manche erklärende Unterströmungen wird hingewiesen: „Schmidt und Freytag verschmähten nicht, Otto Ludwig gegen Hebbel auszuspielen.“ Hier fehlt nur der Dritte im Bunde: B. Auerbach. Gutzkows Verdienste um den Zeitroman werden in eine neue Beleuchtung gerückt. In dem Kapitel „Die Epigonen“ wird scharfes Gericht gehalten über die Münchner Schule und ihre Nachfolger. Eine amusante Analyse von Geibels „Tod des Tiberius“, diesem Prunk- und Schaustück der deutschen Schulliteraturgeschichte zeigt die poetischen Schwächen der ganzen Richtung. In diesen Zusammenhang paßt mir Paul Heyse trotz seiner „offiziellen“ Zugehörigkeit schlecht hinein. Er muß als Künstlerpersönlichkeit auch einmal für sich genommen werden, vor allem als Novellist. Lublinski tut ihm vielfach Unrecht. Die beiden letzten Kapitel sind nur Skizzen und sollen es auch nur sein. Sehr gut ist die österreichische Literatur (Anzengruber, Rosegger, die Ebner) im Gegensatz zur reichsdeutschen dargestellt. „Am Ende des Jahrhunderts“ gibt eine kurze Charakterist der drei großen Anreger: Zola, Ibsen, Nietzsche. Die einzelnen Dichter der Jüngstdeutschen werden nur gestreift. Es liegt im Programm Lublinskis, daß der Theoretiker Holz eingehender behandelt wird als der Dichter Hauptmann.

Lublinskis Buch soll ein Versuch sein. Es ist töricht, wie es von einer Seite geschehen ist, sich an dieses Wort zu klammern. Ein Versuch kann eine sehr respektable Leistung sein. Und das ist Lublinskis Buch. Der Kritiker kann Lublinski in einzelnen Partien seines Werkes mangelnde Beherrschung des Stoffes, stilistische Entgleisungen, eine hie und da über die Tatsachen hinausgehende konstruierende Phantasie vorwerfen, seine Grundauffassungen sind selten angreifbar. Der Wert seiner Dar-

stellung liegt in der Hervorkehrung der typischen Erscheinungen, in der gerechten Abschätzung und historischen Einordnung der einzelnen Dichterpersönlichkeiten und in einer engen Verbindung des Literarischen mit dem Kulturellen und vor allem mit dem Philosophischen.

Dresden. Karl Zeiß.

Berendt M., Schiller-Wagner. Ein Jahrhundert der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas. Berlin, Alex. Duncker 1901. 3.50 M.

Der Verfasser des mir vorliegenden Buches will in seinem „Werk versuchen, den leitenden Faden aufzufinden, der die verschiedenen sich ablösenden Richtungen des deutschen Dramas dennoch innerlich verbindet, und zeigen, daß die gewaltigen Versuche der großen deutschen Dramatiker, ein vollendetes deutsches Bühnendrama zu erschaffen, nicht vergebliche waren, daß sie vielmehr schließlich von dem Erfolge gekrönt waren, ein mustergültiges originales deutsches Bühnendrama ins Leben rufen zu helfen, das dem Shakespeareschen an Größe und Gewalt in seiner Art nicht nachsteht". — „Wer der Schöpfer dieses Dramas ist, und die Begründung dafür, daß er es ist, möge man in dem Werke selbst nachlesen;" mit diesen stolzen Worten endet der Verfasser sein Vorwort. Die Mühe kann demjenigen erspart bleiben, der sich daran erinnert, daß Herr Dr. Berendt 1899 ein „Richard Wagner, der Gipfelpunkt der deutschen Dramatik" betiteltes Buch geschrieben hat.

Der eben zitierte Schlußsatz der Vorrede enthält jedoch eine unerfüllbare Aufforderung. Die Begründung für Wagners Größe, ja überhaupt irgend eine Begründung, kann man in dem Werke selbst nicht nachlesen. Denn das Begründen ist des Verfassers Sache nicht. Er beschränkt sich darauf, zu behaupten, und behauptet mitunter so kunterbunt, verkündet überdies seine Behauptungen in so pomphaften, mit dem Glauben an die eigene Unfehlbarkeit gemästeten Phrasen, daß die Lektüre seines Buches jedem an methodisches Vorgehen und an exakte Arbeit gewöhnten Philologen ein Greuel sein muß.

Hierüber setzt sich Herr Dr. Berendt freilich leicht hinweg. Er spricht nämlich dem zünftigen Literarhistoriker den gesunden Menschenverstand rundweg ab. Mit großer Verachtung redet er von den „Literarhistorikern und ästhetischen Schöngeistern" (S. 24) oder von den „Literarhistorikern oder ästhetisierenden Schöngeistern," deren Darstellung „mehr rhetorisch zu wirken, als die Wahrheit zu ermitteln sucht" (S. 29) oder gar von den „Professoren und den Doktrinären überhaupt, die nur deuteln und beschreiben können, aber weder das Richtige instinktmäßig zu erfassen, und noch weniger es auszuführen verstehen" (S. 21). Wer eine solche Sprache führt, auf dessen eigene Leistungen darf man wohl mit Recht gespannt sein.

Der Grundgedanke des Buches: die fortwährende Analogie zwischen der politischen und der poetischen Entwicklung Deutschlands, ist wohl richtig; eine solche Analogie besteht augenscheinlich, aber Herr Berendt geht fehl, wenn er diese Erscheinung zu einen unumstößlichen Gesetz macht, das er noch obendrein ganz nach seinem Belieben ausbeutet. Es ist meiner Meinung nach ziemlich fraglich, ob das Auftreten Klopstocks in der Literatur den Heldenthaten des großen Kurfürsten entspricht, und ob wir im Drama Goethes das politische Ideal Friedrichs des Großen wiederfinden. Der Verfasser hält den Mangel an einheitlicher Handlung und dramatischem Zug der Goetheschen Jugenddramen für „den notwendigen und unwillkürlichen Ausdruck der geschichtlichen Entwicklung, zu der die deutsche Poesie damals hingelangt war," und das historische Drama Schillers, die Geburt der „Zeit der tiefsten nationalen Schmach," erscheint ihm als eine beklagenswerte Folge der immer unbehaglicher und trostloser werdenden staatlichen Zustände, welche das dichterische Ideal verblassen und zurücktreten ließen. Hier kommt der Verfasser erst recht ins Feuer. Ein ganzes Kapitel ist den Schwächen der Schillerschen Dramen gewidmet, aber auch sonst fehlt es nicht an kleinen und großen Schmähungen Schillers. Da wird Schiller Rhetorik und Deklamation vorgeworfen und Äußerlichkeit und Sentimentalität; Wallenstein ist ein ohnmächtiger Schwächling, Johanna ein hysterisches Frauenzimmer u. s. w. Und wenn auch Berendt anderseits Schillers Vorzüge anerkennt; sein Buch trägt so unverkennbar das Gepräge einer Streitschrift gegen Schiller an sich, daß uns unbewußt die Neugier überkommt zu erfahren, wer eigentlich an Schillers Stelle gesetzt werden solle. Nur zu bald wird diese Neugier befriedigt: das vierte Kapitel hat als Motto die Worte Iphigeniens: „So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter des größten Vaters, endlich zu mir nieder" und ist überschrieben „Höhepunkt des deutschen Dramas in Richard Wagners Opern und Musikdramen". Auch Wagner wird von Herrn Berendt in das poetisch-politische System eingepaßt. Freilich etwas gewaltsam. Er sagt, zwischen der deutschen Politik vom Jahre 1864 ab und der Kunst Wagners „walte ein Parallelismus der Erscheinungen ob, wie ihn Spinoza zwischen Körper und Geist annimmt". Daß Tannhäuser und Lohengrin vor 1864 fallen — Literarhistoriker und Doktrinäre würden daran Anstoß nehmen! — erklärt er sehr einfach: „der zu schaffende deutschnationale Einheitsstaat warf seinen gewaltigen Schatten bereits im Drama voraus!" Er bespricht hierauf Wagners „Tannhäuser," „Lohengrin," „Götterdämmerung" und „Walküre" und kommt zu dem Schluß, daß Wagner der größte, ja der einzige große deutsche Dramatiker sei. Warum ihm Herr Berendt das als Verdienst auslegt, sehe ich freilich nicht ein: wäre die deutsche Politik von 1864 ab eine andere gewesen, so hätte wohl Wagner kein einziges jener Werke schaffen können und er wäre dann ein Stümper geworden.

Ich kann nicht umhin, auf Berendts Besprechung des „Tannhäuser“ näher einzugehen und dann dieses Werk von meinem Literarhistorikerstandpunkt aus zu betrachten. Wagners Werke haben doch wohl neben der politischen und der symbolischen Seite auch eine literarische, und die Herren Wagnerfanatiker, die wie Herr Dr. Berendt Wagner vor der Literaturgeschichte retten wollen, schaden ihrem Götzen durch ihre unseligen Posaunenstöße weit mehr als sie ihm nützen. Herr Berendt übergeht in seiner Darstellung alles literargeschichtliche, und überdies isoliert er das Drama ganz von der übrigen Literatur. Er nennt von der ganzen Romantik bloß Kleist, Grillparzer und Carl Maria von Weber. Von dem ungeheuren Umschwung des geistigen und poetischen Lebens, der Umwandlung der Klassik in die Romantik, spricht er nicht. Die Brüder Schlegel existieren nicht für ihn, auch nicht Wackenroder und Tieck, Eichendorff und E. T. A. Hoffmann! Er scheint nicht zu ahnen, daß gerade in der Zeit der allertiefsten nationalen Schmach, in der Zeit der Koalitionskriege, die Romantik geboren wurde; nicht parallel mit der deutschen Politik, sondern ihr entgegengesetzt versenkten sich die Dichter in nationale Stoffe, griffen sie zurück in entschwundene Zeiten, flüchteten sie aus der Wirklichkeit in das Reich der Phantasie, führten sie dem deutschen Drama den Glanz der Spanier, die Kraft Shakespeares zu. „Tannhäuser“ ist literarisch und musikalisch aus der Romantik herausgewachsen, nicht wie Herr Berendt meint, über Nacht und unmittelbar in Wagners Kopf entstanden. Berendt meint, „Tannhäuser“ sei der erste gewaltige Held nach Götz und Faust, der erste Ausbruch unmittelbarer Poesie nach endloser Reflexion, die erste Tragödie, die nach gewaltigen Katastrophen in voller Harmonie austönt; leider auch eine Symbolisierung der die damalige Gegenwart erfüllenden Ideen, „ein wahres Spiegelbild des öffentlichen Lebens, seiner Strömungen und Kämpfe, im sinnlich ergreifenden Kunstwerke“. „Tannhäuser lehnt sich gegen eine einseitige christliche Verhimmelung und Entsagung trotzig und kühn auf“ u. s. w., u. s. w. Danach hätte Wagner nach einer Einkleidung für sein symbolisches Werk gesucht und diese in der Tannhäusersage gefunden. Dem ist aber ganz und gar nicht so. Wie Tannhäuser einerseits aus Webers „Euryanthe“ herauswuchs, so ist er anderseits durchaus aus der romantischen Literatur und Geistesrichtung entstanden.[1]) Stoff und Behandlung

[1]) Die einschlägige Literatur ist recht spärlich. Man vergleiche etwa: Emil Naumann, Illustrierte Musikgeschichte. Berlin 1855, S. 987 ff. (hier wird Wagner „eine von der Romantik mit Notwendigkeit geforderte Erscheinung“ genannt); ferner Adolf Stern, Geschichte der neueren Literatur 7, 92 ff. und Franz Hirsch, Geschichte der deutschen Literatur 1, 728 f. Das von Josef Kürschner herausgegebene „Richard Wagner-Jahrbuch“ (Stuttgart 1886) enthält zwei vortreffliche Aufsätze: A. Ettlinger, „Die romantische Schule in der deutschen Literatur und ihre Beziehungen zu R. Wagner“ (S. 112—131) und Heinrich von Stein, „Die Darstellung der Natur in den Werken R. Wagners“ S. 151—166). Endlich gehört

des Stoffes sind romantisch: deutsches Mittelalter, Frauenkult, Natur- und Stimmungsschwärmerei, religiöse Färbung, Sucht nach musikalischen Wirkungen, Vorliebe für Hirten, Jäger, Pilger und dergleichen. Wagner gibt selbst zu, er habe Hoffmanns Novelle „Der Kampf der Sänger" und Tiecks Märchen „Der getreue Eckart und der Tannenhäuser" gekannt. Auf diese beiden Quellen geht die Tannhäuserdichtung Wagners entschieden zurück, und Herr Berendt irrt, wenn er Wagners 1843 vollendeten Tannhäusertext als eine Verbesserung des 1847 erschienenen „Uriel Acosta" auffaßt. Wer Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" und „Christenheit oder Europa" gelesen hat, wird den romantischen Geist im Tannhäuser wiederfinden. Auch das Hereinragen überirdischer Mächte in das Leben ist romantisch, und Elisabeths Gestalt geht entschieden auf Tiecks „heilige Genovefa" zurück, mit welchem Drama Wagners Dichtung auch sonst Berührungspunkte hat.[1]) Endlich ist das Beiwerk der Handlung durchaus

hieher Ludwig Gowe: „Rich. Wagners Stellung zur deutschen Kunst" (Musikalisches Wochenblatt 1885, Nr. 1—8). An Vergleichen zwischen Wagner und unseren großen Dichtern fehlt es nicht; so stellt L. Gowe (Musikalisches Wochenblatt 1885, Nr. 38 f.) den „Lohengrin" weit über Goethes Tasso. Leider sieht nicht Dr. Berendt allein den Wert der Wagnerschen Werke in ihrer Ausdeutungsfähigkeit; erst kürzlich versuchte z. B. Emil Lucka („Zur Symbolik in Wagners Parsifal", Wiener Rundschau 5, 16) den „Parsifal" bis ins Kleinste auszudeuten, ohne aber überzeugen zu können.

[1]) Man vergleiche den Pilgergesang im „Tannhäuser" (I, 4):

Zu dir wall' ich, mein Jesus Christ,
Der du des Pilgers Hoffnung bist!

mit dem Gesang des Heers während Siegfrieds Abschied von Genovefa:

So streiten wir für Gott den Herrn,
Geh'n in den Feind vom Herzen gern,
Fleug uns voran, o theurer Christ,
Der du uns Heil und Retter bist!

ferner die Erscheinung des Pilgers bei Tieck; und endlich Genovefas Tod und die Schlußworte des heiligen Bonifacius:

Genovefa: . . . . . . Schon spielt um mich des Himmels reiner Schein,
Der Leib sinkt in die tote Erde nieder . . . . . . . .
Bonifacius: Sie aber ging auf lichterfüllten Wegen
Der schönen Dulderkrone dort entgegen . . . .
. . . . ora pro nobis, sancta Genovefa!

mit folgenden Stellen in Wagners „Tannhäuser":

Wolfram (III, 2):

Grüß sie, wenn sie vorbei dir zieht,
Wenn sie entschwebt dem Tal der Erden,
Ein sel'ger Engel dort zu werden.

Männergesang (III, 3):

Der Seele Heil, die nun entflohn
Dem Leib der frommen Dulderin!

Tannhäuser (III, 3):

Heilige Elisabeth, bitte für mich!

aus der Requisitenkammer der Romantik genommen: all die Naturschilderungen, die musikalischen Effekte stammen weit mehr aus der Literatur, als der Musik. Schalmei und Waldhorn fehlen der Romantik nicht seit Tiecks Roman „Sternbalds Wanderungen"; unter Tiecks Gedichten finden sich solche mit der Überschrift „Schalmeyklang", „Posthornsschall", „Waldhorns-Melodie"; und es ist charakteristisch, daß gerade der Begründer der romantischen Oper, Weber, für die Verwendung der Klarinette und des Horns im Orchester höchst bedeutend geworden ist.

Ebenso ist es mit dem „Lohengrin", in dem Berendt eine Beleuchtung des „Wesens der Reaktion" sehen will — Telramund symbolisiert nach ihm den feudalen Adel, Lohengrin ist der Vertreter des „freien, universellen Menschentums". Das mittelalterliche Gedicht „Loherangerin" war von Görres herausgegeben und mit einer Einleitung versehen worden. Hier fand Wagner die Bekanntschaft mit der ganzen Welt des Grales und mit der Schwanrittersage. — Auch die Nibelungentragödie ist Wagner durch die Literatur nahegelegt worden: der Romantiker Fouqué (der auch einen „Sängerkrieg auf der Wartburg" — 1828 — geschrieben hat) hatte 1808 und 1810 die nordische Gestalt der Sage dramatisch behandelt („Sigurd der Schlangentöter" und „Der Held des Nordens"); ihm verdankt Wagner unter anderem den Zug vom Eingreifen der Nornen in das Schicksal der handelnden Personen. Raupach hatte den Stoff in seinem Drama „Der Nibelungenhort" (1834) neuerdings bearbeitet. Für die „Götterdämmerung" jedoch ist entschieden Grillparzers „Goldenes Vlies" das Vorbild gewesen: Jason hat Medea geliebt; er gibt sie der unbedeutenden Kreusa wegen auf und entzündet dadurch in ihr das Feuer der Eifersucht und Rachsucht; der Hort als bleibendes Übel, das jeden, der es besitzt, zugrunderichtet — man vergleiche damit Brünnhilde, Siegfried, Gutrune und den Nibelungenhort! Auch Clemens Brentano hat in seinen „Romanzen vom Rosenkranz" einen solchen geheimnisvollen und unheilbringenden Ring verwendet. Man höre aber Berendt: In der „Götterdämmerung" ist ein „dramatisches Gemälde vom Kapitalismus" entworfen worden. Günther und die Seinen sind das Abbild der philisterhaften Bourgeoisie, Gutrune entspricht der höheren Tochter — Götterdämmerung ist der Entscheidungskampf, den die Zukunft Deutschland bringen wird, wenn die alten Autoritäten zusammenbrechen: wird der „banausische Nützlichkeitssinn und Mammonismus" siegen oder der Idealismus, die Freiheit? Ähnlich mit der „Walküre": Wotan ist der „staatsmännisch gerichtete Charakter", das „Prinzip der Macht", Brünhilde das „Element der Freiheit". In diesem Sinn, in der künstlerischen „Bewältigung der Probleme, die unsere Zeit bewegen", nennt Berendt Wagners Musikdrama „die Erfüllung und Vollendung des deutschen Dramas".

Ich erwähne noch die Abhängigkeit der „Meistersinger" von E. T. A. Hoffmanns Novelle „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen"; ferner das dauernde Interesse, das die Romantiker am „Tristan" (A. W. Schlegel, Chamisso) nahmen, und den unleugbaren Zusammenhang zwischen Wagners „Parsifal" und Immermanns „Merlin" (1832; Immermann war Wagner auch mit seinem „Tristan und Isolde" 1841 vorausgegangen).[1]) — Wagner ist gelungen, was die romantische Schule erstrebt, aber nicht völlig verwirklicht hat. Die Romantiker wollten einkehren in das Leben der deutschen Vergangenheit: das Mittelalter mit seiner Kaiser-Herrlichkeit, seinen trotzigen Burgen und kunstsinnigen Höfen, seiner streng-katholischen Gläubigkeit erschien ihnen als ein unerschöpflicher Hort der Dichtung; die eisige, meerumrauschte nordische Götter- und Reckenwelt lockte sie zu poetischem Schaffen; Nürnberg, die alte herrliche deutsche Stadt mit ihrem trutzigen Bürgerstolz und ihren biederen, regelfrohen Meistersängern war ihnen, was den Dichtern der klassischen Zeit das Land gewesen war, wo die Citronen blühen. Es ist Fouqué und Tieck nicht gelungen, die Urzeit und das Mittelalter im Drama lebensfähig zu erneuern; aber episch hat die Romantik ihre Ideale in bleibender Herrlichkeit gefestigt. Erst Wagner hat das von den Romantikern nicht erreichte Drama auf durchaus nationaler Grundlage geschaffen.

Was ich eben sagte, erscheint Herrn Dr. Berendt schrullenhaft — ihm, der die Begründung des deutschen Einheitsstaates und Spinozas Lehre von Leib und Seele und den Mammonismus und das universelle Menschentum herbeizerrt, bloß um seinen Wagner nach Herzenslust ausdeuten zu können! Auf wessen Seite ist da wohl die Deutelei, die Sucht rhetorisch zu wirken? und die mangelnde Fähigkeit, das Richtige instinktmäßig zu erkennen und es auszuführen?! Ich halte sein Buch, das in guter Absicht geschrieben wurde und das viele gute Gedanken enthält — die Bedeutung Webers und Meyerbeers für die deutsche Literatur ist sehr treffend gekennzeichnet — für mißlungen. Der Verfasser ist kein Literarhistoriker, das merkt man ihm an. Ihm fehlt Ruhe, Sicherheit, Klarheit, Kühle, Objektivität. Er kann nur jauchzen und jubeln oder schmähen und verdammen. Dabei ist es natürlich nicht möglich, seine Meinung einleuchtend darzustellen und zu begründen. Etwas weniger Selbstbewußtsein hätte dem Werk recht genützt. Und Herr Dr. Berendt

[1]) Nur um die Zusammengehörigkeit — nicht etwa Benutzung — zu kennzeichnen, erwähne ich:

Merlin: Vernimm vom Grale das Mysterium.
Placidus: Was ist der Gral?
und: Gurnemanz: Denn — bist du rein,
Wird nun der Gral dich tränken und speisen.
Parsifal: Wer ist der Gral?

Den Hinweis auf die Blumenmädchen des Alexanderliedes und die Deutung des Namens Parsifal verdankt Wagner Görres.

ist auf dem besten Wege, sein Laientum in ein dünkelhaftes und verschrulltes Professorentum zu verwandeln. Mag er mir das Gesagte verzeihen! Es ist für ihn, da es von einem Literarhistoriker gesagt wird, ohnehin nicht von Bedeutung.

Wien. Egon von Komorzynski.

Vollendete und Ringende. Dichter und Dichtungen der Neuzeit, geschildert von Richard Maria Werner. Mit neunzehn Porträts. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag 1900. Preis 4.50 M., geb. 5.50 M.

Einer von diesen gesammelten Essays beschäftigt sich mit Robert Waldmüller, von dessen kritischer Tätigkeit Werner sagt, er suche sich in die Bücher einzuleben und aus ihnen etwas hervorzuheben, was ihm eigentümlich an ihnen erscheine; so werde Waldmüller nicht so sehr Kritiker als Darsteller, er spreche nicht über die Werke, sondern von den Werken, und verrate dadurch, daß er sich in sie versenkt, sie nach allen Seiten durchdacht habe und das Publikum in das Verständnis einzuführen bemüht sei. Richard Maria Werner kennzeichnet damit zugleich seine eigene Art. Er ist weit entfernt von feierlich steifem Dozieren und selbstklugem, selbstsicherem Hofmeistern, von schnellfertiger Urteilformulierung und dem Hochmut einer jüngeren journalistischen Kritik, die sich rühmt, in den Dichterseelen nur ihr nachgiebiges Material zu sehen, mit dem sie selbstherrlich schalte, und die sich eigentlich als Herrn und Meister des Künstlers betrachtet. Im Gegenteil, es ist etwas fast Rührendes um die dankbar demütige Liebe und Verehrung, die Werner den Dichtern, die er schildert, entgegenbringt. Ihnen allen fühlt er sich verpflichtet für den Genuß, den sie ihm gewährt haben, und nur zaghaft geht er daran, nach dem Genießen auch zu beurteilen. Mit Recht nennt er im Vorwort sein Buch ein Zeichen des Dankes; es ist aus seinen eigentümlichen, isolierten Lebensverhältnissen heraus entstanden und aus ihnen heraus zu erklären und aufzufassen. „Seit vielen Jahren," bekennt der Lemberger Professor, „bilden Bücher fast meinen einzigen Verkehr, sie stellen für mich den Zusammenhang mit meiner Nation her, während ich unter Fremden wohne; sie sind mir geistige Nahrung, Zerstreuung und Erfrischung." Nicht als ein Lehrender tritt er an die Bücher heran, sondern als ein Lernender. Mit lautem, freudigem Dank begrüßt er jedes Buch, in dem er Kraft und Wert spürt, und die Empfänglichkeit seines Gemüts ist durch das Berufsmäßige der Kunstaufnahme in keiner Weise abgeschwächt und abgestumpft worden. Er steht durchaus nicht auf dem Boden des Nil admirari, sondern staunt immer wieder über etwas, das ihm als neu und fesselnd entgegentritt. Er liest ganze Bücher und in ihnen einzelne Kapitel mehrmals unmittelbar nacheinander und glaubt

nur eine Pflicht zu erfüllen, wenn er für die Dichter, die ihm selbst so Vieles gegeben haben, nun auch öffentlich seine Stimme erhebt. Mit reiner Freude begrüßt er jedes neu auftauchende Talent und ergibt sich ihm willig und gern. So hat er z. B. Sophie Hoechstetter kennen gelernt und ihren Roman „Max Mühlen. Die Geschichte einer Liebe" und legt mit seinem ganzen Herzen Zeugnis ab von diesem Werke, das ihn förmlich bezaubert hat: „Es liegt besonders über dem zweiten Teil eine geradezu märchenhafte Schönheit; man liest nicht mehr, man erlebt mit; eingelullt in zauberische Stimmung, sieht man die zwei glücklichen Menschenkinder vor sich in greifbarer Wirklichkeit, nicht als Geschöpfe der Phantasie. Die Dichterin erzwingt sich Glauben, sie hält uns so völlig in ihrem Bann, daß alle kritischen Zweifel schweigen, so lange wir ihr lauschen, daß wir glücklich sind über all das sonnige, wonnige Glück." Wo er bewußte Kunst spürt, da liest Werner mit steigender Spannung, wie weit das Gelingen gehen werde, und kommt so immer mehr in ein ganz persönliches Verhältnis zu seinem Autor, das er dann nie mehr abbricht. Sein Buch ist darum ein Bekenntnisbuch, keine Buchhändlerarbeit. Es kommt dadurch auch in seine Darstellung ein persönliches Element, wie denn Werner von der Objektivität des Literarhistorikers nicht viel wissen will. Ein warmer lebendiger Stil verrät das herzliche Miterleben, ja oft wird Werner selbst zum Dichter: die ersten Seiten der Abhandlung „Tod und Sterben" lesen sich mit ihren bunten Schilderungen wie eine Novelle Heysescher Art.

Diese Begeisterungsfähigkeit Werners gibt seinem Buche etwas ungemein Liebenswürdiges. Werner zitiert die Dichter nicht vor seinen Richterstuhl, sondern er geht ihnen liebevoll nach; er urteilt nicht, sondern er sucht, sich einfühlend, sie zu begreifen. Manchmal etwas allzu anspruchslos, steigt der milde Kritiker auf seiner Suche nach neuen guten Poeten wohl gar zu weit in die Niederungen hinab und scheut einen beschwerlichen Weg in gebückter Stellung nicht, um vielleicht ein bescheidenes Wiesenblümchen zu entdecken. Seine Haupttätigkeit einem Hebbel zuwendend, geht er doch an Poeten dritten und vierten Ranges nicht vorbei, sondern denkt: „Ein kleiner Mann ist auch ein Mann." Er versenkt sich in sie mit der gleichen Liebe und sucht ihnen mit der gleichen Gewissenhaftigkeit gerecht zu werden. Werner ist keine starke Persönlichkeit, die entweder liebt oder haßt, ja, seine konziliante Natur kann vielleicht gar nicht hassen. Er ist ein Mann der mâze; von problematischen Naturen hält er sich in der Regel wohlweislich fern und charakterisiert überwiegend Dichter, die seinem eigenen Wesen verwandt und sympathisch sind. Er läßt sie dabei so viel wie möglich selbst sprechen; er kennzeichnet ihre Art gern durch Aneinanderreihung von Stellen und geht darin nicht selten zu weit. Er zitiert gar zu viel und druckt gar zu viel Versreihen ab; es wimmelt in seinem Buch von Anführungszeichen, so daß man

schon äußerlich den Eindruck erhält, es mehr mit einer reproduzierenden als mit einer produzierenden Persönlichkeit zu thun zu haben. Seine referierende Darstellung neigt sehr zur Breite. Es gelingt ihm zuweilen nicht, das Charakteristische scharf herauszuheben, weil ihm alles wert, alles charakteristisch ist. Es ist das zugleich sein Vorzug und sein Fehler, der ihn mitunter zu unkritisch werden läßt. Er selbst will so gar nichts sein als der bescheidene Vermittler; nirgends ist etwas von gesuchter Geistreichigkeit. Schlichte Liebenswürdigkeit ist der Grundton des Buches, „redlich und ohne Prunk" eines seiner Motti. Sinnig ist ein Lieblingswort Richard Maria Werners, und sinnig ist auch seine Darstellung. Ja sie neigt oft allzu sehr zum Erbaulichen, gemütlich Plaudermäßigen und Gefühlsschwelgerischen, und wenn Werner sich über das Restchen sentimentaler Schwärmerei ausläßt, das in jedem Deutschen stecke, so spürt man deutlich, daß in ihm selbst dies Restchen noch verhältnismäßig groß ist. Er ist ein unbedingter Idealist, und hoffnungsfreudiger Optimismus geht durch sein Buch. Er hat etwas kindlich Naives, Unmodernes, und zuweilen entbehrt seine Darstellung so wenig eines kleinen Zöpfchens, wie sein ästhetisches Urteil oft nicht ganz unbeeinflußt von ästhetischen Gesichtspunkten erscheint. Er eignet sich im Vorwort selbst die Verse Fontanes zu, die im Haus, in der Heimat, in der Beschränkung das Glück und die Welt sehen, und versichert, daß er, je älter er werde, sich immer mehr bescheiden lerne.

„Vollendete und Ringende" hat Werner seinen Essayband benannt. Der Titel ist das einzig Gesuchte in diesem Buch; er hat etwas gar zu Allgemein-Nichtssagendes und erweist sich denn auch in der Tat nicht als festes Band. Eine höhere Einheit läßt sich in der Zusammenstellung nicht erkennen, trotzdem Werner selbst den Gedanken ausspricht, der ihn bei seiner Auswahl geleitet habe, und der sich in die Formel fassen lasse: „Von Romantik über Realismus zu neuer Romantik." Die einzige Einheit der Sammlung ist vielleicht die subjektiv geartete, daß es lauter Lieblinge Werners sind, die er uns vorführt. Daß das Drama in diesem Buche gar nicht vertreten ist, ist nicht Zufall, sondern Absicht des Verfassers, der dieser Dichtungsgattung einen besonderen Band einräumen will.

Zum Teil sind den Aufsätzen Werners seine persönlichen Beziehungen zu den geschilderten Dichtern zu gute gekommen, so denen über Leitner und Frankl, die den Reigen eröffnen. Werner hat überhaupt eine verständliche Vorliebe für die österreichischen Dichter und für den Österreicher überhaupt, den er gut charakterisiert. Er hebt seine Abneigung gegen das Pathetische wie gegen das „Faxenmachen" hervor, die Neigung zum Leichtsinnig Oberflächlichen und die zur Kraftmeierei, er zeigt, wie seine Wehmut doch ein wenig mit dem Gefühl des Behagens verbunden ist, wie ihm das Herz und die Zunge leicht durchgehen, und wie er im ganzen hinter dem Reichsdeutschen immer etwas zurückgeblieben ist. Freilich sind wenig-

stens die älteren unter den geschilderten österreichischen Dichtern gar zu wenig interessant; diese Aufsätze muten zum Teil wie Pflichtleistungen an. Es ist ja menschlich sehr hübsch, wie liebevoll Werner sich auch in ihr kleines Durchschnittstalent vertieft, aber literarhistorisch kommt gar zu wenig dabei heraus. Karl Gottfried Ritter von Leitner wird viel zu gut behandelt.

In der Abhandlung über Maximilian Schmidt begegnen klare und einsichtige Ausführungen über die Dorfgeschichte, die der Bauernmalerei Franz Defreggers an die Seite gestellt wird. Auch eine knappe Skizze findet sich da, die den Bauern auf seiner Wanderung durch die deutsche Literatur verfolgt: anfangs nur der Träger der Komik in Schwank und Posse, wird er zuerst von Grimmelshausen ernster verwandt; volle Gerechtigkeit gewähren ihm Salomon Geßner und der Maler Müller, während das 19. Jahrhundert die Vorliebe für ihn erheblich übertreibt. Gelungen ist der Essay über Adolf Pichler und besonders der über J. J. David, einen der sympathischsten Vertreter Jung-Österreichs, den Werner fein und verständnisvoll vorführt; als seine persönliche Note erkennt er das Aktive im Passiven, den Dulderstolz, der aus des Dichters Naturanlage und Lebensgeschick herausgeboren ist. Für die Art einer Kunst wie der seinen findet Werner den fruchtbaren Ausdruck „Kammerpoesie“, die sich dem guten Spiel weniger Instrumente in der Kammermusik vergleicht.

Gar zu überschwänglich festredenmäßig wird in einem 23 Seiten umfassenden Aufsatz Geibel gepriesen, von dem die heutige Literaturgeschichtsschreibung und die heutige Lesewelt sich im allgemeinen abwendet. Woran das liegt, wird richtig beleuchtet: zu des Dichters Zeit war das Verlangen nach dem melodischen Wort historisch ebenso begreiflich und berechtigt wie nachmals das nach dem charakteristischen. Aber Werner greift zu hoch, wenn er so thut, als sei Geibels erstes Gedichtbuch eine Messiastat gewesen. Als es im Jahre 1840 erschien, lagen doch z. B. Mörikes Gedichte bereits zwei Jahre vor, deren sehr viel höheren Wert Geibel selbst am wenigsten verkannte. Er, der später Mörike seine Bewunderung ausdrückte, bekannte unverhohlen, daß ihn die zahllosen Auflagen seiner eigenen Gedichte beängstigten, wenn er an den spärlichen Beifall denke, den die Mörikeschen fänden. Geibels „Brunhilde“ streift Werner nur scheu in einem Nebensatze: ihn fesselt nur das Gute. Mit dem Instinkt der Biene, der freilich dem Menschen mehr zu gute kommt als dem Literarhistoriker, entnimmt er den Blumen oft nur den Duft, ohne sich um das Gift zu bekümmern. Geibels Persönlichkeit scheint er mir nach ihrer realistisch scharf profilierten Seite hin nicht recht erkannt zu haben, wenn er ihm jede Spur von Derbheit abspricht, von der er vielmehr zurückgeschreckt sei, wenn er sagt: Geibel habe zeitlebens etwas vom untadeligen Jüngling gehabt. Die Dichter aber, die mit diesem zusammen

dem Münchener „Krokodil“ und der Tafelrunde des Königs Max angehörten, haben uns nicht verhehlt, daß es Geibel an Schroffheit und Eckigkeit und an einer Portion Unliebenswürdigkeit in gewissen Fällen nicht gefehlt habe. Jüngst erst hat ihn Paul Heyse in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ mit der Formel „halb Troubadour, halb Landsknecht“ vortrefflich charakterisiert.

Auch von Heyse entwirft Werner ein literarisches Porträt, das indessen gleichfalls nicht ganz treu anmutet; zum mindesten befremdet die Behauptung, Heyse habe kein Recht, den Fontaneschen Vers „Was mir fehlte, war: Sinn für Feierlichkeit“ auf seine eigene Person anzuwenden.

Freudig ist es zu begrüßen, daß Werner mit ganz persönlicher Anteilnahme der neuesten Tagesliteratur folgt und sie nicht hochmütig der Tageskritik überläßt, wie das vor einigen Jahrzehnten noch meist akademischer Brauch war, ehe Scherer und ihm folgend Erich Schmidt, Richard M. Meyer und so viele andere gerade der Besten einen erfreulichen Wandel herbeiführten. Richard Maria Werner erweist auch den jüngsten, zum Teil noch mitten in ihrer Entwicklung stehenden Dichtern die Ehre methodisch wissenschaftlicher Behandlung. Ohne Pedanterie verwertet er etwa Parallelstellen bei Ludwig Jacobowski oder studiert Varianten bei Richard Dehmel. Das Problem löst allerdings Werner gerade bei Dehmel nicht, so sehr er ihn ehrlich, unbefangen und vorurteilslos zu begreifen sucht. Daß Dehmel eine ganz eigenartige Bedeutung habe, empfindet Werner deutlich, worin aber dieses Bedeutende bestehe, wird ihm, so sehr er nach vollem Verständnis ringt, so wenig klar wie den meisten, die sich noch mit dieser seltsamen Poetennatur beschäftigt haben.

Besonders hervorgehoben sei der sehr sympathisch gehaltene Aufsatz über Ludwig Jacobowski; einer der längsten des Buches. Außer den schon im bisherigen Zusammenhange genannten Dichtern sind ferner noch behandelt: Th. Justus, Carl Baron Torresani, Wilhelm Fischer, Clara Viebig, Carl Busse. Einige Essays allgemeineren Inhalts schließen sich an, so der über „Tod und Sterben“, der in recht interessanten Zusammenstellungen eine lehrreiche Skizze entwirft. Besonders glücklich ist eine Parallele zwischen Arthur Schnitzlers Schwindsuchtsnovelle „Sterben“ und Ignaz Dombrowskis Studie „Der Tod“, sowie ein mit Lessingscher Formgebung gestelltes Thema „Wie die modernen Dichter den Tod gebildet“. Für diese Frage kommt besonders das Drama in Betracht: Goethe zeichnet im „Clavigo“ eine Schwindsüchtige; ihm sind etwa anzuschließen Raupach mit „Der Müller und sein Kind“, in gewisser Beziehung auch Hebbels „Julia“ und Dumas' „Cameliendame“. Ein paar andere Etappen der Betrachtung bieten sich dar in Adolf Wilbrandts „Meister von Palmyra“, Maeterlincks „L'Intruse“, Johannes Schlafs „Meister Ölze“, Gerhart Hauptmanns „Hannele“, Emil Rostands „Cyrano de Bergerac“, Hugo

von Hoffmannsthals „Thor und Tod“, Rudolf Lothars „Ritter, Tod und Teufel“.

Gerade in solchen Zusammenfassungen und motivgeschichtlichen Exkursen beweist Werner den Vorzug der historischen Literaturbetrachtung vor der rein impressionistischen. So fällt noch in das Gebiet der vergleichenden Literaturgeschichte die aufschlußreiche stoffgeschichtliche Untersuchung über moderne Messias-Dichtungen oder die Parallele zwischen Lenaus „Anna“ und Frankls den gleichen Stoff behandelnden Terzinengedicht „Die Kinderlose“. So feine Beobachtungen über die Eigenart des dichterischen Prozesses, wie sie hier angestellt werden, durften wir von dem Verfasser des bei aller seiner Breite immer brauchbaren Werkes „Lyrik und Lyriker“ wohl voraussetzen.

Interessante Ausblicke und Rückblicke, wie sie Werner liebt, zeigt in dem Geibel-Aufsatz ein kleiner Exkurs über den Mond in der Geschichte der deutschen Dichtung oder in der Abhandlung über Ludwig August Frankl ein Abschnitt über die österreichische Zensur. Allerlei Nachträge zu den einzelnen Charakteristiken bringt der „Epilog“ des Buches, der z. B. inzwischen erschienene neuere Werke der jüngeren Dichter noch nachträglich bespricht und einreiht. Eine kleine wissenschaftliche Studie „Judas ist der Allergläubigste“ beschäftigt sich mit Hebbel.

Die dem Buche beigegebenen neunzehn Porträts könnte man leicht missen. Wenn ein Verleger dem Zuge der Zeit nach Illustrierung folgen will, so muß er sich auch auf der Höhe der heutigen Illustrationstechnik halten. Das ist hier nicht der Fall.

Berlin. Harry Maync.

Joseph Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik, dargestellt von Franz Schultz. Gekrönte Preisschrift der Grimm-Stiftung. Mit einem Briefanhang (Palaestra, Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausgegeben von A. Brandl und E. Schmidt. XII). Berlin, Mayer & Müller 1902. 7 M.

Joseph Görres ist seit seinem Auftreten immer eine vielbesprochene und vielbehandelte Persönlichkeit gewesen, deren man sich aber vor nicht so lange verflossener Zeit, weil man ihr noch zu nahe stand, aus den verschiedensten Gesichtspunkten und zu den verschiedensten Zwecken hat bemächtigen wollen. Solche Versuche vergehen natürlich, der Wert des Mannes aber bleibt und verlangt endlich eine ernste Erforschung und gründliche Behandlung. Von mehreren Seiten ist die Arbeit angegriffen worden. Neuerdings hat Franz Schultz, aus der Berliner literarhistorischen Schule

hervorgegangen, Görres zum Gegenstande eines seine Wirksamkeit von vorn an aufarbeitenden Studiums gemacht, aus dem seine Berliner Doktordissertation 1900, dann ein Neudruck frühester Artikel von Görres in der dritten Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1900, und jetzt das vorgemerkte Buch entstanden ist, das bis S. 47 unverändert die Dissertation in sich aufnimmt, von da an sie fortführt und abschließt. Es ist Hermann Hüffer in Bonn zugeeignet.

Angeregt wurde Schultz durch das Thema der Grimm-Stiftung 1897, das die Erforschung von Görres' Stellung innerhalb der Romantik und der jungen deutschen Philologie verlangte. Das heißt: die offizielle Aufgabe schnitt zunächst einen Teil, und zwar einen wichtigen Teil, aus Görres' Gesamtbetätigung heraus, und diese für den Anfang ratsame Beschränkung hat Titel und Gang des neuen Buches bestimmt. Schultz' Studien breiten sich über fünf Jahre hin, immer, wie sich innerhalb der drei Druckpublikationen zeigen ließe, im Wachstum begriffen und Neuzugelerntes einbringend. Die drei Schriften stehen nicht unbeweglich fest, sondern befinden sich gleichsam auf dem Vormarsche. Das ist das Erfreuliche an ihnen, das zugleich gute Aussicht in die Zukunft gewährt. Allmählich hat Schultz auch schon die Enge, die ihn zunächst umschloß, gefühlt; das Politische, Religiöse, Konfessionelle, Naturwissenschaftliche verschlingt sich zu dicht mit dem Literarischen. Was darüber in Schultz' eignem Vorwort zu lesen steht, trifft durchaus zu. Die Zeit, in der man beschaulich für sich in reiner Humanität leben durfte, war für Görres und seine Genossen vorbei.

Schultz geht planmäßig und mit exakter Methode vor. Er sammelt das ihm erreichbare Material, prüft, bestätigt, bezweifelt, verwirft es, folgt den aufgesuchten Spuren, und beginnt von dieser Vorbereitung aus die Erschließung der Schriftstellerei Görres'. Das ist alles so, wie man es in seiner Art nur wünschen kann. Die Auswertung der so erarbeiteten Resultate, ihre Verwendung im Sinne des Themas ist natürlich durch persönliche Auffassung und eigene wie historische Erfahrung mitbedingt, und kann verschieden ausfallen; es liegt das in der Natur der Sache begründet. Und wie er mit gutem Rechte gegen Ansichten und Aufstellungen anderer, z. B. Walzels oder von mir, seine Erinnerungen macht, so wird es nichts verschlagen, wenn die Meinung des Lesers hier und da von der seinigen abweicht. Wo das Gefühl vorherrscht, daß ernstlich gearbeitet wird, geht gern aus dem friedlichen Streit der Ansichten die Wahrheit hervor.

In dem Charakter des Buches ist es begründet, daß wir die ganze Studienentwicklung des Verfassers mit allen Zitaten genau und ausführlich empfangen. Es will mir daher ratsam erscheinen, daß ich in diesem rezensierenden Berichte mich nur allgemein halte und kurz den Inhalt andeute. Das erste Kapitel behandelt also die Zeit bis 1806, ehe Görres

nach Heidelberg kam. Dann tritt, im zweiten Kapitel, Heidelberg von 1806 bis 1808 mit seinen romantischen, antiklassischen Tendenzen vor. Das dritte Kapitel ist den späteren Betätigungen Görres' als Kritiker, Literarhistoriker (wenn man das Wort für ihn so gebrauchen kann) und Herausgeber altdeutscher Texte oder älterer Literatur überhaupt gewidmet. Es schließt ein Anhang Briefe.

Ich selber gedenke aus Schultz' Buche meinen Nutzen zu ziehen, besonders wenn ich wieder, durch ernste Verpflichtungen bisher gehindert, zur weiteren Publikation der Görres-Briefe in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern zurückkehren kann. Aus still eindringender, tätiger Beschäftigung geht die beste Kritik eines Buches hervor. Dann wird vielleicht Stellungnahme zu Einzelheiten bequem und am Platze sein. Es stellt sich, um nur dies zu erwähnen, Grimms Einfluß auf den Nibelungenaufsatz von Görres in der Einsiedlerzeitung etwas anders. Schultz hat in der Einleitung darauf hingewiesen, daß über Einiges persönlich zwischen uns beiden vorher verhandelt worden sei. Einige seiner Aussprüche darf ich für mich daher wie ein letztes briefliches Urteil, das er mir könnte geschrieben haben, betrachten. In diesem Sinne mag ihm das Folgende von mir eine weiter diskutierende Anwort sein.

Welch ein mühseliges Geschäft es ist, Görres' Brief an Arnim vom 2. Juli 1810 zu entziffern, den ich in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern, Schultz jetzt in seinem Buche abgedruckt hat, wissen wir beide am besten zu sagen, die wir uns an den äußerst schwierigen, kleinen, flüchtigen und zum Teil inkorrekten Schriftzügen die Augen abgequält, doch gottlob nicht verdorben haben. So bestehen denn zwischen meiner und seiner Wiedergabe des Briefes einige Differenzen. Ein in den inneren beiden Buchstaben unsicheres Wort findet sich in einem inhaltlich ganz klaren Sätzchen, das ich folgendermaßen las: „ich thue doch beynahe mehr dem Teufel zum Spritz, als Gott zu Liebe.“ Ich merkte, mit Berufung auf Görres eigene Entschuldigung seiner Schreibfehler, in einer Note an (Neue Heidelberger Jahrbücher 1901. 10, 146): „in der Handschrift steht etwa ‚Spritz‘, die mittleren Buchstaben des Wortes unsicher und nicht bestimmbar“; und weil ich damals mit dem Worte nichts sicheres anzufangen wußte, so setzte ich das sinngemäße „Spott“ in den Text aushülfsweise ein. Schultz erklärte sich damals schon brieflich und auch jetzt in seinem Buche (S. 245) dawider; er glaubte „dem Teufel zum Speitz“ lesen und das Wort aus dem niederdeutschen, englischen, niederländischen spît, spyt, spite unter ausdrücklicher Zustimmung von Johannes Franck herleiten zu müssen, der ihn auch auf ein scherzweise gebrauchtes holländisches „zum speitz“ aufmerksam machte. Schultz ist aber gewissenhaft genug, nicht zu verschweigen: „Es scheint . ., als ob der Ausdruck im Görresischen Kreise durch einen Niederländer (Niederrheinländer) oder Engländer gebräuchlich geworden sei. In Koblenz ist das Wort nicht

heimisch, überhaupt eine verschobene deutsche Form schwerlich denkbar, da es ein verhältnismäßig junges Lehnwort ist." Damit erschüttert er denn doch diese Worthypothese. Aber wir alle drei wären leichter davon gekommen, wenn wir die folgende Stelle gekannt hätten, die ich jetzt aus Jacob Grimms Abhandlung über Irmenstraße und Irmensäule S. 13 (Kleinere Schriften 8, 475) beibringe: „Hohn ist das womit man jemanden besprützt, Flecken, Spott (von spot, Spruz)." Also „Spruz" für „Hohn" oder „Spott" ist hier vortrefflich bezeugt, und zwar gleichgleichzeitig mit Görres, 1815 und 1810. Demnach ist meine Lesung „Spritz" doch wohl richtig, das i für ü, wie man „mistisch" für „mystisch" rc. sprach und schrieb (der dialektische Uebergang von ü nach i erstreckt sich vom Hessischen bis nach Koblenz hin), so daß die dialektfreie Form nach Görres „Sprütz" lauten würde. Also: dem Teufel zum „Spritz"!

Ein gelehrter Kenner, dessen Urteil ich zu schätzen weiß, hat mir zu meiner Publikation der Görres-Briefe gesagt, ich schiene ihm mit Erklärungen zu sparsam gewesen zu sein; er wenigstens für sich hätte öfter ein erklärendes Wort gewünscht. Allein gegenüber der unverantwortlichen Art, wie Briefe leider mit den banalsten Anmerkungen ausgestattet worden sind, stellt sich gar zu leicht die Scheu ein, Dinge zu sagen, von denen man nach eigner Eingewöhnung in die Quellen annehmen zu müssen glaubt, sie seien doch wohl schon den Lesern genügend bekannt und hielten diese nur auf, ohne sie zu fördern. Ich bedaure das jetzt doch für den erwähnten Görresbrief, weil an einer anderen Stelle desselben ein einfacher erklärender Klammervermerk von mir Schultz (S. 243) gehindert hätte, sich zu verirren. Görres nämlich schreibt seinem Freunde Arnim über die Gräfin Dolores rasch eine karikierte Rezension hin, wie sie das Morgenblatt wahrscheinlich liefern würde. Der Kniff besteht darin, daß kleine Züge, Äußerlichkeiten und Anzüglichkeiten dermaßen zur Hauptsache aufgebauscht werden, daß man das Wesentliche und allein Verdienstliche der Dichtung dahinter verstecken und so gewissermaßen den ganzen Roman makulieren kann. Darunter: „Der päpstliche Kammerhusar . . soll ein abgedankter Bedienter des Verfassers sein", und: „Die Geschichte eines sehr achtungswerten Mannes und bekannten Psychologen hat er gleichfalls auf eine sehr delikate Weise hineingebracht." Schultz beanstandet meine Lesung „Psychologen" und hält dafür „Physiologen" für unzweifelhaft: allein zu Unrecht, wie ich mich durch nochmalige Einsicht des Briefes, auf der Handschriften-Abteilung der Königlichen Bibliothek Berlin, überzeugt habe Es steht sicher „Psychologen" da. Aber nun fragt Schultz, wer wohl unter dem „Physiologen" verstanden sein könne? und davon ausgehend, daß vorher im Briefe, ohne Zusammenhang mit unserer Stelle, Hufeland scherzweise genannt ist, kombiniert er, daß es der Mediziner Hufeland sei; dessen üble Ehestandsgeschichte könne urbildlich für das Verhältnis zwischen dem Grafen

Karl und der Gräfin Dolores im Roman gewesen sein; und es möge wohl ein Zusammentreffen Hufelands mit Arnim während der Unglückszeit in Königsberg stattgefunden haben. Dies hält jedoch nicht Stich. Der päpstliche „Kammerhusar" des Romans ist darin (2, 377) mit seinem richtigen pommerischen Namen Frohreich genannt, ebenso wie ein junger italienischer Maler, in Anspielung auf Louis Grimm, den Namen Grimm erhält (2, 286). In gleicher Weise ist der „achtungswerte Mann und bekannte Psycholog" deutlich im Roman bezeichnet; von ihm handelt das große Neunte Kapitel des zweiten Bandes (2, 57—90), und es ist B . . . in H . . ., das heißt: Beireis in Helmstädt, der wunderliche Mann, über den wir bei Goethe und vielfach in den Journalen jener Zeit lesen; den Arnim persönlich 1806 besucht, dessen sonderbares Treiben er Jean Paul für die Einsiedlerzeitung vergebens zu schildern gebeten hatte, und dessen Schilderung er nun selber in der Dolores nachbringt. Wenn Schultz weiter für den Markese des Romans den „Typus der französischen Eroberer" als bekannt hinstellt, so ist diese Meinung zwar richtig, aber doch unter der Beschränkung, daß Arnim, in seiner Erörterung über den Roman mit Wilhelm Grimm, erklärt, daß ihm diese Art Menschen wie der Markese, im Gegensatze zu dem ähnlichen, aber deutsch gearteten Wüstling Roquairol in Jean Pauls Titan, an Südfranzosen, die er kennen gelernt, begegnet sei. (Im Vorübergehen noch die Bemerkung, daß ich die Änderung „Biergestank" für „Biergesang" nicht für nötig halte.)

Nun noch eine dritte Streitfrage. In den Heidelberger Jahrbüchern war eine üble Anzeige des Wintergartens erschienen, die die Freunde ärgerte, deren Autorschaft ihnen aber doch nicht sicher bekannt gewesen zu sein scheint. Görres sagt, immer in demselben Briefe: „Das dumme Schaf, das Deinen Wintergarten abgefressen hat." Ich habe (Neue Heidelberger Jahrbücher 10, 131) aus Wilhelm Grimms Exemplar des Wintergartens seine eigenhändige Notiz entlehnt, daß diese Rezension von Wagner sei — und zwar wie ich meinte und auf mein Schuldkonto kommt, von dem Philosophen Joh. Jak. Wagner, dem Gegner und Nachfolger Görres' in Heidelberg, gegen den Görres früher schon einige Bemerkungen gemacht hatte, die von Schultz in seinem erwähnten Neudruck (1890, S. 77) irrig auf Ernst Wagner bezogen worden sind. Schultz machte mir brieflich gegen Joh. Jak. Wagner als Heidelberger Rezensenten des Wintergartens den guten Einwurf, daß die Chiffre der Rezension D. A. E. sonst das Zeichen des jüngeren Voß in der Jenaer Literatur-Zeitung sei, spaßhaft „den alten Ehrwürdigen" bedeute, und Heinrich Voß daher wohl die Anzeige gegen Arnim geschrieben haben werde. Sachlich war die Differenz nicht erheblich. Denn Wagner gehörte zum Vossischen Lager, und aus diesem wäre also auf jeden Fall die Rezension gekommen. In seinem Buche hat sich Schultz damit begnügt (S. 245), einfach den Tatbestand wegen D. A. E. auszusprechen, ohne weiter zu schließen. Ich hatte

inzwischen die Sache nicht aus dem Auge verloren, und weiß nun, woher Wilhelm Grimm seine Wissenschaft über Wagner hat. Grimm muß in einem Briefe wegen der Rezension bei August Böckh, dem Mitredakteur der Heidelberger Jahrbücher, angefragt haben. Böckh antwortet am 31. Mai 1810 (ungedruckt): „Von manchen kleinen Rezensionen bin ich eben auch nicht erbaut; überhaupt mißbillige ich vieles an unserem Institut, was ich nicht abändern kann. Die zusammengesetzte Redaktion hat neben vielem Guten auch manchen Nachteil. Der andere D. A. E. ist der Kabinetssekretär Wagner in Meiningen, welcher aber, wegen einer Kränklichkeit, die ihn täglich sein Ende erwarten läßt, keinen weiteren Anteil nehmen kann." Die Stelle läßt für uns, die wir bis jetzt die Anfrage Grimms nicht kennen, von vornherein keine sichere Auffassung des Wörtchens „andere" zu, worauf eigentlich alles ankommt Grimm aber verstand Wagner als Rezensenten des Wintergartens und notierte sich das in seinem Exemplar. Es ist uns somit ein Rückschluß auf die Art und Form der Grimmschen Anfrage gestattet. Eine Übersicht der D. A. E.-Rezensionen in den Heidelberger Bänden bis 1812, dem Todesjahre Wagners, läßt uns nun das Richtige ohne Mühe erkennen. Alle diejenigen nämlich, die sich auf griechische Literatur, und außerdem im Jahrgang 1811 auf Shakespeare-Literatur beziehen, gehören Heinrich Voß. Dagegen sind im Jahrgang 1809 die Rezensionen des Wintergartens, des „Nachtwächters Benedikt" und des „Alonso" von Feßler (eine andere Schrift von Feßler zugleich von Jean Paul angezeigt), sowie im Jahrgang 1810 die erste Anzeige (von Karl Schönes „Faust, eine romantische Tragödie", Berlin 1809) das Eigentum Ernst Wagners. Diese Mitarbeit an den Heidelberger Jahrbüchern ist für uns etwas Neues und in Goedeke[2] 6, 393 einzufügen. Die Heidelberger waren in der Tat mit ihren Rezensionen für sogenannte schöne Literatur übel dran, und es rechtfertigt sich Böckhs Frage und Klage Grimm gegenüber in dem angezogenen Briefe: „Wenn Sie mir im Fache der Poesie und der verwandten Literatur einige tüchtige Männer als Mitarbeiter nennen könnten, würde ich Ihnen vielen Dank wissen. In diesem Fache wechseln die Rezensenten so sehr; Fr. Schlegel, Jean Paul, A. W. Schlegel, Arnim und andere wechseln; und keiner hat lange Ausdauer!" Ich habe vor ein paar Jahren in der Zeitschrift für deutsche Philologie (29, 206 ff.) Arnims und seiner Freunde Beziehungen zu Ernst Wagner behandelt und Wilhelm Grimm eine seinen Kleineren Schriften fern gebliebene Heidelberger Rezension von Ernst Wagners Fibelschützen zuweisen können. Jetzt natürlich verstehe ich besser, warum die Heidelberger Redaktion Arnim die Schriften Ernst Wagners — eben weil er ihr Mitarbeiter war! — zu rezensieren auftrug. Die mild durchdringende Art Arnims, der wieder nicht von Wagner erkannt wurde, bewog diesen zu einem dankerfüllten Schreiben an den wohlwollenden Anonymus, das die Heidelberger Redaktion an Arnim weiterbeförderte: worauf Arnim, angenehm überrascht,

sogleich mit freundlichem Gruß und Nennung seines Namens erwiderte. Das mag denn doch für Wagner eine bittere Erfahrung gewesen sein, hatte er doch einem Manne, von dem ihm vorurteilslos geistige Wohltat erwiesen worden war, zu gleicher Zeit und an der gleichen Stelle übel mitgespielt; Arnim befand sich, dieser Sache gegenüber, in dem Zustande glücklicher Unwissenheit. Aber nun die Ironie des Schicksals! Als ich mich zu Görres' Briefe zu äußern hatte, sagte ich mir noch: der Wagner, der Arnims Wintergarten so behandelt, kann nicht Ernst Wagner sein, welcher im selben Jahre 1809 von Arnim so glimpflich rezensiert worden ist. Ich kam deswegen auf Joh. Jak. Wagner, den es, wie ich nun sehe und zeige, nichts angeht. So haben wir beide, Schultz und ich, unser Teil an Wagner gesündigt, wir sind jetzt quitt, und dies Wagner-Konto ist beglichen.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Kraeger H., C. F. Meyer, Quellen und Wandlungen seiner Gedichte. (Palaestra, herausgegeben von A. Brandl und E. Schmidt. XVI.) Berlin 1901, Mayer und Müller. 10 M.

Ein günstiger Zufall — oder vielleicht eine prästabilitierte Harmonie hat es gefügt, daß der größte und erfolgreichste Meister des poetischen Feilens seine Werke einer Zeit schenkte, die für die Untersuchung stilistischer und metrischer Wandlungen schon eine gute Tradition und eine feste Technik besitzt. So konnten wir über die Umformung der Gedichte C. F. Meyers zunächst die guten Einzelberichte von Kraeger und Moser (über sein Verhältnis zu letzterem vgl. Kraeger S. XXII) erhalten und nunmehr dies abschließende Werk. Freilich wurzelt es in jener gegebenen Tradition und Technik, führt sie aber selbständig weiter und wird auch als methodische Beispielsammlung eine dauernde Bedeutung behalten.

In sorgfältigster Weise vergleicht Kraeger in der Regel die erste und letzte Fassung, zieht aus den beinahe nirgends fehlenden Zwischenformen die wichtigeren Phänomene heran und sucht am Schluß eingehend die Fortschritte zu motivieren. Wenn er dabei wohl ausnahmslos eben wirkliche Fortschritte sieht, hat er die ganze Fülle des Materials zur Hand, um Uhls wunderliche Bevorzugung älterer Fassungen zu widerlegen. Im übrigen ist er durchaus von blindem Heroendienst entfernt; das Gedicht von den Horatiern — mit denen trotz Corneille und David das Glück so wenig war wie mit den Hohenstaufen — wird (S. 36) mit Recht getadelt, auch noch wie es schließlich vorliegt, und Anlehnung wird (an Lenau S. 204; an A. W. Schlegel? S. 277 Anmerkung) zuweilen selbst da vermutet, wo nur ein geringer Anhalt ist. (Wogegen ich für die „Spielleute" S. 332 an „Kaiser Karls Meerfahrt" von Uhland erinnern möchte.) Andererseits aber weiß der Verfasser, der sich so recht

in seinen Conrad Ferdinand eingelebt hat, auch ganz ausgezeichnet darzulegen, wie etwa ganz spät ein glückliches Aperçu einem älteren Gedicht eine völlig neue Wendung gibt (S. 162) oder wie der Dichter nach einem Umweg zu seiner Quelle zurückkehrt (S. 249). Das eigentliche Geheimnis aller poetischen Verbesserung: die Konzentration wird (z. B. S. 106. 250) lebendig klar gemacht; und schönere, auch im Ausdruck glücklichere Charakteristiken einzelner Gedichte habe ich selten gelesen als Kraeger sie wiederholt (z. B. S. 15. 228; die Stimmungsinterpretation S. 174) gibt. Auch die getadelten Vorstufen versteht er oft mit einem Wort erschöpfend zu charakterisieren: die „schülerhaften Reime" (S. 153) oder den „allzu melodischen" Fluß (S. 354; man denke etwa an M. Greifs Balladen!). Eine Entwicklungsgeschichte wie die des „Alexanderfestes" (S. 269 f.) kann als methodologisches Meisterstück gelten.

Auf diesem Wege sind natürlich reiche Nebenernten kaum zu vermeiden. Wir erfahren neues über Meyers Quellen; wobei ich übrigens für Don Juan d'Austria (S. 23 f.) noch „Das Leben des Don Juan d'Austria" von W. Havemann (Gotha 1865) als Quelle voraussetzen möchte: der Brief an König Philipp (S. 280), die Schilderung des Äußern (S. 285), der Verdacht der Vergiftung (S. 288) könnte von hier stammen und die Gegenüberstellung des „kurzen frühlingshellen Morgens" und des „langen trüben Wintertags" (S. 284) ist bei Havemann pointierter als bei Ranke. Freilich liegt gerade sie C. F. Meyer immer nahe; man denke nur an die „Rose von Newport", an die Seefahrt der Königskinder, an Pescara und den geblendeten Este in „Angela Borgia". — Wir erhalten metrische „Nebenfrüchte" (z. B. S. 128. 295, sehr lehrreich), lautsymbolische Auslegungen (S. 355), stilistische Nachweise (zum Partizipium Präsentis S. 329; Indikativ und Konjunktiv S. 352; „Epheu" und „Eppich" S. 160).

Besonders reichhaltig sind die Verweise auf Beziehungen zwischen Meyers Gedichten und Novellen (z. B. zum „schönen Brunnen", sehr hübsch, S. 207 Anmerkung; zum „Lustspiel" S. 217 Anmerkung; zum Pescara S. 339 Anmerkung; und in den „Beilagen und Anmerkungen" S. 363 f. passim), wie denn auch (S. 325 vgl. 327) ein Gedicht geradezu als Novelle in Versen bezeichnet sind. Einige Lieblingsgestalten Meyers wie Julius Caesar (S. 56) oder der verkleidete Held und sein schöner früher Tod (S. 268) werden ebenso aufmerksam verfolgt wie die Methode des „Dämpfens" (S. 220) und die sehr wichtige Tatsache, daß Meyer von den rein lyrischen Motiven ausgeht (S. 201) und sich oft von da erst ins Epische steuert. — Etwas mehr hätte vielleicht in der Vergleichung seiner Behandlung mit der anderer Dichter geschehen können, wo dasselbe Motiv vorliegt (Seume und Chamisso S. 143). Die symbolische Verwendung der gebrochenen Rose (S. 134; für die „Rose von Newport" wäre besonders an die Tochter des Thomas im

„Heiligen" zu erinnern) fordert zu solchen Vergleichen förmlich heraus, die Kraeger ja auch selbst (S. 365) fordert und anregt.

Damit kommen wir auch zu dem Punkt, in dem wir das sonst so treffliche Buch nicht ganz loben können. Wir durften es „abschließend" nennen; aber formell entbehrt es des Abschlusses. Man wünscht am Schluß eine allgemeinere Übersicht, etwa der Reime: wie Meyer systematisch seine Verse „entfreiligrathet" (z. B. 254. 276) und dafür tönende Worte ins Innere bringt („angelisch" S. 335); oder aber der Konzentrationsmittel, der stilistischen Hülfen. Aber Kraeger schließt nur plötzlich ab, weil er fertig ist, und der lyrische Ausklang (S. 359) kann der hübschen persönlichen Einleitung kein Gegengewicht halten. Das ist schade; das Buch verdiente es, im eigentlichsten Sinne vollendet zu sein.

Berlin. Richard M. Meyer.

Sütterlin L., Die deutsche Sprache der Gegenwart. Ein Handbuch für Lehrer, Studierende und Lehrerbildungsanstalten. Leipzig (Voigtländer) 1900. 5.40 M.

Vorliegendes Buch kommt dem Bedürfnis einer wissenschaftlichen Darstellung unserer gegenwärtigen Schrift- und gebildeten Umgangssprache in systematischer Zusammenfassung (‚Grammatik') und einem von der Grenze des Leitfadens wie des dickleibigen Nachschlagwerkes gleichmäßig entfernten Umfange durchaus entgegen. Die Erörterung bewegt sich immer auf sprachgeschichtlicher Grundlage, ohne jedoch die logische Betrachtungsweise neben der physiologischen und psychologischen allzusehr zurücktreten zu lassen. Diesen Standpunkt kennzeichnet der Verfasser sebst mit den Worten: „Die Sprache . . . ein Ausdrucksmittel der Gedanken, über dessen Trefflichkeit oder Mangelhaftigkeit man besonders im einzelnen Fall getrost urteilen darf." Allerdings grenzt schon die Einleitung die Unterschiede zwischen natürlichem (psychologischem) und geschultem (logischem) Denken und ihre Beziehungen zur Sprache scharf ab, woraus sich besonders die Abweisung der Ellipse und des Pleonasmus als Mittel zur Beurteilung syntaktischer Gebilde ergibt. Vielleicht geht hier aber Sütterlin, wie sich weiter unten zeigen wird, im einzelnen zu weit. — Das Publikum, an das sich der Verfasser wendet, gibt ja der Titel an, fraglich aber bleibt, ob die letztere Klasse von Benutzern der Darstellung gewachsen sein wird: dazu erscheint diese uns oft nicht elementar genug; die geschichtlichen Vorbemerkungen der einzelnen Abschnitte setzen zum mindesten die Kenntnis der altdeutschen Formenlehre voraus, ebenso wird der Lernende regelmäßig ein etymologisches Wörterbuch zur Hand nehmen müssen, um in der Wortlehre überall mitzukommen. Hier einige Beispiele, die mir aufgestoßen sind. § 65 wird das Ablautsverhältnis von Licht : Lohe mit seiner Zuhörigkeit zur u-Reihe nicht klar ohne Zurückgreifen auf das Mittelhoch-

deutsche auch nicht mit Hülfe der § 218 gegebenen Darstellung des altdeutschen starken Verbs. Desgleichen ergibt sich § 66 A II die Beziehung von deutsch : Dietrich selbst nicht mittels des § 45, 234, 237 über den a-Umlaut bemerkten. § 68 am Ende fehlt die Erklärung, mindestens für desto, das übrigens nicht in Parallele zu ihro und dero zu stellen ist; der volle Vokal wird Analogie: so, also sein. § 70 stehen Komposita mit abgeschwächtem zweiten Bestandteil: nicht bei allen springt die Etymologie von selbst in die Augen (Oehmd, das auch im Verzeichnis am Ende nachzutragen ist!). § 84 wird richtig bemerkt, daß willfahren und frohlocken keine Zusammensetzungen sind, aber der Verweis für letzteres Wort auf § 132 läßt im Stich und die Etymologie fehlt (zu diesem Paragraph sei gleich hier, außer der Reihe, darauf hingewiesen, daß mitteldeutsch die Betonung Hánswurst ganz gewöhnlich ist). — Ziemlich nichtssagende Bemerkungen finden sich § 171: „Fälle wie Seife : Seipfe, Schnute : Schnautze sind auch altes Sprachgut, aber anderer Art“ (vorher ist von Wirkungen des Vernerschen Gesetzes in der Nominalstammbildung die Rede); § 235 wird festgestellt, daß die Verwendung der alten Stammbildungsmittel in der Gegenwartsgruppe beschränkt ist auf die Wirklichkeitsform; dann heißt es: „Wo ausnahmsweise einmal ein Stamm zur Verfügung steht wie bei ich sei, wird die Sache gleich anders.“ Die nötige Erklärung vermißt mancher vielleicht auch § 281 am Ende, 346 Anmerkung 1, 372 am Ende (hier wie in der Flexionslehre fehlt eine geschichtliche Erklärung des Infinitivs mit zu, wofür auch das S. 287 f. Gebotene uns nicht entschädigt). — Eine Beigabe von altdeutschen Deklinations- und Konjugationstabellen wäre den historischen Teilen der Flexionslehre wohl zu gönnen gewesen, geradezu nötig aber für die Pronomina. Solche Dinge können eben auch in einer neuhochdeutschen Grammatik nicht gut entbehrt werden, wenn sie Lehrbuch sein soll.

Die Gliederung des Stoffes ist besonders im Einzelnen durchaus nicht die althergebrachte; Sütterlin verfolgt hier mit Fug und Recht die neuen Bahnen, die John Ries mit seinem Buche ‚Was ist Syntax‘ 1894 nachdrücklich eröffnet hat; es betreffen diese die Auffassung der Syntax als Lehre von der Wortgruppe, wozu der Satz nur eine Unterabteilung bildet, und die beständige zusammenhängende Berücksichtigung der Form und Bedeutung der einzelnen Gebilde, wobei die Kategorien in der Wortlehre (II. Hauptteil) und der Wortgruppe (III.) immer zuerst nach ihrer Bedeutung und dann nach ihrer Form betrachtet werden. Der I. Hauptteil behandelt natürlich die Lautlehre; er beginnt mit einer für den vorliegenden Zweck völlig ausreichenden Phonetik, die durch Bildtafeln am Ende des Buches gut unterstützt wird. Hier oder im 2. Abschnitt der Lautlehre (Die sprachliche Verwendung der Laute im Deutschen) fehlt die Erklärung der nicht rein orthographischen Doppelkonsonanten. — Im II. und III. Hauptteil ist von Wichtigkeit für die Verteilung des Stoffes

die moderne Auffassung der Wortarten, die der Verfasser vertritt. Es wird da der alten Gruppierung der sogenannten Redeteile lebhaft zugesetzt und verschiedene neue Einteilungen der Wortarten gegeben. Daß jedoch auch die in dreifacher Weise mögliche dichotomische Gliederung (nach der Beugbarkeit, Bedeutung, Verwendung im Satze) ihre Mängel hat infolge des Ineinandergreifens einzelner Gruppen, wird § 88 zugestanden. Soviel ist aber jedenfalls sicher, daß die alten Klassen: Adverb, Präposition, Konjunktion (Interjektion) enger zusammengehören, das heißt, vielfach zusammenfließen und auch wegen ihrer Entstehung den Nomina und Verba gegenüber keine selbständigen Kategorien abgeben können. Die Wortbildungslehre faßt sie als ‚Umstandswörter' (§ 124 ff.) zusammen; erst in der Behandlung der Wortgruppe (Syntax) erfahren sie wieder eine den alten Redeteilen aber nur teilweise entsprechende Sonderung. Von Einzelheiten möchte ich nur eine beanstanden: inwieweit man die Grundform des Adjektivs im Neuhochdeutschen als solches oder als Adverb anzusehen hat, ist nicht durchweg sicher zu bestimmen; § 319 f. sieht Sütterlin in Verbindungen wie der ziemlich lange Brief, ein sorgfältig ausgearbeiteter Plan nur Adjektive und stellt daher § 384 fest, daß sich für derartige vor einem Beiwort stehende Erweiterungen kein Name finde; vielleicht ließe sich doch hier an der Bezeichnung ‚Adverb' festhalten. — Der veränderten Auffassung vom Wesen der Syntax entspricht es auch, wenn die Kategorien ‚Kasus-, Tempus-, Moduslehre, Kongruenz' und andere, die man früher noch in Übertragung der altsprachlichen Schulgrammatik als wichtige Einteilungsprinzipien auch bei der deutschen anwandte, mehr in den Hintergrund treten. Eine zusammenhängende ‚Rektionslehre' gibt es daher in diesem Buche nicht; was man dazu rechnen will, ist über den ganzen ‚die Bestimmungsgruppen' überschriebenen Abschnitt hin verteilt; dieser bildet wieder den weitaus überwiegenden Teil der ‚offenen Gruppe', der die geschlossene (der Satz) gegenübersteht. Solche Einteilung könnte etwas schablonenhaft erscheinen, ist es aber keineswegs; indem in der zweigliedrigen Wortgruppe, die als einfachste und verbreitetste Bindung zweier Begriffe tatsächlich zumeist allein schon einen Gedanken ausdrückt, jedesmal von dem bestimmten (das ist leitendem) Gliede ausgegangen wird, wird die ganze Einteilung eine festgefügte und zahllose gerade dem Deutschen eignende Fügungen finden ihren sachgemäßen Platz. Nur wenige Fälle sind mir aufgestoßen, wo die Einordnung nicht glücklich erscheint. Bei der Gruppe ‚Hauptwort + Hauptwort im Wesfenfall' (§ 296) handelt es sich um Ergänzungsbedürftigkeit des ersten Gliedes (I) und das Gegenteil davon (II); bei I wird weiter gefragt, ob der zweite Begriff den ersten ausfüllt (a) oder ihn nur vervollständigt (b); unter den Beispielen stehen sich aber solche wie die Füße des Pferdes (I b) und das Herz eines Hasen (II), als Partitivus und Possessivus oder eigentlicher Genetivus, gegenüber:

in diesen fließen doch die Grenzlinien zu sehr ineinander. Nachzutragen wäre ferner zur ‚Kasuslehre'. § 306 fehlt eine Verbindung wie in Sätzen Du bist mir ein schöner Freund —, ein ironisch gefärbter, ethischer Dativ, der nirgends erwähnt ist. Zum Akkusativ: hier fehlt ein Fall, der nur in der Flexionslehre § 257 gestreift wird: lügen als zielendes Verb; wegen einer Fügung wie das lügst du ist die passive Wendung das ist gelogen gar nicht so auffällig; ebenso steht es in das ist geprahlt, wo das Verb die Rektion von rühmen angenommen hat. § 325 war zu bemerken, daß durchlassen, durchbringen auch als trennbare Zusammensetzungen transitiv sind. § 316 bleibt der 4. Fall in der Verbindung Der Eimer ist voll Wasser zweifelhaft; sollte er nicht doch aus der Ellipse hervorgegangen sein?

Syntaktische Ellipse und nicht bloß solche, die auf einem rein psychologischen, mit der Sprachentwicklung sich nicht berührenden Vorgang oder gar auf ganz äußerlicher, gewaltsamer Unterbrechung beruht, dürfte überhaupt noch hie und da anzusetzen sein. Verkürzte Vergleichsätze mit als und wie nimmt Sütterlin § 303 selbst an; warum dann nicht § 304 am Ende in der Fügung Diese Milde steht großen Seelen an wie du und ich, der gegenüber dann solche wie In einer Zeit wie der unsrigen und Eines Reaktionsstoffs wie des Natriums den Schwund der logischen Vorstellung dartun, wo zur treibenden Kraft die Analogie zum Dativ oder Genetiv des ersten Gliedes ward? Vielleicht werden wir uns jenes Mittels auch nicht entschlagen können bei Erklärung der auffälligen Spitzenstellung des Verbs in manchen Zwischensätzen (. . sagt Lessing . ., wo etwa so zu ergänzen wäre, § 362) oder der Endstellung in scheinbaren Hauptsätzen (Ausrufe und andere, ebenda), deren Charakter als Nebensatz ja im letzten § des Buches zugestanden wird. Satzellipse könnte endlich § 295 vorliegen, wo eine nachgestellte, durchweg erweiterte Apposition im Nominativ an einen andern Kasus angegliedert wird. —

Zum Schluß mögen noch einige Nachträge und Vermutungen folgen, die sich oben nicht einreihen ließen. Zur Wortbildung: § 120 fehlt Todfeind (Bedeutung übrigens zweifelhaft; Feind bis zum Tode oder wie der Tod? Die Zusammensetzungen, deren erster Teil ein Hauptwort, lassen öfters verschiedene Deutungen zu; ein Hinweis darauf war angebracht). § 168 die hübsche Neubildung Viererzug, die zeigt, wie der Genetiv nicht nur auf zwei und drei beschränkt ist. § 91 am Ende fehlen Ortnamen auf - leben. § 262 wird der Gebrauch des Partizips melkend als ‚Milch gebend' wie von anderen so auch von Sütterlin getadelt; vielleicht liegt aber diese Form ursprünglich gar nicht dem Worte zugrunde, sondern eine Weiterbildung zu dem Verbaladjektiv melk; aus Thüringen kann ich die adjektivischen Verbindungen frischmelken, neumelken neben Formen mit d belegen. — Zur Flexionslehre: Eine Form wäschst (§ 244) kommt wohl nur auf dem Papier

vor; das preußische Regelbuch hat die auch phonetisch gute Schreibung wäscht. § 308: es scheint, daß da, wo nach den ‚unbestimmten Umfangsbezeichnungen' einige, solche, wenige und andere das Beiwort vor dem Hauptwort die starke Form hat, diese hervorgerufen wird durch appositive Stellung der Gruppe, wobei dann die Umfangsbezeichnung substantivische Geltung hätte, also Einige, (nämlich) gute Bekannte: wenige, (nämlich) eigentliche Fürwörter. — Im Kapitel von der Stellung der Satzteile (§ 362) sind die rhetorischen Fragen wie Du glaubst das? Du kommst wirklich? vergessen. — Das Tempus des konjunktivischen Nebensatzes (§ 417) betreffend, kann ich gegen Sütterlin nur feststellen, daß man in Sachsen und Thüringen auch überall da, „wo eine einfach berichtete Aussage, also eine bescheidene, nicht verbürgte Behauptung vorliegt", ganz überwiegend in Mundart wie Umgangssprache die Vergangenheitsform zu hören bekommt.

Doch genug der Einzelheiten. Bei einem so ausgedehnten Stoffgebiet werden sich immer Punkte finden lassen, die zu Einwänden reizen können. Aber das darf behauptet werden, daß wohl nur wenige neuere Grammatiken des Neuhochdeutschen sich so fruchtbar erweisen werden, wie dieses Buch. Möchten vor allem gerade die neuen Formulierungen, die die Grammatik unserer Sprache von der altsprachlichen Schulgrammatik trennen, im gymnasialen Unterricht Eingang finden: hier können sie großen Nutzen stiften.

Sondershausen. Friedrich Weidling.

---

## Ein Brief Goethes an Zacharias Werner.

Durch die Güte Baron Josefs von Doblhoff liegt mir eine Abschrift des Originals von Goethes Brief an Werner vom 2. Mai 1808 vor, der in der Weimarer Ausgabe 20, 56 f. und in den Schriften der Goethe-Gesellschaft 14, 8 f. nur nach dem Konzept gedruckt ist. Die Handschrift befindet sich im Besitz der Frau A. von Haßlinger-Haßlingen, geborenen Baronin Pratobevera in Maria-Enzersdorf, deren Großvater Dr. Wagner sie von dem bei ihm verkehrenden Werner als Geschenk erhalten hat. Ich verzeichne die Abweichungen vom Konzept: 56 11 heute fehlt 11.12 abgegangen. fehlt 12 die 13 Ihre Autors Confession ] der Aufsatz über Ihre Schriften sie ] diesen 15–18 Auf alle Fälle müßen wir anfangs zu verheimlichen suchen, daß er von Ihnen herrührt. Was ich für Sie an Honorar einnehme sollen Sie erfahren und erhalten. Die Wanda wüßt' ich nirgends hin zu bringen. Wir stehen mit keinem Theater in Connexion und bietet man etwas dieser Art aus dem Stegreife an, so knausern sie auf das unerträglichste. Ist das Stück einmal in Berlin auch gespielt so kommen wol die Anfragen von selbst. 19–25 Gedenken Sie unser freundlich und schreiben mir einen Brief nach Carlsbad, der mich gegen Ende des Monats gewiß in den 3 Mohren findet. 57 1 Ihr — gesungen; ] Wiederhohlte Grüße von allen Freunden und Freundinnen, die letztern singen Ihr Lied auch wol nach der neuen Auflage mit den besten Gesinnungen; 2.3 schönen losen Kinder 7 2. ] 4 Goethe 8–12 fehlt. A. S.

# Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag.

## 1. Zeitschriften.[1])

### Philologische und literarhistorische Zeitschriften.

**Jahresbericht** über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie.** 22. Jahrgang. 1900. Zweite Abteilung.

IX. Bolte J. und J. Luther, Neuhochdeutsche Literatur. B. Denkmäler. — X. Bleich O., Deutsche Mundartenforschung. A. Allgemeines. B. Einzelne ober- und mitteldeutsche Mundarten. — XI. Seelmann W., Niederdeutsch. A. Allgemeines. D. Mittel- und neuniederdeutsche Denkmäler. — XVI. Bolte J., mit Beiträgen von A. Gebhardt, Volksdichtung. A. Volkslied. B. Volksschauspiel. C. Spruch und Sprichwort. D. Rätsel und Volkswitz.

C. Hilfswissenschaften. — XVIII. Mann P., mit Beiträgen von A. Gebhardt, Kulturgeschichte. A. Allgemeines. B. Wirtschaft. C. Kirche und Schule. D. Kunst. E. Soziales. F. Kriegswesen und Siegel. — XIX. Schullerus A., mit Beiträgen von A. Gebhardt, Mythologie und Sagenkunde. — XX. Schullerus A., mit Beiträgen von A. Gebhardt, Volkskunde. A. Allgemeines. B. Brauch und Sitte. C. Haus und Tracht. D. Aberglaube. E. Volksmedizin. F. Hexenglaube. — XXII. Diehle E., Latein. B. Humanisten und Reformationszeitalter. — Nachtrag II. Zur allgemeinen und vergleichenden Literaturgeschichte.

**Jahresberichte** für **neuere deutsche Literatur.** 10. Band (1899). 1. Abteilung.

I. Allgemeiner Teil. — I, 1. Muncker F., Literaturgeschichte. 1898, 1899.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. — II, 2. Wolkan R., Lyrik 1898, 1899. — II, 3. Hauffen A., Epos. 1897, 1898, 1899. — II, 4. Creizenach W., Drama. 1898, 1899. — II, 5. Kohfeldt G., Didaktik. 1898, 1899. — II, 6. Cohrs F., Luther und die Reformation. 1898, 1899.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. — III, 1. Reifferscheid A., Allgemeines. 1898, 1899. — III, 2. Drescher K. und A. Pache, Lyrik (irrig wird E. W. W. von Wobeser als bei Goedeke fehlend

---

[1]) Adolf Hauffen, seit 1899 in unermüdlicher und kundiger Weise an der Euphorion-Bibliographie beteiligt, mußte wegen Übernahme anderweitiger Verpflichtungen das Zeitschriftenreferat als Ganzes niederlegen, wird jedoch auch ferner über die volkskundlichen sowie über einige Zeitschriften allgemeinen Inhalts Bericht erstatten. — Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1901 zu ergänzen.

bezeichnet. Er steht 7, 268 f. 590, 65, 3 und 612, 1, d). — III, 3. Reifferscheid A., Epos. 1898, 1899. — III, 4. Gotthelf F., Drama. — III, 5. Pariser L., Didaktik. 1898, 1899.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 4. Weilen A. von, Drama und Theatergeschichte.

**Jahrbuch** der **Grillparzer-Gesellschaft.** 11. Jahrgang.

Rizy Th. Frhr. von, Grillparzer und Schreyvogel. — Aus Rizys „Studien zu einer Biographie Grillparzers".

Kohm J., Zur Charakteristik der „Ahnfrau".

Ehrhard A., Grillparzer über Frankreich.

Glossy C., Anastasius Grün.

Sittenberger H., Johann Nestroy.

Morold M., Zur Erinnerung an Adolf Pichler.

Münz B., Hieronymus Lorm.

Bettelheim-Gabillon H., Amalie Haizinger-Neumann und das Wiener Burgtheater.

Kleine Beiträge zur Biographie Grillparzers und seiner Zeitgenossen. I. Lammer E., Ein Jugendgedicht Grillparzers: Wert der Freundschaft „So feurig, unverfälscht und rein". 1810. Nach aufgegebenen Endreimen. — II. Ein Druckprivilegium für Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende": Für Baden, gegen den Nachdruck, 1825 auf zehn Jahre erteilt. — III. Funk B., Ein Brief Grillparzers an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien: 6. September 1857. Ablehnende Antwort auf das Ansuchen des Generalsekretärs Schrötter, zur ersten Sitzung im neuen Akademiegebäude ein Festgedicht zu liefern. — IV. Grillparzer an Joseph von Herrl: Billet vom 10. Mai 1869. — V. Ehrung Grillparzers: Verleihung des philosophischen Ehrendoktorats durch die Grazer Universität 29. November 1870. — VI. Franz Schubert: Zwei Briefe seines ältesten Jugendfreundes Anton Holzapfel an Ferdinand Luib mit Nachrichten über Schubert, Schober, Therese Grob (Schuberts erste Jugendliebe), Mayrhofer und über sich selbst. — VII. Adalbert Stifter als Lehrer: Gutachten über Stifter gelegentlich seiner Bewerbung um die (nicht erhaltene) Lehrkanzel der Physik am Linzer Lyzeum 1834.

**Zeitschrift** für **deutsche Philologie.** 33. Band.

Heft 3. Schöne A., von Gerstenbergk: Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf.

Schaer A., Bericht über die Verhandlungen der germanistischen Sektion der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Straßburg i. E.

Heft 4. 1902. Kaufmann F., Sievers: Metrische Studien. I.

Schlösser R., Roustan: Lenau et son temps.

Fester R., Düntzer: Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz.

Düntzer H., Goethe: Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I, 19. 22. III, 10. — Mit Berichtigungen und Ergänzungen.

Witkowski G., Hermann: Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

Ellinger G., Neuere Literatur über E. T. A. Hoffmann. — Barine: Névrosé; v. Ende: E. T. A. Hoffmanns musikalische Schriften; Grisebach: E. T. A. Hoffmanns sämtliche Werke.

**Zeitschrift** für **deutsches Altertum** und **deutsche Literatur.** 45. Band.

Heft 4. Justi, Mütze und Verwantes. — Etymologisches.

**Anzeiger** für **deutsches Altertum** und **deutsche Literatur.** XXVII. Heft 4.

Winkler H., Finck: Der deutsche Sprachbau.

Harnack O., Schlösser: Rameaus Neffe; Fischer: Goethe und Napoleon.

Drescher K., Jellinek: Die Psalmenübersetzung des Paul Schede Melissus.

Pniower O., Witkowski: Goethe.

Köster A., Tewes: Eckermann, Goethes Faust.

**Zeitschrift** für den **deutschen Unterricht.** 15. Jahrgang.

Heft 11. 12. Strack A., Ehrgeiz und Liebe in Schillers Dramen. Eine Schillerstudie.

Voll H., Über bedenkliche und erfreuliche Erscheinungen in der deutschen Sprache der Gegenwart. (Fortsetzung und Schluß.) — Über die Mundarten.

Heft 11. Zernial U., Warum erleidet Emilia Galotti den Tod?

Heft 12. Gneiße K., Eine metrische Skizze zu Goethes Egmont.

Schmidt K., Ein Wort vom alten Blücher. — Zu Georg Ludwig Hesekiels Gedicht dieses Titels.

Wehr J., Humor im Kinderliede.

Klee G., Vilmars Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 25. Auflage.

**Studien** zur **vergleichenden Literaturgeschichte.** Band I. Heft 4.

Caro J., Zwei Briefe A. von Humboldts und Goethes. — An die Société royale philomatique in Warschau 1829 und 1830. Den Aufsatz Kraushaars (Warschauer Illustrierte Wochenschrift. 1901. Nr. 22), der diese zwei Briefe mitteilt, sandte Witold Barewicz in Lemberg an die Redaktion des Euphorion zum Abdrucke, der nun unterbleiben muß.

Wurzbach W. von, Die Preziosa des Cervantes. — S. 411/9 deutsche Bearbeitungen des Preziosastoffes von Timotheus Ritzsch (1656), Heinrich Ferdinand Möller (1777) und Pius Alexander Wolff (in der ersten Fassung 1812 aufgeführt).

Dessoff A., Über englische, italienische und spanische Dramen in den Spielverzeichnissen deutscher Wandertruppen.

Werner R. M., Im Hause Friedrich Hebbels. Ungedruckte Briefe. — Karl Werner an seine Braut Sini Heller; Karl Debrois van Bruyck und Emil Kuh an Karl Werner. Aus den Jahren 1851—1855.

Bassermann A., Kohler: Dantes heilige Reise. Purgatorio. Freie Nachdichtung.

Olbrich K., Vogt: Die Schlesischen Weihnachtspiele; Brachmann: Joh. Hübner, Christ-Comödia.

Jellinek A. L., Bibliographie.

Distel Th., Lessing und Eva verw. König als Lotteriespieler.

Henkel H., Weitere Nachträge zu „Goethe und die Bibel": Studien 1, 120 f.

**Zeitschrift** des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.** 16. Jahrgang.

Nr. 11. Scheffler K., Lehnwort und Kulturfortschritt. — F. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts.

Siebs Th., Zur deutschen Bühnen- und Musteraussprache.

Pietsch P., Äußerungen und Aussprüche über die deutsche Sprache in ungebundener Rede. — Aus: „Reflexionen J. Kants" (1882/4).

H. Dunger, Nach vollendetem 66. Lebensjahre. — Für den Gebrauch dieser und ähnlicher partizipieller Wendungen.

Nr. 12. Brenner O., Die neue deutsche Rechtschreibung.

Franke Th., Fremdwörtermißbrauch in erziehungskundlichen Schriften.

Wülfing J. E., Das Geschlecht der englischen Fremdwörter im Deutschen.

Pietsch P., Kluge: Heimweh.

**Columbia University Germanic Studies.** Vol. I.

No. II. Tombo R., Ossian in Germany. Bibliography, general survey, Ossian's influence upon Klopstock and the bards. — I. Bibliography of german translations, imitations, critical reviews, etc. [1762 bis 1897. Anhangsweise: Music. Art]. — II. General survey and first notices. — III. Ossians influence upon Klopstock and the so-called bards.

No. IV. Remy A. F. J., The influence of India an Persia on the poetry of Germany. — I. Introduction. — II. From the Portuguese discoveries to the time of Sir William Jones. — III. Herder. — IV. Goethe. — V. Schiller. — VI. The Schlegels. — VII. Platen. — VIII. Rückert. — IX. Heine. — X. Bodenstedt. — XI. The minor orientalizing poets. — XII. von Schack. — XIII. Conclusion.

**Americana Germanica.**

Vol. IV. No. 1. Learned M. D. and C. Grosse, Tagebuch des Capt. Wiederholdt Vom 7. Oktober 1776 Bis 7. Dezember 1780.

**Zeitschrift** für **Deutsche Wortforschung.**

2. Band. Heft 4. 1902. Götze A., Redende Belege. — Über den zu engen Ausdruck „Schlagwort" hinaus schlägt Götze jenen Namen für Belege vor, die dafür zeugen, „daß ein Wort einer bestimmten Sprachsphäre, einer Landschaft oder einem Beruf eigentümlich ist, daß es seltener oder vermieden oder mißverstanden wird, daß dem Sprechenden die Etymologie noch bewußt oder daß sie ihm abhanden gekommen oder durch eine falsche ersetzt worden ist." Beispiele.

Much R., Worterklärungen. — Backe. Lache. Pfarre. Rebhuhn. Specht. Staub. Wachholder. Welf.

Meyer R. M., Zur Terminologie der Reklame.

Schmidt E., Zur Studentensprache.

Stosch J., Tölpel.

Kluge F., Fechten.

Wülfing J. E., Neue und seltene Wörter auf -ling.

Sprenger R., Miszellen. — Gewohne = gewohnt. Munkeln. Remachen. Schwindler = Betrüger. teile = englisch to deal. Aus Clemens Brentanos Schriften. Sprachliches zu Uhlands Graf Eberhard. Zum Herzog Ernst.

Bücherschau. Gombert A., Über R. M. Meyers Vierhundert Schlagworte. (Schluß).

Scheffler K., Schoof: Die deutschen Verwandtschaftsnamen; Scheffler: Bezeichnungen des verwandtschaftlichen Verhältnisses u. s. w.

Sprenger R., Bruns: Volkswörter der Provinz Sachsen (Ostteil).

Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz. Goetze A., Dürfen. — Burk A., Gau. — Hoffmann-Krayer E., Zur Etymologie von jener. — Kleemann S., Minne. — Bauer A., Taufvater, Taufmutter. — Wülfing J. E., voll und ganz. — Wülfing J. E., Vorsitzer.

**Zeitschrift** für **hochdeutsche Mundarten.** 2. Jahrgang.

Heft 3. 4/5. Meisinger O., Die Rappenauer Mundart. I. Teil. Lautlehre. II. Teil. Flexionslehre.

Heft 3. Hertel L., Zimbrisches Hochzeitsgedicht. — Nach dem anläßlich der Vermählung des Kaisers Franz Josef von Österreich 1854 zu Padua bei Bianchi erschienenen Drucke, mit hochdeutscher Übersetzung.

Socin A., Henry: Le Dialecte aleman de Colmar en 1870.

Weise O., Wunderlich: Der deutsche Satzbau.

Heft 4/5. Grigorovitza E., Rumänische Elemente und Einflüsse in der Sprache der Siebenbürger Deutschen. (Fortsetzung.)

Heft 4/5. 6. Hennemann H., Die Mundart der sogenannten Grunddörfer in der Grafschaft Mansfeld. I. Teil: Lautlehre. Anhang: Textproben.

Heft 4/5. Singer S., Beiträge zur Kenntnis des berndeutschen Verbums. Herausgegeben. 2. St. Stephan im Simmenthal. (Von H. Zahler.)

Unseld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten. (Fortsetzung.)

Heilig O., Assimilation und Dissimilation in badischen Ortsnamenformen.

Weise O., Über eingedrungene r und n. — Kartun = Kattun, rattenkahl = radikal u. s. w.

Brandstetter R., Suter: Die Zürcher Mundart in J. M. Usteris Dialektgedichten. — Hätte eine einläßlichere Behandlung des 1745 geborenen Luzerner Dialektdichters Josef Inichen gewünscht.

Heft 6. Haag K., Über Mundartenschreibung.

Schmidt F. G. G., Die drei Weisen aus dem Morgenlande und der bethlehemitische Kindermord. Nach einer Maihinger Handschrift aus dem XVII. Jahrhundert.

Nohe M., Zum Wortschatz der Mundart von Steinbach bei Baden-Baden.

Trebs E., Zur Deklination im Osterländischen.

Sprechsaal. Stolz F., Zur mundartlichen Kurznamenbildung.

**Abhandlungen,** herausgegeben von der **Gesellschaft** für **deutsche Sprache** in **Zürich.** VI.

Hügli Emil, Die romanischen Strophen in der Dichtung deutscher Romantiker. 1900.

**Chronik** des **Wiener Goethe-Vereins.** XV. Band.

Nr. 9/10. Rollett H., Liegt dir Gestern klar und offen.

Morris M., Goethes Achilleis. II.

Nr. 11/12. Hevesi L., Eine Plakette auf das Wiener Goethe-Denkmal.

Ilwof F., Ottilie von Goethe und Ernst Freiherr von Feuchtersleben. — Briefe Ottiliens (2) und Walthers von Goethe (1) an Feuchtersleben; Stammbuchblatt der erstern für Helene von Feuchtersleben.

Guglia E., Die römischen Elegien des Gabriele d'Annunzio und ihr Verhältnis zu Goethe. Vortrag.

**Monatsblätter** für **deutsche Literatur.** 6. Jahrgang.

Heft 1. Pudor H., Buchdramen und Schriftpoesie.

Ruseler G., Karl May.

Schröder L., Aus Fritz Reuters alten und jungen Tagen.

Heft 2. 4. Köppen F. von, Ein Besuch in Sesenheim.

Heft 2. Promber O., Das lyrische Jungdeutschland.

Heft 3. F. Grillparzer als dramatischer Dichter.

Krause, C. Busse als Lyriker und Erzähler.

Schanz, Ein verschollener Dichter.

Eschelbach, Über die dramatischen Bearbeitungen von Don Juan.

**Archiv** für das **Studium** der **neueren Sprachen** und **Literaturen.**

107. Band. Heft 3/4. Schmidt E., Danteskes im „Faust".

Walzel O. F., Romantik, Neuromantik, Frauenfrage. — Ausführliche Würdigung von Ricarda Huchs „Blütezeit der Romantik".

Steig R., Zur Entstehungsgeschichte der Märchen und Sagen der Brüder Grimm. 1. ‚Machandelboom' und ‚Fischer un sine Fru': „Die bei Grimms von 1812 bis 1841 vorhandene Lautform der Märchen ist unecht, durch [Georg] Reimers Schuld. Die in Runges hinterlassenen Schriften und bis heute in Grimms Märchen dafür eingetretene Form ist gleichfalls unecht, durch Daniel Runges Schuld." Die wahre Form der beiden Märchen biete Arnims Einsiedlerzeitung 1808 und Büschings Märchensammlung 1812. — 2. Die Sage von Rodensteins Auszug: Entstand aus zwiefacher Quelle; aus einer mündlichen und aus dem aus Aktenmaterial geschöpften Berichte (im Nürnberger „Korrespondenten von und für Deutschland" 1811. Nr. 37), als dessen Verfasser Theodor von Haupt nachgewiesen wird.

Ritter O., Dr. Wolcot und G. A. Bürger.

Ritter O., Dr. Wolcot (Peter Pindar) in Deutschland. — Zumeist aus Goedeke § 298 und § 310, A. nachgetragene Übersetzungen.

Steig R., Prem: Goethe.

Meyer R. M., Werner: F. Hebbels Briefe.
Schultz F., Petsch: Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen.

**Literaturblatt** für **germanische** und **romanische Philologie.** 22. Jahrgang.

Nr. 7. Drescher K., Ammann: Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Band II. Heft 1. 2.

Proescholdt L., Vischer: Vorträge.

Nr. 8/9. Pietsch P., Schöps: Zur Geschichte der Lutherischen Bibelsprache. — Dazu Nr. 10, Spalte 358.

Schlösser R., Wolff: Heinrich von Kleist, Zwei Jugendlustspiele. — Für Ludwig Wielands Verfasserschaft.

Nr. 11. Hoffmann-Krayer E., Wossidlo: Mecklenburgische Volksüberlieferungen.

Nr. 12. Behaghel O., Weise: Syntax der Altenburger Mundart.

**Wochenschrift** für **klassische Philologie.** 18. Jahrgang.

Nr. 17. Fries A., Goethes Achilleis.

Draheim H., Ein fehlerhaftes Aristoteleszitat in Lessings Dramaturgie [Stück 94].

**Handelingen** en **Mededeelingen** van de **Maatschappij** der **Nederlandsche Letterkunde** te **Leiden,** over het jaar 1900—1901.

Boekenhoogen G. J., Raadsels en Raadselsprookjes. Voordracht.

**Museum.** Maandblad vor philologie en geschiedenis.

8. Jaargang. Nr. 12. Koßmann E. F., Knauth: Goethes Sprache und Stil im Alter.

9. Jaargang. Nr. 2. Koßmann E. F., Fürst: Deutsche Erzähler des 18. Jahrhunderts; Köster: von Schönaich, Die ganze Ästhetik in einer Nuß.

**Modern Language Notes.**

Vol. XVI. No. 8. Walz J. A., The American Revolution and German Literature.

Batt M., Cooke: The Development of the Nature-Sense in the German Lyric.

Learned M. D., Kuhns: The German and Swiss Settlements of Colonial Pennsylvania: a Study of the so-called Pennsylvania Dutch.

**Vanderbilt University Quarterly.**

October. Hohlfeld A. R., Goethe's „Faust": The plan and purpose of the completed work.

---

## Allgemeines.[1]

**Academia.** Monatsschrift d. C. V. der katholischen deutschen Studentenverbindungen. XIV.

Nr. 8. Chr. D. Grabbe.

Heisig, Über Passionsspiele.

**Wiener Almanach.** Jahrbuch für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. 10. Jahrgang.

Grillparzer Franz (Nachlaß), Epigramm. 1864.
Geibel E. (Nachlaß), Spruch. 1880.
Hamerling R. (Nachlaß), Gott (22. August 1847); Sonett 1865.

---

[1]) Zur rascheren Orientierung wurde in diesem Abschnitte die alphabetische Anordnung durchgeführt, und zwar für die Zeitschriften nach den Titeln, für die Zeitungen nach den Erscheinungsorten.

Seidl J. G. (Nachlaß), An A. M. Storch. 21. Dezember 1865.
Stammbuchblätter: I. Frankl L. A. (Nachlaß), 22. Dezember 1843. II. Castelli J. F. (Nachlaß), 28. Oktober 1843. III. Levitschnigg (Nachlaß), 23. Dezember 1843.
Bohrmann Marianne, Nachruf an Dr. August Silberstein.
Silberstein August (Nachlaß), Der Regenschirm.
Pauly, Harfenist (Nachlaß), Junge Mädchen müssen scherzen.
Ein ungedruckter Brief von Ludwig Deinhardstein. — An seine Gattin, Paris, 23. Juli 1841.
Rollett H., Zur Erinnerung an Amalie Hähnel.
Carl von Holtei an Hofschauspieler Josef Lewinsky (Ein ungedruckter Brief). — Graz, 21. Januar 1860. A. S.

**Deutsche Arbeit.** Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. 1. Jahrgang.

Heft 2. Aus den Memoiren der Frau Elisa von Asztalos. — Abdruck einiger Abschnitte aus den zu Hamburg 1901 erschienenen Memoiren der genannten Sängerin, einer geborenen Berndes aus Hamburg. S. 131 ff. „Die Räuber" von Schiller in der Scheune. [1829.]

Bartels A., Heimatkunst.

Urban M., Der Martinitag. — S. 146 f. ein Martini-Gedicht aus dem Jahre 1815 „Wohlauf zu Wein und zu des Martinsbratens".

Heft 3. Hauffen A., Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen. 1. Zur Einführung. 2. Der Böhmerwald und das südliche Böhmen.

Richter R., Goethe in Elbogen. Ein Vortrag.

Stibitz J., Die alten volkstümlichen Kirchenlieder aus der Iglauer Sprachinsel, die in der Advent- und Weihnachtszeit und am heiligen Dreikönigstage von der Gemeinde gesungen wurden; mit einer kurzen Andeutung hiesiger volkstümlicher Weihnachtsbräuche. Ein Beitrag zur deutschen Volkskunde in Böhmen. — S. 226 das Weihnachtslied „Potz hundert liaba Bua". S. 227 f. das Dreikönigslied „Gott so wollen wir loben und ehrn".

**Bühne und Welt.**

III. Jahrgang. Nr. 19. Iffland bei Haydn.
Wolff E., Bühnensprache und Mundart.
Nr. 21. Türck H., Zur Erklärung von Goethes Faust.
Bräutigam L., Nochmals der Dialekt auf der Bühne.
Nr. 22. Necker M., Grillparzer.
IV. Jahrgang. Nr. 1—3. Witkowski G., Goethes Faust auf dem deutschen Theater.
Nr. 6. Necker M., Johann Nestroy. H.

**Literarisches Centralblatt** für **Deutschland.** 52. Jahrgang.

Nr. 28. Minor J., Schmidt: Charakteristiken. 2. Reihe.
Nr. 31. Herrmann: Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.
Nr. 32. M. K., Weitbrecht: Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts.
Nr. 36. M. K., von Schorn: Zwei Menschenalter.
(Beilage Nr. 18.) Lange E., August Sperl.
Nr. 39. Fränkel L., Köhler: Kleinere Schriften. 2. und 3. Band.
Nr. 40. Schönbach A. E., Baier: Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an G. F. Benecke.
H. A. K., Weichberger: Eichendorff, Das Incognito.
Türck. H.: Minor, Goethes Faust.
Nr. 45. Müller E.: Schiller-Büchlein; Winkler M.: Schillers Wallenstein; Kilian E: Der einteilige Theater-Wallenstein; Schiller K. von: Briefe.

Nr. 46. Gottschall R. von: Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 7. Auflage.

Nr. 49. Gräf H. G.: Goethe über seine Dichtungen. 1. Teil. 2. Band.

Nr. 51/2. R. Wstm., Lamprecht: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit.

—y—, Heyse: Deutsche Grammatik. 26. Auflage.

**Deutsch-Böhmerland.** Illustrierte Monatsschrift. 1. Jahrgang.

Heft 1. Riedel M., Die Spilladrulle. Sage aus dem Braunauer Ländchen.

Heft 2. 3. 1902. Braun W., General Laudon im Braunauer Ländchen.

Heft. 3. Riedel M., Der Feuermann. Sage aus dem Braunauer Ländchen.

**Das literarische Deutsch-Oesterreich.** II.

Nr. 3. Hofmann, A. Müller-Guttenbrunn.

Lange, Das hundertjährige Jubiläum des Theaters an der Wien.

Nr. 4. Hofmann, Oskar Teuber †.

Nr. 6. Hammer, St. Milow.

**Dichterstimmen der Gegenwart.**

XV. Nr. 12. Manel, Die Brüder Stolberg als vaterländische Dichter.

XVI. Nr. 1. Innerkofler, Richard Kralik R. von Meyerswalden.

Nr. 2. Benfey-Schuppe, Hermine Proschko.

**Deutsche Dichtung.**

Band XXX. Heft 9. Franzos K. E., Heine und Kleist. — Vermutet, daß Heine das Käthchen von Heilbronn mit einem Franzosen übersetzt habe.

Heft 10. 11. Nassen J., Kleine Heine-Studien. 1. Heine und Steinmann. 2. Steinmanns Erinnerungen an Heine.

XXXI. Heft 1. Josef V. von Scheffel, Ungedruckter Nachlaß. Jugendgedichte.

Franzos K. E., Parodie oder Selbstparodie. Eine Glosse zu Heines Lyrik.

Heft 2. 3. 4. Briefe von Karl Gutzkow (1851—1870).

Heft 5. Franzos K. E., Heine, Steinmann.

Heft 7. Geiger L., Goethes Bearbeitung von Kotzebues Schutzgeist. I. H.

**Naše doba [Unsere Zeit.]** (Prag).

Krejčí J., Marie Ebnerová z Eschenbachu.

**Das literarische Echo.** 3. Jahrgang.

Heft 19. Bolza W., Die deutsche Schweiz. — Joseph Viktor Widmann, Carl Spitteler, J. C. Heer und andere.

Heer J. C., Wie mein erster Roman entstand. [Autobiographische] Skizze.

Betz Louis P., Aus dem Wanderleben der Literaturen. — Literaturvergleichende Chronik, die fortgesetzt wird.

Waldberg M. von, Johann Jakob Bodmer. Denkschrift . . herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee.

Walzel O. F., Pomezny: Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts.

Busse C., Moser: Wandlungen der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers.

Heft 20. Berger K., Schiller und wir. — Dazu Heft 22, Sp. 1590.

Houben H. H., Karl von Perfall.

Perfall Karl von [Autobiographische Skizze].

E[ttlinger] J., Stockhausen: Das deutsche Jahrhundert. 1. Band.

Heft 21. Strecker K., Theatrokratie und Stilwirrnis.

Houben H. H., Geiger: Das junge Deutschland und die preußische Zensur.

Thiele A. K. T., von Hanstein: Das jüngste Deutschland.

Walzel O. F., Bettelheim: M. von Ebner-Eschenbach; Necker: M. von Ebner-Eschenbach.

Berg L., [9] Nietzsche-Schriften. — Besprechung.

Heft 23. 24. Goldschmidt K. W., Schlesien. — Rudolf von Gottschall, Gerhart Hauptmann, Carl Hauptmann, Conrad Alberti, Felix Dahn, Otto Julius Bierbaum, Ernst von Wolzogen, Felix Holländer, Hermann Stehr, Max Heinzel, Philo vom Walde (Johannes Reinelt) und andere.

Heft 23. Warncke A., Wilhelm Raabe. Persönliches.

Köster A., Leitzmann-Schüddekopf: Lichtenbergs Briefe.

Geiger L., Leitzmann: Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt.

Litzmann B., Werner: Friedrich Hebbels Briefe.

Heft 24. Poritzky J. E., Das Kind in der Weltliteratur.

Brunner A., Zur Technik des Romandialogs.

**Erwinia.** Monatsblatt des literarischen Vereins „Alsabund".

8. Jahrgang. Nr. 11. 12. Proben aus der deutschen Dialektliteratur.

**Die Gartenlaube.** 49. Jahrgang.

Heft 9. Necker M., Eine „Seherin" im 19. Jahrhundert. Juliane von Krüdener. I. II.

Heft 10. Streich H., Die Lichtenstein-Spiele in Honau. — Stoff: Herzog Ulrichs Schicksale. Verfasser Rudolf Lorenz. Erste Aufführung Pfingsten 1901.

Heft 13. Gottschall R. von, Schillers „Jungfrau von Orleans".

**Die Gegenwart.** 30. Jahrgang.

Nr. 30. Reichel E., Gottsched und seine Kritiker im 20. Jahrhundert.

Nr. 32. Beuker, Freiligraths Prosa.

Nr. 34. Benzmann H., Die deutsche Frauenlyrik der Gegenwart.

Nr. 35. Goethe und das Sittliche in der Kunst.

Nr. 42. Ebstein E., Bürgers Prolog zu Sprickmanns Eulalia in seiner ältesten vollständigen Fassung. — Nach der Berliner Literatur- und Theaterzeitung 1781.

Nr. 42. 43. Holm K., L. Jakobowski.

Nr. 44. Schmidt Rudolf, Scheffel in seinen Beziehungen zum Buchhandel.

Nr. 47. Benzmann H., Bartels als Literarhistoriker.

Nr. 50. Semerau A., C. D. Grabbe. H.

**Die Gesellschaft.** Halbmonatschrift. 17. Jahrgang.

Heft 1. Lessing, D. von Liliencron.

Heft 2. Seydlitz Frh. von, Nietzsche und die Musik.

**Die Grenzboten.** 60. Jahrgang.

Nr. 34. Reichel E., Gottsched im Rahmen der deutschen Wörterbücher.

Vollmer G., Ein Brief Goethes. — Ungedruckter Brief vom 12. August 1830 an die Witwe des Göttinger Professors Sartorius. Mitteilungen über die Beziehungen Goethes zum Hause Sartorius.

Nr. 35. W. L., Goethe im Urteil einer Diplomatenfrau. H.

**Deutsche Heimat.** 4. Jahrgang.

Nr. 31. Thiele, Auch eine Heimatskunst.

Bonus, Etwas vom Volkslied.

Nr. 37. Schneck, Bei Eduard Mörike.

Nr. 38. Bittrich, H. Hansjakob.

Nr. 42. Zu „Gottsched als Erzieher."

**Heimgarten.**

Jahrgang 25. August. Rosegger P., Alte Schriften. Autobiographisches.

Jahrgang 26. Oktober. Lecher Z. K., Anzengruber und sein erster Wurzelsepp.

Pommer J., Wer dichtet das Volkslied?

Gachnang K., Gottfried Kellers Wahl zum ersten Staatsschreiber des Kantons Zürich. H.

**Die Insel.**
2. Jahrgang. Heft 9. Schüddekopf C., Ungedrucktes von Wilhelm Heinse (Schluß der Tagebücher aus Italien, 1783).
3. Jahrgang. Heft 1. Aus Friedrich Nietzsches „Umwertung aller Werte".
Schüddekopf C., Aphorismen von Wilhelm Heinse (Aus Tagebüchern von 1788—90).
Weigand W., Stendhal.

**Österreichisches Jahrbuch.** 25. Jahrgang.
Helfert von, Im Vormärz des Jahres 1848.
Hoffinger R. v., Kinderzeit und erste Schuljahre in Wien vor 60 Jahren.
Bihain M., Ein General aus alter Zeit (Josef Chevalier von Hennuy).

**Preußische Jahrbücher.**
105. Band. Heft 1. Schmidt Ferd. Jak., Goethe und das Altertum.
Heft 2. Harnack O., Christian D. Grabbe.
May W., Humboldt und Darwin.
Schmitthenner A., Beim Vater Gleim in Halberstadt.
Meyer R. M., Literarische Zifferspiele.
Sandvoß F., Vogt: Schlesische Weihnachtsspiele.
Engel J., Kaiser Nero in der Dichtung.
Heft 3. Plath Margarethe, der Goethe-Schellingsche Plan eines philosophischen Naturgedichtes.
Kuntze F., Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher.
106. Band. Heft 2. Brandes Ernst, Zu Fritz Reuters Lebensgeschichte. II.

**Kalender des Deutschen Schulvereins** auf das Jahr 1902. 16. Jahrgang.
Beck F., Adolf Pichler †.
Peter J., Wie man sich im Böhmerwalde kurzweilt.
Pommer J., Das Bewußt-Kunstmäßige in der Volksmusik.

**Die Kultur.** Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst. 3. Jahrgang.
Heft 1. 2. 3. Josef Freiherr von Helfert. Erlebnisse und Erinnerungen. II. Ministerium Schwarzenberg-Stadion.
Heft 1. Rösler, Die culturgeschichtliche Bedeutung von Zacharias Werners Entwicklungsgang.
Heft 2. Hans Eschelbach, Wie ich Dichter wurde. Jugenderinnerungen.
Heft 3. 1902. Hirn J., Der Katholicismus und das XX. Jahrhundert. — Im Anschluß an A. Ehrhards gleichnamiges Werk.
Muth R. von, Die neue deutsche Rechtschreibung.

**Der Kunstwart.** 15. Jahrgang.
Heft 2. Bode W., Goethe über Förderung der Kunst.
Heft 3. Platthoff E., Zum Begriff des Genies.
Heft 4. A[venarius], Strenge Kritik.
Heft 6. A., Überschätzen wir den Gehalt? Auch eine Weihnachtsbetrachtung.
Bartels A, Christian Dietrich Grabbe. Zu seinem hundertsten Geburtstage.
Sprechsaal. Göhler G., Dichter und Komponist. (In Sachen „August Führinger"). — „Darf ein Komponist an den Gedichten, die er vertont, Änderungen vornehmen?" Nein.
Lose Blätter. Aus Grabbes Werken. — Szenen aus „Don Juan und Faust", aus „Hannibal", und aus „Napoleon".

**Der Kyffhäuser.** Deutsche Monatsschrift. 3. Jahrgang.
Heft 17. Götz von Schwaben, Von den Schweizer Sprachgrenzen. 3. Graubünden. 4. Tessin.
Stibitz J., Der Andreasabend im Volksbrauch der Iglauer Landbevölkerung.

Heft 18. Wichmann F., Geflügelte Worte eines Kraftgenies. Blütenlese aus Christian Dietrich Grabbes Werken.

**Das Land.** IX.

Nr. 17. Hofmann, J. F. Oberlin.

Ziegler, Pfingsten im siebenbürgischen Sachsendorfe.

Nr. 18. Müller-Brauel, Wodansglauben in der Lüneburger Heide.

Brunk, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Pommern.

Nr. 20. 21. Gaedertz, Bismarck und die plattdeutsche Sprache.

**Internationale Literaturberichte.** VIII.

Nr. 9. Lorenzen, Deutsche Beiträge im Stammbuch H. Chr. Andersens.

Nr. 10. Mendheim, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes.

Nr. 12. Arpad, Die siebenbürgisch-deutsche Provinzliteratur.

Nr. 14. Kohut, Gerhard von Amyntor.

Nr. 19. Weber-Lutkow, Bauern- und Arbeiterschauspiele.

Wünsche, Die Judasdramen in der neueren deutschen Literatur.

**Allgemeines Literaturblatt.** 10. Jahrgang.

Nr. 14. Schnürer F., Barthel: Die deutsche Nationalliteratur. 10. Auflage. 6. Lieferung.

Nr. 22. Mussil O., Mauthner: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. — Scharf ablehnend.

Nr. 23. Senil Ch., Ehrhard: Franz Grillparzer.

r—n., Necker: Franz Grillparzer. Deutsche Ausgabe [des vorstehenden Werkes].

**Deutsche Literaturzeitung.** 22. Jahrgang.

Nr. 28. Wittichen P., Guglia: Friedrich von Gentz.

Nr. 29. Kopp A., Prahl: Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. — Mit Ergänzungen und Verbesserungen.

Nr. 30. Joachimsohn P., Drescher: Arigo, der Übersetzer des Decamerone u. s. w. — Läßt die Frage nach der Person des Übersetzers offen.

Köster A., Geiger: Goethe-Jahrbuch. 22. Band. — Protestiert gegen den Abdruck der Bruchstücke aus R. Hildebrands Goethe-Kolleg.

Zeiß K., Proelß: Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Schauspielkunst.

Nr. 35. Walzel O. F., Waser: Ulrich Hegner.

Meyer R. M., Berendt: Schiller-Wagner.

Petsch R., Goedeke: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 7. Band.

Kühnemann E., Weitbrecht: Schiller und die deutsche Gegenwart.

Nr. 39. Sauer A., Planer-Reißmann: Johann Gottfried Seume.

Nr. 42. Witkowski G., Eckermann: Goethes Faust am Hofe des Kaisers.

Nr. 43. Sauer A., Peschel-Wildenow: Theodor Körner und die Seinen.

Nr. 44. Seuffert B., Leitzmann-Schüddekopf: Lichtenbergs Briefe.

Nr. 45. Spitzer H., Jerusalem: Philosophische Aufsätze (1776).

Meyer R. M., Riemann: Goethes Romantechnik.

Steig R., Rühl: Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. 2. Band.

Nr. 46. Köster A., Asmus: G. M. de la Roche.

Nr. 48. Minor J., Kilian: Der einteilige Theater-Wallenstein.

Schmidt E., Steig: H. von Kleists Berliner Kämpfe.

Nr. 51/2. Hauffen A., Kopp: Deutsches Volks- und Studenten-Lied in vorklassischer Zeit.

**Der Lotse.** I.

Nr. 36. Karpeles, Hamburger Heine-Erinnerungen.

Nr. 47. Tille, Goethes Faust in der modernen französischen Kunst.

Nr. 48. Wittich, Der Goethebund.

Nr. 49. Heckscher, Bei K. Schurz.
Holzamer, W. Raabe.
Günther, Das Deutschtum in der Schweiz.

**Das Magazin für Literatur.** 70. Jahrgang.
Nr. 26. Kirschstein M., Gerhard Hauptmann und der Naturalismus.
Nr. 27. Steiner R., Hermann Grimm. H.

**Marienzeller Marien-Kalender** für das katholische Volk Österreich-Ungarns für das Jahr 1902.
Truxa, Georg Frhr. von Dyherrn.

**Lechners Mitteilungen** für **Literatur** und **Kunst.** XIII.
Nr. 7. Madjera, R. Dehmel.

**Velhagen & Klasings Deutsche Monatshefte.**
15. Jahrgang. Heft 11. Jostes F., Alte und neue Zeit. Ein ungedrucktes Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff.
Heft 12. Hoffmann H., Einiges von Wilhelm Raabe. Zu seinem 70. Geburtstage.
16. Jahrgang. Heft 3. Grube M., Mord und Totschlag auf der Bühne.
Heyck E., Die Entstehung der Universitäten.
Heft 4. Pantenius Th. H., Aus meiner Gymnasialzeit. H.

**Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte.** 45. Jahrgang.
Heft 538. Juli. Zeiß K., Im Hebbelhaus.
Dusel F., Detlev von Liliencron und Gustav Falke.
Heft 539. August. Scholz F., Goethe und die Freimaurerei.
Heft 540. September. Mayne H., R. Raabe.
46. Jahrgang. Heft 541. Oktober. Mayne H., Das Urbild von Eduard Mörikes „Peregrina". Eine Dichterliebe mit ungedruckten Briefen und Versen, mit einem Porträt und zwei Faksimiles Mörikes.
541. 542. 543. Devrient H., Briefwechsel zwischen Gustav Freytag und Eduard Devrient. I. — Freytags Briefe von 1842 — 73. Devrients Briefe 1857—1875.
Heft 543. Krätschell J., Hermann Grimm. H.

**Deutsche Monatschrift für das gesamte Leben der Gegenwart.**
1. Jahrgang.
Eine neue national und modern gehaltene Monatschrift. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Sie bringt ständige Berichte über die neuere deutsche Dichtung von C. Busse, über die deutsche Bühne von M. Martersteig.
Heft 1. Eucken R., Die Aufgaben des deutschen Geistes.
Stern A., Wilhelm Raabe zum 70. Geburtstag.
Heft 2. Busse C., Von deutscher Kritik und vom deutschen Roman.
Heft 3. Bartels A., Goethe und Eckermann. H.

**Die Nation.** 18. Jahrgang.
Nr. 47. Sosnosky T. von, Einst und Jetzt in der deutschen Lyrik.
Nr. 49. Böhmer R., Hebbel als Gatte.
19. Jahrgang. Nr. 6. Meyer R. M., Die Sprache und ihr Richter. — Über Mauthners „Beiträge zu einer Kritik der Sprache".
Nr. 10. 11. Meyer R. M., Grabbe. H.

**Nord** und **Süd.**
98. Band. Juli. Theodor J., Hugo von Hofmannsthal.
Lindau P., Laube und Dingelstedt als Regisseure. Persönliche Erinnerungen.
Wolf, Bedeutung und Entstehung unseres Volksnamens.
Lindau G., Zur Kritik der Sprache. — Besprechung von Mauthners Buch.

September. Bienenstein A., Hugo Salus.
99. Band. Oktober. Semerau A., Hermann Grimm.
Krause A. F., Wilhelm von Polenz.
November. Dezember. Wolff E., Die deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts.
November. Kohut A., Julius Stettenheim.
Dezember. Benzmann H., Heinrich Ritter von Reder. H.

**Ost und West.** Illustrierte Monatsschrift für modernes Judentum. I.
Nr. 7. Landsberg, Das Judentum in der deutschen Literatur.
Nr. 8. Lessing, L. Jacobowski.
Nr. 9. Winz, Eleazar, Shylok und Nathan.
Nr. 12. Nordau, Das Heine-Denkmal.

**Deutsche Revue.** 26. Jahrgang.
August. Freiligrath-Kröker Käthe, Aus dem Nachlaß meiner Mutter. II.
August. September. Wiedemann Th., Leopold von Ranke und Varnhagen von Ense nach der Heimkehr Rankes aus Italien.
Oktober. Schiller H., Verdirbt die Schule den Stil?
November. Dezember. Jansen, Herder und Prinz Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp. — Mit Briefen Herders an den Prinzen 1771—1773.
Dezember. Blumenthal, Grabbe und Freiligrath. Nach ungedruckten Briefen Ferdinands Freiligrath. H.

**Katholische Revue.** II.
Nr. 6. Zur Geschichte der katholischen belletristischen Zeitschriftenliteratur in den letzten fünfzig Jahren.
Nr. 8. Katholische Dramatiker.

**Österreichisch-Ungarische Revue.** 15. Jahrgang. 28. Band.
Heft 2. Münz B., Adolf Pichler.
Heft 3. 4/5. Klodič von Sabladoski A. R., Zur Geschichte des Schulwesens in Görz und Gradisca.

**Deutsche Rundschau.**
27. Jahrgang. Heft 11. 12. Dilthey W., Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt. I—V.
Heft 12. Pactow W., Raabe.
28. Jahrgang. Heft 1. Gensel W., Hermann Grimm. Persönliche Erinnerungen.
Heft 2. Suphan B., Goethes Unterhaltungen mit Carl Friedrich Anton von Conta.
Heft 2. 3. Fester R., Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen.
Heft 3. Poppe Th., Göttinger Geschichten aus Lichtenbergs und Kästners Zeit. H.

**Neue deutsche Rundschau,** der freien Bühne Jahrgang 12.
Heft 11. Meyer R. M., Der zukünftige Mensch. — Nach Aussprüchen von Dichtern. H.

**Finnländische Rundschau.**
Heft 4. Eucken R., Friedrich Fröbel als ein Vorkämpfer innerer Kultur.

**Wiener Rundschau.** 5. Jahrgang.
Nr. 9. G. Th. Fechner.
Nr. 12. Buber, Über Jacob Böhme.
Nr. 14. Mauclair, Über den gegenwärtigen Stand der literarischen Kritik.
Nr. 16. Lucka, Zur Symbolik in Wagners „Parsifal".

**Der Türmer.**
3. Jahrgang. Nr. 7. Pastor, G. Th. Fechner.
Storck, F. Lißt und die Fürstin C. Sayn-Wittgenstein.

Nr. 8. Henze, Ein bisher unbekanntes Gedicht E. M. Arndts.
Storck, Aus dem Kreise derer um Lißt.
Poppenberg, Meister- und Lehrlingsstückwerk.
Nr. 9. Zieler, Im Zeichen der Weltliteratur.
Nr. 10. Busse, Hermann Grimm †.
Die weiße Frau.
4. Jahrgang. Nr. 2. Schlaikjer, Modernes im Lichte Schillerscher Gedanken.
Storck, Albert Lortzing und die deutsche Spieloper.
Engel, Das englische Drama in Deutschland.

**Die Umschau.** V.
Nr. 35. Rechert, Wie Goethe aussah.
Nr. 36. Brömse, Sprachkritik und Weltanschauung.
Nr. 37. Scapinelli, Wilhelm Raabe.
Nr. 38. Lory, Zur Geschichte der Aufklärungszeit.
Nr. 45. Lory, Zur Geschichte Bismarcks.
Nr. 46. Böcklins Ansichten über unsere Zeit, Mode und Publikum.

Reclams **Universum.**
18. Jahrgang. Nr. 2. W. Raabe.

Dr. Jarisch' **Volkskalender** zur Förderung katholischen Lebens und Sinnes für das Jahr 1902.
Zeidler J., Ein Kalendermann im 16. Jahrhundert.

**Die Wage.** Eine Wiener Wochenschrift. IV. Jahrgang.
Nr. 40. 41. Alte Briefe. Von Marinelli, Rich. Wagner und Grillparzer (an Prechtler, 4. Oktober 1839). Von K. Gutzkow und W. Scholz.
Nr. 51. Hahn R., Grabbe. H.

**Die Wahrheit.** VII.
Nr. 7. Franken, Unser Verhältnis zu H. Heine.
Nr. 8. Joseph, Das Verhältnis des Romans zur Wirklichkeit.

**Literarische Warte.**
2. Jahrgang. Nr. 10. Dreyer, Über Dialektdichtung.
Nr. 11. Houben, Ein Roman aus der Revolutionszeit.
Nr. 12. Lohr, Das 19. Jahrhundert in der Literatur.
Gruner, Heimatkunst.
3. Jahrgang. Nr. 2. 3. Dreyer, Die bildliche Ausdrucksweise in der Lyrik Goethes.
von Heidenberg, Zur Charakteristik unserer Zeitschriften.

**Der Tiroler Wastl.** Illustrierte Sonntagsblätter. 1901/2.
Band VII. VIII. Johann Georg Obrist. Lebensbild eines Tiroler Poeten.

**Die Welt.** III.
Nr. 15. Die Sachsen in Siebenbürgen.

**Alte und neue Welt.** XXXV.
Nr. 11. Meinhold, Hexen einst und jetzt.
Auer, Unsere Familiennamen.
Nr. 12. Thüring, Die moderne Ex-libris-Bewegung.

**Das Wissen für Alle.** Wochenschrift.
Nr. 29. Stern, Erklärungsbedürftige Redensarten aus dem Sprachgebrauch des Alltags.
Nr. 31. Meringer, Deutsche Volkskunde.
Nr. 34. Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert.
Nr. 36. 37. Hein, Das Prettauer Faustus-Spiel.
Nr. 42. Hoffmann, Aus dem Leben F. Raimunds.

Nr. 43. Wurzbach von, G. A. Bürger.
Nr. 49/50. Zeitteles A., Justus Frey, ein übersehener österreichischer Dichter.
Nr. 51. Heller, Die Sprache und ihre Störungen.

**Das freie Wort.** 1. Jahrgang.
Nr. 2. Mannheimer, Nietzsche und die antike Sophistik.
Nr. 11. Semerau, Wilhelm Raabe.
Nr. 13. Neue Beiträge zur Fabel von den drei Ringen.

**Die Zeit** (Wien). 29. Band.
Nr. 360. Bode W., Das Genießen von Kunstwerken nach Goethes Leben.
Nr. 362. Möbius P. J., Das Liebesleben von Hölderlin, Lenau und Heine.
Nr. 366. Wiesner J., Goethes Urpflanze. H.

**Die Zeit.** National-soziale Wochenschrift. 1. Jahrgang.
Nr. 13. Schlaitjer, Von der Freiheit des Witzes und der Witzblätter.
Gregori F., Vom Genie.

**Die neue Zeit.** Revue des geistigen und öffentlichen Lebens. 20. Jahrgang. 1. Band. Nr. 10. Mehring F., Christian Dietrich Grabbe.
Nr. 13. 14. (1902). Roland-Holst H., Der Mystizismus in der modernen Literatur. Deutsch von F. de Graaff.

**Deutsche Zeitschrift.** 14. Jahrgang.
Heft 17. Rau, Nietzsche-Studien.
Heft 18. Die Bedeutung Schwabens für die geistige Kultur Deutschlands.
Kapff, Das Erziehungswesen in Württemberg.
Mauch, Rückblick auf die schwäbische Literatur der Vergangenheit.
Proben zur schwäbischen Literatur der Vergangenheit.
Krauß, Von der gegenwärtigen Lage der schwäbischen Poesie.
Von der Zukunft der schwäbischen Poesie.
Heft 20. v. Münchhausen, Nietzsches Briefwechsel.
Bieder, Humanismus und Germanistik.
Friedrichs, C. F. Meyer.
Heft 21. Mielke, Richard Wagners Beziehungen zur Heimatkunst.
v. Münchhausen, F. Nietzsche und P. Deußen.
Heft 22. Wachler, Über Schlesiens ideelle Bedeutung.
Jantzen, Schlesische Literatur.
Klings, Schlesische Dialektliteratur, nebst Bücherliste.
Philo von Walde, Der schlesische Dialekt in der modernen Literatur.
Zeitungen und Zeitschriften in Schlesien.
Schlesinger, Schlesisches Theater.
Rentwig, Zur Literatur des Riesengebirges.
Heft 23. Jantzen, Gottsched.
Bartels, W. Raabe.
Heft 24. Arpad, Heimatbriefe aus Siebenbürgen.
Stern M. von, C. F. Meyer und G. Keller.
Schnell, John Brinckmans Werke.
Klings, Dialekt-Literatur.

**Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft.** Beilage des Hamburgischen Korrespondenten.
Nr. 25. Wolff E., Nochmals die neue Faust-Erklärung.
Nr. 26. Eine Selbstbiographie Karl Gutzkows aus dem Jahre 1837. Herausgegeben von H. H. Houben.

**Illustrierte Zeitung.** (Leipzig).
Nr. 3031. Salomon, Zu H. Lorms 80. Geburtstage.
Ein Knabenbildnis Theodor Körners.

Zum 100. Geburtstage K. J. Ph. Spittas.
Nr. 3035. K. Weinhold.
Nr. 3036. Salomon, Zu W Raabes 70. Geburtstage.
R. Haym.
Nr. 3032. Zu Eduard Devrients 100jährigem Geburtstag.
Nr. 3037. Rosegger, Ein Grabmal für R. Hamerling.
Nr. 3050. Dittrich. M., König Johann von Sachsen.
Nr. 3052. Heinz H., K. Hegel.
Salomon L., H. Düntzer.
Salomon L., Eugen Zabel.
Nr. 3054. Franz Xaver Kraus.
Nr. 3055. Petzet E., Wilhelm Hertz.
Nr. 3056. Salomon L., Heinrich Kruse.
Fuchs R., Eduard von Bauernfeld.
Dehn P., Die deutsche Sprache in Südosteuropa.

**Die Zukunft.** 10. Jahrgang.
Nr. 6. Bode W., Goethes Symbolik. H.

---

**Beilage** zur **Augsburger Postzeitung.**
Nr. 41. Wie Chamisso ein Deutscher wurde.
45/6. Lentzner, Die Lüge im Künstlerleben.
Nr. 50. Wilhelm Raabe.
Nr. 61. Amrhein, Das Aschaffenburger Gymnasium unter Leitung des Jesuitenordens (1620 — 1773).
Nr. 62. Die Jungfrau von Orleans.
Nr. 65. Die Philosophie Fechners und die „Bayerische Lehrerzeitung".
Nr. 67. Donau-Klöster im 18. Jahrhundert.
Nr. 68. Ideen zur Begründung einer christlichen Ästhetik.
Nr. 69. Zur Literatur über das Lebensende Luthers.
Genetische Entwicklung der geheimen Gesellschaften in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.
Nr. 70. Kunstlehre von Gietmann-Sorensen.
Nr. 71. Scapinelli, Willibald Alexis.
Nr. 72. Aus dem schwäbischen Geistesleben.

**Wissenschaftliche Beilage** zur **Germania (Berlin).**
Nr. 41. Gietmann, Das tragische Problem in neuer Beleuchtung.
Nr. 43. Sabene, F. Nietzsche.
Baudenhoff, Einige kritische Bemerkungen zu dem Artikel: „Ein sprachwissenschaftlicher Streifzug durch das Gebiet unserer Pflanzennamen."
Nr. 44. Kreusch, Aug. Steffani, Künstler, Staatsmann und Bischof in Deutschland 1677—1728.
Nr. 50. Möller, Das Verhältnis der kirchlichen Kunst zur Vergangenheit und Gegenwart.
Nr. 52. Katholische Literaturblätter Deutschlands.

**National-Zeitung (Berlin).** 54. Jahrgang.
Nr 582. Steig R., Drei Gemälde Goethischer Zeit. — Das Goethische Familienbild von Seekatz, das Porträt der Frau Maximiliane Brentano und die Kopie des Selbstporträts Albr. Dürers im Weimarer Goethe-Nationalmuseum.

**Beilage** zur **Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Berlin).**
Nr. 241 a. Beyer M., Wilhelm Weigand als Dramatiker.
Nr. 242. Der deutsche Shakespeare-Text. — Auszug aus Chn. Eidams Aufsatz im „Fränkischen Kurier". Vergleiche Euphorion 8, 839.

Nr. 260. Krauß R., Graf Alexander von Württemberg als Zeitdichter. (Zu seinem hundertsten Geburtstage.)

Nr. 263. Die neugegründete „Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft" in Posen.

Alkalay E., Zur modernen Dramaturgie. „Studien und Kritiken" von Alfred Frhrn. von Berger. [2. Auflage.]

Nr. 276 a. 277. Hirschberg L., Ludwig Bechstein. (Zu seinem 100. Geburtstage am 24. November 1901.)

Nr. 281. Alt C., Eine neue Faust-Erklärung. — Einwürfe gegen H. Türcks gleichnamiges Büchlein (²1901).

Nr. 290. Prehn A., Christian Dietrich Grabbe. Zur Erinnerung an den 11. Dezember 1801.

Nr. 294. Geiger A., Grabbes „Don Juan und Faust". Eine kritische Betrachtung.

Nr. 294 a. Violet F., Heinrich von Kleist als Berliner Journalist. — Besprechung von R. Steigs Buche H. von Kleists Berliner Kämpfe.

Nr. 295. Pochhammer P., Dantes Dichtung. Ein Nachwort zum 12. Dezember 1901.

Nr. 299. Degen R., Hegel als Patriot. — Im Anschluß an K. Fischers Hegel-Biographie.

Nr. 302. 303. Hofmann A., Herzog Ernst der Fromme. Ein fürstliches Lebensbild.

**Sonntagsbeilage** der **Vossischen Zeitung (Berlin).**

Nr. 36. Berg L., W. Raabe.

Nr. 42. Mayne H., Aus Mörikes Sturm- und Drangzeit. Mit zwei ungedruckten Briefen.

Nr. 43—47. Houben H. H., Gutzkow als Dramatiker in Briefen an Emil Devrient.

Nr. 44—46. Landsberg Alice, Therese Huber, ein Lebensbild.

Nr. 48. Ellinger G., Ludwig Bechstein.

Nr. 49. 50. Berg L., Zum 100. Geburtstag Grabbes.

Nr. 50. 51. Reichel E., Gottscheds Dramaturgie.

Nr. 52. Meyer R. M., Zur Literaturgeschichte des Punsches. II.

**Dresdner Anzeiger.** Montags-Beilage. 1. Jahrgang.

Nr. 4. Reuschel K., Luthers Sprichwörtersammlung. — Besprechung von E. Thieles Ausgabe.

**Frankfurter Zeitung.**

Nr. 68. Y. Y., Ein falsches Heine-Gedicht. — Das bei Strodtmann (Nachgelassene Gedichte und Gedanken Heines 1869) stehende Sonett „Dresdner Poesie" gehört Johann Baptist Rousseau zu und steht in dessen „Gesammelten Dichtungen" Berlin 1845. 2, 111 unter dem Titel „Dresden 1823".

Nr. 161. Menzel E., Handschriftliches von Goethe in der Nationalbibliothek zu Neapel.

**Beilage** zur **Allgemeinen Zeitung (München).**

Nr. 164. Funck H., Ein Brief von Schiller an Lavater und Lavaters Antwortschreiben. Mitgeteilt. — Schillers Brief vom 16. November 1784. Bei Jonas als Nr. 116 a einzufügen.

Nr. 226. Francke K., Das Selzacher Passionsspiel. — Aufgeführt 1893, 1896, 1898 und 1901 in Selzach, einem Dorfe westlich von Solothurn. Bericht über das Spiel im Jahre 1901.

Nr. 230. Schuchardt H., Die Wahl einer Gemeinsprache. — Im Anschluß an M. Bréal's Abhandlung Le choix d'une langue international (Revue de Paris 1901). Vergleiche Nr. 240, S. 6 f.

Nr. 231. Hengster H., Richard Wagners Unrecht gegen Friedrich Nietzsche. — Gegen A. Höfler in Nr. 176, 177.

Nr. 235. Chamberlain H. St., Goethe und der Typus des germanischen Genius. (Eine Erwiderung.) — Gegen L. Ziegler in Nr. 180.

Greve F., Nachgelassene Werke von Friedrich Nietzsche. (Band XI und XII, herausgegeben von E. und A. Horneffer.)

Nr. 238. Crönert W., Neue Böhmerwaldschauspiele. (Mit einem Anhang über die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen".) — Besprechung von Ammann, Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. III. Teil.

Nr. 239. Kilian E., Der zweiteilige Goethesche Theater-Götz. — Im Anschluß an Band 13, 2. Abteilung der W. A., bearbeitet von A. Sauer.

Nr. 240. Bethge H., Das Buch als Kunstwerk.

Nr. 244. Fries A., Goethes Achilleis.

Nr. 248. Wurzbach W. von, Das junge Deutschland und die preußische Zensur. — Zu L. Geigers Schrift gleichen Titels.

Nr. 253. Münz B., B. von Carneri. Zu seinem 80. Geburtstage.

Nr. 270. Hofmiller J., Briefe Scheffels an den Staatsrat [August von] Eisenhart. — Zu Luise von Kobells Ausgabe dieser Briefe.

Nr. 271. 272. Höfler, Die Allerseelenstaggebäcke. — Volkskundliches.

Nr. 275. Bettelheim A., Anzengruber und Rosegger. — Mit Auszügen aus dem Briefwechsel.

Nr. 276. Proelß J., Die Mädchen von Capri. Ein literarhistorischer Streifzug. — Besprochen werden einschlägige Schriften und Dichtungen von Wilhelm Waiblinger, Ferd. Gregorovius, Jul. Grosse, Gustav Floerke, Paul Heyse, A. Bungert, Adolf Wilbrand, Konrad Telman, Ernst von Wolzogen u. s. w.

Nr. 279. Deutsche Kulturarbeit in den Vereinigten Staaten. Das Germanische Museum der Harvard-Universität.

Nr. 280. Woerner R., Werner: Hebbels Werke, neu herausgegeben. — Hierzu vergleiche Nr. 300, S. 4 f.: „Hebbels Judith". Jul. Grosses Jambenbearbeitung derselben (1869).

Nr. 281. M., Ein Gelehrtenleben in Briefen. — „Otto Ribbeck. Ein Bild seines Lebens" (1901).

Nr. 282. Bettelheim A., Eine Frage der Sprach-Polizei. — Gegen eine sprachliche Rüge Erich Schmidts im Dezemberheft 1901 der Deutschen Rundschau.

Nr. 285. Fester R., Karl von Hegel. Gedenkworte, im Auftrag der philosophischen Fakultät der Universität Erlangen am Grabe gesprochen.

Nr. 287. Proelß J., Ein Knabenidyll aus dem Schwabenwinkel. — Besprechung von Albert Pfister, Pfarrers Albert. Fundstücke aus der Knabenzeit. 1901.

Nr. 288. Weltrich R., [Sieben] Neu aufgefundene Briefe [Jakob] Herzfelds an Schiller. — 1801 bis 1804.

Nr. 289. 290. Streiter R., Eine „neue" Kunstlehre. — Lothar von Kunowski, Durch Kunst zum Leben. Band VI. Dazu Nr. 294. Berichtigung. Lothar von Kunowski.

Nr. 290. Heinrich Düntzer †.

Nr. 291. Boll K., Eine Geschichte der Karikatur. — E. Fuchs und H. Krämer, Die Karikatur der europäischen Völker u. s. w.

Nr. 295. Proelß J., Zwei Mörike-Biographien. — Von H. Mayne und K. Fischer.

Jensen Ch., Weihnachtsbräuche in Schleswig-Holstein. — Mitgeteilt werden u. a. Texte von Bettelliedern und ein Wunsch der heiligen drei Könige.

Nr. 298. Leyen F. v. d., Von der Münchener kgl. Hof- und Staatsbibliothek.

Nr. 299. F. X. Krauß †.

**Beilage** zur **Bohemia (Prag).**

Nr. 152. 153. Klaar A., Karl Egon Ebert. Zum hundertsten Geburtstag.

Nr. 218. Klaar A., Hieronymus Lorm. Ein Gruß zum 80. Geburtstage.

Nr. 312. E. J., Johann Karl Liebichs Autobiographie.

**Triester Tagblatt.** 22. Jahrgang.

Nr. 6446/7. Wilhelm G., Novalis. Eine Säkularerinnerung.

**Weimarische Zeitung.** Juli.

Sandvoß F. (Xanthippus), Luther und das deutsche Sprichwort. — Besprechung von E. Thiele, Luthers Sprichwörtersammlung.

**Wiener Abendpost.**

Nr. 22. Weilen A. von, Ein neuer „Faust"-Kommentar [Minors].

Nr. 59. Komorzynski E. von, Zum fünfzigsten Todestage Karl Lachmanns.

Nr. 163. Komorzynski E. von, Zum 25. Todestage Karl Simrocks.

Nr. 270. Komorzynski E. von, Ludwig Bechstein.

**Neue Freie Presse (Wien).** Literaturblatt.

Nr. 13221. Rn., Ignaz von Döllinger.

Donath A., Eine österreichische Goethe-Biographie. — S. M. Prem.

Nr. 13223. R. B., Eine Schenkung von Autographen an die k. k. Hofbibliothek. — 247 Briefe an Reinisch. Der Absatz bringt Auszüge aus Briefen von Wilhelm Scherer.

Nr. 13415. Th., Scheffels Briefe an Eisenhart. H.

**Neue Zürcher Zeitung.** 122. Jahrgang.

Nr. 285. Morgenblatt. E. Schw., Die Mundart in der Luzerner Dramatik. — Referat über einen Vortrag R. Brandstetters.

---

## 2. Bücher.

### Allgemeines.

Paul Hermann, Grundriß der germanischen Philologie. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner.

I. Band. 6 Lieferung. V. Abschnitt: Sprachgeschichte. 8. Siebs Theodor, Geschichte der friesischen Sprache (Schluß). — Anhang: Die Bearbeitung der lebenden Mundarten. 1. Wegner Philipp, Allgemeines. — 3. Kaufmann Fr., Deutsche und niederländische Mundarten. 5 M.

II. Band. 2. Lieferung. VI. Abschnitt: Literaturgeschichte. 2. Deutsche Literatur: C. Jellinghaus Hermann, Mittelniederdeutsche Literatur (reicht bis ins 16. und 17. Jahrhundert). 3. Jan te Winkel, Niederländische Literatur (umfaßt auch das 16. Jahrhundert).

**Weltliteratur.** Saintsbury George, The earlier Renaissance (Periods of Europeen Litterature V). Edinburgh, Wm. Blackwood and sons.

Fredericq Paul, L'Expansion exotique des littératures européennes au XIX[e] siècle. Bruxelles, Hayer.

Knortz Karl, Poetischer Hausschatz der Nordamerikaner. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 3 M.

Eine sehr brauchbare Anthologie, in der gegen 70 nordamerikanische Dichter in deutschen Übersetzungen vertreten sind, am stärksten Poe, Walt Whitman, Bayard Taylor, Bryant, Longfellow, Holmes; als Übersetzer erscheinen neben dem Herausgeber: K. Bleibtreu, J. Bruck, C. Butz, Eduard Dorsch, R. Doehn, C. T. Eben, K. Elze, Freiligrath, H. Grabow, M. Kleeberg, T. W. Rolleston, A. Laun, Leuthold, Mackay, F. Marx, J. Nöroth, L. Rohr, Scherr, Ernst

Schmidt, A. Schücking, Spielhagen, J. Straubenmüller, Strodtmann, K. Vollheim, E. A. Zündt. Das Quellenverzeichnis S. 4 ist sehr lehrreich, die biographischen Notizen S. 258 sehr dankenswert. A. S.

Margraf Ernst, Einfluß der deutschen Literatur auf die englische am Ende des 18. und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1.50 M.

Ackermann Rich., Lord Byron. Sein Leben, seine Werke, sein Einfluß auf die deutsche Litteratur. Heidelberg, C. Winter. 2 M.

Weddigen Otto, Lord Byrons Einfluß auf die europäischen Literaturen der Neuzeit. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte nebst einem Anhang: Ferdinand Freiligrath als Vermittler englischer Dichtung in Deutschland. Zweite, durchgesehene Auflage. Wald, Rheinland, und Leipzig, F. W. Vossen & Söhne. 2 M.

Auf vollen 14 Seiten ist hier der Einfluß Byrons auf die deutsche Literatur behandelt; der Verfasser kennt Brandls Aufsatz „Goethes Verhältnis zu Byron" (Goethe-Jahrbuch 20, 3 ff.) und die dort mitgeteilten Übersetzungsproben nicht; er stellt S. 35 die sonderbare Behauptung auf: „Unter den Romantikern hat allein W. Müller von Byron Anregung empfangen; er hat keine Ahnung von Byrons mächtigem Einfluß auf Grillparzer trotz des Jahrbuches der Grillparzer-Gesellschaft 7, 52 ff.; 8, 22 ff., auf moderne Dichter wie Bleibtreu u. s. w. Und so bewandert, gibt er in dem Vorwort Ratschläge über die Pflege der Literaturgeschichte an den Universitäten. Das Buch ist ein Hohn auf die vergleichende Literaturgeschichte. A. S.

Dunn W. A., Thomas de Quincey's relation to German litterature and philosophy. Straßburger Dissertation.

Roessel Ludwig Karl, Die literarischen und persönlichen Beziehungen Sir Walter Scotts zu Goethe. Ein Beitrag zu Studien über das Verhältnis der deutschen Literatur zur englischen am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig.

Uhde-Bernays Hermann, Der Mannheimer Shakespeare. Ein Beitrag zur Geschichte der ersten deutschen Shakespeare-Übersetzungen (Literarhistorische Forschungen, herausgegeben von J. Schick und Frh. von Waldberg. XXV). Berlin, Emil Felber 1902. 2 M.

Guglia E., Analekten zur deutschen Literaturgeschichte. Aufnahme französischer Schriftsteller in Deutschland in der 2. Hälfte des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Programm. Wien.

Kontz Alb., De Henrico Beyle sive Stendhal litterarum germanicarum judice. Dissertation. Paris, Leroux.

**Deutsche Literaturgeschichte.** Klee Gbold., Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. 4. Auflage. Berlin, G. Bondi. 1.50 M.

Klee arbeitet an seinem rasch zu hohem Ansehen gekommenen Buch unverdrossen weiter. Die vorliegende vierte Auflage unterscheidet sich, wie das Vorwort selbst betont, von den früheren vor allem dadurch, daß die biographischen Abschnitte, welche die Klassiker behandeln, nicht mehr in einzelnen Schlagwörtern, sondern in zusammenhängenden knappen Berichten gegeben sind, was wir durchaus billigen. Auch auf die andern gleichfalls gutzuheißenden Änderungen macht das Vorwort aufmerksam. Wir können das Buch in der neuen Gestalt wieder aufs wärmste empfehlen. A. S.

Krejčí J., Německá literatura. Do „Ottova slovníků naučného". Prag, Union. (Deutsche Literatur. Sonderabdruck aus Ottos Konversationslexikon.)

Leimbach Karl L., Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. 9. Band. 1. Lieferung. (Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur. 13. Band.

1. Lieferung.) Leipzig. Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. von Mayer). 1.50 M.

Scherer Wilh., Geschichte der deutschen Literatur. 9. Auflage. Berlin 1902, Weidmann. 10 M.

**18. Jahrhundert.** Batt Max, The treatment of nature in german literature from Günther to the appearance of Goethes Werther. Chicago, The University of Chicago Press 1902.

**Säkulardichtungen.** Holzhausen Paul, Der Urgroßväter Jahrhundertfeier. Eine literar- und kulturhistorische Studie. Leipzig, E. Avenarius. 2.80 M.

Inhalt: I. Wahrer Termin der Jahrhundertwende. Ältere Säkularfeiern. Ausblick in die Welt von 1801. II. Die Säkularfestlichkeiten. III. Der säkulare Weihegesang. IV. Das Säkularfest auf der Bühne und im Gewande der poetischen Allegorie. V. Der Säkularwechsel im Kleide des Humors und der Satire.

Die deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts herausgegeben von August Sauer (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts herausgegeben von August Sauer. Nr. 91—104. Neue Folge Nr. 41—54). Berlin, B. Behrs Verlag. 8.40 M.

Inhalt: Einleitung. I. Das Carmen saeculare von Horaz in drei deutschen Übersetzungen. Nr. 1—3. II. Lyrisches. Nr. 4—109. III. Epigrammatisches. Nr. 110—123. IV. Theaterprologe und -Epiloge. Nr. 124—128. V. Dramatisches. Nr. 129—136. VI. Geistliche Lieder und Gebete. Nr. 137—162. VII. Satirisches und Humoristisches. Nr. 163—177. Nachtrag: Nr. 178—185. — Anmerkungen.

Über das Verhältnis zu Holzhausens denselben Stoff behandelndem Buch habe ich mich in dem Werke selbst ausgesprochen. Hier benutze ich die Gelegenheit nur zu kleinen Ergänzungen und Nachträgen. Zu S. XLVI. Über Ziehen vgl. Goethe an Lavater 3. Juli 1780. — S. LII. Zur apokalyptischen Literatur gehört auch: Typke, Welch' Zeit ist es im Reiche Gottes. 1799 (Dobrilugk 1798. 8). — LXIX. Über Kants Abhandlung „Zum ewigen Frieden" vgl. Goethes Urteil in der Reise in die Schweiz 1797: „ein sehr schätzbares Produkt seiner bekannten Denkart, das so wie alles, was von ihm kommt, die herrlichsten Stellen enthält, aber auch in Komposition und Stil Kantischer als Kantisch ist" (Hempel 26, 98). — CXXXVI. Zu Goethes Urteilen über Gerning kommt auch das im Briefe an Knebel 3. April 1811: „Aus dem literarischen Pfuschen wird er wohl nie herauskommen" (Briefe 22, 74). — CXLVIII. Über den Raub der Kunstwerke vgl. Schriften der Goethegesellschaft 13, 316 und Minister Voigts lateinisches Epigramm, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 11, 193. — Zur Charakteristik der Säkularstimmung im allgemeinen ist zu vgl. Sarasins Brief an Pfeffel 30. Dezember 1800 (Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 1898, IV 2:119): „Ja, Brüder, da stehen wir am Rande des Jahrhunderts, das uns erzeugt, gepflegt, großgezogen und gezüchtigt hat. Mir ist dieser Abschied und der bevorstehende Übergang recht festlich und es ist mir seit einigen Tagen als wenn ich auf einem pavimento von lauter Edelsteinen einherträte. Ich weiß nicht ob mir jemand dieses Bild nachempfinden kann." — Nr. 88. Tiecks Gedicht „Die neue Zeit" ist wieder abgedruckt in seinen „Gedichten. Neue Ausgabe. Berlin 1841" S. 551. — Nr. 135. Der Titel der anonymen „Erscheinungen und Träume am Ende des 18. Jahrhunderts" ist nachgebildet dem gleichnamigen Werk von Mercier, das Schatz übersetzt und mit andern deutschen Nachahmungen herausgegeben hat (vgl. Joerdens 6, 750 ff.). — Zum Abschnitt Lyrik wäre nachzutragen, Karl von Imhof, Beim Wechsel des 19. Jahrhunderts (E. Schellenberg-Biedermann, Erinnerungen an Ulrich Hegner, Zürich und Winterthur 1843 S. 93 f.); ferner weist mir A. Rosenbaum an der Hand der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1825 Nr. 93, Band 1, Spalte 760 zwei Säkulargedichte nach im Anhange zu: Karl Jäger,

Handbuch für Reisende in den Neckargegenden von Cannstadt bis Heidelberg und in den Odenwald. Heidelberg, Engelmann 1824; E. F. Koßmann eines von Schillers Schwager Reinwald in Aschenbergs Taschenbuch für die Gegenden des Niederrheins 1802. — Schüddekopfs Güte verdanke ich die Einsicht in ein gedrucktes Oktavheftchen von 30 S.: Hymnus, Rede, Dialog und Schlußgesang beim Antritte des neunzehnten Jahrhunderts, für einen kleinen Kreis guter Menschen. Berlin, im Jänner 1801. S. 4 f.: Verzeichnis der Veranstalter und ihrer Familien, darunter der Professor August Hartung (Goedeke 6, 454 unter 38), der Prediger Georg Pauli (vgl. ebenda), der Professor Valentin Heinrich Schmidt; S. 6—14: Hymnus dem neuen Jahrhundert entgegen gesungen. (Gesprochen und gesungen in der letzten Stunde des achtzehnten Jahrhunderts.) Mel. Marseiler Hymne. Beginnend: „Rauschend schwinget ihre Flügel." Unterzeichnet: G. Pauli; S. 15—21: Rede beim Antritte des neunzehnten Jahrhunderts. (Verfertiget und gehalten in der ersten Stunde des neunzehnten Jahrhunderts, von Professor August Hartung.); S. 22—28: Der Wechsel des Jahrhunderts, ein allegorischer Dialog. (Verfaßt vom Professor Valentin Schmidt, und dargestellet von ihm und einem jüngeren Mitgliede der Versammlung in der zweiten Stunde des neunzehnten Jahrhunderts. Jener als sterbender Greis mit einigen Insignien der Herrscherwürde; dieser als blühender Jüngling, mit Rosen bekränzet.) Prosa mit Versen untermischt; S. 29 f.: Schlußgesang der Männer. Beginnend: „Das Jahr ist verschwunden." Unterzeichnet: Schmidt. A. S.

**19. Jahrhundert.** Brümmer Frz, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. Fünfte, in den Nachträgen ergänzte und bedeutend vermehrte Auflage. 4 Bände (Universal-Bibliothek Nr. 1981—1990 und 3531—3540). Leipzig, Ph. Reclam jun. 5 M.

Busse Carl, Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert. Berlin 1902, Schneider & Co. 3 M.

In der Vorbemerkung zu dieser Skizze heißt es: „Philologische Vollständigkeit in den Literaturangaben ward nicht erstrebt, doch jedes bedeutsame Werk registriert. Die meiner Arbeit stofflich nahestehenden Werke von R. M. Meyer, Adolf Bartels etc. sind mir bis zum heutigen Tage fremd geblieben." In jeder andern Wissenschaft wäre ein solches Vorgehen, die wichtigsten Darstellungen und Untersuchungen beiseite zu schieben, unmöglich; denn die Literaturangaben sind nur Aufputz, und nicht philologische Vollständigkeit vermissen wir an ihnen, sondern sichere kritische Auswahl. Busse zitiert einige Bücher, niemals aber einen Zeitschriftaufsatz: die maßgebenden Kritiken, die ganze wissenschaftliche Forschung ist für ihn nicht da und so kommt es, daß man bei Gotthelf nichts von Keller, bei Strachwitz nichts von Weinhold, bei Stifter nichts von Bratranek hört, daß ihm Kreitens Droste-Ausgabe fremd ist u. s. w. u. s. w. Auch die Auswahl der besprochenen Dichter kann nur vom Zufall diktiert sein; denn Betty Paoli, Adolf Pichler, Franz Stelzhamer und zahlreiche namhafte Dichter der Gegenwart unerwähnt zu lassen konnte seine Absicht nicht sein. So bliebe nur Auffassung und Darstellung als seine eigentliche Leistung übrig. Hier gefällt sich der gewandte Schriftsteller in geistreichelnden Übertreibungen, schiefen Parallelen, grellen Kontrasten, falschen Verallgemeinerungen. Die Dichtergalerie verwandelt sich bei Busse in eine Reihe von Zerrbildern und die feine Kunst der literarischen Charakteristik würdigt er zum Sport herab. Die ihm folgenden Literaturgeschichtschreiber werden in der Tat nichts verlieren, wenn er ihnen fremd bleibt. A. S.

Moeller-Bruck Arth., Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Band IX. Stilismus. Berlin und Leipzig. 2 M.

Seeber Jos., Gedanken über die „moderne" Literaturströmung (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von Joh. Mich. Raich. 21. Band. 1. Heft). Hamm, Breer & Thiemann. 50 Pf.

**Landschaften.** Goldschmidt Léon, Die literarische Gesellschaft zu Hamburg. Ein Rückblick auf die ersten 10 Jahre ihres Bestehens. Hamburg, M. Glogau jun. 1.50 M.

Nagl J. W. und Jak. Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. 18. und 19. Lieferung. Wien, C. Fromme. à 1 M.

Schoof Wilh., Die deutsche Dichtung in Hessen. Studien zu einer hessischen Literaturgeschichte. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 2.50 M.

Kellermann Alfr., Sechs Gedenkblätter zu den Gedenktagen im Jahre 1901. Ferdinand Freiligrath. Ernst von Bandel. Albert Lortzing. Ernst Meyer. Georg Rosen. Christ. Dietrich Grabbe (Gedenkblätter zur Kunst und Literatur Lippes u. s. w.). Halle. Schönebeck, Selbstverlag. 75 Pf.

**Drama.** Bulthaupt Heinrich, Dramaturgie des Schauspiels. Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. Oldenburg und Leipzig 1902, Schulzesche Hofbuchhandlung. 6 M

Creizenach Wilh., Geschichte des neueren Dramas. II. Band. Renaissance und Reformation. 1. Teil. Halle, M. Niemeyer. 14 M.

Inhalt: 1. Das lateinische Drama. 2. Komisches Drama und pastorales Drama in Italien. 3. Die Renaissance-Tragödie. 4. Das serbo-kroatische Drama in Dalmatien.

Litzmann Berth., Ibsens Dramen 1877—1900. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert. Hamburg, L. Voß. 3.50 M.

Schnupp W., Zur Auffassung und Erklärung des Dramatischen. Programm. Amberg.

**Lyrik.** Bienenstein Karl, Die Dialektdichtung der deutsch-österreichischen Alpen. Ausgewählt und herausgegeben. 2. Ausgabe. Wien, C. Daberkow. 2 M.

Cook Arth. B., The Development of the Nature-Sense in the German Lyric. Spartansburg, S. C., W. F. Barnes (University of Virginia Studies in Teutonic Languages No. 3).

Dähnhardt Osk., Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt. II. Aus Rebenflur und Waldesgrund. III. Aus Hochland und Schneegebirg. Leipzig 1901 und 1902, B. G. Teubner. à 2 M.

Die Sammlung hält in diesen beiden Schlußbänden durchaus, was der erste versprochen hat. Der zweite Band umfaßt die rheinischen Mundarten, Luxemburg, der beiden Hessen, die bayerische Pfalz, den Norden von Baden, Württemberg und Bayern, die thüringischen Mundarten, das Königreich Sachsen, Schlesien und Nordböhmen. Für letzteres erschließt Hauffen in der „Deutschen Arbeit" soeben neue reichere Quellen. Der dritte Band beginnt mit dem Elsaß und der Schweiz, schöpft reichlich aus dem Schatz, den die südlichen Teile von Baden, Württemberg und Bayern darbieten und widmet den Rest der Dialektdichtung in Österreich. Vorarlberg, Tirol, Salzburg werden zusammengenommen. Ich vermisse ein älteres Lied aus den Jahren 1796/7 und den Namen Lutterotis; für Oberösterreich war die Auswahl sehr schwer, ist aber im ganzen gelungen; unter den Niederösterreichern sollte Castelli vertreten sein. Steiermark und Kärnten leiten zu den Sprachinseln in Ungarn über; zwei Zipser und zwei siebenbürger Deutsche kommen zu Wort. Sollten die Preßburger Gegend und das Banat gar nichts darbieten? A. S.

Jahnke Rich., Vaterländische Gedichte aus der Zeit der Befreiungskriege. 1. Teil. Text. Leipzig 1902, H. Bredt. 1 M.

Remer Paul, Das Buch der Sehnsucht. Eine Sammlung deutscher Frauendichtung. Eingeleitet und herausgegeben. Berlin 1900, Schuster & Loeffler. 5 M.

Scherer Franz, Dorfschwalben. Deutsche Dialektdichtungen aus Österreich-Ungarn. In Poesie und Prosa. Für Geselligkeit und Unterhaltung. Wien 1901, Verlag der Illustrierten Sonntags-Zeitung (Umschlag: Wien, Walther Kratz 1900).

**Kirchenlied.** Unsere Kirchenliederdichter. Bilder und Bildnisse aus der Geschichte des evangelischen Kirchenliedes. 1. Band. Berlin, Buchhandlung des ostdeutschen Jünglingsbundes. 1.50 M.

Westphal Johs., Das evangelische Kirchenlied nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 2.70 M.

**Volkshymnen.** Boehm O., Die Volkshymnen aller Staaten des deutschen Reiches. Beiträge zu einer Geschichte über ihre Entstehung und Verbreitung. Wismar, Hinstorffs Verlag. 1 M.

**Roman.** Hassell Ulr. von, Streiflichter auf die Unterhaltungs-Literatur der letzten 20 Jahre (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhr. von Ungern-Sternberg und Th. Wahl. 195. Heft). Stuttgart, Ch. Belser. 80 Pf.

**Briefe.** Klaiber Thdr. und Otto Lyon, Die Meister des deutschen Briefes. In einer Auswahl herausgegeben und bearbeitet. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 5 M.

**Pseudonyme.** Bormann Edwin, Die Kunst des Pseudonyms. Zwölf literarhistorisch-bibliographische Essays. Leipzig, E. Bormanns Selbstverlag. 12 M.

**Ästhetik. Poetik. Methodenlehre.** Barewicz Witold, Przyroda w malarstwie i poezyi, szkic (Natur in der Malerei und in der Poesie, Skizze). Programm. Lwów (Lemberg).

Bray Luc., Du beau. Essais sur l'origine et l'évolution du sentiment esthétique. Paris 1902, Alcan. 5 Frcs.

Cohn Jonas, Allgemeine Ästhetik. Leipzig, W. Engelmann. 6 M.

Gummere Franc. B., The Beginnings of Poetry. Newyork, The Macmillan Company.

Juglar L., Le style dans les arts et sa signification historique. Paris, Hachette et C^ie.

Lange Konrad, Das Wesen der Kunst. Grundzüge einer realistischen Kunstlehre. 2 Bände. Berlin, G. Grote. 12 M.

Lipps Thdr., Von der ästhetischen Apperzeption [Aus: „Philosophische Abhandlungen. Gedenkschrift für Rudolf Haym"]. Halle 1902, M. Niemeyer. 1.60 M.

Meyer Thdr. A., Das Stilgesetz der Poesie. Leipzig, S. Hirzel. 4 M.

Moranowski A., Ze studyow nad niemiecka estetyka (Aus den Studien über die deutsche Ästhetik). Programm. Podgórze.

Pudor Heinr., Laokoon. Kunsttheoretische Essays. Leipzig 1902, H. Seemann Nachfolger. 6 M.

Reich Emil, Kunst und Moral. Eine ästhetische Untersuchung. Wien, Manz. 4.40 M.

Schönermark E., Die tragischen Affekte bei Aristoteles. I. Programm. Liegnitz.

Strecker R., Der ästhetische Genuß auf Grund der ästhetischen Apperzeption [Dissertation]. Gießen, J. Ricker. 1.60 M.

Velzen H. Thoden van, Ästhetische Betrachtungen. Leipzig, H. Haacke. 3.20 M.

Wittich Manfr., Die Kunst der Rede (Bibliothek des praktischen Wissens. Nr. 1). Leipzig, R. Lipinski. 1 M.

Stern E., Tropus und Bedeutungswandel. Programm. Wien.

**Sammelwerke.** Berg Leo, Neue Essays. Oldenburg, Schulze. 6 M.

Inhalt: I. Zur Psychologie und Moral. II. Zur Kritik und Ästhetik. III. Zur Geschichte und Charakteristik der modernen Literatur. IV. Kritiken.

Flüssig geschriebene Essays und Feuilletons von ungleichem Wert. Geistreiche Gedanken sind oft ins Paradoxe gesteigert, unbedeutende Einzelheiten werden überschätzt oder verallgemeinert. Es fehlt jedoch nicht an beachtenswerten Ausführungen, z. B. über den Begriff Weltliteratur S. 190, über die Unterschiede in der Wertschätzung Goethes und Schillers und anderes. A. S.

Allgemeine Deutsche Biographie. 227. und 228. Lieferung. (Band XLVI. Lieferung 2 und 3.) Nachträge: Bachem — Bessels. Leipzig, Duncker und Humblot.

Aus dem Inhalt: Minister Bach (Franz Ilwof). — J. P. Bachem, Verlagsbuchhändler (Karl Fr. Pfau). — G. L. E. Bachmann, klassischer Philolog (H. Klenz). — Gottfried Back, Antwerpner Buchdrucker (K. Steiff). — Baedeker, Buchhändlerfamilie (Pfau). — Josef Bader, Provinzialhistoriker (Weech). — Jodocus Badius, französischer Buchdrucker (Steiff). — Johann Bagel, Buchhändler (Pfau). — Oskar Bagge, Volksschriftsteller (Brümmer). — Ludwig Bamberger (Wippermann). — W. Baensch, Buchhändler (Pfau). — Valentin Bapst, Drucker und Buchhändler (Steiff). — K. E. von Baer (L. Stieda). — J. A. Barth, Buchhändler (Pfau). — Wolf H. Fr. K. Graf Baudissin (F. Schnorr von Carolsfeld). — E. von Bauernfeld (E. Horner). — Gustav A. L. und Friedr. Wilh. Baur (E. Chr. Achelis). — Karl Olivier Freiherr von Beaulieu-Marconnay (L. Fränkel). — Johann Bebel, Basler Buchdrucker (Steiff). — Karl Isidor Beck, Dichter (L. Fränkel). — August Becker, Belletrist (L. Fränkel). — Isaschar Falkensohn Behr (Daniel Jacoby). — Maria Belli-Gontard (R. Jung). — Theodor Benfey (A. Bezzenberger). — Lorenz Benzler (Ed. Jacobs). — Heinrich Karl Berghaus (V. Hantzsch). — W. Theodor Bergk (R. Peppmüller). — Friedr. Wilh. Bergmann (E. Martin). — Arnold Bergstraeßer, Buchhändler (Pfau). — Anton Berlage (Lauchert). — Karoline Freifrau von Berlepsch (L. Fränkel). — Jacob Bernays (H. Usener). — Michael Bernays (Erich Schmidt). — F. Theodor von Bernhardi (von Bernhardi). — Carl Bertheau (W. Sillem). — Ernst Bertheau (Carl Bertheau). — Georg Beseler (R. Hübner). — Wilhelm H. Beseler (A. Sach).

Binhack Frz., Skizzen aus der Altertums-, Literatur- und Volkskunde. Passau, Regensburg, J. Habbel. 80 Pf.

Bölsche Wilh., Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur. Leipzig, E. Diederichs. 5 M.

Brandes Geo., Gesammelte Schriften. Deutsche Original-Ausgabe. 1—3. Lieferung. München 1902, A. Langen. à 1 M.

Inhalt: I. Band. Deutsche Persönlichkeiten. Feldmarschall Moltke (1878). — Henrik Ibsen und seine Schule in Deutschland (1890). — Martin Luther über ledigen Stand und Ehe (1885). — Arthur Schopenhauer (1884). — Berthold Auerbach (1882). — Ferdinand Lassalle (1881).

Chiarini Gius., Studi e ritratti letterari. Livorno, Giusti. L. 4.

Aus dem Inhalt: Teodoro Körner. — Arminio e Dorotea. — Su l'Atta Troll, di Enrico Heine. — Il Deutschland di Enrico Heine. — Le Memorie, di Enrico Heine. — Le donne nella poesia di Enrico Heine. — Alessandro Weill e la moglie de Enrico Heine. — Mouche.

Cimello Ign., Studi critici. Palermo, Alberto Reber edit. (Modica, tip. Archimede.) 1900. L. 3.

Aus dem Inhalt: Il mondo dello spirito: Amleto, Faust, Manfredo, Consalvo. — Don Giovanni. — La leggenda di Fausto.

Festschrift zur Feier des hundertundfünfzigjährigen Bestehens der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Berlin, Weidmann. 20 M.

Inhalt: Klein F., Gauß' wissenschaftliches Tagebuch 1796—1814. — Dedekind R., Gauß in seiner Vorlesung über die kleinsten Quadrate. — Wellhausen J., Heinrich Ewald. Beilagen: Briefe an Ewald von Wilhelm von Humboldt (18. Januar 1828), Silvestre de Sacy (13. November 1827), A. Tholuck (4. November 1860), Wilh. Roth und K. L. Roth (8. März 1860). — Schur W., Beiträge zur Geschichte der Astronomie in Hannover. — Leo F.,

Heyne. Auf Grund reichen brieflichen und Aktenmaterials. — Bonwetsch N., Johann Lorenz von Mosheim als Kirchenhistoriker. — Peter A., Geschichte der Gründung und Entwicklung des botanischen Gartens in Göttingen. — Ehlers E., Göttinger Zoologen. — Frensdorff F., Die Vertretung der ökonomischen Wissenschaften in Göttingen, vornehmlich im 18. Jahrhundert. — Roethe Gustav, Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen. Auf Grund wichtiger Materialien. Beilagen: 1. Mosheims Gutachten über ein in Göttingen zu begründendes gelehrtes Journal, präs. 12. September 1735. — 2. Hallers Vorschlag zu der Einrichtung der Gelehrten-Zeitung. — 3. Das königliche Patent für die Relationes, 7. Dezember 1751. — 4. Heynes Plan eines lateinischen Journals. — 5. Klageschrift gegen Heyne, Celle, 28. Februar 1754.

Straßburger Festschrift zur XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner herausgegeben von der philosophischen Fakultät der Kaiser Wilhelm-Universität. Straßburg, K. J. Trübner. 10 M.

Aus dem Inhalt: Michaelis Adf., Georg Zoegas Betrachtungen über Homer. — Martin Ernst, Die deutsche Lexikographie im Elsaß. — Henning R., Aus den Anfängen Straßburgs. — Varrentrapp C., Nicolaus Gerbel (Ein Beitrag zur Geschichte des wissenschaftlichen Lebens in Straßburg im 16. Jahrhundert).

Festschrift zur Feier des zweihundertjährigen Bestandes des k. k. Staatsgymnasiums im 8. Bezirke Wiens. Wien.

Knöll P., Die Gründung des Kollegiums und Gymnasiums der Piaristen in Wien. — Keyzlar J., Die U. von Wilamowitz-Moellendorfsche Theorie des Übersetzens in ihrer Anwendung auf die Praxis und die Schule. — Scheich R., Zu Grillparzers „Weh dem, der lügt".

Gaedertz Karl Thdr., Was ich am Wege fand. Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben. Mit Nachbildung zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften ꝛc. im Text und auf Tafeln. Leipzig 1902, G. Wigand. 6 M.

Aus dem Inhalt: Neues von Vater Arndt. – Heinrich Hoffmann von Fallersleben und Geheimrat von Meusebach. — Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland. — Aus dem Leben von Ludwig Bechstein. — Heinrich Kruse. — Johann Meyer. — Heinrich Burmester, ein plattdeutscher Schriftsteller. — Bismarck un de Lauenborger Buern (aus dem Nachlaß von Heinrich Burmester). — Bismarck und die plattdeutsche Sprache. — Fürst Bismarck und Fritz Reuter. — Heinrich Marschner und die Familie von der Malsburg. — Cäcilie Wattenbach, Emanuel Geibels Jugendliebe. — Graf Chasot, der Held von Hohenfriedberg, Lübecks Stadtkommandant.

Gerstenberg H., Aus Weimars nachklassischer Zeit. Hamburg, Otto Meißner. 2 M.

Inhalt: I. Der Gelehrtenkreis. II. Franz Liszt. III. Der Lisztkreis. IV. Die Goethestiftung. V. Der Großherzog Karl Alexander. VI. Der Malerkreis. Friedrich Preller. VII. Die Wartburg. VIII. Das Schauspiel. IX. Weimars große Feste. X. Der Neu-Weimar-Verein. XI. Franz Dingelstedt. XII. Liszt und Dingelstedt.

Willkommene Skizzen aus dem Zeitalter Karl Alexanders, die aber in der Fülle der Namen stecken bleiben und sich kaum bei Schöll, Preller, Liszt, Dingelstedt zu wirklichen Charakteristiken erheben. Der dankbare Stoff harrt des berufenen Darstellers. A. S.

Gnad Ernst, Literarische Essays. Dritte Folge. Graz, Leuschner & Lubensky. 2.50 M.

Aus dem Inhalt: 1. Goethes Deutschtum in „Hermann und Dorothea". — 2. Schiller und die moderne Dramatik. — 3. Heinrich von Kleist und die Penthesilea. — 4. Gerhart Hauptmanns Märchendramen.

Grimm Herm., Fragmente. Zweiter und letzter Teil (Herausgegeben von Rhold. Steig). Berlin 1902, W. Spemann. 6 M.

Loforte Randi A., Nelle letterature straniere (4ª serie); pessimisti (Swift, La Rochefoucauld, Schopenhauer). Palermo, Reber. L. 2.50.

Messer Max, Moderne Essays. Dresden, E. Reißner. 6 M.

Meßner Paul, Drei deutsche Böhmerwalddichter. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1 M.

Meysenbug Malvida von, Individualitäten. 2. Auflage. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler. 6 M.

Inhalt: Nietzsche. — Frauen. — Ein Großneffe von Mazarin. — Die Dezembristen. — Joseph Mazzini. — Epilog.

Literarische Mitteilungen. Festschrift zum zehnjährigen Bestehen der Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin. Berlin, Literaturarchiv-Gesellschaft.

Lessing G. E., Friedrich des Großen Ode Aux Prussiens. Erste Fassung mit Bemerkungen Voltaires (Faksimile). — Jonas Fritz, Albumblatt von Justus Möser (a Gottingue ce 6 Mars 1743). — Schmidt Erich, C. M. Wieland an die weimarische Bibliothek, Oßmannst. den 20. Februar 1798. — Jonas Fritz, Christian Garve an Ramler, Breslau, 25. November 1776. — Meisner Heinr., Albumblatt von Joh. Gottfr. Herder, Caroline Herder und Joh. Georg Hamann 1784. — Weinhold Karl, Goethes Christel. Faksimile der ältesten Handschrift des Gedichts Auf Christianen R. — Weinhold Karl, Johann Martin Miller an Heinrich Christian Boie, Leipzig den 12. November 1774. — Schmidt Erich, J. H. Voß an A. M. Sprickmann, Otterndorf, 13. Mai 1779. — Schmidt Erich, A. W. Schlegel an Gottlieb Hufeland, Dresden, 15. Juli 1798. — Gruyter W. de, A. W. Schlegel an Georg Andreas Reimer, Paris, 14. April 1817. — Geiger Ludwig, Therese Heyne über Züricher Persönlichkeiten, besonders über Pestalozzi und Lavater (1783). — Dilthey Wilhelm, Drei Briefe Schleiermachers an Gaß, Berlin, 6. November und 1. Dezember 1819, 29. Februar 1820. — Meisner Heinrich, Über den deutschen Bund. Auszüge aus E. M. Arndts Aufzeichnungen während seiner Untersuchung 1821. — Sauer A., Briefe von L. Oken an den Grafen Kaspar Sternberg. Zur Geschichte der deutschen Naturforscherversammlungen. — Jonas Fritz, L. A. von Arnim an Dorow, Berlin, 3. Februar 1809. — Reifferscheid Alexander, Briefe aus dem Grimm- von Haxthausenschen Kreise (1818—1855). 1. Ludwig Achim von Arnim an die Herausgeber der „Wünschelruthe", Prenzlau, 23. Februar 1818. 2. August von Haxthausen an L. A. von Arnim, März 1818. 3. Wilhelm Grimm an Jenny von Droste-Hülshof, Cassel, 26. Mai 1821. 4. und 6. Jakob Grimm an Werner von Haxthausen, Cassel, 23. April 1822, 14. April 1838. 5. Joseph von Laßberg an Sophie von Haxthausen, Eppishausen, am 21. Hornungs 1832. 7. Wilhelm Grimm an Frau Aug. von Arnswaldt, geborene Anna von Haxthausen, Berlin, 4. August 1841. 8. August von Haxthausen an Marie von Arnswaldt, Bökendorf, 7. März 1855. — Meyer-Cohn Alexander, Ein Brief Friedrich Rückerts, Ebern, 28. Oktober 1814. — Weinhold Karl, Heinrich Heine an Karl Simrock, Hamburg, 26. Mai 1826. — Weinhold Karl, David Friedrich Strauß an Heinrich von Treitschke, Darmstadt, 26. November 1865. — Prieger Erich, Über Dichtung und Musik. Drei Briefe von Robert Franz 1882. — Meyer R. M., Albumblatt Emanuel Geibels, 23. Januar 1883. — Dümmler E., Aus dem Briefwechsel Wilhelm Wattenbachs. 1. Johann Gustav Droysen an W. Wattenbach, Kiel, 15. Oktober 1842. 2. Karl Friedrich Hermann an W. Wattenbach, Göttingen, 26. November 1842. 3. Friedrich Gottlieb Welcker an W. Wattenbach, Bonn, 25. November 1843. 4. W. Wattenbach an Georg Curtius, Berolini, 23./IX. 1842. — Rodenberg Julius, Conrad Ferdinand Meyer und Theodor Fontane. Aus Briefen an Rodenberg 1891. — Karpeles Gustav, Aus Theodor Fontanes Werkstatt. Auszüge aus Briefen 1879—1885. — Gruyter W. de,

Hermann von Helmholtz an G. A. Reimer. — Wildenbruch Ernst von, Graues Haar. Gedicht, Weimar, 11. Juni 1901.

Müller-Waldeck Ed., Siciliana. Auf Goethes Pfaden und andere Essays. Zürich, C. Schmidt. 2 M.

Rohde Erwin, Kleine Schriften. 2 Bände. Tübingen, J. C. B. Mohr. 24 M.

Im 2. Band: Beiträge zur Geschichte des Romans und der Novelle, zur Sagen-, Märchen- und Altertumskunde.

Schlaikjer Erich, Berliner Kämpfe. Gesammelte literarische Aufsätze. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 2 M.

Schmidt Erich, Charakteristiken. Erste Reihe. Zweite Auflage. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung.

Wir begrüßen das alte wohlvertraute Buch mit freudigem Dank in seiner neuen Gestalt. Ist es auch naturgemäß nicht umgeschmolzen worden wie Schmidts Lessingbiographie, so haben doch einzelne Aufsätze, wie besonders der über Faust und das sechzehnte Jahrhundert bedeutsame Zusätze erfahren, die sie mit der von Schmidt angeregten und zum Teil selbst geleisteten Forschung der letzten zwei Dezennien in Übereinstimmung bringen. Der damals berechtigte Vorwurf gegen die Herausgeber der Werke Raimunds S. 363 f. hätte als längst hinfällig billigerweise gestrichen werden müssen, da die zweite Auflage vom Jahre 1891 die gerügten Fehler vermieden hat. A. S.

Svoboda Adb., Ideale Lebensziele. Kritisches, Geschichtliches und Philosophisches. 2 Teile. Leipzig, C. G. Naumann. 15.50 M.

Wolff Eug., Zwei Jahre im literarischen Kampf. Studien und Kritiken zur Literatur der Gegenwart. Oldenburg, Schulze. 6 M.

## Kirchengeschichte. Theologie.

**Allgemeines.** Die religiöse Entwicklung der Menschheit im Spiegel der Weltliteratur. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. Herausgegeben von L. Weber. Gütersloh, Bertelsmann. 6 M.

Aus dem Inhalt: Paulsen P., Reuchlin und Hutten. — Hans Sachs, Der neueste Realismus. — Tschackert P., Martin Luther. Philipp Melanchthon. — Rosin, Das evangelische Kirchenlied. — Lang A., Die Begründer der reformierten Kirche: Zwingli, Butzer, Calvin. — Saftien K., Johann Fischart. — Weber, Die Literatur der Gegenreformation. Der Jansenismus. Der Methodismus. Die Literatur der Aufklärung. Klopstock. Die Romantik. Die evangelischen Dichter der napoleonischen Zeit und der Freiheitskriege. Die Entwicklung des deutsch-evangelischen Christentums im 19. Jahrhundert. Die Hegelsche Philosophie. Das junge Deutschland. Die deutsche Literatur von 1848—1870. Die unchristlichen und antichristlichen Weltanschauungen der Gegenwart. — Sachsse, Die deutsche Dichtung zur Zeit der Orthodoxie und der Pietismus 1624—1724. — Krücke: Winckelmann, Lessing, Herder. — Kühn E., J. G. Hamann. — Mosapp H., Fr. Schiller. — Rocholl H., J. W. Goethe. — Lemme, Die Philosophie Kants. Schleiermachers Theologie.

Lülmann C., Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten. Ein Beitrag zur Geschichte des Christentums. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 4.80 M.

Buchwald Geo., Die evangelische Kirche im Jahrhundert der Reformation. Leipzig, Bernh. Richter. 30 Pf.

Clemen Otto, Beiträge zur Reformationsgeschichte aus Büchern und Handschriften der Zwickauer Ratsschulbibliothek. 2. Heft. Berlin 1902, C. A. Schwetschke und Sohn. 4 M.

Inhalt: 1. Zu Luthers Stammbaum und Erfurter Studentenzeit. — 2. Bischof Adolph von Merseburg und die Pfarrer von Schönbach und Großbuch. — 3. Simon Haferitz. — 4. Georg Mohr. Beilagen: Mohr an Stephan Roth, Borna, 11. April 1532. Michael Schulteis an Kurfürst Moritz, Torgau, 3. und 6. Juni 1549. — 5. Der Wiedertäufer Ulrich Hugwald. — 6. Der Bauer von Wöhrd. — 7. Spalatiniana. 1. Spalatin an Jordan Hertzheimer jun. in Wittenberg, Altenburg, 21. Dezember 1518. 2. 22 Briefe an Spalatin von Pirkheimer, W. Link, Gereon Sayler, Joh. Agricola, Erasmus von Minkwitz, Andreas Osiander, Adam Siber, Georg Thormann, Veit Dietrich, Camerarius, Thomas Venatorius, Veit Amerbach, Justus Jonas, Bugenhagen, Nicolaus von Amsdorf, Petrus Plateanus (Platean an G. Agricola, Alexius Bresnicer an Platean), Wolfg. Reißenbusch, Antonius Musa, Georg Brück. — 8. Epigrammata aliquot Wormatiensia 1540/1. — 9. Zum zweiten Regensburger Religionsgespräch. — 10. Ein Buch aus Jacob Milichs Bibliothek.

Silbernagl Isidor, Die kirchenpolitischen und religiösen Zustände im 19. Jahrhundert. Ein Kulturbild. Landshut, Ph. Krüll. 6 M.

**Landschaften.** Evangelische Lebensbilder aus dem Elsaß. Straßburg, Buchhandlung der evangelischen Gesellschaft. 1.80 M.

Uhlhorn Gerh., Hannoversche Kirchengeschichte in übersichtlicher Darstellung. Stuttgart 1902, D. Gundert. 3.20 M.

Herrmann Fritz, Das Interim in Hessen. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 4.20 M.

Loesche Georg, Geschichte des Protestantismus in Österreich. In Umrissen. Im Auftrage der „Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich". Tübingen und Leipzig 1902, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 2 M., geb. 2.50 M.

Es ist eine Freude, dieses Buch, das vom rechten Manne zur rechten Zeit erscheint, anzuzeigen. Eine authentische Darstellung der Schicksale des Protestantismus in Österreich war schon längst ein dringendes Bedürfnis, da G. Trautenbergers „Kurzgefaßte Geschichte der evangelischen Kirche in Österreich" (2. Auflage 1886) längst vergriffen ist. Aus dem Vorwort erfahren wir, daß der Verfasser nur widerstrebend an seine Aufgabe herangetreten ist, da er seit langer Zeit mit Vorarbeiten für eine „auf breitester bibliothekarischer und vornehmlich archivalischer Grundlage" sich erbauende Geschichte des Protestantismus in Österreich beschäftigt sei. Es wird aber allgemein mit Dank begrüßt werden, daß er sich entschlossen hat, das vorliegende lebensfrische Büchlein vorauszuschicken. Daß die Studien, die es voraussetzt, noch nicht zum Abschluß gekommen wären, merkt man nirgends, im Gegenteil hat man den wohltuenden Eindruck, daß der Verfasser aus dem Vollen schöpft und sich oft gewaltsam beschränken muß, nicht mehr Beweismaterial beizubringen, als nötig ist. Flotte Charakteristiken und Milieuschilderungen mit einer Fülle trefflich illustrierender Einzelzüge beleben die Darstellung. Mitunter ist sie jedoch zu komprimiert. Auch ist der Stil nicht frei von Schwulst und Künsteleien.

Die Disposition war selbstverständlich: I. Reformation und Gegenreformation; II. Vom Toleranzpatent bis zur Gegenwart, von der Duldung bis zur Gleichberechtigung. Im ersten Teile, also „bis auf Josephs II. vereinheitlichende Regierung" werden die einzelnen Kronländer getrennt behandelt. Eine Einleitung geht voraus, in der die Stellung der Herrscher von Maximilian I. bis auf Maria Theresia zur religiösen Frage beleuchtet wird. Hier bot sich dem Verfasser reichlich Gelegenheit, seine Gabe, mit ein paar Strichen scharf zu charakterisieren, an den Tag zu legen.

Protestantisch und affektvoll ist das Büchlein geschrieben, und nicht nur aus jesuitisch-ultramontanem Lager wird das gehässige Schlagwort „Tendenz!" ertönen. Deshalb sei hier das Wort eines ausgezeichneten Kritikers der Gegenwart wiederholt: „Wer das Vergangene lebendig zu erfassen, das Einzelne in

das große Werden einzureihen, menschliches Schicksal nachzuempfinden und in den allgemeinen Zusammenhang menschlichen Lebens zu setzen versteht, wer die großen Züge der eigenen kraftvoll bewegten Persönlichkeit in die Darstellung der Vergangenheit absichtslos hineinzutragen gezwungen ist, der mag immerhin von den Objektivitätspharisäern der Tendenz beschuldigt werden, — fruchtbringendes Leben wird noch immer von ihm ausgehen, wenn die Brunnen der Schriftgelehrten längst schon erquickenden Trank verweigert haben." — Unbefangene auch unter den katholischen Lesern werden das Streben Loesches nach vorsichtig-abwägendem und gerechtem Urteil schon herausmerken und anerkennen und etwas davon spüren, daß die Geschichte die Gegenwart verstehen lehrt.

Einzelkritik ist diesem auf beschränktem Raume eine lange und inhaltsreiche Entwicklung umspannenden und auf weitere Kreise berechneten Buche gegenüber, zumal in dieser Zeitschrift, nicht am Platze. Otto Clemen.

**Schweiz.** Camenisch Carl, Carlo Borromeo und die Gegenreformation im Veltlin mit besonderer Berücksichtigung der Landesschule in Sondrio. Chur, Hitz. 5 M.

Quellen zur schweizerischen Reformationsgeschichte, herausgegeben von Zwingliverein in Zürich unter der Leitung von Emil Egli. I. Basel, Basler Buch- und Antiquariatshandlung (vormals A. Geering). 5.20 M.

Chronik der Bernh. Wyß 1519—1530. Herausgegeben von Geo. Finsler.

Hadorn W., Geschichte des Pietismus in den schweizerischen reformierten Kirchen. Konstanz, C. Hirsch. 7.50 M.

Schatz Adelgott, O. S. B., Kirchliche und politische Ereignisse in Tirol unter der bayerischen Regierung. Nach schriftlichen Aufzeichnungen des Marteller Frühmessers Josef Eberhöfer. 2. Auflage. Innsbruck, Vereins-Buchhandlung und Buchdruckerei. 2 M.

**Ortschaften.** Beintker E., Die Grundlagen des protestantischen Kirchen- und Schulwesens in Anklam 1535—1567. Programm. Anklam.

**Augsburg.** Hans Wilh., Gutachten und Streitschriften über das jus reformandi des Rates vor und während der Einführung der offiziellen Kirchenreform in Augsburg (1534—1537). Ein Beitrag zur Geschichte der Anschauungen von den kirchlichen Aufgaben der Obrigkeit in der Reformationszeit. Augsburg, J. A. Schlosser. 2.70 M.

Tschackert Paul, Die unveränderte augsburgische Konfession, deutsch und lateinisch, nach den besten Handschriften aus dem Besitze der Unterzeichner. Kritische Ausgabe mit den wichtigsten Varianten der Handschriften und dem Textus receptus. Leipzig, A. Deichert Nachfolger. 7 M.

Wolfart K., Die erste offizielle Entscheidung der Stadt Augsburg für die Reformation 1533. Dissertation. Erlangen.

Meier Berth., Legenden und Geschichten des Klosters St. Aegidien zu Braunschweig. Im Auftrag der Stadtbehörden herausgegeben von Ludw. Hänselmann. Wolfenbüttel 1900, J. Zwißler. 15 M.

Bretholz B., Die Pfarrkirche St. Jakob in Brünn. Herausgegeben vom Gemeinderate der Landeshauptstadt Brünn. Brünn (C. Winiker). 8 M.

Kötz G., Beiträge zur Quellenkunde der Danziger Kirchengeschichte. Programm. Neumark, Wpr.

Geyer Chrn., Aus der Reformationsgeschichte Nördlingens. Hauptvortrag. Nördlingen, C. H. Beck. 20 Pf.

Caemmerer Herm. von, Das Regensburger Religionsgespräch im Jahre 1546. Berlin, E. Ebering. 2 M.

Brunner Geo., Geschichte der Reformation des Klosters und Stiftlandes Waldsassen bis zum Tode des Kurfürsten Ludwig VI. (1583). Ein Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte der Oberpfalz. Nach archivalischen Akten und Urkunden bearbeitet. Erlangen, F. Junge. 2.60 M.

**Personen.** Balmer Th., Zur Erinnerung an Pfarrer J. Balmer sel. Predigten, Aufsätze und Vorträge, auf Wunsch zusammengestellt und herausgegeben. Basel, C. F. Lendorff. 4.40 M.
Fleisch Urban, Die erkenntnistheoretischen und metaphysischen Grundlagen der dogmatischen Systeme von A. E. Biedermann und R. A. Lipsius kritisch dargestellt. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 5.40 M.
Weber Rud., Gedenkrede auf Georg Buchholtz, exulierten evangelischen Pfarrer zu Groß-Lomnitz und Senior der gewesenen XXIV-städter Fraternität (1643—1724). Kesmark (Budapest, L. Kókai). 20 Pf.
Calvin-Briefe. In Auswahl und Übersetzung von Maria von Born. Mit einem Vorwort von K. Müller. Elberfeld 1902, Reformierter Schriftenverein. 2 M.
Friedrich J., Ignaz von Döllinger. Sein Leben, auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt. 3. Teil. Von der Rückkehr aus Frankfurt bis zum Tod 1849—1890. München, C. H. Beck. 16 M.
Das Frommel-Gedenkwerk. Herausgegeben von der Familie. 2. und 4. Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 6 M. und 2.50 M.
Inhalt. 2. Band: Frommel Otto H., Frommels Lebensbild. 2. Band. Vom Wupperthal zur Kaiserstadt. — 4. Band. Frommel Emil, Für Thron und Altar. Reden in Kriegs- und Friedenszeiten. Herausgegeben von J. Keßler.
Pfister Alb., Heinrich Hansjakob. Aus seinem Leben und Arbeiten. Stuttgart, A. Bonz & Co. 1.80 M.
Kögel Gfr., Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. 2. Band. 1854—1872. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 6 M.
Klug Alfr., Karl Krummacher. Sein Leben und Wirken. Elberfeld 1902, Westdeutscher Jünglingsbund. 2.40 M.
**Luther.** D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. 23. Band. Mit vier Nachbildungen von Lutherhandschriften. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 23.20 M.

Der im Dezember 1901 erschienene Band enthält die Schriften und Predigten des Jahres 1527. Als theologischer Herausgeber der Schriften zeichnet W. Walther, die textkritische und sprachliche Bearbeitung leisteten die beiden Redaktoren. Neben vier Vorreden Luthers (zu Lichtenbergers Weissagungen, zu Stephan Roths Verdeutschung von Luthers lateinischer Psalterauslegung und zu zwei Schriften des Justus Menius) erscheint hier Luthers umfängliche Auslegung des Sacharja, seine köstliche Antwort auf des Königs zu England Lästerschrift, seine auf Grund der Berichte Michael Stiefels zusammengestellte Martyriumsgeschichte Lenhard Keisers und als erste Probe von Luthers lateinischer Bibelübersetzung der Octonarius David (herausgegeben von G. Koffmane). Das größte Interesse in diesem Bande beanspruchen drei Schriften, zu denen Luthers eigenhändiges Druckmanuskript, an den Setzermarken als solches kenntlich, größtenteils erhalten ist: die klassische Streitschrift „Daß diese Worte Christi, Das ist mein Leib' noch fest stehen wider die Schwarmgeister" und zwei kleinere, „Ob man vor dem Sterben fliehen möge" und „Tröstung an die Christen zu Halle über Herr Georgen ihres Predigers Tod". Die Handschriften und die gedruckte Überlieferung werden in Paralleldruck mitgeteilt, im einzelnen wird in den Anmerkungen der Versuch gemacht, Luthers Anteil an der Korrektur des Urdrucks festzustellen. Die wichtige grundsätzliche Frage, wie sich die Setzer gegenüber ihren Vorlagen verhalten haben, empfängt neues Licht aus diesem höchst anziehenden Material, das jedenfalls deutlich macht, wie sehr Luthers Einfluß auf die Herstellung der Wittenberger Drucke bisher unterschätzt worden ist. Den Schluß des Bandes bildet eine Übersicht über Luthers Predigttätigkeit im Jahre 1527, sowie die von G. Buchwald und den beiden Redaktoren besorgte Herausgabe der wenigen erhaltenen Predigten dieses Jahrganges: es sind nur 10, das heißt etwa der achte Teil der nachweislich gehaltenen. A. B.

Buchwald Geo., Doktor Martin Luther. Ein Lebensbild für das deutsche Haus. Leipzig 1902, B. G. Teubner. 6 M.
Köstlin Jul., Luthers Theologie in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrem inneren Zusammenhange dargestellt. 2. Auflage. 2 Bände. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 12.80 M.
Kuhn R., Verhältnis der Dezemberbibel zur Septemberbibel. Kritischer Beitrag zur Geschichte der Bibelsprache M. Luthers. Mit einem Anhang über Joh. Langes Matthaeusübersetzung. Dissertation. Greifswald.
Preuß Hans, Die Entwicklung des Schriftprinzips bei Luther bis zur Leipziger Disputation. Im Zusammenhang mit der Stellung Luthers zu den andern theologischen Autoritäten seiner Zeit dargestellt. Leipzig, Ch. H. Tauchnitz. 3 M.
Herzog Johs., Friedrich Christoph Ötinger. Ein Lebens- und Charakterbild, aus seinen Selbstbekenntnissen und Schriften entworfen (Calwer Familien-Bibliothek. Band 55). Calw und Stuttgart 1902, Vereinsbuchhandlung. 1.50 M.
Götz Joh. B., Kardinal Karl August Graf von Reisach als Bischof von Eichstädt. Mit einer Widmung von Triller. Eichstädt, Ph. Brönner. 2.50 M.
Goetz Leop. Karl, Franz Heinrich Reusch 1825—1900. Eine Darstellung seiner Lebensarbeit. Gotha, F. A. Perthes. 1.50 M.

**Schleiermacher.** Klepl Geo., Die „Monologen" Fr. Schleiermachers und Fr. Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse". Eine Studie zur Geschichte der individualistischen Ethik. Dresden, H. Morchel. 1 M.
Kügelgen Constant. von, Schleiermachers Reden und Kants Predigten. Zwei Aufsätze. Leipzig, R. Wöpke. 1 M.
Lahse E., Schleiermachers Lehre von der Volksschule im Zusammenhange mit seiner Philosophie. Dissertation. Leipzig.
Richter J., Das Prinzip der Individualität in der Moralphilosophie Schleiermachers. Dissertation. Leipzig.
Stephan Horst, Die Lehre Schleiermachers von der Erlösung. Dargestellt und beurteilt. Tübingen, J. C. B. Mohr. 3.60 M.
Thimme Gfr., Die religionsphilosophischen Prämissen der Schleiermacherschen Glaubenslehre. [Erlanger Dissertation.] Hannover, Hahn. 1.50 M.
Schneider Karl, Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Lebenserinnerungen. 2. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger, Zweigniederlassung Berlin. 6 M.
Lauchert Frdr., Franz Anton Staudenmaier (1800—1856) in seinem Leben und Wirken dargestellt. Freiburg i. B., Herder. 5 M.
Harraeus Karl, David Friedrich Strauß. Sein Leben und seine Schriften unter Heranziehung seiner Briefe dargestellt (Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. 10. Band). Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 4.60 M.
Kolde Thdr., D. Joh. Teuschlein und der erste Reformationsversuch in Rothenburg o. d. T. (Aus: „Festschrift der Universität Erlangen für Prinzregent Luitpold"]. Leipzig, A. Deichert Nachfolger. 1.20 M.
Mellby C. A., Conrad Vorstius. Ein Vorkämpfer religiöser Duldung am Anfang des 17. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig.
Wiggers Jul., Aus meinem Leben. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 7.60 M.
Sentzer P. Bonif., O. S. B., Roman Sebastian Zängerle, Fürstbischof von Seckau und Administrator der Leobener Diözese 1771—1848. Zumeist nach Archivalien dargestellt. Graz, Styria. 7.50 M.
Steinecke O., Zinzendorf und der Katholizismus. Ein Beitrag zum Verständnis Zinzendorfs. Halle 1902, R. Mühlmanns Verlag. 1.60 M.

**Zwingli.** Jackson S. M., Huldreich Zwingli, the reformer of German Switzerland, 1484—1531. Historical survey of Switzerland before the

reformation by John Martin Vincent, chapter on Zwingli's theology by Frank Hugh Foster. (Heroes of the reformation.) London, Putnam. Sh. 6.

Huldreich Zwingli (1481—1531), the reformer of German Switzerland, selected works, translated for the first time from the originals, the german works by L. A. Mc Louth, and the latin by Henry Preble and G. W. Gilmore. Philadelphia, Longmans, Greens and Co.

---

## Die Litteratur in der Schule.

Schaebel L., Immanente Parallelbehandlung des Goethe- und Schillerstoffes in Oberprima. Programm. Gießen.

Mager Adf., Moderne deutsche Dichter. Für Schule und Haus herausgegeben. 2. Auflage. Wien 1902, A. Pichlers Witwe & Sohn.

Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Herausgegeben von J. Wychgram. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

81. Achelis Thom., Grundzüge der Lyrik Goethes. 1900. 1.20 M.

82. Sachs Hans, Auswahl aus seinen Dichtungen ... herausgegeben von U. Zernial. 1900. 80 Pf.

83. 85. Goethe, Faust. 1. und 2. Teil. Im Auszuge herausgegeben von C. Rohle. 1900. à 75 Pf.

84. Hebbel Frdr., Die Nibelungen ... herausgegeben von H. Gaudig.

87. Franz Rud, Hilfsbuch zu Lessing. 1 M.

88. Herder, Ausgewählte Prosa. 3. Bändchen. Herausgegeben von Thdr. Matthias. 75 Pf.

Scheel Willy, Lesebuch aus Gustav Freytags Werken. Ein Hülfsbuch für den deutschen und geschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Ausgewählt und eingeleitet. Berlin, Weidmann. 3 M.

**Goethe.** Goethe's poems selected and edited with introduction and notes by Julius Goebel. New York, Holt and Co.

Stecher Rich., Erläuterungen zu Goethes Clavigo (Wilh. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 56. Bändchen). Leipzig, H. Beyer. 40 Pf.

Bischoff Erich, Erläuterungen zu Goethes „Faust". II. Teil (Dr. Wilh. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 43. und 44. Bändchen). Leipzig, H. Beyer. 40 Pf.

Buurman Ulr., Erläuterungen und Aufsätze zur Einführung in Goethes Faust für Lehrer und den Gebildeten. Leipzig, Renger. 1.50 M.

Goethe, Hermann und Dorothea ed. by C. A. Buchheim and Emma S. Buchheim. With an Introduction by Edw. Dowden. Oxford, Clarendon Press (London, Frowde). Sh. 3.

Goethe, Wolfgang von, Hermann und Dorothea. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Adolf Hauffen. Zweite, verbesserte Auflage. Wien und Prag, F. Tempsky. 70 *h*.

Goethe J. W. von, Hermann und Dorothea. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Herm. Leppermann. Münster, Aschendorff. 85 Pf.

Grillparzer Franz, Sappho, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Edited with introduction and notes by Chiles Clifton Ferrell. Boston, Ginn & Company 1900.

Grimmelshausen H. J. Chr. von, Simplicius Simplicissimus. In Auswahl herausgegeben von F. Bobertag. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen 80 Pf.

Immermann Karl, Der Oberhof. Mit Proben aus dem Roman: „Münchhausen" für den Schulgebrauch herausgegeben von Herm. Muchau. Leipzig, G. Freytag 1.20 M.

**Kleist.** Kleist Heinr. von, Prinz Friedrich von Homburg. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ed. Arens. Münster, Aschendorff. 90 Pf.

Stecher Rich., Erläuterungen zu Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug" (Wilh. Königs Erläuterungen der Klassiker. 30. Bändchen). Leipzig, H. Beyer. 40 Pf.

Klopstocks Messias und Oden, ausgewählt und erläutert von Karl Kinzel (Denkmäler der älteren deutschen Literatur ... herausgegeben von Gхold Bötticher und Karl Kinzel IV, 3). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1 M.

Körner Thdr., Zriny. Ein Trauerspiel. Für die Einführung in die dramatische Lektüre bearbeitet von Heinr Bockeradt. Münster, Aschendorff. 95 Pf.

**Lessing.** Lessing Gхold. Ephr., Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte. Für den Schulgebrauch herausgegeben von L. Schunck. Münster, Aschendorff. 1.10 M.

Lessing Gхold. Ephr., Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ed. Clausnitzer und Bruno Wehnert. Halle 1902, H. Schroedel. 1 M.

**Rückert.** Sommer Wilh., Die Weltparabel „Der Mann im Brunnen" und ihre Verwertung für Schule und Leben. In monographisch-methodischer Darstellung. Reichenbach, E. Müller. 50 Pf.

**Schiller.** Müller Ernst, Schiller-Büchlein. Hülfsbuch für Schule und Haus. Wien und Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 2 M.

Schillers Abhandlung, Über naive und sentimentalische Dichtung, sowie dessen akademische Antrittsrede: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Für den Schulgebrauch eingerichtet und mit Erläuterungen versehen von M. Schmitz (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. 26. Band). Paderborn, F. Schöningh. 1.50 M.

Schiller Frdr. von, Wilhelm Tell. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Heuwes. Münster, Aschendorff. 1 M.

Schillers Wallenstein. Edited with introduction, notes and map by Max Winkler. New York, The Macmillan Company.

Sybel Heinrich von, Prinz Eugen von Savoyen. Edited with introduction, notes and index by E. C. Quiggin. Cambridge, At the University Press. 1902.

Uhland Ludw., Ernst Herzog zu Schwaben. Trauerspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Löhrer. Münster, Aschendorff. 75 Pf.

Das deutsche Volkslied, ausgewählt und erläutert von Julius Sahr (Sammlung Göschen). Leipzig, G. J. Göschen. 80 Pf.

---

## Volkskunde.

**Allgemeines.** Hoffmann-Krayer E., Die Volkskunde als Wissenschaft. Zürich 1902, F. Amberger. 1 Fr.

Die Gegenstände und Arbeitsgebiete der Volkskunde, sowie deren Grenzen sind in den letzten Jahren wiederholt methodisch erörtert worden, so von Weinhold, E. H. Meyer, Mogk, vom Referenten und Anderen. Der Verfasser der vorliegenden kurzen, aber sehr eindringlichen und lehrreichen Abhandlung konnte in Anbetracht des nun schon mehrjährigen regen Betriebes der jungen Wissenschaft diese Dinge als bekannt voraussetzen und unerörtert lassen. Ihm kommt es hingegen vor allem darauf an, in den Kern des Begriffes und der Methode der Volkskunde einzudringen und er bezeichnet es selbst als Zweck seiner Studie,

„darzulegen: was man unter Volkskunde versteht und wie ihre Probleme wissenschaftlich erfaßt werden können".

Zunächst stellt er von neuem fest, daß in dem Worte Volkskunde unter Volk nicht populus-Nation, sondern vulgus gemeint ist, das heißt „das niedere primitiv denkende, von wenig Individualitäten durchdrungene Volk, in dem sich das eigentliche ursprüngliche Volkstum wiederspiegelt". Die Volkskunde hat daher nicht das gesamte nationale Leben darzustellen, sondern nur das, was dem vulgus in populo angehört; „die primitiven Anschauungen und die volkstümlichen Überlieferungen: Sitte, Brauch, abergläubische Vorstellungen, Dichtung, bildende Kunst, Musik, Tanz, Sprechweise u. s. w. in ihren niederen, auf weite Schichten sich ausdehnenden Stufen."

Weiterhin grenzt Hoffmann vorsichtig die Volkskunde von ihren Nachbargebieten, der Ethnographie und Kulturgeschichte ab, zeigt an Beispielen die Reste altvolkstümlicher Anschauungen in der höheren Kultur und umgekehrt das Eindringen rein kultureller Elemente in die volkstümlichen Anschauungen und Bräuche, wobei auch die Frage der Volks- und Kunstpoesie gestreift wird. Ferner scheidet der Verfasser die zwei Arten der Volkskunde voneinander, die stammheitliche und die allgemeine. Die erstere bildet mit ihren beschreibend-historischen und ihren vergleichend-historischen Darstellungen, denen als höchstes Problem die Erforschung der spezifischen Eigenart eines Stammes oder Volkes vorschwebt, eine Grundlage für die allgemeine Volkskunde. Die Probleme der allgemeinen Volkskunde sind rein geistesgeschichtlicher Art. Die Naturgesetztheorie bei der Erklärung des Volkstums lehnt Hoffmann ab. Er weist (wiederum an Beispielen) nach, daß es die Aufgabe der allgemeinen Volkskunde ist, den Bedingungen nachzugehen, denen Volksglauben, Mythen, Bräuche ihr Dasein verdanken, und aus der Summe der Einzelheiten Schlüsse auf das Generelle zu ziehen. Sie muß Herkunft und Entstehungsart, Umwandlung und Verschwinden der volkstümlichen Überlieferungen beobachten, diese Erscheinungen aber auf ihre Ursachen zurückführen und aus den einzelnen Fällen allgemeine Gesetze abstrahieren. Ihr letztes Ziel ist so „das wissenschaftliche Durchdringen des primitiven Denkens überhaupt". Hauffen.

Hager Geo., Die Weihnachtskrippe. Ein Beitrag zur Volkskunde und Kunstgeschichte aus dem bayerischen Nationalmuseum. München 1902, Gesellschaft für christliche Kunst. 7 M.

Rietschel Geo., Weihnachten in Kirche, Kunst und Volksleben (Sammlung illustrierter Monographien. Herausgegeben von Hanns von Zobeltitz. 5. Band). Bielefeld 1902, Velhagen & Klasing. 4 M.

Stötzner P., Osterfeiern, herausgegeben nach einer Zwickauer Handschrift aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Programm. Zwickau.

**Volkslied.** Adler M., Volks- und Kinderlieder gesammelt und erläutert. Programm. Halle.

Baragiola Aristide, Il canto popolare tedesco. Bari, Laterza & Figli.

Auf Grund von Handbüchern, Untersuchungen und Sammlungen deutscher Forscher, aber auch auf Grund eigener Studien hat Baragiola Vorlesungen über das deutsche Volkslied an der Universität in Padua gehalten: Interpretazione di canti popolari tedeschi und die Einführung dazu in der vorliegenden Schrift veröffentlicht. In knapper Form mit Wärme und Sachkenntnis entwirft hier Baragiola ein möglichst abgerundetes Bild vom deutschen Volksliede. Der erste Teil gibt einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung des deutschen Volksliedes vom Mittelalter herauf und der verschiedenen Gruppen der Volkslyrik, der zweite Teil charakterisiert die besondere Art, Wesen und Inhalt, innere und äußere Form des Volksliedes. In den Proben werden die Reste deutschen Volksgesanges in den kleinen deutschen Sprachinseln Oberitaliens und der italienischen Schweiz, die Baragiola erforscht hat, besonders berücksichtigt. A. H.

Geller L., Ursprung, Entwicklung und Wesen des deutschen Volksgesanges bis zur Blütezeit des Volksliedes. Programm. Gießen.

Lore H., Zur Geschichte des Volksliedes im 18. Jahrhundert. Dissertation. Berlin.

**Namen.** Khull F., Deutsches Namenbüchlein. Ein Hausbuch zur Mehrung des Verständnisses unserer heimischen Vornamen und zur Förderung deutscher Namengebung. Zweite, veränderte Auflage (Verdeutschungsbücher des Allgemeinen deutschen Sprachvereins IV). Berlin, Verlag des Sprachvereins. 50 Pf.

**Trachten.** Hottenroth Frdr., Deutsche Volkstrachten — städtische und ländliche — vom 16. Jahrhundert an bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts. III. Volkstrachten aus Nord- und Nordost-Deutschland, sowie aus Deutsch-Böhmen. Frankfurt a. M. 1902, H. Keller.

**Sagen und Märchen.** Amersbach Karl, Licht- und Nebelgeister. Ein Beitrag zur Sagen- und Märchenkunde. Programm. Baden-Baden (O. Nyssel). 1.50 M.

Becker Marie Luise, Die Liebe im deutschen Märchen. Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 2.50 M.

Kippenberg Ant., Die Sage vom Herzog von Luxemburg und die historische Persönlichkeit ihres Trägers. Leipzig, W. Engelmann. 7 M.

Huber Nik., Die Sagen vom Untersberg. Gesammelt und mit erläuternden Anmerkungen versehen. 90 Sagen in 14 Abteilungen. 2. Auflage. Salzburg, H. Dieter. 60 Pf.

**Landschaften.** Züricher Gertrud, Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern. Nach mündlicher Überlieferung gesammelt (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 2). Zürich, Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde.

Die Gesellschaft für Schweizerische Volkskunde gibt neben ihrer Vierteljahrsschrift, dem „Schweizerischen Archiv für Volkskunde", dessen Inhalt in der Zeitschriften-Bibliographie des Euphorion regelmäßig verzeichnet wird, auch eine Reihe besonderer Schriften heraus, die hauptsächlich umfänglicheren Sammlungen und Ausgaben gewidmet sein soll. Das vorliegende Heft bringt eine von Prof. Singer angeregte sehr reichhaltige, über 1100 Nummern enthaltende Sammlung von Kinderliedern und Kinderspielen aus Stadt und Kanton Bern. Fräulein Züricher hat nur solche Reime aufgenommen, die wirklich von Kindern oder im Verkehr mit Kindern gebraucht werden und die nicht nachweislich von bekannten Verfassern herrühren. Die schriftdeutschen Stücke bilden innerhalb der mundartlichen Liedchen nur einen geringen Bruchteil. Einige wenige enthalten französische Verschen. Die Sammlung bringt Wiegenlieder, Kindergebete und Besegnungen, Scherzliedchen, Fingerspiele, Kniereiter, Marsch- und Tanzliedchen, Regen- und Schneeliedchen, Glockensprachen, Neujahrs- und Fastnachtbettellieder, Reime, die sich auf die Schule, auf Nahrung und Kleidung beziehen, Tierverschen, Gespräche, Neckmärchen, verkehrte Welt, Kinderpredigten, Kettenreime, Erzählungen, Anzählreime, Spottverse und Gassenrufe, Geheimsprachen, Verlegung der Betonung, Schnellsprechübungen, Verse Erwachsener im Kindermund, Spiele (alles mit Angabe verwandter Stücke in anderen deutschen Landschaften), endlich eine Reihe von Melodien. A. H.

Andree Rich., Braunschweiger Volkskunde. 2. Auflage. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. 5.50 M.

**Egerland.** Grüner Seb., Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer. 1825 für J. W. von Goethe niedergeschrieben. Herausgegeben von Alois John (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Geleitet von Adf. Hauffen. IV. Band. 1. Heft). Prag, J. G. Calve. 3 M.

Egerländer Volkslieder. Herausgegeben vom Verein für Egerländer Volkskunde in Eger. Heft 2. Einleitung von Alois John, Tonschrift von Josef Czerny. Eger, Verlag des Vereins. 1 M.

Dem ersten Hefte, das im Jahre 1898 erschienen war und 22 Volkslieder, sowie vier volkstümlich gewordene Lieder von G. R. Dümml brachte, folgt nun das zweite Heft, das auch mit einer kleinen literarhistorischen Einführung von Alois John eröffnet wird. Die neue Sammlung ist sehr reichhaltig. Sie enthält 52 Nummern, durchaus mit den von Czerny nach dem Volksmund gesetzten Melodien. Viele Liebes- und Tanzlieder, die zumeist dem Egerlande eigentümlich sind, fünf Balladen mit bekannten, weit verbreiteten Stoffen (Einst spielt ein Ritter mit seiner Magd, der Habersack u. s. w.), ein Ehestandslied, Fanfaren des Egerer Stadttürmers bei Taufen und anderen Gelegenheiten, Vierzeiler, Jodler, ein Neujahrs- und ein Dreikönigslied.

Die Gewährsmänner, Parallelen zum Stoff, Worterklärungen sind beigegeben, sowie das Bild einer Egerländerin in der Volkstracht. A. H.

Müller Curt, Deutsche Volksdichtung in der Oberlausitz. Ein Beitrag zur Volkskunde. Löbau (J. G. Walde). 1 M.

Krackowitzer, Inschriften und Aufschriften im Lande ob der Enns. Linz, E. Marcis. 60 Pf.

Bender Augusta, Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge. Niederschrift der Weisen von J. Pommer. Karlsruhe 1902, G. Pillmeyer. 3 M.

Mancke M. (William Forster), Aus Pommerns Vergangenheit. Sagen und Erzählungen aus den Ostseebädern Swinemünde, Heringsdorf, Misdroy. 2. Auflage. Swinemünde, H. Dehne. 1 M.

Bruns K., Volkswörter der Provinz Sachsen (Ostteil) nebst vielen geschichtlich merkwürdigen Ausdrücken der sächsischen Vorzeit. Herausgegeben im Auftrage des Zweigvereins Torgau des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Torgau, Jacobs. 40 Pf.

Hunziker J., Das Schweizerhaus, nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. 2. Abschnitt: Das Tessin. Aarau 1902, H. R. Sauerländer & Co. 9 M.

Ungarische Volksmärchen. Ausgewählt und übersetzt von Elisabeth Sklarek. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 5 M.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind mehrere Sammlungen ungarischer Märchen in deutscher Sprache veröffentlicht worden, doch seit 1857 ist keine deutsche Übersetzung mehr erschienen. Gerade in diesem Zeitraum von über vierzig Jahren aber ist erst der eigentliche Reichtum der ungarischen Märchen gehoben und von gelehrten Gesellschaften herausgegeben worden. Aus diesem reichen Schatze konnte Fräulein Sklarek schöpfen. Aus unbedingt verläßlichen Quellen bringt sie in der vorliegenden Sammlung ungefähr vierzig Märchen und einige Legenden in getreuer Übersetzung.

Zwei deutsche Gelehrte haben bei dieser Ausgabe mitgewirkt. Johannes Bolte hat mit seinen nie versagenden Kenntnissen die Anmerkungen bereichert, welche die parallelen Fassungen des Märchenschatzes der nichtmagyarischen Völker Ungarns (Siebenbürger Sachsen, Rumänen, Armenier, Zigeuner, Südslaven und andere) und der Nachbarn bringen. A. Schullerus hat ein sehr wertvolles Geleitwort geschrieben, worin er nicht nur die vorliegende Sammlung, sondern überhaupt das ungarische Märchen lehrreich in großen Zügen kennzeichnet, die fremden Stoffquellen, aus denen es erwachsen ist, nach Gruppen anordnet und die besondere ungarische Art der Umgestaltung dieser Stoffe, der Erzählungstechnik, der Bevorzugung bestimmter Motive aufdeckt.

Die Stoffe der hier erzählten Märchen und Legenden sind nur zum großen Teil aus dem internationalen Schatze der Märchenstoffe geläufig. Charakteristisch aber ist ihre besondere Einformung in ungarisches Volksleben und Volksfühlen. Charakteristisch sind die Formeln und stilistischen Mittel und das meist humoristisch verwertete Zusammenprallen der verschiedenen Volksstämme auf dem ungarischen

Globus. So liefert dieses Buch einen schätzenswerten neuen Beitrag zur vergleichenden Märchenforschung. A. H.

**Ortschaft.** Jäger M., Die Comedy vom jüngsten Gericht ein altes Volksschauspiel von Altenmarkt bei Radstadt. Nach der einzigen Handschrift mit Inhaltsübersicht und Anmerkungen. Salzburg 1900 (Selbstverlag). 2.40 fl.

Die vom Herausgeber in Filzmoos entdeckte Handschrift ist vom Spielleiter Franz Plattner um 1750 niedergeschrieben und für die Aufführungen zu Altenmarkt (Salzburg) 1755, 1764, 1781 verwendet worden. Die Vorgeschichte des Textes weist nach Tirol und in die Schweiz zurück. Das Spiel besteht aus 6685 Versen und läßt 103 Personen auftreten. Nach zwei Vorspielen folgt Auferstehung und Weltgericht. A. H.

---

## Stoffgeschichte.

Cerato M., La gelosia femminile in quattro tragici moderni (Rosmunda di V. Alfieri; Galeotto Manfredi di Vinc. Monti; Medea, di G. B. Niccolini; Gismonda da Mendrisio, di S. Pellico). Roma, tip. Nazionale di G. Bertero e C.

Grigorovitza Eman, Libussa in der deutschen Literatur. Berlin, A. Duncker. 2.50 M.

Kohlschmidt Osc., Der evangelische Pfarrer in moderner Dichtung. Skizzen und Kritiken zur neuesten Literaturgeschichte. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 2.40 M.

Inhalt: 1. Zur Einleitung. 2. Der charaktervolle Pastor. 3. Der charakterlose Pastor. 4. 5. Der hierarchisch-orthodoxe und der idealistisch-liberale Pastor. Väter und Söhne. 6. Der soziale Pastor. 7. Der idyllisch-novellistische Pastor. 8. Pfarrfrauen, Pfarrmütter und Pfarrtöchter. 9. Der Pastor in der Historie. 10. Zum Beschluß.

Mit würdigem Ernst und einer nicht geringen Belesenheit in allen modernen Literaturen geht der geistliche Verfasser an sein selbstgewähltes Thema heran, dessen Behandlung aus der Inhaltsübersicht deutlich ist. Hat er damit Recht, daß er die häufige Verwendung dieser Typen in der Literatur der Gegenwart als ein Zeichen zunehmenden religiösen Lebens ausgibt, so wäre eine eindringliche Schilderung dieser Voraussetzungen zu Beginn des Büchleins notwendiger gewesen als die trockene Bücherliste im Schlußkapitel. Die einzelnen Dichtungen nehmen sich unter der einseitig grellen Beleuchtung des Verfassers manchmal sonderbar aus; Sudermanns Sterbelied S. 40 f. ist sicher ganz anders gemeint als es hier aufgefaßt wird; daß keck-humoristische Skizzen wie Hartlebens gastfreier Pastor schlecht wegkommen, versteht sich von selbst; das Kapitel vom Pastor als komischer Person zu schreiben hat der Verfasser eingestandenermaßen (S. 102) nicht über sich gebracht. A. S.

Liebau Gustav, König Eduard III. von England im Lichte europäischer Poesie (Anglistische Forschungen. Herausgegeben von Johannes Hoops Heft 6). Heidelberg, Carl Winter. 2·80 M.

Inhalt: A. England. B. Frankreich. C. Niederlande. D. Deutschland. I. Von Könnich Eduardo tertio auß Engelandt, wirt sonsten genandt: Der beklegliche Zwanck (17. Jahrhundert). — II. Christian Felix Weiße, Eduard der dritte. — III. Karl Weichselbaumer, Die Belagerung von Calais.

Oeftering Mich., Heliodor und seine Bedeutung für die Literatur (Literarhistorische Forschungen. Herausgegeben von Josef Schick und M. Frh. von Waldberg. XVIII). Berlin, E. Felber. 4 M.

---

## Fünfzehntes und sechzehntes Jahrhundert.

Meteorologische Beobachtungen vom 14. bis 17. Jahrhundert. Mit einer Einleitung (Neudrucke von Schriften und Karten über Meteorologie und Erdmagnetismus, herausgegeben von G. Hellmann. Nr. 13). Berlin, A. Asher & Co. 18 M.

Lateinische Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von Max Herrmann. 15. Berlin, Weidmann. 3 M.

Inhalt: Veterator (Maistre Patelin) und Advocatus Zwei Pariser Studentenkomödien aus den Jahren 1512 und 1532. Herausgegeben von Johs. Bolte

Dionysius Dreytweins Esslingische Chronik (1548—1564). Herausgegeben von Adolf Diehl (221. Publikation des literarischen Vereines in Stuttgart), Tübingen.

Johann Eberlin von Günzburg, Sämtliche Schriften. Band 3. Herausgegeben von Ludwig Enders. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts Nr. 175/180. Flugschriften aus der Reformationszeit. XVIII.) Halle a. S., M. Niemeyer. 3.60 M.

Inhalt: XI. Die andere getreue Vermahnung (Zweiter Brief) an die Ulmer. XII. Wider die falschen Geistlichen, genannt die Barfüßer und Franziskaner. XIII. Predigt von zweierlei Reich, gehalten zu Rottenburg. XIV. Ein schöner Spiegel des christlichen Lebens. XV. Der Glockenthurm. XVI. Ein freundlich Zuschreiben an alle Stände deutscher Nation. XVII. Mich wundert, daß kein Geld im Land ist. XVIII. Wie sich ein Diener Gottes Worts in seinem Thun halten soll. XIX. Predigt zu Erfurt vom Gebet. XX. Warnung an die Christen der Burgauischen Mark.

Ein unvergängliches Verdienst hat sich Enders erworben durch seine Ausgabe von Luthers Briefwechsel, von der zuletzt 1898 der 8. Band (Briefe vom Juni 1530 bis April 1531) erschienen ist. Die von mehreren Seiten ausgesprochene Befürchtung, daß das Werk nicht fortgesetzt werden möchte, ist glücklicherweise grundlos. Aber auch mit seiner Eberlinausgabe hat sich Enders weite Kreise, nicht nur die zünftigen Reformations-, Literatur- und Kulturhistoriker, zu Dank verpflichtet. Ursprünglich beabsichtigte er nur ausgewählte Schriften Eberlins herauszugeben. Und so erschien 1896 der I. Band, die „15 Bundesgenossen" enthaltend, unter diesem Titel. Dem Unternehmen wurde jedoch ein so lebhaftes Interesse entgegengebracht, daß Enders sich entschloß, sämtliche Schriften des „sprachgewandtesten und sprachgewaltigsten Pamphletisten der beginnenden Reformationszeit neben Luther" in den Neudrucken zu veröffentlichen. Dem 1900 herausgekommenen II. Bande ist nun vor kurzem der Schlußband gefolgt, der auch die Einleitungen und Anmerkungen zu II und III und ein sehr willkommenes Glossar zu I—III enthält.

Die Neudrucke geben die betreffenden Originaldrucke wieder, doch sind die Druckfehler korrigiert. Nur, wo mehrere alte Ausgaben vorlagen, wurde der den verhältnismäßig korrektesten Text darbietende Druck zugrunde gelegt.

Die Einleitungen orientieren in knapper, aber durchaus genügender Weise über Abfassungszeit, Veranlassung, Drucklegung der betreffenden Schrift. Mehrfach ist Enders zu anderen Ergebnissen gelangt als der letzte Eberlinbiograph Radlkofer. Während dieser übrigens in dem seinem Buche angehängten „Verzeichnis der Druckschriften Eberlins" wenigstens einige Bibliotheken namhaft macht, in denen Exemplare der betreffenden Drucke sich finden, vermißt man bei Enders solche Angaben fast ganz. Die Neudrucke sollen ja freilich die Originale völlig ersetzen, es sind aber doch Fälle denkbar, in denen man auf das Original zurückgehen möchte. Außerdem läßt ein annähernd vollständiges Verzeichnis der Fundstellen — natürlich nur neben anderen Indizien — einen Schluß auf den Druckort zu. So wäre es z. B. interessant zu erfahren, welche Bibliotheken die

„Historie Bruder Jakobs ꝛc.“ (S. XIII) besitzen. Daß diese Übersetzung mit der ganz seltenen Titelbordüre in Wittenberg erschienen sein sollte, wie Enders gegen mich vermutet, erscheint mir unmöglich. S. XXXIV hätte noch Eberlins Brief an Bürgermeister Conrad Eberhard und Thomas Zweifel in Rothenburg a. T. vom 11. September 1525, veröffentlicht von Kolde in den Beiträgen zur bayerischen Kirchengeschichte 1, 268 f. (vgl. auch desselben Schrift: D. Joh. Teuschlein und der erste Reformationsversuch in Rothenburg o. d. T. 1901, S. 35), erwähnt werden sollen.

Zu den Anmerkungen seien noch ein paar kleine Ergänzungen gestattet. S. 296 zu der „Epistel S. Vdalrici“ vgl. Haußleiter, Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte VI, 121—126. S. 309 Zu Joh. Speiser wäre jetzt Roth, Augsburgs Reformationsgeschichte, 2. Auflage 1901, besonders S. 120 zu zitieren, und zu Bernhard und Conrad Adelmann die treffliche Monographie über ersteren von Fr. H. Thurnhofer 1900, besonders S. 75 Anmerkung 1. S. 354 Zu der Affäre mit Hermann Schwan vgl. Ed. Wintzer im Hessenland, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, 15. Jahrgang, Nr. 24, S. 342. S. 365 Zu „Manipel“ B. Kleinschmidt im Katholik 1900, II, 165—180. 248—267. Otto Clemen.

Fischart Joh., Das glückhafte Schiff von Zürich (1577). Herausgegeben von Geo. Baesecke (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 17. und 18. Jahrhunderts. 182). Halle, Niemeyer. 60 Pf.

Hegler A., Sebastian Francks lateinische Paraphrase der deutschen Theologie und seine holländisch erhaltenen Traktate. Tübingen.

Geilers von Kaysersberg „Ars moriendi“ aus dem Jahre 1497. Nebst einem Beichtgedicht von Hans Foltz von Nürnberg. Herausgegeben und erörtert von Alex. Hoch (Straßburger theologische Studien. Herausgegeben von Alb. Ehrhard und Eug. Müller. IV. Band. 2. Heft). Freiburg i. B., Herder. 2.40 M.

Lößl R., Das Verhältnis des Pamphilus Gengenbach und Niklaus Manuel zum älteren deutschen Fastnachtspiel. Programm. Gablonz 1900.

Die Chronik des Klosters Kaisheim, verfaßt vom Cistercienser Johann Knebel im Jahre 1531. Herausgegeben von Franz Hüttner (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. CCXXVI). Tübingen 1902.

**Hans Sachs.** Hans Sachs, herausgegeben von A. von Keller und E. Goetze. 24. und 25. Band, herausgegeben von E. Goetze (220. und 225. Publikation des literarischen Vereins in Stuttgart). Tübingen 1900 und 1902.

Band 24 enthält: 1. als Nachtrag einige Gedichte, die erst nach Vollendung des 23. Bandes gefunden oder als dem Hans Sachs gehörig erkannt worden sind, 2. einige Bildergedichte, welche die Unterschrift HSS tragen, ohne daß sie als zweifellos echte Werke des Hans Sachs angesehen werden können, 3. die Bibliographie der Einzeldrucke des Dichters mit anschließendem ausführlichen Register über diese.

Band 25 enthält Regesten zu Hans Sachs Leben und Werken. Der 26. (Schluß-)Band wird Erläuterungen zu diesem Bande und ein alphabetisches Register der Anfangszeilen sämtlicher Gedichte des Hans Sachs enthalten.

Genée Rud., Hans Sachs und seine Zeit. Ein Lebens- und Kulturbild aus der Zeit der Reformation. 2. Auflage. Leipzig 1902, J. J. Weber. 10 M.

Hermannus Schottenius Hessus, Ludus Martius sive Bellicus, continens simulachrum, originem, fabulam et finem dissidii, habiti inter Rusticos et Principes Germaniae Orientalis. Anno 1525. Herausgegeben von Edward Schröder. Programm. Marburg 1902.

Holstein H., Johannes Sinapius, ein deutscher Humanist (1505—1561). Programm. Wilhelmshaven.

Georg Wickrams Werke. Erster Band (Galmy. Gabriotto). Herausgegeben von Joh. Bolte und Willy Scheel. Zweiter Band (Knabenspiegel. Vom ungeratnen

Sohn. Von guten und bösen Nachbarn. Der Goldfaden). Herausgegeben von Joh. Bolte (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. 222 und 223). Tübingen.

## Siebzehntes Jahrhundert.

Podlaha Ant., Ein deutsches Theaterspiel aus dem Jahre 1662. [Aus: „Sitzungsberichte der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften".] Prag, F. Řivnač. 36 Pf.

Baran A., Zeno. Ein vollständiges Theaterstück aus der Zeit des Jesuiten-Gymnasiums in Krems 1697. Programm. Krems.

Sadil M., Jakob Bidermann, ein Dramatiker des 17. Jahrhunderts aus dem Jesuitenorden. II. Programm. Wien.

Hechtenberg K., Das Fremdwort bei Grimmelshausen. Ein Beitrag zur Fremdwörterfrage des 17. Jahrhunderts. Dissertation. Heidelberg.

Silesius Angelus, Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche 1657 (1668). Herausgegeben von Geo. Ellinger. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 177–181.) Halle, M. Niemeyer. à 60 Pf.

Diel Johs., S. J., Friedrich Spe. 2., umgearbeitete Auflage von Bernh. Duhr, S. J. (Sammlung historischer Bildnisse.) Freiburg i. B., Herder. 1.60 M.

Pet. Spichtigs Dreikönigsspiel von Lungern vom Jahre 1658. Als Beitrag zur schweizerischen Literatur und Kulturgeschichte zum ersten Male herausgegeben und mit einem Kommentar versehen von Frz. Heinemann. [Aus: „Der Geschichtsfreund."] Luzern, Geschwister Doleschal. 1.60 M.

## Achtzehntes Jahrhundert.

Claudius Matth., Werke .... Original-Ausgabe. Revidiert, mit Anmerkungen und einer Nachlese vermehrt von C. Redlich. 13. Auflage. 2 Bände. Gotha 1902, F. A. Perthes. 8 M.

**Friedrich der Große,** De la littérature allemande (1780). 2. vermehrte Auflage, nebst Chr. W. von Dohms deutscher Übersetzung herausgegeben von L. Geiger (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von August Sauer, Nr. 16). Berlin 1902, B. Behrs Verlag. 1.20 M.

Friedrich der Große, Einige Gedichte in ursprünglicher Fassung, nach den Manuskripten der königlichen Archive in Berlin zum ersten Male herausgegeben von Wilhelm Mangold. Programm. Berlin, R. Gaertner. 1 M.

Dobmann Th., Die Technik der Gellertschen Lustspiele. Programm. Freiburg i. Br.

**Goethe.** Bliedner A., Goethe und die Urpflanze. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. 2.25 M.

Bode Wilh., Goethes Ästhetik. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 3.50 M.

Bode Wilh., Goethes Lebenskunst. 3. und 4. Tausend. 2 Auflage. Berlin 1902, E. S. Mittler & Sohn 2.50 M.

Boucke Ewald A., Wort und Bedeutung in Goethes Sprache (Literarhistorische Forschungen. Herausgegeben von Jos. Schick und M. Frh. von Waldberg. XX). Berlin, E. Felber. 5 M.

Ebrard Wilh., Alliterierende Wortverbindungen bei Goethe. 2. Teil. Programm. Nürnberg (M. Edelmann). 2.40 M.

Harnack Otto, Goethe in der Epoche seiner Vollendung 1805—1832. Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 5 M.

In allem Wesentlichen ist das Buch durchaus unverändert geblieben. Es finden sich zahlreiche kleine Zusätze, z. B. über Goethes Verhältnis zum Christentum und speziell zum Protestantismus (S. 51 f. 71. 88), zu Kant (S. 25. 45. 155 f.), zu Hegel (S. 41), zur Antike (S. 230 f.), zum Mittelalter (S. 231), zur griechischen und altdeutschen Poesie (S. 160 f., 172 f.), zu Winckelmann (S. 180 f.), zu Schiller (S. 183 f.), zu den Romantikern (S. 190 f.), der Dialektpoesie (S. 191), zu Preußen (S. 241), zu Napoleon (S. 242 ff.), zur Idee des allgemeinen Friedens (S. 281), zur Freiheit der Presse (S. 258), zum Darwinismus (S. 143); über seine Begriffe vom Dämonischen und der moralischen Weltordnung (S. 62 f. 68 f.), vom Genie (S. 101 f.) und andere. Einzelne der neuen Stellen ersetzen die farblosen der 1. Auflage. Ein paar Umstellungen tragen zu besseren Verbindung der Teile bei. Die Zitate sind, soweit möglich, nach der Weimarer Ausgabe umgeschrieben. V. M.

Lippmann Edm. O. von, Goethes Farbenlehre. Vortrag. [Aus: „Zeitschrift für Naturwissenschaft."] Stuttgart, E. Schweizerbart. 60 Pf.

Müller Frdr. von, Goethes Persönlichkeit. Drei Reden, gehalten in den Jahren 1830 und 1832. Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Bode. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1.25 M.

Inhalt: I. Zur Einleitung. — II. Bei Goethes maurerischem Jubelfeste. Gesprochen in der „Johannis-Loge" zu Weimar 1830. — III. Gedächtnisrede auf Johann Wolfgang von Goethe. Gehalten in der Loge „Amalia" zu Weimar am 9. November 1832. — IV. Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit. Eine Vorlesung, gehalten in der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 12. September 1832.

Riemann Rob., Goethes Romantechnik. Leipzig 1902, H. Seemann Nachfolger. 6 M.

Ruland Carl, Das Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. 3. Auflage. Erfurt, C. Villaret. 50 Pf.

Seiling Max, Goethe und der Okkultismus. Leipzig, O. Mutze. 1.20 M.

Todt K., Goethe und die Bibel. Programm. Steglitz.

Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Ed. von der Hellen. 1. Band (1764—1779). 2. Band (1780—1788). Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. à 1 M.

Goethe-Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Phpp. Stein. 1. Band. Der junge Goethe. 1764—1775. 2. Band. Weimarer Sturm und Drang. 1775—1783. Berlin 1902, O. Elsner. à 4 M.

Eckermann J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Herausgegeben von Adf. Bartels. 2 Bände. Leipzig 1902, E. Diederichs. 6 M.

Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. 16. Band. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. Goethe und Lavater. Briefe und Tagebücher herausgegeben von Heinrich Funck.

1. Briefwechsel zwischen Goethe und Lavater. Ungedruckt: von Goethe ein kurzer Brief, Frankfurt Mitte August 1774 (Nr. 23), ein längerer Brief, Weimar Juli 1782, „Ein Wort über den Verfasser des Pilatus" (Nr. 114) und der Anfang eines schon gedruckten Briefes, Weimar 9. August 1782 (Nr. 117); 28 Briefe von Lavater. — 2. Briefwechsel zwischen Goethes Eltern und Lavater. — 3. Aus Lavaters Tagebüchern. — 4. Zugaben aus Lavaters Briefwechseln ꝛc. Anmerkungen zur ersten Abteilung. V. M.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, Böhlaus Nachfolger.

I. Abteilung, Band 13, 2. — 3.60 M. — Inhalt: Kotzebues Schutzgeist, für die Weimarische Bühne bearbeitet von Goethe, der wohl kaum den Abdruck in extenso verdiente. Im Anhang ein Bericht über Goethes Bearbeitung der

Kotzebueschen „Bestohlenen". — Lesarten zu Band 13, mit einer wichtige allgemeine Bemerkungen über das Textverhältnis von A¹ A, B B¹ enthaltenden Beschreibung der Textquellen von Fresenius. Apparat zu „Paläophron" und zum „Vorspiel" von 1807 von R. M. Werner (unter Mitwirkung von Wahle und Fresenius), zu den Stücken „Was wir bringen, Lauchstädt", „Prolog bei Wiederholung des Vorspiels in Weimar", „Was wir bringen, Halle", „Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821", „Finale zu Johann von Paris", „Zu Wallensteins Lager" unter Benutzung umfangreicher Freseniusschen Vorarbeiten von Max Hecker, zum „Nachspiel zu Ifflands Hagestolzen" von Wahle, zu den „Theaterreden" von Creizenach (unter Mitwirkung von Wahle und Fresenius), zur Theaterbearbeitung des „Götz" von Sauer und zum „Schutzgeist" von Wahle. Redaktor: Suphan, für Götz: E. Schmidt.

I. Abteilung, Band 23. — 3.60 M. — Wilhelm Meisters Lehrjahre, siebentes und achtes Buch. Herausgeber: Schüddekopf, Redaktor: E. Schmidt.

I. Abteilung, Band 40. — 5.20 M. — Aufsätze über Theater und Schauspielkunst, Aufsätze zur Literatur: Jenaische Literaturzeitung und Älteres.

Bearbeiter: Hans Devrient und Max Hecker, Redaktor: Suphan. Die Aufsätze zur Literatur werden in der Weimarer Ausgabe nach den Zeitschriften chronologisch geordnet. In C nicht enthalten: „Weimarischer Neudekorierter Theatersaal", „Eröffnung des Weimarischen Theaters", „Die Piccolomini. Wallensteins Erster Teil", „Einige Szenen aus Mahomet nach Voltaire", „Dramatische Preisaufgabe"; „Ankündigung eines Werkes über die Farben", „Versuch über die Dichtungen", „Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart 1798", „Was wir bringen", „Paläophron und Neoterpe", „Vorlesungen über die Mahlerei von Eschenburg", „Die Organisation der Coburg-Saalfeldischen Lande", „Ungedruckte Winckelmannische Briefe", „Antwort des Rezensenten", „Antwort" (auf die Antikritik des Verfassers der Idylle: Der Geburtstag), „Die Negation des Wortes organisch", „Ankündigung eines Briefes von Lessing", „Goethes Werke, Erster bis zwölfter Band 1806—1808", „La gloire de Frédéric par Jean de Muller".

III. Abteilung, 12. Band. Tagebücher 1829—1830. — 5.40 M. — Bearbeiter: Heitmüller mit Suphan und Wahle.

IV. Abteilung, Band 22. Briefe. Januar 1811—April 1812. 6.80 M.

Bearbeiter: Fresenius und Schüddekopf, Redaktor: Suphan. Enthält 120 neue oder doch zum ersten Mal vollständig veröffentlichte Briefe. Vieles nach Konzept. Als neue Korrespondenten treten unter andern auf: Graf Uwarow (6117: Dank für das übersandte Memoire; Farbenlehre), Leon der Jacovleff (6091 = 6248*), der Malthheser-Ritter in russischen Diensten Chevalier O'Hara (6164: Straßen- und Postverbindungen nach Schweiz und Neustadt an der Orla), der österreichische Gesandte in Dresden Fürst Esterhazy (6277: Dank für die Aufnahme in die Akademie der Künste), die Herzogin von Curland (6114), die Erbprinzessin Caroline Luise von Mecklenburg-Schwerin (6124: Kaazische Zeichnungen, 6178: Nauwercks Zeichnungen zum Faust), Nauwerck (6144: Faustbilder, 6179), Porträtmalerin Friederike von Liszewska (6246), Professor Jakob Dominicus in Erfurt (6189: Dank für das Diplom der Erfurter Akademie), Friederike Bethmann (6229: Tasso-Aufführung in Berlin, 25. November 1811), Buchhändler Gerhard Fleischer in Leipzig (6234: Taschenbuch „Minerva"), königlicher Leibarzt J. D. Brandis in Kopenhagen (6122 über die Farbenlehre), Generalinspektor der königlichen Forsten Giuseppe Gautieri in Mailand (6155: über die Pietra fungaja), Oberbergrat Einsiedel, „der Afrikaner" (6274: Ankauf von Glaswaaren für Döbereiner), Bergrat J. C. W. Voigt (6283: Dank für übersandte Mineralien; F. Strehlke 4, 359), Prediger J. G. Schütz in Bückeburg (6267). — Eine Reihe von Briefen mit Material zur Theater-

geschichte; Briefe an Christiane, August, Cotta, von Trebra; Brief an Th. Seebeck (6326), W. von Humboldt (6302) u. s. w.

IV. Abteilung, Band 24: September 1813—24. Juli 1814. 5.20 M. — Band 25: 28. Juli 1814—21. Mai 1815. 5.20 M.

Bearbeiter: C. Alt unter Mitwirkung von Schüddekopf, Redaktor: Suphan. In beiden Bänden 242 (245) neue Briefe. Neue Korrespondenten: General der Kavallerie Herzog Eugen von Württemberg (6670: vergebliche Bemühung, einen tötlich erkrankten jungen Krieger aufzufinden), Feldmarschall-Leutnant Fürst Moritz Joseph von Liechtenstein in Bilin (6624), Freifrau von Franckenberg, geborene von Wangenheim (7000), Frau von Wedel (6619), gothaischer Kammerherr F. C. E. von Haake (7034: Dank für Besuch und Aufmerksamkeiten des Herzogs von Gotha), weimarischer Gesandter E. Chr. A. von Gersdorff (6640. 6736. 6961; spätere Briefe Goethe-Jahrbuch 13, 98 ff.), Graf Giech in Würzburg (7048: Dank für J. J. Wagners „Staat"), Ph. F. von Rehfues (6734: Dank für eine der „Reden an das deutsche Volk"), Chr. Wilh. von Dohm (6932: über Dohms „Denkwürdigkeiten meiner Zeit", Fürstenbund), Frau von Fouqué (6654: politische Lage, politische Aufgaben für das deutsche Volk), Legationsrat G. A. Griesinger in Dresden (6655. 6793: Autographensammlung), Intendant Graf Brühl in Berlin (7043: Epimenides), Verlagsbuchhändler Duncker in Berlin (6868. 6869. 6873. 7037: Epimenides, 7063), B. A. Weber (6874: Epimenides, 6955: Epimenides, Löwenstuhl, 7011. 7062: Löwenstuhl), Musikdirektor F. L. Seidel in Berlin (7104: Komposition der Lila), Galeriedirektor von Manlich in München (6807: Empfehlungen des Kupferstechers Müller, vgl. 6709. 6806), K. F. Schäffer in Düsseldorf (6973: geplante Ausgabe von Petri Santi Bartolis Zeichnungen nach Giulio Romano), Chemiker Professor J. F. John in Berlin (6651: Krieg und Pflege der Wissenschaft und anderes), Dr. Med. J. A. Albers in Bremen (6706: Dank für ein englisches Schiffstau, Bitte um Autographen), Archäolog P. O. Bröndsted in Kopenhagen (6617: Dank für einen Spazierstock aus Palmenholz), Professor Anton Dittrich in Komotau (6650), E. C. F. A. Schleiermacher in Darmstadt (6942: Bitte um Abguß von einem fossilen Schädel), Dr. Med. Pauls in Düsseldorf (6804: Mineralien), Obersteuereinnehmer Urlau in Capellendorf (6818: Ausgrabungen in Romstedt), Professor F. L. Lindner (6853: vergebliche Bemühungen, ihn zum Erzieher der Kinder des Grafen Orlow-Denisow zu machen, vgl. 6848. 6489. 6852), Magister J. G. Stimmel (6752: Prozeß Tinius, 6765), Schauspieler A. von Zieten-Liberati (6763), junger Dichter J. G. Hellmann (Hollmann? 7069: Kritik eingesandter Dichtungen), A. W. Paulus, Sohn von H. E. G. Paulus in Heidelberg [?] (7044: mit einer Steinsammlung als Geschenk), Justizrat E. W. Ackermann in Ilmenau (6632), Bürgermeister Beyer in Eisenach (6805: Übermittlung einer Frachtsendung), Amtsanwalt Sältzer in Eisenach (6941. 6956: Frachtsendungen), Johanna Marie Melber in Frankfurt (6993: Neujahrsgratulation), Pauline und Charlotte Servière in Frankfurt (6957: Dank für Geschenke und Gegengabe; liebenswürdig-galant), Caroline Sartorius, geborene von Voigt in Göttingen (6838) und andere. — In einer Reihe neuer Briefe an Christiane und August unter anderen hübsche Reiseschilderungen; an C. H. Schlosser über Frankfurt, Dichtung und Wahrheit (6945), über orientalische Studien (6996), Naturwissenschaftliches. Zahlreiche Briefe an von Voigt (meist Amtliches; Fürstenbund 7004, Ländertausch des Wiener Kongresses 7018); frische humorvolle Briefe an von Trebra; mancherlei zur Theatergeschichte an Kirms und andere; Förderung von Bad Berka (hübscher Brief an Meyer 6842); Wohlthätigkeiten für die Pfarrerin Bechstedt (an von Voigt 6773, A. von Ziegesar 6788); über die Ausgabe der Werke an Cotta (besonders 6952. 7022). V. M.

Goethes sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 44 Bänden. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. Leipzig, M. Hesse. 12 M.

Ein Rezensionsexemplar dieser wohl im Augenblick vollständigsten und billigsten Goethe-Ausgabe liegt uns nicht vor; über die selbständig vorgelegte Einleitung Geigers wird sich unser Goethereferent demnächst äußern. Ich habe mir die Ausgabe des Generalregisters wegen gekauft, war aber etwas enttäuscht darüber, als ich bei der ersten Benutzung sah, daß unter dem Schlagwort: Gräfin O'Donell zwei verschiedene Trägerinnen dieses Namens zusammengeworfen sind, ebenso Friedrich und Heinrich Gentz u. s. w. Auch der Text ist nicht fehlerfrei: 29, 256, Zeile 11 von unten steht „Christomathien", 3 Zeilen tiefer das richtige. Mögen andere bessere Erfahrungen mit der Ausgabe machen. A. S.

Goethes Werke. Herausgegeben von Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig, Bibliographisches Institut. à 2 M.

7. Band. Bearbeitet von Th. Matthias. Dramen in Prosa.

8. Band. Bearbeitet von Viktor Schweizer. Leiden des jungen Werthers. Briefe aus der Schweiz. Die Wahlverwandtschaften. — 12. Band. Bearbeitet von Karl Heinemann. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. 1. und 2. Teil.

Gräf Hans Gerh., Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. 1. Teil: Die epischen Dichtungen. 2. Band. Frankfurt a. M. 1902, Literarische Anstalt. 9 M.

Inhalt: VI. Goethes Äußerungen über: 22. Werther, Nr. 910—1125. 23. Wilhelm Meister, Nr. 1126—1948 a. 24. Namenlose epische Pläne; Motive; Unbestimmtes; Allgemeines, Nr. 1949—1970. VII. Berichtigungen und Nachträge. VIII. Übersicht der Verteilung der epischen Dichtungen in Goethes Schriften und Werken. IX. Register.

Hartleben Otto Erich, Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten, 2. Auflage. München, A. Ackermanns Nachfolger. 5 M.

Scheffer Th. von, Die Umarbeitung der Goetheschen Gedichte für die erste Gesamtausgabe von Goethes Werken vom Jahre 1787—90 (Band 8. Wien und Leipzig bey J. Stahel und G. J. Göschen. 1789) Dissertation. Freiburg.

Fries Alb., Goethes Achilleis I (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie. Veröffentlicht von Emil Ebering. XXII. Germanische Abteilung Nr. 10). Berlin, E. Ebering. 2.80 M.

**Faust.** Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt, nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt. 5. Abdruck. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger. 2 M.

Goethe, Faust. Eine Tragödie. 1. Teil. (Pantheon-Ausgabe. Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Otto Pniower). Berlin 1902, S. Fischers Verlag. 2 M.

Goethes Faust am Hofe des Kaisers. In 3 Akten für die Bühne eingerichtet von Joh. Pet. Eckermann. Aus Eckermanns Nachlaß herausgegeben von Frdr. Tewes. Berlin, G. Reimer. 2.40 M.

Kalthoff A., Die religiösen Probleme in Goethes Faust. Ernste Antworten auf ernste Fragen. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 2 M.

Valentin Veit, Die klassische Walpurgisnacht. Eine literarhistorisch-ästhetische Untersuchung. Mit einer Einleitung über des Verfassers Leben von J. Ziehen. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 5.40 M.

Farnik E., Über Goethes Nausikaa. Programm. Wadowice.

Biese A., Goethes Tasso ein Dichterbild, Goethes Faust ein Menschheitsbild. Programm. Neuwied.

Gneiße Karl, Der Begriff des Kunstwerks in Goethes Aufsatz Von deutscher Baukunst (1772) und in Schillers Ästhetik. Vortrag. Straßburg, J. H. E. Heitz. 1 M.

Wolter J., Gustav Friedrich Wilhelm Großmann, ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Bonn.

Frick A., Über Popes Einfluß auf Hagedorn. Programm. Wien 1900.

Briefwechsel zwischen Albrecht von Haller und Eberhard Friedrich von Gemmingen. Nebst dem Briefwechsel zwischen Gemmingen und Bodmer. Aus Ludwig Hirzels Nachlaß herausgegeben von Hermann Fischer (Bibliothek des Literarischen Vereines in Stuttgart. 219). Tübingen 1899.

Jessen K. D., Heinses Stellung zur bildenden Kunst und ihrer Ästhetik. 1. Teil. Bis Italien. Dissertation. Berlin.

**Herder.** Suphan B. und O. Hoffmann, Nachträge und Zeittafel zu Herders Sämtlichen Werken. Zu Rudolph Hayms 80. Geburtstag, 5. Oktober 1901. Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

Nachträge. Zum 29. Bande. Ein Opfer den Gratien heilig. — Zu den Gedichten an Personen. 1. An Ihre Durchlaucht, die Herzogin Luise allein. Den 30. Januar 1777. 2. An die Minerva. 3. An die Herzogin Luise. Den 13. Dezember 1780? 4 An die Herzogin Luise. Den 30. Januar 1781. 5. An die Herzogin Luise. 1795. 6. An den Herzog Carl August. 1783. 7. An Caroline Herder. — Zum 31. Bande. Dankfest [wegen] des Erbprinzen Geburt. Entwurf zu der 31, 520 abgedruckten Predigt. De Spiritu sancto auctore salutis humanae. Theses Theologicae Venerando Ministerio V. D. Rigensi oblatae. 1767.

Herders ausgewählte Werke. Herausgegeben von Bernh. Suphan. 5. Band. Berlin, Weidmann. 5 M.

Kont J., Quid Herderus de antiquis scriptoribus senserit. Paris, Leroux.

**Jean Paul.** Hoppe W., Das Verhältnis Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Levana. Dissertation. Leipzig.

Reuter F., Die psychologische Grundlage von Jean Pauls Pädagogik. Dissertation. Leipzig.

Schneider Ferd. Jos., Jean Pauls Altersdichtung. Fibel und Komet Ein Beitrag zur literarhistorischen Würdigung des Dichters. Berlin, B. Behrs Verlag. 6 M.

Inhalt: I. Jean Paul als Künstlernatur. II. Leben Fibels. III. Die Arbeitsweise am Fibel. IV. Titel und Entstehung des Kometen. V. Der Komet. VI. Literarische Wirkung des Fibel und Kometen. VII. Anhang. Briefe von Jean Paul an Voß den jüngeren.

Vollelt Johs., Die Kunst des Individualisierens in den Dichtungen Jean Pauls. [Aus: Philosophische Abhandlungen. Gedenkschrift für Rud. Haym.] Halle 1902, M. Niemeyer. 2 M.

Krükl Karl, Leben und Werke des elsässischen Schriftstellers Anton von Klein. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in der Pfalz. Straßburg i. E, E. d'Oleire. 3.60 M.

Im Anhang ungedruckte Briefe von Delisle de Sales, François Joseph Evêque de Tournay, Wilh. Heinse und Wilh. Kobell an Klein.

Deile G., Klingers und Grillparzers Medea miteinander und mit den antiken Vorbildern des Euripides und Seneca verglichen. Programm. Erfurt.

**Lenz.** Lenz J. M. R., Verteidigung des Herrn Wieland gegen die Wolken von dem Verfasser der Wolken (1776) herausgegeben von Erich Schmidt (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts herausgegeben von August Sauer. Nr. 121. Dritte Folge Nr. 1). Berlin 1902, B. Behrs Verlag. 80 Pf.

Beilagen: I. Aus der Handschrift des „Pandämonium Germanicum". II. Aus den „Meynungen eines Layen".

Rosanov M. N., Ein Dichter der Sturm- und Drangperiode, J. M. R. Lenz. Sein Leben und seine Werke. Kritische Untersuchung. Mit Beilagen aus Lenzens handschriftlichem Nachlasse (in russischer Sprache). Moskau, Universitäts-Buchdruckerei.

**Lessing.** Consentius Ernst, Lessing und die Vossische Zeitung. Leipzig 1902, E. Avenarius. 3 M.

Jonas A., Ein ungedruckter Brief Lessings. Programm. Stettin.

Lessings Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Ludw. Holthof Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 M.

Lessings Werke in 6 Bänden. Mit ... einer Einleitung ... von Thdr. Matthias. Leipzig, M. Hesse. 4.50 M.

Seiler Friedrich, Der Gegenwartswert der Hamburgischen Dramaturgie. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1.40 M.

Brachvogel E., Lessings Laokoon Abschnitt XVI—XXV dem Gedankengange nach dargestellt. Programm. Pr. Stargard.

Niemeyer Ed., Lessings Minna von Barnhelm. Historisch-kritische Einleitung, nebst fortlaufendem Kommentar. 3. Auflage. Dresden, C. Damm. 1.50 M.

Focke Rudolf, Chodowiecki und Lichtenberg. Daniel Chodowieckis Monatskupfer zum „Göttinger Taschen-Kalender" nebst Georg Christoph Lichtenbergs Erklärungen. Mit einer kunst- und litterargeschichtlichen Einleitung herausgegeben. 1778—1783. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Der gegenwärtige Besitzer der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, dem wir die große neue Ausgabe des Lichtenbergschen Briefwechsels verdanken, fährt fort, das Andenken der berühmtesten Autoren seines Verlages zu erneuern. In einer ausgezeichneten Wiedergabe liegen hier die reizenden Monatskupfer Chodowieckis zu den Jahrgängen 1778—1773 des Göttinger Taschen-Kalenders mit Lichtenbergs witzigen Erklärungen vor und Focke hebt in einer knappen Einleitung ihren kultur-, kunst- und literarhistorischen Wert sehr hübsch hervor. Hoffentlich ist die Aufnahme dieses prächtig ausgestatteten, zugleich in französischer Sprache erscheinenden Bändchens so günstig, daß der Verleger den Plan, auch die Kupfer der weiteren Jahrgänge zu reproduzieren, baldigst ausführen kann. A. S.

Miklan Jul., P. Maurus Lindemayr. Ein österreichischer Dichter des 18. Jahrhunderts. Programm. Marburg a. D. Brünn, R. Knauthe. 50 Pf.

Möser Justus, Über die deutsche Sprache und Literatur (1781), herausgegeben von Carl Schüddekopf. Gegenschriften gegen Friedrichs des Großen De la littérature allemande. Heft 1. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts herausgegeben von August Sauer. Nr. 122. Dritte Folge. Nr. 2.) Berlin 1902, B. Behrs Verlag. 80 Pf.

Brand Alb., (Johann Gottwerth) Müller von Itzehoe. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Romans im 18. Jahrhundert. (Literarhistorische Forschungen, herausgegeben von Jos. Schick und M. Frh. von Waldberg. XVII.) Berlin, E. Felber. 2.40 M.

Seb. Sailers ausgewählte Possen in schwäbischer Mundart. Mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen, herausgegeben von Rud. Greinz. (Universal-Bibliothek. Nr. 4231.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Komorzynski Egon von, Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Berlin, B. Behrs Verlag. 4 M.

**Schiller.** Basch Victor, La Poétique de Schiller. Paris, Alcan. 4 Frcs.

Bellermann Ludw., Schiller. (Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Rud. Lothar. VII.) Leipzig, E. A. Seemann. 4 M.

Cermenati Mario, Schiller e le Alpi. Torino, Club alpino italiano edit. (tip. G. U. Cassone succ. G. Candeletti), 1900. [Estr. dal Bollettino del club alpino italiano del 1900, vol. XXXIII.]

Schneider F., Schillers Entwicklungsgang und die Bedeutung der Kenntnis desselben für das Verständnis seiner Werke. I. Teil: Jugendzeit und Jugenddramen. Programm. Friedeberg.

Linn-Linsenbarth O., Schiller und der Herzog Karl August von Weimar. I. Teil. Programm. Kreuznach.

Thomas Calvin, The Life and Works of Friedrich Schiller. New York, Henry Holt and Company. $ 3.25.

Engel F., Spuren Shakespeares in Schillers dramatischen Werken. Programm. Magdeburg.

Diebitsch F., Zur Führung der Handlung in Schillers Braut von Messina. Programm. Neustadt (Ober-Schlesien).

Kohm Josef, Schillers Braut von Messina und ihr Verhältnis zu Sophokles' Oidipus Tyrannos. Gotha, F. A. Perthes. 2.40 M.

Lücking Gust., Schiller als Herausgeber der Memoirensammlung. I. Programm. Berlin, R. Gaertner. 1 M.

Hammer W. A., Das Substantivum in Schillers Übersetzung „Der Neffe als Onkel". Programm. Wien 1900.

Kilian Eug., Der einteilige Theater-Wallenstein. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte von Schillers Wallenstein (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. XVIII). Berlin, A. Duncker. 2.70 M.

Mosapp Herm., Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. 2. Auflage. Stuttgart 1902, M. Kielmann. 4 M.

Schiller Karoline von, Briefe. Berlin, W. Süßerott. 1.50 M.

Schnabel Joh. Gottfried, Die Insel Felsenburg. Erster Teil (1731). Herausgegeben von Hermann Ullrich. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von August Sauer. Nr. 108—120. Neue Folge. Nr. 58—70.) Berlin 1902, B. Behrs Verlag (E. Bock). 7.80 M.

**Wieland.** Martens A., Untersuchungen über Wielands Don Sylvio mit Berücksichtigung der übrigen Dichtungen der Biberacher Zeit. Dissertation. Halle.

Steinberger Julius, Lucians Einfluß auf Wieland. Dissertation. Göttingen 1902.
I. Wielands Beschäftigung mit Lucian II. Chronologische Übersicht über den Einfluß Lucians auf Wielands Werke. III. Vergleich der beiden literarischen Persönlichkeiten.

---

## Neunzehntes Jahrhundert.

Schwartz A., Hermann Allmers in Rom. [Aus: „Volksbote".] Oldenburg, Schulze. 50 Pf.

**Anzengruber.** Friedmann Sigism., Ludwig Anzengruber. Leipzig 1902, H. Seemann Nachfolger. 5 M.

Anzengruber Ludw., Briefe. Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie herausgegeben von Ant. Bettelheim. 2 Bände. Stuttgart 1902, J. G. Cotta Nachfolger. 4.80 M.

Braun von Braunthal, Faust. Tragödie (Allgemeine National-Bibliothek Nr. 291, 292). Wien, C. Daberkow. 40 Pf.

**Brentano.** Grigorovitza E., Die Quellen von Cl. Brentanos „Gründung der Stadt Prag". Dissertation. Berlin.

Brentano Clem., Valeria oder Vaterlist. Lustspiel. (Die Bühnenbearbeitung des „Ponce de Leon".) Herausgegeben von Rhold. Steig (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von August Sauer. Nr. 105—107. Neue Folge Nr. 55—57). Berlin, B. Behrs Verlag. 1.80 M.

Thoene K., Über John Brinckmann als hoch- und niederdeutschem Dichter. Teil I. Programm. Gumbinnen.

Deutsche Dichtung und Kunst. Nr. 2. Ebert-Heft. Zum 100. Geburtstag des Dichters, 5. Juni 1901 (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 272—275). Prag, F. Haerpfner. 80 Pf.
Inhalt: Hauffen Adf., Karl Egon von Ebert. — Blütenlese aus den Dichtungen Eberts.

**Eichendorff.** Jos. Freiherrn von Eichendorffs Werke. In 4 Bänden. Mit ... einer Einleitung von Rud. von Gottschall. Leipzig, M. Hesse. 3.50 M.

Weichberger K., Untersuchungen zu Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart". Dissertation. Jena.

Freytag Gustav, Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894. Herausgegeben von Ernst Elster. 1. Band. Leipzig, S. Hirzel. 6 M.

Inhalt: Aufsätze zur Kunst und Literatur (Allgemeines. Zu einzelnen Dichtern. Dramen. Romane und Novellen. Erzählende und lyrische Poesie. Übersetzungen. Musik. Theater), Philologie und Altertumskunde. Verschiedenes (Die Einrichtung von Hausgärten. Der Tabak und die Zigarren der Havannah. Die konservative Kraft des Ackerbaues. Die Anlage von Hausbibliotheken).

Eine so reiche Nachlese von kleineren Aufsätzen Freytags, wie sie uns hier geboten und verheißen wird, hätten wir nach der Fülle dessen, was er selbst davon in seine Gesammelten Werke aufgenommen hat, nicht mehr erwartet. Es sind Essays, Kritiken und Charakteristiken, heitere Plaudereien und ernste Mahnrufe, wie sie der Dichter, dem Lauf der Literatur und den Tagesbedürfnissen folgend, während der Jahre 1848—1874 in den „Grenzboten" und im „Neuen Reich" mit staunenswerter Vielseitigkeit veröffentlicht hat. Der Herausgeber selbst hat in einem ausgezeichneten Vorwort den Gewinn dargelegt, den unsere Kenntnis Freytags, den die Bildung der Gegenwart, die Poetik und Stilistik aus diesen verschollenen Beiträgen ziehen kann, und hat Freytags Auffassung und Darstellung treffend charakterisiert. Ich möchte auf den Nutzen hinweisen, der der Literaturgeschichte daraus erwächst. Längst achten wir in der klassischen und romantischen Zeit auf die zeitgenössische Kritik; auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat man diese wichtige methodische Forderung bisher nur in sehr geringem Maße angewendet; die Kritiken sind zu massenhaft und zu ungleichwertig, die Zeitschriften so umfangreich, so schwer zu erlangen und zu handhaben, daß der Einzelne diesem Meere ratlos gegenübersteht. Um so unschätzbarer ist daher eine solche Sammlung von Urteilen eines Mannes, der wohl der beste Kritiker seiner Zeit war. Dort, wo er Wert und Bedeutung von A. Grün und Kompert, von Auerbach und Bodenstedt zu erfassen versucht, die letzte Reckenburgerin der Luise von François als Meisterleistung begrüßt oder des Grafen Baudissin Molièreübersetzung einschätzt, wird sich ihm die Literaturgeschichte auch heute noch als Führer anvertrauen können. Wichtiger aber ist seine Gesamtauffassung der literarischen Signatur jener Zeit. Was ich oft schon in diesen Blättern gefordert habe, eine schärfere Scheidung der Literatur vor und nach 1848, dafür bringt Freytag in seinen Kritiken zahlreiche Belege bei. Wie die Männer der Hallischen Jahrbücher rechnet er mit der Romantik aufs schärfste ab, die Lyriker und Epiker der dreißiger und vierziger Jahre, die Grün und Lenau und wie sie alle heißen erscheinen ihm als letzte Ausläufer des romantischen Geistes und aus den Stürmen der Revolution hört er das Wehen eines neuen Geistes, einer neuen Denk- und Dichtart, einer neuen Literatur. Das Jahrhundert von 1748 bis 1848 erscheint ihm als eine Einheit und weichen wir in der Auffassung Goethes und Schillers auch von ihm und seinem Gesinnungsgenossen Julian Schmidt in wesentlichen Punkten ab, stimmen wir auch nicht wie der Herausgeber mit seiner Verurteilung der Romantik überein, so halten wir ihn doch für einen so guten Kenner der eigenen Zeit, daß wir die von ihm aufgerichtete Scheidewand nie mehr eingerissen sehen möchten. — Die Ausgabe ist musterhaft, die Textkritik besonnen, ein Register erhoffen wir mit dem zweiten Band. Rätselhaft ist mir Elsters resignierter Ausspruch S. XVIII des Vorwortes, daß Freytags Wunsch nach einer Geschichte des Volksliedes kaum in Erfüllung gehen werde. A. S.

**Gaudy.** Frz. Freiherrn von Gaudys ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit biographischer Einleitung versehen von Alice Freiin von Gaudy. 2 Bände. Leipzig, Ph. Reclam. 3 M.

Franz Freiherrn von Gaudys ausgewählte Werke in 3 Bänden. Mit Porträt, einer Biographie und Charakteristik Gaudys von Karl Siegen. (Neue Ausgabe.) Leipzig, M. Hesse. 1.50 M.

Klages Ludw., Stefan George. Berlin 1902, G. Bondi. 2.50 M.

Stickelberger H., Jeremias Gotthelf. Ansprache am Denkmal von Jeremias Gotthelf. [Aus: „Schweizerische Lehrerzeitung".] Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli. 25 Pf.

**Grabbe.** Gottschall Rud. von, Christian Dietrich Grabbe (Dichter-Biographien. 7. Band. [Universal-Bibliothek Nr. 4247]). Leipzig, Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Landsberg Hans, Christian Dietrich Grabbe (Moderne Essays zur Kunst und Literatur. 13. Heft). Berlin, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

**Grillparzer.** Duchosal H., Essai sur Grillparzer. Paris, Delagrave.

Ehrhard Aug., Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Deutsche Ausgabe von Mor. Necker. München 1902, C. H. Beck. 6.50 M.

Redlich Osw., Grillparzers Verhältnis zur Geschichte. Vortrag. Wien, C. Gerolds Sohn. 70 Pf.

Schiller Friedrich, Bilder aus Grillparzer. Nach zwei aus Anlaß des dreißigsten Todestages Grillparzers im Wiener Buchhandlunggehilfen-Verein „Buchfink" gehaltenen Vorträgen. Wien 1902, J. Eisenstein & Co. 1 M.

Wartenegg Wilh. von, Erinnerungen an Franz Grillparzer. Fragmente aus Tagebuchblättern. Wien, C. Konegen. 1.50 M.

Seit mehr als zehn Jahren sind mir durch die Güte des Verfassers diese Erinnerungen bekannt. Sie enthalten vieles für Grillparzer sehr Bezeichnende und werden neben denen von Foglar und Frau von Littrow immer ihren Wert behalten. Liebevoll gibt sich Grillparzer mit Warteneggs Dramen bis ins einzelste ab, wie Pollhammer ähnliches bei seinem Epos erfahren hat. Von den Ereignissen des Jahres 1859 ist er tief bedrückt (S. 8. 25) und auch später nimmt er an den Schicksalen Österreichs den innigsten Anteil; zu der Äußerung „das Ganze ist doch ein geflickter Stiefel, in den das Wasser rinnt, wo man ins Nasse tritt" vgl. das Epigramm Austria erit in orbe ultima Werke 3, 125. Auch über den Vormärz fallen herbe Worte: „Der Kaiser Franz hat sein Oesterreich für eine Insel im Meer gehalten" S. 40; „Ich hätte 3mal so viel geschrieben, wenn man mich nicht gerade hier an allem gehindert hätte" S. 38; Anderes scheint der Verfasser unterdrückt zu haben (vgl. S. 9). Er wendet sich gegen Anspielungen auf Zeitereignisse im historischen Drama S. 13, 34 ff. 54, 55 f., besonders in Putlitz' „Testament des großen Churfürsten", worauf sich das Epigramm Werke 3, 216 bezieht; spricht mehrmals über das Verhältnis des Dramas zur Geschichte S. 11, 17, über den Trochäus S. 48; Urteile über Schillers Entwicklung S. 22, über die Räuber S. 26, Maria Stuart S. 21, 39; über den zweiten Teil des Goethischen Faust S. 26, 57; über Kleist und Hebbel S. 37, den Prinzen von Homburg S. 35; ablehnend über Freytags Fabier S. 55 f. („Marcus, eine Art Macbeth, freilich ein Winkelmacbeth"), über Laube („eine veredelte Birch-Pfeiffer") S. 38, über Vischer und Gervinus S. 29 f. Die S. 32 erwähnte „Maria Stuart" ist wohl das Stück von Marie Ebner-Eschenbach. Ausführlich spricht er über seine eigenen Stücke und ihre Schicksale; Blanka S. 16, Ahnfrau S. 16, 40, 41 f., Ottokar S. 17, 45—49, Bankban S. 43 f., Libussa S. 28, besonders über Weh dem der lügt S. 49—53 („der Bischof durfte gar kein Bischof sein. Man hat ein Wesen aus ihm gemacht, das die Leut' für einen Meßner angesehen haben"); wichtig ist die Bemerkung über einen geplanten Paumkircher S. 62, vgl. Euphorion, 5. Ergänzungsheft S. 176. Hervorzuheben sind noch die Urteile über die poetische Natur der Fröhlichs S. 32 und die rührende Erinnerung an ihren Neffen Wilhelm Bogner S. 19. Mit diesen Bemerkungen ist der Gehalt des Schriftchens keineswegs ausgeschöpft, sondern nur angedeutet. A. S.

Grillparzers Werke. In 8 Bänden. Mit Einleitung und Nachworten von Heinr. Laube. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 4 M.

Grillparzers Dramen. In 6 Bänden. Mit Einleitung und Nachworten von Heinr. Laube. Herausgegeben von Aug. Sauer. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 6 M.

Grillparzers dramatische Meisterwerke. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 3 M.

Pachaly Paul, Erläuterungen zu Grillparzers „Ahnfrau". (Dr. Wilh. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 48. Bändchen.) Leipzig, H. Beyer. 40 Pf.

Hafner Jos., Die Nachahmung Schillers im Erstlingsdrama Grillparzers Blanca von Castilien. Programm. Meran. 63 S.

Lessel H. von, Quellen-Untersuchungen über Anastasius Grüns „Pfaff vom Kahlenberg". Dissertation. München.

Houben Heinr. Hubert, Gutzkow-Funde. Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin, A. L. Wolff. 10 M.

Inhalt: Literarische Lehr- und Wanderjahre. — Varnhagen und das junge Deutschland. — Dichter und Schauspieler. — Molières „Tartüffe" und Gutzkows „Urbild des Tartüffe". Eine antikritische Studie. — Karl Gutzkow und das Judentum. — Entstehungsgeschichte des „Uriel Acosta". — Zur Bühnengeschichte des „Uriel Acosta". — Zur Aufführung des „Uriel Acosta". — Dramaturgische Skizze. — Dramatische Entwürfe. — Gutzkow und Willibald Alexis.

**Hamerling.** Hamerling Rob., Ungedruckte Briefe. 4. Teil (Allgemeine National-Bibliothek. Nr. 278—288). Wien, C. Daberkow. à 20 Pf.

Verkehr und Briefwechsel mit Alfred Ludwig, Viktor Graf Terlago, Ludwig Ißleib, Wilh. Jordan, seinem Vater, Anton Graf Prokesch-Osten und Friederike Gräfin Prokesch-Osten, Karl Ritter von Scherzer, Friedrich Marx, Leopold Ritter von Sacher-Masoch, Karl Freiherr von Perfall, Otto Spielberg, Richard Heuberger, Ernst Rauscher von Stainberg, Karl Pröll, Stephan Milow, August George-Mayer, Ludwig Foglar, Josef Lewinsky, der Stadt Wien, Andreas Freiherrn von Stifft, Eduard Kulke, Leopold Schauer, Adolf Doppler, Anton Wöckl, Leopold Rosner, Karoline Bruch-Sinn, Josef Scheu, Ottilie Ehlen, Paul Thumann, Karl Debrois van Bruyck, Adolf Harpf, dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, der höheren Töchterschule in Neubrandenburg, M. M. Rabenlechner. Im Anhang unter Anderm eine umfassende Hamerling-Bibliographie S. 377 ff. Im Schlußwort Bemerkungen über ungedruckte Briefe Hamerlings an Ebert, Grisebach, Fritz Pichler, Levin Schücking, Laurenz Müllner, Wilhelm Fischer, Alois Riehl, Lina Vagt, Ada Christen, Ludwig Germonik, Faust Pachler und Andere. — Register.

Hamerlings Werke. Volksausgabe in 4 Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Mich. Maria Rabenlechner. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. 2. Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 20 M.

Diese schöngedruckte Ausgabe, die Roseggers fortgesetztem Drängen verdankt wird, enthielt in der ersten Ausgabe: Ahasver in Rom, König von Sion, Homunculus, Amor und Psyche, Germanenzug, Danton und Robespierre, Teut, Venus im Exil, Sinnen und Minnen, Blätter im Winde, Aspasia. Jetzt sind noch die besten Gedichte des Nachlasses und „Ein Schwanenlied der Romantik" hinzugekommen. Das wär alles schön und gut, wenn nicht Rabenlechner mit seiner aus der größeren Biographie und andern Schriften übelbekannten phrasenhaften und schwülstigen Art hinterdrein käme und mit seinem hysterischen Gestammel die Volksausgabe „für weitere Kreise" recht mißtönend „ausklingen" ließe. Manche Sätze sind schlechthin unverständlich, z. B. S. 808: „Der Dichter greift, auf daß sein Beruf als Ethiker besser ihm gelingen möge, zu einer schärferen Form, zu einer Form, in der so ein wenig er einst das politische Leben seines Volkes gezeigt." Ich kann der Verlagsbuchhandlung nur den Rat geben, diesen Anhang schleunigst zu unterdrücken. A. S.

Rabenlechner M. M., Verschollenes und Vergilbtes aus Hamerlings Wirken: Des Dichters Programmaufsätze. Eine Studie unter Benutzung von Hamerlings bezüglichen Nachlaßpapieren. Programm. Triest 1900.
Wichner G., Über Robert Hamerlings „Ahasver in Rom". Programm. Krems 1900.
Woerner U. C., Gerhart Hauptmann. 2. Auflage. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Frz. Muncker. IV.) Berlin, A. Duncker. 2 M.
Drei neue Kapitel über Fuhrmann Henschel, Schluck und Jau, Michael Kramer.
Hebbel Frdr., Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Rich. Maria Werner. 3. 4. 5. 9. Band. Berlin, B. Behrs Verlag. à 2.50 M.
Inhalt: 3. Band. Dramen. III. (1851–1858). Der Rubin. — Michel Angelo. — Agnes Bernauer. — Gyges und sein Ring. — Ein Steinwurf. — Verkleidungen. — 4. Band. Dramen. IV. (1862). Die Nibelungen. — 5. Band. Dramen. V. (1830—1863). Fragmente, Pläne. — 9. Band. Vermischte Schriften. I. (1830–1840). Jugendarbeiten. Historische Schriften (Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Geschichte der Jungfrau von Orleans). Reiseeindrücke. I.
**Heine.** Pompecki Bruno, Heine und Geibel, zwei deutsche Lyriker. Eine literarische Studie. Paderborn, Junfermann. 1 M.
Stylo A., Heine und die Romantik. Programm. Krakau 1900.
Müller Hans von, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Vier Freundesbriefe. Mit fünf Federzeichnungen Hoffmanns, darunter drei Selbstporträts. (Vermehrter Sonderabdruck aus der „Insel" vom Februar 1902.) Leipzig 1902, W. Drugulin.
An Dr. Adolf Wagner, 25. November 1817; an Dr. Friedrich Speyer, 1. Mai 1820; an Ludwig Devrient, 9. Januar 1821.
Deetjen W., Immermanns „Kaiser Friedrich der Zweite". Ein Beitrag zur Geschichte der Hohenstaufendramen. Dissertation. Leipzig.
Inhalt: I. Zur Geschichte der Hohenstaufendramen. II. Die Vorgeschichte des Dramas. III. Die Entstehungsgeschichte des Dramas. IV. Das Drama. V. Die Stellung des Dramas in der deutschen Literatur. VI. Die Aufnahme und Wirkung des Dramas. VII. Des Dichters spätere Anschauung über den Stoff. Beigaben: Hormayr an Immermann, München, 22. Januar 1829; Kanzler von Müller an Immermann, Weimar, 6. März 1829; Bruchstücke aus früheren Fassungen des Stückes.
**Jacobowski.** Jacobowski Ludw., Ausklang. Neue Gedichte aus dem Nachlaß. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Rud. Steiner. Minden, J. C. C. Bruns. 2.50 M.
Jacobowski Ludw., Stumme Welt. Symbole. Skizzen aus dem Nachlaß. Herausgegeben von Rud. Steiner. Minden, J. C. C. Bruns. 1.75 M.
Ludwig Jacobowski im Lichte des Lebens. Herausgegeben von Marie Stona. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 2.50 M.
Inhalt: Friedrich H., L. Jacobowskis Leben. — Remer P., Mondscheinfahrt. — Werner R. M., Jacobowskis Lyrik. — Ehlen Hanna, In deiner Sonne. — Steiner R., Loki. — Tielo A. K. T., Am Weltende. — Reuter O., Laune und Ideal in Jacobowskis Drama. — Lingen Thekla, Früh genug. — Brandes G., L. Jacobowski. — Tielo A. K. T., L. Jacobowskis volkstümliche Bestrebungen. — Ritter Anna, An Ludwig Jacobowski. — Stona Marie, Erinnerungen. — Boelitz M., Mailied.
Die ersten zwei Bände, denen noch ein dritter mit dem Drama „Heimkehr" sich anschließen soll, enthalten des früh aus der Bahn Gerissenen dichterische Verlassenschaft; Marie Stonas Sammelwerk spiegelt in Vers und Prosa den Schmerz seiner Freunde, denen in Brandes ein kühlerer Betrachter sich anreiht, wieder.

Das Fieberhafte einer literarischen Übergangszeit, das Verzehrende der Kämpfe um eine neue Weltanschauung hebt am besten Steiner hervor, der Lyriker tritt uns am deutlichsten aus Werners Skizze entgegen, Brandes stellt den Roman „Werther der Jude" am höchsten. „Es liegt ein solches Wirklichkeitsstudium hinter der Erzählung und eine solche Innerlichkeit in der Darstellung, daß, so viel mir bekannt, kein neuerer Roman stärker wirkt als diese Beichte eines Jünglings, diese sich selbst anklagende Klage;" muß man bei den Lobsprüchen der Freunde die Verklärung des Schmerzes in Abzug bringen, so scheint bei Brandes das schlechte Gewissen mitzusprechen; denn er fährt fort: „und indem ich diese Worte niederschreibe, thut es mir bitterlich weh, sie nicht gesagt zu haben, während der Verfasser noch am Leben war. Nach seinem Tode habe ich nach und nach seine Bücher gefunden, die mir von ihm zugeschickt worden waren. Ich hatte auch seine damalige Adresse notiert, um gelegentlich seinen Brief beantworten zu können. Leider aber habe ich nie vor seinem Tode ein einziges seiner Bücher geöffnet. Wenn die Anzahl von Bänden, die ein Kritiker täglich zugeschickt bekommt, allzu groß wird, kann er bei bestem Willen nicht länger mitfolgen." Von solchen Zufälligkeiten ist Glück oder Unglück moderner Bücher nur allzu häufig abhängig. A. S.

Poschinger Heinr. von, Gottfried Kinkels sechsmonatliche Haft im Zuchthause zu Naugard. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 1.50 M.

**Kleist.** Kiesgen Ludw., Heinrich von Kleist (Dichter-Biographien. 6. Band. Universal-Bibliothek Nr. 4218). Leipzig, Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Steig Rhold, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Berlin, W. Spemann. 12 M.

Inhalt: 1. Preußische Patrioten. 2. Politik. 3. Theater. 4. Berliner Kunst. 5. Universität, Schul- und Erziehungswesen. 6. Anekdote, Epigramm, Berichterstattung. 7. Heinrich von Kleists Freunde und Mitarbeiter. 8. Heinrich von Kleist als Autor in den Abendblättern. 9. Die letzten Kämpfe. 10. Auflösung der Patriotengruppe und Kleists Tod. — Abschluß: Kleists menschliche Unsterblichkeit.

Kleist Heinr. von, Michael Kohlhaas. Aus einer alten Chronik. (Pantheon-Ausgabe. Textrevision von Otto Pniower, Einleitung von Erich Schmidt.) Berlin 1902, S. Fischer Verlag. 2 M.

Körner Thdr., Zriny. Trauerspiel. Herausgegeben und erläutert von E. Genniges. 1. Teil. Text. Leipzig, H. Bredt. 50 Pf.

Kürnberger Ferdinand, Das Trauerspiel. Lustspiel in 3 Aufzügen (Allgemeine National-Bibliothek Nr. 299. 300). Wien, C. Daberkow. 20 *h*.

Schneider A., Ältere Esserdramen. — Laubes Esser. Programm. Wien.

Kohut Adph., Nicolaus Lenau. (Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von H. Fr. von Ossen. X.) Berlin, H. Schildberger. 50 Pf.

**Mörike.** Fischer K., Eduard Mörike. Seine Stellung in der Literaturgeschichte und im deutschen Unterricht. Programm. Wiesbaden.

Fischer Karl, Eduard Mörikes Leben und Werke. Berlin, B. Behrs Verlag. 5 M.

Mayne Harry, Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. Stuttgart 1902, J. G. Cotta Nachfolger. 6.50 M.

Allen, Philipp Schuyler, Wilhelm Müller and the German Volkslied. Dissertation.

Novalis' sämtliche Werke. (4. Band.) Ergänzungsband, auf Grund des literarischen Nachlasses herausgegeben von Bruno Wille. Leipzig, E. Diederichs. 2.50 M.
Nachdruck der Nachlaßpapiere aus Heilborns Ausgabe.

Ilges F. Walth., Ernst Ortlepp. Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen. Nach unveröffentlichten Handschriften und seltenen Drucken. München, E. Reinhardt. 3 M.

Pichler Adf., Tiroler Geschichten und Wanderungen. 2 Bände. Berlin, G. H. Meyer. 7 M.

Inhalt: 1. Allerlei Geschichten aus Tirol. 5. Auflage. — 2. Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. 3. Auflage.

Greulich Osk., Platens Literatur-Komödien. Eine literarhistorische Untersuchung. Bern, Schmid & Francke. 2.50 M.

Prešeren Fr., Poesien. In deutscher Übertragung gesammelt und herausgegeben von Fr. Vidic. Wien, A. Hölder. 2 M.

Prešeren Fr., Deutsche Gedichte. Laibach, Jg. von Kleinmayr & Fed. Bamberg.

Franz Prešeren (1800—1849) ist der bedeutendste slovenische Lyriker und uns Deutschen als der Lehrer Anastasius Grüns besonders teuer. Er hat auch selbst deutsch gedichtet; wenn ich es recht verstehe, einige seiner slovenischen Gedichte selbst ins Deutsche übersetzt, ebenso aus dem Polnischen des A. Mickiewicz und E. Korytko. Diese deutschen Gedichte enthält die zweite der obigen Sammlungen vollständiger als die erste. Sie umfaßt außerdem die meisten slovenischen Originalgedichte in deutscher Übersetzung von H. Penn, A. Rudolf, A. Funtek, E. von Strahl, Louise Pesjak, E. Samhaber, Germonik, L. Pintar, V. Tausk, L. Dimitz, Ivan Souvan, Fr. Vidic, Felix Baron Pino und einem Ungenannten. Der Erforschung der Wechselwirkung zwischen der deutschen und den slavischen Literaturen ist durch diese Sammlung ein großer Dienst erwiesen. A. S.

**Raabe.** Bartels Adf., Wilhelm Raabe. Vortrag. (Grüne Blätter für Kunst und Volkstum. Heft 2.) Berlin, G. H. Meyer. 15 Pf.

Brandes Wilh., Wilhelm Raabe. Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 2 M.

Jensen Wilh, Wilhelm Raabe. (Moderne Essays zur Kunst und Literatur. Herausgegeben von Hans Landsberg. 10. Heft.) Berlin, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Wolzogen Hans von, Raabenweisheit. Zum 70. Geburtstage des Dichters aus den Werken Wilhelm Raabes ausgewählt, zusammengestellt und herausgegeben. Berlin, O. Janke. 2 M.

Radnitzky Aug. („Fink von Mattsee"), Gedichte in Salzburger Mundart. Herausgegeben von Matth. Zauner, mit biographischer Einleitung von Herm. F. Wagner. Salzburg, H. Dieter. 2 M.

Brandes Ernst, Aus Fritz Reuters Leben. Teil II. Programm. Straßburg Wpr.

Meyer Hugo Chrf. Heinr., Heinr. Schaumberger und Rudolf Köselitz. Dichter und Illustrator. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1.50 M.

Ford C. R., Scheffel als Romandichter. (Scheffel as a Novellist.) Dissertation. München 1900.

Adalbert Stifters Sämtliche Werke. 1. Band. Studien. 1. Band. Herausgegeben von August Sauer. Mit dem Bildnisse des Dichters und 2 Lichtdrucktafeln. — 14. Band. Vermischte Schriften. 1. Abteilung. Herausgegeben von Adalbert Horcicka. Mit 18 Lichtdrucktafeln. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Band 11 und 12.) Prag, J. G. Calve. à 5 M.

Inhalt: 1. Band: Zur Einführung. — Einleitung. Der Condor. Feldblumen. Der Heideknabe. Der Hochwald. — 2. Band: Einleitung. 1. Der Kunstkritiker. 2. Der Maler. Zur Geschichte der Bilder. — Vermischte Schriften 1843—1867. Erste Abteilung: Allgemeine ästhetische Ansichten. — Berichte über den oberösterreichischen Kunstverein. — Bericht über den Verein für kirchliche Kunst in Oberösterreich. — Berichte an die k. k. Centralcommission zur Erhaltung und Erforschung der Kunst und historischen Denkmale. — Über Baudenkmale. — Über Werke der Holzschnitzerei. — Über Malerei. — Proben aus dem Malertagebuche Ad. Stifters (1854—1867). — Zweifelhaftes.

Die neue Stifterausgabe ist in erster Reihe eine Textausgabe. Sie strebt möglichste Vollständigkeit und Reinheit des Textes an, gibt in Lesarten über die Gestaltung des Textes Rechenschaft und teilt darin auch die älteren Fassungen der Werke mit. Ohne sich wie im vorliegenden 14. Bande in allen Bänden gleichmäßig zu einem erschöpfenden Kommentar auszugestalten, werden erklärende Anmerkungen den Text begleiten; knappe Einleitungen werden kurze literarhistorische Würdigungen der einzelnen Werke enthalten. Es ist auch die Aufnahme der Briefe und Tagebuchnotizen beabsichtigt. Eröffnet der erste Band in den umfangreichen Lesarten einen wertvollen Einblick in die Werkstätte des Dichters, so macht der 14. eine große Reihe bisher verschollener kunstkritischer Aufsätze Stifters allgemein zugänglich, die sein literarisches Bild verschieben und ergänzen. Neben dem Kunstkritiker tritt zum ersten Male der Maler Stifter mit bedeutsamen Proben seines Könnens in unsern Gesichtskreis. Dem ersten Band ist eine ausgezeichnete farbige Wiedergabe des bekannten Stifterbildes von Daffinger beigegeben. Ein ununterbrochener Fortgang der Ausgabe ist nach den bisherigen Vorarbeiten gesichert. A. S.

Zelak D., Tieck und Shakespeare, ein Beitrag zur Geschichte der Shakespearcomanie in Deutschland. Schluß. Programm. Tarnopol.

Ludw. Uhlands sämtliche Werke. Mit einer literarisch-biographischen Einleitung von Ludw. Holthoff. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 4 M.

Zweifellos eine erstaunliche Leistung des deutschen Buchhandels in einem Bande von 1120 Seiten in schöner deutlicher Schrift um diesen billigen Preis Uhlands Gedichte, seine Dramen und einzelne Dramenfragmente, sowie einen großen Teil seiner wissenschaftlichen Arbeiten darzubieten. Trotzdem regt sich leiser Zweifel, ob es notwendig oder auch nur ersprießlich war, Uhlands gelehrte Aufsätze in solcher Vollständigkeit dem großen Publikum vorzulegen und ob nicht in einem Abdruck der Volksliedersammlung und einer Auswahl seiner Reden und Briefe (wie in der Ausgabe des bibliographischen Instituts) neben einer verständigen Auswahl aus jenen Schriften dem deutschen Volke ein weit größerer Schatz in die Hände gegeben worden wäre. A. S.

Wagner Sylvester, Salzburga Gsanga. Zweite, mit dem Nachlasse vermehrte Auflage. Herausgegeben von Herm. F. Wagner. Salzburg, H. Dieter. 1 60 M.

**Weber.** Weber F. W., Dreizehnlinden. 100. Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 7 M.

Tibesar B. L., Fr. W. Webers Dreizehnlinden. Eine literarische Studie. 3. Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1.20 M.

Degenhart F., Beiträge zur Charakteristik des Stils in Zacharias Werners Dramen. Programm. Eichstätt 1900.

---

# Nachrichten.

Aus dem Bericht über die 6. Jahresversammlung der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte ist hier hervorzuheben: Geplant ist die Herausgabe von Luthers Tischreden nach einer Leipziger Handschrift der Sammlung des Matthesius; die Bearbeitung besorgt Bibliothekar E. Kroker in Leipzig. — Im Rahmen des gesamten Unternehmens einer Geschichte des geistigen Lebens der Stadt Leipzig ist besonders die von R. Wustmann bearbeitete Musikgeschichte weit gefördert. Für Förderung der Schulgeschichte wird auf Antrag von Rektor Professor Kämmel die Herausgabe eines Tagebuches des Jakob Thomasius (Vater des bekannten Christian Thomasius), der 1670—84 erst Rektor der Leipziger Nicolai-, dann der Thomasschule war, als besondere Veröffentlichung der Kommission beschlossen.

Digitized by Google

Zur Vorbereitung der von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften geplanten Ausgabe der Sämtlichen Werke von Leibniz sind (für die philosophischen Werke) Dr. Willy Kabitz und (für die kulturgeschichtlichen Werke) Dr. Paul Ritter berufen worden.

Die Jenaer Karl Spring-Stiftung hat als nächstes Preisthema, dessen Bearbeitungen bis zum 1. August 1904 an den Kirchenrat Dr. Rudloff in Wangenheim einzusenden sind, die vor drei Jahren gegebene, nicht befriedigend gelöste Aufgabe: „Joh. Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing" von neuem gestellt. Für die beste wissenschaftliche Behandlung dieses Themas zahlt die Stiftung am 19. November 1904 einen Preis von 500 M.

Von dem im Besitze des Leipziger Museums befindlichen Bildnis der Frau Dr. Kanne, geborne Käthchen Schönkopf, veranstaltet Adolf Weigel in Leipzig eine Reproduktion in Heliogravüre im Preis von 10—40 M.

Die Originalschrift des Goetheschen „Ergo bibamus" hat der Alte Herren-Verband der Frankfurter Korpsstudenten angekauft und dem Frankfurter Goethe-Museum als Stiftung überwiesen.

In der im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur herausgegebenen „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" wird demnächst Goethes Briefwechsel mit seinen deutschböhmischen Freunden (Grüner, Sternberg, Zauper) in neuer stark vermehrter Auflage erscheinen.

Die Universität Greifswald veröffentlicht folgende Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung: 1. Ernst Moritz Arndt in den Jahren 1806—1815. Es wird gewünscht, nähere Aufklärung der äußeren Lebensumstände des Mannes, insbesondere seiner Beziehungen zu bestimmten politischen Kreisen, z. B. während seines Berliner Aufenthalts Anfang 1810, sowie seiner patriotischen Schriftstellerei nach Plan und Wirkung während der französischen Herrschaft in Deutschland. Vorausgesetzt wird Aufspürung und Verwertung neuer Materialien.

Das Theodor Körner-Museum in Dresden erwarb aus Th. Zollings Besitz das Stammbuch des Dichters: „Blätter der Erinnerung," mit Sinn- und Denksprüchen von den Pathen, von Jugendfreunden und Kameraden aus Körners Freiberger Studienzeit während der Jahre 1806—1810.

Die Heidelberger Universitäts-Bibliothek hat aus dem Nachlaß von B. Erdmannsdörfer das einzige Manuskript von H. von Kleists „Prinz von Homburg" erworben.

Dr. phil. P. Wittichen in Göttingen bereitet eine neue Biographie von Friedrich von Gentz vor.

Der literarische Nachlaß Justinus Kerners, der sehr wertvolle Briefe enthält, ist aus dem Besitze des Hofrats Theobald Kerner in Weinsberg für das Schiller-Museum in Marbach erworben worden.

A. Birkenbihl in Pflochsbach bei Lohr a. M. bereitet eine Arbeit über den Nürnberger Dichter Georg Friedrich Daumer (1800—1875) vor.

Der Buchhändler Albert Schultz (Paris, 4 rue de la Sorbonne) hat aus dem Nachlasse Heines zu verkaufen: Ungefähr 350 Briefe von zum Teil bedeutenden Persönlichkeiten an Heine, 225 Seiten in 4⁰ von Heines Hand, eine große Anzahl von Zeichnungen mit Anmerkungen von Heines Hand, 50 Seiten der Geständnisse (Manuskript), bisher nicht gedruckt, sein eigenhändiges Testament, seine Bibliothek, seine Totenmaske, eine weitere Anzahl von Schriftstücken von oder über Heine, seine Hochzeitsmedaille, sein Bild mit Widmung, sein Medaillon von David d'Angers und anderes.

E. Grisebach veranstaltet in B. Behrs Verlag (E. Bock) in Berlin eine historisch-kritische Gesamtausgabe von Grabbes Werken, und bittet um Einsendung von seltenen Drucken, Briefen und sonstigen Handschriften.

Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen zu Prag hat beschlossen, ein Stifterarchiv zu begründen, indem zunächst die bereits in ihrem Besitz befindlichen Gegenstände aus dem Nachlasse Adalbert Stifters, insbesondere alle von ihm herrührenden oder sich auf ihn beziehenden Papiere (die Handschriften seiner Werke, Briefe von ihm und an ihn, Tagebücher, Dokumente ꝛc.), die Bildnisse von ihm und seiner Familie, Zeichnungen und Gemälde von seiner Hand u. s. w. vereinigt und in den Räumen der Gesellschaft zur Aufstellung gebracht werden sollen. Man hofft dadurch einen Mittelpunkt geschaffen zu haben, an den sich im Laufe der Zeit durch Widmung, Ankauf oder zeitweilige Überlassung alles wird angliedern lassen, was sich von Stifters Wirksamkeit noch erhalten hat, und es ist weiterhin in Aussicht genommen, dieses Stifterarchiv allmählich zu einem, allen Forschern zugänglichen allgemeinen deutsch-böhmischen Dichterarchiv auszugestalten.

Im Anschluß an die historische kritische Ausgabe seiner Werke werden im Laufe des Jahres 1903 Friedrich Hebbels Tagebücher ebenfalls von Professor R. M. Werner im Verlage von B. Behr, Berlin, herausgegeben werden.

Für den Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig schreibt Leo Königsberger in Heidelberg eine große Helmholtz-Biographie.

Die Buchhandlung B. Behrs Verlag eröffnet auf die neue Reihe 121 ff. der Deutschen Literaturdenkmale eine Subskription, die zur Abnahme von mindestens 6 aufeinanderfolgenden Nummern verpflichtet. Der Einzelpreis der Hefte ist um 15—25% höher. Erschienen sind Nr. 121 Lenz, Verteidigung des Herrn Wieland gegen die Wolken von dem Verfasser der Wolken (1776), herausgegeben von Erich Schmidt und Nr. 122 Gegenschriften gegen Friedrichs des Großen De la littérature allemande. Heft 1. Justus Möser. Über die deutsche Sprache und Literatur (1781). Herausgegeben von Carl Schüddekopf. Unter der Presse befinden sich Nr. 123 Lichtenbergs Aphorismen, nach den Handschriften herausgegeben von A. Leitzmann Heft 1 und Nr. 124; Platens dramatischer Nachlaß nach den Handschriften herausgegeben von Erich Petzet. In Vorbereitung befinden sich: K. Ph. Moritz, Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782 (1783), herausgegeben von Otto zur Linde und das Repertoire der Hamburger Bühne zur Zeit Lessings Dramaturgie I. Chr. F. Weiße, Richard III., mit Einleitung von Daniel Jacoby.

Für den Verlag von Max Hesse in Leipzig sind Ausgaben von Bürger (Wolfgang von Wurzbach) und von Ferdinand Raimund (Eduard Castle) in Vorbereitung.

Im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig beabsichtigt Professor Lyon in Dresden eine Sammlung „Deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus“ herauszugeben.

Unter der Leitung von Otto Pniower erscheint im Verlage von S. Fischer in Berlin eine zierliche und handliche Taschen-Ausgabe deutscher und ausländischer Schriftsteller unter dem Titel „Pantheonausgabe“, die sich zugleich durch gereinigten Text und zuverlässige Einleitungen und Anmerkungen auszeichnet. Bis jetzt liegen drei Bändchen vor: Goethes Faust, Erster Teil, Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von O. Pniower; Kleists Michael Kohlhaas, Textrevision von O. Pniower, Einleitung von Erich Schmidt; Shakespeares Sommernachtstraum in der Übersetzung von Schlegel, Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Gregor Sarrazin.

Nach einem langen arbeitsamen Leben ist der verdiente Altmeister der Goetheforschung Heinrich Düntzer am 16. Dezember 1901 zu Köln im 89. Jahre gestorben. Unsere Zeitschrift, die einen seiner letzten Aufsätze veröffentlichen durfte, wird ihm dankbares Andenken bewahren. Die Handschrift der von ihm verfaßten ungedruckten Merck-Biographie hat seine Witwe der Stadt Köln zum Geschenk gemacht.

In dem am 8. Januar 1902 verstorbenen Dichter Wilhelm Hertz verliert auch die deutsche Philologie einen ihrer feinsinnigsten Vertreter, die Sagenkunde

einen ihrer besonnensten und glücklichsten Forscher, die deutsche Übersetzungskunst einen ihrer bedeutendsten Meister, dem es gelungen ist, was allen seinen Vorgängern versagt blieb, die mittelhochdeutschen Epen dem Geist und der Form nach der neuhochdeutschen Sprache zu erobern.

In Weimar soll ein Shakespeare-Denkmal errichtet werden. Beiträge nimmt Kommerzienrat Dr. Moritz daselbst entgegen.

Von Hamburg aus ist der Aufruf zu einer Deutschen Dichterdenkmal-Stiftung erlassen worden, aus deren Zinsen die Volksbibliotheken mit den Meisterwerken unserer Literatur versorgt, sowie auch sonst deren Verbreitung gefördert werden soll.

In Berlin hat sich eine „Gesellschaft für Theatergeschichte" gebildet. Jahresbeitrag 12 M. Sekretariat: Berlin W 62, Wormser-Straße 7.

F. Arnold Mayer in Wien gibt in Braumüllers Verlag daselbst ein Jahrbuch für das gesamte Bühnenwesen unter dem Titel: „Deutsche Thalia„ heraus.

In der Novembersitzung 1901 der Kunstgeschichtlichen Gesellschaft zu Berlin behandelte von Oettingen den Gegensatz von „Goethe gegen Diderot" in seinen Grundanschauungen über die bildende Kunst.

Gesellschaft für deutsche Literatur. Januar-Sitzung 1902. Nerrlich teilt einige Stücke aus dem bisher ungedruckten Briefwechsel Jean Pauls mit seiner Gattin mit; Max Hermann berichtet über den gegenwärtigen Stand der „Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke". H. H. Houben legt den Plan einer „Deutschen Bibliographie" vor. — Februar-Sitzung. Kurt Jahn sprach über Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart" und den Roman der Romantiker; D. Jacoby brachte eine Mitteilung über Garves Beurteilung der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" (vgl. oben S. 112); Erich Schmidt legte Uhlands Dramenfragment „Die Weiber von Weinsberg" vor, im Anschluß an eine ältere Bearbeitung des gleichen Stoffes. — April-Sitzung. Harry Maync teilt Briefe an Mörike mit von Strauß, Hebbel, Geibel, Auerbach, Vischer, L. Richter und Robert Franz. Friedländer handelt über die älteste Fassung eines auch dem jungen Goethe gut bekannten volkstümlichen süddeutschen Liedes „Von Erschaffung Adam und Eva".

In der 19. Jahresversammlung der Modern Language Association of America in Cambridge Massachusets wurden folgende Vorträge gehalten: A. Walz, Three Swabian Journalists and the American Revolution (Schiller, Schubart und L. Wekhrlin). — J. B. E. Jonas, A discrepancy in several of Schiller's letters (Jonas, Nr. 52 und 66). — E. A. Boucke, Goethe's idea of Polarity and its sources. — E. S. Meyer, The influence of German opera upon Grillparzer. — H. Wood, Litterary adaptions in Gerhart Hauptmann's „Versunkene Glocke". — A. Haas, Lessing's attitude to the sources of his dramas. — F. A. Scott, A list of Hated Words. — J. F. Coar, Friedrich Hebbel and the problem of „Innere Form". — W. H. Carruth, The dramatic guilt in Schiller's Braut von Messina.

---

## Eine bibliographische Gesellschaft.

Im ersten Heft dieser Zeitschrift hat Minor in ausführlicher Begründung die Errichtung von Zentralanstalten für die literargeschichtlichen Hilfsarbeiten angeregt, zunächst ohne greifbaren Erfolg. Die Zersplitterung unserer Forschung ist seitdem nicht geringer, ihre Aufgaben aber sind um vieles verwickelter geworden, und was damals die Klage eines einzelnen war, wird heute von den meisten Fachgenossen als drückendes Übel und schweres Hemmnis empfunden. Ein jüngerer Forscher auf dem Gebiet der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, Heinrich Hub. Houben in Berlin, nimmt jetzt im Verein mit Gustav Karpeles Minors An-

regung auf und sucht sie durch die Gründung eines Vereins zu verwirklichen, der die Herstellung einer Deutschen Bibliographie zu seiner eigentlichen und einzigen Aufgabe machen soll. In erster Reihe sollen die Zeitschriftenmassen des 19. Jahrhunderts nach einheitlichem Plan durchforscht und in übersichtlicher Weise exzerpiert werden und zwar in einer fortlaufenden Publikation nach Art der Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, die es ermöglichen soll, das Verwandte gruppenweise zu bewältigen und durch gute Register zusammenzufassen. Über die Einzelheiten des sehr verständigen und besonnenen Plans unterrichtet eine kleine Flugschrift: „Entwurf zu einer Deutschen Bibliographie in Verbindung mit Herrn Dr. Gustav Karpeles-Berlin bearbeitet von Dr. Heinrich Hub. Houben, Berlin" (zu beziehen durch letzteren, Berlin-Schöneberg, Ebersstraße 91). Indem ich das Unternehmen aufs freudigste begrüße, möchte ich meine persönlichen Wünsche in einigen Thesen knapp zusammenfassen:

1. Das Unternehmen möge nicht auf das 19. Jahrhundert beschränkt bleiben, sondern auch auf das 18. ausgedehnt werden.

2. Nach Bewältigung der größten und wichtigsten Zeitschriften der beiden Jahrhunderte mögen auch die Provinzial- und Lokalzeitschriften — vielleicht in gedrängterer Form — dem Plan eingefügt werden. In ihrer Gesamtheit werden sie überraschende Einblicke in die kulturelle Entwicklung der einzelnen Landschaften eröffnen.

3. Den bibliographischen Verzeichnissen sollen knappere oder ausführlichere Angaben über die Geschichte der einzelnen Zeitschriften vorausgeschickt werden, die sich bei wichtigen Zeitschriften auch zu erschöpfenden Darstellungen erweitern können, so daß zugleich einer aktenmäßigen Geschichte der deutschen Journalistik vorgearbeitet wird.

4. Den bedeutendsten und umfangreichsten Zeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts, wie der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, der Allgemeinen deutschen Bibliothek, dem Stuttgarter Morgenblatt, der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, den Wiener Jahrbüchern u. s. w. mögen einzelne, für sich abgeschlossene (und auch einzelne käufliche) Bände oder Hefte mit eigenem Register gewidmet werden.

5. Man begnüge sich bei der Ausarbeitung nicht mit minderwertigen Hilfskräften, sondern ziehe wenigstens zur Überprüfung und Ergänzung die besten Kenner des betreffenden Zeitraums oder Literaturkreises heran, damit die Chiffern möglichst aufgelöst, die ungenannten Verfasser ermittelt, die verborgenen Zusammenhänge aufgedeckt werden. Man spare zu diesem Zweck nicht mit Verweisungen und Zitaten.

6. Man hüte sich möglichst vor schwerverständlichen Abkürzungen und rätselhaften Siglen. Die unlesbare Chiffernschrift einzelner unserer gelehrten Zeitschriften darf nicht bei einem Werk angewandt werden, das der Allgemeinheit und der Zukunft dienen soll. Was dabei allenfalls an Raum erspart wird, geht dem späteren Benutzer an Zeit verloren.

In allem Übrigen weiß ich mich mit den Anregern einig. — Der Jahresbeitrag der neugegründeten Gesellschaft beträgt 6 M.

A. S.

---

In der Handschrift abgeschlossen am 1. April, im Satz am 16. Mai 1902.

---

## Verlag von **Carl Fromme, Leipzig** und **Wien.**

**Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte.** Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. Jakob Zeidler. (Siehe auch letzte Umschlagseite.)

Nachstehend die letzt erschienenen Besprechungen über dieses Werk:

**Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte.** Herausgegeben von Professor Dr. Max Koch, Breslau. Band II, Heft 1 (Hermann Jantzen):

An dem vorliegenden Buche ist bereits in einer Reihe von Besprechungen vieles gelobt, vieles getadelt worden, ja man hat selbst seine Daseinsberechtigung bezweifelt. Letztere hat es jedoch auf alle Fälle. Die Forderung nach Literaturgeschichten der einzelnen deutschen Stämme ist nicht ganz so neu, wie vielleicht weitere Kreise zu meinen geneigt sind, denen sie wohl erst durch die noch junge Bewegung der „Heimatkunst" bekannt geworden ist. . . . Sachlich berechtigt ist also sein Erscheinen zweifellos, und die Aufgabe, die es sich gestellt hat, scheint uns mit den Herausgebern nicht bloß sehr wichtig, sondern auch sehr anziehend zu sein; das ist wohl gerade vom vergleichenden Standpunkte, von dem aus das Buch in dieser Zeitschrift am zweckmäßigsten betrachtet wird, am besten zu erkennen . . . . . der Erfolg weist denn auch eine ganze Reihe Vorteile auf, man lernt manches Neue und vieles Bekannte in neuer Beleuchtung kennen. Wenn wir das Buch als Gesamtleistung ansehen, so glauben wir uns den vielen Stimmen, die bereits zu seinem Lobe erklungen sind, ohne weiteres anschließen zu dürfen . . . . . Im ersten Abschnitt ist das erste Kapitel, das die deutsche Besiedlung Österreich-Ungarns eingehend schildert, vielleicht das wichtigste, ja das grundlegende des Ganzen; denn in ihm wird, und zwar in allem wesentlichen richtig und mit Glück, ausgeführt, welchen Einfluß das Germanentum im allgemeinen und die verschiedenen besiedelnden Stämme im besonderen auf das weite Gebiet der jetzigen Monarchie ausgeübt haben . . . . Ein Schlußkapitel „Das ausgehende Mittelalter" charakterisiert die schwierige Übergangszeit, wobei naturgemäß die Prosa, die jetzt an Ausdehnung gewinnt, und das immer beliebter werdende Drama, das geistliche wie das weltliche, besonders genau besprochen werden. — Die Hauptaufgabe des ganzen zweiten Teiles ist es, sich mit dem gewaltigsten und folgenreichsten Ereignisse abzufinden, das das christliche Europa betroffen hat, mit der Reformation. Auch die Lösung dieser Frage glauben wir im wesentlichen als gelungen betrachten zu dürfen. Einseitig katholisch ist die Darstellung, wie z. B. von Sandvoß in den „Preußischen Jahrbüchern" geklagt wird, jedenfalls nicht; im Gegenteil, es scheint eine möglichst unparteiische Behandlung dieses Problems ernstlich angestrebt und in der Hauptsache auch erreicht zu sein. Sehr eingehend und gut ist bereits die Vorgeschichte der Reformation, die humanistische Bewegung, für die in Betracht kommenden Gebiete behandelt, wobei neben den allgemeinen Ausführungen auch treffende Einzelbilder zu finden sind, wie etwa von Enea Silvio Piccolomini und von Konrad Celtis. Der Darstellung der „Reformation und Gegenreformation" selbst ist der umfänglichste Abschnitt (S. 476—651) gewidmet, und die protestantische Literatur wird dabei ebenso ausführlich wie die katholische berücksichtigt. Kirchenlied und Meistergesang, Gelegenheitsdichtung und volkstümliche Literatur, Drama, Predigt und Polemik, alles dies wird gebührend bedacht; den Abschluß bildet ein treffliches, liebevoll und sorgfältig gezeichnetes Charakterbild Ulrich Megerles (Abraham a S. Clara). — Der letzte Abschnitt endlich „Österreichische Barocke und deutsche Renaissanceliteratur" . . . . Die meisten Kapitel sind auch hier wohl gelungen, so vor allem die, die sich mit dem Drama und der Oper beschäftigen.

---

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

# Ein altes Kindergebet und seine Entstehung.

Von Karl Reuschel in Dresden.

Reinhold Köhler hat in drei Aufsätzen,[1]) die jetzt in den Kleineren Schriften. 3. Band, 320—351, vereinigt sind, als Ertrag seiner eifrigen Sammlertätigkeit mehrere Fassungen eines Gebets vor dem Schlafengehen mitgeteilt, das im letzten Jahrzehnt durch Humperdinck-Wettes Märchenoper „Hänsel und Gretel" wieder allgemeiner bekannt geworden ist. Vierzehn Schutzengel bewahren nach dem frommen Glauben das Kind während der Nacht vor jedem Leid. Durch den Fleiß Köhlers und Johannes Boltes dürfte es gelungen sein, alle Hauptformen dieses Gebets aufzufinden.[2]) Die Vierzehnzahl steht übrigens durchaus nicht fest, es werden mehr oder weniger Engel zum Wachehalten erfleht, doch kehrt die genannte Anzahl am häufigsten wieder.

Wie man auf sie verfiel, blieb bisher zweifelhaft. Zuerst tritt das Kindergebet (1529) in der Sprichwörtersammlung des Johannes Agricola auf, und nur zwölf Schutzengel werden hier erwähnt. Ob das Gebet damals alt war, ist nicht entschieden, aber es darf als wahrscheinlich gelten, daß es Agricola nicht in ganz ursprünglicher Form mitteilt. Denn mit Recht verwundert sich Köhler darüber, daß es heißt: „Zwen zur seiten", und meint: „Indem man — an jeder Seite zwei Engel sich wünschte, erscheint in den meisten Fassungen des Gebets die Vierzehnzahl der Engel." Auch wenn wir wissen, daß der Glaube an Schutzengel schon der ältesten christlichen

[1]) Germania 5, 448—456 (1860); 11, 435—445 (1866) und Jahrbuch für romanische Literatur 8, 409—417 (1867).

[2]) Zwei Fassungen stehen auch im Supplementheft I zum 6. Jahrgang der Zeitschrift für österreichische Volkskunde.

Zeit angehört und womöglich eine im Anschluß an Christi Versuchungsgeschichte erfolgte Umdeutung des heidnischen Genienglaubens darstellt,[1]) brauchen wir dem Kindergebete keine weit zurückliegende Entstehung beizumessen.

Nach der Ansicht des Hermas (im „Hirten") besitzt jeder Mensch zwei Engel, der eine leitet ihn zu allem Guten an, der andere sucht ihn auf den Weg des Lasters zu führen. Nichts anderes drückt diese Meinung aus, als das fortwährende Schwanken der Erdgeborenen zwischen Gutem und Bösem, und der eine der Engel ist in Wirklichkeit ein Teufel, der nur die hehre Lichtgestalt angenommen hat, um sein Opfer zu täuschen. Man beobachtet bei vielen Dogmatikern Unsicherheit darüber, ob jedem Menschen ein oder mehrere Engel beigesellt seien. Von Luther kann man vermuten, daß er sich für jeden einen besonderen Engel dachte, daneben aber, wenn es nötig schien, ihm noch andere gute Geister zuerteilt glaubte.[2]) Daß der Teufel es liebt, sich in Engelsgestalt zu zeigen, erwähnt der Reformator sehr oft.[3])

Schon aus früher Zeit der Kirche (Origenes) wird berichtet, daß man eine Einteilung der Engel nach ihren Arbeitsgebieten vornahm. So hat es z. B. St. Michael mit dem Gebete zu tun.[4])

Es ist beinahe selbstverständlich, daß man überall, wo der Glaube an Schutzengel herrscht, sich vor dem Schlafengehen deren Obhut empfiehlt.[5]) Aber nicht des besonderen Schutzengels allein, sondern häufig auch verschiedener Heiliger, denen man die Kraft zuschreibt, während der Nacht Dämonen abzuwenden. In dem zweiten der von Köhler mitgeteilten toskanischen Gebete sind es St. Johannes (der Täufer: che mi liberi dagl' inganni), St. Antonius, schließlich die Jungfrau Maria und Michael. Wie hier, so geht auch sonst die Anrufung von Heiligen und Engeln oft durch einander; der nicht immer scharf gezogene Unterschied zwischen beiden Gruppen scheint im Volksglauben häufig verwischt worden zu sein. Einen Beweis für diese Behauptung bieten auch die italienischen Gebete IV und V, VI, VII. Im erstgenannten ist von vier santi an den Ecken des Bettes die Rede, in V, VI und VII wie auch in einer sardinischen Fassung (Köhler S. 348) von vier angioli, immer zwei zu Füßen und zwei zu Häupten. Zur Seite steht bald die Jungfrau Maria, bald Christus. Etwas verschieden lautet wieder ein französisches

---

[1]) Vgl. Hagenbach, Dogmengeschichte[5] (1867), S. 112.
[2]) Z. B. Erlanger Ausgabe 6[2], 446, 11 ff., 438 unten.
[3]) Unter anderm Erlanger Ausgabe 10[2], 120, 5 von unten.
[4]) Hagenbach, S. 111.
[5]) So noch jetzt in französischen Kindergebeten. Adolphe Orain, Folk-Lore de l'Ille-et-Vilaine 1, 28. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 3, 285.

Gebet aus der Schweiz,[1]) in dem etwas Verwirrung eingetreten sein wird: „Je me couche, trois (belles) beaux anges à mes pieds, à ma tête; sainte Jeanne (saint Jean!) à côté de moi; aux quatre coins de mon lit les quatre évangélistes: saint Jean, saint Luc, saint Marc, saint Matthieu. — Du temps que j'aurai ces quatre bons anges, je n'ai pas peur de l'ennemi. — Sainte Jeanne à mon côté, mon saint ange gardien pour m'accompagner, qu'elle me préserve de mort subite, qu'elle m'assiste en la vie, en la mort! Ainsi soit-il!" Hier werden die Evangelisten in der Wiederholung als „diese vier guten Engel" bezeichnet. Angesichts dieses Wechsels von Heiligen und Engeln drängt sich die Vermutung auf, die herkömmlichen vierzehn Engel könnten ursprünglich wohl auch Heilige gewesen sein.

Im Jahre 1519 verfaßte Luther eine Trostschrift für seinen schwergebeugten Landesherrn, die Tessaradecas consolatoria pro laborantibus et onoratis. In der Widmung an Friedrich den Weisen bemerkt er,[2]) auf Bitten Spalatins habe er sich an das Werk gemacht, „et congessi haec quatuordecim capita tanquam in tabula digesta eisque tessaradecados nomen dedi, ut essent loco quatuordecim Divorum, quos superstitio nostra omnium malorum depulsores facit et appellavit." Die Abhandlung knüpft also an die Vorstellung von den vierzehn Nothelfern an. Wie Luther gerade in jenen Tagen dazu kam, sich auf die vierzehn Heiligen zu beziehen, ist leicht zu erraten. Bei Jobst Gutknecht in Nürnberg, der im gleichen Jahre zwei Ausgaben von des Reformators „Kurzer Form, das Vaterunser zu verstehen und zu beten" gedruckt hatte, war wohl eben die „Histori und vrsprung der Wallfahrt vnd wunderzeichen zun viertzehen heyligen Nothelfern in Frankenthal bei Staffelstein gelegen" herausgekommen.[3]) Als eine Art Antwort auf diese Schrift darf die Tessaradecas gelten. Nach den Worten des Verfassers setzt sie sich aus zwei Teilen zusammen. Der erste enthält die Abbilder von sieben Übeln, durch deren vernünftige Betrachtung die gegenwärtigen Unannehmlichkeiten als geringfügig erscheinen, der andere gibt in ähnlicher Weise sieben Abbilder von höchsten Gütern. Als Zusammenfassung des ersten Abschnittes sind die Worte zu betrachten, die sich S. 107, 1—3 finden; das Seitenstück bilden die Aufzählungen S. 119, 28—31. Die Übel werden in folgender Ordnung behandelt: Primo intra se, secundo ante se, tertio post se, quarto iuxta se in sinistro, quinto in dextro, sexto

[1]) Schweizerisches Archiv für Volkskunde 3, 286.

[2]) Weimarer Ausgabe 6, 106.

[3]) Vgl. Heinrich Weber, Die Verehrung der heiligen vierzehn Nothelfer Kempten 1886, S. 117.

infra se, septimo supra se, und die wertvollen Güter fast in derselben Reihenfolge, nur entspricht das vierte dem sechsten, das fünfte dem vierten, das sechste dem fünften Übel. Diese Anordnung macht einen wunderlichen Eindruck; sie ist ziemlich geistvoll, aber doch auch recht künstlich. Wie mag Luther darauf verfallen sein?

Derartige gesuchte Veranschaulichungen waren im Mittelalter beliebt, man denke etwa an die Ausmalung des jüngsten Gerichts in der Legenda aurea des Jacobus a Voragine:[1]) „Superius erit judex iratus, inferius horrendum chaos, a dextris peccata accusantia, a sinistris infinita daemonia ad supplicium trahentia." Es liegt nahe, anzunehmen, daß Luther ein bestimmtes Vorbild für seine eigenartige Disposition hatte, und das Kindergebet bietet sich sofort als wahrscheinliche Vorlage dar, weil auffällige Übereinstimmung in Zahl und Gruppierung herrscht. Jedenfalls ist die Ansicht, Luther habe bei der Anordnung der bona und mala sich an die Gruppierung der Engel in unserem Kinderspruch erinnert, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

Vielleicht gelingt es, durch einen Rückblick auf die Geschichte der Andacht zu Ehren der vierzehn Nothelfer, auf welch letztere der Reformator ja nach eigenem Geständnisse anspielt, in das Dunkel über diesen Zusammenhang etwas Licht zu bringen. In Deutschland wird die gemeinsame Verehrung der vierzehn Heiligen verhältnismäßig früh bezeugt, aber den Hauptanlaß zur Gründung der meisten Kapellen und Bruderschaften, die dem Andenken der Nothelfer geweiht waren und sind, bildeten die wunderbaren Erscheinungen, die zu Frankenthal bei Bamberg am 24. September 1445 und am 28. Juni 1446 erfolgten. Hermann, der Sohn des Klosterschäfers, glaubte das Himmelskind zu erblicken, und an dem zuletzt genannten Tage sah er den Jesusknaben von 14 Kindern umringt, die sich ihm als die heiligen Nothelfer zu erkennen gaben.[2]) An dem Ort wurde bald eine Kapelle zu Ehren der Heiligen errichtet, und seit 1772 erhebt sich dort die berühmte Wallfahrtskirche.[3]) Bemerkenswert für unsere Untersuchung ist es vor allem, daß die Nothelfer sich in Kindergestalt zeigten. Die Gründe dafür dürften[4]) in Bibelstellen wie Ephes. 5, 8; I. Thess. 5, 5; I. Joh. 3, 1; Matth. 18, 3 zu suchen sein, vielleicht auch in dem Umstande, daß der jedenfalls dem Knabenalter kaum entwachsene Hirt sich die Heiligen in seiner

---

[1]) Ausgabe von Gräße, S. 11. Eine ähnliche Stelle bei Luther, Weimarer Ausgabe 7, 469. Ganz besonders bezeichnend ist das XXXII. Kapitel der Meditationes Augustins.

[2]) Weber, a. a. O. S. 7. 8.

[3]) Weber, a. a. O. S. 71.

[4]) Ebenda, S. 8 Anmerkung.

Phantasie nur als seinesgleichen denken konnte,[1]) oder daß er die Apostel mit Christus in Kindergestalt auf Gemälden gesehen hatte[2]) und ähnliches geschaut zu haben glaubte. Frühzeitig scheint eine eigentümliche Verschiebung eingetreten zu sein: die Kinder wurden wohl zu Engeln gemacht, vielleicht, weil man bildliche Darstellungen der Vision falsch deutete. Eine Art Beweis für diese Entwicklung bietet die Tatsache, daß die Mitglieder des 1465 oder 1468 von dem gefürsteten Grafen Wilhelm von Henneberg in dem Prämonstratenserkloster Veßra bei Meiningen gegründeten adligen Ritterordens zu den vierzehn Heiligen als Abzeichen „eine silberne Kette aus Engelsgestalten mit dem Namen der heiligen Nothelfer trugen; unten hing das Bild des heiligen Christoph“.[3]) Man könnte auch einigen Wert auf den Umstand legen, daß eine im Jahre 1859 ins Leben gerufene Bruderschaft zu den heiligen vierzehn Nothelfern in Kissingen am Schutzengelfeste (4. September) ihr Titularfest hat.[4])

So dürften durch mißverstandene Bilder aus den Kindern, die der Hirt um den Jesusknaben erblickt hatte, Engel geworden sein.

Die Nothelfer nun hat man nachweislich auf einem Sarkophage angebracht,[5]) es ist sehr wahrscheinlich, daß dies öfter geschah; und da man gern Särge mit Engeln verzierte, so mag man sich der vierzehn Heiligen in solcher Gestalt zu diesem Zwecke bedient haben, zumal es üblich war, gelegentlich die Apostel als Kinder abzubilden. Es unterliegt auch wohl keinem Zweifel, welcher Darstellung der vierzehn Heiligen die packendere Wirkung innewohnt, derjenigen, die sie mit all ihren Attributen darbietet, oder der andern, die sie, noch dazu der Vision mehr entsprechend, als Schutzengel wiedergibt.

„Wenn meine Seele ausfähret, so sind bestellet die höchsten Könige und Fürsten, nämlich die lieben Engel, die mich annehmen und überführen.“

„Es ist nicht weit von einander, unser Leben und der Tod, wenn ich es mit rechten Augen könnte ansehen. Denn wenn ich mich ins Bette lege, so weiß ich nicht, ob ich soll wiederum aus dem Bette kommen,“ sagt Luther in seiner 3. Predigt von den Engeln.[6]) Bei der Verwandtschaft, die zwischen Tod und Schlaf besteht (es

---

[1]) Diesen Gesichtspunkt verdanke ich Herrn Professor Dr. Paul Hohlfeld in Dresden. Auch der Jungfrau von Orleans erscheint die Mutter Gottes als Schäferin.

[2]) K. Pfleiderer, Die Attribute der Heiligen, Ulm 1898, unter dem Stichwort „Kinder“.

[3]) Weber, S. 99—100.

[4]) Ebenda, S. 103.

[5]) Bei Anna, der Gemahlin des Albrecht Achilles von Brandenburg. Weber, S. 99.

[6]) Erlanger Ausgabe 17[1], 215—216.

ist in den meisten Abendliedern auch vom Sterben die Rede), mag man sich die kindlich-engelhaften Nothelfer auch über dem Bette des Schlafenden Wache haltend gedacht haben.

In der Tat läßt sich unschwer nachweisen, wie die meisten der von der katholischen Kirche unter dem Namen der vierzehn Nothelfer vereinigten Heiligen in enger Beziehung zum Schlafe wie zum Tode stehen. Als Kinderpatron gilt besonders St. Veit, der in jugendlichem Alter den Märtyrertod erleiden mußte. Noch heute wird er vor dem Zubettgehen von den Kindern angerufen: „Weck' mich zur rechten Zeit.“[1]) Ein anderer aus der Schar, Christophorus, der den Christusknaben, das Heil der Welt, getragen hat, gilt, wenn man sich seiner am frühen Morgen erinnert und ihn zu sehen glaubt, als Schützer vor jähem Tode.[2]) Einen Vers darüber finden wir bei Luther (Weimarer Ausgabe 1, 413):

Christophore sancte, virtutes sunt tibi tantae:
Qui te mane videt, nocturno tempore ridet,
Nec Satanas caedat nec mors subitanea laedat.[3])

Pantaleon ist Helfer in Krankheiten,[4]) Blasius befreite einstmals einen Knaben vom Erstickungstode und gilt darum als Patron der Halskranken,[5]) Barbara soll die Sterbenden vor einem qualvollen Ende bewahren,[6]) Achatius wird in Todesangst verehrt.[7])

Unzweifelhaft sind mehrere der Nothelfer in Ämter eingetreten, die zuerst den Engeln vorbehalten blieben. So war ursprünglich der Schutz des Menschen während einer Pest diesen überirdischen Wesen anvertraut, wie Luther in seiner dritten Predigt von den Engeln bemerkt:[8]) „Zur Pestilenzzeit würde die Seuche alle erwürgen und keinen leben lassen, wenn die lieben Engel nicht gegenwärtig wären und etliche erretteten.“

Nach dem Angeführten ist es gewiß möglich, daß man, wohl mehr unbewußt als absichtlich, vor dem Schlafengehen, um sich vor dämonischem Einflusse zu bewahren, statt der Heiligen die dem Volksgemüte viel näher stehenden Engel anrief und die Zahl der Nothelfer dabei festhielt.

---

[1]) Weber, S. 45.
[2]) Weber, S. 29; Hoefler, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1, 294.
[3]) Vgl. Weimarer Ausgabe 11, 36, 6 ff.
[4]) Weber, S. 44.
[5]) Ebenda, S. 26; Hoefler, S. 294.
[6]) Weber, S. 24; Hoefler, S. 304. Luther, Erlanger Ausgabe 17[1], S. 192: „Sonderlich von St. Barbara haben sie geschrieben und gelehret, daß, wer ihr dienete, der stürbe nicht ohne Sacrament.“ Vgl. Weimarer Ausgabe 11, 137, 22 ff.
[7]) Weber, S. 21.
[8]) Ebenda, S. 219.

Was nun die bisher ermittelte Verbreitung des Kindergebets anlangt, so findet es sich (nach Köhlers Materialien), abgesehen von fast allen deutschen Gebieten, auch vom Vlämischen und von den dreizehn Veroneser Gemeinden, selbst bis zum skandinavischen Norden hinauf, in England,[1] Frankreich und Italien. Die Vierzehnzahl der Engel tritt eigentlich nur in deutschen Landen, in den nordischen Gegenden, sowie ein einziges Mal auf italienischem Boden (in Pistoja) auf.

Wo werden aber die Nothelfer verehrt?[2] Die eifrigen, wenn auch vielleicht nicht ganz lückenlosen Nachforschungen Webers liefern das Ergebnis, daß die Andacht außer in Deutschland, in der Schweiz, in Ungarn, Polen, Frankreich, England und Italien auch in Deutsch-Nordamerika vorkommt. Die Verehrung in Polen, für die Weber nur einen einzigen, ganz frischen Beweis kennt, scheint erst kürzlich eingeführt zu sein. Mit dem Verbreitungsgebiete des Nothelferkultus deckt sich im Wesentlichen dasjenige des Kindergebets. Dieser Umstand muß als bedeutungsvoll gelten. Wenn aus den nordischen Ländern keine Nachweise für die Andacht zu den Heiligen beigebracht werden, so nimmt das nicht wunder; sind doch Dänemark, Schweden und Norwegen jetzt fast ganz protestantisch.

Gewöhnlich beträgt die Zahl der Nothelfer vierzehn oder auch fünfzehn, indem man die Jungfrau Maria mitrechnet. Es werden aber, wie man sich aus den Webers Schrift angehängten Gebeten überzeugen kann, manchmal gleichzeitig noch andere Heilige angerufen, und so dürfen weder die Zahl noch die Namen der Nothelfer als ganz feststehend gelten. Wahrscheinlich erklärt sich so die Vermehrung der Schutzengel in einigen Formen des Kindergebets. Die Verminderung in anderen Fassungen wurde jedenfalls zum Teil durch den Gedanken an die Zwölfzahl der Apostel herbeigeführt, weiterhin auch durch die Vierzahl der Evangelisten oder den Umstand, daß man auf Särgen an jeder Ecke einen Engel anzubringen pflegte, wie beispielsweise auf dem Grabmale Friedrichs mit der gebissenen Wange, dessen Kopf auf einem Kissen ruht, das von vier Engeln umgeben wird.[3] Drei und sieben endlich sind heilige Zahlen, die darum nahe lagen.

---

[1] Da wird nur immer die Vier- oder Fünfzahl erwähnt, und man denkt meistens an die Evangelisten.

[2] „Ob die Ansicht —, daß die Andacht in Deutschland entstanden sei und von dort über die Schweiz sich verbreitet habe, richtig ist, müssen wir dahingestellt sein lassen." Weber, S. 93. In dem Aufsatze über die Nothelfer, der in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon² 9, 515 (1895) steht, urteilt Weber etwas anders; er neigt sich der Meinung zu, die Verehrung der vierzehn Heiligen sei deutscher Herkunft.

[3] Köhler, a. a. O. S. 329: „quorum duo thuribus ad malos daemones arcendos: duo pulvinar tenent, cui principis caput impositum est."

Bl. 69 A, Nr. 37: Wie schoen bloedt vns der Mey Der Sommer fert darhin ... 4 siebenzeilige Strophen = 1582 A 30, B 32 und noch einmal 82; Forster 3, 1549, 1552 (und öfter) Nr. 20 mit 6 Strophen. Nürnberger Druck von 68 Liedern Nr. 36 mit 3 Strophen. Paul von der Aelst 1602, S. 95 (Nr. 102) mit 5 Strophen. Fliegende Blätter: Yd 7821. 7 „Drey schöne Lieder". Nürnberg, H. Guldenmundt o. J. (5 Strophen). Yd 9575 „Vier schoner Lieder" o. O. u. J. (5 Strophen). Weimar, Sammelband, Stück 55 „Drey hübsche Lieder". Nürnberg, K. Hergotin o. J. (5 Strophen). Zürich, Gal. KK 1552, Stück 48 „Drey schöne newe Lieder" o. O. u. J. (5 Strophen). Stück 52 „Fünff schöne newe Lieder". Nürnberg, Lantzenberger 1610 (5 Strophen). Niederdeutsches Liederbuch 1883, S. 43, Nr. 68 (63) (5 Strophen). Berliner Handschrift 1568, Nr. 118 die drei ersten Strophen; 1575, Nr. 47 in 4 Strophen entsprechend der niederrheinischen Handschrift unter Fortfall der formelhaften Schlußstrophe, welche bei der 5strophigen Fassung vorhanden ist. Kopenhagener Handschrift des Rostocker Studenten P. Fabricius Nr. 74 in 4 Strophen. — Wunderhorn 1, 1806, S. 378; Görres, S. 100; Uhland, Nr. 58; Hoffmann, Gesellschaftslieder Nr. 139; Goedeke-Tittmann, S. 163; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 264, Liederhort 2, S. 201, Nr. 390.

Bl. 70 Vorderseite grün-gelb umrahmt:

In hoffnungh leb ich,
Wen Gott wil, so sterben ich.
Hett mich hoffen nicht ernehrt,
Trauren hett mich lang vertzert,
Ach was leidens ist dem beschert,
Der ein lieb hatt und sei seiner nicht begert,
Und hatt ein liebgen aufferkohren
Und sehet den arbeidt verlohr[e]n,
Der laeß ab und sey zu freiden
Und sey einen andern an die stadt widder.

Zu den letzten vier Zeilen vgl. Werltspröke 1562, Bl. G 3 Vorderseite:

Wol einen Boem hefft vtherkaren
Und süth de frucht daranne vorlaren,
De houwe en aff vnd wese tho frede,
Und sette einen andern in de stede.

Vgl. Werldtspröke 1601, Bl. 27 B; Seelmann, Reimbüchlein S. 74; Alemannia 17, 1889, S. 256; Weimar, Liederhandschrift vom Jahre 1537: Weimarisches Jahrbuch 1, S. 131. Zu Zeile 3 und 4 vgl. Altpreußische Monatsschrift 9, 520.

Bl. 70 B, Nr. 38: Jch hort ein Frewlein klaegenn, vurwar ein weiblichs bilt ... 3 siebenzeilige Strophen. 1582 A 31, B 83 je 3 Strophen. Bergreihen, herausgegeben von J. Meier (Neudrucke 99/100) S. 109, herausgegeben von Schade S. 127, Nr. 53, 1574, 1, Nr. 53 in je 6 Strophen; Forster 3, 1549, 1552 Nr. 61 in 4 Strophen. Niederdeutsches Liederbuch 1883, S. 45, Nr. 70 ursprünglich in 6 Strophen. Fliegende Blätter: Yd 7801 (von Nagler), Stück 31 ohne nähere Bezeichnung, in 6 Strophen Yd 7850. 16 Drey schöne Lie-|der / Das Erst / Von dei-|net wegen bin ich hie. Das ander / | Jch bin durch Frewleins wil-|len / rc. Das dritte Jch hört | ein Fräwlein kla-|gen. (Bildchen.) Gedruckt zu Straßburg, bey Jost | Martin am Kornmarckt. (4 Bl. 8⁰. o. J. Rückseite des letzten Blattes leer.) Das dritte Lied in 6 Strophen; wegen des ersten siehe unten Nr. 58. Dieselben drei Lieder noch zusammen in andern Einzeldrucken: Yd 9565. 66. 68. Berliner Handschrift 1575, Nr. 28 „Jch horde ein Kummer klagen, von einem Weibsgebiltt“ 4 Strophen. Kopenhagener Handschrift des P. Fabricius Nr. 149 in 4 Strophen. Bergliederbüchlein (1740?) S. 196, Nr. 160 in 3 Strophen. Des Knaben Wunderhorn 1, 1806, S. 314; Görres, S. 120; Uhland, Nr. 87; Goedeke-Tittmann, S. 81, vgl. 91; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 117; Liederhort 2, S. 605, Nr. 805.

Bl. 71 A: Rechte lieb lange dauret,
Wahn mahn sey mit massen fuhret,
Hoffen helt mir meinen sin,
Wiewoll ich ietz im ellendt bin.

Bl. 71 B, Nr. 39:

1. Jch hab groeß leidt und ungemach,
Das klag ich Gott dem Herren,
Jch will nemen einen jungen mahnn
Mit im will ich zehen darvonn
Jn frembde landt,
Mein junges leben enden.

2. Redt nicht also mein Dochterlein,
Du bist noch froe bey zeiten,
Zucht und ehr die soltu lehren,
Alle dingen soltu zom besten kehren,
Zur kloester jungkfrauen
Dar bistu zu geraeden.

3. Jn ein cloester komen ich nicht,
Und eilet nicht so sehre,
Und wannehr ich inn ein cloester solt [gaehn,
So haben ich noch zwey bruffe jahr,[1]
Jch redes vurwahr,
Jch blief dar nimmer innen.

4. Redt nicht also mein Dochterlein,
Du bist noch jungk von jahren,
Du bist noch jungk von jahren krank,
Nimpts du einen mahn ohnn seinen dank,
Von ihm mustu
Ja groesse schlage leiden.

5. Groesse flegh die freunden[2]) nicht,
Sey machen kurze weile,
Es wardt so mannige magt geschlaegen,
Viertzigh wochen mues sey tragen,
Sey dorft nicht saegen,
Ja wer sey hat geschlaegen.

[1]) bruffe jahr, das ist: Prüfe-, Probe-Jahr.
[2]) Lies: fremben

6. Och dochter was ist die alte ehr,
Darzu koempstu zu spaede,
Das neue gebot ist uns gegeben,
Das wir mit fleis darnach sullen leben
Ja damit auch
Und halten die rechte zehen gebot.

7. Och moeder was ist das hochste
Das will ich euch wol lehren, [gebot,
Die menschen die sein von Gott geschaffen,
Zwen die sullen den dritten machen
Und die welt
Damit also vermehren.

8. Redt nicht also mein dochterlein,
Du bist noch froe bey zeiten,
Du thuest dich allezeit weder mich kehren,
Die hoeveren schoehn thuestu vermehren,
Du wilt nicht danzen,
Wie ich dir gern wilt spielen.

9. Och mo[e]der ist das sundt gedaenn,
Warumb thuendt es die Paff[e]n,
Keiser koeningh kardinaell,
Sey spielen mit schoenen Jungkfrauen
Seindt sey dan allein [alzumail,
Got selligh geschaffen?

10. David und Salomon
Die waren Goedes frunde,
Sey theden in ihren jungen tagen
Schoenen Jungkfrauen nicht versagen,
Von alderthumb sachten sey,
Es were groesse sunde.

11. Die kt hab ich vur kein gelt gekouft,
Sey steit mir vur gein pande,
Frey guet will ich nicht eigen mach[e]n
Jungen gesellen nicht versagen,
Solt ich dan darumb
Loufen aus dem lande.

In der 10ten Strophe scheint das Urbild eines noch bis auf die Jetztzeit fortgesungenen studentischen Anstichliedes vorzuliegen, wovon eine Fassung aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts veröffentlicht worden ist in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte 19, 521. Hier teilt K. Schöppe „Aus einem Studenten-Stammbuche" (Jena 1738/40) folgende Zeilen mit: „David sowie Salomon | Waren arme Sünder, | Hatten feine Mädchen lieb, | Machten brave Kinder; | Aber da sie nicht mehr konnten | In dem hohen Alter, | Schrieb der eine weise Sprüche | Und der andre Psalter."

In einem Stammbuch der Nürnberger Stadtbibliothek (Georg Andreas Will, 1744 bis 1750, S. 148) liest man:

Salomon und David waren beyde Sünder,
Hatten feine Mädgen lieb, machten prave Kinder,
Da sie aber nicht mehr kunten vor dem lieben Alter,
Macht der eine weiße Sprüche und der andre Psalter.

Lpz. d. 28. Aug. 1747. J. Ch. Puff SS. Theol. Stud.

Weber in seinem Demokritos, Band 4, Kapitel 18, S. 211, erinnert an Salomos: Alles ist eitel „das er erst dann ausrief, als er übersatt war, wie wir uns aus unserer Studentenzeit her noch erinnern:

Und als sie nichts mehr konnten,
Vor gar zu großem Alter,
Schrieb Salomo Proverbia,
Und David machte Psalter."

Bl. 74 A: Edles Studentenherz feuch vur dich,
Das begin und endt ist nicht geleich;
Das bgin hatt ein guett behagen,
Aber das endt mueß den last dragen.

Bl. 74 B, Nr. 40: **Der wechter der blies ahnn denn tagh, Auff hoher Zinnen dar er lagh** . . . 7 sechszeilige Strophen. 1582 A 60 und 155, B 22 und 179; Nürnberger Druck von 68 Liedern Nr. 55 (6 Strophen); Paul von der Aelst 1602, S. 101 (Nr. 109); niederdeutsches Liederbuch S. 83, Nr. 115 (100). Fliegendes Blatt: Yd 9655 „Zwey schöne Lieder". Nürnberg, F. Gutknecht o. J. Berliner Handschrift 1575, Nr. 54 (5 Strophen). Liederbuch der Herzogin Amalia von Cleve bei Bolte: Zeitschrift für deutsche Philologie 22, S. 402. Görres, S. 115; Uhland, Nr. 80; Goedeke-Tittmann, S. 74; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 102; Liederhort 2, S. 599, Nr. 799.

Bl. 76 A: Liebt ist leidens anfangk,
Es werdt kurtz oder langk,
Wer ein liebt, der liebe sey in maess[e]n,
Wan es an ein scheiden gehet das er dan ab kahn laessen.

Werltspröke 1562, Bl. B 2 Vorderseite: „Leue ys ledes anefanck, | Idt geschee nu bald edder auer lanck." Werldtspröke 1601, Bl. 24 A; Seelmann, Niederdeutsches Reimbüchlein S. XX. Im Liederbuch für O. Fenchlerin: Alemannia 1, 1873, S. 27 läßt Birlinger ein Lied beginnen: „Lieb ist leydes anfang, | es gestе kurz oder lang. | allde, mit leydt | ich von dir scheydt" . . . Bedarf es noch der ausdrücklichen Erwähnung, daß die beiden ersten Zeilen einen besonderen Spruch bilden und sodann erst jenes gar nicht seltene Lied einsetzt „Ade mit leid ich von dir scheid"? Das gute Sprüchlein bietet ferner ein Liederdruck des Weimarer Sammelbandes, 15tes Stück: „Ein schöne Tagweyß, Wach auff mein hort . . . Eyn hübisch Frawen lob" . . . Schluß: Lieb ist leydes anefang, | Es stehe kurtz oder lang. | Gedruckt zu Nürnberg durch | Kunegund Hergotin. (o. J.) Ferner ein Liederdruck des Züricher Sammelbandes Gal. KK 1552, 24tes Stück: „Ein Hübsche Tageweiß . . . Ein andere schöne Tageweiß . . . Ein ander schön Lied, Ich stund an einem Morgen, ꝛc. 1613. (Am Schluß:) Getruckt zu Basel, bey Johann Schröter. 1613. An erster Stelle das Lied „Es wohnet Lieb bey Liebe"; dahinter: „Lieb ist Leyds anfang, | Es steh gleich kurtz oder lang." Das Lied an zweiter Stelle dieses Einzeldrucks siehe oben Nr. 21. Auch ein Sonderdruck von einer Dichtung des Hans Sachs ist mit dem Sprüchlein geziert: Bibliothek des literarischen Vereins 220, S. 131. Vgl. noch Liederbüchlein 1607, Nr. 55, Strophe 12 Schluß.

Zu den beiden letzten Zeilen vorstehenden Spruches vgl. das Lied 1582 A 120, B 50 „Winter du must urlaub han" Strophe 3: „Welcher ein lieben bulen hat, helt jhn in rechter massen, und wenn es an ein scheiden geht, muß er jn fahren lassen." Vgl. auch oben Handschrift Bl. 63 B hinter Nr. 33; fälschlich eingedrungen ähnliche Zeilen in die 2te Strophe des Liedes Nr. 6, oben Bl. 10 A. Erk-Böhme, Liederhort 2, S. 207, Nr. 395 a und b Strophe 3.

Bl. 76 B, Nr. 41: Ich wil mich gahun verhoegenn, verbleydenn meinen mueth . . . 7 achtzeilige Strophen. Antwerpener Liederbuch 1544, Nr. 101 (Hoffmann, Horae Belgicae 11, S. 152) in 7 Strophen. Ebenfalls mit 7 Strophen in der Weimarer Handschrift, aus Zutphen stammend, vom Jahre 1537: Weimarisches Jahrbuch 1, S. 103.

Bl. 78 A: Lib haben in ehren
Kahn mir niemandt kehren,
Vergebens knecht
Das wardt nie recht,
So gar ohn alles geniessen,
Wen solt das nit verdriessen!

Liederbuch für O. Fenchlerin: Alemannia 1, S. 38 „liebhaben in ehren | mag mir niemandt wehren". Noch in des Menantes Anleitung zur galanten Poesie 1717, 1722, S. 390 „Lieb haben in Ehren | Soll niemand verwehren". Vgl. auch Yd 7850. 3 „Drey schöne newe Lieder" Schluß.

In dem Liede „Tag und nacht leyd ich groß noth" 1582 A 199, B 156 lautet der Schluß der zweiten Strophe: „so gar ohn alles geniessen, vergebens knecht, das ward nie recht, und möcht den Teufel verdriessen." Vgl. noch Werltspröke, 1562 Bl. F 2 Rückseite; 1601 Bl. 24 A; Seelmann, Reimbüchlein S. 62, Z. 1821/22; Gartner, Dicteria proverbialia, 1585 Bl. 14 A: „Liebe ist Leides anfang, es stehe kurtz oder lang" . . . „Lieb haben vnd nicht geniessen | Möcht wol den Hencker verdriessen." Fliegende Blätter: Berlin Yd 7821 (Einband vom Jahre 1539) Stück 5 „Drey schöner lieder" o. O. u. J. Schluß: „Lieb haben vnd nicht geniessen | Das möcht den teufel verdriessen." Basel, Sar. 151, Stück 34 „Drey Schöne newe Lieder" o. O. u. J. Schluß: „Lieb haben vnd nit geniessen. | Das möcht den teüffel verdriessen." Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. Herausgegeben von F. J. Mone. 7. Jahrgang 1838. Spalte 501 „Lieb haben vnd nit gniessen, | mocht den teüfel verdriessen". Spalte 504 „Lieb haben und nit geniessen, | das thut mich oft verdriessen".

Bl. 78 B, Nr. 42: Ich hat mich vnderwunden, wolt dienen einem Frewelein fein . . . 5 achtzeilige Strophen. Nieder-

deutsches Liederbuch 1883, S. 37, Nr. 58 (54) (5 Strophen). Fliegende Blätter: Yd 7801 (von Nagler) Stück 32 (vgl. oben Nr. 9) „In der weiß ayn knab het ym für geonmen [!] er wolt spatzieren gan | Ich het mich vnderwunden“ ... (5 Strophen). Yd 7821. 34 „Zwey hübsche Lieder“. Nürnberg, K. Hergotin o. J. Yd 9552 „Ein new lied, von einem alten man ...“ Druck von 4 Liedern o. O. u. J. (je 5 Strophen). Liederbuch der Herzogin Amalia von Cleve bei Bolte: Zeitschrift für deutsche Philologie 22, S. 403; Berliner Handschrift 1575, Nr. 77 (ebenfalls je 5 Strophen). Antwerpener Liederbuch 1544, Nr. 103 (Hoffmann, Horae Belgicae 11, S. 155) nur mit der ersten von 4 Strophen zu den sonstigen Fassungen stimmend. Erk-Böhme, Liederhort 2, S. 252, Nr. 431.

Bl. 79 B: Ich war eins lieb, das meint ich,
Nhu ist es ein ander, das weis ich.
Derselbiger der heute sich,
Oder er werdt btroegen als ich.

Werltspröke 1562, Bl. F 3 Rückseite: „Ick was gantz leeff, dat mende ick, | Dar ys ein ander dat weth ick. | De dat ys de höde sick, | Idt wert em ock ghauvpt leste alse mick.“ Werldtspröke 1601, Bl. 25 A. Seelmann, Reimbüchlein S. 66.

Bl. 80 A, Nr. 43:

1. Reich Gott wem soll ichs klaegen
Und klaegen meine not,
Mein herz ist mir dur[ch]schossen,
Durchwundt bis in den todt,
Mit brennender liebten umbfangen,
Gleich einem groenen zweigh,
Mit lauber ist er umbfangen
Woll in des meies zeit.

2. Herzlieb daran wilt gedenken [1])
Und recht betrachten thuen,
Das ich nicht von dir weichen, [2])
Weil ich das leben han,
Du bist allein und anders kein
Die ich hab in meinem sin,
Thue du mir dergleichen,
Dein eigen so wol ich sein.

3. Der baum der mues verdoeren,
Der keine wurtzell nicht hat,
Die leifte wirdt balt verstoeret,
Die nicht ins herz en gaet,
Die wuertzell ist mir gewachsen
Woll in das herze mein,
Wer sey mir daraus will graeben,
Der nimpt mir das leben mein.

Handschrift 1568 Mgf 752, Nr. 7:

1. Reich Gott wie sall ich clagen,
wie sall ich clagen meine nott,
mein hertt is mir durchstochen,
verwundt all in denn thott,
mitt bernender liebden umbfangen
gleich einen gronen zwich,
mit lofferen is sei umbfangen
all in des meies titt.

---

[1]) Lies: „daran gedenke“ [2]) Lies: „von dir wenke“

2. Junckfraw wiltt hiran denken
und betrachten die reden woll,
und wiltt von my nitt wenken,
dweill ich das leben hab,
gy seitt allein und anders kein,
die ich hab in meinem syn,
und latt u nitt berouwen,
u eigen so will [ich] sein.

3. Ein baum der moß verdorren,
der keine wortzell hett,
die lieb die moß versauren,
die nitt intt herte gahett,
die wortzell die iß gewachsen
all durch das herte mein,
und die sie darauß will haben,
der benemett das leben mein.

4. Hyr bei will ich es lassen pleiben,
dar ich umb gebeeden hab,
ich en will vonn dir nitt wicken,
dweill ich das leben hab,
so lang als ich sein auf erden,
so seitt ir mein hochste guett,
thuitt ir mir desgleichen,
so scheidt uns beide der thott.

Es ist jammerschade, daß dieses Gedicht in einer so schrecklich verwahrlosten Form überliefert ist. Das Bild in der 3ten Strophe kann als unvergleichlich schön bezeichnet werden, es ist nicht abgenutzt gleich anderen bildlichen Wendungen, sondern ist an dieser Stelle durchaus eigenartig angewandt und glücklich durchgeführt. Ein wenig zugestutzt lautet's:

Ein Baum muß bald verderben,
Der keine Wurzel hat,
Die Liebe muß ersterben,
Die nicht in's Herze gaht,
Die Wurzel hat gegraben
Sich mir in's Herz hinein,
Wer sie daraus will haben,
Der nimmt das Leben mein.

Bl. 80 B: Ich pitt Hertzliebe halt faste
Gleich der boum seine aeste,
Und laes nicht ab,
Mahn lege dan mich oder dich ins grab.

Derselbe Spruch in dieser Handschrift noch einmal mit starker niederdeutscher Färbung und entsetzlicher Schreibung, hinten im stammbuchartigen Teil Bl. 141 A neben einer Eintragung vom Jahre 1581. Im Ambraser Liederbuch (1582 A) steht hinter Nr. 89, dem Liede „Es war ein wacker megdlein wol gethan“, noch der Spruch:

Schönst lieb halt veste,
wie der baum sein este,
ich las von der liebe nicht abe,
man trag mich denn hin zum grabe.

Im Liederbuch für O. Fenchlerin aus Straßburg vom Jahre 1592: Alemannia 1, S. 33 und 38 kommt der Spruch fast wörtlich

ebenso zweimal vor. Des Knaben Wunderhorn 4, S. 118 (im „Liebesbrief eines schwäbischen Landmädchens"):

Liebster Schatz, halte fest,
Wie der Baum seine Äst,
Wie der Ring seinen Demant!
Mich und dich scheidet niemand.

Erk-Böhme, Liederhort 1, S. 536 in dem Liede „Die Truschel und Frau Nachtigall": Strophe 5 „Ach Mädchen, behalt dein Ehre fest, | Als wie der Baum sein Aeste" (Wunderhorn 3, 1808, S. 76).

Bl. 81 A, Nr. 44: Nu schein du liebe sonne, schein vns deinen hellen schein . . . 8 vierzeilige Strophen. 1582 A 66, B 112 je 7 Strophen. Niederdeutsches Liederbuch 1883, S. 87, Nr. 120 (105) ebenfalls 7 Strophen. Berliner Handschrift 1575, Nr. 60 ebenfalls 7 Strophen. Uhland, Volkslieder Nr. 31; Wunderhorn 4, S. 34 und 35; Hoffmann, Gesellschaftslieder Nr. 93; Goedeke-Tittmann, Liederbuch S. 11; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 181 und 182, Liederhort 2, S. 239, Nr. 422.

Die Schlußstrophe der Handschrift lautet: Der vns dis liedlein thedt singenn, Einen Studenten thedt sey freien, Sey war gar heupsch vnd fein, sey quamen mit not zusamen, Es kost sey mueh vnd pein.

Bl. 83 Vorderseite grün-gelb umrändert; in den vier Ecken die Buchstaben:

S G
M W

innen der Spruch:

Cupido ist ein seltzamer Gast,
Den sei treffet der liebet vast,
Want du hast deinen pfeil geschmert mit vipern bludt,
Cupido du thuest mannighem geselln selten gudt,
Du bist das boeste finein,
Nochtandt bhages du manigen edlen geselln so fein,
Und brenges sey umb gelt und guedt,
Nochtragen sey darzu einen stolzen muedt,
Und wan sey innen dan nicht werden en magh,
So bistu Cupido bey allen andern entacht.

Werltspröke 1562, Bl. G 3 Rückseite: „Truwe ys ein seltzam Gast, | Wol se vindt, de holde se vast." Werldtspröke, Hamburg 1601, Bl. 15 A; Seelmann, Reimbüchlein S. XVI und 75. Opschriften 1, 1731, S. 29: „De Trouw is een waarde gast, | Die Trouw vind, die houdze vast." Schon in der Weimarer Liederhandschrift vom Jahre 1537: Weimarisches Jahrbuch 1, 1854, S. 130: „trouwe is een seltsaem gast, | die sy vinde, die houde sy vast."

S. 132: „Trouwe is een selden gast, | die sy vindt die houde sy vast, | want trouw ende stille | is al mijn wile.“ Zu den beiden letzten kurzen Reimzeilen vgl. unten Bl. 108 A.

Bl. 83 B, Nr. 45:

1. Ich weiß mir noch ein Jungfrau [fein,
Die hat mein herz umbfangen,
Sey ist die allerliebste mein,
Noch ihr tragh ich verlangen,
Sey ist sehr hupsch und darzu fein,
Sey ist die allerliebste mein,
Och liebte zu tragen ist gein pein,
Als liebte mit liebte gelonet magh sein.

2. O fortuna wolts du nicht umme-[schlaen,
Das sey mir eins mucht gebueren,
Och mucht ich troest von ir empfaen,
Nicht liebers wer ich begehren,
Nochtannig so wol ich stedigh sein,
Sey ist meines herzen ein medecin,
Ich sagh dir lieb es ist groes pein,
Aus traurigen herzen froelich zu sein.

3. Nochtannigh so wil ich stedigh sein,
Als mucht sey mir eins[1]) gebueren,
Umb sey so leiden ich groesse pein,
Ir wesen vertreibt mein trauren,
Wann ich ansehen ihren klaeren schein,
So erfreut sich das iunghe herze mein,
Och lustigh und rustigh ist er darahnn,
Der liebte verborgen tragen kahn.

4. O lieber Got gib mir ohnn spott
Die reine liebe zu tragen,
Und der verleust sein gelt und gut
Umb freunden und auch umb magen,
Der tragt die rechte lieb allein,
Ich sagen euch jungkfrauen insgemein,
Will lieber zu pleiben ich der ich binn,
Dan das mir ein ander soll komen in [meinen sin.

Die Rückseite des 84ten Blattes ist durch eine Malerei mit überwiegend grüner und gelber, bei sparsamer Anwendung auch roter Farbe gefüllt, eine Burg darstellend, über deren Zinnen ein weibliches Wesen hinunterblickt, während ein Reiter, mit dem Hute in der Hand, auf das geöffnete Tor zusprengt. Es handelt sich aber nicht um Heimkehr oder Wiedersehen, wie man zunächst annehmen möchte, sondern wohl um einen Abschiedsbesuch, denn die bildliche Darstellung bezieht sich offenbar auf das nachfolgende Abschiedslied, welchem ein aus dem Tore fortsprengender eher als ein von außen darauf zusprengender Kavalier entsprechen würde. Vielleicht allerdings könnte der Zeichner beabsichtigt haben darzustellen, wie der Reiter sein Roß noch einmal wendet, um den letzten Abschiedsgruß zu entbieten.

Bl. 85 A, Nr. 46: So wunsch ich ir ein guete nacht, zu hundert thausendt stunden, Ein freundtlich wort sey zu mir sprach, wir zwey wir muessen scheiden, vnd scheiden nicht weit, Got weis es die zeit wederkomen bringt vns freude. 2. Am letzten doe ich bei ir war . . . 3. Das frewelein auf der zinnen lagh . . . 4. Der iunglein vf der heiden reidt . . . 5. Der vns dies new liedt ihrst gesangk, Gar woll hat er es gesungen, Einn Student ist ers genanndt, von

[1]) „eins“ und „noch“ übereinandergeschrieben.

der liebsten ist er geswungenn, Er muest nit langer bey der liebster seinn, brengt seinem hertzenn trawren.

Es gab im 16. Jahrhundert zwei recht beliebte Gute-Nacht-Lieder, die nicht miteinander zu verwechseln sind, wovon das eine beginnt „So wünsch ich ihr ein gute nacht, bey der ich war alleine", gewöhnlich in 5 siebenzeiligen Strophen verlaufend, das andere „So wünsch ich ihr ein gute nacht zu hundert tausend stunden" gewöhnlich in 3 zehnzeiligen Strophen überliefert. Obschon nun der Anfang dieses letzteren Liedes demjenigen des vorgezeichneten Liedes aus unserer Handschrift entspricht, verläuft das Lied der Handschrift entsprechend dem anderen sonst immer beginnenden „So wünsch ich ihr ein gute nacht, bey der ich war alleine" in 5 siebenzeiligen Strophen. Dieses Lied ist sehr oft abgedruckt, sowohl im 16. Jahrhundert als neuerdings: 1582 A 13 (nicht 10), B 65 (nicht 62); Forster 3, 1552, 1563 (noch nicht 1549), Nr. 17, vgl. 5, 1556, Nr. 19 (das andere Lied 1, 1549, 1552 und öfter Nr. 130); Bergreihen 1574, 2, 16. — Fliegende Blätter: Berlin Yd 7831. 73 „Ein schön Lied, von deß Fürsten Tancredi Tochter, Sigismunda genandt . . . Ein ander schön Lied, So wunsch ich jr ein gute Nacht". Straubing, H. Burger o. J. — Zürich, Stadtbibliothek, Sammelband Gal. KK 1552, Stück 52 „Fünff schöne newe Lieder". Nürnberg, Lantzenberger 1610. (Vgl. oben Nr. 37) 4. So wünsch ich ihr ein gute Nacht, bey der ich war alleine" 5 Strophen. — Gal. KK 1552, Stück 56 „Drey Hüpsche Neuwe Lieder". Basel, J. Schröter 1608. (Vgl. unten Nr. 58) „So wünsch ich" an dritter Stelle, 5 Strophen. — Zürich, Stadtbibliothek, Sammelband XVIII 2017, Stück 9: Ein schöne Tag | weiß: Mir ist verkundt | meins hertzen ein Kron. | Ein gar schön new Lied: So | wünsch ich jhr ein gute nacht / ꝛc. | (Bildchen) M.D.LXXXVI. (4 Bl. 8° o. O. Rückseite des ersten und des letzten Blattes leer.) „So wünsch ich jhr ein gutte nacht, wer ich bey jr alleine" 5 Strophen. — Berliner Handschrift vom Jahre 1575, Nr. 41 (nicht 39); Liederhandschrift des Freiherrn von Reiffenberg: Nouveaux Souvenirs d'Allemagne 1, S. 223; Kopenhagener Liederhandschrift des Rostocker Studenten P. Fabricius Nr. 88 (nicht 127). — Nicolai, Almanach 2, Nr. 6; Wunderhorn 1, S. 110; Görres, S. 103; Uhland, Nr. 73; Hoffmann, Gesellschaftslieder Nr. 39 (das andere Lied S. 135); Goedeke-Tittmann, S. 71 (das andere Lied S. 65); Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 435; Liederhort 3, S. 187, Nr. 1300. —

Bl. 86 A: „Dich will ich lieben so langk ich leben, Und soldt ich darumb leiden und zeitlich sterben." Diese beiden Zeilen sind mit blässerer Tinte und abweichendem Federzuge niedergeschrieben und

machen den Eindruck, als ob sie später von anderer Hand dazwischen geklemmt seien. Sodann liest man folgende fehlerhafte oder verdorbene Distichen, in denen vielleicht der Verfasser mit jenen sonst von ihm benutzten altklassischen Dichtern, einem Ovid, Tibull, Properz in Wettstreit sich einzulassen wähnte:

Nulla potest mulier tantum se dicere amata,
  Vere, quantum a me Sophia amata mea est.
Nulla fides ullo fuit unquam foedere tanto
  Quantum in amore suo ex parte reperta mea est.[1])
Sophia formosa est multis mihi candida longa est,
  Recta est, haec ego sic singula confiteor.

Bl. 86 B, Nr. 47: Ach winter kalt, wie mannichfalt, krenkt mir herz muedt und sinne ... 6 neunzeilige Strophen = 1582 A 25, B 77. Fliegendes Blatt (Yd 7850. 3) „Zehen Schöne Weltliche Lieder. Das erste / Ach Winter kalt" ... o. O. u. J. (Nr. 5 oben in demselben Einzeldruck.) Niederdeutsches Liederbuch 1883, S. 54, Nr. 82 (71); Berliner Handschrift 1568, Nr. 61, 1575, Nr. 44 — stets in 6 nach Wortlaut und Reihenfolge entsprechenden Strophen. Kopenhagener Handschrift des P. Fabricius (Bolte: Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 13, S. 61) ebenfalls in 6 entsprechenden Strophen. Im Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 2, 1876, S. 26 Bruchstück des Liedes, im Jahre 1666 von einem Bauersmann auf die letzte Seite seiner Hauschronik geschrieben. Erk-Böhme, Liederhort 3, S. 456, Nr. 1645 (nur Strophe 1). Goedeke-Tittmann, Liederbuch S. 161 ein anderes Lied mit gleichem Anfang in 2 zehnzeiligen Strophen.

Bl. 88 Vorderseite in grün-gelber Einfassung:

O junges herz bistu verlassen,
Des[2]) trag ich rau[3]) in massen,
Dan es war lieb nie[4]) so hart gesessen,
Sey wardt zuletzt noch alles vergessen.

Bl. 88 B, Nr. 48: Kein lieb ohne leid magh mich nicht wederfharenn, Dweil ich plegh der lieber arth ... 3 zehnzeilige Strophen = 1582 A 39, B 91. Fliegende Blätter: Yd 9570 „Vier schöner lieder" (in demselben Einzeldruck auch das Lied oben Nr. 6, vgl. Nr. 12). Yd 7850. 5 „Drey schöne newe Lieder". Nürnberg, V. Fuhrmann o. J. Zweites Lied. Ye 43 „Drey schöne Newe Lieder". Nürnberg, V. Neuber o. J. Zweites Lied. Niederdeutsches Liederbuch 1883, S. 79, Nr. 109 (94); Berliner Hand-

[1]) meo est (ex parte mea meinerseits) [2]) Das [3]) hinter „rau" „ist" durchgestrichen [4]) lieb in

schrift 1568, Nr. 83, 1575, Nr. 48 — überall in 3 entsprechenden Strophen. Erk-Böhme, Liederhort 3, S. 468, Nr. 1663.

Bl. 89 A: Et non amare durum est,
Et est amare durum,
Durissima omnium res
Amare nec potiri.

So wörtlich in: Anacreontis Teij odae. Ab Henrico Stephano luce et Latinitate nunc primum donatae. Lutetiae 1554, S. 107. Anacreontis et aliorum Lyricorum aliquot poëtarum Odae ... Eaedem Latinae. Parisiis 1556, S. 119. Dieselben Zeilen in anderer, von Helias Andreas herrührender Übersetzung siehe unten Bl. 93 A hinter Nr. 50.

Bl. 89 B, Nr. 49: Jch sahe mir vur einem walde Ein feines Hertzlein stahnn ... 7 achtzeilige Strophen. 1582 A 64, B 111 in je 7 Strophen. Bergreihen 1574, 2, 3 nur 4 Strophen. Fliegende Blätter: Yd 9425 „Drey newer Lieder ... Das ander, Dort ferne vor jehnem Walde" ... Nürnberg, V. Neuber o. J. Zweites Lied 6 Strophen. Yd 9672 Ein schön new Lied / Jch sahe mir für einem Walde / ein feines Hirschlein stan / rc. Ein ander schön Lied ... Entlaubet ist vns der Walde / rc. (Bildchen.) (Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg, durch Friderich Gutknecht. 4 Bl. 8° o. J.) Das erste Lied in 6 Strophen. Yd 9676 Ein Schön new Liedt / Jch sach mir für einem Walde / ein feines Hirschlein stan. Ein ander Schön Liedt ... Entlaubet ist vns der Walde rc. (Bildchen.) (Am Schluß: Gedruckt zu Nürmberg / durch Val. Neuber. 4 Bl. 8° o. J.) Das erste Lied in 6 Strophen. Niederdeutsches Liederbuch, Hamburg 1883, S. 3, Nr. 5 in 6 Strophen. Berliner Handschrift 1575, Nr. 58 in 7 Strophen. Görres, S. 32; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 445; Liederhort 3, S. 460, Nr. 1652.

Bl. 91 B, Nr. 50: Ach Got wem soll ich klagen mein leidt, das mir mein junges hertz gefangen licht ... 7 fünfzeilige Strophen. 1582 A 79, B 183; Nürnberger Druck von 68 Liedern Nr. 57; niederdeutsches Liederbuch 1883, S. 19, Nr. 32; Berliner Handschrift 1575, Nr. 99 und noch einmal 145 — überall in 7 Strophen. Görres, S. 66; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 216.

Bl. 93 A: Graue non amare prorsus,
Graue rursus est amare,
Graue ter quaterque amare,
Nec amoribus potiri.

So wörtlich in: Anacreontis Teii ... Odae, ab Helia Andrea Latinae factae ... Lutetiae 1556, S. 41: Graue non amare

prorsus ... quaterve amare ... Dieselben Zeilen in anderer, von Hnr. Stephanus herrührender Übersetzung siehe oben Bl. 89 A hinter Nr. 48.

Bl. 93 B, Nr. 51: Ach Gott wem soll ichs klaegen, das heimlich leiden mein ... 6 neunzeilige Strophen = 1582 A 109, B 25; Bergreihen, herausgegeben von J. Meier (Neudrucke 99/100), S. 102; herausgegeben von Schade, S. 118, Nr. 48; 1536 Nr. 48, 1574, Nr. 48. Fliegendes Blatt (Yd 7850. 14) „Drey Schöner Weltlicher Lieder. Das Erst. Ach Gott wem soll ichs klagen" ... Cölln, Hnr. Nettessem 1596 (Darin auch Nr. 29). Niederdeutsches Liederbuch 1883, S. 91, Nr. 125 (111). Berliner Handschrift 1575, Nr. 66 — immer in 6 nach Wortlaut und Reihenfolge entsprechenden Strophen. Görres, S. 85; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 242; Liederhort 2, S. 703, Nr. 918.

Bl. 95 Vorderseite grün-gelb umkränzt:

Kein lieber auf erden dan dich,
Das weis Gott und ich,
Es ist kein kreuz auf erden
Dan liebhaben[1]) und nicht werden,
Dan es ist ein scharpff schwerdt,
Das mahn nicht kreigt das mahn begert.

Die beiden ersten Zeilen sprichwörtlich, vgl. z. B. Mone, Anzeiger 7, Spalte 79; Handschrift 1568, Bl. 22 A, 30 A, 56 B und öfter.

Bl. 95 B, Nr. 52: Mir ist ein feines medtlein Gefallen inn meinen sinn ... 5 achtzeilige Strophen = 1582 A 24, B 76; Forster 3, 1549, 1552 (und öfter) Nr. 68 (vgl. 5, 15); Paul von der Aelst, Blumm und Außbund 1602, S. 70 (Nr. 78). Fliegende Blätter: (Yd 7831. 63) „Drey schöne newe lieder / Das erst / Mir ist ein feins brauns megetlein gefallen in meinen sin" ... o. O. u. J. (5 entsprechende Strophen.) Ye 15 „Drey hübsche Lieder". Nürnberg, V. Neuber o. J. (4 Strophen.) Niederdeutsches Liederbuch 1883, S. 12, Nr. 22 in 5 den anderen Fassungen entsprechenden Strophen. Berliner Handschrift 1568/75 (von Helmstorffsche) Nr. 25, 1575, Nr. 43 in je 5 entsprechenden Strophen. Wackernagel, Kirchenlied 1841, S. 857; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 196; Liederhort 2, S. 270, Nr. 450.

Bl. 96 B: Mero volo madere
Inter meos sodales,
Dulcem volo puellam
Molli sinu fouere.

[1]) liebhaber

Wörtlich so: Anacreontis Teij odae. Ab Henr. Stephano luce et lat. don. Lutetiae 1554, S. 96; Anacreontis et al. Odae, Parisiis 1556, S. 111. In: Anacreontis Teii ... Odae, ab Helia Andrea Lat. factae ... Lutetiae 1556, S. 22 so: Optamus ergo posthac | Dulci madere vino | Cum commodis amicis: | Toroque molliore | Pulchram tenere Cyprin.

Bl. 97 A, Nr. 53: Ich reid ein mall zu Braunschweigh aus, Dar sagh ein heupsch Braunsmedtlein zum finster hinaus ... 10 fünfzeilige Strophen. 1582 A 69 in 8, A 148, B 13 in je 10 Strophen. Fliegende Blätter: (Yd 7850. 3) „Zehen Schöne Weltliche Lieder. Das erste / Ach Winter kalt / wie manigfalt ... Das neundte / Man singt von schönen Jungfrawen vil. Das zehende / Ich reit ein mal zu Buschwart an / rc." (8 Bl. 8° o. O. u. J.) Das erste Lied siehe oben Nr. 47, das neunte oben Nr. 5, das zehnte hat 8 Strophen. Yd 9876 „Ein Schön New Liedt, Ich reytt ein mal zu Braunschweyg auß" ... (3 Lieder, Nürnberg, V. Neuber o. J. „Ich reit" in 10 Strophen.) Niederdeutsches Liederbuch 1883, S. 43, Nr. 67 (62) in 8 Strophen. Berliner Handschrift 1575, Nr. 36 in 8 Strophen. Antwerpener Liederbuch 1544 (Hoffmann, Horae Belgicae 11, S. 127), Nr. 84 in 6 Strophen. Weimarer Liederhandschrift 1537 (Weimarisches Jahrbuch 1, S. 104) ebenfalls in 6 Strophen. Willems, Oude vl. liederen 1848, S. 241; Uhland, Volkslieder Nr. 154; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 429; Liederhort 3, S. 193, Nr. 1307 und 1308.

Schlußstrophen (9 und 10) der Handschrift:

Im mey wan alle die foegelnn singenn, Die bloemlein aus der heidenn springenn, Dan frewenn sich alle die Leude, So reidt ich armer Reuter stoeltz Woll ober die groene heidenn.

Wer ist der vns dies liedtlein ihrstmal sangk, Ein freier Studendt ist er genandt, Er hats gar woll gesungenn, Er zeucht woll ober groen heidt hinaus Vnd lest es den lieben Got walteun.

Bl. 99 Rückseite grün-gelb umkränzt:

Pugnabit primum fortassis et „improbe" dicet,
Pugnando vinci se tamen illa volet,
Post tibi mitis erit, rapias tum chara licebit
Oscula, pugnabit sed tamen apta dabit,
Rapta dabit primo, post offeret ipsa volenti,
Post etiam collo se implicuisse volet.

Das erste Distichon siehe Ovid, Ars amandi I. v. 665/6; die beiden anderen Disticha siehe Tibull I. El. 4, v. 53—56.

## Bl. 100 A, Nr. 54:

1. Schoen blomgen gent
Ins herz geprent
Umb iu[1]) leidt ich torment
Das ich absent
So lang von iu[2]) mues wesen
Ich wolt das wer ein endt
O roesgen roet
Sehr excellent
O weisheit schoenn
Mein hertzghen verblendt
O auchlenn schoenn
Stat ghey zo loin
Gleich wie die meyen tornen
Lieb im himmels throenn.

2. Es last[3]) discordt
Wilt ghi all uf my wrechen,
In liebten ich verschmacht[4])
Mucht ich rechtfort
Mein liebgen noch eins thuen sprechen
So were meine freude anhort
O roesgen roedt
Gib mir confort
All mit ein groedt
Mein bitt erhort[5])
O pleibente jugt
Meines herzen ein freudt
Ich sall euch nicht bgeben
Lieb denken an mich, was ir mucht.

3. Scheudt neiders rath
Die mich thuendt qwadt
Versehren und sein alzeit ir saet
Durch kunst und hat
Daruf sey dominieren
Und sprechen nit dan quadt
Scheut ir gequell
Fleht ir gebraidt
< . . .                . . . >
O reine stettige magdt
< . . .                . . . >
Kumpt mir zu badt
So mag ich iu belieben
Lieb ins himmels graedt.

4. Pinderliche kroen
Auf euch staht mein vertrauen
Die liebste seidt ir allein[6])
Die liebste sartein
Und bouen allen jungkfrauen
Seidt ir mein herzen ein kroenn
O schoene person
Der liebde gemein
West im getreue
Das bit ich euch allein
O roesgen roet
Meines herzen gnadt
Ich soll euch nicht begeben
Liebn bis in den todt.

## Die niederdeutschen Liederbücher von Uhland und De-Bouck, Hamburg 1883, S. 52, Nr. 79 (70); vgl. Serapeum 1857, S. 274:

1. Schön Blömelin jent
int Herte geprendt
gepresen,
in yuw leth [ick] torment,
dat ick absent
van yuw so lange moth wesen,
ick wolde ydt geendt,
schöne röselin rodt
sehr exelent,
juwe wesent söth,
myn hertlin vorblendt,
juwe Ogekens schön
stän my tho dohn
gelyck de Morgensterne
leeff ins Hemmels Thron.

2. Schüwedt nichtes quadt,
de alletydt
stortizeren
vnd seyen ere Sädt
dorch twyst vnd hät,
dar se vp domineren
vnde spreken nichtes quadt,
fleeth eren gequell,
schuwet eren gepradt,
dat vpt stoldt
möcht kamen tho spadt,
yuw Megdelykes zart,
kümpt my tho draet,
so möge wy jubileren
ins Hemmels gradt.

---

[1]) „Vmb ich", sodann „ich" durchgestrichen und „in" übergeschrieben [2]) von in [3]) Lies: Eylaes [4]) verschmaebt [5]) bitter hortt [6]) alleine

3. Ey lagende storth,
wolde gy alle vp
my wreken,
in Leeffte bin ick vorsort,
möcht ick recht vort
myn Leeff noch ein Wordt spreken,
so queme de fröuwde an Bordt,
schöne Röseken rodt,
giff my consort,
mit einem Wordt,
myn beede vorhört,
schöne blöyende Jöget,
myn hertzeken gemücht,
ick wil yuw nicht vorlathen,
Leeff denn kum my alse juw mucht.

Bl. 101 Vorderseite grün-gelb umrändert:

Hertzlieb deweill ich vonn euch moiß wesen,
Kan ich vur druck vnd pein nicht genesen.

Bl. 101 B, Nr. 55: Brennende lieb du heysse flam wie gar hastu mich vmbgebn ... 7 zehnzeilige Strophen, Akrostichon „Barbara" = 1582 A 110, B 134; Paul von der Aelst 1602, S. 140, Nr. 149. Fliegende Blätter: (Yd 7821. 16) Ein hübsch new Lied | Ich armes maydlein klag | mich seer. Ein ander Liede | Brinnende lieb | du heyßer flamm ... Nürnberg, K. Hergotin. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten und des letzten Blattes leer.) — (Yd 7821. 10) Zwey Schöner Lieder | Das erst / Ich armes maydlein klag | mich seer. Das ander / Brinnende | lieb du hayßer flamm ... (verstümmelt). — Yd 9362 Ein hübsch new Liedt / | Ich armes meydlein klag | mich seer: | Ein ander hübsch Lied / | Brinnende lieb du heisser flamm / | ... Nürnberg, V. Newber. — Ye 421 Ein hüpsch lied: in dem | thon / O mortliches mort. | Ein ander lied. O | fraw ich schaw / in alle diß welt. | Ein ander hüpsch lied | Tag vnd Nacht leyd ich | große nodt. | Und ist | inn dem thonn. O | mortliches mort. | (Hagenau. 4 Bl. 8° o. J.) An erster Stelle „Brinnende lieb du heißer flamm" hier wie sonst überall in den angeführten Drucken mit 7 Strophen, deren Anfangsbuchstaben das Akrostichon „Barbara" ergeben. — Basel, Sar. 151, Stück 47, verstümmelter Sonderdruck von zwei Liedern „Getruckt durch Samuel Apiarium 1566". Zuerst „Wach auff meins gemüts einn trösterin, ich hab mirs außerläsen" (5 Strophen, deren zweite „Brinnende lieb du heisser flamm"). „Ein ander Lied. Brinnende lieb du heisser flamm" in 7 Strophen. Akrostichon „Barbara". — Berliner Handschrift Mgf 752 vom Jahre 1568, Nr. 109, Mgf 753 vom Jahre 1575, Nr. 110 mit je 7 entsprechenden Strophen. Im handschriftlichen Liederbuch für O. Fenchlerin (1592): Alemannia 1,

1873, S. 8 nur 6 Strophen mit starken Änderungen, wodurch das Akrostichon verwischt worden ist.

Bl. 103 A: Lingua mi torquet (lies: torpet), tenues sub artus
Flamma demanat, sonitu suopte
Tinniunt aures, gemina et teguntur
Lumina nocte.

Manat et sudor gelidus, tremorque
Occupat totum, velut herba pallent
Ora: spirandi neque compos orco
Proximus adsum.

Die vier ersten der acht Zeilen, welche zwei sapphische Strophen bilden, finden sich in allen auch neueren Ausgaben des Catull als Übersetzung eines griechischen Gedichts der Sappho. Die zweite sapphische Strophe war im 16. Jahrhundert in verschiedenen Fassungen bekannt, ähnlich lautet die Fassung in „Anacreontis Teii ... Odae, ab Helia Andrea Latinae factae ... Lutetiae 1556. S. 52: Eiusdem (Sapphus), Interprete Catullo, postremis quatuor uersibus Heliae exceptis. Ille mi par esse deo videtur ...

Lingua sed torpet, tenues sub artus
Flamma demanat, sonitu suopte
Tinniunt aures, gemina et teguntur
Lumina nocte.

Defluit sudor, tremo tota prorsus,
Sicca iam non me mage pallet herba,
Proxima vt morti, videor perinde
Exanimata.

Besser als diese Fassung stimmt zu der handschriftlichen eine dritte, zu finden in: Carminum poetarum nouem, lyricae poeseos principum, fragmenta. Alcaei, Sapphus ... Cum Latina interpretatione ... Anno M.D.LX. Excudebat Henr. Stephanus ... Huldrichi Fuggeri typographus. Hier steht auf S. 40 griechischer Text der Sapho, S. 41 lateinische Übersetzung:

Lingua sed torpet, tenues sub artus
Flamma demanat, sonitu suopte
Tinniunt aures, gemina et teguntur
Lumina nocte.

Manat et sudor gelidus, tremorque
Occupat totam: uelut herba, pallent
Ora: spirandi neque compos, orco
Proxima credor.[1])

[1]) Ebenso noch öfter, z. B. Carminum poetarum novem ... fragmenta ... Antverpiae, ex offic. Christoph. Plantini, M.D.LXVII. S. 20 und 21 lateinische Übersetzung und griechischer Text der sapphischen Ode genau wie 1560, die lateinische

In der Handschrift ist nur bei Zugrundelegung eines männlichen Liebhabers an der Stelle der Sappho totam in totum verändert, und weil der versus Adonius: Proxima credor fehlerhaft werden würde, wenn Proximus ohne weiteres hineinkommen sollte, so mußte credor durch ein mit einem Selbstlauter beginnendes Wort ersetzt werden, wobei nicht gerade viel Scharfsinn oder große Dichterkraft erforderlich war, um auf Proximus adsum zu verfallen, so daß man diesen Ausdruck sehr wohl als Augenblickseingebung des Schreibers auffassen könnte.

Bl. 103 B, Nr. 56: Die groese liebe zwinget mich, das ich kein wort kahnn sprechen ... 5 fünfzeilige Strophen = 1582 A 40, B 92; Fliegendes Blatt: Ye 36 „Schöner newer Lieder drey" (Nürnberg, V. Neuber o. J.), an dritter Stelle „Die große lieb bezwinget mich" 5 Strophen. Berliner Handschrift 1575, Nr. 49 ebenfalls mit 5 Strophen. Hoffmann, Gesellschaftslieder Nr. 136.

Bl. 105 A, Nr. 57: Wolauff gut gselle von hinnen, meins pleibens ist nimmer hir ... 3 achtzeilige Strophen = 1582 A 54, B 106; Forster 2, 1540, Nr. 18; 3, 1549, Nr. 35 (65). Fliegende Blätter: Zürich, Stadtbibliothek, Gal. KK 1552, Stück 66 „Drey Hüpsche newe Lieder". Basel, J. Schröter 1613. Darin zweites Lied „Wolauff gut Gsel von hinnen" 6 Strophen. Heyse, Bücherschatz S. 58, Nr. 941 „Zwey Schöne Newe Lieder", Magdeburgk, W. Roß o. J. 2. „Wollauff". Liederhandschrift des Rostocker Studenten P. Fabricius Nr. 95 in 5 Strophen. Uhland, Nr. 64; Wunderhorn 4, S. 236; Goedeke-Tittmann, S. 153; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 260; Liederhort 2, S. 556, Nr. 752, vgl. 3, S. 485, Nr. 1684.

Bl. 106 A, Nr. 58: Vmb deinentwillen bin ich hir, Hertz lieb verhoer mein worth ... 8 achtzeilige Strophen = 1582 A 56; B 108 hat nur 7 Strophen (letzte fehlt); Bergreihen, herausgegeben von J. Meier (Neudrucke 99/100), S. 98 in 7 Strophen (fünfte fehlt); Bergreihen, herausgegeben von Schade, S. 113, Nr. 46,

Übersetzung aber in dieser Ausgabe bezeichnet als „Catulli interpretatio, postremis quatuor versibus exceptis, qui sunt Henrici Stephani". Catulls Übersetzung bricht mitten im Gedankengang ab, und die sapphische Strophe, die gewöhnlich der Überlieferung gemäß als letzte Strophe darauf unmittelbar angefügt ist 'Otium Catulle tibi molestum est', paßt so schlecht zu dem von Catull übersetzten Gedicht der Sappho, daß man diese fragliche Strophe nicht wohl anders denn als Bruchstück eines anderen catullischen Gedichtes auffassen kann. Vgl. noch: Catullus Prop. Tib. Florentiae 1503 Bl. C, Vj; Paris. 1534 Bl. 18; Basil. 1563, S. 28; Basil. 1569, S. 34 und öfter.

1536, Nr. 46, 1574, 1, Nr. 46 (in je 8 Strophen); Forster 4, 1556, Nr. 15 (die ersten 3 Strophen); Nürnberger Druck von 68 Liedern Nr. 21 (3 Strophen); Paul von der Aelst, Blumm und Außbund S. 76 (Nr. 84 mit 8 entsprechenden Strophen); niederdeutsches Liederbuch, Hamburg 1883, S. 49, Nr. 76 (68) (mit 8 entsprechenden Strophen). — Fliegende Blätter: Yd 7801 (von Nagler), Stück 60 „Ain hibsch lied" sehr abweichend, mit 9 Strophen. Yd 7850. 16 „Drey schöne Lieder / Das Erst / Von deinet wegen bin ich hie". Straßburg, J. Martin o. J. (Darin auch Nr. 38.) Yd 9565 „Drey schöne lieder, Das erst, Von deinet wegen bin ich hie" o. O. u. J. Yd 9566 „Drey hübsche Lieder, Das Erst, Von deinet wegen bin ich hie". Nürnberg, F. Gutknecht o. J. Yd 9568 „Drey Hübsche Lieder, Das erst, Von deinetwegen bin ich hie". Nürnberg, V. Neuber o. J. — immer mit je 8 entsprechenden Strophen. — Frankfurt a. M., Stadtbibliothek, Freytag XXI 311 „Drey schöner newer Lieder. Das Erste: Von deinetwegen bin ich hie" ... Augspurg, M. Manger o. J. 8 Strophen. — Frankfurter Stadtbibliothek, Sammelband, Stück 8 „Drey Schöne Weltliche Lieder" o. O. u. J. 3. „Von deinetwegen bin ich hie" 8 Strophen. — Zürich, Stadtbibliothek, Sammelband Gal. KK 1552, Stück 56 „Drey Hüpsche Neuwe Lieder". Basel, J. Schröter 1608. An zweiter Stelle: „Von deinetwegen bin ich hie" 8 Strophen. — London, Britisches Museum 11, 522, df 69 „Vier schöne newe Weltliche Lieder". Gedruckt im Jahre 1664 o. O. 2. „Von deinet wegen" ... 6 achtzeilige Strophen. — Berliner Handschrift vom Jahre 1575, Mgf 753, Nr. 51 in 7 Strophen (Schlußstrophe fehlt). Handschrift des Rostocker Studenten P. Fabricius Nr. 189 in 8 Strophen. — Nicolai, Almanach 2, 1778, Nr. 7; Görres, 1817, S. 91; Wackernagel, 1841, S. 859; Uhland, Nr. 29 und 30; Goedeke-Tittmann, S. 56; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 135; Liederhort 2, S. 245, Nr. 428 und S. 283, Nr. 461; Wunderhorn 1, 1806, S. 212 „Bei meines Buhlen Kopfen, | Da steht ein güldner Schrein" 5 Strophen = 3—6 und 8 der sonstigen Fassungen. Die Schlußstrophe der Handschrift lautet:

Der vns dis liedtlein new gesangk, So woll gesungenn hat, Das haben gethoenn zween Studenten, Zu Grimme in der Stadt, Sey haben so wol gesungenn, bey Medtleinn vnnd koelen wein, Darbey dar ist gesessenn, Der werdtin dochterlein.

Bl. 108 Vorderseite grün-gelb eingefaßt:

Gedenk der iahr,
Du weiß woll wahr.
Heimlich und still
Das ist mein wil,
In stiller klagh
Ich mein heimlich leidn tragh,
So weiß niemandt waß ich hab.

Zeile 3 und 4 sprichwörtlich: 1582 A 49 und 248, B 101 „Ey wie so gar freundlich" Schluß; 1582 A 67 und 154, B 135 „Schöns lieb möcht ich bey dir gesein" Strophe 1; 1582 A 203 und 249, B 163 „Jung schön von art" Strophe 2. Aus dem Liederbuch der Herzogin Amalia von Cleve merkt Bolte: Zeitschrift für deutsche Philologie 22, 1890, S. 399 den Spruch an „Stede und stylle | dat ist myn wylle". Vgl. noch die Weimarer Liederhandschrift vom Jahre 1537: Weimarisches Jahrbuch 1, S. 132 „trouw ende stille | is al mijn wille"; Liederhandschrift für die Straßburgerin Ottilia Fenchlerin vom Jahre 1592: Alemannia 1, S. 22 „nur stet und still, das ist mein will"; Mone, Anzeiger 7, Spalte 501 „Stet und still ist ganz mein will" und öfter.

Bl. 108 B, Nr. 59:

1. Des ich mich erfreu das muedt viel leudt,
Noch wil ich mich nit irrhenn lahnn,
Dweil ich sehen ihr gunst und ehr,[1])
So pleib ich uf der alter ban,
Recht wie recht wie recht wie ich soll,
Du mirks mich woll
Denk hinder dich, denk hinter dich,
[So] wie du mich
Gelassn hast, also vindestu mich.

2. Desgleichen doidt auch zu mir,
Mein frundtliches lieb, mit deiner lieb bleibt unverkehrt
Der hofnungh ich alzeit pleib zu dir,
[Zu dir] mein lieb und gunst sich mehrt,
[ . . . . . . . . . ]
Ohn anderr all,
Licht mir darahnn,
Wer es mir vergahn,
Wan ich mein lieb in freuden zu gnaden han.

3. Mir geliebt auch sehr | wie lenger wie mehr,
So ich in deinem dienst magh sein,
In zucht und ehr | mit hoeger beger,
Mit trauen und fleis herzallerliebste mein,
Mit deiner milt
Das weder gehet
Der tagen mit last
Der du vil hast
Nicht magt mich deiner liebten einn fremder gast.

Heidelberg, Universitäts-Bibliothek, Pal. Germ. 343 fol. Bl. 16 B, Nr. 14: „Schonnes Lieb das mich erfreuwett, das muette vil leütt, noch wil ich mich nicht iren lan" . . . ebenfalls 3 Strophen.

Bl. 109 A: Diesteln und dorn stechen sehr,
Aber valsche zungen tausendt mahl mehr,
Noch wolt ich lieber in diesteln baeden
Dan mit valschen zungn sein blaeden.

Dieser Spruch war ungemein beliebt: Künstlike Werltspröke 1562, Bl. B 4 Rückseite „Distel vnd Dörne steken sehr, | Auerst valsche tungen noch veel mehr. | Noch wolt ick leuer yn dystel vnd dörne baden, | Alse mit valschen tungen syn beladen". Schöne Künstlyke

[1]) Lies: ihr haß und neid

Werldtsprôke, Hamborch 1601, Bl. 12 A, Zeile 1—4. Seelmann, Niederdeutsches Reimbüchlein S. 32. Vgl. noch Hoffmann, Findlinge 1, S. 451; Weimarisches Jahrbuch 1, S. 130; Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 3, S. 61; Altpreußische Monatsschrift 9, 531; Liederbuch für O. Fenchlerin: Alemannia 1, S. 44. Des Knaben Wunderhorn 4, S. 52 (aus Knöfel 1581, vgl. Goedeke 2², S. 54). Löbe, Altdeutsche Sinnsprüche 1883, S. 144 „Elisabeth, Herzogin zu Sachsen 1615". Neu-vermehrtes vollständiges Berg-Lieder-Büchlein (1740?), S. 160 in dem Liede „Ach wie bin ich von Hertzen betrübet", vorletzte von 5 Strophen „Dorn und Disteln stechen so sehr, bringen mit sich viel Pein und Schmerzen, falsche Zungen noch viel mehr, sie betrüben manch junges Herze, wil lieber in Dorn und Disteln baden, als seyn mit falschen Zungen beladen, sie schneiden scharf wie ein schwerd". Wunderhorn 3, 1808, S. 17 „Mein Schatz der ist auf die Wanderschaft hin". Strophe 3: „Die Distel und die Dornen, die stechen also sehr, | Die falschen falschen Zungen aber noch viel mehr, | Kein Feuer auf Erden auch brennet also heiß, | Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß." Joh. Kеtzmanns Handschrift vom Jahre 1552, zu München befindlich, Bl. 282 A: Distel vnd dörn stechen sehr . . . 4 Zeilen. Paul von der Aelst, Blumm und Außbund 1602, S. 68: Disteln und Dörn die stechen sehr . . . 4 Zeilen. Hyphantes, das ist G. H. Weber, Poetische Musen 1661, im Liede „Wann ich dieser Erden Bau | überleg und recht beschau" Strophe 16: „Dornen stechen hart und sehr, | falsche Zungen noch viel mehr." Erk-Böhme, Liederhort 2, S. 381, Nr. 557 „Den Sonntag, den Montag in aller Fruh" Strophe 4 „Die Dorn' und Disteln die stechen gar zu sehr". 4 Zeilen. „Mein Schatz der ist auf die Wanderschaft hin" Strophe 3 (vgl. Wunderhorn 3, S. 17). Liederhort 2, S. 522, Nr. 720 „Schwarzes Band, du mußt vergehen" Strophe 2 „Dorn und Disteln thun sehr stechen" und öfter.

Bl. 109 B, Nr. 60:

1. Frisch und froelich so willen wir [singen
Voll gegen diesen koelen Mey,
Wenn sich die bloemlein thuen springen,
So hat es mein trauren ein endt,¹)
Unmuedt den ich trage
Den trage ich so heimlich,
Noch meiner Herz allerliebsten
Darnach so verlanget mich.

2. Mein herz ist mir durchzoegen,
Durchwundt bis uf den grundt,
Wils du dich herzliebgen erkennen,
Beudt mir deinen roeten mundt,
Bey dir so were ich gerne,
Das magh sich leyder nicht sein,
Dein fruntlich angesichte
Das erfreuet das iunge herze mein.

3. Wilstu dich herzliebgen erkennen
Und machen mir einen kranz,
Darahnn soltu mir setzen
Sieben roesgens und die gar ganz
Wie ich sey dir werde nennen
So gar ohn underscheidt,
Wilstu dich herzliebgen erkennen,
Mein herz das wer dir bereidt.

¹) Lies: So ist es mein trauren vorbey

4. Treue, lieb, und darzu sthedigkeit
Das seindt es der roeselein drey,
Wie lenger wie lieber vergis nicht meiner
Das steht so nach darbey,
Das du auf dieser erden
Keinen lieber wils han,
Das seindt es der roeselein wol sieben,
Mocht ich ir ein krenzlein traegen.[1])

5. Ich weiß mir ein kraut heisthet abe-
Solsthu mir laessen stahnn, [laenn,
Solt mich ein falscher Chleffer beleidigen,
Das leiden kem in ahn,
Ich wunschen im das leyden
Und nimmer kein gutt zugeschehen,
Verblinden ihm beide sein augen,
So sehet er nimmer nicht mehr.[2])

6. Wer ist der uns dis liedtlein dichtet,
Von newn gsungen hat,
Das hat gethaen ein Studente gut
Zu Dusseldorpf in der Stadt.
Er hat es ganz wol gesungen
Aus frischen und froelichen gmuet,
Got schendt alle falsche zungen,
Got bhut mir das junge bluet.

Bolte teilt aus dem Liederbuch der Herzogin Amalia von Cleve, Zeitschrift für deutsche Philologie 22, S. 418—420, ein 7strophiges Lied mit, dessen erste 4 Strophen den 4 ersten vorstehender Fassung in derselben Reihenfolge leidlich entsprechen. Auch die gleichfalls vollständig ausgehobene Nr. 18 der niederrheinischen Handschrift entspricht außer der Anfangsstrophe mit den 3 übrigen Strophen diesem Liede. Wegen der bedeutsamen Blumen im Kranze verweist schon Bolte a. a. O. S. 405 auf Uhlands Volkslieder Nr. 54 und 55 und desselben Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage 3, S. 437, 532, sowie ferner auf Nr. 130 der niederdeutschen Lieder, Stellen, die sich durch viele gleicher Art würden vermehren lassen.

Bl. 111 Vorderseite grün-gelb eingefaßt:

Ich bins alleine nicht,
Der seinen willen nicht kreigt,
Recht thuen hat mich beloegen,
Ich thedt recht und wardt betroegen,
Es ist jamer, das kleine guett
Die fruntschaft scheiden thuedt.

Handschrift 1568 hinter Nr. 32: „ich bins alleine nicht, | der seinen willen nitt enkricht.“ Zu Zeile 3 und 4 vgl. Werltspröke 1562, Bl. H 3 Rückseite: „Recht don hefft my bedragen, | Ick hadde recht vnd wart belagen.“ Werldtspröke 1601, Bl. 32 A; Seelmann, Reimbüchlein S. 86. Bolte, Aus dem Liederbuche des P. Fabricius: Alemannia 17, 1889, S. 252: „recht thun hat mich betrogen, | ich thet recht und wart belogen.“

Bl. 111 B, Nr. 61: Wiewol ich ietz im ellendt bin, Nochtannigh hab ich einen sthedigen sin ... 5 fünfzeilige Strophen. 1582 A Nr. 227 in 20, A Nr. 27 in 5 Strophen.

---

[1]) Lies: tra'n [2]) Str. V, Z. 5—8 lies: Ich wunsch im alles leide, | Das im kein gut gescheh, | Verblinden sein augen im beide, | So sehet er nimmer nicht meh.

1582 B 79 und 174 in je 5 Strophen. Forster 5, 1556, Nr. 49. Paul von der Aelst „Blumm und Außbund“ S. 160 (Nr. 167) in 20 Strophen. Niederdeutsches Liederbuch 1883, S. 32, Nr. 52 verstümmelt, ursprünglich ebenfalls 20 Strophen. Fliegende Blätter: (Yd 7831. 60) „Ein schön New lied, Ob ich schon arm vnd Elend bin, so trag ich doch einen steten sin, 2c. Gemehret vnd gebessert mit dreytzehen gesetzen“. Straubing, H. Burger o. J. 20 Strophen. Yd 9823 „Ein schön new Lied, Ob ich schon arm vnnd ellendt bin“ . . . Nürnberg, V. Neuber o. J. 20 Strophen. Aus einer westfälischen Handschrift in 5 Strophen bei Mone, Anzeiger 7, 1838, Spalte 80, vgl. Spalte 81 und 238; Liederbuch für O. Fenchlerin aus Straßburg: Alemannia 1, 1873, S. 49; Berliner Handschrift 1568, Nr. 66 in 5 Strophen; 1575, Nr. 45 „Das ich so arm und elend bin“ 5 Strophen, und außerdem Nr. 146 „Nu wende nu wende ungelücke von myr“ 6 Strophen aus der Mitte des Liedes heraus = 1582 A 227 Strophe 6—11. Görres, S. 87; Uhland, Volkslieder Nr. 72; Hoffmann, Gesellschaftslieder Nr. 101; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 431; Liederhort 2, S. 552, Nr. 747.

Schlußstrophe der Handschrift:

Der vns diß liedlein ihrstmal sanngk, Einn freier Student ist er genannt, Er hat es gar wol gesungenn, Er hat ein fein Braunsmedtlein lieb, Zu ihr kunt er wol komhmen.

Bl. 113 A, Nr. 62:

[so hart,
1. O Venus noet wie krenckſthu mich
Mein herz ligt mir in angst und noet,
Auch ist mein sin[1]) so gar versthurt,
Das ich nicht weiß war in ob auß
Gegen dem ich trage
Und zemlich klaege
Und mues in dennoch[2]) meyden,
Herzallerliebster mein,
Wie mag es sein,
Das ich mag sulchs erleiden.

2. Der seinem boelen ist underthaen,
Nicht drucklich ist von herzen holt,
Dem wunsch ich all das herze leidt,
So lang als ich ihm dienen sollt,
Sey wie den sey
Steit auch dabey,
Sein lof ist hoech gemessen,
Von ihm allein
Und anders gein
In Ewigheit sey seiner unvergessen.

3. Merk herzlieb merk du bist der rein,
Es sall noch allem deinem gefallen sein,
Du weis wanneh und wan es was,
Das ich dir gab das herze mein,
In deinstlicheit
Was ich bereidt,
Es magh nicht anders wesen,
Het ich gewalt
Zu thausent falt
So bliebsthu mein troester hir uf erden.

[1]) Zwischen „mein“ und „so“ ist „kuidt“ oder „kindt“ (??) durchgestrichen; lies: „sin“ oder „kmuidt“ (? gmüt?) [2]) den noch

Bl. 114 A, Nr. 63:

1. Ich schweigh und mues gedenken
Hertzallerliebsthe mein,
Groes ellendt thoidt mich krenken,
Wahn ich nicht bey euch mag sein;
Ach m[u]cht ich zu euch kohmen
Und sprechen euch freundtlich zu!
Du hast mein junges hertzenn umbfan-
Hertz moet und auch meinn sinn. [gehn,

2. Das kan noch mag mir niemandts
So lieb als du mir bist, [ander sein
Die klesser doent uns melden,
Das du mir so freuntlich bist,
Noch will ich bey dir thuen und laessen
Als was zu der ehren gehoert,
Du bist feins lieb mein eigen,
Kein mahn uns das verziert.[1])

3. Feins lieb halt mir die traue
Die du mir geredt hast,
Das sal dich nimmer rauen,
Das redt ich dir vurwahr,
Ich hab mich dir selbs gegeben
In rechter stedicheit,
Du geliebst mir bouen allen
Bouen allen Jungling rein.

4. Ach mogt es sunder den toedt ge-
Herzallerliebster mein, [schehen,
Mein herz wol ich dir uf schneiden
Und lassens von binnen bsehn,
Du solt dich in traenen[2]) kehren,
Ganz fruntlich zu mir,
Nhu schwengt dich her in meinen blanken
So bleibstu stedig bey mir. [arm,

Handschrift 1575 Mgf 753, Nr. 103:

1. Ich schweigh und muß gedenken,
Herz allerliebste mein,
Groß elende thut mich krenken,
Daß ich nicht magk bey dir sein,
Ob ich mich under wunde,
Mitt andern leuthen tzu scherzen,
So hastu mich umbfangen,
Mein leib und auch mein herz.

2. Eß ist und wertt mich niemandt
So lieb alß du mich bist,
Daß thut den klessern erren,
Meines leibes du gewaltigh bist,
Mitt mir zu thunde und zu laßen
Alles waß zu den ehren gehortt,
Deß byn ich lieb dein egen
Dafur weß du unvorferth.

3. Ich wunsche dir daß hertze leith
So veill alß ich deß itz trage,
So wirstu mich nichtt meiden
Jhar und so lange zeitt,
Sonder wirstu dich deß erbarmen
Und gedenken offtt ahn mich
Und schleißen mich in deinem arm,
So erfreust du dich und mich.

Berliner Handschrift 1568, Nr. 1 in 5 Strophen, beginnend: „Zu wem sall ich gedencken hertz allerliebste mein."

Bl. 115 Vorderseite grün-gelb umrändert, in den vier Ecken mit schwarzer Tinte die Buchstaben:

H E
G H

Buchstaben, welche der Einband rechts und links in folgender Anordnung zeigt:

H G
E H

[1]) Lies: verkehrt. [2]) Lies: in trauen.

Innerhalb der farbigen Einfassung der vierzeilige Spruch:

O Jungfrau rein und zierlich,
Ich wolt gern zuchtigh und ehrlich
Euch dienen heimlich und still,
Wan es allein wer eure will.

Vgl. zu Zeile 3 und 4 hinter Nr. 58, Bl. 108 Vorderseite: „Heimlich und still | Das ist mein wil" nebst den Nachweisungen.

Bl. 115 B, Nr. 64: Mit einem bedruefdenn gesangen Ich stedigh klaegenn mues ... 4 achtzeilige Strophen. Vollständiger und besser steht das Lied im Antwerpener „Liedekens-Boeck" vom Jahre 1544 unter Nr. 117 (Hoffmann, Horae Belgicae 11, S. 177): Met eenen droeuen sanghe | ist dat ick u claghen moet ... 7 achtzeilige Strophen, wovon die Handschrift Strophe 1, 2, 5, 7 auf ihre Weise barbarisch genug hochdeutsch umzukleiden versucht hat. Vgl. noch Antwerpener Liederbuch Nr. 172 und 202 zweimal ein anderes Lied mit ähnlichem Anfang: „Met eenen droeuen sanghe | So claghe ick mijnen noot" 6 zehnzeilige Strophen. Fliegendes Blatt: Ye 433 „Veer lede". Darin an zweiter Stelle „Dat ander Ledt. Mit einem bedröffden sange, ick stedes klagen mot" 4 der niederrheinischen Handschrift nach Reihenfolge und Wortlaut entsprechende Strophen.

Bl. 116 Rückseite grün-gelb umrändert, die vier Ecken folgendermaßen ausgefüllt:

H ♥
H D

Innerhalb der Einfassung:

Hilf gluck ich thue es dir klaegen,
Wie das mein herz thuet verzagen,
Van druck und schmerz mues ich vergahn
Und kahn auch lenger nicht bestahn,
Darumb sehe ich mues scheiden
Mit groeßem herzleiden
Van der liebster in dieser zall
Welches verschaft das ungefall.

Bl. 117 A, Nr. 65:

1. Ist dieß nicht schwar verdreiet
Und darzu groessen last,
Sehr wankel als ein reidt,
Mein lief mich nicht en acht,
Klein freuntschaft sey mir beudt
Und wenigh uf mich past.

2. Cupido und Pallas,
Ach kompt mir nhu beystahn,
Und Venus lopt doch rasch,
Wilt meinen druck vntschlaenn,
Die liefst helt mir so vast,
Ich en kan ir nicht vntgaen.

3. Ach lieb kompt mir to bate,
Troest euren diener guet,
Allein heb ich es zo quaedt,
Es ist liefden die es mir thuedt,
Doet doch eine froeme daedth,
Nempt mich in euer behoedt.

4. Want ich bin heil perickels
Und dartzu hart gewundt,
Ich bin so sehr geqwelt,
Nempt mich in eur verbondt,
Dodt doch ein froeme daedt
Und macht mein herz gesundt.

5. O edel bloem gepresen,
Gestedigh staedt [mir] bey,
Und heb ich eidt bedrieuen,
Sett dat all up ein seidt,
Laest euch gein qwaedt ingeben,
Laedt fahren all fantesey.

6. Princesse o princesse
Schrieft mir ein briefgen ahn
So magh ich hoeren
Ahn euren manieren,
Ob ihr mich wolt laessen vergaehn
Mar mindelich gedeilt so ir mocht <...>

Allem Anscheine nach bricht der Schreiber an dieser Stelle vor Schluß ab, da er es müde wurde, das Gedicht, von welchem er nicht allzuviel verstanden haben mag, nach schlecht geschriebener Vorlage buchstäblich nachzumalen. Der Sinn ist übrigens trotz der entsetzlichen Schreibung fast durchweg klar.

Bl. 118 B, Nr. 66: Ein andert.

1. Reif ab reif ab du kalter schne,
Du thuest uns armen reutern wehe,
Wes sollen wir uns ernehren?
Wan wir die straesen nicht reiden muegen,
Was haben wir zu verzehren?

2. Wir treiben herauß die lemer und schaff,
So sehen uns dann die wacker braunmedtlein nach,
Dar thuen wir die roeslein sprengen,
So reiten wir durch den groenen waltt,
Die voegelein hoeren wir singen.

3. Wir kamen vur einer wirdtinnen hauss,
Der wierdt der war zum haus herauß,
Das freulein lag uf hoher zinnen:
Nhu hab ich all die reuter lieb
Umb meines boelen willen.

4. Ich hilt den reuter vur einen heltt,
Der sich ein wacker braunmedtlein hat auserweltt,
Stedig bey ir zu pleiben,
Und velt uns dahn der winter zu schwar,
Den sommer scheint uns die sonne.

5. Und wan ich mich thuen bedenken recht,
So bin ich vurwahr ein armer knecht,
Doch will ich sey nicht ufgeben,
Sey ist mir holt das w[ei]s ich woll,
Dweil ich hab das leben.

6. Wer ist der uns dis liedtlein neu gsanngk,
Ein freier hoffmahn ist ers genandt,
Er habts gar wol gesungen,
Er hatt ein wacker brauns-medtlein im herzen lieb,
Zu ihr kundt er nicht kommen.

Handschrift 1575 Mgf 753, Nr. 126:

1. Der reif und auch der kalter schne
Der thut unß armen reuthern so wehe,
Wie schollen wir unß erneren?
Wen wir die straßen nicht reiten mugen,
Waß habe[n] wir dan zu vertzeren?

2. So treiben wir auß die lemmer und schaf,
So laufen unß die wackern braunßmegdlein nach,
Unse roßlin gheen dar springen,
Wir reithen den gronen walt auß und in,
Die kleinen waltfogelein horen wir singen.

3. Wir reithen vor einer werthinnen hauß,
Die werthin leif zum thor hinauß,
Das braun megdlein stund ahn der zinnen,
So byn ich noch allen reuthern holt
Umb meines bolen willen.

4. Wir reithen durch einen grunen walt,
Dar singen die fogelein junck und alt,
Die kauffleuth honnde vil[1]) batzen,
Dar bejeg[e]nden unß der Nurenber[g]ische Pepfferseck viele,
Die kauffleuth wollen wir schatzen.

1582 A 122, B 52 in je 5 Strophen, wobei die fünfte der Handschrift vom Jahre 1574 fehlt. Uhland, Volkslieder Nr. 149; Goedeke-Tittmann, Liederbuch S. 117; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 430; Liederhort 3, S. 183, Nr. 1296.

Bl. 120 Vorderseite grün-gelb eingefaßt:

Es ist dem groeß leiden,
Der die herzallerliebste mues meiden,
Noch ist dem leiden groes,
Der sich selber troesten mues.

Bl. 120 B, Nr. 67:

1. Ade wir muessen uns scheiden,
Ade ich mues daruahn,
Ich [bitt] nhu tragh es kein leiden,
Das ich von dir mues scheiden,
Gedenk herzlieb darahn.

2. Niemandt gib balt geloufen,[2])
Vertrau nicht iedermahn,
Schlag alles aus deinem sinne,
Das dich kahn schmerzen bringen,
Laes alle dein traur[e]n stahn.

3. Nechst Gott bistu mir die liebste,
Schwer ich bey meinem eidt,
Das herze in meinem leibe[3])
Ist dein und soll dir pleiben
Und wer ich schonn vber thausendt meilen [weit].

4. Ade mein aufferwelte,
Ade ich mues darvonn,
Gott will dich in gesuntheit gsparen
Und dich vur leidt bewahren,
Bis das ich weder kohmme.

---

[1]) honnde vir, lies: „vil"; das ist: haben viel; [2]) Gib niemandt geloussenn, das ist: glauben; [3]) liebe.

Mgf 752 vom Jahre 1568, Bl. 43 A [Nr. 68]:

1. Ade ich mos mich scheiden,
ade ich mos daruann,
ich bitt nhu dragtt kein leiden,
das ich mos vonn dir scheiden,
gedenk herzlieb darann.

2. Gib nemantz baldtt glauben,
vertrau nitt iedermann,
schlag alles aus dem synnen,
das dir kein schmerzen brengen,
gedenk herzlieb darann.

3. Negst Gott bistu mir die liebste,
schwer ich auf meinen aidt,
das herz in meinem leibe
ist dein und sall dir pleiben,
wehr ich schonn vber thausentt meilen.

4. Ade du außerwelte,
ade ich moes daruann,
Gott moes dir in gesontheit sparen,
und dich vor leidt bewaren,
bis das ich wieder kom.

Bl. 121 Rückseite grün-gelb umrändert:

Qui primum caram iuueni carumque puellae
Eripuit iuuenem, ferreus ille fuit;
Durus et ille fuit, qui tantum ferre dolorem
Viuere et erepta coniuge qui potuit;
Non ego firmus in hoc, non haec patientia nostro
Ingenio, frangit fortia corda dolor.

Diese Zeilen siehe bei Tibull, 3. Buch, von der zweiten Elegie die ersten sechs Verse.

Bl. 122 A, Nr. 68:

1. Wahr seidt ir nhu mein lieff,
Das ihr nicht kumpt vur mein finsterlein
Und wilt von mir entgahn, [stahn,
Der mey bringt uns die bloemlein schoene.

2. Und stundt ir diesse liebe lange nacht,
Ich durft euch nicht inlaessen,
Ir seidt von solcher loeser art,
Ir mocht mich wol betriegen, beliegen.

3. Edle roeß von Jericho,
Mein herzallerliebste aufferkohren,
Gib mir ein trostlich wort,
So mag ich troest erwerben, erwerben.

4. Wahr seidt ir nhu mein lieff,
Mein leiden mues ich euch klaegen,
Wol von dem allerliebsten mein,
Darnach steht mein verlangen, verlangen.

5. Was hilft mir al mein klagh,
Mein suchten und auch mein karmen,
Der ich der liebster [war,]
Dar ligt ein ander in den armen, armen.

6. Ich meindt ich were der liebster gewest,
Einen eidt hat sey mir geschwoeren,
Es kam ein ander dar,
Den hat sey aufferkohren.

7. Sulchs untrau hat sey mir gethaen,
Wer solt sich daruur hueden,
Ir loeser falscher mundt
Hat mich gebracht [inn] laster, inn schanden.

8. Want niemandt gibt mir troest,
Von truck so mues ich sterben,
Gib mir ein trostlich wort,
So magh ich troest erwerben, erwerben.

W I N B D K S
D K D H M     I. E.

Höchstwahrscheinlich zu lesen:

Wan ich nicht bey dir kan sein,
Das krenkt das herze mein.

I. E. wohl Name.

Bl. 124 A, Nr. 69:

1. Mit freuden hanthieren
In diese quatieren
Durch Venus manieren
Sehr triumphant;
Ein ieglicher nem sein liebgen bey der [handt,
Cupido sol uns thuen beysthandt
Al durch das feur, durch Frau Venus [brandt.

2. Auß gunstiger minnen
Wir zwey es beginnen,
Umb trost zu gewinnen
Zu aller stundt;
Ich bin mit liebten gar durchwundt,
Beudt mir schoen lieb deinen roeten [mundt,
Macht mich euren armen dienern gesundt.

3. Wir willen uns paren,
Allen truck lassen fahren,
Kein freuden nicht sparen
Ist mein bedacht;
Eur liefden brengt mich in groese klagh,
E[u]r anschein erfreuet mich al den tagh,
Gleich der nimmer kein leid[e]n en sagh.

4. Princesse gepriesen,
Last mich eur diener wesen,
Ir kundt mich genesen
Aus deser qual;
Kumpt, troestet euren diener mit eurem [anschein klar,
Dan die liebte felt mich vil zu schwar,
Umb der neider willen ist es offenbar.

5. Die uns beneiden,
Die moessen wol leiden,
Das sulchs [uns beiden]
Zur ehr geschen kahn;
Aus reiner liebte ist das gethaen,
<Du bist die liebste und das verstahn>
Und bit du wils mich nicht verlahn
Und wolles gein achtung der kleffer han.

Bl. 125 A: Ach was haben zwey hertzer zu leiden,
Die sich selten sehn vnd muessn sich meiden.

Ähnlich Paul von der Aelst, De arte amandi 1602, S. 175, 1610, S. 156 und öfter. Des Knaben Wunderhorn 4, S. 118 und 122. Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 3, 1877, S. 62.

(Schluß folgt.)

---

# Vittoria Accorambona in der Dichtung im Verhältnis zu ihrer wahren Geschichte.

Von Marcus Landau in Wien.

---

Shakespeare hat den Stoff zu mehr als einem seiner Dramen aus der italienischen Novellistik geschöpft, aber auch das wirkliche Leben des 16. Jahrhunderts hat den englischen Dramatikern reichen Stoff zu Tragödien geboten. Lange vor des jüngern Dumas „Tue

Digitized by Google

la" pflegten italienische Feudalherren ihre ungetreuen oder der Untreue verdächtigen Ehefrauen ohne vieles Überlegen oder Zaudern zu töten oder töten zu lassen. So hat der Herzog von Bracciano, Paolo Giordano Orsini, seine des Ehebruchs verdächtige Gattin Isabella, eine Tochter des Großherzogs Cosimo Medici, am 16. Juli 1576 höchst eigenhändig erdrosselt.

Drei Jahre vorher hatte die überaus schöne und anmutige Vittoria, Tochter des Conservatore Claudio Caramboni (gewöhnlich Accoramboni genannt) in Rom den Francesco Peretti-Montalto, Neffen des Kardinal Felix Montalto, geheiratet. Es war eine Liebesheirat, zu der beiderseits die Familien nur ungern ihre Einwilligung gegeben hatten. Trotzdem war die Ehe keine glückliche. Die jungen Leute vertrugen sich nicht und gerieten auch bald in Schulden.

Da kam der Witwer Paolo Giordano, der eben auf so einfache Art seine Frau los geworden war, nach Rom und verliebte sich in Vittoria. Er war doppelt so alt als sie, unförmlich dick und kränklich, aber ungeheuer reich und mächtig, hatte eben vom Könige von Spanien den Orden des goldenen Vlieses erhalten. In seinen Diensten stand Vittorias Bruder Marcello, der schon einen Mord begangen hatte und jetzt den postillon d'amour zwischen seinem Brotherrn und seiner Schwester machte. Und diese ließ sich leicht gewinnen. Das einzige Hindernis war ihr Gatte, und dieser ist am 17. April 1581 im Auftrage Orsinis von dem liebevollen Schwager Marcello und einigen seiner Spießgesellen ermordet worden.

Eine Untersuchung über den Mord wurde auf Ansuchen des Onkels des Ermordeten, des Kardinal Montalto nicht angestellt. Es ist auch nicht klargestellt worden, ob die damals 24 Jahre alte Vittoria von dem Anschlag auf ihren Gatten im voraus unterrichtet war, aber von wem der Mord veranlaßt wurde, dürfte sie wohl gewußt haben. Jedenfalls hat sie ihren Mann nicht länger betrauert als Paolo Giordano seine Gattin. Drei Tage nach dem Morde siedelte sie mit ihrer Mutter in das Palais Orsinis über und einige Wochen später wurde sie mit ihm heimlich getraut.

Als die Familie Medici davon erfuhr, setzte sie beim Papste die Ungiltigkeitserklärung dieser Ehe durch, und da Orsini die Vittoria nicht aus seinem Hause entfernen wollte, wurde sie in ein Kloster gebracht und wegen der Ermordung ihres Gatten in Untersuchung gezogen. Erst nachdem Orsini förmlich auf sie verzichtet und die Ungiltigkeit der Ehe anerkannt hatte, wurde sie freigelassen und die Untersuchung niedergeschlagen. Aber schon im September 1583 kam das Liebespaar wieder in Trevi zusammen und am 10. April 1584 wurde es auf dem Orsinischen Schlosse Bracciano zum zweiten Male getraut.

Nachdem Montalto im Jahre 1585 als Sixtus V. den päpstlichen Stuhl eingenommen hatte, kam das Pärchen nach Rom und ließ sich nach dreimaligem öffentlichen Aufgebot zum dritten Male trauen, verließ aber Rom, als der neue Papst ihm bei der Audienz ein sehr strenges Gesicht zeigte. Die Neuvermählten machten hierauf ihre Hochzeitsreise, der kranke Gatte gebrauchte Badekuren und ist schon am 13. November 1585 in Saló am Gardasee gestorben. In seinem Testamente setzte er seinen Sohn Virginio von der ersten Frau, der Mediceerin, zum Universalerben ein, vermachte aber seiner Gattin 96000 Scudi und lebenslänglichen Unterhalt auf seinen Gütern. Dieser Teil des Testaments wurde von der Familie Medici angefochten und Vittoria ist auch nicht in den Besitz des Legats gelangt. Dagegen behielt sie alle Juwelen, worüber sie eine Schenkungsurkunde ihres Gatten vorwies. Aber sie hat diesen nicht lange überlebt. In der Nacht vom 22. zum 23. Dezember 1585 wurde sie in ihrer Wohnung in Padua von Lodovico Orsini, einem Verwandten Paolo Giordanos, im Verein mit zwanzig Banditen überfallen und nebst ihrem Bruder Flaminio ermordet.

Die venetianische Regierung hielt strenges Gericht über die Mörder. Lodovico Orsini und fünfzehn seiner Mitschuldigen wurden hingerichtet, die übrigen zu schweren Kerkerstrafen verurteilt. Dagegen mußte sie im Mai 1586 den Marcello Accoramboni dem Papste Sixtus ausliefern, der ihn hinrichten ließ. Ein dritter Bruder Vittorias, der fromme und gelehrte Octavio, ist ein halbes Jahrhundert später als Bischof von Urbino gestorben.

Wer die Ermordung Vittorias angestiftet hat, ist nicht festgestellt worden, aber die Medici hatten die Genugtuung, daß ihr Neffe Virginio im ungeschmälerten Besitz des väterlichen Vermögens blieb. Einige Jahre später heiratete dieser eine Nichte des ermordeten Peretti, Großnichte des Papstes Sixtus, und Tasso dichtete eine Ode zu seiner Hochzeit.

Mehr als mit ihrem Stiefsohn haben sich Dichter und Geschichtsschreiber mit Vittoria beschäftigt, die selbst eine Dichterin gewesen sein soll. M. Valery erzählt in seinen Voyages historiques et littéraires en Italie (Paris 1831, 1, 146), er habe in der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand das Manuskript einer Elegie von Virginia (sic) Accoramboni auf die Ermordung ihres Gatten gesehen. Er sowohl als der sonst so verläßliche Geschichtschreiber der italienischen Literatur, G. Tiraboschi, schreiben den unrichtigen Vornamen dem Jesuiten Francesco Quadrio (Della storia e della ragione d'ogni poesia) nach, der zuerst die Accorambona zur Dichterin machte. Aber D. Gnoli, der ihre Lebensgeschichte am ausführlichsten und gründlichsten in der Nuova Antologia (Jahrgang 1867, 1868

und 1869) behandelt hat, meint, daß sie nur eben, wie jede wohlerzogene vornehme Italienerin der Renaissance, zur Not ein Madrigal oder Sonett zu stande bringen konnte und glaubt ihr nur ein einziges Gedichtchen von 16 paarweise gereimten Versen in einfachem rührenden Tone mit Sicherheit zuschreiben zu dürfen.

Die ersten vier Verse lauten:

Temerario pensiero,
Che t'innalzasti al ciel pronto e leggiero,
Non per bearmi in alto,
Ma per farmi cader di mortal salto.

F. D. Guerazzi, der livorenser Romancier und Politiker, hat (1844) die Geschichte der unglücklichen Isabella Orsini zu einem Roman verarbeitet, in den er sehr vieles nicht zur Sache Gehöriges, unter anderem eine dreißig Seiten lange Schilderung der Seeschlacht bei Lepanto, einschaltete. Seine Absicht, als Fortsetzung dazu einen Roman von Vittoria Accorambona zu schreiben, hat er nicht ausgeführt. Vielleicht weil ihm Tieck zuvorgekommen, von dessen Roman schon 1843 eine italienische Übersetzung erschienen ist. Mehr novellistisch als historisch hat Ernst Münch in seinen Biographisch-historischen Studien (Stuttgart 1836) die Geschichte Vittorias behandelt. Mehr historisch, aber doch im Stile der italienischen Novellisten erzählte sie Alfred von Reumont im fünfundzwanzigsten seiner „Römischen Briefe von einem Florentiner" (1840—1844) nach einem Manuskript der Biblioteca Angelica, das 1862 im italienischen Originale von F. Odorici herausgegeben wurde. Nach einem italienischen Manuskript, angeblich 1585 in Padua geschrieben, hat Stendhal (Beyle) anonym die Geschichte Vittorias in der Revue des deux mondes vom 15. Januar 1837 erzählt. Dramatisiert wurde sie zuerst ungefähr zwei Jahrzehnte nach Vittorias Tode von Shakespeares Zeitgenossen John Webster in höchst eigentümlicher Weise.

Schon der Titel seines zuerst 1612 gedruckten, wahrscheinlich nur wenige Jahre vorher auf die Bühne gebrachten Dramas „The white devil or the tragedy of Paulo Giordano Ursini Duke of Brachiano with the life and death of Vittoria Corombona, the famous Venetian curtizan" zeigt uns, wie er den Charakter Vittorias, die er zur venetianischen Buhlerin machte und einen weißen Teufel nannte, entstellt hat. Noch mehr aber tritt seine geringe Bekanntschaft mit den wirklichen Vorgängen oder die Willkür, mit der er die ihm bekannten entstellte, in der Tragödie selbst zu Tage, in einer Tragödie, von der ein englischer Kritiker sagte, sie werde so lange leben wie die Sprache, in der sie geschrieben wurde. Auch

F. Bodenstedt[1]) findet sie „voll echt dramatischer Kraft und trefflicher Charakteristik . . . obwohl einigermaßen mit Schrecklichem überladen“.

Nun, das „einigermaßen“ hätte er sich ersparen können, denn eine solche Häufung von Greueltaten, Ehebruch (auf der Bühne) Verrat und Mord findet sich kaum in einem andern Stücke der bekanntlich nicht zimperlichen oder Blutvergießen scheuenden englischen Dramatiker jener Zeit.

Das Verhältnis zwischen Orsini und Vittoria, die Webster zu einer Venetianerin aus der Familie Vitelli macht, wird schon bei Lebzeiten von Orsinis Gattin Isabella ein sträfliches. Diese selbst, die mitunter wie ein Fischweib spricht und flucht, wird auf Wunsch des Gatten vergiftet. Vittorias Bruder Flaminio, der im Drama das ist, was Marcello in Wirklichkeit war, erdrosselt ihren Gatten, den Webster Camillo nennt. Vittoria wird dann vor Gericht gestellt und zur Einsperrung in ein Kloster für büßende Dirnen verurteilt. Bodenstedt nennt diese Gerichtsszene den Kern und Glanzpunkt des Stückes. Und sie ist gewiß eine höchst interessante, spannende Szene; Vittoria zeigt darin viel Witz und Frechheit. Aber „die Feinheit, mit welcher Webster zu unterscheiden weiß zwischen dem einfachen Vertrauen wirklicher Unschuld, die sich ihrer Reinheit bewußt unter peinlicher Anklage steht, und jener erzwungenen Sicherheit und Geistesgegenwart, wie solche hartgesottenen Sündern vor Gericht zu Gebote steht“, habe ich darin nicht finden können. Und auch der englische Kritiker Ch. Lamb meint, daß Vittoria so täuschend und geschickt die Maske der Unschuld trägt, daß wir erwarten, daß Ankläger und Richter, trotzdem sie von ihrer Schuld überzeugt sind, sich in ihre Verteidiger verwandeln werden.

Während Orsini Vittoria aus dem Kloster entführt, wird Kardinal Monticelso (statt Montalto) zum Papste gewählt. Er nimmt den Namen Paul IV. an und exkommuniziert Orsini und Vittoria, was aber weiter keine Folgen hat. Dann tötet Flaminio seinen Bruder Marcello, Lodovico, „ein herabgekommener italienischer Graf“, — es scheint Lodovico Orsini gemeint zu sein — vergiftet den Herzog von Brachiano durch dessen Helm, und zum Überfluß kommt noch Herzog Franz Medici als Franziskanermönch verkleidet zu seinem Krankenlager, wo Orsini auf sein Anstiften von Lodovico erdrosselt wird. Vittoria, ihr Bruder Flaminio und ihre Dienerin, die Mohrin Zanche werden von Lodovico und seinem Freunde Gasparo getötet, Cornelia, die Mutter Vittorias, wird wahnsinnig. Nachdem im dritten Akt der Geist Isabellas erschienen ist, der sich aber ganz passiv verhält, erscheint im fünften der Brachianos mit

[1]) Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke, Berlin 1858, Band I.

einem Blumentopf, aus dem er auf Flaminio Erde wirft, der sich aber nicht viel daraus macht. Empfindlicher ist ihm der Geldmangel.

Schließlich werden Lodovico und sein Mitschuldiger von Giovanni (statt Virginio) Orsini und dem englischen Gesandten arretiert, der Tortur und Bestrafung überwiesen.

So endet das Stück, das mit der Verbannung Lodovicos begann, mit dessen Tod.

Und wenn wir genauer zusehen — trotz des Titels, trotzdem daß die Schicksale Vittoria Corombonas und der Ihrigen den weitaus größten Raum einnehmen, den eigentlichen Kern des Dramas bilden der Tod der unschuldigen Isabella Orsini und die Rache des in sie verliebten Lodovico.

Eine Dissertation von Karl Vogel in Zürich über Webster sowie die Tragödie Vittoria Accoramboni von A. Weimar (Auguste Goetze) Leipzig 1890 habe ich mir hier nicht verschaffen können.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist ein italienisches Drama „Vittoria Accoramboni" des 1821 geborenen Marchese Luigi Capranica so eklatant durchgefallen, daß der Autor, der mit andern Dramen Erfolg gehabt hatte, sich von dem Theater abwendete und fortan nur Romane schrieb. Wir können ein weiteres Eingehen darauf sowie auf Rosellis Drama und manche novellistische Bearbeitungen hier unterlassen. Ein Drama, wie dessen der interessante Stoff würdig ist fehlt, trotz Webster, noch immer.

Dagegen darf Ludwig Tiecks 1840 erschienener Roman Vittoria Accorombona nicht unerwähnt bleiben. Wie Tieck selbst angibt, wurde er zu seinem Werke durch Websters Drama angeregt, das er übrigens ziemlich abfällig beurteilt. Auch in manchen Einzelheiten, wie z. B. in der Szene, wo Vittoria vor ihren Richtern erscheint, in dem Wahnsinn ihrer Mutter, die er aber Julia nennt (sie hieß in Wirklichkeit Tarquinia), ist der Einfluß Websters wahrnehmbar. Im allgemeinen Gang der Handlung folgt Tieck ziemlich treu der Wirklichkeit, wie sie ihm zu seiner Zeit bekannt sein konnte, dabei sich freilich manche Änderung in den Daten und manche Freiheit erlaubend, die man jedem historischen Roman gestatten muß. Größere Freiheiten erlaubte sich Tieck mit den Charakteren: Marcello Accoramboni ist bei ihm ein noch ärgerer Lump als er in der Wirklichkeit war, aus dem andern Bruder Vittorias, dem frommen Bischof Ottavio, hat er, was ihm Gnoli gar nicht verzeihen kann, einen hochmütigen, undankbaren Egoisten gemacht, der aber zuletzt in sich geht, am Grabe seiner Mutter als zerknirschter, bereuender Sünder erscheint und mit Gott versöhnt stirbt. Vittorias Gatte, der junge Peretti, ist bei Tieck ein feiger Schwächling und Trunkenbold, der seine Frau dem lüsternen sittenlosen Kardinal Farnese verschachert.

Daß dieser, zur Zeit der Katastrophe Vittorias schon siebzig Jahre alte Kardinal in sie verliebt war, ist übrigens schon lange vor Tieck gesagt worden. Für den wilden, rachsüchtigen Lodovico Orsini läßt er einen schwachen Milderungsgrund zu in seiner Liebe zu Vittoria, von der er schnöde abgewiesen wird. Bei ihrer Ermordung handelt er aber doch ebensosehr als Werkzeug der Medici als aus Rachsucht.

Sehr gehoben und veredelt erscheint bei Tieck der Herzog von Bracciano, trotz der Ermordung seiner Gattin, und ganz idealisiert ist Vittoria „oder Virginia, wie sie auch zuweilen genannt wurde". Diesen zweiten Namen gibt er ihr, wie es scheint, nur, um ihr das Recht auf die unter dem Namen Virginias gehenden Gedichte zu vindizieren. In dem Maße, als Webster sie herabsetzte und zum Teufel machte, hat Tieck sie erhöht und beinahe zum Engel gemacht. Sie ist nicht bloß eine überaus schöne Frau und Dichterin, sondern eine in aller Weise reichbegabte, hochsinnige, über Kleinlichkeiten erhabene Frau, die aber freilich schon manche Züge der schöngeistigen Berliner Frauen aus der Zeit der Romantik trägt. Und die Gespräche über Dichtung, Philosophie und Kunst, die in ihrer Gesellschaft geführt werden, erinnern an die Berliner Salons der Varnhagen, Herz u. s. w. Statt der Humboldt, Schleiermacher und Schlegel treten Tasso, Speroni, Cesare Caporali, Boccalini und noch minder Bekannte auf. Für sonstige romantische Episoden bot das Banditenwesen im Kirchenstaate reichen Stoff und hier konnte der Dichter aus dem Vollen schöpfen, ohne sich von der historischen Wahrheit weit zu entfernen.

So bildet Tiecks Roman ein lebensvolles, unser Interesse fesselndes Bild der römischen Zustände im ausgehenden 16. Jahrhundert, mit der Freiheit entworfen, die dem Dichter zusteht. Wenn Gnoli ihm vorwirft, er habe die allbekanntesten Dinge nicht gewußt, die Menschen und die Zeit ganz falsch geschildert, so scheint er übersehen zu haben, daß Tieck kein historisches Werk, sondern einen Roman schreiben wollte.

---

# Hat Goethe Leonardos Abendmahl richtig gedeutet?

## Ein Beitrag zur Methodik der Kunstbetrachtung.

Von Josef Strzygowski in Graz.

Im siebzehnten Bande des Goethe-Jahrbuches (1896, S. 138 f.) habe ich meine Überzeugung darzulegen gesucht, daß Leonardo in seinem Abendmahl den dramatischen Knoten etwas anders geschürzt

hat, als Goethe im Anschluß an Bossi deutet. Ich freute mich damals, mit einem Manne wie Goethe Zwiesprache halten zu dürfen und erhoffte von der Goethegemeinde Teilnahme in der Art, wie der Meister selbst sie etwa an einer ernst und mit dem Streben, die Wahrheit zu ergründen, vorgebrachten Sache genommen hätte. Mir sind zwei Aufsätze bekannt geworden, die auf den Gegenstand eingehen. Einer von Albert Jansen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 14. August 1896 und ein zweiter von Paul Weizsäcker im Goethe-Jahrbuche selbst (19, 1898, S. 248 f.). Auf beide scheint mir eine Antwort im Interesse der guten Sache zu liegen; ich habe mit ihr gezögert, weil ich auf andere Äußerungen und so lange wartete, bis ich durch Wiederholung meiner Vorlesungen über Leonardo wieder aus dem Vollen zu der Sache geführt würde.[1]

Die Herren sind beide an die Prüfung der Frage herangetreten, indem sie vor allem die Evangelientexte zur Hand nahmen. Jansen findet, daß diese verschieden, ja widerspruchsvoll unter einander und sogar mit sich selbst lauteten, alle vier aber darin übereinstimmten, daß die Jünger durchaus nicht erführen, wer der Verräter sei. Deshalb meint Jansen, sei meine Annahme, Leonardo habe in seinem Bilde nicht die allgemeine Ankündigung des Verrates, sondern die des Verräters darstellen wollen, von vornherein unrichtig. Dem gegenüber muß ich fragen: hat denn Leonardo nach meiner Deutung den Verräter bereits kenntlich gemacht und treten denn die Jünger empört und entrüstet gegen Judas auf? Das ist es ja gerade, was an der Wahl des Momentes durch Leonardo so sehr zu bewundern ist, das Auffinden des letzten, dem einfachen Menschenverstande noch begreiflichen Augenblickes im Verlaufe des ganzen mysteriösen Vorganges, worin sich die dramatische Handlung auf das äußerste zuspitzt und jeder einzelne Jünger persönlich herausgefordert erscheint. Wie es dann möglich war, daß trotz der Kenntlichmachung des Verräters nur dieser selbst, wie Jansen annimmt, oder nach Weizsäcker (S. 254) außer Judas nur noch Petrus und Johannes ihn erkennen, das darzustellen wird wohl schwerlich je ein bildender Künstler unternommen haben. Ich weiß nicht, ob dies zu erklären den Theologen gelungen ist.[2]

Weizsäcker geht von der Annahme aus, Leonardo habe unzweifelhaft den Bericht des Johannes vor Augen gehabt. Dieser läßt Christus nicht wie Matthäus und Markus sagen: „Der die Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verraten“, sondern: „Der ist es, dem ich den Bissen eintauchen und geben

---

[1]) Ich bitte bei den nachfolgenden Auseinandersetzungen stets die Band 17 des Goethe-Jahrbuches gegebene Tafel zur Hand zu nehmen.

[2]) Vgl. Dobbert, Repertorium für Kunstwissenschaft 14 (1893), S. 194.

werde." Weil nun die Rechte Christi nicht zugreife, sondern lediglich erhoben sei, — wie ich annehme, nach derselben Schüssel, über deren Rand auch die Finger des Judas stehen, — sei meine Deutung falsch. Das aber wird behauptet (S. 249), bevor noch bewiesen ist, daß nicht Matthäus und Marcus, sondern ausschließlich Johannes herangezogen sein könne.

Was diesen Beweis selbst anbelangt (S. 249), so zeigt sich hier deutlich, wie verkehrt Schlüsse ausfallen, die angesichts eines Werkes der bildenden Kunst lediglich auf Grund des Studiums der literarischen Quellen, hier der evangelischen Texte gezogen werden. Ein Künstler — am wenigsten ein Leonardo oder Goethe — macht sich nicht sklavisch von seiner literarischen Quelle abhängig, er wählt oder gestaltet frei nach seinen künstlerischen Absichten, der Gegenstand ist nur das Gefäß, in welches das Wesen des Kunstwerkes, sein Inhalt, gegossen wird. In dem Werke Leonardos tritt das deutlicher als sonst irgendwo hervor. Er bricht mit dem breiten, realistischen Schildern der Renaissance und stellt, darin der Schöpfer der neuen Kunst des Barock, den gegebenen Gegenstand der künstlerischen Wirkung nach, ja er ordnet ihn geradezu dieser unter. Die Folgen davon zeigen sich recht deutlich bei seinem gelehrigsten Schüler, Raphael, vor allem in dessen Disputa und später in der Transfiguration.[1]) In meinem Aufsatze über Goethes Deutung von Leonardos Abendmahl habe ich das solchen, die diesen Studien ferne stehen, klar zu machen gesucht, indem ich eine Einleitung in der Art, wie ich meinen Hörern Methodik der Kunstbetrachtung zu lehren pflege, vorausschickte. Es galt auf die in dem Werke stark vorwaltenden, rein künstlerischen Erwägungen aufmerksam zu machen. Leonardo hat Christus als mittleres Dreieck inmitten der Masse der Jünger herausgehoben. Es ist wahrscheinlich, daß die erste Idee für die Bewegung der unmittelbar neben ihm sitzenden Jünger R 1 (Jacobus) und L 1 (Johannes) auf diese rein kompositionelle Absicht zurückgeht. Johannes konnte nicht (wie im geläufigen Typus der byzantinischen und italienischen Kunst bis auf Leonardo) an Christi Brust schlafen, sondern mußte eine Stellung annehmen, die eine zurückweichende Linie ergab — sein Gegenstück Jacobus prallt ja geradezu wörtlich zurück. Anderseits war die Umschreibung der Johannesgruppe künstlerisch gegeben durch die, wie ich hervorhob, zweite kompositionelle Absicht Leonardos, die beiden Christus benachbarten Dreivereine durch den Bogen über der Tür zu einer geschlossenen Gruppe um Christus zu vereinigen. Die äußeren Gestalten mußten sich daher in der Tangente des Türbogens vor-

[1]) Vgl. mein „Werden des Barock" S. 27 ff. und 70 ff.

neigen. So entstand die erste Idee für R 3 und L 3: Petrus mußte sich nach rechts hinüberbeugen und so mit Johannes zusammenstoßen, von dem, wie gesagt, der Kompositionsgedanke forderte, daß er sich nach links zurücklehne.

Das sind die künstlerischen Voraussetzungen für die inhaltlich bedeutendste Gruppe nächst Christus. Weizsäcker sieht das in dem Augenblick, wo er deutet, alles nicht; er stellt sich mit seinem Johannestexte vor die Gruppe und sagt, der Inhalt dieses Textes sei entscheidend für die ganze Frage. „Denn wenn Leonardo Petrus und Johannes sich in so ausgesprochener Weise einander zuneigen läßt, so kann über den von ihm gewählten Augenblick nicht der mindeste Zweifel mehr obwalten ... Gerade der Einschnitt zwischen Jesus und Johannes in Leonardos Gemälde, der mit der traditionellen Darstellung dieser Gruppe völlig bricht und nur durch den Wink des Petrus veranlaßt sein kann, erhebt es zur völligen Gewißheit, daß Leonardo nur dem Johannesbericht gefolgt sein kann." Für mich liegt der Fall wie gesagt doch etwas anders.

Und sehe ich auch von den maßgebenden, eben auseinandergesetzten künstlerischen Anregungen zu dieser Gruppe ab, so muß ich weiter sagen: auch inhaltlich ist unzulässig, was Weizsäcker darin sucht. Hier zeigt sich, wie wertvoll es ist, daß Leonardo den Beschauer bei den meisten Figuren seines Bildes deutlich empfinden läßt, was dem gegebenen Moment äußerster dramatischer Spannung vorausging. Es ist ganz ausgeschlossen, daß Johannes an der Brust Christi gelegen hat und sich eben erst, durch Petrus veranlaßt, zurückneigt, wie Weizsäcker mit dem vierten Evangelium in der Hand annimmt. Johannes ist vielmehr das Bild wunderbarster Ruhe, nichts berührt ihn, seine Seele schläft in stiller Ergebung. Hier ist kein Momentanes, sondern ein Dauerndes gegeben. Wie er jetzt da sitzt, so saß er vorher und wird er nachher in sich verloren sitzen bleiben. Und ebensowenig frägt ihn Petrus; dessen Gesicht ist vielmehr im Ausdrucke des Entsetzens verzerrt, und die Mundwinkel so geöffnet, daß man deutlich erkennt, er stößt nicht sprechend Luft aus, sondern hält im Atmen inne; eher noch zieht er Luft ein. Man betrachte daraufhin die Pastellköpfe in Weimar[1]) und stelle neben den Petruskopf vergleichend auch den des zurückprallenden Jacobus.

Die Herren Jansen und Weizsäcker behandeln Leonardo als Illustrator. Das hat man seit jeher mit Raphael und seinen Segnaturabildern getan und tut es leider noch immer, trotzdem ich mich ehrlich bemüht habe, dem Künstler zu seinem Rechte zu verhelfen.[2]) Ähnlich

---

[1]) Bei Knackfuß-Rosenberg, Leonardo S. 53.
[2]) Werden des Barock S. 27 f.

ist auch mein Aufsatz über Leonardos Abendmahl mißverstanden worden. Nicht darum, wie sich Leonardo zu jeder einzelnen evangelischen Überlieferung stellt, handelt es sich darin, sondern wie er sich den ihm von der Kunst überlieferten Gegenstand für sein eigenes künstlerisches Wollen dienstbar gemacht hat. Es ist bezeichnend, daß Jansen sich darüber aufhält, wie „überraschend verwegen“ ich mit Leonardo fertig werde. Ich sehe eben den Künstler, nicht den Gegenstand, ich sehe nicht das „Klassische“ Abendmahl, sondern das Werk eines großen Bahnbrechers, das in ungeheurem Ringen geworden ist und ich hoffe dadurch, daß ich das Werden aufdecke, in den Geist Leonardos einzudringen und ihn so auch für uns lebendig zu machen. Goethe hat ebensowenig wie ich den biblischen Text in die Hand genommen und dann an dem Bilde herum spekuliert. Die Frage, welchen der vier Texte Leonardo illustriert habe, lag uns ganz fern.[1]) Wie ich durch kunsthistorische Studien, so ist Goethe als Weimarischer Kunstfreund, — der Großherzog hatte die Durchzeichnungen Bossis erworben — zu seiner eingehenden Studie über das Abendmahl gekommen; er bringt sie in Form einer Besprechung von Bossis Abendmahls-Monographie. Bei Deutung des Gegenstandes greift er gar nicht nach den Originaltexten, sondern hält sich an Bossi.

Ich möchte nun heute meinen im Goethejahrbuche veröffentlichten Aufsatz über Leonardos Abendmahl und Goethes Deutung dahin ergänzen, daß auch ich einmal mit den evangelischen Texten in der Hand vor das Bild hintrete. Ich finde im Gegensatze zu den Herren Jansen und Weizsäcker, daß auch dann meine Aufstellungen zu Recht bestehen bleiben.

Leonardo ist, wie an seinen Vorstudien für das Abendmahl gezeigt wurde (17, 154 f.), von der überlieferten Art ausgegangen: er hat zuerst Judas allein an der vorderen Tischseite sitzen und nach der Schüssel greifen lassen. Doch tritt er von Anfang an in einen (wohl bewußten) Gegensatz zur älteren Kunst, die den Lieblingsjünger an Christi Brust schlafend gab, entsprechend dem Johannesevangelium, zugleich aber das Greifen in die Schüssel nach Matthäus und Marcus darstellte. Aus diesem unklaren Gemisch heraus, das keinem Texte ganz gerecht wird, strebt Leonardo zur Einheit, indem er in der Handzeichnung in Windsor[2]) unmittelbar an den Johannestext an-

[1]) Auch Bossi beginnt seine Deutung S. 78: Il evangelo aveva narrato a tutti i pittori anteriori a Leonardo, che Christo, radunati i suoi eletti, aveva detto, che uno di loro lo tradirebbe. Das ist die ganze Auseinandersetzung über den gewählten Moment und die Art, wie die Vorläufer Leonardos sich zum Texte gestellt hätten.

[2]) Abgebildet bei J. P. Richter, The literary works of Leonardo da Vinci I, Tafel XLV; Müller-Walde, Leonardo da Vinci, Abbildung 80; E. Müntz, Léonard S. 179.

schließt. Wir sehen Christus mit dem vor ihm schlafenden Johannes einerseits, Petrus anderseits, ihnen gegenüber Judas. Dieser ist aufgestanden, beugt sich über den Tisch weg Christus entgegen und empfängt von ihm den Bissen — genau entsprechend dem vierten Evangelium. Leonardo versucht verschiedene Arten der den Bissen reichenden Linken Christi. Er gibt sie zuerst erhoben, dann ausgestreckt, der Linken des Judas gerade gegenüberstehend.[1]) Er zieht auch die Folgerungen aus dieser klaren Kennzeichnung des Verräters: Petrus blickt starr auf den Vorgang; um genauer zu sehen und sich ganz unzweifelhaft von dem, was Judas tut, zu überzeugen, hält er die Hand schirmend über die Augen.[2]) Hier sehen wir Leonardo also ganz im Johannestexte vertieft, aber insoferne doch schon auf dem Wege zum ausgeführten Bilde, als er seine Aufmerksamkeit auf das Problem der Gruppierung Christi mit Petrus und Johannes richtet. Am Johannesevangelium muß er auch noch festgehalten haben, als er auf den Gedanken kam, dem überlieferten Typus entgegen Judas nicht den andern Dreien gegenüber, sondern in eine Reihe mit ihnen anzuordnen. Dieses Stadium der Komposition erscheint, wie ich glaube, des öfteren festgehalten von seinem Schüler Gaudenzio Ferrari[3]) und ist in monumentalem Stile durchgeführt worden von Andrea del Sarto in dem Abendmahl von S. Salvi in Florenz.[4])

So also gab Leonardo das Abendmahl, wenn er vom Johannestext ausging: Das Überreichen des Bissens war dann unzweideutig dargestellt. Ist das im ausgeführten Gemälde der Fall? Nein, es findet sich nichts davon, die ganze Darstellung hat vielmehr eine durchgreifende Veränderung erfahren. Leonardo mochte erkannt haben, daß Motive, wie das Schlafen des Johannes an Christi Brust und die Überreichung des Bissens an Judas für ein klares Auseinanderhalten der Gruppen störend, der Text des vierten Evangeliums überhaupt für eine einheitliche, dramatische Belebung, wie er sie offenbar immer klarer anstrebte, gar nicht brauchbar war deshalb, weil die offene Kennzeichnung des Verräters nach den Evangelien nicht die natürlichen Folgen hatte. Hier ist nun der Punkt, zu entscheiden: trat Leonardo jetzt von der Kenntlichmachung des Verräters ganz zurück, das heißt, führte er in die historische Darstellung des

---

[1]) Die Hände begegnen sich in letzterem Falle über, nicht in der Schüssel. Korrektur zu Goethe-Jahrbuch 17, 154.

[2]) Dieses Erkennen des Judas als Verräter durch einen Apostel finde ich nur noch gegeben in einer der Giottoschule angehörenden Tafelreihe der Akademie in Florenz (Alinari 1497), wo ein Jünger den sich fortschleichenden Judas mit der Hand fortweist.

[3]) Vgl. dafür die Zusammenstellung von Marazza im Archivio storico dell' arte 5 (1892), S. 159 f.

[4]) Alinari 6783, Klassischer Bilderschatz Nr. 760.

Gegenstandes eine für die damalige und alle vorhergehende Zeit ganz neue Auffassung, die allgemeine Verratankündigung ein, oder geht er auf die überlieferte Art der Kennzeichnung des Verräters durch das Greifen in die Schüssel zurück?

Den Anstoß zur engeren Fassung der Handlung gaben, wie oben auseinandergesetzt, die jetzt für die Gesamtanordnung in den Vordergrund tretenden Grundsätze der Einteilung: vier Dreivereine, in jedem die äußeren Figuren einander zugeneigt. Handgreiflich ist das geradezu in den beiden, Christus benachbarten Gruppen. R 1 (Jacobus der ältere) prallt wörtlich zurück. Das war kompositionell gegeben. Es handelt sich darum, festzustellen, was Leonardo inhaltlich aus dem gegebenen Motiv gemacht hat. Bossi[1]) deutet: „Er schaudert, wie ihm die abscheuliche, von Christus angekündigte Freveltat zu Gehör kommt und zeigt, sich zurückziehend und die Arme ausbreitend, in Haltung wie Ausdruck jene plötzliche Erregung, die aus der gerechten Entrüstung in einem Menschen entsteht, der eine Verwunderung oder Entsetzen wachrufende Sache nicht nur haßt, sondern in lebhafter Einbildungskraft wie unvermutet vor sich sieht.[2]) Goethe übersetzt geradezu: „Jacobus, der ältere, beugt sich vor Schreck zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niegergebeugt, vor sich hin, wie Einer, der das Ungeheure, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt.“ Bossi erkannte also wohl, daß es sich bei dieser aus dem Motiv des Zurückprallens geborenen Gestalt nicht um das Hören, sondern um das Sehen handelt. Wäre ersteres der Fall, dann müßte Jacobus den Sprechenden, Christus, ansehen. Daß er das nicht tut, belegt für mich deutlich, Leonardo habe sich nicht das Wort, sondern die Tat als Knotenpunkt der Handlung gedacht. Nachdem Christus die Worte „der die Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verraten“ gesprochen hat, erhebt er die Rechte, seine Worte wahr zu machen. Jacobus prallt entsetzt zurück, er sieht, wie Christus die Hand erhebt und starrt entsetzt nach ihr, atemlos zuwartend, was da werden solle. Ich begreife nicht, wie Weizsäcker (S. 257) gegen die wahre Erkenntnis von Bossi-Goethe, daß Jacobus die Tat schon mit Augen zu sehen glaubt oder wie ich annehme, wirklich sieht, deuten kann: „Den letzten Satz (Goethes vom Sehen) wird man nicht unterschreiben; Jacobus fährt vielmehr entsetzt zurück vor dem Ungeheueren, das er vernommen, weil er es für unmöglich, für unglaublich hält, sein geöffneter Mund ist machtlos, er will reden und bringt es nicht heraus, aber seine Gebärden und sein Ausdruck sagen: es kann nicht sein!“

---

[1]) Il cenacolo, S. 97 f.

[2]) . . . ma per prontezza d'imaginativa quasi vegga inopinamente cosa che sia cagione di meraviglia e di orrore.

Das Sehen, nicht das Hören, bildet auch sonst das inhaltlich verbindende Motiv zwischen den einzelnen Gruppen und der Mitte. So ging ich bei meinem Deutungsversuch im Goethe-Jahrbuche von der schon von Bossi-Goethe erkannten Tatsache aus und habe zur Unterstützung meiner abweichenden Deutung wiederholt darauf hingewiesen, daß auch R 3 (Philippus)[1]) gar nicht auf Christus blicke, sondern mitten in seiner Beteuerung mit dem Blick gebannt an der Rechten Christi haften bleibe. Endlich ist für die Frage nach der Handlung entscheidend die Deutung, die man L 6 (Bartolomäus) dem linken Eckpfeiler der Komposition gibt. Bossi sagt: „Wie zweifelnd an dem, was er gehört hat, steht er, sich mit den Händen auf den Tisch stützend, auf, um sich zu nähern und besser zu hören, was Christus im Begriff ist, hinzuzufügen.“ [2]) Goethe dagegen deutet: „Er horcht, was Johannes vom Herrn ausfragen wird.“ Wieder anders Weizsäcker (S. 256): er „beugt sich soweit als möglich über den Tisch vor, um sich von dem weiteren Verlaufe der Sache nichts entgehen zu lassen. Gespannteste Aufmerksamkeit ist alles, was aus seinen Zügen und seiner Haltung herauszulesen ist“. Letzteres sagte auch ich (S. 152): „Am Oberkörper ist jede Faser schärfste Beobachtung.“ Worauf es in dem Streit der Meinungen ankommt, ist wieder, ob Hören- oder Sehenwollen der Zweck der raschen Bewegung ist. Ich glaube, daß gespanntes Lauschen anders angedeutet wird; dann müßte der Kopf eine leichte Wendung nach vorn haben. Ich verstehe die Bewegung nur ganz, wenn ich annehme, daß auch Bartolomäus von seinem Platze nur emporgeschnellt ist, um der Bewegung der Rechten Christi genauer folgen zu können.

Diese drei Figuren R 1 (Jacobus), R 3 (Philippus) und L 6 (Bartolomäus) sind die sprechendsten Zeugen dafür, daß Leonardo nicht an die allgemeine Verratankündigung, das heißt die Kennzeichnung der Wirkung dachte, die allein durch das Hören von Christi Wort hervorgerufen wurde, sondern daß er nach wie vor an der überlieferten Kennzeichnung des Verräters festhielt. Die genannten drei Jünger sehen, daß Christus die Hand nach der Schüssel erhebt, daher ihr starres, in Erwartung gebanntes Entsetzen.

Judas, obwohl die zweite Hauptfigur im Bilde, wird in der Schlußredaktion der ganzen Komposition nicht anders eingeführt, als die Mittelfiguren der drei anderen Dreivereine. Ich habe oben bereits gesagt, daß die äußeren Gestalten jeder Gruppe sich gegen einander

---

[1]) Philippus ist ein durch die Komposition zum Vorneigen gezwungener Apostel, von dem Bossi-Goethe sagen, er versichere Christus seiner Treue und der Zuverlässigkeit seiner Freundschaft (Bossi: Sorge per protestare a Cristo la sua fedeltà e la costanza della sua amicizia).

[2]) . . . onde accostarsi ad udir meglio ciò che Cristo è per soggiungere.

neigen müssen: dadurch wurde die mittlere Figur, um es mechanisch auszudrücken „herausgequetscht". Am krassesten ist das wieder in der ersten Gruppe rechts von Christus gegeben: R 1 (Jacobus) „prallt zurück", R 3 (Philippus) beugt sich vor, für R 2 (Thomas) blieb kein Raum. Er wahrt zwar mit Hand und Fuß seinen Platz, fällt aber nach rückwärts aus. Nur mühsam sind auch die mittleren Figuren der beiden äußeren Dreivereine L 5 (Jacobus) und R 5 (Thaddäus) untergebracht, ich nannte sie und Thomas daher Lückenbüßer, in dem Sinne, als Leonardo sie unterbringen mußte, dies aber bei der ganzen Anlage seiner Komposition nur schwer fertigbrachte. Passender wäre vielleicht die Bezeichnung die „kompositionell Überflüssigen" gewesen. Auch Judas wird von Petrus und Johannes „herausgequetscht". Für ihn aber hat Leonardo die ideale Lösung geben können. Denn dadurch, daß er über den Tisch, also nach vorn gedrängt wird, hebt er sich sofort von den drei andern „Überflüssigen" und der Reihe der Apostel überhaupt ab und lenkt so die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich.[1]) Ich kann nur beistimmen, wenn Weizsäcker mit Goethe der Ansicht ist, daß diese Gruppe zuerst entstanden sei. Sie bietet den Schlüssel zum Werden des Ganzen. Leonardo verzichtet auf die Darstellung der Überreichung des Bissens nach Johannes; dabei blieben wir oben stehen. Wenn er nun die allgemeine Verratsankündigung dafür eintreten läßt und nicht bei der einmal überlieferten Kenntlichmachung des Judas bleibt, warum setzt er dann Judas mitten hinein zwischen Petrus und Johannes in unmittelbare Nähe Christi? Nur um der Kontraste willen? Ich kenne dafür eine ältere Analogie. Giotto, der große Vorläufer Leonardos auf dem Gebiete der Seelenmalerei, hat in einem Fresko der Arena zu Padua Christus, Petrus, Johannes und Judas zusammen an das eine Ende der Tafel gesetzt.[2]) Wozu? Nicht nur um des Kontrastes willen, sondern um Christus und Judas mit den Händen in derselben Schüssel zeigen zu können.

Das ist das Neue bei Giotto wie bei Leonardo, daß sich beide treuer als die typischen Darstellungen an den Text des Matthäus und Marcus halten, indem sie nicht wie sonst, Judas allein in die Schüssel greifen lassen, sondern Christus und Judas zugleich: bei Giotto ist das tatsächlich der Fall, bei Leonardo bereitet es sich vor. Wir sehen die aufgerichteten Hände Christi und des Judas einander gegenüberstehen, dazwischen die Schüssel. Jeder, der das Bild übermalt hat und jeder Kopist hat an diesem Brennpunkt der ganzen

---

[1]) Er ist das Bild der ἀπορια, der quälenden Ungewißheit, die Weizsäcker (S. 254) in allen Jüngern mit Ausnahme gerade der Judasgruppe dargestellt sehen will.

[2]) Photographie von Naya Nr. 28, Knackfuß-Thode, Giotto S. 99.

Handlung etwas geändert, weil keiner ahnte, daß es gerade hier auf jede Linie und Haarbreite ankäme. Bossi (S. 85) deutete die auffallende Bewegung der Linken des Judas: „tende in avanti la sinistra in atto di stupore", Goethe: mit der Linken macht er eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung, als wollte er sagen: Was soll das heißen? Was soll da werden? Weizsäcker (S. 255) kommt mir sehr entgegen, wenn er sagt, unter anderm kennzeichne sich Judas auch durch diese Linke mit den krampfhaft gespreizten Fingern als der Schuldige. Gewiß, aber vorläufig ist er noch nicht gekennzeichnet. Das ist eben der äußerste, der fruchtbarste dramatische Moment: Leonardo läßt wohl ahnen, wie Judas, der, ganz eingenommen von Angst, seine scheue Aufmerksamkeit auf Petrus richtet, die zagend erhobene Hand unbewußt in die Schüssel legen kann, nicht aber, wie die Jünger dazukommen, ihn dennoch nicht als Verräter zu erkennen und womöglich zu lynchen.

Ich habe bei diesen Auseinandersetzungen keine Rücksicht genommen auf die Deutungen, die Jansen vorbringt. Auch er erklärt wie Goethe als Aufregungsmittel die Worte „Einer ist unter euch, der mich verrät". „Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe," heißt es bei Goethe, die Jünger werden „alle samt und sonders sofort, plötzlich, wie auf einen Schlag von Schrecken und Entsetzen erfaßt," erklärt Jansen. Ich habe bereits im Goethe-Jahrbuch (Band 17, 148) gesagt, warum ein derartiger, den Worten Christi unmittelbar nachfolgender Moment nicht dargestellt sein könne. Indem Jansen die „Unruhe", wie Goethe deutet, in sich überbietenden Ausdrücken zu blitzartigem Einschlagen steigern will, zeigt er, daß eine über Goethe hinausgehende Verschärfung auch für ihn notwendig ist und das führt in mein Fahrwasser. Nicht minder, wenn ihm die Goethesche Erklärung der Bewegung der Rechten Christi, die ich in ihrer Annäherung an den Teller, über dessen Rand die Finger des Judas stehen, als Schlüssel zur ganzen Handlung ansehe, nicht genügt und er in ihr nicht die Bekräftigung der allgemein gehaltenen Verratsankündigung, wie Goethe, sondern dargestellt sieht, wie diese Rechte „schaudernd den Bösen und das Böse doch noch fernhalten möchte". Damit ist auch wieder zugegeben, daß die Rechte Christi auf Judas Bezug nimmt.

Im übrigen sieht Jansen in den sechs Jüngern rechts (vom Beschauer aus) dargestellt, wie sie zuerst durchaus nicht die grauenhafte Kunde zu glauben vermögen, in den sechs Jüngern links, wie sie, keinen Augenblick im Zweifel, den gottlosen Frevel gleichsam schon vollführt vor Augen sehen. Das gerade Entgegengesetzte ist richtig: Die Jünger rechts sehen den Frevel vor Augen: Jacobus prallt zurück, Philippus heftet mitten in seiner Bezeugung die

Augen starr auf Christi Rechte. Matthäus und Taddäus weisen Simon auf das, was Christus tut, hin. So ist auf dieser Seite das entsetzte Zurückprallen des Jacobus der Anstoß einer sich nach Simon zu immer mehr beruhigenden Bewegung geworden. Nicht so einheitlich sind die Gruppen links vorgeführt. Goethe macht im Anschluß an L 6 (Bartolomäus), er horche, was Johannes vom Herrn ausfragen werde, die Bemerkung: „Denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen.“ Das ist nicht ganz richtig. Das Vorbeugen von L 6 ist, wie gesagt, ein scharfes Sehen- kein Horchen-Wollen. Das Vorbeugen von L 3 (Petrus), das Übergreifen der Hand von L 5 (Jacobus der Jüngere) war von vornherein kompositionell gegeben. In der Gestalt von L 5 ist tatsächlich nicht viel mehr zum Ausdruck gebracht, als diese kompositionelle Funktion.[1]) So bleibt Petrus. Will er Johannes ausfragen? Bossi nimmt das an: „Bei den göttlichen Worten von billigem Zorn entbrannt, erhebt er sich etwas von dem Platze, wo er saß, um den Vertrauten Christi, den Apostel Johannes zu befragen. Mit der Linken weist er auf Christus, im Begriff die Bedeutung seiner Worte zu erfragen . . .“ Ebenso Goethe: „Petrus . . . fährt nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der sich . . . . Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum, und zugleich den geliebten Jünger anregend, er solle erfragen, wer denn der Verräter sei?“ Auch Weizsäcker (S. 254) deutet in derselben Art, Petrus flüstere dem Johannes seine Frage zu. Daß das nicht möglich ist, habe ich bereits oben dargelegt. In Johannes ist auch klar ausgedrückt, daß er nicht hört, was Christus spricht, der vom vierten Evangelium überlieferte Vorgang also nicht dargestellt sein kann. Petri Gesicht ist vielmehr eher wutverzerrt und er weist Johannes auf Christus hin, der sich anschickt, den Verräter zu kennzeichnen. Was Johannes darauf tut, das zeigen seine Hände, die schöne, unbeirrbare Folie des dramatischen Vorganges, der sich in den einander gegenüberstehenden Händen von Christus und Judas zuspitzt.

Ich habe mit diesen Ausführungen neuerdings zur Betrachtung der künstlerisch so unendlich vielsagenden Schöpfung Leonardos anregen wollen. Ohne das Schauen und Sich-Vertiefen in das Schauen geht es dabei nicht ab. Es wären auch diese Zeilen wieder zwecklos, wenn der Leser nicht bei jedem Worte das Bild zur Hand genommen

---

[1]) Weizsäcker (S. 256, 1) sieht in dem Übergreifen der Hand die innige Teilnahme des nahen Verwandten des Herrn ausgedrückt, der durch die Berührung des entsetzten Andreas mit seiner Rechten diesen offenbar beruhigen wolle. Ich halte diese Deutung für ganz unzulässig.

hätte. Die im Jahrgang XVII des Goethe-Jahrbuches eingeheftete Tafel dürfte bequem zur Hand gewesen sein. Nicht auf die Texte der Evangelien, sondern auf das künstlerische Wollen Leonardos kommt es an und darüber kann nur immer erneute Anschauung aufklären, ein Mittel, das leider durch unser Erziehungssystem fast ganz ausgemerzt ist. Die jungen Leute, die an die Universität kommen, wissen recht viel, aber sie haben das „Schauen“ nicht gelernt, das die Grundlage alles Erkennens ist. So bleibt das leider auch später. Das Abendmahl Leonardos erschließt sich aber nur dem Schauenden und zwar nicht dem, der damit beginnt, daß er die Texte in die Hand nimmt, sondern nur dem, der zunächst ausschließlich Leonardos Kunstwerk für sich reden läßt. Goethe stand ganz unter dem Eindrucke von Bossis Arbeit, deren Resultate er dem deutschen Publikum zuführen wollte. Schon aus diesem Grunde darf man es nicht als ein Sakrileg behandeln, wenn ich mir erlaube, eine andere Meinung auszusprechen.

---

# „Krystallisiertes Menschenvolk“.

## (Goethes Faust, II. Teil „Laboratorium“.)

Von Viktor Junk in Wien.

---

Diese Stelle hat bisher noch keine zureichende Erklärung erfahren. Schröer in seiner Faustausgabe macht zur Stelle die Bemerkung: „Was G. mit krystallisiertem Menschenvolk meint, ist noch unerklärt. Etwa die in einer alten Cultur erstarrten Chinesen.“

Auch Düntzer (Faustausgabe in Kürschners Nationalliteratur) hat die Stelle nicht verstanden, wenn er sagt, Mephistos Ausspruch

> Ich habe schon in meinen Wanderjahren
> Krystallisiertes Menschenvolk gesehn.

sei „ein spottender, auf Unwahrheit beruhender Beweis[1]) aus der Erfahrung“ und dies motiviert: „Wagner beachtet des Mephistopheles Rede gar nicht.“ Ein Spott liegt wohl in diesen Worten nicht; so zahm spottet der Teufel nicht; er gibt sich vielmehr mit diesen Worten selbst zufrieden und fragt nicht weiter.

Näher kommt Boyesen (Ein Kommentar zu Goethes Faust, deutsch von O. Mylius. Leipzig, Reclam), indem er in seinen am Schlusse des Kommentars angehängten „Erläuterungen“ S. 178

---

[1]) Seit wann baut man auf Unwahrheiten Beweise auf?

ausführt: „Die mittelalterlichen Alchymisten ... glaubten fest an die Möglichkeit, einen Menschen künstlich, das heißt, ohne natürliche Mutter, aus Chemikalien und Mineralien durch bloße Krystallisation hervorbringen zu können. Die so gewonnenen Geschöpfe nannten sie homunculi ...“ Aber Mephisto ist kein „mittelalterlicher Alchymist“, das ist ja Wagner, und die Worte Mephistos sind kaum als eine überflüssige, ausfüllende Bemerkung gedacht; übrigens sucht Boyesen mit seiner Erläuterung nicht bloß unsere Stelle, sondern das schon vorher im Munde Wagners vorkommende Wort „krystallisieren“ überhaupt zu erklären. Aber vor allem: wozu der ausdrückliche Verweis Mephistos auf seine Wanderungen? —

Mir scheint, daß das Wort „krystallisieren“ im Munde Mephistos eine andere Bedeutung hat, als im Munde Wagners, daß es von Mephistopheles anders verstanden wird, als Wagner es gegeben hat.

Wagner bemüht sich, auf künstlichem, und zwar chemischem Wege einen Menschen zu machen; das Experiment ist im vollen Gange, da tritt Mephisto ein, unwissend, was geschieht. Er fragt und ist über die Antwort erstaunt:

Ein Mensch? Und welch verliebtes Paar
Habt ihr ins Rauchloch eingeschlossen?

Wagner erklärt ihm den Vorgang: die präparierte Mischung ist erhitzt worden, sie klärt sich schon, und er erwartet, daß sie sich setze, die eine erwünschte Form annehme, sich „krystallisiere“.

Das Wort ist also schon hier nicht im Sinne der modernen exakten Naturwissenschaft zu verstehen: die menschliche Gestalt mit streng ebenflächig begrenzten Gebilden, wie es Krystalle sind, zu vergleichen, wäre eine Geschmacklosigkeit, auch im Munde Wagners; das meint er aber auch nicht, sondern er, der so oft aus der chemisch behandelten flüssigen Masse Krystalle sich hat ablösen sehen, erwartet hier etwas Ähnliches, wofür er das gleiche Wort braucht. „Krystallisieren“ ist also hier in der Sprache der Alchymisten gesprochen.[1]) Anders aber bei Mephistopheles, bei welchem jene Gedankenassoziation nicht eintritt: er hört das Wort, weiß, daß die Krystallgestalt dem Steine angehöre, ihm bedeutet also „krystallisiert“ nicht bloß „plastisch gebildet“, sondern geradezu „versteinert“.

Und nun ist ihm die Sache kein Rätsel mehr, er hat ja derlei „krystallisierte“ = versteinerte Menschen schon auf seinen Wanderungen gesehen, er denkt geradezu an Petrefakten, die er im Gebirge, offen zu Tage liegend, gefunden.

---

[1]) So auch Kreyssig, Vorlesungen über Goethes Faust. 2. Auflage von Fr. Kern. Berlin 1890, S. 200: Krystallisierend = mechanisch zusammenfügend.

Denn wir erinnern uns, daß die Petrefakten im Mittelalter oft für Menschen oder Teile von Menschen angesehen wurden; so wie die Erzeugung des Homunculus eine künstliche sein sollte, im Gegensatze zur natürlichen Zeugung, so dachte man sich auch die Petrefakten auf eine besonders geheimnisvolle Weise entstanden. So sprach man der Natur eine besondere „vis plastica“ zu, welche im Schoße der Erde aus dem Urschlamm jene Versteinerungen erzeugt; dies war die Meinung des arabischen Arztes Avicenna (980—1037 oder 978—1036 n. Chr.), dessen Arzneikunde in zahlreichen lateinischen Übersetzungen bekannt war und als Norm für das ganze medizinische Wissen des scholastischen Mittelalters galt (Ersch und Gruber, Encyklopädie, Leipzig 1821, 6, 502; von Zittel, Geschichte der Geologie und Paläontologie, München und Leipzig 1899, S. 15); Albertus Magnus (1193—1280) spricht von einer „virtus formativa“ (von Zittel, a. a. O. S. 15); andere erklärten die Petrefakten als „lusus naturae“, hervorgebracht unter dem Einfluß der Gestirne durch eine rätselhafte plastische Kraft der Erde,[1]) welche den mineralischen Substanzen Formen gegeben hätte, die einigermaßen lebenden Tieren ähneln[2]) (Carl Schmidt, Das Naturereignis der Sintflut, Basel 1895, S. 8); oder man faßte die Petrefakten als „Trümmer aus der Werkstätte Gottes, als mißlungene, halbfertige, vom Schöpfer bei seiner Arbeit weggeworfene Exemplare“ auf (Schmidt, a. a. O. ebenda); eine weitere Erklärung für die Entstehung dieser Gebilde war, daß feuchte Dämpfe, mit Samen oder Keimen imprägniert (= die „aura seminalis“), aus dem Meere aufstiegen und in die Erde gelangten; diese Ansicht vertraten der Engländer Ed. Lhwyd (Luidius) und besonders der Luzerner Arzt und Ratsherr Carl Nicolaus Lang (1670—1741. Vgl. von Zittel, S. 20 f. — Schmidt, S. 8).

Derlei scholastische Erklärungsversuche für jene so oft zu Tage tretenden menschen- oder tiergestaltähnlichen Bildungen waren zahlreich und zäh genug, um Jahrhunderte lang in den Köpfen zu spuken.

---

[1]) Goethe scheint auf derlei Anschauungen anzuspielen, wenn er (Dichtung und Wahrheit, 8. Buch, bei Gelegenheit seiner chemisch-alchymistischen Studien mit der Klettenberg) die Darstellung des „Liquor Silicum“ (Kieselsaftes) bespricht und hinzufügt: „Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat, der wird diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiter zu wirken.“

[2]) Interessant ist, daß Lionardo da Vinci (1452—1519), der große Maler, in dieser Frage gleichfalls Stellung nimmt, was jedenfalls beweist, wie lebhaft damals dergleichen diskutiert worden sein mag; er spricht sich gegen die Theorie einer Entstehung unter dem Einflusse der Gestirne aus, dies sei eine thörichte und unwissenschaftliche Erklärung (von Zittel, a. a. O. S. 16).

Was nun unseren Fall betrifft, so hat auch Wagner, der Alchymist, dem Mephisto eine ganz ähnliche Erklärung für die Erzeugung seines Homunculus gegeben: Er hat „Menschenstoff" (die „aura seminalis", Urschlamm, Samen, fruchtbringenden Keim) in der Retorte präpariert, mit viel hundert Stoffen gemischt — denn auf Mischung kommt es wichtig an (vgl. die vorzitierten Stellen, wo immer enge Verbindung mit der Erde stattfindet) — eine bestimmte, vorgeschriebene Zeit lang erhitzt,[1]) und erwartet nun, daß jene geheimnisvolle Naturkraft, die „sonst organisiert", die „vis plastica, virtus formativa" unter dem Einfluß der Gestirne[2]) (Vers 14) hier ihre Wirkung äußere, das Leblose beseele, den noch gestaltlosen Keim plastisch bilde, der Masse, die sich „setzt", die Form gebe, den Stoff, in der Sprache der Alchymisten gesprochen, „krystallisiere". Mephisto, der durch Wagners Beschreibung des Vorgangs an ähnliche Erklärungen erinnert wird, die man ihm für Versteinerungen gegeben hat, als „vom Schöpfer weggeworfene" oder auf geheimnisvolle Weise entstandene menschenähnliche Gestalten, als versteinertes Menschenvolk, erinnert sich nun auch, daß er auf Wanderungen, im Gebirge selbstverständlich,[3]) offen zu Tage liegend oder in Gesteinswänden eingesprengt, derlei Gebilde gesehen; die Sache hat von diesem Augenblicke an für ihn weiter nichts Außergewöhnliches mehr. Das anfängliche Erstaunen über das schier Unbegreifliche hat seiner gewohnten geistigen Überlegenheit Platz gemacht.[4])

Und erst jetzt, behaupte ich, wo ihm die Sache nahe gebracht ist, nimmt Mephistopheles selbst Anteil an dem Werke; daß er überhaupt mit dem neuen dämonischen Wesen zu tun hat, an seiner Erzeugung oder Ausgestaltung auch beteiligt ist, beweist der Dank des letzteren, daß Mephistopheles „im rechten Augenblicke" gekommen sei (vgl. Veit Valentin, Homunculus und Helena, Goethe-Jahrbuch 16, 1895, S. 127—148), und der letzte Vers der Szene (Z. 186) „Creaturen, die wir machten".

Es läßt sich nämlich nicht beweisen, daß Mephistopheles von Anfang an an der Erzeugung des Homunculus beteiligt ist, dagegen spricht vor allem die in seiner Frage (Z. 19 f.) sich offenbarende

---

[1]) Denn das ist der Sinn des Glockenzeichens, Vers 1 (und 14). Die Stunde, in welcher die Bildung nach seiner Berechnung erfolgen soll, ist gekommen.

[2]) Also viel prägnanter als nach Düntzer: der Stern = der „des Glückes".

[3]) Mephistopheles im Gebirge: vgl. die Szenen der Hexensabbath, der Walpurgisnacht und andere. Der böse Geist haust selbstverständlich im Gebirge (das mephistophelische Milieu des Freischütz!).

[4]) Daß Mephisto solche materialistische, beschränkte Ansichten zugeschrieben werden, könnten außerdem die Worte des Homunculus Z. 105 ff. beweisen.

Unwissenheit von dem, was vorgeht.[1]) Er tritt unter dem Experiment ein und wird darüber erst belehrt; wohl aber nimmt er jetzt, wo er um die Sache weiß und Wagner ihn weiter aufklärt (Z. 47 ff.), Anteil, um den Homunculus zu seinem Zweck zu benutzen: sowie Wagner für die körperliche Gestaltung des Homunculus gesorgt hat, so verleiht ihm die Anwesenheit Mephistos jene dämonische geistige Kraft (das „Belebende" nach Veit Valentin, a. a. O.), die in der folgenden Homunculus-Helena-Tragödie nötig ist, um dem wesenlosen Schattenbilde der Helena reale Existenz zu geben.

Alchymistisch gesprochen vertritt in dieser Szene das Erscheinen Mephistos jene geheimnisvolle „vis plastica", „virtus formativa", unter deren Einfluß das neue Gebilde seine individuelle Ausgestaltung erhält, beseelt wird; vom Standpunkte der Goetheschen Religionsphilosophie aus aber erscheint mir die Sache in einem noch bedeutsameren Lichte. Aus Dichtung und Wahrheit (Ende des 8. Buches) wissen wir, daß Goethe unter dem Einflusse einer gnostischen Weltanschauung, auf Grund der Ideenlehre des Neuplatonismus und des Dualismus der orientalischen Religionsphilosophie, zu der Vorstellung gekommen war, daß der Teufel an der Schöpfung mit beteiligt war, ja daß „Lucifer . . . die ganze Schöpfungskraft übertragen war und von ihm alles übrige Sein ausgehen sollte". Dieser Anteil des Bösen an der schöpferischen Kraft entspricht der gnostischen Lehre von den bei der Schöpfung in gleicher Weise vertretenen beiden Prinzipien des Guten und Bösen, und so erscheint mir auch die Annahme, daß hier der Teufel selbst es ist, welcher das „Beseligende" zum Homunculus liefert, vom Standpunkte der religiös-fantastischen Vorstellungen des Dichters gestützt und sie wieder zu stützen.

---

# Zum letzten Akte des Faust.

Von Max Rieger in Alsbach.

Nachdem durch Pniowers verdienstliches Buch die Entstehung des Goethischen Fausts in geordneter Vollständigkeit vor mir lag, traten gewisse Fragen, die mir der Schlußakt längst aufregte, drin-

[1]) Sehr mit Unrecht hat Düntzer in seinem Faustkommentar zu Z. 10 „Ein helles weißes Licht erscheint" bemerkt: „Dies geschieht durch den Zauber des Mephistopheles." Daß Mephistopheles noch nicht anwesend ist, sondern erst eintritt, würde nicht viel verschlagen, aber das Erglühen der Masse im Kolben ist nichts weiter als die von Wagner beabsichtigte und mit Freude begrüßte physikalische Folge des Erhitzens, die ihm nichts neues ist, soweit hat er's vielmehr schon öfter gebracht, denn jetzt folgt sein besorgter Ausruf: „O, daß ich's dießmal nicht verliere!"

gender vor mich hin, und ich entschließe mich, sie öffentlich zur Sprache zu bringen, so wenig ich mir auch das Recht über Goethe mitzureden noch erworben habe.

Vom 25. Februar 1825 an verzeichnet das Tagebuch die durch Eckermann angeregte neue Beschäftigung mit Faust, und sogleich war es der Schluß des Werkes, den der Dichter vornahm, um sich das Ziel als einen festen Pfeiler zu errichten. Am 13. März ward eingetragen: „Der Schluß fernerhin redigiert.“ Wie viel dieser Ausdruck bedeuten will, sieht man daraus, daß ein Briefkonzept aus Februar oder März und ein vom 12. März datierter geschäftlicher Zettel auf den freien Rückseiten mit Versen aus den Szenen „Mitternacht“ und „Großer Vorhof“ von Goethes Hand beschrieben vorliegen (Pniower, S. 280). Auch bekam am 7. April Boisserée als Autograph, darum er für jemand gebeten hatte, den Engelgesang „Rosen ihr blendenden“ aus der Szene „Glorie von oben“. Nur sollten diese drei Szenen ursprünglich nicht zu einer Himmelfahrt hinführen, wie sie jetzt das Werk abschließt, sondern zu dem längst vorgesehenen himmlischen Rechtsstreit um Fausts Seele, wie das zwei Schemata (Paralipomenon 194 f.) bezeugen, das eine beginnend „Vier graue Weiber“, das andere „Leiche Lemuren“, während erst ein drittes (Paralipomenon 196) jene alte Idee durch die auf Lasinios Kupferwerk über den pisanischen Campo santo beruhende Konzeption der Szene „Bergschluchten“ ersetzt zeigt.

Sechs Jahre mit Arbeiten am „Hauptwerk“ oder „Hauptgeschäft“, wie nun der Faust im Tagebuch heißt, mehr oder weniger ausgefüllt vergingen, bis der Unterbau des „Schlußes“ mit drei die Episode von Philemon und Baucis umfassenden Szenen nachgeliefert ward, zu denen die Intention über dreißig Jahre alt war (Eckermann 2. Mai 1831); am 9. April 1831 deutet das Tagebuch zum ersten Male darauf hin, am 2. Mai waren die Szenen „so gut wie fertig“, am 6. Juni bekam sie Eckermann zu lesen.

Einen Unterbau des Schlusses bilden sie jedoch nur im äußerlichsten Sinne. Was sie in der inneren Ökonomie des Werkes zu bedeuten haben, frage ich mich vergebens. Nichts geschieht in der Folge oder zeigt sich geschehen, das durch das hier Geschehene bedingt wäre; mit keinem Worte wird darauf Bezug genommen. Wir sehen Fausten einer Despotenlaune unterliegend und das Unheil verwünschend, das sich mit deren brutaler Ausführung durch dämonische Kräfte verband; aber diese moralische Empfindung bleibt ohne Folge im Handeln, also ohne Wert für seinen Charakter.

Daß diese Intention, aus der besten Zeit stammend, wo die neue Idee des Ganzen gefunden und im Prolog angelegt ward, von Haus aus nur auf eine Episode ohne innern Zusammenhang mit

der Haupthandlung ging, vermag ich nicht zu denken. War sie doch völlig geschaffen, eine letzte Verschuldung des zu reinerem Streben vorgedrungenen Helden und demnächst seine Lossagung von dem dämonischen Werkzeug seiner Absichten zu begründen, die seiner Begnadigung durch den höchsten Richter notwendig vorausgehen mußte, wenn die Zuversicht des Prologs bewährt und der Teufel wirklich beschämt werden sollte.

Hier muß an den alten Plan zu einem zweiten Teil erinnert werden, den Goethe 1816, als die Vollendung des Faust aufgegeben war, zur Mitteilung im vierten Bande von Wahrheit und Dichtung bestimmt hatte, um als dichterisches Vorhaben der Frankfurter Zeit zu figurieren; dessen Mitteilung aber 1824 unterblieb, als Eckermann (10. August) riet, sie von der Entscheidung der Frage abhängig zu machen, „ob man überall die Hoffnung einer Fortsetzung des Faust aufgeben muß oder nicht". Nach diesem Plane (Paralipomenon 63) sollte Faust, nachdem er Helena gewonnen und verloren, aber Landherr im Peloponnes geblieben war, mit Mönchen in Konflikt kommen, die auf seine Güter Anspruch machten und durch Segensprüche den ihn umgebenden Zauberkreis aufhoben. „Mephistopheles," heißt es weiter, „rät zur physischen Gewalt und stellt Fausten drei Helfershelfer mit Namen Raufebold, Habebald, Haltefest. Faust glaubt sich nun genug ausgestattet und entläßt den Mephistopheles und Castellan [der ihm als Zauberer diente], führt Krieg mit den Mönchen, rächt den Tod seines Sohnes und gewinnt große Güter. Indessen altert er: wie es aber mit ihm enden sollte, dachte der Dichter für sich zu behalten und den Leser auf die künftige Veröffentlichung der zerstreut gearbeiteten Stellen des zweiten Teiles zu vertrösten, denen nun freilich schon die neue Idee von 1797 zugrunde lag.

In diesem Plane, dessen sich Goethe aus der Frankfurter Zeit entsann, den er aber vielleicht erst 1816 schriftlich fixierte, war also eine Entlassung des Mephistopheles vorgesehen. Es scheint, daß sie im Einverständnis mit ihm geschehen sollte, indem er zufrieden war, Fausten nun auf den Weg des Gewaltherrschers geführt und ihm die drei Gesellen, die durch ihre Namen ein System der Anwendung physischer Gewalt ausdrücken, gestellt zu haben. Gewiß konnten diese als echte Ausgeburt des Erdgeistes gedacht werden, als dessen Organ auch Mephistopheles zu der Zeit, wo der Plan entstand, gedacht war.

Eine so motivierte Trennung von Mephistopheles war durch die neue Idee von 1797 ausgeschlossen. Aber wenn überhaupt eine Trennung von ihm schon vorher ins Auge gefaßt war, so mochte sie nun um so weniger aufgegeben, mußte nur neu und tiefer begründet werden.

Hierzu, glaube ich, sollte 30 Jahre vor der Ausarbeitung unserer Episode das in ihr enthaltene Ereignis dienen. Es mochte das Maß des erträglichen, das schon durch die Verbindung des Seehandels mit Seeraub zum Rande voll war, für Fausten überfließend machen. War es damals noch, wie offenbar in dem alten Plane, beabsichtigt, daß Griechenland bis zu Ende der Schauplatz der Handlung bliebe, so lag es nicht ferne, das alte Ehepaar der griechischen Legende bei der Erfindung zu verwerten, das, wie Pniower nachweist, Goethes Phantasie verschiedentlich beschäftigte und so fest in ihr haftete, daß er es endlich, nachdem der vierte Akt die Szene wieder in den Norden verlegt hatte, sogar an der deutschen Seeküste ansiedelte.

Statt daß jetzt Faust sich mit den Worten begnügt

Dem unbesonnen wilden Streich
Ihm fluch ich! teilt es unter euch,

sollte er Mephistopheles fortschicken und auf jede Hülfe von ihm verzichten, wodurch dieser natürlich seinen Anspruch aus dem geschlossenen Vertrage nicht verloren gab und, nachdem er fällig geworden, geltend machen konnte, damit aber nun von Rechts wegen zu kurz kam.

Ein Zeugnis für die Absicht einer solchen Wendung scheint Paralipomenon 200 zu enthalten, denn in welche andere Situation als die seiner Verabschiedung könnten die Worte des Mephistopheles passen:

Wir sind noch keineswegs geschieden:
Der Narr wird noch zuletzt zufrieden,
Da läuft er willig mir ins Garn.

Und vielleicht gilt das gleiche für Paralipomenon 198, ebenfalls für Mephistopheles bestimmt:

Er hat die Händel angefangen,
Laß mich davon den Vorteil ziehn.

Ich kann mir nur denken, daß dem Dichter, als er 1825 den Schluß redigierte, der bedeutende Zweck der alten Intention, die an den Namen Philemon und Baucis hing, nicht zum Bewußtsein kam, obgleich einzelne fragmentarische Aufzeichnungen schon von ihm ausgingen; daß er sich nachträglich zur Ausführung dennoch entschloß, als es zu spät war, um auch den Zweck durchzuführen, jetzt nur, um dem Schlußakte die nötige Fülle zu geben.

Ist doch Goethe am 13. Februar 1831 sein eigener Zeuge, wie leicht er es in dieser letzten Periode der Arbeit mit dem inneren Zusammenhang seiner Dichtung nahm. Als er seinem Eckermann

erzählt hatte, wie er den vierten Akt als eine für sich bestehende kleine Welt entworfen habe, die nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließe, sagte er: „Auch kommt es bei einer solchen Komposition bloß darauf an, daß die einzeln Massen bedeutend und klar seien, während es als ein Ganzes immer incommensurabel bleibt, aber eben deswegen gleich einem unaufgelösten Problem die Menschen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt.“ Mehr noch als der vierte Akt entspricht dieser Theorie die Episode, womit der fünfte beginnt, an sich bedeutend und klar, aber im Verhältnis zum Ganzen problematisch. In verwandtem Sinne hatte sich Goethe am 6. Mai 1827 gegen Eckermann über das Ideensuchen und -hineinlegen der Deutschen spottend ausgelassen und hinzugefügt: „Es hätte auch in der Tat ein schönes Ding werden sollen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es in Faust zur Anschauung gebracht, auf die magre Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen.“ Zu der Zeit, in die er die Intention von Philemon und Baucis zurück verlegt, war es ihm dagegen um „die Idee und deren Darstellung“ ernstlich genug zu tun (an Schiller 22. Juni 1797), wie er auch in dem Gespräche mit Luden am 19. August 1806 (Pniower S. 91) sich nicht wollte nehmen lassen, daß in dem Fragment von 1790 etwas sei und hindurchgehe, „das auf den Mittelpunkt hinweist, auf die Idee, die in allem und jedem hervortritt“.

Auch die der Episode folgende, lange vor ihr redigierte Szene „Mitternacht“ lockt wie ein ungelöstes Problem zur Betrachtung, wenn der Leser nicht den Vorzug genießt, über dem Zauber ihrer Stimmung des Denkens zu vergessen. Die Sorge ergeht sich in allgemein gehaltenen Schilderungen ihrer Wirkung auf die Menschen, aber sie bleibt den Aufschluß schuldig, was sie gerade jetzt bei Faust zu suchen habe, worauf sie sich bei ihm beziehen wolle. Und wie kommt sie dazu, ihn zum Abschied durch ihren Anhauch zu blenden? Sie ermöglicht damit später den so effektvollen Irrtum, es werde an einem Graben statt an Fausts Grabe geschaufelt. Aber in ihrem Begriff ist diese pathologische Wirkung (die doch auch nicht symbolisch verstanden werden kann!) im mindesten nicht begründet. Sieht es nicht aus, als sei ihr dieselbe übertragen, nur damit sie irgendwie in die Handlung eingreife, da sie doch einmal auftreten sollte? Der nach Paralipomenon 197 jetzt hundertjährige Faust konnte füglich von selbst erblindet sein, wenn etwa Mephistopheles ihm nicht mehr zur Seite stand, um seine Kräfte magisch zu erhalten; und dann freilich hatte auch die Sorge alle Ursache, sich bei ihm zu melden, dem vorher die übernatürliche Kraft seines Gesellen bei dem unter-

nommenen großen Werke für jede Sorge gut war; und es konnte sich Fausts Charakterkraft darin zeigen, daß er ihr unter so veränderten Umständen dennoch widerstand. So möchte ich auch in dieser Szene eine alte Intention erkennen, die zuletzt nicht mit rechtem Verständnis ausgeführt ward: nach Verabschiedung des Mephistopheles sollte sich die Sorge einschleichen, um großartig ausgewiesen zu werden.

Und zwar nicht nur die Sorge um die irdischen Angelegenheiten. Nun, nachdem Faust mit dem Teufel gebrochen, ließ sich erwarten, daß sie ihn auch um sein ewiges Heil anwandeln würde, und dieser Anwandlung scheint er 14441 ff. zu trotzen: aber die Rede steht ganz unprovoziert da, die Sorge hat mit keinem Worte zu ihr Anlaß gegeben und man versteht nicht, wie Faust dazu kommt, sich gegen das Gespenst so auszulassen. Da kann ich mich der Vermutung nicht erwehren, die ganze der besten Zeit so würdige Rede „Ich bin nur durch die Welt gerannt" habe sich auf einem alten Zettel gefunden, der bei der Redaktion benutzt und dann vernichtet ward.

Noch gibt die vorausgehende Rede „Vier sah ich kommen, drei nur gehn" zu denken. Faust beklagt darin, daß er sich je auf Magie eingelassen und möchte gern ganz von ihr loskommen, um vor der Natur „ein Mann allein" zu stehen, findet es aber kaum möglich, die Zaubersprüche zu entbehren, weil „die Luft des Spuks so voll" ist. Diese Rede hat dem Dichter zu schaffen gemacht, bis sie ihre endgültige Gestalt bekam. Fünf Entwürfe dazu haben sich handschriftlich erhalten (Lesarten S. 153 ff.), vier betreffen die Verse

Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen.

Da zeigt sich denn statt des hier ausgedrückten Wunsches überwiegend die Aussage, daß es so geschehen sei. Man liest

Magie hab ich (oder: liegt zwar) schon längst entfernt,
Die Zaubersprüche (oder: Zauberfrevel) williglich verlernt,

daneben auch, mit dem Druck im Sinne übereinstimmend

Ich mühe mich, was magisch, zu entfernen
Die Zaubersprüche gänzlich zu verlernen.

Dürfte man in diesem Schwanken ein Schwanken erkennen zwischen der Voraussetzung, daß Mephistopheles entlassen oder noch im Dienste sei? Wenn auch Faust schon vor seinem Verhältnis zu Mephistopheles Geister zu beschwören verstand, so ist doch notwendig unter der Magie, die er entfernt hat, jener verstanden, und die Worte

„schon längst" würden sogar eine erhebliche Zeitdauer beweisen, während welcher der gealterte Held sich schon ohne Teufel beholfen hätte. Nicht zu leugnen ist wohl, daß im Angesicht einer gespenstischen Erscheinung, die man gerne bannen würde, nur ein Bedauern, der Magie entsagt, die Zaubersprüche verlernt zu haben, motiviert erscheint.

Der Zuruf an sich selbst „Nimm dich in Acht und sprich kein Zauberwort" setzt freilich voraus, daß sie noch nicht verlernt sind, aber doch, daß ein Vorsatz bestand, sie nicht mehr zu gebrauchen. Dieser muß im Zusammenhange des gedruckten Textes darauf beruhen, daß Faust nun das moralische Bedürfnis empfindet, mit der natürlichen Menschenkraft allen Schwierigkeiten zu trotzen; der Vorsatz konnte aber auch so gemeint sein, als würde mit der Anwendung irgend eines magischen Hülfsmittels dem entlassenen, und doch im eignen Interesse noch immer dienstbereiten Mephistopheles der Zugang aufs neue gebahnt. Und so könnte der Vers einer älteren Aufzeichnung entstammen, die für die Szene mit der Sorge in der Weise bestimmt war, daß der Bruch mit Mephistopheles dabei vorausgesetzt ward. Dasselbe ließe sich dann auch von dem Vers vermuten „Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los", mit welchem Faust auf ein Widerstreben des Mephistopheles gegen seine Entlassung zurückzublicken scheint.

Ich denke hierbei daran, daß Goethe 1815 den guten Boisseree, der nach dem Ende fragte, glauben machte, dieses sei „auch schon fertig und sehr gut und grandios geraten, aus der besten Zeit" (Pniower, S. 110). Das war ja auf alle Fälle etwas geschwindelt, muß aber doch einen Entwurf mit Anfängen der Ausarbeitung zum Grunde gehabt haben. Und so viel setzt doch auch das Tagebuch von 1825 mit den Worten „der Schluß fernerhin redigiert" deutlich genug voraus: zum Redigieren gehören vorliegende Materialien. Was damals von Schemen und Bruchstücken auf alten Zetteln vorlag, ward eben, nach geschehener Benutzung, auf Grund neuer Schemata (Paralipomenon 194 f.), vernichtet.

Und noch immer weiter läßt sich die Spur des früheren Planes verfolgen. Wenn der erblindete Faust dem „Aufseher" ruft und spezielle Weisung für die letzte noch übrige Arbeit gibt, scheint er nicht zu wissen, daß es Mephistopheles ist, der mit „hier" antwortet; denn dieser hätte ja nicht nötig, die Arbeiter zu vermehren, er könnte und würde das Geschäft in der Weise fördern, wie es Baucis dem Wanderer beschreibt und wie es mit seinen militärischen Leistungen im vierten Akte stimmen würde. Es ist deutlich, daß er sich hier einem menschlichen Aufseher, den Faust an seiner statt muß angenommen haben, im Vertrauen auf Fausts Blindheit unterschiebt, um den

Augenblick, wo der Vertrag fällig wird, zu erlauern, so wie er bereits seine Lemuren den Arbeitern am Kanal untergeschoben hat. Auch hier zeigt sich also die Verabschiedung des Mephistopheles vorausgesetzt, und man fühlt sich vorübergehend auf dem Boden des alten Planes zum Schlusse, der aus fragmentarischer Aufzeichnung in Einzelheiten nachwirkte.

Die ganze Handlung bis zu Ende der Szene „Glorie von oben“ konnte auf dem Peloponnes, wo Faust nach Paralipomenon 63 in fürstlichem Walten zu hohen Jahren kommen sollte, ganz ebenso verlaufen, wie im kaiserlichen Norden, wohin ihn nach einem spät erfundenen Plane der vierte Akt zurückversetzt; zu einem ähnlichen Kulturwerke, wie er es hier unternimmt, konnte sich auch dort die Aufforderung finden. Einen Zweifel regt es mir nur noch, ob Goethe den entscheidenden Augenblick schon ursprünglich im Vorgefühl statt im wirklichen Genusse des höchsten Glücks wollte eintreten lassen, was doch dem Vertrag gegenüber nicht korrekt erscheint, oder ob er auf diese künstliche Wendung erst bei der Redaktion des Schlusses zum Behufe der szenischen Vereinfachung verfiel, da es sonst einer eignen Szene bei begonnener Besiedlung und vollendetem Kanal bedurft hätte.

Es gibt mitunter Leute, die sagen: so und so würde die Welt aussehen, wenn ich sie geschaffen hätte. Ihnen hoffe ich nicht ähnlich geworden zu sein, indem ich versuchte, Tendenzen und Spuren aus Goethes bester Zeit in der lässigeren Produktion seiner alten Tage zu erraten.

---

# Ein Besuch bei Goethe.

Mitgeteilt von Richard Maria Werner in Lemberg.

---

Schon vor längeren Jahren schickte ich dem Freiherrn von Biedermann den nachstehenden Bericht über einen Besuch bei Goethe für die Nachträge zu seinen „Gesprächen“; da diese aber auf sich warten lassen, möchte ich ihn doch nicht länger der allgemeinen Benutzung entziehen. Er steht in der Zeitschrift „Der Salon“ . . . herausgegeben von Sigm. Engländer, III. Wien 1847. S. 78—82 unter dem Titel „Norddeutsche Städte. I. Weimar 1830“. Der Verfasser hat sich nicht genannt. Ich teile das Wichtigste aus dem Aufsatz mit, ohne die schauderhafte Orthographie des „Salon“ beizubehalten:

Mit einem Empfehlungsbrief von Rosa Maria in Hamburg und einem ditto von Rath Ludwig daselbst, begab ich mich zu Riemer, einem alten, unbehilflichen, gar nicht hübschen Herrn, der mich aber sehr gutmüthig empfing, jedoch drei Schritte zurückprallte, als er erfuhr, weshalb ich eigentlich nach Weimar gekommen sei. „Goethe sehen? — Unmöglich! Er ist fast für Niemanden mehr sichtbar, verläßt kaum sein Arbeitszimmer, ist überhaupt alt geworden seit dem Tode seines Sohnes" — das war die Antwort, die ich am ersten Tage von Riemer erhielt, und St. Schütze und mein guter, alter, dicker Hummel sprachen ganz dasselbe.

„Da bist du denn an die 70 Meilen umsonst per pedes gewandert, sagte ich mir und wanderte ziemlich verdrossen in mein Quartier. Ich wohnte am Elephantenthor und der ewig selige Wirth, als er glücklich von mir herausexaminirt hatte, daß ich ein der Redensarten Kundiger und des Schreibens Beflissener sei, versicherte mir mit schwerer Zunge, das Stübchen, welches ich bewohne, sei dasselbe, in welchem die berühmte Frau von Arnim (Bettina) immer gewohnt habe ..... Wer von Dresden und Leipzig kommend noch eine miserablere Table d'hôte, als sie dort existirt, finden will, der gehe getrost nach Weimar und der Himmel weiß es, wie ich, der ich sonst in diesem Punkte sehr scheu bin, mich bei Hummel und meiner alter Jugendfreundin, der nun auch verstorbenen Hofschauspielerin Zischka, nicht vergeblich zu Tische bitten ließ. Auch bei dem Schauspieler Graf war ich einige Male zu Tische, und dieser erste Wallenstein erzählte mir viel Schönes von der schönen, weimarschen Zeit, die nun schon so lange vorüber sei und merkwürdig war für mich sein Ausspruch: „Seit Schiller starb, ist zeitlich auch Goethe für uns andere todt, er lebt nur noch für sich selbst." Das war, wie ich später erkannte und wie auch Andere mir bestätigten, eine furchtbare Wahrheit .....

Abends besuchte ich das Theater. Es wurde Marschners Vampyr gegeben, ein selbständiges, geniales Werk, wenn auch ganz im Genre des Freischütz, die Kapelle unter Hummels Leitung .... war ausgezeichnet brav ....; Genast als Vampyr, er ist der erste Darsteller dieser Parthie, war wahrhaft groß .... alles Andere war ziemlich mittelmäßig und der Chor geradezu schlecht; als ich meinem dicken Hummel dieses vorwarf, erwiderte er: einen guten Chor in Weimar zu Stande zu bringen, ist eine Unmöglichkeit, es wird den Leuten zu viel zugemuthet und sie haben dafür nichts als Knakwürste und Butterbemchen ... Der Elephantenwirth verkündigte [am andern Morgen]: „bei mir sitzt der Herr Hofrath Riemer und will Sie sprechen gleich." — Ich flog in den Elephanten, Riemer saß am Fenster und betrachtete sich die eben vorübergehenden, zweifarbig gekleideten Karrensträflinge.

„Hören Sie Kind — ich zählte damals schon 31, — rief er mir zu — hören Sie, diesen Nachmittag können Sie mit mir zu Goethe gehen." Ich fiel ihm um den Hals. — „Nu, nu! gesetzt, nur nur hübsch gesetzt, sie sind ein Glückskind, aber gesetzt nur!" —

Nachmittags zwischen 3 und 4 trat ich mit Riemer in Goethes Haus. Er hatte mich gefragt, ob ich den Damen vorgestellt zu sein wünsche; ich Bär hatte es abgelehnt und so sah ich Ottilien nur flüchtig, die eben die schöne, breite Treppe herabkam, als wir selbe hinaufstiegen. Im Empfangszimmer trafen wir Goethes Liebling, die kleine Alma, das holde Kind sprang dem alten Freunde ihres Großvaters entgegen und da der alte Herr etwas lange auf sich warten ließ, so machte ich unterdeß mit dem lieblichen Kinde gute Bekanntschaft, das mir bald ohne Umstände auf den Schooß stieg und treuherzig sprach: „erzähle mir auch was." Ich erzählte der Kleinen eines meiner Märchen, (irr' ich nicht, so war es das vom Findelhanschen) und das Kind, sein liebliches Lockenköpfchen an meine Brust lehnend und meine rechte Hand mit seinen beiden Händchen festhaltend und von Zeit zu Zeit drückend, lauschte mir mit einer Andacht, wie sie sich nur bei

Kindern findet; mitten in meiner Erzählung trat Goethe ein — Riemer erhob sich, ich wollte es, allein Alma hing sich wie ein kleiner Bleiklumpen an meinen Hals und rief: „Du sollst mir alles erzählen, wie es geworden ist." — „Da muß ich mit zuhören!" sprach der Gewaltige mit freundlichem Lächeln, „erzählen Sie zu Ende." Somit setzte er sich, Riemern stumm begrüßend. Es läßt sich denken, daß ich mein Märchen so schnell wie möglich zu Ende brachte, aber doch besaß ich Eitelkeit genug, mir Mühe zu geben, gut zu erzählen. Es mochte mir gelungen sein, denn Goethe sagte:

Von wem ist das Märchen?

Von mir —

Hat es dir gefallen, Alma?

Ja wohl!

„Schön!" und nun begannen die gewöhnlichen Fragen, was? woher? wohin? Geistreich, das muß ich sagen, war meine Unterhaltung mit Goethe aber nicht, bis ich meine mitgebrachten Mefistoskizzen auskramte. Diese schienen den alten Herrn zu interessiren, allein er tadelte mich, daß ich nur den Teufel mir zum Helden erwählte; „das Böse," dies sind Goethes eigene Worte, „steht dem Guten gegenüber, mithin darf nie der Gegensatz zum Bösen, nämlich das Gute, fehlen Wie wäre es, wenn Sie einen modernen Faust zeichneten, einen Destillator des unsichtbar Dämonischen in jeglichem Leben und Treiben? Einen Aufdecker schlimmer Zukunft und gut scheinender Gegenwart, und so umgekehrt! — einen gewaltigen Prediger des ‚Richtet nicht!' — Maler Faust! — was sagen wir dazu?" — Ich wußte denn freilich damals nichts zu sagen, und mag dem großen alten Herrn wohl mit einem echten Schafsgesichte ins große braune Auge gestiert haben, der aber wußte wohl, wie er das zu nehmen habe, nickte mir freundlich zu, sprach noch einige Worte mit Riemer, und gab dann durch Aufstehen das Zeichen, daß wir uns trollen könnten, jedoch nicht, ohne mich aufzufordern, ihn wieder zu besuchen, wenn ich nach Weimar zurückkäme. Als ich mich dann trollte, hing Alma sich an meinen Hals, und ich mußte die kleine Elfe so die Treppe hinabtragen, was dem alten Herrn gar sehr zu gefallen schien.

Wie ich den gräßlichen Fehl beging, den Dichterfürsten mit Goethe schlechtweg anzureden, wie mich Riemer deshalb noch vor der Hausthüre grimmig anfiel, das ist schon an anderen Orten genugsam erwähnt und bewitzelt worden, ich kann aber versichern, daß Goethe meine Treuherzigkeit nicht im Mindesten übel vermerkte, und ich mag es nicht wieder sagen, was mir später Graff, Hummel und St. Schütze darüber sagten, weil es arrogant klingen würde, obwohl es nur einfache Wahrheit ist. Ich muß aber darauf aufmerksam machen, daß Goethe den Menschen stets nahm, wie er sich gab, gab er sich anders nur wie er wirklich war ......

..... Ich habe mein Ziel erreicht, Goethen gesehen, gesprochen, hatte Schillers und Herders Haus besucht, in der Tafelloge nach Kräften gefeiert, und somit in Weimar nichts mehr zu thun ...."

Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser Aufsatz, wie ein paar ähnliche über Hamburg (mit einem Briefe Heines) und Berlin (mit Erinnerungen an E. T. A. Hoffmann) Johann Peter Lyser verfaßt habe; einige Aufsätze des „Salon" hat er mit seinem Namen versehen, und vieles in der Erinnerung an den Besuch bei Goethe stimmt mit Lysers Biographie, nur das Alter nicht, denn nach Brümmer 1[4], S. 458 ist Lyser erst 1804 in Flensburg geboren, während er nach seiner Angabe 1799 geboren sein müßte. Aber sonst: Lyser war ursprünglich zum Musiker bestimmt, ging

dann zu Schiff, wurde Dekorationsmaler, zeichnete und lithographierte, begann zu schriftstellern und verfaßte Märchen; er stammte aus einer Schauspielerfamilie, die Skizze über Weimar schließt mit einem Zusammentreffen zwischen dem Autor und dem Schauspieler Leo (Karl Ferdinand). In Goethes Tagebuch findet sich allerdings keine Spur von Lysers Besuch bis zum Ende des Jahres 1830, ebensowenig vermag ich die Witzeleien über die Ansprache mit „Goethe schlechtweg" nachzuweisen.

---

# Die Quelle von Chamissos Fortunat.

Von E. F. Koßmann im Haag.

---

Ich habe in meiner Ausgabe von Chamissos Fortunat (S. VIII Anmerkung) mein Bedauern ausgedrückt, daß mir keine Ausgabe des Volksbuches „gedruckt in diesem Jahr" zur Verfügung stand. Ich mußte mich begnügen, auf einen Reutlinger Druck ohne Jahr hinzuweisen, der zwar wegen der Form Lorgann statt Lorganube Chamissos Quelle nicht sein konnte, dieser aber, wie mehrfache gemeinsame Lesarten bewiesen, besonders nahe stehen mußte. Die aufmerksame Freundlichkeit des Herrn Doctorandus W. G. Hondius van den Broek in Utrecht, der bei seinen Studien auf benachbartem Gebiet in einem Drucke die beiden Kennzeichen „Lorganube" neben dem „großen Hans" (Chamisso XIV, 13 Anmerkung) bemerkte und mir diesen nebst einer Ausgabe „in diesem Jahr" uneigennützig mitteilte, setzt mich nun in stand, in einigen der Arbeit entmüßigten Stunden, jene Lücke auszufüllen.

Chamissos Quelle gehört zu einer Redaktion des Volksbuches, von der mir drei Fassungen vorliegen:

*J:* Fortunatus mit seinem Seckel und Wünsch-Hütlein, wie er dasselbe bekommen, und ihm damit ergangen in einer überaus lustigen Lebens-beschreibung vorgestellet. Mit schönen Figuren gezieret [Holzschnitt: Fortuna] Gedruckt in diesem Jahr [10] 160 SS. 8° [Ende des siebzehnten Jahrhunderts; vermutlich identisch mit den von Walzel Euphorion 4, 134 Anmerkung an zweiter Stelle genannten. Ein besserer Druck, der sich nur durch eine geringere Anzahl Druckfehler von *J* unterscheidet, befindet sich nach meinem Gewährsmann in Gotha (Rom. o. p. 2015)].

*L:* Fortunatus ... gezieret [wie *J;* Holzschnitt: Fortuna] Londen. 160 SS. 8° [XVIII Jahrhundert].

*R:* Fortunatus . . . vorgestellet. (Mit gnädigster Genehmigung.) [Holzschnitt: Fortuna] Reutlingen bei Justus Fleischhauer. 160 SS. 8⁰ [Anfang des XIX. Jahrhunderts].

Herr Hondius van den Broek teilt mir mit, daß er auf Grund von etwa vierzig Varianten zu der Überzeugung gekommen ist, daß *J* unmittelbar oder mittelbar auf den Druck Nürnberg 1677 (Goedeke, Grundriß² 1, 354 Nr. 14; ich nenne ihn *N*) zurückgehe. Leider liegt dieser mir nicht vor.

*NJL*(*R*) haben S. 83 die Form Lorganube, während die übrigen deutschen, die holländischen und das französische Volksbuch in der ersten Silbe ein a zeigen. Nur Marbach druckt S. 79 Lorgano.

*NJLR* überspringen beim Übergang von S. 108 zu 109 den ganzen Passus von Andolosias Abenteuer in Frankreich und den Schottenkrieg, von „Als sie nun in Freuden lebten“ bis „Wie Andolosia wieder aus Schotten zu dem König von Engelland kam“ (Bei Simrock S. 154—158 in abweichender Kapiteleinteilung), was nur auf einem Irrtum, etwa einigen ausgerissenen Blättern der Vorlage, beruhen kann, weil eine erhebliche Sinneslücke dadurch entstanden ist.[1])

*JLR* zählen 160 Seiten und benutzen dieselben Holzstöcke zur Illustrierung sowohl auf dem Titel als im Text durchweg.[2])

Zu weiterer Charakterisierung der Gruppe *JLR* wähle ich die Vorrede und einige Kapitelüberschriften. Ich ziehe hierbei, wie auch bei den folgenden Variantenbeispielen den Druck Basel 1699 (B) heran, der mir gerade zur Hand ist, und der den älteren Fassungen näher steht; außerdem die holländischen Übersetzungen Utrecht 1700, Amsteldam 1796 *(holl)*.

Vorrede

| | |
|---|---|
| zeigt an, wie ein Jüngling *B holl. Simr.* | zeigt an einen Jüngling . . . wie er *JLR.* |
| geboren aus *B holl.* | geboren in *JLR Simr.* |
| in Armut und Elend kam *B holl. Simr.* | Armut und Elend ausgestanden *JLR.* |
| und ihm in einem wilden Walde die Jungfrau des Glücks in seiner Betrüb- | und im selbigen von dem Glück in einem wilden Wald mit dem Seckel begabet |

[1]) Die holländischen Ausgaben Amsterdam 1678, Utrecht 1700, Amsteldam 1796 haben eine Lücke von „er ritt . . . an des Königs Hof von Arragon“ bis „Deß war Andolosia froh“ (nur der erste Satz des Kapitels ist dazwischen gefügt), wodurch der Anfang des Kapitels unverständlich ist und die ganze Agrippinageschichte nach Arragon verlegt wird. Ein französisches Volksbuch, Rouen o. J., beginnt zwar die Buhlereinovelle, bricht aber gleich im Anfang ab und fängt ein neues Kapitel mit der Reise nach Spanien an.

[2]) Erwähnung verdient, daß die gut gezeichneten Holzschnitte allein in *R* zur Geltung kommen, da in *JL* das schlechte Papier zu großen Widerstand bot.

| | |
|---|---|
| niß begegnet, ihm einen Seckel gabe, dem nimmer Gelds gebrach noch mangelt. *B holl. Simr.* | wurde, da ihm, so lang er diesen bey sich hatte niemalen Geld gemangelt. *JLR.* |

Gemeinsam ist *JLR* auch der unsinnige Schluß der Vorrede, der nur Vernunft hat, wenn das Schicksal der Söhne vorher erwähnt ist, wie in *holl. Simrock.* — *B* hat die conclusio vernünftig gewendet ohne von den Söhnen zu sprechen.

Kapitelüberschriften.

| | |
|---|---|
| Wie F. gen Lunden kame *B holl.* | Wie F. gen Londen zu losgeschiffet *JLR,* S. 18. |
| Wie Andolosia seines Seckels mangelt, ausdermaßen sehr erschrack *B.* | Als Andolosia seinen Seckel mangelte erschrack er ... *JLR,* S. 116. |
| Wie die Graffen von des Seckels wegen mit einander uneins, und der Mord dardurch offenbaret, sie beyde darumb geradbrecht wurden. *B;* ähnlich *holl.* | Wie der begangene Mord Andolosia (an Andolosia *LR*) offenbar, und die beyden Grafen deswegen gerädert wurden *JLR,* S. 158. |

Sehr augenfällig ist folgende Variante: *Simrock,* S. 100 steht: „Darnach schloß man ihnen die Thür der Höle(n) auf" (so allgemein; auch „de deure van de speloncke" *holl.*, „la porte de la caverne" *frz.* Rouen o. J.) dagegen „die Thür der Hüten" *N,* „die Thür der Hütten" *JLR.*

Innerhalb dieser Redaktion *JLR* bilden *LR* eine engere Gruppe, die von *J* mehrfach abweichend, äußerst nahe beisammensteht, dergestalt, daß die ersten und letzten Wörter jeder Seite durchaus übereinstimmen und übrigens nur wenige Varianten vorhanden sind. *LR* sind jünger als *J;* das beweisen sowohl die Drucktypen und kleine Abnützungen in den Holzstöcken (z. B. S. 57 und 125), als auch häufige Modernisierungen im Text (z. B. in einigerlei Weg *B,* in einerlei Weg *J,* je einmal *LR,* S. 6 — anworden *BJ,* verthan *LR,* S. 6). Doch kann *J* selbst nicht gut die Quelle für *LR* gewesen sein, denn *J* liest S. 106 hielten ihm die Jahrs-Zeit (so auch *Simrock*), während *LR* mit *B holl.* und Deutsches Wörterbuch 4², Sp. 2249 köstliche Jahrzeit haben; *J* liest S. 120 Dulltranck gegenüber Dolltranck *BL* Tolltrank *R; J,* S. 120: eine andre Nasen aber seiner gegenüber ob der seinen (seinigen) *BLR* und ähnliches. (Die Form Sultan in *J,* S. 119 gegen Soldan in allen anderen Drucken beweist nichts, weil *J,* S. 96 ff. auch Soldan hat.)

Zu dieser Gruppe *LR* stellt sich Chamissos Text. Ich stelle im folgenden eine Anzahl für Chamisso beweisender Stellen zusammen.

| | |
|---|---|
| ich (es *J*!) möchte leicht kommen, da mir nicht so wol wäre, als mir hie ist. *Augsb.* 1609 (nach Harms, S. 21) *BJ*, S. 107. | fehlt *LR* 107 und *Cham.* I. |
| damit du Kurzweil haben magst nach deinem Belieben und Wohlgefallen *BJ* (in *J* fehlen die letzten fünf Wörter). | damit kannst du manchen kurzweil haben *LR* 107. *Cham.* I, 106. |
| nützen *B*. nutzen *J*. | benuzen *LR* 108. *Cham.* I, 113. |
| man sagte (gar *B*) große Ehr von Euch *BJ*. | es ist euch zu großen Ehren angeschrieben *LR* 111/112. es ist zu hohem Dank euch angeschrieben *Cham.* IX, 1. |
| gar köstlichen begabet *B*. wohl begabt *J*. | so reichlich beschenkt *LR* 112. so hoch beschenket *Cham.* IX, 4. |
| des Gelds gebrechen *B*. das Geld gebrechen *J*. | das Geld ausgehen *LR* 112. euer Schatz sich leeren *Cham.* IX, 7. |
| so genug gelassen *BJ*. | so gnug hinterlassen *LR* 112. mit solchem Hinterlaß erfreut *Cham.* IX, 13. |
| Daß dich Gott schände *BJ*. | Daß du vergingest *LR* 116. *Cham.* XI, Prosa. |
| sag euch darum der Gelübd so ihr mir gethan (habt) ganz quitt ledig und los und versehe sich nun (fürbaß *B*) ein jeder nach dem (und) ihn das beste duncket *BJ*. | deßwegen sage ich euch euren Dienst auf, und versehe sich ein jeder, so gut er kan *LR* 117. *Cham.* XII, 63 ff. |
| hat jemand euch ein Widerdrieß (Verdruß *J*) gethan, das gebt uns zu verstehen, der muß (von uns *B*) sterben, und wäre es der König selbsten und sollten wir unser Leben (darumb *B*) verlieren *BJ*. | hat euch jemand was leids gethan, so sagets uns, der muß sterben, er mag sein wer er will *LR* 117. Ob jemand euch etwas zu leide that, so sprecht, der muß, und sei er wer er wolle, sterben. *Cham.* XII, 69 ff. |
| von meinetwegen soll niemand fechten *BJ*. | für mich darf niemand fechten *LR* 117. *Cham.* XII, 72. |
| und euch nicht verlassen *BJ*. | und euch beystehen *LR* 117. und stehn euch bei *Cham.* XII, 73. |
| sattelt mir mein Pferd von Stund(en) an, ich will daß keiner mit mir reite oder gehe *BJ*. | ich will von Stund an fort, sattelt mir mein Pferd, es darf keiner mit mir reiten *LR* 117. man sattle mir mein Roß, es darf mit mir nicht einer reiten *Cham.* XII, 77 f. |
| ich muß dir laider (viel *B*) böse Mähr verkünden, daß ich (uns *B*) so übel habe | ich muß dir leider eine traurige Botschaft bringen und dir ansagen, daß ich |

| | |
|---|---|
| hausgehalten (gefahren *J*) und um den Glücksseckel kommen bin. Ach Gott nun ist es mir herzlich laid, ich kann ihm aber nicht(s) thun *BJ*. | den Glücks-Seckel eingebüsset, so mir leid ist *LR* 118. böse Botschaft muß leider ich dir bringen, muß ansagen, daß ich den Glückesseckel eingebüßt, so leid mir ist *Cham.* XIV, 1 ff. |
| Hätten wir das Gebot unsers Vaters gehalten, so wären die Kleinod nicht von einander gekommen, du wolltest nur fremde Land erfahren, lug (nun siehe *J*) wie wohl du es geschaffen hast. Andolosia sprach zu Ampedo: o herzlieber Bruder, es ist mir so ein großes Herzeleid, daß ich meines Lebens nimmer achte *BJ*. | So geht es allemal, wann man treuherziger Eltern Warnung in den Wind schlägt und selbst ein großer Hans seyn will. Hättest du gefolgt, so wären unser Kleinod noch da, und ich wäre nicht mit dir in gleichem Unglück. *LR* 119 (Andolosias Antwort fehlt). — So geht es wohl mit Recht, wenn in den Wind man treuer Eltern Warnung schlägt und selbst ein großer Hans sein will; sieh hättest du gefolget, wäre unser Kleinod da, und ich mit dir in gleichem Unglück nicht. Andolosia. Ich weiß es. *Cham.* XIV, 11 ff. |
| dem König Soldan (Sultan *J*) schreiben *BJ*. | dem König Soldan offeriren *LR* 119. anbieten *Cham.* XIV, 20. |
| so bin ich der Hoffnung *BJ*. | ich getrauete (getraue *R*) mir *LR* 119. ich getraue mir *Cham.* XIV, 28. |
| Sinn *Augsb.* 1509, *Augsb.* 1609 (Harms S. 23) *BJ*. | Witz *LR* 119. *Cham.* XIV, 30. |
| Gut *Augsb.* 1609, *BJ*. | Seckel *LR* 119. *Cham.* XIV, 32. |
| gern . . . auch *Augsb.* 1609. | auch *LR* 119. auch noch *Cham.* XIV, 33. |
| wie mochtest (möchtest *J*) du es am (im *J*) Herzen haben *BJ*. | was dachte doch dein Herze *LR* 138. *Cham.* XX, 28. |

Daß Chamisso außer einem Exemplar dieser Gruppe noch ein anderes benutzt haben sollte, ist an sich schon unwahrscheinlich, da er auf dem Marsch ebensowenig Bedürfnis nach philologischem als nach körperlichem Gepäck gehabt haben wird; und ich wüßte auch keine Wendungen zu nennen, die zu der Annahme nötigten, denn aus Übereinstimmungen wie XII 63 „wie bisher ich gethan“ mit „als ich bisher gethan“ *BJ* gegenüber „wie bisher geschehen“ *LR*, oder XIII 31 „wo ließest du dein Volk“ mit „wo er sein Volk gelassen habe“ *BJ* gegenüber „wo er sein Volk habe“ *LR*, oder XIV; „böse Botschaft“ mit „böse Mähr“ *BJ* gegenüber „traurige Botschaft“ *LR* wird doch wohl niemand einen solchen Schluß ziehen wollen.

*R* (erster Druck ohne Kustoden) scheint direkt aus *L* abgedruckt zu sein, darauf weist schon die Übereinstimmung der ersten und letzten

Digitized by Google

Wörter von allen 160 Seiten. Jede Abweichung von *L* steht isoliert und läßt sich aus der Lesart *L* ableiten. Diese Varianten bestehen im ganzen nur in leichten Modernisierungen altertümlicher Formen wie „fürchtete" aus „förchtete", „seinen Wiz" aus „seine Wiz" (S. 119) u. ä., ferner in Versuchen, Undeutlichkeiten oder Fehler in *L* zu ebnen, z. B.: aus „ich will nicht am ersten rathen, so sollt ihr auch nicht am ersten rathen" *J* 79 hatte *L* gemacht: „ich will nicht zum ersten rathen, ihr auch nicht"; das war unverständlich geworden, so druckt nun *R* „ich will nicht zum ersten rathen, ich auch nicht; — S. 8 steht in *L* „ich bin von fernen und fürchte" statt „von fernen Landen" wie in der Vorlage stand, *R* macht daraus ein Substantiv „ich bin von Fernen"; *L* hatte aus der altertümlichen Kapitelüberschrift S. 8: „Wie F . . . in Flandern schiffete" *BJ* gemacht: „über Land schiffte", das mußte *R* komisch vorkommen, es änderte: „über Land fährt". Endlich aber sind Varianten in *R* augenscheinlich aus Nachlässigkeit bei der Korrektur entstanden, so S. 119 „herrlichen Stand" aus „ehrlichen Stand", S. 6 „Federkiel" aus „Federspiel", was S. 8 richtig steht. Zu dieser Kategorie scheint auch die sonst nicht vorkommende Form „Lorgann" S. 83 zu gehören (wenn wenigstens nicht hinter Marbachs „Lorgano" noch etwas verborgen ist), die mir bewies, daß *R* nicht Chamissos Vorlage sein konnte.

So resultiert also *L* oder ein ihm gleichlautender Text als Chamissos Quelle.

Von diesem Tatbestand ausgehend, stellt sich Simrocks aus mehreren Redaktionen zusammengeschweißter Text an zwei Stellen als isoliert, oder wenigstens ohne Zusammenhang mit allen behandelten Drucken dar: Limisso findet sich sonst nirgends, *BJLR holl. frz.* alle lesen Lymosi wie auch Chamisso (Marbach Limosi). Und ebenso befindet sich der Satz *Simr.* S. 161 „Es ist als schöpfte er aus einem Brunnen, und wüßte ich einen Brunnen, daraus Geld zu schöpfen wäre, so wollte ich selber auch schöpfen" in keinem der Drucke *BJLR frz.* (*holl.* fehlt der ganze Abschnitt), und Walzels Vermutung Euphorion 4, 135, daß Chamisso dieser Satz nicht vorlag, trifft also zu.

---

# Von den Berliner Patrioten 1811.

Von Reinhold Steig in Berlin.

---

Gegen den Ausgang des Jahres 1810 war in Berlin die Not aller Schichten der Bevölkerung auf das äußerste gestiegen. Die

damalige Presse gewährt erschreckende Einblicke in die Kleingeschichte des Tages. Traurig erging es den vielen besitzlosen Beamten, Offizieren und Soldaten, die durch die notgedrungene Verminderung der preußischen Armee und Verwaltung überzählig geworden, nun auf ein karges Wartegeld gesetzt waren. Die Berliner Polizeiberichte von damals und die verzweifelten Eingaben an die Staatsregierung muß man einsehen, um ein Bild von den Notzuständen zu erhalten.

Allein wir werden auch schon um diese Zeit erhebender Versuche gewahr, zur Linderung der allgemeinen Not beizutragen, Vorübungen gleichsam, in denen das preußische Volk zu der großartigen Liebestätigkeit, die 1813 notwendig werden sollte, erzogen wurde. Die Berliner Patrioten, selbst zwar arm, gingen mit ihrem Beispiel voran. Heinrich von Kleist hat in seinem Abendblatt vom 18. Dezember 1810 mit rührender Wärme von der „herben dringenden Not“ gesprochen, aus Anlaß einer weihnachtlichen Warenausstellung, die zum Besten verschämter Armut veranstaltet worden war. Wie Kleist empfanden alle seine Freunde von der christlich-deutschen Tischgesellschaft. Ein neues Zeugnis dafür ist mir in die Hände gekommen, das zugleich unsre Kenntnis von den damaligen literarischen Zusammenhängen in Berlin erweitert und auch, wie ich glaube, zu einer kleinen Feststellung in der Brentanoschen Philister-Abhandlung führen wird.

Es handelt sich um eine gereimte Bittschrift, die Achim von Arnim für ein kleines Mädchen aus einer bedrängten Beamtenfamilie verfaßt hat. Das Schriftstück ist wie durch einen Zufall erhalten. Arnim sandte es im Anfang des Jahres 1811 an seine Braut Bettina Brentano zur Weiterbeförderung an die rechte Adresse, und schrieb dazu das Billet: „Die Ueberbringerin, die kleine Anna Cuno, die Dich mit ihren dunkeln Augen und rothen Lippen für alles Schrecken mit der Köchin trösten wird, ist eben jene, von der ich Dir gestern sprach. Gieb dem lieben Kinde die Richtung zur Recke, an die ich sie (ich wußte die Nummer ihres Hauses nicht) mit einem Briefe versehen. Wir haben ihr schon allerlei Zeug und etwas Geld mitgetheilt, und es wäre daher für den Augenblick nicht zweckmäßig, sie mit Geschenken zu überhäufen. Wenn wir zusammentreten, läßt sich bald durch Ueberlegung etwas Dauerndes für sie und für die Ihren thun. Es ist gut Wetter und ich bin sehr lustig, denn diese Nacht habe ich geträumt, daß ich mit drei verschiedenen Jungfern aufgeboten worden, und die Leute gratulirten mir zu allen; ich aber blieb voll Schrecken über dies Ereignis dennoch Dein Achim Arnim.“ [1])

---

[1]) Das Billet ist zwar undatiert, indes läßt sich ungefähr die Zeit der Absendung feststellen. Die Adresse lautet: „An Fräulein Bettine Brentano, Monbijou Platz N. 1. Bei Herrn Professor von Savigny.“ Dies war Savignys erste Wohnung in Berlin, bis er bald hernach in die Oberwallstraße 3 zog. Das Billet

Sei es nun, daß die Bittschrift nicht hat abgegeben werden können, oder daß ein anderer Zufall im Spiel gewesen ist: genug, sie hat sich neben dem Billet an Bettinen erhalten. Auf großem Bogen steht zuerst das nachfolgende Gedicht und dahinter, zweimal in Klammern nachgetragen, soeben noch neu eingezogene weitere Auskünfte über die Familie des Kindes:

**Bittschrift für ein armes kleines Mädchen, das zur Ernährung einer kranken Mutter Weihrauch zum Verkaufe herumträgt.**

Viele Kinder seh ich stehen,
Harrend Deiner Gnadenthür,
Sind es Engel aus den Höhen?
Ich bin nur ein Kind von hier!
Freundlich wollen sie Dich grüßen
Und es ist ihr schönstes Glück,
Daß sie hier zu Deinen Füßen
Schauen Deinen ersten Blick;
Aber ich verhüll mein Aug vor Dir,
Scham und Elend läsest Du in mir.

Meine Mutter einsam schmachtet,
Nur die Krankheit schleicht zu ihr,
Und wir waren sonst geachtet,
Niemand spricht jetzt mehr zu mir.
Früh vom Strohbett aufgestanden
Bettle ich in kalter Welt,
Geh ich drüber auch zu schanden,
Wenns die Mutter nur erhält,
Weihrauch bring ich ohne Schmeichelei,
Dankbar bin ich ohne Heuchelei.

Alle gute Engel führen
Mich mit Hoffnungswink zu Dir,
Kann ich Deine Seele rühren?
Stille bet ich vor der Thür:
Herr der Welt, bewahr das Leben
Aller, die für andrer Glück
Es mit frommer Seele geben,
Deren Hand, wie's Weltgeschick,
Vielen theilt den eignen Segen aus,
Herr bewahr dies reichbeglückte Haus!

Willst Du für die Mutter sorgen,
Diene ich Dir ohne Lohn,
Was Du ihr willst heute borgen,
Zahlt sie bald vor Gottes Thron;

---

muß vor den 11. März 1811, den Arnimschen Hochzeitstag, fallen. Verlobung und Aufgebot, von dem Arnim geträumt, fand im Dezember 1810 statt. Nach Strophe 4 des Gedichtes lag Schnee, es war also Winter. Das Billet gehört somit in die ersten Monate des Jahres 1811.

Gute Lehre möcht ich fassen
Und so komme ich zu Dir,
Schnee verfolgt mich auf den Gassen,
Mitleid weist mich hin zu Dir,
Prüfe mich in strenger Arbeit Pflicht,
Ob ich's werth, zu schaun Dein Angesicht.

(Die Mutter der kleinen Anna Maria Cuno wohnt auf dem Schiffbauerdamme No. 16, wo sich die Wohlwollenden nach den Umständen dieser armen Familie erkundigen können.)

(Eben erfrage ich aus dem kleinen schüchternen Mädchen, daß ihr Vater noch lebt, daß er in Polen bei der Accise angestellt gewesen, jetzt aber von der kleinen Pension von zwei Thalern monatlich leben muß, die ihm bis zur Wiederanstellung vom Staate gereicht wird; er wünscht durch Abschreiben etwas zu verdienen. Mein Hauptwunsch, indem ich dem Kinde Unterstützung zu schaffen suche, besteht darin, daß es von dem verderblichen Herumlaufen mit kleiner Krämerei in den Wirthshäusern zurückgehalten, hingegen zur Schule und zur Arbeit angehalten werde. Gott segne jeden, der dazu hilft.)

Soweit die Bitt- und Zuschrift Arnims. Die Adresse lautet nur: „Der Frau Baronin von der Recke Hochwohlgeboren." Die Adressatin ist aber niemand sonst, als Elise von der Recke, die Freundin Tiedges, die in den Jahren 1811 und 1812 den Winter in Berlin verbrachte und damals an der Neuen Promenade wohnte (Falkenstein 2, 138). Für denjenigen, der Berlin kennt, fügt es sich von selbst, daß Arnim, von der Mauerstraße her, die Bittschrift seiner Braut nach dem Monbijouplatz zusandte, um sie an die dort in der Nähe wohnende Elise von der Recke weiterzuleiten. Wir waren bisher von einem Verkehr zwischen dem Arnimschen Kreise und Elise von der Recke, wie er uns durch dies Schriftstück bewährt wird, nicht unterrichtet. In diesen Zusammenhang tritt jedoch noch ein zweites Zeugnis. Im Oktober 1810 schrieb Clemens Brentano seinen jungen Casseler Freunden Grimm eine Masse der interessantesten und kuriosesten Berliner Tagesneuigkeiten, darunter auch: Frau von der Eck (sic) und Tiedge seien hier, ihre Büsten von Thorwaldsen seien auf der akademischen Kunstausstellung, und natürlich macht er sich über Tiedges Urania und seine sehr große Nase lustig. Auch das weist darauf hin, daß Begegnung oder Verkehr zwischen dem Reckeschen Kreise und dem der preußischen Patrioten stattgefunden hat, und so empfängt die bei Falkenstein auf Gustav Parthey zurückgehende ungenügende Schilderung dieser Berliner Jahre Elisens von der Recke auch einige Ergänzung.

Ein paar andre kleine Billets von Arnim an Bettina lassen erkennen, daß dem Kinde und der Familie wirklich durch Zuwendung von Arbeit und Verdienst geholfen worden ist. Wenn Arnim oben schreibt: „Wir haben ihr schon allerlei an Zeug und etwas Geld mitgetheilt", so kann das „wir" nur Arnim selbst und Clemens be-

deuten, allenfalls auch noch die befreundete Familie Pistor, bei der sie beide damals wohnten. Arnim sagt ferner vom Vater des Kindes: „er wünscht durch Abschreiben etwas zu verdienen.“ Nun entstand damals Brentanos Berliner Satire „Der Philister vor, in und nach der Geschichte“, und in der März-Sitzung der christlich-deutschen Tischgesellschaft 1811 wurde sie zum höchsten Gaudium der Tischgenossen verlesen. Aus den den Druck einleitenden eignen Worten Brentanos erfahren wir, „daß der Entschluß, diesen Aufsatz zu vervielfältigen, sich an dem Wunsch, einen armen Mann, der schreiben kann, zu unterstützen, unter den Zuhörern zuerst realisirt hat“; und das Titelblatt des Philisters hat den Zusatzvermerk: „Scherzhafte Abhandlung .. zum Besten einer armen Familie abgedruckt.“ Ich glaube kombinieren zu dürfen, daß wie der Wohltätigkeitssinn Elisens von der Recke und Bettinens Brentano, so auch der der christlich-deutschen Tischgesellschaft von Arnim für seine Schützlinge auf dem Schiffbauerdamm angerufen worden ist, und ich schließe, daß der ursprünglich zum Abschreiber des Philisters bestimmte, dann aber mit dem vollen Erlöse des Druckes hochherzig von Brentano und den Freunden beschenkte „arme Mann“ der auf zwei Taler monatliches Wartegeld gesetzte preußische Accisebeamter Cuno war.

---

# „Die Ahnfrau“ und die Wiener Volksdramatik.

Von Egon von Komorzynski in Wien.

Es ist wohl kaum über ein anderes Drama Grillparzers mehr geschrieben worden als über die Ahnfrau, und namentlich die ungemein verwickelte Quellenfrage hat in der jüngsten Zeit eine Literatur gezeugt, die nunmehr zu einer ganz erstaunlichen Fülle angewachsen ist. Minors letzte erschöpfende Forschungen[1]) haben gezeigt, wie „Die Ahnfrau“ in Anlage und Durchführung der Handlung, in der Gruppierung der Personen, in Sprache und Metrum von den vorhergegangenen Schicksalstragödien Werners und Müllners abhängig ist. In seltsamem Gegensatz zu der Tatsache steht die frappierende Übereinstimmung zwischen der Ahnfrau und dem von Glossy gefundenen

[1]) „Die Ahnfrau und die Schicksalstragödie“ in den „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte; Festgabe für R. Heinzel“, Weimar 1898; S. 387 ff. und: „Zur Geschichte der deutschen Schicksalstragödie und zu Grillparzers Ahnfrau“; Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 9, 1 ff.

Schauerroman „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe oder die Beschwörung auf dem Schlosse Stern bei Prag", die Wyplel zum Gegenstand einer ausführlichen Untersuchung (Euphorion 7, 725 ff.) gemacht hat. Eine andere Abhandlung Wyplels hat aber wiederum Grillparzers Abhängigkeit von Byron dargetan, während ein vor kurzer Zeit erschienener, sehr gründlicher Aufsatz Joseph Kohms[1]) das nahe Verhältnis der „Ahnfrau" zu „König Oedipus" und zu Schillers „Braut von Messina" klarlegt. Es treffen eben in Grillparzers Erstling so viele verschiedene Beeinflussungen zusammen, daß nicht nach einer Quelle, sondern nur nach dem Verhältnis zahlreicher Quellen zueinander gefragt werden kann. Die Quellengeschichte der „Ahnfrau" ist ein Knoten, zu dem sich mehrere aus verschiedenen Richtungen kommende Fäden verknüpft haben. Shakespeare, Byron und die Spanier, Schillers „Räuber" und Kleists „Familie Schroffenstein" — ja, wie ich unten zeigen werde, auch Goethe und selbst Kotzebue haben das Stück beeinflußt, das der Dichter, gleichfalls unter einem mächtigen Einfluß, zu einer Schicksalstragödie gestaltete. Aber auch die heimische Kunst im allerengsten Sinne hielt den jungen Poeten in ihrem Bann, als er seine „Ahnfrau" dichtete. Jene volkstümlichen Geister- und Greuelstücke, welche die Wiener Dichter Hensler, Schikaneder und Leopold Huber etwa von 1795 bis 1810 auf die Wiener Vorstadtbühnen brachten, und die nach Grillparzers eigenem Ausspruch von großer Bedeutung für ihn wurden, haben namentlich bei seiner „Ahnfrau" Gevatter gestanden. Die Übereinstimmung, welche diese niedrige Gattung der Literatur mit der „Ahnfrau" verbindet, und auf welche schon Sauer kurz hingewiesen hat,[2]) zu untersuchen, ist die Aufgabe der nachstehenden Zeilen.[3])

---

[1]) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 11, 22 ff.

[2]) In der Einleitung zu den „Sämtlichen Werken"; 4. Ausgabe, Band 1, S. XX und XXVIII, und 5. Ausgabe, Band 1, S. 35.

[3]) Ich lege meiner Untersuchung die folgenden Stücke (als die charakteristischesten) zugrunde:

Hensler: Das Petermännchen (nach Spieß), 1. und 2. Teil (1794).
Hensler: Ritter Willibald und das goldene Gefäß (1794).
Hensler: Der Waldgeist oder die Kohlenbrenner im Eichthale (1795).
Hensler: Die 12 schlafenden Jungfrauen (nach Spieß, Musik von Wenzel Müller). 1. Teil (Première am 12. Oktober 1797), 2. Teil (Première am 24. Juli 1798), 3. Teil (27. Mai 1800).
Hensler: Das Donauweibchen; Musik von Kauer. 1. Teil (Première am 11. Januar 1798), 2. Teil (Première am 13. Februar 1798).
Hensler: Ritter Benno von Elsenburg (Première am 7. September 1798).
Schikaneder: Konrad Langbart oder der Burggeist (Musik von Henneberg, Première am 23. Februar 1799).
Hensler: Die Teufelsmühle am Wienerberg (Musik von Müller; Première am 12. November 1799).

Ungefähr 1794 begann Karl Friedrich Hensler, der fingerfertige Leibdichter des Leopoldstädter Theaters, Ritterromane von Spieß und anderen, in denen die Gespensterwelt eine bedeutende Rolle spielte, für seinen Direktor Marinelli zu dramatisieren. Seine Bearbeitungen erhielten eine stark lokale Färbung — ganz besonders durch die Figur des Kasperle, die — der Tradition des Leopoldstädter Theaters gemäß — niemals fehlen durfte; aus den im Repertoire stark vertretenen Ritterdramen wurden wirksame Züge herübergenommen; der Mittelpunkt der Handlung: die Geistererlösung und was mit dieser zusammenhing, wurde nach dem Muster der unter dem Banne der „Zauberflöte" stehenden Wiener Oper gestaltet. Nachdem 1797 Tiecks „Volksmährchen" in drei Bänden erschienen waren, wurde der „Karl von Berneck" die Quelle für spätere Geisterstücke. Damit war eine Vertiefung und bleibende Festigung jener Elemente des Ritterdramas gegeben, welche man bisher für die Wiener Stücke benutzt hatte. Der Übergang vom Feenstück in das Schicksalsdrama, wie ihn uns schon alte Zauberopern repräsentieren, und der Übergang vom Ritterstück in das Schicksalsdrama, wie er (nach mancherlei Vorläufern) im „Karl von Berneck" vollzogen worden war, charakterisiert alle hierher gehörigen Wiener Schauerstücke, die seit 1797 entstanden sind. Fortan sind die wichtigsten Motive, aus denen sich die Handlung zusammensetzt, die Sühne eines schweren Verbrechens, das Auftreten des Geistes des Ahnherrn und das Walten eines unabwendbaren, unerbittlichen Schicksals. Der Titel „Volksmährchen" blieb den Stücken seit Henslers „Donauweibchen" (1798) eigen; man nannte die späteren auch „österreichische Volksmährchen", weil man sie in der Umgebung Wiens lokalisierte und ihnen sogar häufig lokale Sagen zugrunde legte (es wurden hierfür meist Hubers „Sagen der österreichischen Vorzeit" und „Österreichische Volksmährchen" (= „Österreichische

---

Hensler: Das Waldmädchen (Musik von Kauer; Première am 1. April 1800).
Hensler: Der Teufelsstein in Mödlingen (Musik von Müller; Première am 18. Dezember 1800).
Leop. Huber: Der eiserne Mann oder die Trudenhöhle im Wienerwald (Musik von Müller; Première am 12. Februar 1801).
Huber: Das Sternenmädchen im Maidlinger Walde (Musik von Kauer; Première am 20. Oktober 1801).
Hensler: Die Waffenruhe in Thüringen (Musik von Kauer); 1. Teil (Première am 22. Juli 1802), 2. Teil (1805).
Hensler: Die Nymphe der Donau (nach Perlings Fortsetzung des Donauweibchens; Musik von Kauer; Première am 4. Februar 1803).
Huber: Der Teufelsturm bey Linz (Musik von Sigora von Eulenstein; Première am 15 Oktober 1804).
Huber: Die Totenfackel oder die Höhle der Siebenschläfer (Musik von Kauer; Première am 12. Juni 1807).

Romanen-Bibliothek", erster Band, 1799) als Quellen herangezogen). Im übrigen tragen sie durchaus den Charakter der Wiener volkstümlichen Dramatik und bringen der naiven Schaulust, der Lachlust und der Rührseligkeit des Publikums große Opfer: Kasperle, später auch Thaddädl, treiben ihr lustiges Wesen; Kraftleistungen und Zaubereien der Gespenster, Massenszenen, erdrückender Dekorationsprunk, das Auftreten von Tieren — alles typische Eigenschaften des Wiener Stücks — sind für sie charakteristisch. Die Gattung wurde hauptsächlich von Hensler und Leopold Huber gepflegt, und die eigentliche Heimstätte dieser Stücke blieb bis gegen 1815 das Leopoldstädter Theater, welchem Grillparzer so viele und die mächtigsten seiner Jugendeindrücke verdankte.

Wie in Grillparzers Erstlingswerk, so ist auch in allen diesen Stücken der Kern der Handlung eine Geistererlösung. Die Ereignisse stehen alle in einer gewissen Beziehung zu der Erlösung, und das Ende der Handlung fällt mit der endlichen Erlösung des Gespenstes zusammen. Im „Petermännchen" handelt es sich um die Erlösung von Petermännchen und Peterweibchen, im „Waldgeist" um die der zu ihren Lebzeiten verstoßenen Gemahlin des Grafen von Bollberg: die „zwölf Jungfrauen" müssen an der Gruft ihres Vaters schlafen, bis sie erlöst sind; im „Konrad Langbart" harrt die Ahnfrau des Geschlechtes Friedburg ihrer Erlösung,[1]) in der „Teufelsmühle" der Müller und sein von ihm ermordetes Weib; im „Teufelsstein" der Ritter von Teuferstein und seine Gemahlin; ebenso der „Eiserne Mann" und seine Gattin. Im „Sternenmädchen" ist es die Stammmutter derer von Staufen, im „Teufelsturm" der Zauberer Saprapante, in der „Totenfackel" Euphrosyne, die Mutter des Ritters Isidor, die erlöst werden sollen.

Zweitens erfahren wir immer im Verlauf des Stückes, daß vor Zeiten ein schweres Verbrechen begangen worden ist, das nun gesühnt werden muß. Die Handlung besteht — wie in der Ahnfrau — zum großen Teil eben aus dieser Sühne. Im „Waldgeist" hat Graf Bollberg der Frau seines Schloßverwalters nachgestellt und ihren Tod verschuldet. Seine Gattin ist, von ihm verstoßen, im Elend gestorben; ihr Sohn wird Räuberhauptmann,[2]) und

[1]) Dieses Stück Schikaneders, das noch 1812 und 1813 im Theater an der Wien und 1814 im Leopoldstädter Theater gegeben wurde (vgl. Theaterzeitung 1814, Nr. 11), erinnert in vielem direkt an „Die Ahnfrau" und ist das einzige von den erwähnten Dramen, bei dem ich allenfalls mich zu der Annahme einer direkten Beeinflussung Grillparzers entschließen könnte. Eine solche könnte sich aber wohl nur auf die Gestalt der Ahnfrau, auf die der Handlung zugrunde liegende Idee („letzter Sproß") und auf einige Äußerlichkeiten beziehen.

[2]) Die entsprechenden Szenen sind direkt den „Räubern" nachgebildet, auf die auch wörtliche Anklänge hinweisen. Dieses schon an Jaromir erinnernde Motiv

der Geist der Mutter macht ihn zum Werkzeug der Rache an dem Grafen. In den „zwölf Jungfrauen“ hat ein Ritter erst sich selbst, dann, als die Frist abgelaufen war, auch seine zwölf Töchter dem Bösen verschrieben; darum sind sie alle verflucht: „sie sollen leben und doch nicht leben; sie sollen nicht alten, bis die Zeit ihrer Erlösung naht, die nur einem unter Allen Sterblichen gewährt ist.“ Im „Konrad Langbart“ ist die Ahnfrau von ihrem Mann, der sie bei unerlaubtem Zusammensein mit fremden Rittern überraschte, erschlagen worden; sie muß solange im Schoß Magddienste verrichten, bis „der letzte Sproß der Versuchung zur Wohllust widersteht“; dann ist sie entsühnt. In der „Teufelsmühle“ hat der Müller Kilian von Drachenfels zahllose Reisende gemordet und sein Weib, weil es einen Fremden durch einen „heimlichen Gang“ rettete, erschlagen. Sophiens Geist muß wandeln: „bis nicht der Aufenthalt meines Mannes, der nach vollbrachtem Mord aus der Mühle floh, entdeckt ist, und meine modernden Gebeine neben seinem Leichnahm ruhn, vermag ich nicht, die Wonne der Seeligen zu genießen.“ Kilian „ward verdammt, in einer unterirdischen Höhle dreißig Jahre lang zu schmachten nach Leben und Tod, um für seine Gewaltthaten zu büßen“. Im „Teufelsstein“ hat Wolfgang von Teuferstein jahrelang arglose Mädchen gefangen und endlich seine Gattin getötet. Er und sie müssen wandeln und leiden bis zum Tag ihrer Erlösung; Sophie hindert die Erlösung ihres Mannes und Mörders. Im „Eisernen Mann“ hat Ritter Lilienthal seine Frau, die er untreu glaubte, bei der Geburt eines Sohnes getötet; er muß in seinem eisernen Harnisch solange das Grabmal der Frau bewachen, bis der verstoßene Sohn kommt, mit ihm zu kämpfen. Im „Sternenmädchen“ hat sich die Ahnfrau derer von Staufen aus Verzweiflung darüber, daß ihr Geliebter nicht aus Palästina zurückkehrte (vgl. „Karl von Berneck“) erdolcht; deshalb muß sie bis zu ihrer Erlösung als „Burggeist“ spuken. In der „Totenfackel“ hat Kunibert, Herzog von Montesa, Euphrosine von Schaarburg verführt und verlassen; sie starb bei der Geburt ihres Sohnes. Ihr Vater Atulf und ihre sechs Brüder haben „aus Rachegefühl manche böse Tat verübt“. Euphrosine muß ruhelos wandeln und kann nur durch ihren Sohn erlöst werden; ebenso wie die sieben Rächer, die in Schlaf versenkt wurden. Im „Teufels-

---

ist in späteren Dramen unermüdlich breitgeschlagen worden (vgl. z. B. Perinets Dramatisierung des „Rinaldo Rinaldini“ 1799). — Bei dieser Gelegenheit möchte ich doch darauf hinweisen, daß Zschokkes „Abällino“ (1795) im allgemeinen Jaromir ähnlich ist. Hier finden wir auch schon die vierfüßigen Trochäen. — Auch an Goethes „Claudine von Villabella“ erinnert Einiges in der „Ahnfrau“; wie das waghalsige Eindringen des Räuberhauptmanns in das Schloß, wo er endlich als Bandit erkannt wird, oder auch Jaromirs Virtuosität im Lautenspiel, die er mit Rugantino gemein hat.

turm" hat (ganz nach der Weise der alten Zauberopern) der Zauberer Saprapante einst die Liebe einer Fee verschmäht; sie verwandelte ihn in einen häßlichen Krüppel und verbannte ihn in einen Turm; er wird erlöst, wenn ein Weib Liebe zu ihm empfindet.

Durch Verbindung der Tradition des Ritterdramas mit der bekannten Sage von der „weißen Dame" und verwandten Sagen ergab es sich, daß in vielen Stücken ein „Burggeist" in der Gestalt der Ahnfrau handelnd eingeführt wurde. Schon im „Waldgeist" wird Raimund vom Geist seiner Mutter, der aus dem Grab erscheint, zur Rache gemahnt. Im „Donauweibchen", wo Graf Hartwig seine Tochter Bertha mit Albrecht von Waldsee vermählen will, benutzt das eifersüchtige Donauweibchen Hulda das Vorhandensein eines „Burggeists", um Bertha als „Ahnfrau des Hartwigischen Geschlechts", die vor 400 Jahren lebte, zu erscheinen und ihre Heirat mit Albrecht an schwere Bedingungen zu knüpfen.[1]) Im „Konrad Langbart" spukt seit 300 Jahren die „Stammmutter der Ahnen" als „weiblicher Burggeist" in Gestalt einer grauen Dame mit grauem Schleier; sie geht langsam und majestätisch. Ihre Schuld erfahren wir aus den ängstlichen Erzählungen des Burgvogts, der in allen erwähnten Stücken eine höchst wichtige Figur ist. — Im „Eisernen Mann" wird Thilo von Lilienthal vom Geist seiner Mutter belehrt; im „Sternenmädchen" erscheint die Ahnfrau Lucinde ihrer Urenkelin aus dem Porträt im Ahnensaal. In der „Nymphe der Donau" will Albrecht im Zorn seinen Schwiegervater durchbohren; da mahnt ihn der Geist seines Ahnherrn Siegfried, der vor 400 Jahren lebte (er erkennt ihn an der Ähnlichkeit mit dem Bild im Ahnensaal), zur Tugend. In der „Totenfackel" endlich gibt es außer der zur Rache mahnenden Mutter Isidors noch ein „Burgweibchen" Bella, „stets der Schutzgeist von Montesas Stammhaus", das von sich sagt:

600 Jahre wandle ich
In diesem Schloß umher,
Und Rast und Ruhe fliehet mich,
Wie ist mein Los so schwer.
Ich schloß einst viele Schätze ein,[2])
Drum find ich nirgends Ruh;
Ich spuke Nachts zu meiner Pein,
Schlag Thüren auf und zu.
Ich hindre böse Zaubermacht,
Denn dies führt mich zum Ziel. . . .

[1]) „Das Donauweibchen" erinnert in Einzelheiten sehr stark an „Die Ahnfrau"; so z. B. entspricht die erste Begegnung Albrechts mit Hulda ganz jenem zwischen Bertha und Jaromir. Durch den Forst wandelnd, hört Albrecht aus einem Gebüsch süßtönendes Saitenspiel; er lauscht entzückt und dringt endlich zwischen die Büsche, wo er Hulda findet.

[2]) An diese verbreitete Sage knüpft Kotzebue an in seinem romantischen Schauspiel „Das Gespenst" (1808), das entschieden auf Grillparzer eingewirkt

Die Ahnfrau erscheint stets unter „Windschauer", stets verlöschen die Lichter; seltener sind Donner und Blitz (nur im „Donauweibchen" und im „Sternenmädchen").

In den erwähnten Stücken sind ferner (ganz wie in den späteren Schicksalstragödien) die handelnden Personen meist von dem Walten einer höheren Macht überzeugt, der sie sich auf jeden Fall unterordnen müssen. Meistens personifizieren sie dieselbe in der Gestalt des Geistes, der ihnen das Erlösungswerk vorschreibt und ihr Leben schützend umschwebt, als: „O du höheres Wesen" oder ähnlich.

Diese höhere Macht ist häufig (nach dem Muster von Tiecks „Karl von Berneck") ein unerbittliches **Schicksal**, das den handelnden Personen ihr ganzes Leben genau vorgezeichnet hat. Auf dem Helden ruht nicht selten schon vor seiner Geburt ein schwerer Fluch. Willibald in den „zwölf Jungfrauen" hat „nach des Schicksals Schluß" seine Eltern nie gekannt; „er muß von Eltern gebohren seyn, die einander nie kannten, nie sahen. Mit Schrecken muß ihn

---

hat. Hier benutzt der Ritter Theobald die Sage von der weißen Frau, die im Schloß des bösen Rüdiger spukt, um diesen zu überlisten. Er erzählt, die Ahnfrau habe in grauer Vorzeit bei der Erstürmung der Burg durch die Tartaren ihre Schätze vergraben und sei auf der Flucht in fremdem Land gestorben.

Erloschen ist der klugen Ahnfrau Stamm,
Mit ihm die Hoffnung, ihren Enkeln,
Was sie gerettet, zuzuwenden.
Nun hat der Geist nicht Ruh' im Grabe,
Des Schatzes Obhut will ihn ewig fesseln ....
... Nur eine reine Jungfrau, arm und fremd,
Mag leicht um Mitternacht die Geister bannen ...

Aber die List mißlingt und Rüdiger sperrt Theobald ins Verließ. Dann gibt er dessen Geliebter Deodate die Harfe und bittet sie, zu spielen. Bald jedoch schläft er ein, und Deodate bemächtigt sich seines Schlüsselbunds. Die Bühne verwandelt sich in Theobalds Kerker; über diesem sieht man die Schloßkapelle. Deodate, vor der sich die Wachen, sie für die Ahnfrau haltend, scheu zurückziehen, befreit Theobald und den alten Vater Rüdigers, den der entmenschte Sohn jahrelang gefangen hielt. Währenddessen erleuchten sich die Fenster der Kapelle; Orgelspiel und ein leiser Chor begleiten von innen die Handlung. Der Einfluß auf Grillparzer ist wohl sehr wahrscheinlich!

Bezüglich der Aufbahrung in der Schloßkapelle möchte ich auch auf die Ähnlichkeit mit Kleists „Familie Schroffenstein" (1803) hinweisen, an welche die „Ahnfrau" auch sonst erinnert. Man vergleiche z. B. die metrische Form der beiden Trauerchöre:

| Kleist: | Grillparzer: |
|---|---|
| Niedersteigen, | Auf, ihr Brüder! |
| Glanzumstrahlet, | Senkt ihn nieder |
| Himmelshöhen zur Erd' herab, | In der Erde stillen Schooß, |
| Sah ein Frühling | In der Truhe |
| Einen Engel; | Finde Ruhe, |
| Nieder trat ihn ein frecher Fuß. | Die dein Leben nicht genoß. |

seine Mutter gebohren, mit Fluch muß der Vater sein Leben belastet haben." „Ein grausames Schicksal lag auf der Geburtsstunde jenes Jünglings, ein noch grausameres verfolgt die Tage seines Lebens." „Höherer Ruf des Schicksals" ruft ihn vom Kriegsdienst zum Erlösungswerk. (Er verdankt seine Geburt dem unseligen Irrtum eines Ritters, der ihn mit einer schlafenden Frau, die er für seine Gattin hielt, zeugte.) — Der dritte Teil der „Jungfrauen" beginnt mit den Worten: „Das Schicksal ruft zum dritten Mahl!" — Auch in „Ritter Benno von Elsenburg" ist „Agnes' Schicksal bestimmt". Im „Konrad Langbart" muß die Ahnfrau in der Gestalt eines niedlichen Dienstmädchens den „letzten Sproß" zu verführen suchen; bleibt er standhaft, so ist sie erlöst. Konrad, der seine Frau vergiftet und seinen Sohn verstoßen hat, erliegt der Versuchung; das Schicksal läßt ihn den Geist für die Ermordeten halten: „Meiner Gatten Schatten! — Ha, sie zeigt den Todesbecher mir, der sie ins Grab schleuderte! Laß ab — laß ab, sag ich, du raubst die Seligkeit mir — willst du, daß ich Mörder an mir selbst werde? Laß ab, oder ich verzweifle!" Er stürzt sich von der Burgzinne. Heinrich, Konrads Sohn, hat seinen Vater nie gekannt; wie ihn die Ahnfrau im Gruftgewölbe umarmen will, entzieht er sich ihr — und sie ist erlöst. — In der „Teufelsmühle" (in der die blutige „Mühlaxt", die dreißig Jahre auf dem Tisch liegt, dem „fatalen Requisit" der Schicksalstragödie schon sehr nahe kommt) verkündet der Geist der Müllerin „sein schreckliches Verhängnis": „ich habe einen Sohn — ein fürchterliches Schicksal waltet über ihn und mich! er kennt seinen Vater und Mutter nicht — ist von der Vorsicht bestimmt, sie nie kennen zu lernen. Siebenfacher Mörder soll er werden, ehe er zum 34. Jahre gelangt, und hat er dieses Jahr erreicht, so stirbt er den Tod der Rache von seiner Mutter Hand!" Dieser Sohn ist Otto von Löbenstein; er hat Agnes von Boodsheim, die „seinen sträflichen Wünschen nicht nachgeben wollte", entehrt und „durch schnelles Gift" getötet; er bezeichnet den edlen Günther als Mörder, wird aber beim Gottesgericht vom Gespenst erdolcht. Im „Teufelsstein" folgt Ladislaus von Mosony „dem Winke des Schicksals"; der Geist zeigt ihm die Stätte der Erlösung, doch ruft ihn „höherer Wink des Schicksals" ab. Auch Thilo von Lilienthal im „Eisernen Mann" hat seinen Vater nie gekannt, gegen den er kämpfen muß. Die Ahnfrau im „Sternenmädchen" sagt zu Mathilde: „Der Weg der Menschenschicksale ist vorgezeichnet, doch harre ruhig der rettenden Stunde, mein Geist wird dich überall umschweben." Ihre Ruhelosigkeit ist „Strafe des Schicksals für verübten Selbstmord". Wie der Mörder Schreckenstein Mathilden einkerkern will, ruft sie: „meine Macht entreißt dich ihren Händen — nur der vorgezeichneten Fügung des Schicksals

darf ich nicht vorgreifen.“ Albrecht in der „Nymphe der Donau“ will sein Weib im Zorn töten; da raubt Hulda auf den „Wink des Schicksals“ Bertha und beschützt sie. Im „Teufelsturm“ sollen die gefangenen Mädchen des Zauberers „unglückliches Schicksal lösen“. Isidor in der „Totenfackel“ hat bis zum 24. Geburtstag seine Eltern nicht gekannt; der Geist seines Großvaters erklärt ihm seine Geburt durch ein Verbrechen; der Geist seiner Mutter „wandelt bis zu ihrem Erlösungstage in menschlicher Hülle umher, hat die Macht, allen Gutes zu thun, jedes Menschenglück zu befördern — nur das Werk der Erlösung muß sie zu hindern suchen“. — — Am Schluß des Stückes ist gewöhnlich mit der Erfüllung des Schicksalsspruchs auch der Geist der Ruhe teilhaftig geworden: in der „Teufelsmühle“ erscheint Sophie verklärt und ruft: „ich bin versöhnt, mir winket Friede und Ruhe;“ im „Teufelsstein“: „ich habe vollendet, das Schicksal ist versöhnt;“ ebenso geht im „Sternenmädchen“ Lucinde auf einer glänzenden Wolke in „die längst verwünschte Ruhe der Seligen“ ein und ruft: „Das Schicksal ist versöhnt!“ Die gleichen Worte beschließen den „Teufelsturm“. In der Totenfackel lesen wir auf dem Grabmal in Flammenschrift: „er hat bestanden, ihr seyd erlöst“ — am Schluß des „Konrad Langbart“ begibt sich die Ahnfrau in ihre Gruft, und es erscheinen die transparenten Worte: „Selig ruht Friedburgs Stammmutter!“ Es folgt eine Himmelfahrt der Ahnfrau, die Genien emporgeleiten.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich wohl zur Genüge, eine wie große Übereinstimmung zwischen den besprochenen Stücken und der „Ahnfrau“ besteht. Der Kern der Handlung ist die Erlösung eines Geistes, der Ahnfrau eines edlen Geschlechtes; das vor Zeiten begangene Verbrechen wird im Verlauf des Stückes gesühnt, damit ist das Gespenst erlöst und kann zur Ruhe eingehen. Das Schicksal als eine unabwendbare hohe Macht waltet über der ganzen aus einer Kette grauenvoller Ereignisse bestehenden Handlung. —

Noch in einem anderen Punkt aber erscheint „Die Ahnfrau“ als ein Nachkomme dieser Schauerdramen. Die Vorliebe für grausige und schreckliche Szenerien, die den Dichter der „Ahnfrau“ kennzeichnet, hat ihr Vorbild nicht allein in der Schicksalstragödie, in der durch derartige szenische Mittel der innere Graus der Ereignisse auch nach außen zum Ausdruck gebracht werden soll, sondern sie charakterisiert auch die volkstümlichen Greuelstücke, in welche sie aus dem Ritterroman, dem Ritterdrama und aus der Prunkoper eingedrungen ist. Die Burg, in deren Teilen (Wartturm, Waffenhalle, Ahnensaal, Verließ, Schloßkapelle, Gruftgewölbe) sich die Ereignisse des Dramas abspielen, war schon im Ritterdrama zu einer Bedeutung gekommen, die größer war als es notwendig gewesen

wäre. Die Dekoration diente zur Vertiefung der Stimmung und des Eindrucks, den die Vorgänge auf der Bühne in dem Zuschauer hervorrufen sollten. Hier gewinnt die Burg — meist ein gegenwärtig halb zerfallenes Schloß mitten im düstern Wald — als der Schauplatz des Verbrechens eine unheimliche Bedeutung; in ihr spielen sich die Hauptereignisse der Handlung ab, auf ihrem Boden geht endlich die Erlösung vor sich. Die Halle, in der der Hauptteil der Handlung in der „Ahnfrau" vor sich geht, erscheint in Schikaneders „Konrad Langbart" vorgebildet, wo die schauerlichen Szenen sich in einem schaurigen „großen Burgsaal" mit zwei eisernen Türen abspielt; in der Mitte ist eine Glastür, welche zur Schloßkapelle führt. Gern erscheint auch (wie im fünften Akt der „Ahnfrau") ein Teil des in tiefer Finsternis schweigend daliegenden Schloßhofes: im Hintergrund ein Flügel der Burg mit hell erleuchteten Fenstern (so z. B. im zweiten Teil der „zwölf schlafenden Jungfrauen"). Die Schloßkapelle und der Begräbnisplatz spielen eine wichtige Rolle; das Grabmal der Ermordeten erscheint in „Ritter Willibald", „Der Waldgeist", „Die zwölf schlafenden Jungfrauen", „Konrad Langbart", „Der Teufelsstein" und das „Sternenmädchen"; der „Teufelsstein" bringt eine Hauptszene in der „Marterkammer".

Seltsam muß uns schließlich eine letzte Übereinstimmung der „Ahnfrau" mit fast allen von den früher besprochenen Dramen berühren: Die Szene im fünften Akt, in der Jaromir plötzlich den aufgebahrten Leichnam seines Vaters erblickt und darob in rasende Bestürzung gerät, hat nicht allein in der „Schuld" eine Parallele. Auch in den erwähnten Stücken treffen wir eine typische Szene: Der Held erblickt plötzlich — meist durch die Macht der Geister — eine Person aufgebahrt; auf dem Paradebett, in einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, umstrahlt von düster glänzenden Kerzen. Er gerät über diesen Anblick in Verzweiflung. So erblicken wir im zweiten Teil der „Zwölf schlafenden Jungfrauen" Elsbeth und Blanka zusammen aufgebahrt; im zweiten Teile des „Donauweibchens" läßt Hulda Albrecht, der den ihr gegebenen Eid gebrochen hat, Bertha sehen, „auf einem schwarzen Todtengerüst" im Trauergemach; in der „Teufelsmühle" führt Sophiens Geist dem Mörder Löbenstein die von ihm vergiftete Agnes von Boodsheim vor, wie sie aufgebahrt daliegt; auch im „Ritter Benno von Elsenburg" liegt Agnes auf dem Paradebett; im „Eisernen Mann" wird der Turm vom Blitz auseinandergespalten, und man sieht Amandine „auf einem Sarg, mit Schleyer behängt" liegen. — — —

Ich muß in dieser Untersuchung, für die ja eine gewisse Knappheit geboten ist, eine Frage unbesprochen lassen, die mit dem Gesagten in unmittelbarer Verbindung steht: die Frage nach dem Ver-

hältnis, das zwischen den Wiener Stücken, von denen ja viele auch in Deutschland gegeben wurden, und der Schicksalstragödie besteht. Denn so wie der „Karl von Berneck“ aus dem Ritterdrama in die Schicksalstragödie hinüberleitet, so hängen eben Ritterdrama und Zauberstück, in denen das Schicksal schon eine so mächtige Rolle spielt, mit der Schicksalstragödie, die so viel Gewicht auf Grausiges und Äußerliches legt, sicherlich nahe zusammen. Es ist darum — eben darum — auch kaum zu entscheiden, ob dieser oder jener Zug in Grillparzers Drama auf den Einfluß der Schicksalstragödie zurückzuführen ist oder auf jenen der Wiener Stücke; der Eindruck beider Gattungen vereinigte sich eben zu einer einzigen Beeinflussung. Nur darin, daß er das Gespenst der Ahnfrau sichtbar auf die Bühne gebracht hat, ist Grillparzer wohl sicherlich den besprochenen Stücken, die in seiner Jugend einen so großen Eindruck auf ihn gemacht hatten, gefolgt. Freilich gibt eine Übereinstimmung, die so weit geht wie jene zwischen der „Ahnfrau“ und Schikaneders „Konrad Langbart“, wohl zu denken.

Und sicherlich haben die durch diese Stücke hervorgerufenen Jugendeindrücke (welche durch die Lektüre von Ritter- und Räuberromanen noch verstärkt worden sein mögen) den jungen Dichter mächtig in ihrem Bann gehalten, während er seine Schicksalstragödie dichtete; und wir erkennen in der „Ahnfrau“ ebenso deutlich das für die Wiener Volksdramatik so überaus wichtige Element des Schrecklichen und Grausenhaften, wie wir in dem dramatischen Gedicht „Der Traum ein Leben“ die Nachwirkungen des Phantastischen und Märchenhaft-Prunkvollen fühlen, das der volkstümlichen Wiener Zauberoper eigentümlich war.

---

# Zu E. T. A. Hoffmann:

## Verzeichnis der Schriftstücke von ihm, an ihn und über ihn, die im Besitze seines Biographen Hitzig gewesen sind.

Von Hans von Müller in Berlin.

---

Ehe ich den Zweck des nachfolgenden Verzeichnisses erkläre, muß ich bitten, mir einige sehr persönliche Bemerkungen zu verstatten über die Arbeiten, in deren Zusammenhang es entstanden ist.

Seit 1895 hatte ich nebenher Material gesammelt für eine abschließende Ausgabe und Biographie Hoffmanns, die ich zu seinem hundertsten Todestage, 1922, vorzulegen gedachte. Da erschien 1899

die vortreffliche Ausgabe seiner Dichtungen von Eduard Grisebach, die auch an dieser Stelle gebührend anerkannt worden ist; sie mahnte mich, das, was mir noch zu tun übrig blieb, nicht mehr so lange aufzuschieben, und ich beschleunigte nunmehr die Vorarbeiten. Die letzten Ziele sind einerseits eine vollständige Ausgabe von Hoffmanns kleinen Schriften[1]) und anderseits eine Biographie, die auf breiter Grundlage unter psychologischen Gesichtspunkten durchzuführen wäre.

Ellingers Biographie (1894) und Grisebachs Biographische Einleitung zu seiner Ausgabe (1899) bieten ja bereits lebensvolle Bilder von Hoffmanns Entwicklung, und jede von beiden Arbeiten hat ihre eigentümlichen Vorzüge. Beide beruhen aber doch in allem Wesentlichen auf dem Material, das seit 1839 vorlag, und dem wenigen, was seitdem aus den Nachlässen Fouqués (durch Kletke), Tiecks (durch Köpke) und Pücklers (durch Ludmilla Assing) veröffentlicht worden ist; an ungedruckten Zeugnissen sind von beiden fast nur die Bestände der Königlichen Bibliothek in Berlin verwertet worden. Daraus ergab sich die Nötigung, erst das biographische Material selber, vor allem Hoffmanns Briefwechsel, zu sammeln und einheitlich vorzulegen.[2])

Bei dieser Vorarbeit des Sammelns handelt es sich um drei Arten von Aufgaben: erstens sind die Nachkommen von Hoffmanns Verwandten und Bekannten sowie die Rechtsnachfolger seiner Verleger festzustellen, um Mitteilungen aus den Nachlässen oder Verlagsarchiven zu ersuchen und womöglich für selbständige Mitarbeit zu gewinnen; zweitens sind die Hoffmann-Autographen, die in öffentlichen und privaten Sammlungen liegen, zusammenzustellen; drittens sind die urkundlichen und öffentlichen Zeugnisse über Hoffmanns Leben in den Städten aufzusuchen, in denen er gelebt hat.

Die Orientierungsarbeiten hierfür sind im wesentlichen erledigt. Ich stehe einerseits in direkter Verbindung mit den beiden um 1700 sich trennenden Zweigen der bis 1540 zurückzuverfolgenden Familie Bagieński-Hoffmann (insbesondere auch mit den Nachkommen von Hoffmanns rechten Vettern Johann und Heinrich

---

[1]) In drei Abteilungen: 1. Erzählungen, Scherze und Aphorismen; 2. Abhandlungen: a) freie Aufsätze, b) Rezensionen; 3. Pläne, Gelegenheitsdichtungen, einige amtliche Arbeiten. Dazu als Anhang: Chronologische Bibliographie aller Hoffmannschen Drucke (Schriften, Kompositionen und Stiche).

[2]) Ich hoffe, das gesamte Material nebst einem biographischen Abriß (in vier Bändchen) übers Jahr vorzulegen; ich darf hier wohl erwähnen, daß ich an Briefen bisher 210 von und 20 an Hoffmann dem Wortlaut nach kenne (gedruckt waren bisher, mehr oder weniger vollständig, 142 beziehungsweise 4 Stück, die sich auf zwanzig Publikationen verteilen). Vier illustrierte Privatbriefe habe ich, als Probe, im diesjährigen Februarheft der 'Insel' veröffentlicht.

Hoffmann), anderseits mit den Erben von Hippel, Hitzig, Speyer, Kunz und Julia Marc; nicht hoch genug kann ich das liebenswürdige Entgegenkommen rühmen, das ich überall gefunden.

Als reichste Fundgrube erwies sich der Hitzigsche Nachlaß: erstens sind noch fast alle Briefe Hoffmanns an Hitzig vorhanden, zweitens ist Hoffmanns eigener Nachlaß von dessen Witwe an Hitzig übergeben, und drittens hat Hitzig außerdem ein reiches Material gesammelt für seine Biographie Hoffmanns und die Nachträge zu derselben.

Die Briefe Hoffmanns und das sekundäre biographische Material hat Hitzig aufgehoben, dagegen ist Hoffmanns Nachlaß nur teilweise in seinen Händen geblieben. Die Tagebücher hat er außer geringen Resten verbrannt, die Musikalien sind, soweit sie nicht vorher schon fortgegeben waren, in den vierziger Jahren in den Besitz des Königs Friedrich Wilhelm IV. gekommen, der sie im Februar 1847 der Königlichen Bibliothek in Berlin überwies.

Als Hitzig 1849 starb, blieb sein gesamter Nachlaß im Hause; wie man aus Paul Heyses Jugenderinnerungen weiß, wohnten daselbst auch Hitzigs Schwiegersöhne, Franz Kugler und der General Baeyer.

Nach Kuglers Tode 1858 zog dessen Witwe Clara Kugler mit ihren Söhnen Bernhard und Hans nach München; von den Hoffmannschen Sachen sind anscheinend nur einige Zeichnungen dorthin mitgenommen, die dann nach dem tragischen Ende von Clara und Hans Kugler 1873 in Paul Heyses Besitz übergingen.

Die übrigen Papiere, die in Unordnung geraten waren, blieben in Berlin; sie wurden, in durchaus zufälliger Teilung, von dem genannten General Baeyer und von Hitzigs Sohn, dem Geheimen Regierungs- und Oberbaurat Friedrich Hitzig, verwahrt. Jetzt gehören sie der Tochter des ersteren, Frau Emma Ribbeck in Leipzig, und dem Sohne des letzteren, dem Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Eduard Hitzig in Halle a. S.

Am 10. und 11. Mai 1901 habe ich den Hallischen, am 25. Januar 1902 den Leipziger Teil des Hitzigschen Gesamtnachlasses durchsehen dürfen und die auf Hoffmann bezüglichen Sachen geordnet. Mit nicht genug zu rühmender Liberalität wurde mir sofort erlaubt, das ganze Material behufs wissenschaftlicher Benutzung in meine Berliner Wohnung[1]) zu nehmen, wo es noch heute liegt.

Diese Papiere möchte ich hier verzeichnen. Am Schluß jeder Gruppe deute ich in eckigen Klammern an, wo und wie dieses Material bereits von Hitzig verwertet ist; um die Hinweise zu vereinfachen, stelle ich eine kurze Aufzählung seiner Hoffmann-Publika-

---

[1]) Friedenau bei Berlin, Rönnebergstraße 14.

tionen voran. Bibliographische Vollständigkeit der Angaben (speziell Zählung der Textseiten und Beilagen), sowie eine Beurteilung der Leistungen ist dabei nicht erstrebt.

Hitzigs Publikationen über Hoffmann.

1823 April I. Hoffmann (Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier) in Warschau 1804—1807. (Abend-Zeitung, Nr. 93—95.)

„ Mai II. Einiges zur Charakteristik Hoffmanns. (Der Gesellschafter, 71.—73. Blatt.)

„ „ III. Aus Hoffmanns Leben und Nachlass. Herausgegeben von dem Verfasser des Lebens-Abrißes Friedrich Ludwig Zacharias Werners. Erster | Zweiter Theil. Berlin, Dümmler, 1823. (Preis broschiert 3 Thlr. 8 Gr.)

„ Sept. IV. Nachträgliches zu dem Buche: Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. Von dessen Herausgeber. (Abend-Zeitung, Nr. 231—234.)

Diese vier Aufsätze handeln ohne besondere Überschriften
1. von Devrient und den anderen „Zechbrüdern";
2. über die Schriftstellerei von Frauen;
3. über drei Briefe an Hitzig: von Lichtenstädt, von einem Unbekannten, von Loest;
4. Entschuldigung, daß das Erscheinen der Werner-Biographie sich verzögert hat. In einer Randnote wird behauptet, Houwald habe Hoffmann nahegestanden (??); in einer anderen wird Hitzigs Anonymität mit den zwei Gründen erklärt, daß sich für einen Beamten Schriftstellerei nicht zieme und daß das Wort „ich" vermieden werden müsse.

1825 Anfang V. Nachträge zu dem Werke: Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. (Die letzten Erzählungen von E. T. A. Hoffmann ... Zweite Abteilung [Berlin, Dümmler, 1825] S. 341—400.) Darin: Vorwort.

A. Noch etwas Briefliches von Hoffmann:
   1. (Brief über Sondershausens Zehn Jungfrauen.)
   2. (Fragmente aus vier späteren Briefen an Hippel.)

B. Über Hoffmann. Von Stephan Schütze.

C. Nachträgliches. Vom Herausgeber. Darin:
   (1) = IV 1.
   (2) = IV 3, aber statt des Briefs von Loest leider einer von und einer über den Schauspieler Leo.
   (3) Über einige Kritiker Hoffmanns. Eingeschoben eine Episode über die Entstehung des Klein Zaches.

1831 VI. Aus Hoffmanns Leben und Nachlass. Herausgegeben von dem Verfasser des Lebens-Abrisses Friedrich Ludwig Zacharias Werners. Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe. Erstes — Sechstes Bändchen. Stuttgart, Brodhag, 1831. (E. T. W. Hoffmanns erzählende Schriften in einer Auswahl. Herausgegeben von seiner Witwe Micheline Hoffmann geborene Rorer. 3. 6. 9. 12. 15. 18. Bändchen.)

Enthält III + V mechanisch hintereinandergestellt. Einige früher abgekürzte Namen sind nunmehr ausgeschrieben, sechs Zeilen über Hoffmann im Auslande sind hinzugefügt.

1839 VII. [Rezension von Toussenels Hoffmannübersetzung.] (Gesellschafter, Literarische Blätter Nr. 7.)

1839 VIII. E. T. A. Hoffmanns Leben und Nachlaß. Von Julius Eduard Hitzig. Erster — Dritter Band. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. (E. T. A. Hoffmanns Erzählungen aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß. In fünf Bänden. Herausgegeben von Micheline Hoffmann, geb. Rorer. Vollständige, rechtmäßige Ausgabe. Dritter — Fünfter Band. Stuttgart, Brodhag, 1839.)

= VI + VII, d. h. also III + V + VII mechanisch hintereinander gestellt. Die in V fragmentarisch mitgeteilten 4 Briefe an Hippel sind nunmehr vervollständigt und 9 neue abgedruckt; vier Schlußzeilen vom 1. Juli 1839 sind hinzugefügt. Ferner hat die Verlagshandlung Noten und Anhänge von Kunz und Fouqué hinzugefügt.

1841 IX. [Notiz über eine mißverständliche Benutzung von Hoffmanns (III, 2, 60 mitgeteiltem) Calderon-Scherz.] (Gesellschafter, Bemerker Nr. 11.)

---

## A. Hoffmanns Briefe an Hitzig.

| Nr. | Ort | Jahr | Monat | Tag | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. | Warschau | 1807 | April | 20 | (der Brief selbst verloren, die Beilage, 2 S. 8°, in Halle). |
| 2. | — | — | — | 28 | : 4 S. 8° (Leipzig). |
| 3. | — | — | Mai | 14 | : 4 S. 8° (Halle). |
| 4. | Berlin | 1807/08 | | | : (nur der Schluß, 2 S. 8°, in Leipzig; Anfang mit Datum abgerissen). |
| 5. | — | — | | | : (nur der Schluß, 1/2 S. 4°, in Halle; Anfang mit Datum abgerissen. In beiden Briefen wird irgendeine diskrete Angelegenheit behandelt worden sein.) |
| 6. | — | 1807 | Juli | 22 | : 1 S. 4° (Halle). |
| 7. | — | — | August | 22 | : 1 S. 4° + Beilage 1 S. 8° (Halle). |
| 8. | Bamberg | 1809 | Januar | 1 | : 4 S. 4° (Halle). |
| 9. | — | — | Mai | 25 | : 4 S. 8° (Halle). |
| 10. | — | 1812 | April | 28 | : 4 S. 4° (Halle). |
| 11. | — | — | Juli | 1 | : 1 S. 4° (Halle). |
| 12. | — | — | — | 15 | : 1 S. 4°, mit Nachschrift von Hitzig an Fouqué (Halle). |
| 13. | — | — | August | 15 | : 1 S. 4°, ebenso (Leipzig). |
| 14. | — | — | Oktbr. | 4 | : 2 S. 4° (Halle). |
| 15. | — | — | Novbr. | 30 | : 3 S. 4°, mit Nachschrift von Hitzig an Fouqué (von Hitzig an Fouqué geschenkt; jetzt im Besitze des Herrn Alexander Meyer Cohn in Berlin). |
| 16. | Dresden | 1813 | Dezbr. | 1 | : 3 S. 4° (Halle). |
| 17. | Leipzig | 1814 | Juni | 8 | : 2 S. 8° (Halle). |
| 18. | Berlin | 1820 | Ende | | (jedenfalls ins Manuskript der Biographie geklebt und mit diesem verloren). |
| 19. | — | 1821 | Novbr. | 30 | : 1 S. 16° (von Hitzig an Dorow geschenkt; wo jetzt, unbekannt). |
| 20. | — | 1822 | Januar | 8 | : 1 S. 4° } (Halle). |
| 21. | — | — | — | 18 | : 1 S. 8° } |
| 22. | — | — | — | 30 | : 1 S. 8° } |
| 23. | — | — | Februar? | | 1 S. 4° } |
| 24. | — | — | März | 1 | : 1 S. 8° } |
| 25. | — | — | — | 2 | : 1 S. 8° } |

26. Berlin 1822 März 4 : 1 S. 8⁰ (Halle).
27. — — April Anf.? 1 S. qu.-8⁰ (Halle).
28. — — — 14 : 1 S. 4⁰ (Halle).
29. — — — Ende? 1 S. 4⁰ (Halle).

Bis Nr. 22 eigenhändig mit Tinte, 23—27 eigenhändig mit Blei, die letzten beiden dem Schreiber diktiert und mit eigenhändigem Schluß.

[Hitzig hat in III die 6 Nummern 1. 2. 3. 7. 18. 19 vollständig abgedruckt (19 ist dann von Dorow faksimiliert), bruchstückweise ferner die 6 Nummern 8. 9. 12. 13. 14. 16. In den 'Briefen an Fouqué' steht Nr. 15. Von den anderen 16 Nummern ist bisher kein Satz gedruckt.]

## B. Hoffmanns Nachlaß.

Über die Musikalien mit Einschluß der Textbücher (auch des selbstgefertigten zur 'Pilgerin') habe ich soeben, im zweiten Juniheft der 'Musik' (Berlin, Schuster & Loeffler; S. 1651/66), berichtet.[1])

Auf die hinterlassenen Zeichnungen komme ich an einem dritten Orte zurück.[2])

Hier soll nur über die literarischen und persönlichen Papiere berichtet werden:

### a. Rein literarische Manuskripte:

(Soweit bekannt, alle in Quart.)

1. Ein einzelner Bogen aus einem Heft, mit „2." bezeichnet. Auf der ersten Seite anscheinend der Schluß einer ersten Fassung der 'Ahnungen aus dem Reiche der Töne'; die übrigen 7½ Seiten enthalten den Anfang einer Erzählung 'Der Freund. Brief an Theodor.' (Leipzig.)

2. Ein grüngebundenes Heft mit den Seitenzahlen 3—60. S. 1 und 2 (wohl Titelblatt) sind herausgeschnitten, auf S. 3—59 steht vollständig der 'Revierjäger', S. 60 ist weiß. (Leipzig.)

3. Ein ebenso gebundenes Heft mit 17 ungezählten Blättern. Auf dem ersten der Titel

Nachtstücke.
Herausgegeben
vom Verfasser der Fantasiestücke in
Callotts Manier

Der Sandmann
D. 16 Novbr: 1815 Nachts 1 Uhr

---

1) Die kleine Publikation ist 'Hoffmann-Reliquien' überschrieben und bringt 1. Hoffmanns Rezension von Beethovens Egmont-Musik, 2. eine Bibliographie der bisher gedruckten Kompositionen Hoffmanns (9 Nummern), 3. ein Verlagsangebot Hoffmanns aus dem Herbst 1807 mit einem Verzeichnis seiner damals vorliegenden Kirchen- und Kammermusik (12 Nummern), 4. ein Verzeichnis der 1822 vorhandenen Musikhandschriften Hoffmanns (24 Nummern). Ferner enthält das Heft eine Arie und eine Karikatur Hoffmanns.

2) Ich kenne zwei Ölbilder von Hoffmanns Hand; das eine stellt Hoffmann und Marcus, das andere die Familie Kunz dar. Ferner kenne ich zwei von den Aquarellserien, die er zur Veröffentlichung bestimmt hatte: die drei Berliner Schauspielerkarikaturen von 1807/08 und die drei Leipziger Napoleonkari-

Es folgt der Text des Sandmanns; das erste Blatt fehlt, sonst scheint alles vorhanden zu sein. (Leipzig.)[1])

4. 'Neueste Schicksale eines abentheuerlichen Mannes. Mitgeteilt von E. T. A. Hoffmann' (unvollendet, vermutlich mit Absicht abgebrochen). (Wo?)

5. Hoffmanns letztes Manuskript: 70 Seiten, auf dem Krankenbette diktiert.[2]) Inhalt: S. 1—18 'Die Genesung. Fragment aus einem noch ungedruckten Werk von E. T. A. Hoffmann.' S. 19—69 'Der Feind' (unvollendet, durch Hoffmanns Tod abgebrochen; die 'Genesung' hingegen ist wohl nur als Fragment entworfen und das „ungedruckte Werk" eine Mystifikation). (In Leipzig liegen von diesem Manuskript S. 1—12. 17 f. 67—69; das ganze übrige Manuskript des 'Feindes' wird nach Nürnberg gesandt worden sein, die drei Schlußseiten sind der vielen Hörfehler wegen wohl noch einmal abgeschrieben.)

[Hoffmann hatte die 'Ahnungen aus dem Reiche der Töne' im Frühjahr 1814 ans Morgenblatt eingeliefert, sie wurden aber erst im Februar 1816 dort gedruckt, nachdem Hoffmann die Arbeit bereits für 'Johannes Kreislers Lehrbrief' in den Fantasiestücken verwendet hatte. — Der 'Revierjäger' war für die Fantasiestücke bestimmt, wurde von Kunz refüsiert und erschien dann unter dem Titel 'Ignaz Denner' im ersten Bande der Nachtstücke. Eröffnet wird dieser Band durch den 'Sandmann'. — Die 'Genesung' übergab Hoffmann wenige Tage vor seinem Tode (vermutlich in einer Abschrift) an seinen Landsmann Symanski, in dessen 'Zuschauer' sie am 4. und 6. Juli 1822 erschien.

Von den drei Sachen, die Hoffmann nicht mehr zum Druck gegeben hat, erscheint der 'Freund' zum ersten Male in meiner populären Sammlung 'Das

katuren von 1814. Diese acht Bilder und eine Anzahl weiterer Versuche in Aquarell sind zwar herzlich schlecht, ebenso die Vignetten zu Werners Kreuz an der Ostsee, zu den Fantasiestücken und den Kinder-Märchen. Falls aber der Wunsch, sie kennen zu lernen, allgemein ist, würde ich später der geplanten Biographie einige davon beigeben. Einstweilen reproduziere ich zwei kleine Bamberger Selbstportraits in meinem 'Kreislerbuch' (siehe unten S. 367 Anmerkung 1): ein Aquarell und einen Ausschnitt aus dem Ölportrait der Familie Kunz.

[1]) Außer diesen drei in Leipzig liegenden kenne ich nur zwei rein literarische Manuskripte von Hoffmanns Hand, die ich beide in den letzten Jahren von Autographenhändlern erworben habe:

1. Ein Bogen 4° (8 ungezählte Seiten): 'Des Kapellmeisters, Johannes Kreisler, musikalische Leiden': erste, später vielfach veränderte Fassung des bekannten Aufsatzes aus der Allgemeinen Musikalischen Zeitung von 1810, der dann in die 'Fantasiestücke' aufgenommen wurde (gekauft von Otto Aug. Schulz in Leipzig);

2. ein Blatt 4° ohne Seitenzahl: das vorletzte Blatt des 'Hundes Berganza' genau in der Fassung des ersten Drucks in den Fantasiestücken von 1814 (aus der Posonyischen Sammlung, von Friedrich Cohen in Bonn gekauft).

[2]) Vorher hatte Hoffmann diktiert:

1. den Schluß des 'Meisters Floh' (beendet 28. Februar, abgesandt an Wilmans in Frankfurt 7. März, erschienen daselbst Ende April);

2. 'Des Vetters Eckfenster' (beendet 14. April, erschien vom 23. April bis zum 4. Mai in Symanskis 'Zuschauer' Nr. 49—54; das unmittelbare Vorbild ist Kretschmanns 'Scarron am Fenster' in Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf 1798);

3. 'Meister Johannes Wacht' (schon vor Beendigung des 'Eckfensters' begonnen; lag bei Hoffmanns Tode bei Engelmann in Heidelberg, wurde aber dann an Max in Breslau gegeben als Ersatz für die im November 1821 auf 'Schnellpfeifers Flitterwochen' vorgeschossenen 25 Friedrichsd'or und erschien in einer Sammlung von 'Geschichten, Sagen und Märchen' mit der Jahreszahl 1824).

Kreislerbuch'.[1]) Die Arbeit stammt aus früherer Bamberger Zeit und ist noch sehr unreif, aber stofflich merkwürdig, da sie Kreislern im Wahnsinn vorführt. — Die 'Neuesten Schicksale' stehen als einziges größeres ineditum in Hitzig III. — Der 'Feind' erschien einige Monate darauf in Fouqués Frauentaschenbuch für das Jahr 1824.]

b. Versuche und Gelegenheitsdichtungen

(Leipzig). [Ungedruckt.]

1. Fragment eines unbekannten Versuchs im Stile von Jean Paul und Sterne. Mit Illustrationen. 2 S. 8°.

2. 'Die Feuersbrunst. Ein DosenGemählde von Rembrand.' Bleistiftzeichnung und Anfang einer fabulierenden Erklärung à la Lichtenberg. 2 S. 8°.

3. 'Die Nonne an die Braut (bey Ueberreichung eines GebetBuchs).' Polterabendgedicht von 52 reimlosen Zeilen. 2 S. 8°.

4. '(Rektifiziertes Sonett) An den Dichter des Trauerspiels Carlo.' Parodistisches Sonett auf 1 S. 8°, unterschrieben

D'E.[lpons] & H[offmann].

(Ferner befindet sich in Leipzig noch ein schlechtes Gedicht auf Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise, unterzeichnet H. K., zweifellos von Hoffmanns Hand; wahrscheinlich des Scherzes wegen abgeschrieben.)

c. Tagebücher, Entwurfbücher, Entwürfe.

1. Das Plocker Tagebuch, Winter 1803/04 (anscheinend von Hitzig verschenkt, soll ganz oder teilweise im Besitz des Geheimen Hofrats Professor Joseph Kürschner in Eisenach sein).

2. 'Miscellaneen, die literarische und künstlerische Laufbahn betreffend. Angefangen im Exil, im August 1803.' (Wo? Hitzig hat später ein Blatt daraus mit Einträgen vom 14. und 15. März 1808 an Dorow geschenkt.)

3. Die Tagebücher aus der Kapellmeisterzeit, beginnend Bamberg 1809 und endend in Berlin 1815. Anscheinend gebundene Bücher von starkem (bläulichen und weißen) Schreibpapier. (Von Hitzig vernichtet, da Hoffmann darin „die Bekenntnisse aller seiner Schwächen" niedergelegt. In Leipzig sind nur fünf herausgerissene Blätter; auf den zwei weißen steht von Hitzigs Hand 1809, auf den drei blauen 1812.)

4. 'Drey verhängnißvolle Monathe! (Auszug aus meinem Tagebuch für die Freunde.)' Unvollendet. Beginnt „Dresden Den 15 August 1813" und hört beim 29. August mitten im Satz und in der Zeile auf, mit den Worten „— wie gut es, daß ich". 3 S. 4°. (Halle.)

5. 'Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers. Ein Buch für Kenner.' Skizze, vermutlich von 1811/12. (Wo?)

6. Ein Notizbuch mit einzelnen Einfällen; einige davon publizierte Hoffmann, zu abgeschlossenen Aphorismen ausgearbeitet, in seinen 'Flüchtigen Bemerkungen und Gedanken über mancherlei Gegenstände. (Nach dem Französischen des Barons von L*****.)' in Symanskis 'Freimüthigem für Deutschland' Nr. 36. 44. 45 vom 19. Februar, 2. und 3. März 1819. (Wo?)

7. Ein Oktavblatt mit 2 Zeilen Notizen (Leipzig).

8. Desgleichen mit einer Anekdote von 4 Zeilen (Leipzig).

9. Ein Doppelblättchen in 16° mit 14 Zeilen Notizen aus der letzten Zeit, vielleicht für den 'Schnellpfeffer' (Halle).

---

[1]) Das Kreislerbuch. 29 Stücke Text, 4 Kompositionen, 5 bildliche Darstellungen von E. T. A. Hoffmann, zusammengestellt von Hans von Müller. Leipzig, Insel-Verlag 1902.

[Aus 1 hat Hitzig in III einzelne Stellen ungenau veröffentlicht; hoffentlich werde ich in der Lage sein, das Buch nach dem Original zu bringen. — Von 2 hat Dorow die eine Seite des ihm geschenkten Blattes faksimilieren lassen; Hitzig gibt in III nur den Inhalt des literarischen Teiles an. — Aus 3 hat Hitzig in III relativ geringfügige Auszüge gegeben, die auch den größten Teil der noch vorhandenen fünf Blätter enthalten. — 4 steht bis auf die zitierten letzten Worte in Hitzig III, ebenso 5. — Aus 6 bringt Hitzig III Auszüge, er verlegt irrtümlich das ganze Buch in Hoffmanns letztes Lebensjahr. — 7 ist ungedruckt, 8 steht in Hitzig III, 9 ist wieder ungedruckt.]

d. Korrespondenz

(Konzepte, nicht abgeschickte Briefe, erhaltene Briefe), chronologisch geordnet.

1. 1817 Juli 10 Hoffmann an seinen Bruder (unvollendet, nicht abgeschickt): 2 S. 4⁰ (Halle).
2. 1819 Mai 8 Friederike Krickeberg geb. Koch (Berliner Schauspielerin) an Hoffmann: 4 S. 4⁰ (Halle).
3. — August 15 Stephan Schütze an Hoffmann: 1 S. 4⁰ (Leipzig).
4. — Dezbr. 3 Karl Winckler an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Leipzig).
5. 1820 Januar 20 Ludwig Robert an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Leipzig).
6. — Februar 11 Gebrüder Wilmans (Verleger in Frankfurt) an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Leipzig).
7. — März 2 Hoffmann an Johanna Eunike: Konzept eines Gratulationssonetts, 1 S. 8⁰ (Leipzig).
8. — — 23 Beethoven an Hoffmann (jedenfalls von Hitzig an einen Sammler geschenkt).
9. — Mai 22 Fouqué an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Leipzig).
10. — Juni 5 Graf Brühl an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Halle).
11. 1821 Januar 2 Amadeus Wendt an Hoffmann: 3 S. 4⁰ (Leipzig).
12. — — 16 Hetsch, Architekt und Mitglied der Kunstakademie in Kopenhagen, an Hoffmann: 4 S. 4⁰ (Halle).
13. — März 26 Oehlenschläger an Hoffmann (jedenfalls von Hitzig einem Sammler geschenkt).
14. — Juli 14 Freiherr von Biedenfeld an Hoffmann: 1 S. 4⁰ (Leipzig).
15. — Novbr. 25 Josef Max (Verleger in Breslau) an Hoffmann: 3 S. 4⁰ (Halle).
16. 1822 Januar 24 Koreff an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Leipzig).
17. — Februar 12 Gebrüder Wilmans an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Halle).
18. — März 4 Josef Max an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Leipzig).
19. — — 19 Annullierte Quittung Hoffmanns an die Bibliothek der K. Schauspiele (er hatte sich die Partitur der Undine geliehen, um ein neues Vorspiel zu komponieren): 1 S. fol. (Halle).
20. — Mai 1 Hoffmann an Johanna Eunike: erstes Diktat eines Billets; 1 S. 4⁰ (Halle).
21. Undatierter Brief eines C. H. Saemann an Hoffmann: 4 S. 4⁰ (Leipzig).

[Davon bei Hitzig III Nr. 1 (unter Abkürzung der Ortsnamen). 8. 13. — Später sind veröffentlicht Nr. 7 (im 'Gesellschafter' vom 1. Juli 1833) und Nr. 20 (von mir, in der Frankfurter Zeitung vom 25. Juni 1901). Die übrigen 16 Stücke sind ungedruckt.]

Anhang:

Ein fremdes Manuskript aus Hoffmanns Nachlaß: 'Die Sterbelustigen. Eine Posse in einem Aufzug von W. v. D'Elpons.' (Halle).

## C. Papiere, die später in Hitzigs Besitz gekommen sind.

a. Geschäftliches kurz nach Hoffmanns Tode (Halle). [Ungedruckt.]

1. Briefe des Verlegers Joseph Max an Hoffmann, Kudowa 30. Juni 1822 und an Hoffmanns Witwe, 2. Juli 1822; am Rande des letzteren hat Hitzig den Inhalt seiner Antwort vom 12. Juli vermerkt.

2. Amtliche Mitteilungen Hitzigs an einen Kammergerichtssekretär bezüglich der Inventur des Nachlasses (Wein und Musikalien). Es geht daraus hervor, daß die Witwe am 4. Juli schon abgereist war und daß die Nachlaß-Auktion erst später stattfand.

3. Sammelliste für Hoffmanns Grabstein und Rechnung des Steinmetzen (für den Denkstein 30 Taler, für sonstige Ausgaben 31 Taler 12 Gr.).

b. Materialien und Mitteilungen biographischer Art bis zum Erscheinen der Biographie III:

1. von Hippel 7 Briefe Marienwerder 1822 Juni 29. Oktbr. 9. Novbr. 16. 30. Dezbr. 4. 21. 1823 Januar 31.

Als Beilagen: 1822 Novbr. 30: 3 Hefte mit den Abschriften von 20 Briefen; Dezbr. 4: 1 Heft mit Hippels Erinnerungen an Hoffmann (82 S. 4$^0$), 1 Originalbrief von Ende Oktober 1794 (3 S. 8$^0$) und 7 Hefte mit den Abschriften von 27 weiteren Briefen; 1823 Januar 31: eine vorher unterdrückte Stelle aus einem Briefe

Zusammen also an Beilagen: 1 Heft Erinnerungen und als Anhang dazu 1 Originalbrief von 1749 sowie 10 Hefte und ein Blatt mit Abschriften von 47 Briefen aus den Jahren 1794—1808. Diese Abschriften sind nicht vollständig, aber in dem, was sie bieten, diplomatisch getreu. (Alles in Halle; leider fehlt je ein Blatt aus dem 2. und dem 10. Briefheft.)

2. von Speyer: eigenhändige 'Notizen über Hofmanns Aufenthalt zu Bamberg'. 13 S. Fol. (Halle).

Ferner einige Blätter mit Entwürfen und Notizen Hitzigs (Leipzig), sowie Abschriften von Hoffmanns Zeugnissen und Hoffmanns Testament (Halle) und ein Auszug aus Webers Rezension der 'Undine' (Leipzig); die Manuskripte zu Hitzigs, Härings und Marxens Texten scheinen nicht erhalten zu sein.

[Von den 48 Briefen an Hippel sind 43 (mit starken Streichungen) als Beilagen im 1. Band von III gedruckt. Die Aufsätze von Hippel und Speyer sind gekürzt und stilistisch gefeilt in III aufgenommen, zum Teil auch Hippels sehr wichtiger Brief vom 31. Januar 1823 Wir werden beide Aufsätze nebst Hippels Briefen im zweiten Bande unserer 'Hauptquellen' zusammen mit den Erinnerungen von Hoffmanns anderen Bekannten vorlegen.]

c. bis zum Erscheinen der Nachträge in der Abend-Zeitung IV:

1. von Hoffmanns Witwe: 1 Brief Deutsch-Ostrowo 1823 Mai 10: 1 S. 4$^0$ (Halle).

2. von Anselm von Feuerbach: 1 Brief Ansbach 1823 Mai 19 (Halle).

3. von Fouqué: 1 Brief Nennhausen 1823 Juli 6: 2 S. 4$^0$ (Halle).

4. von Hippel: 1 Brief Marienwerder 1823 Mai 14 (Halle).

5. von Lichtenstädt: 2 Briefe aus Breslau (der erste verloren oder in Leipzig, der zweite, 1823 August 1, in Halle).

6. von Heinrich Loest: 1 Brief Münster 1823 August 15: 4 S. 8$^0$ (Halle).

7. von Johann Philipp Schmidt: 4 Briefe, Berlin 1823 Mai 9. 14. Juli 14. 21. (Halle).

8. „von einem fernen Freunde, dessen Handschrift er [Hitzig] seit fast zehn Jahren nicht gesehen, und in dem, wenn er ihn nennen wollte, man einen Mann

erkennen würde, den ganz Deutschland als einen seiner Edelsten hoch verehrt, der endlich wohl, so weit dies Prädikat überhaupt gegeben werden kann, den Namen eines vollendeten Christen verdient" (Abend-Zeitung vom 29. September 1823): 1 Brief (verloren oder in Leipzig).

[Wichtig nur 6 und 7. Aus 8 ist in IV eine lange larmoyante Stelle, aus 6 eine kürzere, wichtige über Hoffmanns Musik zitiert, die dann in V. VI. VIII wieder weggelassen ist. Auf die Reklamation in 7 ist bei Aufzählung von Hoffmanns Mitschülern in VI statt „Schmidt" gesagt „J. P. Schmidt, als Komponist rühmlich bekannt". Auf 5 antwortet Hitzig in IV.]

d. bis zum Erscheinen der weiteren Nachträge hinter den 'letzten Erzählungen' V:

1. von Hippel: 1 Brief Oppeln 1824 Dezbr. 2. Beilage: ein elftes Heft mit vierzehn späteren Briefen Hoffmanns (die sich beim Umzug nach Oppeln gefunden hatten) in diplomatischer Abschrift, „ausgeschlossen jedoch eine starke Stelle im letzten Brief". (Der Brief liegt in Leipzig, die Beilage ist verloren, vielleicht 1839 als Druckvorlage nach Stuttgart geschickt und nicht zurückgekommen.)

2. von Leo (Schauspieler): 1 Brief Weimar 1823 Novbr. 8: 6 S. 4° (Halle).

3. von Stephan Schütze: 1 Brief Weimar 1824 Dezbr. 11: 2 S. 8°. Beilagen: a) Manuskript von 5 S. 4° mit Erinnerungen an Hoffmann, unterzeichnet „St. Schütze", b) Brief an Schütze über Leos Tod Weimar 1824 Dezbr. 8 (Unterschrift abgekürzt und unleserlich): 3 S. 4°. (Alle 3 Stücke in Halle.)

4. von Karl Sondershausen: 1 Brief Weimar 1824 Dezbr. 12 (weist Hitzig hin auf eine lobende Besprechung seiner 'Zehn Jungfrauen' in einem Briefe Hoffmanns, der in der Abend-Zeitung veröffentlicht worden war): 2 S. 8° (Halle).

5. ein anonymer Brief mit Wappenabdruck (Bitte, den 'Feind' und die 'Marquise de la Pivardière' in die Nachträge zur Biographie mit aufzunehmen): 2 S. 4° (Halle).

[Von den 5 Briefen an Hitzig ist nur der 2. in V abgedruckt. — Von den neu aufgefundenen Briefen Hoffmanns an Hippel, der Beilage zu 1, heißt es in der Vorrede zu E: „das Pikanteste daraus ist der öffentlichen Mittheilung nicht fähig, und der Rest, unter dieser Voraussetzung, — caput mortuum." Es werden denn auch nur 4 „unbedeutende" Stellen im 2. Band mitgetheilt. Erst vierzehn Jahre darauf, in VIII, sind 13 von den Briefen mehr oder weniger vollständig veröffentlicht worden. — Von den Beilagen zu 3 ist das Manuskript vollständig, der Brief über Leos Tod auszugsweise in V mitgeteilt; 4 hat dazu Anlaß gegeben, den erwähnten Hoffmannschen Brief in V wieder abzudrucken, die Bitte in 5 ist dagegen in einer Randnote abgelehnt und erst 1839 erfüllt.]

e. Spätere Briefe an Hitzig,

z. T. mit den Konzepten von Hitzigs Antworten (Leipzig). [Ungedruckt.]

1. Korrespondenz mit Reimer und mit Duncker & Humblot vom Juli 1826: Reimer will eine Gesamtausgabe herstellen, Duncker & Humblot weigern sich, die 'Elixiere des Teufels' dazu herzugeben.

2. Korrespondenz mit den Gebrüdern Franckh in Stuttgart einerseits und Reimer anderseits, vom Jahre 1827: Hitzig bietet, ohne Reimer zu fragen, im Namen von Hoffmanns Witwe den Gebrüdern Franckh eine neue Ausgabe seiner Biographie nebst einer Auswahl aus Hoffmanns Taschenbuch-Beiträgen an; Reimer erlaubt nach längerem Sträuben, daß auf zehn Jahre, bis 1837, der Inhalt der Serapions-Brüder mit einbezogen wird. Es werden sechs Lieferungen zu drei Bändchen geplant, jede enthält 2—3 Geschichten und 1 Stück Biographie. Von den 15 aufgenommenen Geschichten sind 13 aus den Serapions-

Brüdern! Die Witwe erhält 2000 Taler. Schlägt die Publikation ein, so sollen die noch fehlenden späteren Almanachsbeiträge als Supplement nachgeliefert werden. — Die erste Lieferung erscheint. Mittlerweile aber hat sich Reimer doch noch mit den anderen Buchverlegern, insbesondere mit Duncker & Humblot,[1]) geeinigt und gibt eine zehnbändige Sammlung von Hoffmanns Büchern heraus, beginnend mit den Serapions-Brüdern, die auch einzeln (bedeutend billiger als vorher) abgegeben werden. Gebrüder Franckh sehen ein, daß sie nun keine Aussicht mehr haben und stellen den Druck ihrer teuer bezahlten Auswahl unter Ausbrüchen ohnmächtiger Wut gegen Reimer ein.

3. Korrespondenz mit der Brodhagschen Buchhandlung in Stuttgart, 1830. 31: Brodhag hat den größeren Teil von Franckhs Verlag übernommen und findet auch den Kontrakt mit der Hoffmann vor. Unbekannt mit den guten Gründen, die die Aufgabe des Unternehmens veranlaßt haben, druckt er alle 18 Bändchen der geplanten Auswahl; die bereits gedruckten 3 werden, als zu unscheinbar, aus dem Handel zurückgezogen.

4. Korrespondenz mit derselben Firma 1837/39: Die Auswahl hat (wie vorauszusehen war) dem Verlage nur Schaden gebracht; Brodhag schiebt das auf das unscheinbare Taschenformat und wünscht Oktav. Reimer gibt jetzt die Serapions-Brüder nicht wieder frei; statt dessen vervollständigt Brodhag mit Hülfe von Carl Friedrich Kunz in Bamberg die Sammlung, die eine Gesamtausgabe von Hoffmanns kleinen Schriften und Briefen, nebst Zeichnungen und biographischen Nachrichten darstellen soll. Leider war es Brodhag nicht vergönnt, diesen guten Plan in der wünschenswerten Weise durchzuführen: Hitzig verweigerte die Aufnahme der 'Blandina' und verbot, Hoffmanns Briefe separat zusammenzustellen; Fouqué teilte Brodhag auf Anfrage mit, er könne Hoffmanns Briefe an ihn nicht finden, und sandte statt dessen seine dürftigen Erinnerungen. So mußte die Sammlung unvollkommen bleiben. Die fünf Bände, die nunmehr als Fortsetzung der Reimerschen Sammlung erschienen, bilden jedoch mit dieser zusammen noch heute die einzige Sammlung von Hoffmanns Schriften, Entwürfen, Tagebüchern und Briefen. — Ein (nicht ganz vollständiger) Nachdruck dieser 15 Bände erschien in Einem Quartbande 1841 bei Baudry in Paris; hier ist Brodhags Idee durchgeführt, die Briefe sind, soweit Hitzig sie als numerierte Beilagen gegeben hatte, gesondert am Schluß des Bandes zusammengestellt.

5. Korrespondenz mit Hieronymus Truhn und Dr. Franz Commer über die Herausgabe des musikalischen Nachlasses: 1838/41.

6. Endlich liegen noch fünf spätere (uninteressante) Briefe der Witwe aus Breslau vor: je einer von 1838. 39. 41. 43. 44. Die Witwe starb Ende der fünfziger Jahre in Warmbrunn.

---

Diese Papiere habe ich aus einem Wust von tausend Zeitungsblättern, Familien- und anderen Briefen, Akten und dergleichen herausgesucht, gereinigt, geglättet und nicht ohne Mühe zusammengestellt; besondere Schwierigkeiten machten die nur teilweise paginierten Briefhefte Hippels, die unmittelbar als Druckvorlage verwendet und dazu größtenteils in einzelne Blätter zerschnitten waren.

Man wird verstehen, wenn ich mehr als jeder andere den dringenden Wunsch habe, daß diese nunmehr geordneten Papiere auch zusammenbleiben und nicht in der alten chaotischen Teilung nach

[1]) Der Vertrag mit Duncker & Humblot, 4. Juli 1827, liegt im Archiv der Firma in Leipzig.

Leipzig und Halle zurückwandern. Auch die Wiedervereinigung der anderen von Hitzig hinterlassenen Papiere, unter denen besonders zahlreiche Briefe aus den Kreisen des Nordsternbundes, von Zacharias Werner und Fouqué in Halle liegen (was in Leipzig ist, ist mir nur teilweise bekannt), wäre höchst erwünscht. Vielleicht entschließen sich die pietätvollen und uneigennützigen Besitzer dieser Schätze, Frau Emma Ribbeck und Herr Geheimrat Hitzig, die Sachen in Gestalt einer Hitzig-Stiftung zu Ehren ihres Großvaters letztwillig oder gemeinsam bei Lebzeiten einer öffentlichen Sammlung zuzuwenden. Es käme dafür ohne Frage in erster Linie die Königliche Bibliothek zu Berlin in betracht, da Hoffmann und Hitzig selber in Berlin gestorben sind und der musikalische Nachlaß des ersteren sich bereits in derselben Sammlung befindet.

---

# M. von Strachwitz' episch-lyrisches „Nordland" und „Romanzen und Historien".[1])

Von A. K. T. Tielo in Tilsit.

(Fortsetzung.)

## 8. Heinrich der Finkler. S. 295.

(Handschrift: „Kaiser Heinrich I.")

Im Jahrhundert der deutschen Klassiker dachte der junge Klopstock, der Besucher der Schulpforta daran, Deutschlands Befreier, Heinrich I., in einer Epopoe zu „singen".[2]) Aber er gab diesen Plan zu gunsten des „Messias" mit leichtem Herzen preis, und selbst die Ode „Heinrich der Vogler" (1749), eine Verherrlichung von Heinrichs Ungarn-Sieg in recht blassem Kolorit — war nach Cramers richtigem Urteil von dem Dichter zuerst auf Preußens zweiten Friedrich gemünzt worden.[3]) Dagegen führte der Gottschedianer Freiherr Christoph Otto von Schönaich leider ein Heldengedicht „Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen" (Berlin 1757) völlig zu Ende, ein grandioses Machwerk von hohlen Phrasen und stümper-

[1]) Vgl. oben S. 131 ff.

[2]) „Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften." Von Franz Muncker. Stuttgart 1888, S. 36.

[3]) Zu den „Oden", Hempelsche Ausgabe von Klopstocks Werken. Berlin [1878]. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Robert Boxberger. 5, 72.

haften Versen. Erst das 19. Jahrhundert hat den großen Sachsen poetisch zu würdigen gewußt. Unter den umfangreicheren Dichtungen aus diesem Stoffgebiete steht Julius Mosens patriotisches Erstlings-Drama obenan, freilich ohne von wirklich dramatischem Feuer durchglüht zu sein.[1]) Fouqué und A. Grün haben nur gelegentlich in ihren breiteren Werken auf den gloriosen Überwinder der Magyaren und Böhmen, der Wenden und Dänen zurückgeblickt.[2]) Den Lyrikern blieb es vorbehalten, ihn des öfteren zu ehren. Herzog Eberhard von Franken in seinem Verhältnis zu dem Herzog von Sachsen, Heinrichs und seiner Gemahlin erhabene Kraft, die Begrüßung des neuen Herrschers und sein siegreicher Kampf gegen die Ungarnhorden — das alles wurde gern episch-lyrisch umgeprägt — freilich meistens mit recht bescheidenem Erfolge.[3]) Aus der Flut der Mittelmäßigkeit taucht vor Strachwitz' „Heinrich dem Finkler" nur Vogls bekannte Ballade empor:

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut.

Dieses Poem, sowie Heinrich von Mühlers strammeren „Vogelsteller"[4]) und eine Reihe der Heinrich-Lyrika anderer, noch viel anspruchsloserer Autoren hatte Strachwitz zweifellos schon in seiner Gymnasiastenzeit aus dem „Ährenkranz von Balladen, Romanzen und Sagen der deutschen Dichter neuester Zeit. 1815 bis 1837" (anonym, Leipzig 1837) und Ad. Müllers „Klio" (Berlin 1840) kennen gelernt, auch war ihm wohl bereits damals die Sage, die des Königs Beinamen (Finkler oder Vogler) zu erklären sucht, geläufig geworden. Aber jedenfalls erst der erneute Einblick in die Grimmschen Sagen — sein „Hornist" geht dem „Heinrich" kurz

---

[1]) „Heinrich der Finkler, König der Deutschen. Historisches Schauspiel in 5 Akten." Leipzig 1836.

[2]) Fouqué in „Burg Geroldseck" (1808, „Ausgewählte Werke" 12, 102 f.), Grün in den „Nibelungen im Frack". Leipzig 1843. S. 21, Str. 4: „Der Vogelherd übt Heinrichs, des Finklers, Hand im Morden | Für spätre Wandervögel, die schlimmen Hunnenhorden".

[3]) In A. Müllers „Klio": S. 136 „Eberhard an Heinrich den Vogler" (2 gereimte Strophen), „Das königliche Paar" von Treitschke (4 Zeilen) und „Heinrich der Vogler" von Conz (die Ungarnschlacht; Nibelungenstrophe). — „Heinrich der Finkler" in Fr. G. Poccis und G. Görres' „Festkalender". München und Wien [1834—1839]. Heft 11, S. 3. — Georg Rapps „Heinrich I." in den „Deutschen Ahnen in Romanzen aus Geschichte und Sage". Stuttgart 1839 (Hubs „Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter". 2. Auflage. Karlsruhe 1849, S. 540): Heinrichs I. Wahl durch Konrad — zu skizzenhaft. Eine besondere Stellung nimmt ein wenig höher stehendes Gedicht Friedrich Becks ein: „Herzog Arnulf I. und Kaiser Heinrich der Finkler" („Gedichte". München 1844, S. 192).

[4]) „Heinrich der Vogler" in dem „Ährenkranz", dann in Vogls „Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden". Wien 1846, S. 52. — „Heinrich der Vogelsteller" in H. von Mühlers „Gedichten". Berlin 1840, S. 311.

voraus — machte in ihm die Gestalt des Kaisers[1]) lebendig.[2]) Die Sehnsucht nach einem gefestigten und einigen Vaterlande ließ ihn in diesem praktisch tüchtigen Einiger Deutschland ein Ideal schöpferischer Herrschergröße bewundern.[3]) In dem wütenden Geschrei der Parteien zog ihn vorerst die lichte Erscheinung des „Städtegründers" kräftiger an als die finstere des Städtezerstörers Friedrichs II.

Wie Vogl und andere schildert Strachwitz Herzog Heinrich am Vogelherd und seine Wahl zum deutschen König. Aber er hat sich nicht mit enger Situationsmalerei begnügt; er wollte dem Retter des Vaterlandes ein Denkmal setzen, und daher mußte er dem Momente fröhlich erblühender Hoffnung Szenen blutiger Not vorausschicken. So erzählt der erste Teil seines Gedichtes, wie die Ungarn alljährlich die deutschen Gauen verwüsten, bis sich der schon im Leben ohnmächtige König Konrad auf dem Sterbebette dazu aufrafft, den „Herzog von dem Land der Elbe" zu seinem Nachfolger zu küren. Die Zwietracht der Reichsfürsten übergeht Strachwitz mit Absicht, und auch die Person Eberhards, der die Krone nach dem Rate des sterbenden Bruders dem Sachsenherzog überbrachte, hat er, wie es schon die Erzählung der Brüder Grimm tat, als eine überflüssige Nebenperson gestrichen. Im übrigen bedeutet der Vorbericht eine direkte, wenig individuelle Umgestaltung der Geschichts-Prosa in gereimte Verse, wenn auch die Ungarnplage in einigen intensiv leuchtenden Strichen vorgeführt wird (Strophe 2, 5). Mit Strophe 10 schließt

---

1) Heinrich I. starb bekanntlich, bevor er den geplanten Römerzug ausführen und die Kaiserkrone gewinnen konnte: J. B. Weiß, „Lehrbuch der Weltgeschichte". Wien 1862, 2, 665 ꝛc.

2) „Deutsche Sagen" 2, 156, Nr. 461 „Kaiser Heinrich der Vogler"; ein ebenso spärlicher Bericht findet sich in dem „Buch der schönsten Geschichten und Sagen für Jung und Alt wiedererzählt" von G. Schwab. 2 Bände. Stuttgart 1836—1837, 2, 418 (in dem „Herzog Ernst"). Doch war die Sage den Gebildeten wohl bekannt; so durfte Wilh. Giesebrecht seine Darstellung von Heinrichs I. Regierung beginnen („Geschichte der deutschen Kaiserzeit". Braunschweig 1855 f., 1, 189): „Wer hätte nicht von Heinrich dem Finkler gehört, wie er am Vogelherde saß" ꝛc.; die Geschichte melde nur davon, daß er Netze gestellt habe, „in denen die Feinde der deutschen Länder ihren Untergang fanden". — Über die Vogelherd-Sage und ihre Anfänge vgl. Leopold von Rankes „Weltgeschichte". 3. Auflage (Leipzig 1883) VI 2, S. 110 f.

3) Mit Heinrich beginnt die Geschichte des Deutschen Reichs und des deutschen Volks, wie man von jener Zeit bis auf den heutigen Tag den Begriff desselben gefaßt hat: Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit"; vgl. auch Waitz in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" 11, 371. — Wenn Strachwitz seinem Gedächtnis in Bezug auf Heinrichs Bedeutung und die politischen Wirren unter seinem Vorgänger nachhelfen wollte, so konnte ihm hier natürlich jedes größere Werk über deutsche Geschichte dienen, z. B. die vor 50 Jahren hochangesehene „Weltgeschichte für das deutsche Volk" von F. C. Schlosser (Bearbeitung von G. L. Kriegk. Frankfurt a. M. 1846, 6, 68. 69), wo überdies die Namenssage — kurz erwähnt — vorkommt.

die erste und beginnt die ungleich wertvollere, zweite Hälfte der Darstellung. Nun erst tritt der Held der Dichtung hervor. Keine aufzählenden Einzelheiten des Wahlaktes werden hier geboten . . . „Da drückten sie den Reif ihm in die Locken." Dagegen wird der wunderbare, belebende Glanz dieses Reifes, Heinrichs trotzig drohende Stellung und sein Schwur, die deutsche Ehre zu rächen, voll wiedergespiegelt. Es wird nirgends darauf hingewiesen, daß er sein Wort gehalten habe; auf die Schlacht bei Merseburg (933) spielt erst eine spätere Ode an (S. 175, Vers 7. 8) Aber zu einem solchen Hinweis ist der Dichter auch gar nicht genötigt. Aus der symbolisch reichen Art, wie dieser Mann die deutsche Krone trägt, wächst in dem Leser oder Hörer des Gedichtes die lebhafte Überzeugung, daß er Großes wirken werde. Man fühlt es, daß dieser Gewaltige, dessen Hand gleichsam in das Wolkenmeer reicht, nicht anders als siegen könne. — Übermächtig erscheint die Figur von Strachwitz' „Kaiser Heinrich" neben dem „Herrn Heinrich" J. N. Vogls, der in seinem Poem einen frommen Biedermann, einen gekrönten Jäger ausstaffiert hat. Strachwitz kümmert sich ganz und gar nicht um die herzogliche Jägerei; er sucht auch nicht in einer kühnen Schlußpointe, wie bereits angedeutet, zwischen Heinrichs Vogelfang und seinem gegenwärtigen und künftigen Triumph Beziehungen herzustellen. Seine Romanze packt allein durch die feierliche Wucht eines weltgeschichtlich entscheidenden Aktes. Vor allem durch die imposante Gegenständlichkeit des Helden gewinnt das historisch selbständig durchdachte Gedicht in seinem zweiten Teile eine eigentümliche Haltung. Wohl weht wie um Vogls „Herrn Heinrich" die Morgenluft auch um „Kaiser Heinrichs" Haupt, aber es ist die heilige Morgenluft. „Kaiser Heinrich" zeigt sich von der Würde des Gottesgnadentums verklärt, ein Gottesverehrer und in seiner Gottesfurcht ein Übermensch. — Eigenartig, aber nicht erkünstelt mutet die italienische Form an, in welche der deutsche Stoff gefaßt ist. Erfüllt von Andacht und weihevoller Sonntagsstille, in prunkloser Fülle und einfacher Pracht schreitet die Handlung langsam fort. Den großen, freilich etwas kühlen Zug der Dichtung wußte der „Tunnel" vollauf zu schätzen. „Solch ein neues Besitztum" habe er sich lange gewünscht.[1])

---

[1]) Von späteren Bearbeitungen der Vogelherd-Sage sind hervorzuheben: in epischer Nibelungenstrophe — „Heinrich der Vogler. II. Die Königswahl" von O. F. Gruppe („Sagen und Geschichten des deutschen Volkes aus dem Munde seiner Dichter". Berlin 1854, S. 177); in Balladen-Form — Karl Gerols „Heinrich der Vogler" (in Hubs „Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichtern". 4. Auflage, S. 339) und Hermann von Linggs „Heinrich der Finkler" („Gedichte". Stuttgart 1870, 3, 32). In der ersteren erscheint nur Vogls Erzählung auf eine etwas höhere Stufe erhoben; sie ist in der gleichen Strophe durchgebildet worden. Letztere, durch symbolische Vertiefung und eigenartige, markige Gedrungenheit ausgezeichnet, reiht sich einigermaßen ebenbürtig der Strachwitzschen Dichtung an.

### 9. Diner in Walhalla. S. 259.

Hatte Heine den griechischen Olymp weidlich belächelt, so versuchte es Strachwitz, auch einmal die nordische Walhalla in den Glanz studentischer Fidelitas zu tauchen.

Gleich zu anfang seines „Diners in Walhalla" weist er ausnahmsweise — freilich nur ganz im allgemeinen — auf seine Quelle selbst hin, auf die „Edda".[1]) Die Einherier, so raunt eine alte Mythe, führen in Odins Halle ein schmausendes und zechendes Wohlleben. Wenn sie nicht zur Abwechslung ein Kampfspiel beginnen, trinken sie mit den Asen Äl oder Met und stillen ihren Hunger mit dem Fleische des Ebers Sährimnir.[2]) „Jeglichen Tag wird er gesotten und ist am Abend wieder heil". Der göttliche Wirt nimmt an dem Male der himmlischen Helden keinen Anteil.

Geri und Freki
Füttert der krieggewohnte,
Herrliche Heervater,
Da nur vom Wein
Der waffenheere
Odin ewig lebt.[3])

In der jüngeren „Edda" ist dieser Bericht „Gylfis Verblendung" in eine dialogische Form gekleidet; das Gespräch zwischen dem neugierigen König Gylfi von Norwegen und Har (das ist Odin) über die Macht und das Leben der Götter hat durch die wenig gescheuten Fragen des ersteren gerade in diesem Punkte ein komisches Element erhalten.[4]) Das hat Strachwitz erkannt und mit keckem Griffe neuschaffend herausgearbeitet. Mutwillige Streiflichter streute er in seine rasche und gewandte Versifikation ein. Durch diese Zutaten hat er seine Erzählung mit poetischem, individuellem Reiz durchflammt; die alte Kunde erwacht in einem Geiste der neuen Zeit. Die „toten"

---

[1]) Die Vorlesungszeit dieses Gedichtes und von „Helges Treue" grenzt so hart aneinander, daß vielleicht das kleinere von dem größeren nur „abgesplittert" ist. Carl Busse hat sich über derartige „Abfälle" geäußert in der „Nation" 1896, Nr. 31, S. 474 f.: „Der Lyriker Martin Greif".

[2]) Grimnismal Str. 25, Str. 18. 19 in Simrocks „Edda" S. 12 f., in Gerings „Edda" S. 68 f.; Vafthrudhnismal Str. 41 bei Simrock S. 24 f., bei Gering S. 59 f.; Hrafnagaldr Odhins Str. 17 bei Simrock S. 33 f.; am ausführlichsten in der Gylfaginning der jüngeren „Edda" Abschnitt 39: bei Simrock S. 241 f., bei Gering S. 297 f.

[3]) Gylfaginning Abschnitt 38. Das obige Zitat dieses Abschnittes, der wahrscheinlich Strachwitz' eigentliche Quelle repräsentiert, stammt aus der Grimnismal (Str. 19).

[4]) Har findet es selber „wunderlich", als der König fragt, ob Odin seinen Gästen Wasser vorsetze. Gylfis Erwartung ist allemal zu niedrig gespannt, und so erfüllt ihn jede neue Auskunft mit neuem Staunen.

Helden essen „ganz unermeßlich viel"; dem Festgeber wird „der ewige Schweinespeck" zur langen Weile; und endlich die fröhliche Schlußpointe:

Das war kein dummer Gedanke,
Du alter Gott Odin![1])

Die letzte, subjektive Bemerkung vollendet den Eindruck des Liedmäßigen, den man von diesem „Nordland"-Stück empfängt. Jedenfalls wird nur ein leicht übersehbares Faktum, ein schlichtes Nebeneinander, ein kleines Gemälde entrollt. Gott Odins annehmbare Lebensweisheit ist darin launig und liebenswürdig aufgetischt worden. Höchstens die Überschrift — kaum die göttliche Langweile — kann an die Heinesche Manier erinnern.[2]) Es ist die kürzeste von Strachwitz' episch-lyrischen Dichtungen (5 Strophen), und es ist zugleich die erste, welche „der von seiner nordischen Fahrt zurückgekehrte Schwärmer" dem „Tunnel" vortrug. „Der in einzelnen Zügen sehr charakteristisch gehaltene Scherz erfuhr von keiner Seite eine Ausstellung."[3])

## 10. Das Geisterschiff. S. 260.

### Varianten.

„Seemärchen". Statt Str. 13—15 des Druckes in der Handschrift:

(13.) Und näher kam und größer ward
Das brausende Phantom,
Es rissen die Masten bei der Fahrt
Entzwei den Wolkendom.

(14.) Und wie's im Luv an unserm Bug
Ankam mit Sturm und Fluth,
Da trat aus kreisender Wolken Flug
Die grüne Mondesgluth.

(15.) Im vollen Lichte fuhr der Spuk,
Hinüber späht' ich keck,
Wie funkelte vom Waffenschmuck
Der Steven und das Deck!

(16.) Rings hing am Bollwerk sturmgewohnt
Ein goldner Schildekranz,
Auf lichte Helme schien der Mond
Und blauer Panzer Glanz.

(17.) Das Steuer hielt ein Greis bewahrt,
Sein Haupt trug Helm und Kron',
Ein Skald' mit weh'ndem Silberbart,
Er saß am Gallion.

(18.) Der König griff ins Rad mit Kraft,
Sein Aug' war weit gespannt,
Der Skalde rührte geisterhaft
Die Harf' in seiner Hand.

[1]) Sie atmet die gleiche Stimmung wie der Refrain eines beliebten Zechliedes von M. Claudius: „Wenn jemand eine Reise thut." „Asmus omnia sua secum portans." Hannover 1775, 5, 76 (Hamburg 1790) „Urians Reise um die Welt mit Anmerkungen". — Wenigstens in dem Tone harmoniert das „Diner" auch mit dem Anfang von Bürgers „Herrn Bacchus": „Gedichte." 2. Ausgabe. 2 Bände Carlsruhe 1789, 1, 52. Doch ist hier wie dort wohl nur ein zufälliges Zusammentreffen zu beobachten.

[2]) Heine hat besonders in der „Nordsee" griechische Gottheiten ironisiert: doch können derartige Figuren nur in den äußersten Umrissen Strachwitz' nordischen Odin und seinen Helden zugute gekommen sein.

[3]) Auf den „Met der Männer" in Walhalla hat Strachwitz später in dem „Nordland"-Prolog leise vorbereitet (S. 229, Vers 7. 8).

(19.) Und hart an uns durchs Schaum-
gebrüll
Ging's grimmig dicht vorbei,
Da stand mir Herz und Atem still;
Doch halt! — es war vorbei!

(20.) Der schwarze Segler schwand im
Süd,
Sein Rumpf ward mählich dünn,
Noch einmal scholl des Skalden Lied
Und starb und war dahin.

Die Sage von dem Geisterschiff „geht schon seit undenklichen Zeiten unter den englischen und holländischen Seeleuten geringerer Klasse umher und wird von ihnen als eine unbestreitbare Tatsache angenommen".[1]) Aber erst die Neuzeit suchte sie zu fixieren, zu erklären und zu poetisieren. Vornehmlich seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts begannen das ruhelose Schiff der Toten und Seelen und das verfluchte Geisterschiff, dieses besonders unter der Führung des fliegenden Holländers — eigentlich zwei Seiten Eines Dinges — in der deutschen Literatur hohe Wellen zu schlagen. Als Strachwitz im Sommer 1843 sein „Geisterschiff" flott machte, gab es bereits eine stattliche Anzahl von einfachen Berichten und prosaischen und poetischen Bearbeitungen dieses Süjets. Novelle und Ballade stritten um den Preis.[2]) Von den mannigfachen Erneuerungen

[1]) Anmerkungen von H. Smidt in dem Vorwort des nachstehend genannten „ewigen Seglers". — Streng genommen kommt das Geisterschiff als Toten- und Seelenschiff bereits in der griechisch-römischen und germanischen Mythologie vor: Otto Henne-Am Rhyn, „Die deutsche Volkssage. Beitrag zur vergleichenden Mythologie." Leipzig 1874, S. 418 f.

[2]) In Prosa, einfache Berichte und erweiternde Bearbeitungen, waren erschienen: **1815** Bericht von Oller und Oddo in Friedr. Ludw. Ferd. von Dobenecks „Des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen". Berlin 1815, 1, 91. — **1824** in dem Stuttgarter „Morgenblatt" Nr. 45, wiederabgedruckt in J. Scheibles „Kloster". Stuttgart 1848, 9, 939 „Van Evert oder Ursprung der Matrosensage vom ‚fliegenden Holländer'." — **1826** in Hauffs „Märchenalmanach auf das Jahr 1826 für Söhne und Töchter gebildeter Stände". Stuttgart, in der Hempelschen Ausgabe der „Prosaischen und poetischen Werke". Berlin [1869], 2, 26 f. „Die Geschichte von dem Gespensterschiff" (Quelle: das von Hauff redigierte „Morgenblatt"), auch „Die Höhle von Steenfoll" 3, 90 f. — **1828** in Smidts „Seegemälden". Leipzig, S. 35 f. „Der ewige Segler". — **1834** in A. Freiherrn von Sternbergs „Novellen". 4 Bände. Stuttgart und Tübingen 1832—1834, 6, 75 f. „Der fliegende Holländer"; in Heines „Salon". Hamburg, 1, 264, in den „Werken" 4, 91 f. „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" (1831), speziell Kapitel 6. 7, S. 115. 116 f., Bericht angeblich nach einem holländischen Drama „Der fliegende Holländer", dazu vielleicht durch Fitzballs „The flying Dutchman" (Drama, 1827) angeregt. — **1836** in Smidts „Seemanns-Sagen und Schiffer-Märchen". 2 Bände. Berlin 1835—1836 (S. XIV „selbst geforscht und zum Teil selbst gesehen") 1, 36 „Der Geisterlootse", 2, 140 „Das Totenschiff"; bei **Gaudy** „Mein Römerzug", Berlin, in seinen „Poetischen und prosaischen Werken". Berlin 1854, 7, 69. — **1837** Frederick Marryats Roman „The phantom ship" reihe ich unter die deutschen Schriften, weil er in Deutschland damals mehr als alle anderen größeren Bearbeitungen der Sage — in Übersetzungen — gelesen wurde. Rezension im „Ausland", Stuttgart und Tübingen 1839, Nr. 118, S. 471, „wohl die beste Dichtung dieses fruchtbaren und vielgelesenen Romanschreibers Englands." In den „Complete works". Leipzig 1839, 12. Deutsch in den „Sämtlichen

der Sage waren zu dem Dichter einige bereits während seiner Gymnasiastenzeit gedrungen. Hauffs „Gespensterschiff", ein Meisterstück des Schauermärchens im Stil eines E. T. A. Hoffmann, und O. L. B. Wolffs bänkelsängerhaft aufgebauschte Ballade „Der fliegende Holländer" allein konnten ausreichen, um ihn in den Stoff einzuführen. Heines „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" und Marryats „Geisterschiff" mögen ein Übriges getan haben. Ferner können auch die „Novellen" und die „Seegemälde" und „Seemanns-Sagen" der kaum minder beliebten, mit ihm persönlich bekannten Erzähler Sternberg und Smidt seine Aufmerksamkeit gefesselt haben. Von Wagners Oper endlich werden ihm damals wenigstens Rezensionen und Anzeigen

Werken". Braunschweig 1835 f. XXXIV—XXXVI „Das gespenstische Schiff oder der fliegende Holländer" 1837—1839 von G. N. Bärmann; „Der fliegende Holländer. Aus dem Englischen von C. Richard." Aachen 1837; „Das Geisterschiff. Erste vollständige deutsche Bearbeitung" (von Georg Lotz). 3 Bände, Hamburg 1839; zitiert wird hier nach Carl Kolbs Übersetzung in 2. Auflage. Stuttgart 1860. — **1838** f. bei J. P. Lyser „Abendländisches Tausend und eine Nacht". Meißen 1838—1840, 3, 223 f.; 4, 108 f.; in J. D. H. Temmes „Volkssagen von Pommern und Rügen". Berlin 1840, S. 350, ein „Nachtkreuzer"; in dem „Ausland" 1841, 14, 945, Nr. 237, wiederabgedruckt in J. Kerners „Magikon". Stuttgart 1846, 3, 372 „Vom fliegenden Holländer", in Scheibles „Kloster", „Ursprung der Sage vom fliegenden Holländer", in O. L. B. Wolffs „Schriften. Gesamtausgabe". Jena 1841—1843, 6, 57 f. „Der Schiffskoch". — Endlich vgl. Joh. Wilh. Wolfs „Deutsche Märchen und Sagen". Leipzig 1845, S. 505, Nr. 380 „Das schwarze Schiff", S. 525, Nr. 406 „Feuriges Schiff", S. 586, Nr. 477 „Schiff verschwindet" und L. Strackerjans „Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg". Oldenburg 1867, 2, 143. — Gedichte: „Der ewige Segler" von Smidt, zuerst in Karl Wilh. Reinholds „Hammonia" (Hamburger Sonntagsblatt) Hamburg 1812, dann in Smidts „Poetischen Versuchen". Altona 1825, S. 95 mit umfangreicher Anmerkung; vgl. das „Vorwort" zu dem „ewigen Segler"; von J. Chr. Freiherrn von Zedlitz: „Gedichte". 5. Auflage. Stuttgart und Augsburg 1855, S. 80 „Das Geisterschiff"; von A. Nodnagel „Der fliegende Holländer" in seinen „Deutschen Sagen" S. 165; von O. L. B. Wolff „Der fliegende Holländer" in dem „Ährenkranz" S. 375, in seinen „Schriften" 1843, 14, 33; von demselben steht in dem „Schiffskoch" eine „Dänische Ballade. Vom bösen Schiffsherrn" (sie deutet auf Smidts „Totenschiff" zurück); von Niclas Müller, „Lieder". Stuttgart und Tübingen 1837, S. 227 „Das Geisterschiff", wiederabgedruckt in Karl Goedekes „Deutschlands Dichter von 1813—1843". Hannover 1844, S. 141; von F. Brunold Romanze vom „Totenschiff" in seinen „Romanzen und Liedern". Prenzlau 1840 (vgl. Menzels Anzeige in seinem „Literaturblatt". Stuttgart 1840, Nr. 90); von Adolf Ritter von Tschabuschnigg „Das Geisterschiff" in seinen „Gedichten". 4. Auflage. Leipzig 1872, S. 305; von Prutz „Allerseelen" in seinen „Gedichten". Leipzig 1841, S. 63; von Albrecht Gerstell „Das Geisterschiff" in seinen „Romanzen und Liedern". Braunschweig 1847. — Über spätere Bearbeitungen in Prosa und Vers (von Wolfg. Müller, Lewin Schücking, Emil Brachvogel, F. W. Weber, Julius Wolff) vgl. Wolfg. Golthers Abhandlung „Die Sage vom fliegenden Holländer" in den „Bayreuther Blättern" 1893, 16, 307 f., der ich wertvolle Fingerzeige verdanke. — Endlich erwähne ich noch: „Der fliegende Holländer". Dichtung in drei Gesängen von Anton Ohorn Mühlhausen i. Th. 1878.

aufgefallen sein.[1]) Tiefere, wirklich entscheidende Eindrücke haben aber in ihm nur die beiden erstgenannten Dichtungen hinterlassen, vornehmlich Hauffs Märchen.

Welches Bild gewann nun Strachwitz von dem Geisterschiff im allgemeinen, und wie stellte er sich der literarischen Überlieferung gegenüber?

Ein fester Grundstock, der nur geringen Schwankungen unterworfen ist, ragt aus dem Gewirr der verschiedenen Sagenbildungen, der schlichten Berichte wie der poetischen Darstellungen, deutlich sichtbar hervor.

Das Geisterschiff wird in nördlichen und südlichen Meeren angetroffen.[2]) Es erscheint dem Schiffer gewöhnlich in der Nacht. Der Nacht selbst ist irgend etwas Seltsames und Grauenhaftes beigemischt; fast immer zieht ein furchtbarer Sturm herauf.[3]) Plötzlich taucht das Phantom aus dem Dunkel empor.[4]) Alle Seeleute, die es erblicken, vor allem ihre Führer, Kapitän und Steuermann, erbangen.[5]) Es nähert sich ihnen trotz der berghohen Wellen mit gleichmäßiger, ungehemmter Geschwindigkeit;[6]) seine Größe[7]) fällt auf und ebenso sehr seine Farbe. Verdeck, Masten, selbst die Segel sind schwarz.[8])

---

[1]) Strachwitz las jedenfalls den Bericht über die Aufführung des „fliegenden Holländers" (geschaffen im Sommer 1841, aufgeführt zuerst Winter 1842—1843 in Dresden) in der „Zeitung für die elegante Welt". Leipzig 1843, S. 46, Nr. 2, deren Mitarbeiter er damals wurde. Er mochte sich in den Bericht um so leichter hineinfinden, als die Oper bereits der anonyme Kritiker als „eine Ballade von Anfang bis zu Ende" bezeichnet. Vgl. Franz Muncker, „Richard Wagner". 2. Auflage. Bamberg 1891, S. 29.

[2]) Am Kap der guten Hoffnung: Lyser, Marryat, Temme; im indischen Ozean: „Ausland", Hauff; bei Kapri: Gaudy; in nordischen Gewässern: Sternberg („Reise nach Norwegen" 1, 104), Smidt, Strackerjan. Sternberg spricht in seinen „Erinnerungsblättern". Leipzig 1855—1860, 2, 29 sogar von ostpreußischen Gespensterschiffen.

[3]) Helle und kalte Nacht: Hauff; Mitternacht und Nebel: Smidts „Totenschiff" S. 142, Zedlitz; blitzende Nacht: Wolffs Gedicht; Vollmondschein: Rodnagel. Aber es kann auch die Nacht erst anbrechen: Marryat, S. 121 (dort erscheint es wie bei Prutz sogar am Tage S. 481; ferner spukt es in diesem Romane umher: S. 166. 214. 254).

[4]) Z. B.: „Auf einmal schwebte ein Schiff, das wir vorher nicht gesehen hatten, dicht an dem unsrigen vorbei": Hauff; Sternberg, S. 90. 104; bei Marryat taucht es sogar direkt aus der Flut empor: S. 481.

[5]) Der Kapitän: „Mein Schiff ist verloren," rief er, „dort segelt der Tod." Die Matrosen: „Habt ihr ihn gesehen?" schrien sie. „Jetzt ist's mit uns vorbei!" Hauff, ebenso „Der Schiffskoch", Marryat ꝛc.

[6]) Mit vollen Segeln und voller Geschwindigkeit: Marryat, S. 214; Hauff, Lyser; „Totenschiff", „Geisterlootse", Zedlitz und Wolffs Gedichte ꝛc.

[7]) „Ein dunkler Riese": Heine; „von ungeheuerm Umfange": Gaudy ꝛc.; Marryat S. 121, Sternberg S. 90. 93, Rodnagel ꝛc.

[8]) Ganz schwarz: „Morgenblatt", Lyser, „Schiffskoch", S. 62, J. Wolf, Strackerjan; Wolffs Gedicht, Prutz, Müller, Tschabuschnigg. — Schwarz mit blutroten Segeln: Heine. Weißschimmernd durch die Nacht: Sternberg, Rodnagel.

Unter vollem Segeldruck jagt es heran, und so dicht[1]) schwebt sein Rumpf an dem mühsam kämpfenden Schiffe vorüber, daß die Matrosen den Spuk in seinem ganzen Umfang überschauen können. Der unheimliche Segler ist mit lautlosen Leichen bemannt; oder ein einsamer, totbleicher Mann lehnt am Steuer; oder er wird von unsichtbarer Hand gelenkt.[2]) Und rasch, wie er gekommen, entschwindet er den Blicken.[3]) Wer ihn aber erblickte, dessen Fahrzeug scheitert.[4]) Jene unheilvollen Geister müssen zur Strafe für ihr sündhaftes Leben ewig auf dem Meere kreuzen.[5]) Nur ein Wunder kann sie erlösen.[6])

Diese Übersicht ergibt bei einem Vergleich mit Strachwitz' „Geisterschiff", daß der Dichter Ort, Art, Stunde, Aussehen, Annäherung und Entfernung des Phantoms im großen und ganzen dem Herkommen angepaßt hat. Dagegen modelte er bedeutsam den Kern der Sage um. Diese Modelung von innen nach außen verlieh auch der alten Schale einen neuen, reizvollen Glanz. Die Veranlassung zu solchen Neuerungen lag in der eigentlichen letzten Veranlassung des Gedichtes selbst.

Wie Wagner nach eigenem Geständnis 1839 auf dem norwegischen Meere „innige Bekanntschaft" mit dem fliegenden Holländer gemacht hatte,[7]) so hatte auch wohl Strachwitz' Phantasie 1843 auf stürmender, nordischer Welle in Nacht und Nebel irgend ein gespenstisch vorüberhuschendes Fahrzeug befruchtet. Das Geisterschiff gewann, wie einige Jahre vorher für den großen Komponisten auch wohl für ihn aus der eigenen Lage „Seelenkraft; an den Stürmen, den Wasserwogen, dem nordischen Felsenstrande und dem Schiffgetriebe Physiognomie und Farbe".[8]) Es war „ein Gesicht des Reisenden",

---

[1]) Hauff: S. 380 Anmerkung 4; „Morgenblatt"; man erkennt die Leute an Bord: Marryat S. 121; der Spuk streift das Schiff: Strackerjan.

[2]) Mit Totengerippen oder Leichen bemannt: „Morgenblatt", Gaudy, Prutz, Hauff (Erschlagene, die nachts lebendig werden; „wildes Jauchzen und Geschrei"). Trotz der Bemannung herrscht Totenstille oder doch außerordentliche Stille: Prutz, Temme, Strackerjan &c. Ein Mann am Steuer: „Geisterlootse", Dänische Ballade, Wolffs Gedicht. — Ungelenkt oder scheinbar leer: Zedlitz, Müller, Strackerjan.

[3]) Marryat, S. 122; „wie ein dünner Nebel" entschwindet das Schiff: Sternberg. Es verschwindet sogar: Sternberg, Marryat, „Totenschiff" &c.

[4]) Hauff, „Totenschiff", Rodnagel, Marryat, Lyser, Wolffs Gedicht.

[5]) Wegen Piraterie oder gottlosen Schwures: „Morgenblatt", Hauff, Heine, Lyser, Rodnagel, Temme, Wagner; vgl. Henne-Am-Rhyns „Deutsche Volkssage", S. 903 b. 906.

[6]) Hauff; Marryat (Nächstenliebe); Heine, Wagner (Liebe zwischen Mann und Weib erlöst).

[7]) „Zeitung für die elegante Welt" 1843, S. 139, Nr. 6 Autobiographie nebst Bildnis Wagners, von Strachwitz vielleicht gelesen. Auch in Heines Helden „blühten" jene Wassermärchen auf, die er zu Lande hatte erzählen hören.

[8]) Richard Wagner, „Gesammelte Schriften und Dichtungen". Leipzig 1872, 4, 319. 321. Vgl. Houston Stewart Chamberlain, „Richard Wagner". München 1896, S. 224.

in welchem Strachwitz — wie Freiligrath in der Wüste[1]) — selbst als Zuschauer und Berichterstatter dem Geisterzuge gegenübertrat. — Wie Hauff dem Phantom orientalische Gewandung, so legte er ihm nordisches Kostüm an. Er ließ in seiner Dichtung wieder einmal „Sonst und jetzt“ zusammenstoßen. Auf der See war ihm die wilde Abenteuerlust der alten Wikinger aufgegangen: darum will er einem Kriegsschiff jener gefürchteten altskandinavischen Piraten begegnet sein. Jene Helden waren wohl im Grunde Seeräuber, aber Seeräuber edlen Stammes und Standes, welche der Sitte ihres Volkes huldigten. Daher kann sie unmöglich ihre Sünde zu ewiger Fahrt verdammen. Vielmehr: ihre heiße Sehnsucht nach dem Süden treibt sie in jedem Frühjahr aus ihren Gräbern und läßt sie frischen Mutes zum Steuer greifen. Wie Hauff das Verlangen seiner Geister nach dem Tode, Zedlitz, Prutz und Tschabuschnigg ihre Sucht nach der Heimat und den verlorenen Lieben, so hat Strachwitz des Germanen geheimen Drang nach der blauen Ferne zum Unbekannten und Wunderbaren, seinen urwüchsigen Trieb zum Wandern, zum Wetten und Wagen, seine Freude an „Südlands Herrlichkeit“ als belebendes und idealisierendes Prinzip ausgebeutet. Hier hat er das Germanische als Heldentum in seiner ahnungsvollen Tiefe begriffen. Die göttliche Menschlichkeit irdischen Heroismus' triumphiert, nicht die unmenschliche Göttlichkeit einer rächenden, überirdischen Macht. — Gleichzeitig hat sich der Dichter durchaus in dem bewährten Kreis der altnordischen Überlieferungen gehalten.[2])

Weil Strachwitz mit seinem eigensten Leben und Erleben an dem Geisterschiff beteiligt war, darum widmete er der Ausgestaltung des Gegenstandes langdauernde Sorgfalt. Bei keinem andern Stoff scheint er sich solche Mühe gegeben zu haben. Drei Redaktionen sind

[1]) „Gesicht des Reisenden“, Str. 4 f, S. 338 in Freiligraths „Gedichten“, zuerst in Chamissos „Deutschem Musenalmanach“. Leipzig 1836, 7, 313, daher Strachwitz wohl bekannt. Ein andermal hatte Freiligrath am Meere „ein lustiges Totenheer“ herausbeschworen: „Geisterschau“ in den „Gedichten“, S. 179.

[2]) Die „Edda“ kennt das Totenschiff Naglfari: Voluspa Str. 50, Gylfaginning Kapitel 43. 51, in Simrocks „Edda“ S. 9. 270. 285, in Gerings „Edda“ S. 13. 333. 348. Die toten Nordlandsrecken, zumal berühmte Wikinger, wurden auf ihrem Schiffe Wind und Wellen preisgegeben, vgl. oben. In der frühesten Urzeit soll es gebräuchlich gewesen sein, die Urne mit der Asche des Toten ins Meer zu versenken; eine spätere Zeit beerdigte die Leichen unter großen Stein- und Erdhügeln („Hünengräbern“), und beliebt war es, diese Gräber — oft in Gestalt von Schiffen — am Meeresstrand aufzuwerfen: F. C. Allen, „Geschichte des Königreiches Dänemark“. Aus dem Dänischen von N. Falck. Kiel 1846, S. 41. 42, K. Weinhold, „Altnordisches Leben“. Berlin 1856, S. 483 f. 495 f. Nach dem Volksaberglauben setzen die Verstorbenen ihre alten Beschäftigungen in ihrem neuen Dasein fort: daher muß auch ihr leidenschaftlicher Drang in die Ferne fortdauern: Rühs, „Versuch einer Geschichte der Religion ... der alten Scandinavier“. Göttingen 1801, S. 216.

bei diesem Gedicht zu untersuchen. An den letzten beiden Fassungen hat der „Tunnel“ durch seine eingehende Kritik wacker mitgewirkt. „Merkliche Varianten“, hob W. von Loos in seinem einsichtsvollen Sitzungsprotokoll hervor, enthalte die nachträglich eingelieferte Abschrift des „Seemärchens“. Einige der wichtigsten und merkwürdigsten Momente der Urform sind noch zu konstatieren. „Heller Mondschein“ fällt auf das heranbrausende Wikingerschiff. „So nahe tost es vorbei, daß dem entsetzten Zuschauer des Königs Helmbusch ins Gesicht weht.“ Der Geisterkönig ist nämlich mit einem „Federputz“ geschmückt.[1]) Sonst unterscheidet sich die älteste Fassung des „Seemärchens“ von der mittleren jedenfalls nur durch ein paar minderwertige Änderungen.

Dem zweimaligen Vortrag der Urform folgte im „Tunnel“ ein Schwall von Reden und Gegenreden. Daraus entwickelte W. von Loos zusammenfassend und ergänzend seine Rezension. Da hieß es: „Der Gegenstand des Gedichtes ist eine Geistererscheinung: der Anblick eines im ärgsten Sturme mit vollen Segeln fahrenden Schiffes ist für den Seemann etwas Übernatürliches, und sein Grausen wird verstärkt durch die damit verbundene Vorstellung, daß es Gespenster, die Geister der alten Wikinger sind, die daherfahren. Mit diesem Grausen verbindet sich aber keine Furcht[2]) vor einer körperlichen Beschädigung durch den Spuk; Größe, Lärm und sonstige physische Eigenschaften desselben sind mehr zufällig beigegeben; das Unbestimmte, Unerklärliche bringt den eigentlichen Effekt hervor. Auf diesem Standpunkte erscheint alles fehlerhaft, was dazu dient, den sinnlichen Eindruck auf Kosten des Geheimnisvollen zu verstärken, also im vorliegenden Fall das Dichtherankommen der Erscheinung im vollen Mondlicht. Das Schiff ist nun kein Phantom mehr, sondern ein greifbares schwarzes Fahrzeug, der König und der Held [der Skalde] können nicht mit wesentlich verschiedenen Zügen geschildert werden von wirklich lebenden Menschen ihrer Art und Zeit. Auch erwartet man bei der unmittelbaren Berührung mit dem Koloß, dessen physische Gewalt mit solchem Kraftaufwand ausgemalt wurde, mindestens ein Zerschellen der Nußschale von Menschenfahrzeug, und das harmlose Vorbeiziehen des Gespenstes schwächt den Effekt. Freilich konnte der

---

[1]) Es fanden im „Tunnel“ außer der umfangreichen Debatte über die Gestaltung des Stoffes im allgemeinen „noch Debatten über einzelne Punkte statt, auch eine Diskussion über den „Federputz“ des Geisterkönigs von solcher Gründlichkeit, daß die Kommission zur neuen Bekleidung der preußischen Armee vielleicht dadurch der Erledigung ihrer schweren Zweifel über Gestalt und Farbe der zu verhängenden neuen Helmbüsche näher gekommen wäre“. Dieser „Federputz“ zierte wohl den 2. Vers der 17. Strophe.

[2]) Dieses Geisterschiff ist um so weniger zu fürchten, als es mit keinem Fluche beladen ist.

Dichter seinen Spuk nicht, wie ein gewöhnliches Marktschiff einen Nachen, das andere Schiff umwerfen lassen: aber wir haben überhaupt schon die rein geistige Einwirkung des Übernatürlichen mit einer Angst vor etwas physisch Gewaltigem vertauscht, während der psychische Effekt auf die lebendigen Zeugen im Gedichte zur Nebensache geworden ist. Auch der Dichter scheint in diesem letzten Teile bei weitem nicht mehr so affiziert von der Erscheinung wie im Anfange: während dort aus jedem Wort das vollständige Erfülltsein von den Gefahren spricht, gewinnt er hier Muße, sich alles ruhiger zu betrachten und wird sich sogar bewußt, es am Ende nur mit einem ‚Phantom', einem ‚Spuk' zu tun zu haben: er verhält sich rein betrachtend, während vorhin dem Steuermann, der an die Gegenwart des Wunderbaren glaubt, mit Recht ‚all sein Bein schlotterte'" . . .

Infolge dieser ästhetischen Erörterungen seiner Freunde nahm Strachwitz schon in den nächsten Tagen einige Korrekturen vor. Freilich fliegt das Phantom auch jetzt noch „hart", „grimmig dicht" an dem Beobachter vorüber, es segelt, wie das auch die prosaischen und poetisierten Schiffersagen berichten, in vollem Mondlicht. Aber der Abstand ist doch etwas vergrößert und ein seltsames Licht, „grüne Mondesglut" eingeführt worden. Der Skalde trug wohl von Anfang an ein Merkmal des Mysteriösen: er „rührte geisterhaft die Harf' in seiner Hand".

Der „Tunnel" hatte dem Autor indessen noch andere weitreichende Ratschläge zur Besserung des „Seemärchens" erteilt. Mehrere Kollegen wollten „die zweite Hälfte des Gedichtes wegwünschen und an dem Kahn das Geisterschiff in geheimnisvoller Entfernung vorüberbrausen lassen. Referent geht in seiner Operateur-Lust sogar so weit, die 6 köstlich romantischen Strophen, in denen die Erweckung der Wikinger durch den Nordwind und ihre Fahrt durch den Sturm rein objektiv erzählt wird, ganz allein für ein effektvolleres Gedicht zu halten, als das jetzige, das außerdem noch die Einleitung, Schilderung des fernen Schiffes und dessen Detaildarstellung aus der Nähe enthielte . . ."

Strachwitz mochte die Form des Erlebnisses und die damit verbundene subjektive Teilnahme nicht opfern. Deshalb schenkte er dem Vorschlag der Majorität lieber Gehör als des Einzelnen teilweise radikaler „Umsturzvorlage". Die vorliegende Fassung des „Geisterschiffes" gewann er dadurch, daß er die 13. und 20. Strophe des „Seemärchens" in eine einzige zusammenzog, und daß er den dazwischen befindlichen Strophenkomplex einfach strich. Es blieben also die exponierenden Zurufe des Reisenden und des Steuermannes (Str. 1—5) und die aufklärende Rede des letzteren

über die Herkunft und Art des ungewöhnlichen Seglers (Str. 6—12); hingegen sind König und Sänger und die ganze Heldenschar verloren gegangen. Das gestaltenvolle, glänzende Wikingerschiff verwandelte sich in ein leeres, dunkles Spukschiff. Auch wird jetzt nichts mehr von Mondschein bemerkt. Die ungeheure Größe des Fahrzeuges erscheint abgeschwächt (Str. 13). Strachwitz verabschiedete die vollsinnliche Pracht, um das Phantom fester, wie es der „Tunnel" verlangt hatte, mit der Schauer-Finsternis des Geheimnisses zu umweben. Doch klafft nun eine empfindliche Lücke. Ehemals stand dem entsetzten Beobachter bei der greifbaren Nähe des Spukes „Herz und Atem" still. Jetzt ereignet sich noch viel weniger. Das Gespenst fährt „wild und groß" vorüber und ist dahin. „Wir lehnten am Steuer regunglos" — diese Bemerkung bedeutet gegen die frühere Beobachtung eine matte Verallgemeinerung, eine nivellierende Degradation. Das bleiche Stoßgebet „Gott mag uns gnädig sein!" hält jetzt vollends nicht, was es zu versprechen schien. Nach der Erzählung des Steuermannes von der Wikinger Tatenlust und Seefahrt, gerade nach den Versen: „Dann fahren mit voller Segellast | Die Geister durch's Gewog'" — begehrt man nicht bloß ihr Schiff, sondern die Geister selbst zu Gesicht zu bekommen: etwa halb verhüllt durch einen eigentümlich gefärbten und eigentümlich bewegten Nebelschleier, bei flimmerndem Mondschein, aus verschwimmender Ferne, traumhaft emporschwellend und zerrinnend.[1]) Der neue Vers, der als das Resultat der Betrachtung hervorkehrt: „Kein Schiffer war darin", kann nur als eine Schlimmbesserung gelten. „Die Detaildarstellung aus der Nähe" fehlt. So ist Strachwitz in gewissen Beziehungen über Loos' Radikalismus — in Einklang mit andern Tunnelbrüdern — leider noch hinausgegangen.

Die große Anschauung und Empfindung, welche König und Sänger erwecken, hatte der Dichter in den Wind geschlagen. Vergebens suchte er dafür Abhilfe zu schaffen.

Wahrscheinlich nahm Strachwitz die letzte Umgestaltung des „Seemärchens", welches nunmehr den Titel „Das Geisterschiff" empfing, erst im Sommer 1847 vor, als er den Cyklus „Nordland" zusammenstellte. Hinter den „Prolog" rückte er die „Erste Meerfahrt": mit dieser ließ er „Das Geisterschiff" korrespondieren. Hatte er in ihrem Schlusse den Wunsch geäußert, sein Lied möge wie ein Nordlicht über die Nordlandsflut zu der Herrin im Süd zucken, so wollte er in dieser letzten Meerfahrt — wenigstens kann sie als eine letzte vorgestellt werden — vordeutend auf die „Heimkehr" ähnliche zarte Gefühle aussprechen. Er will durch den Bericht von den Süd-

[1]) Je nach den Vorbedingungen kann auch der Spuk in der Nähe wirken; vgl. oben.

landfahrten der Wikinger und durch die kurze Gegenwart des Gespensterschiffes sehnsüchtig gestimmt sein. Gleich jenen Geistern trachtet sein Geist nach dem Süden; aber er denkt nicht an ferne Gefahren, sondern an die ferne Geliebte. — Diese liebenswürdige Gesinnung hängt aber mit seinem eigentlichen Gegenstande gar nicht zusammen. Die beiden Schlußstrophen werden demnach nur als ein schönes Anhängsel akzeptiert. Sie ertönen schwungvoll, wogegen früher das Geisterschiff leise verrauscht war. Dieses langsame Verhallen ist dem Sujet viel angemessener als das gesättigte, schwere Pathos. Allerdings ist durch diese Neuerung die subjektive Umrahmung der Dichtung vollendet worden. Aber sie hat doch bloß eine gefällige Pointe erhalten.[1]) Sie wurde gedrungener und äußerlich geschlossener, aber nicht in ihrer Tiefe harmonischer.

Die zweite, ungedruckte Redaktion, „Das Seemärchen", hat stärkere, eigentümlichere Schönheiten aufzuweisen. Dort konnte der „Tunnel" tatsächlich „die Vorzüge der Götzischen Muse" vereinigt sehen. Welch ein wundersamer Ossianischer Glanz und Hauch[2]) umwittert nicht auch den vorüberziehenden Koloß. An seinem Bollwerk blinkt ein goldener Schildekranz,[3]) lichte Helme und blaue Panzer bescheint der Mond, des Skalden Silberbart weht im Winde, und seine Harfe klingt. Das ist echt nordisches Kolorit. Sein „Seemärchen" kann sich trotz mancher inhaltlich und formal stilistischer Schwächen neben Zedlitz' „Geisterschiff" und Prutz' „Allerseelentag" in Ehren präsentieren.

---

[1]) Der Dichter war damals mit dem zuletzt ausgespielten Trumpfe, der Herzdame, dermaßen zufrieden, daß noch in der Schlußstrophe des Nordland-Prologs der Hinblick auf das Geisterschiff ähnliche Verse huldigender Sehnsucht der Nordlandsage gegenüber nachklingen ließ.

[2]) „Blauer Panzer Glanz" wie bei Ossian in Ad. Böttigers Übersetzung. Leipzig 1847, S. 22, Vers 23 „Ihr blauer Helm erglänzt im Mondenlicht"; vgl. ferner S. 15, Vers 22, S. 355, Vers 8, S. 392, Vers 2, S. 443, Vers 6, S. 458, Vers 17 ꝛc. (freilich auch in den „Altdänischen Heldenliedern" S. 97, Str. 11, Vers 1 ꝛc.). Des Skalden wehender Silberbart (z. B. S. 275, Vers 25 „Im Winde pfiff sein grauer Bart") und selbst der „Federputz" des Geisterkönigs (S. 274, Vers 33 „Auf seinem Haupte der Federhelm") können als Ossianisches Erbe gelten. Zumal ist die Distel Str. 8, Vers 1 als Ossians Lieblingspflanze anzusehen: S. 22, Vers 16 „Der einsame Wind vom Meere durchsaust der Distel Bart", vgl. ferner S. 39, Vers 13, S. 163, Vers 7, S. 233, Vers 6, S. 271, Vers 2, S. 422, Vers 8 ꝛc.; über die nordische Distel vgl. Erich Pontoppidan, „Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen". Aus dem Dänischen von Joh. Adolf Scheiben. 2 Bände. Kopenhagen 1753—1754, 1, 210.

[3]) „Am angemessensten aber war es, das Schiff mit Schilden zu überzelten". Der Steven des Geisterschiffes funkelt vom Waffenschmuck, weil hier die Krieger zum Angriff geschart stehen: Weinhold, „Altnordisches Leben" S. 126. 128. — Neben dem König zieht der Skalde: seit Harald Harfagr wurden nordische Fürsten und Edle immer von einem Sänger begleitet, also auch, wenn sie Kampf und Abenteuer aufsuchten: „Altnordisches Leben" S. 336 f.

## 11. Ein anderer Orpheus. S. 239.

Was Strachwitz für „Gudruns Schlangenturm“ eingenommen, das lehrt zur Genüge der neue Titel der Ballade: „Ein anderer Orpheus.“ Ausnahmsweise hat der Dichter in dem „Tunnel“ auf die Quelle seiner Dichtung selbst hingewiesen; er nannte die „nordische Niflunga-Saga“. Unter dieser Bezeichnung verstand er jedenfalls die Volsunga-Saga, die in Fr. H. von der Hagens Übersetzung eine zweite Aufschrift „Sigurd der Fafnirstöter und die Niflungen“ führt. Neben ihr mag er sich freilich, auch die Niflunga-Saga zu nutze gemacht haben.[1]) Diese konnte ihn dazu anregen, noch eigenmächtiger als in dem „Schlangentöter“ die nordische und die deutsche Überlieferung zu verschmelzen: wie in jener Dichtung griff er gleichzeitig zu der Volsunga-Saga und zu dem Nibelungenliede. Aus dieser Verschmelzung ging freilich eine Darstellung hervor, die dem Berichte der Niflunga-Saga in wesentlichen Zügen entspricht. Aber die beiden, vorher genannten Sagen-Fassungen malen jene furchtbaren Situationen, die Strachwitz zum Gegenstande seines Liedes ausersehen hat, jede auf eigene Art — in den maßgebenden Partien viel gründlicher und lebhafter aus als die unselbständige Niflunga-Saga. Vor allem finden sich in der Volsunga-Saga die von dem Dichter verwendeten nordischen Namensformen: Gudrun, das ist die deutsche Kriemhild, Sigurd — Siegfried, ihr erster Gemahl, Atli — Etzel, ihr zweiter Gatte; Högni — Hagen und Gunnar — Gunther, ihre Brüder.[2]) — In Strophe und Stil ließ sich Strachwitz auffallend besonders von der „Chevy-chase” leiten.

Die Ballade zerfällt in zwei Teile: eine gestaltenreiche Vorgeschichte, Strophe 1—9, in welcher Gudrun die Hauptrolle spielt, und die eigentliche Handlung, eine Veranschaulichung von Gunnars Ende, Str. 10—21. Jene basiert vorwiegend auf dem Nibelungenliede, diese auf der Volsunga-Saga. Jene sticht durch ihre kecke Konzentration, diese durch ihre kraftvolle Steigerung hervor.

Der Dichter eröffnet seine Mär mit einem allgemeinen Satze: er preist den Harfner, der noch im Todeskampfe, „wenn man die Finger ihm abgehaun“, mit den Zehen die Harfe schlägt.[3]) Ein

---

[1]) Diese ist deutschen Ursprungs: Fr. H. von der Hagens „Nordische Heldenromane“ 1, S. II. — Die „Edda“-Lieder kommen hier nicht in Betracht. Die Norna-Gests-Saga enthält nur Sigurds Jugendgeschichte; „Gunnars letztes Lied“ wird von Gest gespielt; dazu bemerkt der Übersetzer in einer Note: „Wohl das, was Gunnar in der Schlangengrube spielte und sang ...“: „Nordische Heldenromane“ 5, 125.

[2]) In der Volsunga-Saga ist Grimhild Gudruns Mutter, Hagen von Tronje im Nibelungenliede Gunthers Dienstmann.

[3]) Diese Strophe verdankt ihre Entstehung jedenfalls der 30. Strophe des 2. Teiles der „ancient ballad of Chevy-chase”: Th. Percys „Reliques of

vordeutendes, vielsagendes Wort, das die Zuhörer aufmerksam machen und spannen soll. Als 16. Strophe tritt es in der gleichen Form abermals auf, und jetzt wird sein grauser Ernst voll verstanden. Inzwischen hat sich eine für Gunnar, den Helden und Harfner, höchst kritische Kette von Ereignissen abgerollt.

Strachwitz greift weit in die Vergangenheit zurück. Er nimmt nochmals auf Sigurds Drachenkampf Bezug, um gleichzeitig in Übereinstimmung mit der Nibelungen-Sage insgemein zu bemerken, daß der Drachentöter durch „Frauenzwist" schmählich umgekommen sei (Str. 2).[1] „Ihn schlug der Schwäger List" — in diesem Punkte fußt er auf der nordischen Tradition.[2] Gudrun stößt auf ihren Gatten vor der Türe, er ist „kalt und wund" — in diesem Berichte ist der Dichter allein dem Nibelungenliede gefolgt.[3] In der gleichen (3.) Strophe wird auch schon — der poetischen Unmittelbarkeit wegen in notwendigem Gegensatze zu allen Redaktionen der Tradition[4] — die mündliche Werbung König Atlis um die Witwe Sigurds erwähnt, und die nächste verkündet, daß die tötlich gedemütigte und erzürnte Frau in des Toten Hand einen siebenfachen Racheschwur leistete. Wiederum hält sich in dieser Neuerung Strachwitz an das Nibelungenlied.[5] Gleich darauf (Str. 5) ergeht von der

---

ancient English poetry ..." London 1765, herausgegeben von Arnold Schröer. Berlin 1893, S. 23, oder der 50. Strophe der „more modern ballad of Chevy-chase" S. 178. Übersetzungen z. B. von Herder (Werke 5, 161 f., ältere Fassung). Natürlich war die berühmte Ballade auch, wie mir überdies eine Abschrift von Dr. Paul Träger beweist, in der handschriftlichen Sallet-Junguitzschen Sammlung vorhanden (ältere Fassung). Vgl. darüber Strachwitz' „Lebensbild" von Weinhold, S. 14.

[1]) Der Zwist entspinnt sich in der Volsunga-Saga um den Vortritt des Badens, in der Niflunga-Saga um den Vorrang im Saale („Nordische Heldenromane" 4, 133 f., 3, 5 f.), im Nibelungenliede um den Vortritt in das Münster: 14. Abenteuer, in Simrocks Übersetzung S. 132 f.

[2]) 4, 149 f., 39. Kapitel „Guttorm erschlägt Sigurden" (Guttorm — das ist Gudruns dritter Bruder).

[3]) 17. Abenteuer, S. 163, Str. 2. Die Niflunga-Saga überliefert nur die Ermordung „Siegfrieds des Schnellen" in Übereinstimmung mit dem Nibelungenliede 3, 15. Dagegen vgl. 3, 17 und Volsunga-Saga 4, 153.

[4]) In der Niflunga-Saga wirbt für den König sein Neffe Osid 3, 33 f., im Nibelungenliede Rüdiger von Bechlaren S. 189 f. Die Volsunga-Sage berichtet nur von Gudruns und Atlis Vermählung 4, 169.

[5]) Die Volsunga-Saga weiß von einem solchen Racheschwur Gudruns nichts. Die Niflunga-Saga referiert wenigstens ihren Wunsch, Vergeltung zu üben: 3, 18. Dagegen denkt Kriemhild im Nibelungenlied sofort und fortwährend an Rache: S. 164, Str. 5, 167, Str. 6, 169, Str. 4. Der Schwur wird von Strachwitz als siebenfach bezeichnet: vielleicht beeinflußt durch die Erinnerung, daß Sigurds Witwe 7 Jahre um den Toten trauert 4, 163 und die Neuvermählte nach dem Nibelungenliede wie nach der Volsunga-Saga 7 Jahre nach ihrer Vermählung ihre Brüder wiedersieht: S. 224, Str. 2; 3, 39. Strachwitz wurde auf die Siebenzahl wahrscheinlich insbesondere durch englische, dänische und deutsche Volkslieder

Königin die Einladung ihrer Brüder ins Hunnenland. Im Hinblick darauf, daß die Rächerin einen Boten selber nach Burgund sendet, kommt die Ballade einmal der Niflunga-Saga am nächsten.[1])

Doch ist diese Annäherung nur ein Ergebnis von Strachwitz' straffer Komposition, welche Gudrun grundsätzlich als die einzige Urheberin von der Niflungar Verderben hinstellt. Er verwarf das niedrige Motiv der Habsucht, welches die Niflunga- und die Volsunga-Saga an die Person Etzels oder Atlis geheftet haben.[2]) Das edlere Motiv der Rachsucht, die nicht nach materiellen Schätzen, sondern zur Beschwichtigung des empörten Herzens nach dem höchsten Erdengute, nach dem Leben des Feindes trachtet, konnte den Tod seines Helden allein in reiner und angemessen großartiger Beleuchtung glorifizieren. Das Prinzip der Rache, der Rache für des Ewiggeliebten Tod an ihren Brüdern, vertritt aber die deutsche Kriem-

---

aufmerksam gemacht, in denen sie eine wichtige Rolle spielt. Sieben bedeutet Unglück oder überhaupt etwas schwer Drückendes: Daniel Sanders' „Wörterbuch der deutschen Sprache". Leipzig 1860—1865, 3, 1095, Herm. Pauls „Deutsches Wörterbuch". Halle 1897, S. 418 und Moriz Heynes „Deutsches Wörterbuch". Leipzig 1889—1895, 3, 604; Th. Percys „Reliques" S. 59 „King Estmere" Str. 14, Vers 1: „Althoughe itt is seven yeare and more"; „Altdänische Heldenlieder" S. 147, Nr. 30: Eine Frau, 7 Jahre vermählt, läßt sterbend 7 Kinder im Elend zurück; Simrocks „Edda" S. 193, Str. 24: „7 Könige | Quälst du zu Tode"; „Nordische Heldenromane" 4, 143: die racheburstende Brynhild schläft 7 Tage und 7 Nächte; „Des Knaben Wunderhorn". Herausgegeben von Rob. Boxberger. Berlin 1879—1880, 1, 64 „Das Feuerbesprechen" (7 Zigeuner, der 7. ein unheilbringender Hexenmeister), 2. 422 „Sechsmal hab' ich sie getroffen, | Siebenmal bin ich fehlgeloffen". „Die 7 Weiber des Blaubart". Herausgegeben von Gottlieb Färber (das ist L. Tieck). Istambul im Jahr der Hedschra 1212 (Berlin 1797) 2c. In der gleichen Bedeutung von zahlreichen Lyrikern vor und nach Strachwitz gebraucht: von Hölty, „Leander und Ismene" 2, Str. 1 (Halms Ausgabe der „Gedichte". Leipzig 1869, S. 19 f.), Uhland, „Von den 7 lustigen Zechbrüdern", „Gedichte" S. 314; Chamisso, „Das Mädchen von Cadix" Str. 14, „Ein Baal Teschuba" Str. 27, „Gedichte" S. 267, 499; Wilh. Müller, „Die Mainottenwittwe" in den „Vermischten Schriften". Leipzig 1830, 2, 264; G. Schwab, „Der Möringer", 1. Romanze Str. 2 in den „Gedichten". Stuttgart und Tübingen 1828—1829, 2, 273; Lenau, „Anna" in den „Neueren Gedichten". 2. Auflage. Stuttgart 1840, S. 287 f.; Heines „Werke" 1, 359 „Pfalzgräfin Jutta", 2, 153, Nr. 16, Str. 29 „Die Laune des Verliebten"; Theodor Fontane, „Archibald Douglas" Str. 1 in den „Gedichten". 3. Auflage. Berlin 1889, S. 114; J. G. Fischer, „Carbonari" Str. 8 in den „Neuen Gedichten". Stuttgart 1865, S. 122, „Erfahrung" in desselben Poeten Gedichten „Den deutschen Frauen". Stuttgart 1869, S. 37 2c.

[1]) Grimhild sendet 2 Boten („Spielmänner") ab: 3, 41; in der Volsunga-Saga und in dem Nibelungenliede erteilt der König den Auftrag: 4, 171, S. 227, Str. 2.

[2]) Niflunga- und Volsunga-Saga schildern den Hunnenkönig als einen goldgierigen Fürsten, der den Nibelungen wegen ihres Goldhortes den Untergang bereitet. Der König Etzel des Nibelungenliedes trägt an dem Tode seiner Gäste keine Schuld.

hild.[1]) Darum übertrug er auf seine Gudrun die finstern Tendenzen jenes „Teufelsweibes“.[2]) Ja, er drängte ihretwegen sogar den Hunnenfürsten völlig in den Hintergrund, um alle Schrecken seines grausamen Geistes, wie davon Volsunga- und Niflunga-Saga zeugen, ihr zuzuteilen. In ihr vereinigte er also die Furchtbarkeit zweier verschiedener Gestalten. Eine solche Vereinigung durfte er unbedenklich wagen, da er auf diese Weise der Gudrun Charakter durchaus nicht vergewaltigte. Es ruht in ihr poetische Wahrheit.

Erst in der 6. und 7. Strophe wird Gunnar dem Interesse näher gebracht; zunächst noch mit gleicher Berücksichtigung seines Bruders Högni. Diesen hätte der Dichter gewiß zur energischen Vereinfachung der Handlung ganz übergangen, wenn nicht die Volsunga-Saga sein Schicksal aufs innigste mit dem seines Bruders verknüpft hätte. Überhaupt geht die Charakteristik des königlichen Brüderpaares auf die nordische Überlieferung zurück.[3]) Die 8. Strophe erinnert flüchtig an den wütenden Kampf der Burgunden und Hunnen: aus dem gleichzeitigen Gebrauch der Namensformen Atli und Etzel ergibt sich allein, daß an dieser Stelle die nordische und die deutsche Quelle leise zusammenfließen.[4]) In den nächsten 4 Versen hat Strachwitz dagegen zwischen den beiden Redaktionen vermittelt. Nach seiner Darstellung steht gefangen König Högni vor seiner Schwester wie Hagen von Tronje vor der Schwester seines Königs; und sie reißt ihm das Herz aus der Brust, wie Kriemhild ihrem schlimmsten Feinde selber das Haupt vom Rumpfe schlägt.[5]) Aus Rücksicht auf den Umfang seines Gedichtes und die Hervorhebung seines Helden mußte es sich der Dichter versagen, Högnis letzten gigantischen Heroismus

---

[1]) Nach nordischer Überlieferung rächt Gudrun den Tod ihrer Brüder an Atli mit wahrhaft scheußlicher, unmenschlicher Grausamkeit und Tücke: 4, 190 f. Kapitel 47 „Tod König Atlis und seiner Söhne“.

[2]) Nibelungenlied S. 381, Str. 1, ähnlich Niflunga-Saga 3, 114. 115.

[3]) Von Högni heißt es: „Alle wurden darin einig, daß man schwerlich noch einen solchen Mann sähe“: 4, 186. Beide Brüder werden als die „ruhmvollsten Männer“ gepriesen: 4, 119, immer auf Heerfahrten, vollbringen sie „manche rühmliche That“ 4, 116 und erscheinen selbst neben Sigurd als „gewaltige Männer“: 4, 123. — Vornehmlich stilistisch erinnern diese Verse an Percys vorher zitierten „King Estmere" Str. 2. 39. 40; andererseits entspricht die Darstellung z. B. auch namentlich durch die Wiederholung der beiden Namen in paralleler Anordnung dem „Clerk Saunders": „Halle der Völker“ 1, 45, Str. 1. 2.

[4]) 4, 182 f. Kapitel 45 „König Atli streitet mit den Giukungen“; 3, 87 f. Niflunga-Saga, 32. Abenteuer des Nibelungenliedes S. 310 f.

[5]) „Wie Gunther, Hagen und Kriemhild erschlagen wurden“: 39. Abenteuer des Nibelungenliedes S. 374 f., besonders S. 381, Str. 3. Nach der Niflunga-Saga stößt die Königin ihren Brüdern Gernot und Giselher einen lodernden Feuerbrand in den Mund: 3, 114.

eingehend zu beleuchten.[1]) Sein Tod bildet die düster brennende Folie für den Untergang seines Bruders.

Nach jener ersten Untat haut Gudrun dem heldenhaften Harfner an seinem Instrumente dicht beide Hände ab: eine potenzierende Erfindung, welche in dem Dichter wohl weniger durch Vorgänge in dem Nibelungenliede als durch die Anlehnung an eine „Chevy-chase"-Strophe hervorgerufen wurde.[2]) Den Todwunden, bei dem die gräßliche Verstümmelung die erträgliche Fessel der Saga vertritt, läßt sie seiner Intuition zufolge in den Schlangenturm werfen. Im weiteren Verlaufe schließt sich das Gedicht der Hauptsache nach an die nordische Saga an. Aus ihrem kargen Gespinst wußte der Dichter ein außerordentlich lebendiges Bild zu entfalten. Die „vielen Würme" verstand er in ihrem ganzen gleitenden und kühl glatten Gewimmel, wie es den Helden züngelnd und zitterleibig umschnürt, überraschend deutlich zu veranschaulichen. Von Gunnars kühnem und kunstvollen Harfenschlag werden die ekeln Nattern jedoch nicht, wie die Saga verzeichnet, eingeschläfert: die grauenhafte Beweglichkeit des zuckenden Knäuels erhält den König in beständiger Bewegung und damit die Aufmerksamkeit des Lesers in beständiger Spannung. Auch fällt Gunnar nicht, wie die Sage will, nach kurzer Frist den gierigen Ungetümen zum Opfer, und es ist auch nicht eine allein, die seinem Leben ein qualvolles Ende bereitet. Er muß seine Heldenkraft und Harfenkunst erst übermenschlich bewähren; drei Tage lang rührt er die Saiten. Und als er schweigt, da hat er mit seinem Liede und Leide sein Leben ausgehaucht. Erst den Toten wagen die hungernden, grimmigen Nattern anzufallen. Der Lebende war unüberwindlich.[3])

Der „Tunnel" begrüßte „Gudruns Schlangenturm" mit Begeisterung. W. von Loos hob mit feinem Verständnis als „etwas Besonderes weniger die Gewalt und sinnliche Lebhaftigkeit der Schlangen-Schilderung" hervor, „weil in dieser Beziehung der Dichter fast in jedem Gedicht sich auszeichnet, vielmehr möchte er größeres

---

[1]) Atli läßt dem König Högni das Herz aus dem Leibe schneiden: Gunnar hat dem ersteren versprochen, den verborgenen Goldhort zu verraten, wenn er das Herz seines Bruders „blutig" sähe 4, 186—189. Als ihm das blutige Herz gezeigt wird, trauert und frohlockt er zugleich: „Und nun weiß ich allein, wo das Gold ist" ... S. 189. — Der Hagen der Niflunga-Saga überlebt seine grausame Schwester: 3, 115.

[2]) Nach der Niflunga-Saga läßt die Schwester dem Gefangenen in den Schlangenturm, in den er auf Atlis Befehl gestürzt wurde, selbst die Harfe reichen, damit er sich durch Saitenspiel erheitere: 4, 190 f.; Niflunga-Sage vgl. 3, 95 f. — Strachwitz dachte vielleicht bei seines Harfners Schicksal an den Spielmann Werbel des Nibelungenliedes, welchem der grimme Hagen die rechte Hand auf der Geige abschlägt: S. 317, Str. 2.

[3]) Der Abschluß „Der König aber — war tot" erinnert an den bekannten Abschluß von Goethes „Erlkönig".

Gewicht auf das Maß und den Geschmack legen, mit welchem diese kitzliche Schilderung ohne Übertreibung und ohne Widerlichkeit bis zu einer ergreifenden Illusion gesteigert wird. Alsdann möchte auch das wahrhaft epische Fortschreiten der Handlung in wenigen großartigen, immer nur mit einem einzigen Zuge angedeuteten Akten zu bemerken sein. Um so mehr mußte es der Dichter bedauern, daß er zum Verständnis des Ganzen sich genötigt sah, einen Teil der Nibelungenfabel in den ersten 8 Strophen zu rekapitulieren, ehe er zu seinem eigentlichen Gegenstande kommen konnte. Doch ist auch dieser Teil so schön gehalten, daß der „Tunnel“ den Dichter darüber tröstete und den Vorschlag des Referenten, Götz möge das Gedicht erst mit dem Verse beginnen: „König Högni vor der Schwester stand,“ die Einleitung aber in eine kurze prosaische Anmerkung zum Titel des Gedichts verwandeln, mit Pomp durchfallen ließ.“ W. von Loos' Wink, die ersten 8 Strophen zu streichen — mit der „prosaischen Anmerkung“ wäre freilich wenig anzufangen[1]) — erscheint indessen gar nicht so unberechtigt. Würde noch Strophe 6 und 7 dem Gedichte erhalten bleiben, so würde es keineswegs den aufhellenden Eingang vermissen lassen. Gegen eine solche taktvolle Kürzung wäre um so weniger etwas einzuwenden, als der Schluß der Ballade Gunnar allein betrifft und das Schicksal Gudruns völlig im Dunkel schweben läßt. Strachwitz wollte aber das Ende des Königs auf sagengeschichtlichem Grunde scharf erkennbar aufbauen. Sollte die nordische Reckengestalt hoch aufragen, so mußte für sie ein eigener Sockel geschaffen werden. Darum mußte der Dichter weit über seinen Helden hinaus in die Vergangenheit zurücklenken. Wohl durfte er wie in dem „Schlangentöter“ bei seinem Publikum die Bekanntschaft mit der Nibelungensage im großen und ganzen voraussetzen. Aber er mochte doch dem Gedächtnis seiner Zuhörerschaft den weitverzweigten Untergrund der Dichtung nicht aufs Geratewohl anvertrauen, weil er hier die alte Heldenzeit nicht bloß subjektiv streifen, sondern möglichst objektiv erneuern wollte. Die Reproduktion des Gedächtnisbildes mußte durch einzelne starke Anhaltspunkte aus den Hauptlinien der Sage rascher und intensiver von statten gehen. Und in einer Richtung, welche die Hauptpartie des Gedichtes in ein helleres Licht setzt.

Den Wert der breiten und doch wieder knappen Einleitung wird man am besten gewahr, wenn man den „andern Orpheus“ in seiner Ganzheit mit dem „Gunnar“ H. von Linggs vergleicht, einem Gedichte, welches in Form und Auffassungsweise zu jenem den

---

[1]) „Noten zu einem Gedicht sind wie anatomische Vorlesungen zu einem Braten“: A. W. Schlegel, „Athenäum“. Berlin 1798—1800, $1_2$, S. 12.

schroffsten Gegenstand bildet.[1]) Dieses wie jenes hat eigentümliche Schwächen und Vorzüge aufzuweisen.[2]) Beiden Dichtungen aber kann das Lob zuerkannt werden, welches der „Tunnel“ einst der Strachwitzischen Ballade allein zukommen ließ. Beide sind „des großartigen Gegenstandes vollkommen würdig“.

### 12. Helges Treue. S. 235.

Ein Keim zu „Helges Treue“ mag schon in Strachwitz dämmernder Jugend gelegt worden sein. Vielleicht hörte bereits der Knabe die Sage vom wilden Jäger, und die erregte Einbildungskraft beschwor seiner Seele in brausenden Sturmnächten den furchtbar einhersprengenden Reiter.[3]) Später präsentierte sich ihm Bürgers „Lenore“: darin wird bekanntlich ein gespenstischer Nachtritt dramatisch wirkungsvoll balladisiert, und die Grundidee: Treue über Grab und Tod, eine wundervolle Grundidee des Germanentums,[4]) kommt darin ergreifend zum Ausdruck. Ungefähr um dieselbe Zeit sollte ihm „des Nordens Daurbarkeit“[5]) in ihrer reinsten und reichsten Gestalt winken, in der ältesten Behandlung der „Lenoren“-Sage:[6]) er

[1]) „Gunnar“ in Linggs „Lyrischem“: „Neue Gedichte“. Wien und Teschen [1885], S. 86. Nach des Dichters mündlicher Mitteilung wurde dieses Gedicht zu Anfang der 70ger Jahre begonnen und zu Anfang der 80er Jahre abgeschlossen; es beruht auf Simrocks „Edda“-Übersetzung. Sichtbar hat der Stil der alten Überlieferung auf die unstrophische Form, zumal auf ihren rauhen, markigen Rhythmus hinübergewirkt, was auch der Autor zugegeben hat.

[2]) Lingg deutet flüchtig an, was Strachwitz gründlich ausführt. Er hat sich jede Vorgeschichte erspart, dafür fehlt seiner Darstellung aber auch die handgreifliche Bestimmtheit. Wer sind Gunnars Feinde, wer sind ihre Frauen? Lingg schöpft gedanklich tiefer, Strachwitz sinnlich voller. Jener feiert die Macht gewaltigen Menschengeistes, dieser die Macht kunstvollen Harfenschlages. Bei jenem fällt das Hauptgewicht auf den Inhalt von Gunnars Gesang, bei diesem gewinnt auch seine Umgebung große Bedeutung. Linggs Gefangener wendet sich vorwiegend gegen das menschliche Giftgezücht, Strachwitz' Gefangener zunächst gegen das tierische. Dor ertönt ein Hohnlied auf die Feinde, hier die Klage eigenen Herzeleides. Der eine Zug ist nordisch machtvoller, der andere menschlich schöner ausgefallen.

[3]) „Die Einwohner des Riesengebirges hören bei nächtlichen Zeiten oft Jägerruf, Hornblasen und Geräusch von wilden Tieren; dann sagen sie: „Der Nachtjäger jagt“: „Deutsche Sagen“ der Brüder Grimm 2, 270, Nr. 360 „Der Nachtjäger und die Rüttelweiber“.

[4]) Wie viele germanische Volkslieder führen den Gedanken: „Over the mountains and over the seas . . . love will found out the way" (Percy, S. 730) durch! Das „Lenore“-Motiv fand Strachwitz bearbeitet in „Sweet William's ghost" und „Margareth's ghost", Percy, S. 643 und S. 780, übersetzt unter anderen von Herder („Werke“ 5, 142. 145); in „Ritter Aage und Jungfrau Else“: „Altdänische Heldenlieder“ S. 73, Nr. 2.

[5]) Diese rechnet Mephistophes zu „allen edlen Qualitäten“: Goethes „Faust“, 1. Teil, Vers 1796.

[6]) Vgl. Simrocks „Edda“ S. 402, Gerings „Edda“ S. 180 Anmerkung 2, R. Warrens, „Schottische Volkslieder“ S. 190. Heine brachte die Sage in den

erfaßte das zweite Lied von Helgi dem Hundingstöter (Simrocks „Edda" S. 136 f., Gerings „Edda" S. 171 f.). Möglicherweise gab ihm die dramatische Bearbeitung dieses Stoffes durch Fouqué[1]) den Anstoß, seinerseits daran sein lyrisches Können zu erproben. Doch bemächtigte er sich des Süjets in durchaus selbständiger und neuartiger Form.[2])

„Helges Treue" zerfällt in drei Abschnitte: in eine Exposition, in Lapidarschrift ausgeführt (Strophe 1), in einen dramatisch aufsteigenden Hauptteil (Strophe 2—7) und in einen episch breiten Schluß (Strophe 8—10); Helgis und seiner Gattin Sigrun Tod, seine Ankunft in Odins Halle und seine Rückkehr zu der geliebten Frau. Neben dem zweiten Helgi-Liede zog Strachwitz für die Schilderung der Walhalla und des Walhalla-Lebens hauptsächlich die Göttersage der älteren Edda zu Rate, während die mannigfach ausgebildete Sage vom Nachtjäger hauptsächlich den Ausgang seiner Ballade förderte. Diese verschiedenen Elemente wußte er durch die einheitliche, elegisch machtvolle Stimmung geschickt zu verbinden.

Wie schon der Titel der Dichtung andeutet, hat der Poet König Helge zu seinem Helden erkoren und in seiner Person — im Gegensatz zu der Überlieferung — das Prinzip der Treue verkörpert. Sigrun lebt hier nur in ihres Gatten verlangenden und verherrlichenden Worten und Taten. In der Edda wird sie dagegen mindestens dem Geliebten ebenbürtig an die Seite gestellt. Alle Trauer und Sehnsucht, alle neubelebende und neubeseelende Macht, welche ihr dort zugeschrieben wird,[3]) hat der Dichter auf seinen Nordlandsfürsten übertragen. Strachwitz ist eben wieder mit dem Stoff völlig frei umgegangen.

Nach dem Bericht der Edda wurde König Helgi, der Sohn des Volsungen König Sigmund, weil er einst in blutiger Schlacht

„Elementargeistern und Dämonen" (Hamburg 1834) im Auszug; auch er stellt die nordische Heldin über die deutsche „Lenore" („Sämtliche Werke". Hamburg 1867, 7, 85 f.).

[1]) „Heldenspiele". Stuttgart und Tübingen 1818, S. 217 f.: „Helgi in 3 Heldenspielen". II. „Helgi der Hundingstöter. Ein Heldenspiel in 4 Abentheuren". Es ist teilweise in Stabreimen abgefaßt; die 4. „Abentheure" S. 416—423, die hier in Frage kommen könnte, beruht ganz auf dem Bericht der Edda.

[2]) Was Strachwitz für seinen Stoff erwärmte, braucht nicht ausführlich dargelegt zu werden. F. C. Köppen urteilt: „An epischer, wahrhaft homerischer Kraft und Fülle stehen diese Lieder allen anderen Dichtungen der Edda voran. Andererseits . . . weht in ihnen, namentlich in der Liebe zwischen Helgi und Sigrun, eine so unendliche Milde und Tiefe des innigsten Gemütslebens . . ." Simrocks „Edda" S. 400. Ähnlich urteilt Ph. Schweitzer in seiner „Geschichte der skandinavischen Literatur". Leipzig 1885 f., 1, 55. 56.

[3]) „Ein uraltes und großartiges Beispiel von gespenstischer Wiederbeseelung des Gatten durch sein Weib": Wilh. Wackernagel, „Zur Erklärung und Beurteilung von Bürgers Lenore" (1835) in seinen „Kleineren Schriften". Leipzig 1873, 2, 403.

Sigruns Vater, König Hogni, erschlagen hatte, von ihrem Bruder Dag heimtückisch mit Odins Speer durchbohrt. „Vor Kummer und Schmerz starb Sigrun früh." Strachwitz läßt seinen Helden heldenhaft „in heißem Streit" fallen; „mit ihm fiel die geliebte Maid."[1]) Der Liebenden gemeinsamer Tod in der Schlacht verleiht ihrem Hingang die höhere Weihe.[2])

Darauf schildert der Dichter Helges Einzug in Allvaters Hof und Haus, wovon auch die Edda Kunde gibt. Er zeichnet Odin allein, die andern Götter hat er ausgeschaltet; für sie freuen sich die seligen Helden. Nur Einen Wolf weist Strachwitz dem Weltherrscher zu,[3]) wie er später nur eine einzige Walküre anschaulich vorführt. Er wollte in diesem Falle offenbar Raum sparen und statt des Allgemeinen das Einzelne um so bestimmter charakterisieren. — Helges Annäherung wird vorzüglich vorbereitet: der Wolf heult und will nicht fressen, die Himmelsbrücke beginnt zu donnern,[4]) Odin sieht erwartungsvoll dem neuen Ankömmling entgegen. Des Königs Schweigen und sein schwarzes Stahlgewand[5]) verraten sein düsteres Sinnen. Ebenso bedeutungsvoll ist es, daß er auf der letzten Bank Platz nimmt.[6]) Nun bietet nicht etwa Odin, wie die Edda erzählt, dem finstern Gast die Teilnahme an seiner Herrschaft an; andere neue Motive paßten dem Dichter besser in den Rahmen seines Gemäldes. Gleich nach Helges Ankunft hebt nach gutem, altem Brauch der Kampf der versammelten Streiter an — „König Helge, der focht nicht" (Strophe 4).[7]) Auch der Glanz der Halle vermag ihn nicht

---

[1]) „Mit dem Gatten starb die Gattin": Weinholds „Altnordisches Leben" S. 477. Doch war sie nicht dazu gesetzlich verpflichtet: Fr. Rühs, „Der schwedischen Geschichte 1. Teil". Halle 1803, S. 39.

[2]) „Sein Hengst, der ruhte daneben". Der nordische Krieger wurde gewaffnet und geharnischt in einem Erdhügel beigesetzt; dem Toten wurden auch Hund und Pferd mitgegeben: Rühs' schwedische Geschichte 1, 30; F. C. Allens dänische Geschichte S. 42.

[3]) Vielleicht auch in der Erinnerung, daß das Westtor der Walhalla durch einen darüber hängenden Wolf gekennzeichnet ist; daran unter anderem erkennen neue Gäste Odins Pallast = Grimnismal Str. 10.

[4]) „Giallars Brücke". Strachwitz scheint Giallar, das gellende Horn, mit dem „Giallarertöner", den Himmelswächter Heimdall, verwechselt zu haben: Hrafnagaldr Odhins (S. 33 f. bei Simrock) Str. 9, Gylfaginning Abschnitt 27.

[5]) So stellt Uhland den Tod in dunkelm Eisenkleide dar: „Der schwarze Ritter", „Gedichte" S. 216.

[6]) Der Fremde erhielt im Norden beim Gastmahl den Ehrenplatz dem Könige gegenüber: Fr. Rühs, „Geschichte der Religion, Staatsverfassung und Cultur der alten Skandinavier" S. 171.

[7]) Jeden Morgen beginnt der Kampf: die Helden fällen einander im Hofe. Zum Mittagsmahl kehren sie in die Walhalla zurück: Vafthrudhnismal Str. 41 (Simrock S. 241 f., Gering S. 59 f.); Gylfaginning Abschnitt 41. F. C. Allen in seiner dänischen Geschichte S. 4 f. bezeichnet den Kampfplatz als eine grüne Wiese.

zu erheitern (Strophe 5).[1] Selbst die schönste Schildjungfrau[2] von jener blonden Schönheit, die jeden Nordländer entzücken mußte,[3] stört ihn nicht aus seinem dumpfen Brüten auf, als sie ihm zutrinkt.[4] Sigruns enge Gruft dünkt ihn köstlicher als der Himmel und ihr Gefühl leuchtender als das von Odins Walküre. Der Finstere verharrt zu seiner lichten Umgebung in strengem Kontrast.[5]

Die Helgakvidha Hundingsbana meldet nun, daß einmal König Helge hoch zu Roß zurückgekehrt sei;[6] kalt und blutig findet ihn die Gattin im Grabhügel, sie schläft eine Nacht an seiner Seite — aber vor dem ersten Hahnenschrei verläßt er sie, um nie wiedergesehen zu werden.[7] Mit diesem einmaligen Besuche des Nord-

---

[1]) In Gladsheim (das ist Welt der Freude) ist Odins goldglänzende, weite Halle gelegen: Grimnismal Str. 8, Gylfaginning Abschnitt 14; Ludwig Freiherr von Holberg, „Dänische Reichshistorie", Flensburg und Leipzig 1757, S. 78. 79; J. Grimms „Deutsche Mythologie" S. 202. 473. — Strachwitz hat die drei Metalle Gold, Stahl und Silber auf Boden, Dach und Luft der Walhalla verteilt, vgl. Grimnismal Str. 9. Der Walaskjalf, dem nach der Gylfaginning Abschnitt 17 ein Silberdach zukommt, Odins Saal wird neben der Walhalla genannt. Doch kommen wohl beide Namen dem gleichen Objekte zu: Gerings „Edda" S. 70, Anmerkung 6.

[2]) Walküren, die tod- und siegverleihenden Schildjungfrauen, bedienen Odins Gäste, wie es die nordischen Jungfrauen auf der Erde tun; sie verwahren das Tischzeug und die Ölschalen: Grimnismal Str. 36, Gylfaginning Abschnitt 36; Rühs' schwedische Geschichte 1, 38; J. Grimms „Deutsche Mythologie" S. 235. 474. 487. 509.

[3]) Veilchenblaue Augen im leuchtenden Gesicht, schwanenbusig, weiß wie das Schneehuhn und schlank wie die Hirschkuh — so hat Strachwitz die Walküre dargestellt. Von den Haaren oder Händen Gerdas, „der schönsten aller Frauen" glänzen Luft und Meer und alle Welten. Simrocks „Edda" S. 265, Gerings „Edda" S. 329, Abschnitt 37; Thors Gattin Sif wird von goldenem Haar umwogt (Simrocks „Edda" S. 364). Spricht doch auch das deutsche Volkslied stereotyp von der schneeweißen Hand, Brust, dem schneeweißen Knie und Leibchen des Mädchens: „Wunderhorn" 2, 61; 1, 197; 1, 325; 2, 371; wie Ossian beständig von der schneebusigen, blauäugigen Jungfrau redet. Schwarze Augen waren im Norden als häßlich verschrien: E. Pontoppidans „Natürliche Historie von Norwegen" 2, 450, „Altnordisches Leben" S. 31.

[4]) „Es war eine allgemeine Sitte, den Göttern, verehrten Helden und seinen Freunden zu Ehren zu trinken": Rühs' schwedische Geschichte 1, 38.

[5]) Eine eingehende Schilderung von Allvaters Freudensaal mußte sich Strachwitz um so mehr versagen, als er das Gelage der Einherier bereits in dem „Diner in Walhalla" beleuchtet hatte.

[6]) Simrocks „Edda" S. 144 f., Gerings „Edda" S. 180 f.

[7]) Nachts sei der Toten Macht stärker als am Tage, erklärt die Magd der trauernden Sigrun (Schluß des Liedes). „Die Liebe ist stärker als der Tod; die Mitternacht ruft den Verstorbenen Wort zu halten; er findet unten keine Ruhe": Wackernagels „Kleinere Schriften" S. 413. Der Wilhelm der „Lenore" erklärt: „Wir satteltlen um Mitternacht" (Str. 15); Zedlitz „Nächtige Heerschau", „Gedichte" S. 16, Str. 1: „Nachts um die 12. Stunde | Verläßt der Tambour sein Grab"; Heines „Brüder" Str. 8 („Werke" 1, 36), vgl. auch Goethes „Totentanz" Str. 1 und „Braut von Corinth" Str. 14 2c.

landsfürsten war Strachwitz nicht zufrieden. Fort und fort, mit jeder Mitternacht läßt er seinen Helden auf goldrotem Hengste zu Sigrun hin- und morgens zu Odin zurückreiten. Ein ewiger Ritt, wie solchen die Sage den wilden Jägern zugesteht.[1]) Diese jagen und werden gejagt um ihrer himmelschreienden Frevel willen; jener zieht aus, von treuer Liebe gezogen. Diese werden bestraft; jener wird belohnt. Der Dichter hat also — gerade also wie in der Behandlung des Geisterschiffes — die landläufige Vorstellung und Tradition veredelt. Die Art und Weise von Helges Austritt stellt er in gewaltigen Dimensionen dar: „Die Luft zerrinnt, und die Erde birst." Eine derartige Wucht der Bewegung kann an die Ausfahrt des germanischen Donnergottes gemahnen.[2])

Ehern und doch schwungvoll in der Sprache, hat Strachwitz „Helges Treue" wahrhaft großartig verlebendigt. Er verfügt in dieser Ballade über eine ganz eigentümliche, dunkelglühende Pracht der Schilderung. Die keusche, ewige Sehnsucht des Liebenden hat er überzeugend aus Herzenstiefen zu gestalten gewußt. Er hat die nordische Reckenkraft wie nirgends vorher und nachher verklärt und verinnerlicht. Daher wurde der „Tunnel" durch den Vortrag von „Helges Treue" hingerissen. W. von Loos' Lob darf noch heute Geltung beanspruchen: „Diese hochpoetische Verrherrlichung der Liebestreue ist von Götz in einer Weise behandelt worden, daß das Gedicht im ganzen wie in jedem einzelnen Zuge vollendet genannt werden muß . . ."[3])

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Das wilde Heer oder ein einzelnes riesiges Gespenst Hackelberg oder Hackelberend in Niedersachsen und Westphalen, Hans Jagenteufel in Meißen, Dietrich von Bern in der Lausitz, der leibhaftige Böse in Bayern: Arndts „Märchen und Jugenderinnerungen". Berlin 1818—1842, 1, 401 f.; Heinrich Steffens' „Gebirgssagen". Breslau 1837, S. 9; Dobeneck's „Des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensage" 1, 63; „Deutsche Sagen" der Grimm 1, 248. 249. 360. 397. 398. 399. 400. 401; J. Grimms „Deutsche Mythologie" S. 515 f. Der wilde Jäger wurde bis auf Julius Wolffs „Waidmannsmär". Berlin 1877, 9. Auflage 1880, 15. Kapitel S. 236 f. „Die wilde Jagd" — besonders episch-lyrisch vorgeführt: aus Raumrücksichten nenne ich nur einige Autorennamen: G. A. Bürger, L. Tieck, Karl Geib, Daniel Ehrenfried Stöber, A. Schreiber, H. Goedsche, Ad. Bube, F. W. Rogge, Heine, G. Freytag, Gisbert von Vincke. — Die Nachtreiter sprengen auf weißen Rossen, seltener auf Grauschimmeln einher, nach nordischer Sage auf schwarzen Pferden mit glühenden Augen. Strachwitz gab seinem Nordlandskönig ein rotes Roß, obwohl in den Eddaliedern nur von des Rosses goldenen Zäumen die Rede ist. Manche nordische Pferdenamen (Golden, Goldmähne, Goldschweif 2c.) sprechen für die Beliebtheit des Goldroten, doch standen im Norden die Schimmel natürlich in höchstem Ansehen: „Altnordisches Leben" S. 47. Das Rotroß ist der Liebling der schottischen, schwedischen und dänischen Volkslieder.

[2]) Wenn Thor ausreitet, bersten Berge und fliegen Funken: Thrymskvidha in Simrocks „Edda" S. 61, Str. 23; Gerings „Edda" S. 18, Str. 21.

[3]) Gustav Renners Ballade „Sigrun und Helge" („Gedichte". 3. Auflage. Leipzig und Zürich 1896, S. 30) kann nicht im entferntesten mit dem Strachwitzischen Paradestück wetteifern.

# Ludwig Anzengruber.

## Erinnerungen und Streiflichter.

Von Wilhelm Bolin in Helsingfors.

---

Jedem Verehrer des Dichters, der dieses schon zu seinen Lebzeiten gewesen, ist es heute noch ein unverwindbarer Schmerz, ihn zu früh seinem Berufe entrückt zu wissen. Daß seine Bedeutung allgemach vollauf anerkannt, daß er nunmehr den ihm gebührenden Platz in der deutschen Bühnendichtung und Erzählungskunst für immerdar inne hat, ist allerdings ein Trost, der einzige, den es gibt. Den ganzen Wert dieser tröstlichen Gewißheit zu ermessen, dient vor allen Dingen ein Einblick in des Dichters Lebenslauf. Erst jetzt, nachdem er bereits nahezu ein halbes Menschenalter nicht mehr den Lebenden angehört, ist die hierzu verläßlichste Quelle in der kürzlich erfolgten Veröffentlichung seiner Briefe erschlossen, wie sie nun, besorgt durch Dr. Ant. Bettelheim, den ersten Biographen des Dichters und Mitherausgeber seiner gesammelten Werke, im gleichen Verlage mit diesen, bei J. G. Cotta in Stuttgart und Berlin, in zwei Bänden vorliegen. Hier tritt uns der ganze, ebenso außergewöhnliche wie echt menschliche Charakter, mit seinem ureigenen Wollen und Können, mit all seinen Leiden und Freuden in lebensähnlicher Unmittelbarkeit entgegen. Eine Biographie gewöhnlichen Schlages, auch die recht verdienstvolle von Dr. Bettelheim, die bald nach dem Ableben des Dichters in einer für biographische Zwecke bestehenden Sammlung erschien, handelt über ihn, gibt nur ein von der Auffassung eines Dritten vermitteltes, also von der Eigenart dieses Mediums beeinflußtes Bild. Ludwig Anzengrubers durchaus eigenartige Persönlichkeit läßt keine Vertretung durch einen anderen zu, und ebendies bestätigen die in ihrer Art einzig dastehenden Briefe. So voll und ganz entwickelt sich darin dies anziehende und ergreifende Menschenlos, daß man die alleinige Mitteilung seiner Briefe nicht als Beschränkung fühlt, volles Verständnis und ungetrübten Genuß davon hat, ohne daß das Verlangen nach Kenntnis der zum Schriftwechsel gehörenden übrigen Briefschaften sich einstellt. Er selbst und sein Schicksal nehmen die Aufmerksamkeit des Lesers vollauf in Anspruch, diesem Entwicklungsgange folgt man mit einer nimmer versagenden Teilnahme, und daß er, all den Schwierigkeiten, die er zu bekämpfen gehabt, dennoch seine volle Geltung abgerungen und diese zu einem unaustilgbaren Faktor in dem hinfortigen Kulturleben der Nachwelt geworden, das ist es, und das allein, was die zu

des Dichters Mitwelt gehörenden und ihn von Anbeginn würdigenden Verehrer mit seinem harten Geschick einigermaßen aussöhnt.

Eine natürliche Folge dieser Errungenschaft ist auch, daß sein Wirken, längst allgemein literaturgeschichtlich gewürdigt, nunmehr auch zum Gegenstande besonderer Monographien gemacht wird. Eine solche, fast gleichzeitig mit den Briefen veröffentlicht, haben wir aus der Feder von Dr. Sigismund Friedmann (Leipzig 1902, Hermann Seemanns Nachfolger). Von aufrichtiger Bewunderung für die Dichtungen eingegeben, bringt dieses Buch eine im Ganzen verständnisvolle Beurteilung derselben. Zu wünschen hat man nur, daß bei den Dramen die Folge ihrer Entstehung eingehalten worden wäre, weil es für ihre richtige Schätzung belangvoll ist. Die Notwendigkeit einer solchen Rücksichtnahme wird dem Außenstehenden allerdings erst durch die Briefe und die darin enthaltenen Mitteilungen über die betreffenden Dichtungen einleuchtend. Namentlich was die schwächeren Sachen anbelangt, gewähren die Briefe unschätzbare Aufschlüsse, die ein gewissenhafter Beurteiler nicht übersehen darf. Bei den Schöpfungen auch des begabtesten Dichters gibt es gewisse mitwirkende Umstände, die sein Können beeinflussen, und bei Anzengruber, der seiner knapp zugemessenen Dichterlaufbahn einen so reichlichen Ertrag an Leistungen abzugewinnen vermochte, trifft dies ganz besonders zu. Auch hinsichtlich der Lebensanschauung des Dichters, die der Verfasser der Monographie für eine optimistische hält, würde er den Briefen eine wichtige Belehrung entnommen haben. Wie für jedes tiefer beanlagte Gemüt bildet auch für Anzengruber, von seinen eigenen Schicksalen ganz abgesehen, die Einsicht von dem über alle Lebewesen verhängten Leid und Weh die Grundlage seiner Überzeugung, die jedoch nicht in resignierten Quietismus ausläuft, sondern das Ideal eines Strebens zum Besseren festhält, welches er, bei aller Neigung zu realistischer Behandlung, künstlerisch nach Möglichkeit zu positiver Geltung zu bringen sucht.

Jede künftige Beurteilung von Anzengrubers dichterischer Tätigkeit wird seine Briefe zu Rate zu ziehen haben. In ihrer Zusammenstellung und Abfolge ein einheitliches Ganze von großer Lebendigkeit bietend, sind die Briefe,[1]) auch stilistisch und sprachlich höchst an-

[1]) Der Herausgeber hat den Briefen eine Einleitung vorausgeschickt, gar zu breit geraten durch eine Menge von Auszügen daraus, wo ein einfacher Hinweis auf die betreffende Briefstelle genügt hätte. Das von ihm befolgte Verfahren, bei einem referierenden Artikel über die Briefe durchaus statthaft, ist nicht das an dieser Stelle erforderliche, wo neben einer Einführung der Briefempfänger nur das zu bringen gewesen wäre, was zum vollen Verständnis der Briefe durchaus nötig, aber in denselben nicht enthalten ist. Die Wirkung der Briefe, die für sich selbst reden sollen, wird durch die biographisch gehaltene Einleitung erheblich abgeschwächt. Gleich der erste Brief aus dem Krankenhause erleidet durch den vorgreifenden Bericht

ziehend, ein treues Abbild der Persönlichkeit des Dichters. Genau so wie er sich darin gibt, mit seinem warmen Herzen, seinem selbstständigen und doch niemals aufdringlichen Urteil, seiner rückhaltlosen Offenheit, war er im Leben; allerdings nur in vertrauteren Beziehungen, wo alles Konventionelle und Oberflächliche als belanglos entfiel und ein höheres gemeinsames Interesse das Bindeglied bildete. Der entschieden männliche Sinn, das mit strengsten Anforderungen an die eigene Kraft gepaarte Selbstgefühl, das redliche Streben und Mühen im Ankämpfen gegen die äußersten Schwierigkeiten des Alltäglichen in seiner abscheulichsten und aufreibendsten Gestalt, all der köstliche Humor, der allem Mißgeschick unverzagt die Stirn bietet, mit anderen Worten: der ausgeprägte Typus eines ganzen, lebensmutigen Menschen, der sich seines Angewiesenseins auf die eigene Anstrengung voll bewußt ist, das verleiht den Briefen jenen unwiderstehlichen Zauber, wie ihn der Dichter in unmittelbarem Verkehr auf alle die ausübte, denen er seine andauernde, zuverlässige Freundschaft zuwandte.

Auf dem Umwege einer allzulange verfolgten Bühnenlaufbahn wollte er zu seinem eigentlichen Lebensberuf gelangen, den er jedoch nicht als Bühnenangehöriger erreichen sollte. Daß er jemals Schauspieler gewesen, war seinem äußeren Gehaben in keiner Weise anzusehen. Die größte Einfachheit und Natürlichkeit zeichnete sein Verhalten bei steter Anwendung des heimatlichen Dialekts aus. Nur beim Vorlesen seiner Dichtungen, worin er eine vollendete Meister-

---

in der Einleitung eine wesentliche Einbuße an seiner Unmittelbarkeit. Ein Gleiches trifft die ebenfalls vorweggenommenen Mitteilungen aus seinem Bühnenleben, ebenso die Geständnisse und Auseinandersetzungen, die auf das Verhältnis Anzengrubers zu Rosegger, Friedr. Schlögl und Frau Ada Christen Bezug haben. Stellenweise gelangen ganze Schriftstücke zum Wiederabdruck, beispielsweise das die „Klubbenfrage“ mit Schlögl betreffende, Einleitung S. LVII und Band 2, S. 222. Das schöne Gedicht über Österreichs Deutschtum im Briefe an Ada Christen (Band 2, S. 106) ist wörtlich, Einleitung S. LXIII zu lesen. Dagegen vermißt man, was namentlich für außerösterreichische Leser besonders erwünscht gewesen wäre, Angaben von Personalien sowohl über die dem Dichter befreundete ebengenannte Frau und Berufsgenossin wie auch betreffs Friedr. Schlögl, deren Alter und Todesjahr und dergleichen mehr. Bei dieser Gelegenheit sei noch etlicher kleiner Versehen gedacht. Band 1, S. 68 ist beim Goethezitat das Mittelstück im Alter statt „ein Alter“ zu lesen. Band 2, S. 232, Zeile 10 aufwärts müßte es „trägt“ — oder in Anzengrubers Sprechweise tragt — heißen statt taugt. In der Erstlingsnovelle „Tod und Teufel“, S. 304, Zeile 12 aufwärts, steht Rath anstatt Roth. Durch offenbar später erfolgten Einschalt einer ziemlich belanglosen Kartenmeldung an den Herausgeber, Band 2, S. 242, zwischen den längeren Briefen 470 und 472, ist der den Leser verwirrende Mißstand herbeigeführt, daß Brief 472 als an den Herausgeber gerichtet erscheint, während der Empfänger mit dem von Brief 470 identisch ist. Der Brief 360 vom 2. Ostertage 1882 ist unter die Oktoberbriefe vom gleichen Jahre geraten, was auch manche Verwirrung zur Folge hat.

schaft bekundete, gewahrte man eine große Vertrautheit mit der Kunst des mündlichen Vortrags, die ihm auch für das Hochdeutsche zu gebote stand. Für die auf jener Laufbahn erworbene Bühnentechnik, welche seine dramatischen Leistungen kennzeichnet, dürfte wohl eine geringere Zeit als die seinerseits darin verbrachten sieben Jahre genügt haben. Befriedigung und Erfolg blieben ihm die Zeit über hartnäckig versagt und alle für die Wahl dieses Berufes mitwirkenden Illusionen waren ihm bald hingeschwunden, woraufhin er die dramatische Dichtertätigkeit um so entschiedener ins Auge faßte. Nichts von den dieser Zeit gehörenden Stücken ist erhalten. Daß sie minderwertiger gewesen sein sollten als was dazumal dem theatralischen Tagesbedarf entsprach und dieserhalb maßgebenden Orts zurückgewiesen worden seien, darf füglich bezweifelt werden, sowohl in anbetracht der natürlichen Befähigung des Dichters wie auch seiner in den gleichzeitigen Briefen sich kundgebenden Urteilsreife und stilistischen Gewandtheit. Die Schwierigkeiten des Drankommens bei den verschiedenen Theatern, denen er seine Stücke einreichen ließ, in der Hoffnung durch sie seine Existenzbedingungen zu bessern, scheinen noch durch die Lässigkeit seines Herrn Vormunds, eines in Wien lebenden Schriftstellers, gesteigert worden zu sein. Ob ihm seitens desselben irgend welche Förderung geworden, ist den Briefen nicht zu entnehmen. Jedenfalls hatte Anzengruber die Bühnenlaufbahn allgemach aufgegeben und einige Jahre hindurch von der bescheidenen Besoldung eines Staatsbeamten gelebt, als ihm der erhoffte Erfolg endlich zufiel, der ihn mit einem Schlage zu einem der ersten Dichter seines Heimatlandes und zu einem der bedeutendsten Dramatiker Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert machen sollte.

Aber auch darnach wollte der Kampf mit der Alltäglichkeit in ihrer widerwärtigsten Gestalt für ihn nicht aufhören. Nachdem er seinen durch den Erstling begründeten Ruf mittelst zweier Dramen von großer dichterischer Vollendung — Meineidbauer und Kreuzelschreiber — befestigt, sollten ihn, trotz redlichem Bemühen, die harten Nahrungssorgen wie um die Periode seiner Schauspielerzeit wieder heimsuchen. Der glänzende Erfolg jener Stücke blieb ohne Rückwirkung auf seine nächstfolgenden Leistungen. Bevor er jedoch mit diesen hervorgetreten, ward ihm schon seitens der betreffenden Theaterverwaltung die auffallende Vernachlässigung, daß im Ausstellungssommer 1873, wo der Fremden wegen die hauptstädtischen Bühnen ununterbrochen tätig blieben, keines seiner Stücke zur Aufführung gelangte, womit denn auch die entsprechenden Einkünfte entfielen. Auf seinen Arbeitsertrag hingewiesen, verspürte er diesen Ausfall um so nachhaltiger, als er mittlerweile geheiratet hatte und seine alte

Mutter ernstlich erkrankte, was alles eine Mehrung der Ausgaben zur Folge hatte. Das unmittelbar darauf folgende Spieljahr brachte zwei Schauspiele von ihm, die beide vom Publikum wie von der Kritik zurückgewiesen wurden, was wiederum einem ökonomischen Verlust gleichkam. An diesem Ergebnis ist der Dichter selbst leider nicht ohne einige Mitbeteiligung. Beide Stücke, inhaltlich bürgerlichen Kreisen entnommen, stehen nicht auf gleicher Höhe mit den drei vorhergegangenen, wiewohl ihnen tüchtige Einzelheiten nicht abzusprechen sind. Von ihnen hat der Dichter späterhin nur das für die Burg auf Bestellung gelieferte Ehestandsdrama „Elfriede“ der Gesamtausgabe seiner Werke einverleibt, während die für das Theater an der Wien verfaßte „Tochter des Wucherers“ mit anderen schwächeren Stücken der folgenden Jahre davon ausgeschlossen ward. Der in den weniger gelungenen Leistungen selbst hinlänglich begründete Mißerfolg setzte sich immerhin in gesteigerte Alltagssorgen um, allerdings ohne den Dichter außer Fassung zu bringen. Gegen Ostern 1874 meldet er einem Freunde, er befinde sich körperlich wohl und geistig noch besser, denn er habe nicht weniger als neun Bühnenstoffe vorliegen, die alle demnächst zur Bearbeitung kommen sollten.

Von diesen angekündigten neun Stücken gelangte im Herbst 1874 die meisterhafte Bauernkomödie „Der G'wissenswurm“ zur Aufführung. Trotz durchschlagendem Erfolg blieb auch diesmal eine nachhaltigere Wirkung aus, auf eine Abkühlung des allgemeineren Interesses für den Dichter hinweisend, welche sich bei einer anderen, dem nämlichen Jahre angehörenden neuen Schöpfung noch fühlbarer machte. Das ergreifende Trauerspiel „Hand und Herz“, anfänglich dem Burgtheater zugedacht und deshalb hochdeutsch verfaßt, konnte seines gegen die katholische Auffassung der Ehe gerichteten Gegenstandes wegen dort nicht angenommen werden; von Laube für das Stadttheater erworben, sollte ihm auch da kein Glück vergönnt sein. Bei einem plötzlich eingetretenen Direktionswechsel fand sich die neue Leitung mit der auf sie übergegangenen Aufführungspflicht durch ein Verfahren ab, das dem Drama eine unabwendbare Niederlage, dem Autor die völlige Vereitelung aller Ertragshoffnungen bereitete. Der Mißerfolg in der Residenz verlegte dem Stück die Wege zu sämtlichen übrigen Bühnen, während die häuslichen Sorgen in andauernder Stärke ihn bedrängten. Auf Einkünfte von seinen bühnenbewährten älteren Stücken war auch nicht mehr zu rechnen, weil deren Wiederaufnahme in hohem Grade erschwert war durch die anläßlich der großen geschäftlichen Erschütterung von 1873 an fast allen österreichischen besseren Privattheatern stattgehabte radikale Veränderung der Spielkräfte, mit denen die betreffenden Direktionen zunächst den Novitätenbedarf des Publikums auszubeuten suchten.

Schon damals leuchtete ihm ein, was er späterhin als seine Überzeugung aussprach, daß der ihm gewordene Erfolg großenteils dem Reiz der Neuheit gehörte, der Wert seiner Leistungen hierbei nur wenig mitgewirkt, da es dem Theaterpublikum vorwiegend auf Stillung seines Novitätenhungers ankam, dem die größtmögliche Abwechslung des Dargebrachten genügte. Auf solche Art von den Bühnen ausgeschlossen, sah sich Anzengruber genötigt, den Ausfall seiner Einkünfte durch Verwendung seiner Feder für Feuilletons- und Kalenderzwecke zu decken.

Auf solchen Erwerb war er um so mehr angewiesen, als nicht weniger denn vier im Laufe von 1874 bis 1877 fertiggestellte neue Stücke das gleiche Los mit den beiden unmittelbar vorher aufgeführten traf, wozu noch eine Verzögerung seitens der Direktionen bis zur Aufnahme in den Spielplan hinzukam. Die längste Verzögerung erlitt das allerdings weniger geglückte Volksschauspiel „Ein Faustschlag“, welches fast zwei Jahre auf die ihm zugesagte Verwendung warten mußte. Baldigere Verwendung fand das nach dem eben genannten niedergeschriebene „Vierte Gebot“, heute als das hervorragendste seiner städtischen Volksstücke anerkannt. Dessen anfänglicher Mißerfolg war durch zwei mitwirkende Umstände herbeigeführt, denen der Dichter wehrlos preisgegeben war. Von den besseren Bühnen zurückgewiesen, mußte er der Erwerbsaussichten halber seine Zuflucht zu einem der untergeordneten Theater der Residenz nehmen, und einer durchaus unzulänglichen Darstellung gesellten sich noch die grauenhaftesten Verstümmelungen seitens der Theaterzensur hinzu, welches alles dem Stück jegliche Aussicht auf anderwärtige Aufnahme und dem entsprechende Erträge entzog. Steht man hier begreiflichen Zusammenhängen gegenüber, so bleibt man völlig ratlos angesichts der beiden übrigen dieser Periode gehörenden und dann ebenfalls vom Publikum abgelehnten Stücke, die zu den gediegensten seiner Feder gehören und inzwischen einen dauernden Platz auf den besseren Bühnen erworben haben. Es handelt sich um die den Kreuzelschreibern ebenbürtige Bauernposse „Doppelselbstmord“ und um das vortreffliche Volksstück „Der ledige Hof“, beide dazumal bei vollendetem Spiel genau so gegeben, wie sie in der Gesamtausgabe der Werke vorliegen. Ihr damaliges Mißgeschick hat man als nackte Tatsache hinzunehmen, die nur aus dem Umschwung des herrschenden Theatergeschmacks ableitbar ist: er stand im Zeichen der Operette, die an den betreffenden Bühnen nur die Machwerke der gewöhnlichsten Routiniers neben sich duldete.

Wie dem Dichter hiernach zu Mute sein mußte, namentlich da das Los seiner Stücke für ihn allemal mit der eigenen Existenzfrage zusammenfiel, ist unschwer ersichtlich. Erfolg macht alles, schreibt er

im Spätherbst 1876 an Rosegger, wo der fehlt, da setzt die Lust aus und der Mut. Und nicht jenen Unbilden des Schicksals allein war er die Zeit über ausgesetzt. Im Frühling 1875 war ihm die Mutter gestorben. Mit ihr war ihm nicht nur die liebevolle Hüterin seiner Kindheit und die treue Gefährtin seiner harten Lehrjahre, es war ihm auch die verständnisvollste und zuverlässigste Lebensfreundin entrissen worden. Ihren Verlust empfand er um so schmerzlicher, als sein Ehestand für ihn vorwiegend von seiner Wehseite sich fühlbar machte. Einstweilen allerdings in unablässigem Kränkeln sowohl der Hausfrau selbst wie der Kinder. Persönlich ist sie ihm niemals eine wahrhafte Lebensgenossin gewesen. Geistig durchaus unbedeutend, mag sie ihn ursprünglich durch ihre elfenhafte Erscheinung und eine dem angemessene Kindlichkeit des Wesens gefesselt haben; mit den Jahren stellte sich eine gewisse spießbürgerliche Behäbigkeit ein, die nicht durch genügende Umsicht und Verläßlichkeit im Verwalten des Hauswesens aufgewogen wurde. Um so erstaunlicher bleibt, daß der Dichter unter solcher Beschaffenheit des unmittelbaren Alltagslebens seiner zunächst auf kleinen Erwerb angewiesenen Erzählungskunst eine so bedeutende Leistung wie den jener Zeit gehörenden Dorfroman „Der Schandfleck“ hat abgewinnen können. Auch hier freilich forderte das unerbittliche Geschick ein grausames Opfer: der zur Hälfte gediehene Roman mußte des Brotes wegen einer ihn erstehenden Redaktion überlassen werden, die sich nicht entblödete, dem Autor eine ihr vorteilhaft dünkende Abänderung im Plan seines Werkes aufzunötigen, unbekümmert um die dabei demselben zugefügte künstlerische Schädigung. Unbedingt auf jede mögliche Verwertung seiner Arbeit angewiesen, brachte der Autor den so entstellten Roman auch in Buchform, worauf alsdann die Zünftler der Kritik ihres rhadamantischen Amtes mit üblicher Besserwisserei an dieser Dichtung walteten. Daß dieselbe durch nachträgliche Umarbeitung die ihr gebührende einheitliche Gestalt erhielt, hängt mit einer Verkettung von Umständen zusammen, die zu den spärlichen Lichtpunkten auf Anzengrubers wenig sonnenhellem Lebenspfad gehört.

Bevor es dazu kommen konnte, versuchte der Dichter es noch mit etlichen Leistungen für das Theater, die unliebsamen Erfahrungen mit Direktionen, Zensurbehörde und dem Geschmack des Publikums möglichst berücksichtigend. Es geschah unter dem unleidlichen Zwang der mittlerweile wieder in seiner Heimat und in Deutschland emporgekommenen Reaktion. „Es ist eben bei mir nun schon ein altes Übel,“ läßt er sich ein wenig später brieflich vernehmen, „schaffen sollen, weil ich muß, und nicht schaffen können, was ich will und wie ich es will; die Jahre vergehen darüber, und wenn etwa vielleicht dann einmal eine günstige Zeit käme, wo ich können könnte, werd' ichs nicht mehr können können ....“

Er sah sich unbedingt darauf angewiesen, „Harmloses und Harmlosestes zu schreiben“. Zunächst war es wiederum eine Bauernkomödie: „'S Jungferngift“. Bei recht ergötzlichen Einzelheiten ist das sehr unschuldige Stück nicht frei von gesuchter Spaßigkeit, durch das Hineintragen einer städtischen Figur bedingt, die lediglich ein chargierter Theatertypus ist, ohne inneren Zusammenhang mit der Handlung als solcher, deren Lösung sogar mittels einer Verkleidung zuwege gebracht wird. Daß der Erfolg hier ausblieb, ist begreiflich, wiewohl Stücke mit weit ärgeren Zumutungen an den gesunden Menschenverstand dazumal ihren respektiven Urhebern die schönsten Tantiemen eintrugen. Daß unmittelbar darauf ein besseres Schicksal seiner gleichzeitig fertiggestellten grundgediegenen und in jeder Hinsicht gelungenen Bauernposse „Die Trutzige“ zufiel, bot nur einen wenig ausreichenden Ersatz; das Stück mußte bald einem bessere Kassenerfolge versprechenden, dem Tagesgeschmack mehr zusagenden Machwerk weichen, und Anzengruber war wiederum den Unbilden seiner ökonomischen Bedrängnis preisgegeben. Und das wurde für ihn um so fühlbarer, als zwei weitere eben dieser Zeit gehörende Stücke jenem Schaden keine Abhilfe brachten. Das einen städtischen Stoff behandelnde Schauspiel „Alte Wiener“ machte kein Glück, obschon ihm eine gewisse Bühnenbrauchbarkeit nicht abzusprechen ist. Noch schlimmer erging es dem ebenfalls auf städtischem Gebiet spielenden Dreiakter: „Brave Leut' vom Grund.“ Mit der Hauptrolle für eine beliebte Schauspielerin verfaßt, wurde es von dieser zurückgewiesen und blieb liegen, um erst nach Ableben des Autors, der es selbst von der Gesamtausgabe seiner Schriften ausgeschlossen, zur Aufführung zu gelangen. Wie die den gesammelten Werken einverleibten „Alte Wiener“ bekundet es ein achtungswertes Theatergeschick und gehört wie dieses dem für Alltagsbedarf genügenden Mittelgut an. Bei dem später verfaßten Schauspiel kommt aber noch der Umstand hinzu, daß es einem Paradestück der Pariser Operettendiva Madame Judic nachgebildet ist, die mit ihrer Glanzleistung „Lili“, als Mädchen, junge Frau und Großmutter im Laufe des nämlichen Abends erscheinend, damals an den Hauptstadtbühnen des Kontinents, auch in Wien, sich hatte bewundern lassen. Daraufhin mag wohl die betreffende Wiener Schauspielerin die ihr zugedachte Rolle in Anzengrubers Volksstück zu spielen abgelehnt haben.

Zwischen die beiden soeben erwähnten Stücke fallen noch zwei weitere Leistungen für das Theater. Für eine zum Besten einer ihres Ernährers beraubten Künstlerfamilie veranstalteten Aufführung dichtete Anzengruber seinen allerliebsten Einakter „Die umgekehrte Freit'“, natürlich als freiwilligen Beitrag für den wohltätigen Zweck. Die Kleinigkeit fand Beifall und wurde darnach mehrere Male am

betreffenden Theater öffentlich gegeben, was dem Dichter alsdann ein bescheidenes Honorar eintrug. Die andere Arbeit, womit er lediglich eine Unterhaltung für einen gewöhnlichen Theaterabend bezweckte, wie sie die landläufige Mittelmäßigkeit dutzendweise liefert, wurde von dem dieser Art Produkte in der Regel holden Theaterglück nicht begünstigt. Es ist die, bei einigen nicht übel geratenen komischen Figuren im ganzen doch lose zusammengefügte und mit stellenweise gesuchten Spässen gewürzte Wienerposse „Aus'm gewohnten Gleis", die der Autor, meines Erachtens mit Recht, seinen gesammelten Werken nicht einverleibt hat. Nach drei gut besuchten Aufführungen verschwand die Posse vom Repertoire wegen der ungünstigen Beurteilung in den Tagesblättern, wodurch dem Autor wiederum ein zuversichtlich erwartetes Einkommen entzogen wurde. Daß er lediglich des Brotes halber sich in Wettbewerb mit „den Akrobaten des Schreibtisches", wie er diese Art Literaten einmal nannte, eingelassen hatte, mag man seiner genialen Begabung halber bedauern; aber ihm daraus, ohne Rücksicht auf den ihm dadurch zugefügten Schaden, einen Vorwurf zu machen, bleibt eine unverantwortliche Gedankenlosigkeit. Seitens der Tageskritik war ihm derlei anläßlich jedes schwächeren Erzeugnisses seiner Feder widerfahren. Treffend hat er bei einer solchen Gelegenheit gefragt: Abgesehen davon, daß auch das ärmere Kind meiner Muse mich, den Vater, doch durch einige Tantièmen unterstützt, was ganz angenehm ist, — warum sollen denn gerade Andere das Privilegium haben, ein ganzes Leben lang mittelmäßige Arbeit sich teuer bezahlen zu lassen?

Als wäre es all dieser Widerwärtigkeiten nicht genug, trieb das böse Geschick seine Tücke gegen ihn noch weiter. Im Vorfrühling 1880 wurde er durch einen Beinbruch für mehrere Wochen arbeitsunfähig, wobei noch vielfache Kränklichkeit in der Familie hinzutrat. Die von den „Hamburger Freunden" für die Umarbeitung des „Schandfleck" ihm zugesicherte Barschaft half über die Erwerblosigkeit dieser schweren Zeit hinweg. Der Hauptbeteiligte in dieser Angelegenheit versuchte damals noch mehr für den ohne jedes eigene Verschulden hart bedrängten Dichter zu tun. Durch ein ihm befreundetes Mitglied des Reichsrates hoffte er nämlich bei dieser politischen Körperschaft das auszuwirken, was die Volksvertretung in Norwegen kurz vorher für Ibsen und Björnson gestiftet hatte: ein ansehnliches Jahrgehalt, welches den Dichter vor der den künstlerischen Aufschwung hemmenden Alltagssorge bewahrt hätte. Mehrfache Rücksprache mit gleichgesinnten Reichsratsgenossen erwies diesen Vorschlag als völlig aussichtslos. Nicht besser fiel eine als Ersatz dafür von eben jenem wohlwollenden Parlamentsmitglied geplante Anstellung an der Hofbibliothek aus, die dem ehemaligen Buchhändlerlehrling

keine völlig ungewohnte Beschäftigung auferlegt hätte. Einige Abhilfe in seiner peinlichen Lage ward dem Dichter erst durch die ihm bald darauf angetragene Herausgabe der Wochenschrift „Heimat", wozu dann späterhin die gleiche Stellung am „Figaro" hinzukam. Die Wiederbelebung seiner dramatischen Meisterwerke 1883 am Wiener Stadttheater, was zu ihrer nachherigen Aufnahme in den Spielbestand der besseren Theater Deutschlands den wesentlichsten Anstoß gab, gewährte eine nur vorübergehende Mehrung seiner Einkünfte, da im folgenden Frühling jenes Theater in Flammen aufging. Mit dem Schillerpreis und einer hübschen Subvention aus einer literarischen Stiftung in Frankfurt a. M. und schließlich auch mit dem Grillparzerpreis bedacht, hatte Anzengruber von diesen Nebeneinkünften allerdings einige Erleichterung bei den Zahlungsfristen für den Hauskauf in Penzing, womit er jedoch, statt des erhofften Behagens, leider nur endlose Sorgen und Verdrießlichkeiten erworben hatte, die ihm, bei ohnehin dauernd übermäßig besteuerten Kräften, sein vorzeitiges Grab bereiteten.

Als der Beinbruch ihn aufs Siechbett gestreckt, war genau ein Jahrzehnt seines dichterischen Wirkens verstrichen. Der Gegensatz seiner gegenwärtigen Lage zu den glänzenden Anfängen konnte nicht krasser sein. Als Reformator der deutschen Volksbühne begrüßt, sah er sich nun von seinem wahrhaften Lebensgebiet hinweggedrängt durch die von Publikum und Direktionen begünstigte Mittelmäßigkeit dürftigster Gattung. Er war „rein unnötig geworden", wie es in einem Brief an Ada Christen heißt. Zum Glück konnte ihn sein Erzählertalent über Wasser halten. So entschloß er sich Stoffe, die seitens der Zensur nicht auf die Bühne zu bringen waren, erzählerisch zu verwerten. Ein Dramatiker, meinte er, der mit etwas nicht auf die Bretter gelassen werde, sei eine der betrübendsten Erscheinungen, und Stücke schreiben, um sie einmal auf bessere Zeiten nachzulassen, das halte er für sehr unbescheiden. Ob nun unbescheiden oder nicht, jedenfalls durfte er, auf den täglichen Broterwerb unbedingt angewiesen, sich den Luxus einer für kommende Geschlechter berechneten Arbeit nicht gestatten. Städtischer Stoff in reichlicher Menge fand feuilletonistische Verwendung in Tages- und Wochenblättern, hie und da auch ein Gedicht, teils hochdeutsch, teils mundartlich; dörfliche Erzählungen, mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet, kamen in größere Zeitschriften. Der „Schandfleck" wurde umgearbeitet, dessen städtische Partie erhielt eine neue ländliche Vorgeschichte, um hierdurch auch ertragbringend zu werden. Eben dieser Zeit gewann er noch den meisterhaften „Sternsteinhof" ab, worauf eine Periode der unleidlichsten Ermüdung und Abspannung sich einstellte, die ihm nur noch die redaktionelle Tätigkeit an den ihm anvertrauten Wochenblättern ge-

stattete. Innerhalb der ihm hierauf noch vergönnten sechs Lebensjahre brachte es der geborene Dramatiker nur noch zu drei Bühnenleistungen: die Weihnachtskomödie „Heimg'funden“, das lediglich der Theaterverwendbarkeit wegen zensurgemäß aus dem grandiosen Einsamstoff hergestellte Schauspiel „Stahl und Stein“, und als letztes Aufleuchten seiner dramatischen Kraft das für die Eröffnung des Wiener deutschen Volkstheaters gedichtete Bauernstück „Der Fleck auf der Ehr'“.

Eines noch hatte das ihm unholde Geschick gleichwohl gewährt: die eigenhändige Anordnung seiner Schriften für deren Gesamtausgabe. In den zehn Bänden, welche selber zu veröffentlichen ihm versagt sein sollte, liegt das Dramatische und Erzählende zu gleichen Teilen vor. Ihrer Entstehungszeit nach fällt aber die Mehrzahl der Leistungen ins erste Jahrzent seines Wirkens; stofflich wiederum verteilen sie sich derart, daß das Ländliche, dramatisch wie erzählend, vier Fünftel des Enthaltenen ausmacht, das Städtische mit den angehängten Gedichten kaum ein Fünftel der Sammlung.

Diese Anordnung bekundet eine schätzenswerte Selbstkritik: Seine städtischen Schöpfungen stehen nicht auf gleicher Höhe mit seinen dörflichen. Hier Charaktere von ergreifender Wahrheit und überzeugender Natürlichkeit, dabei die Handlung immer kräftig zusammengefaßt und mit großer Sicherheit durchgeführt; seinen städtischen Figuren, soweit sie nicht den niederen Volkskreisen angehören, haftet eine gewisse Steifheit und Ungelenkigkeit an, wobei auch die Gestaltung des Stoffes nicht ohne Willkür und Absonderlichkeiten bewerkstelligt ist. Daß ihm des Städtische nicht gut in der Hand lag, war schon bei der „Elfriede“ ersichtlich, obschon das Technische hier einheitlicher ausgefallen. Daß ihm diese Arbeit aufgetragen ward, sollte ihm verhängnisvoll werden. Sie bereitete dem ihm dann noch wohlwollend gesinnten Wiener Publikum eine Enttäuschung, die den Erfolg seiner unmittelbar darauf gegebenen Stücke, auch der gelungenen Bauernkomödien, nachhaltig beeinflußte. Eine größere Gunst der Umstände, als wie sie der Niederschrift jenes Schauspiels voraufging, läßt sich kaum wünschen: das Bewußtsein eines wohlerworbenen und anerkannten Rufes, ein dem entsprechendes Interesse bei den Theaterbesuchern und die Auszeichnung um eine Leistung für die vornehmste Bühne innerhalb deutschen Kultur- und Kunstbereichs angegangen zu sein. Dieserhalb allein behauptet das an sich wenig erfreuliche Stück seinen Platz in der Gesamtausgabe. Von den drei übrigen mit aufgenommenen städtischen Schauspielen ist das Weihnachtsstück, soweit es Volkscharaktere vorführt, ganz ausgezeichnet; dessen der sogenannten besseren Gesellschaft gehörende Gestalten, den „heimfindenden“ Rechtsanwalt nicht ausgenommen, bringen es nur zu theatralischer aber

nicht wahrhaft menschlicher Lebendigkeit. Höher als dieses Schauspiel und das schon vorhin gewürdigte „Alte Wiener“ steht allerdings „Das vierte Gebot“, reicht aber, trotz all seiner unbestreitbaren Vorzüge, nicht an die dörflichen Meisterwerke hinan. Bedenkt man, daß er den Stoff nahezu vierzehn Jahre (Brief 43 von 1864) mit sich herumgetragen, so ist der schließliche Ausfall der Leistung als solcher eben nur aus der leidigen Beschränktheit seines Könnens bei städtischen Gebilden erklärlich. Unzweifelhaft enthält das Stück manche vollendete Charaktere und einzelne tiefergreifende prachtvolle Szenen; im ganzen bleibt es aber doch ein loses Gefüge von Begebenheiten, man vermißt eine dramatisch geschlossene Handlung, aus der sich die Gestalten von selbst entwickeln.

Überaus bezeichnend für eben die im Bewältigen städtischer Stoffe sich ihm entgegenstellende Beengnis seiner dichterischen Kraft ist auch das Schicksal seines bürgerlichen Kreisen entlehnten Schauspiels „Notehe und Ehenot“ (Brief 272 und 274). Sein künstlerisches Gewissen vermochte ihn, dem jede Stunde Arbeit in effektiven Erwerb sich umsetzen mußte, das Ergebnis andauernden Fleißes schonungslos zu vernichten. Offenbar stand er hier an der Grenze seiner Begabung, die bei dörflichen Stücken und Erzählungen niemals für ihn vorhanden war. Woran das gelegen haben mag, darüber erteilt eine ohne jede Rücksicht auf diese Frage brieflich gegebene Beobachtung hinsichtlich seines dichterischen Schaffens lehrreichen Aufschluß. Ich bin mir selbst dahinter gekommen, schreibt er an Rosegger (Brief 324), daß ich als unruhiger Geist mit stets abspringender Phantasie immer und allzeit aus flüchtigen Begegnungen und wechselnden Bildern mehr Anregung zog und bleibendere Eindrücke gewann, als in ständigem öfteren Verkehr und dauernder Umgebung; daß ich aber in solcher Weise genügend oft mit Bauern zusammen kam und ihre Hausungen besuchte, das ist sicher ....

Künstlerische Auffassung, auch die dichterische, erfordert eine gewisse Ferne von dem betreffenden Gegenstande und dazu eine volle Freiheit der Phantasietätigkeit. Das besagen die Briefworte. Anzengrubers Standpunkt der Dorfwelt gegenüber, deren Gestalten und Verhältnisse er mit vollendeter Meisterschaft wiedergab, war ein durchweg über sie erhabener, wie er eben betreffendenfalls sein muß. Dieser unschätzbare Vorteil ging ihm bei den städtischen Stoffen ab. Er bringt von ihnen nur die Außenseite, kommt ihnen sozusagen bloß mit der schauspielerischen für die Rampenbeleuchtung und andere Theaterbehelfe berechneten Wiedergabe bei. Seinen bürgerlichen Gestalten, die den niederen Volksschichten angehörenden immer ausgenommen, fehlt es an der ausreichenden psychologischen Vertiefung, die alle seine bäuerlichen Gestalten adelt. Erklärlich dünkt mich dieser

Mißstand nur damit, daß der Dichter, selbst in jenen Kreisen lebend, dieselben immer nur als alltägliche und ihre Beziehungen als gar zu selbstverständliche vor Augen hat, überdies noch, wie sein dornenvoller Lebenslauf zeigt, unablässig in den Erschwernissen des Alltäglichen, die ihm gerade seitens der städtischen Umwelt in den Weg gelegt worden, gebannt bleibt. Seine bürgerliche Welt stand ihm zu nah, entbehrte daher der erforderlichen Perspektive, und weil ein überwiegender Teil der von hier ausgehenden Berührungen eine das Gemüt beunruhigende und zu Widerstand nötigende Wirkung übte, ermangelte die empfangene Anregung der für künstlerische Verwertung nötiger Unbefangenheit und Lust; hierdurch beengt, konnte seine schaffende Phantasie, des ihr unerläßlichen weiteren Spielraums ohnehin beraubt, sich nicht zu freier Tätigkeit aufschwingen.

Bis zu einem gewissen Grade war er sich dieser Tatsache bewußt, und hat dies im Ausscheiden der durchaus schwächlichen Erzeugnisse von den der Gesamtausgabe angereihten besser geratenen wenigstens negativ bekundet. Auf das dörfliche Gebiet allein angewiesen zu sein, dünkte ihm, wie mancher Brief aussagt, eine ungerechtfertigte Beschränkung. Von den der Sammlung nicht beigegebenen städtischen Schauspielen wird nur der „Tochter des Wucherers“ (Brief 129, 134 und 135) eingehender gedacht. Er räumt ein, es sei ein Fehlgriff damit geschehen, den er jedoch nicht in der ungefügen und stellenweise willkürlichen Gestaltung des Gegenstandes und der vornehmsten Charaktere — namentlich der seinen geopferten Freund rächende Offizier ermangelt jeder überzeugenden Wahrheit —, sondern darin sucht (Brief 129), daß er tragische Vorgänge auf Wiener Boden verlegt habe, was dem dortigen Publikum wider die Theatergepflogenheit gehe, eine Behauptung, welche „Das vierte Gebot“ und dessen nachhaltiger Erfolg unabweisbar widerlegt hat. Gleichwohl gibt er zu, daß jenes Schauspiel, wie auch „Elfriede“, hinter den Bauernkomödien zurückstehe. Einwände gegen seine städtische Novelle „Sein Spielzeug“, die es nicht zur vollen Lebenswärme seiner dörflichen Erzählungen und einem dem entsprechenden Interesse beim Leser bringt, ließ er (Brief 291) unerwidert, anscheinend weil er meinte, nicht verstanden zu sein, wo es sich doch nur um die hier merklichen Schranken seines Könnens handelte, an die er ungern erinnert sein wollte. Wie sein dichterisches Schaffen auf Grund der ihn unablässig verfolgenden Ungunst eben dieser Verhältnisse nicht zu voller künstlerischer Entfaltung gelangen konnte, so auch waren seine Erklärungen diesenfalls, wobei er das redlichste Mühen eingesetzt, befangen und wenig stichhaltig.

Volle Überlegenheit des Urteils entwickelte er hingegen bei Erörterungen über seine mit wahrhaft künstlerischer Einsicht geschaffenen

ländlichen Dichtungen. Belangvoll sind in dieser Hinsicht die den „Dorfgängen“ und Kalendergeschichten vorangestellten Plaudereien, und in noch höherem Grade gilt dies von der meisterhaften Analyse seines ersten Dorfromans (Brief 222), wo die Einwürfe eines wohlwollenden aber doktrinär verbohrten Rezensenten unwiderleglich entkräftet werden. Ein anderer auf dieses Werk bezüglicher Brief (415) gibt auch das Unzulängliche und Verfehlte im Überführen der ländlichen Handlung auf städtisches Gebiet bereitwillig zu. Von dem ursprünglichen Plane, welcher die Geschichte als Dorfgeschichte . . . mit wehmütig ernstem Ausklingen schließen ließ, gesteht der Autor nicht zum Vorteil des Ganzen abgewichen zu sein, woraufhin es ihm zu einer Art literarischer Gewissenspflicht wurde, diese Arbeit ihrer ursprünglichen Anlage und Führung nach herzustellen, was alsdann, durch die Dazwischenkunft der „Hamburger Freunde“, zum Glück noch ermöglicht wurde.

Im Zusammenhang mit der Schandfleck-Umarbeitung, worüber der zweite Band der Briefe einen ausführlichen Bericht enthält, kommt auch eine den „Meineidbauer“ betreffende Änderungsfrage zur Sprache. Bei den „Hamburger Freunden“ war hierbei lediglich die Anknüpfung für eine weitere Subvention ins Auge gefaßt. Nur nebenbei war die Mutmaßung mitbestimmend, daß die gegen das Stück in einer Leipziger Zeitschrift geäußerten Bedenken für dessen Aufnahme an reichsdeutschen Bühnen hinderlich wären. Daß diese Annahme irrig gewesen und das Stück auch dort schon mehrfach gegeben worden, erfuhren die „Hamburger Freunde“ erst aus Anzengrubers gehaltvollem Antwortschreiben. Seiner sachlichen Gediegenheit nach höchst wertvoll, ist dasselbe auch noch dadurch bedeutsam, daß die darin zurückgewiesenen Einwürfe großenteils die nämlichen sind, welche Friedrich Schlögl (Brief 84) gegen das seinerzeit handschriftlich ihm mitgeteilte Stück erhoben hatte.

Das hochinteressante Schreiben, von Wien am 26. November 1880 datiert, hat folgenden Wortlaut:

„Gleich nach Erscheinen des Stückes, 1871, wo es in Deutschland oft gegeben wurde, ließen die meisten Bühnen von den fünf Musiknummern das Entréelied der Vroni, das Spottlied der Mägde und Vronis Lied in ihrer Hütte, einfach wegfallen, behielten dagegen deren Lied zu Ende des ersten Aktes und das Melodram zu Ende des zweiten bei. Wenn der betreffende Beurteiler schreibt: ‚In einem ernstgemeinten Schauspiele gibt man heute nicht mehr seinen Geist unter Zitherbegleitung und sentimentale Vierzeilige hauchend auf‘ — soll wohl heißen, man stellt keine Figuren hin, die das tun —; so weiß er eben nichts von der packenden Wirkung, die dieser Aktschluß allerorten übte und erlaubt sich auf Kosten einer wohlzu-

empfehlenden Billigkeit einen, obendrein schlechtstilisierten Witz. Denn, daß ein Bauernbursche ein heimatliches Lied, eine liebgewonnene Weise noch einmal zu hören verlangt, wenn er meint es gehe mit ihm zu Ende, ist kein gar so absonderliches Verlangen. So viel, was die Musiknummern angeht.

„Die ‚gänzlich episodische und interesselose' Szene bei der ‚Baumahm' ist, wie betreffenderseits ganz richtig bemerkt wird, ‚eingeschoben', bloß um den Meineidbauer darin sterben zu lassen.[1]) Wirkt es denn nicht auch in der Lektüre, wenn schon nicht störend, so doch befremdend, daß Vroni in der Hütte, wo erst Toni, dann Ferner-Franz bei ihr eingestiegen, uneingedenk des eben verstorbenen Bruders, manches Scherzwort spricht? Und doch ist auch das nicht unrichtig. Das Sterben des Bruders ging ihr nahe, seine Person stand ihr die Jahre her fern, und das Gefühl des Triumphes, das sie eben über den Meineidbauer genossen, zittert noch in ihr nach. Diese ganze Szene aber, die anfangs in humoristischen Lichtern spielt, ist eben auch ein ‚Einschub': sie bildet den Ruhepunkt nach den an aufregenden Momenten reichen Szenen zwischen Ferner und Franz und der hinzukommenden Vroni und den Übergang zu dem Aktschlusse, wo Ferner den Sohn von der Brücke schießt."

„Der Dramatiker muß auch auf die Nerven seiner Zuschauer Rücksicht nehmen. Nach diesem Schrecknisse müssen sich die erregten Empfindungen erst wieder soweit beruhigt haben, daß über den Tod des Meineidbauers hinweg, ich sage, über ihn hinweg, jene neuerliche Sammlung eintreten kann, auf welche in der nun folgenden großen Szene zwischen Franz und Vroni gerechnet werden muß. Darum steht an der Stelle, wo sie sich befindet, dort und nirgend anders, die Szene bei der ‚Baumahm' eingeschoben mit ihren neuen Figuren: nicht bedeutend genug das an den andern Personen genommene Interesse abzulenken und gerade soweit plastisch hervortretend, daß man ihnen Gehör schenkt, — mit ihrer epischen Breite und ihrer symbolischen Handlung. Eben durch den Aberglauben, durch den er zu seinem Verbrechen veranlaßt wurde, geht der Meineidbauer zugrunde; und unvermittelt in seinen grotesken Auswüchsen ist dieser Afterglaube hingestellt. Nur halbe Teilnahme darf diese Sterbeszene erwecken. Fernab von Allen, die er liebt oder haßt, unter Fremden, ohne Anwandlung von ganzer oder ‚halber' Reue, das ist noch das einzige Respektable an ihm, stirbt der Meineidbauer, und ganz ist mit ihm die Vergangenheit abgetan. Die Kunde seines Todes von fremder Lippe ausgesprochen und von

[1]) Dieser Vorgang hätte, nach des Rezensenten Meinung, im Kreise der eigenen Angehörigen statthaben sollen.

einem mäklerischen Hinweis auf die zu erhoffende Mitgift der Creszenz abgeschwächt, rührt nur an die letzte Szene leise hinan: ganz tritt das neue Geschlecht in seine, wie es fühlt, lange vorenthaltenen Rechte, und mit frohem Ausblick, ja, mit einem halben Jubelschrei an die Zukunft kann nunmehr das Stück, wie es sein ethischer Gehalt erfordert, schließen. *Das könnte es aber nicht mit der Gruppe über der auf dem Podium liegenden Leiche des eben gestorbenen Meineidbauers!*"

„Die Szene bei der Baumahm ist ethisch erforderlich, technisch nicht störend; ob sie in ihrer symbolischen Auffassung verstanden wird oder nicht, ist nebensächlich. Ich versuche gar oft dem Publikum etwas zum Verständnis zu bringen, was nachderhand, wie ich erfahren muß, selbst den Kritikern vom Fache unverstanden bleibt; aber ich habe ehrlich die Farben gemischt, *mir* tut das weiter nichts. Hier würde ich also wider besseres Empfinden, wider mein künstlerisches Gewissen handeln, wenn ich ändernd die Feder ansetzte."

Überaus lehrreich sind auch seine auf die Dramatisierung des „Einsam" bezüglichen Briefe. An der Leitung des schwedischen Stadttheaters zu Helsingfors mitbeteiligt, wollte ich gern, mit einem sicheren und möglichst mühelosen Einkommen für den Dichter, dort eine Novität von ihm bringen, die mehr als bloße Übersetzung seiner schon anderwärts gegebenen älteren Schauspiele wäre. Ihm selbst die Arbeit aufzutragen, wäre wohl am einfachsten gewesen. Dem stand jedoch das Mißliche entgegen, daß Anzengruber, der mit dem Stoffe erst kürzlich in erzählender Form sich abgefunden, mitten in der Umarbeitung des „Schandfleck" begriffen und alsbald auch von der an ihn herangetretenen Redaktionstätigkeit in Anspruch genommen, die Leistung nicht so bald, wie für die ins Auge gefaßte Gelegenheit erwünscht war, hätte liefern können. So machte ich mich denn an die Arbeit, bei der es anfänglich nur auf nordischen Theaterbedarf abgesehen war. Die Ausführung hielt sich streng an die novellistische Vorlage, jedoch unter Hinzunahme einiger für die Bühnendarstellung nötigen Erweiterungen, alles nach vorheriger Übereinkunft mit dem Dichter. So wurden der alte Kaplan und die brave Pfarrköchin zu durchgehenden Rollen, beide als Vertreter der im Zuschauer rege zu erhaltenden Teilnahme für den armen Einsam gefaßt, wodurch die Halsstarrigkeit des zelotischen Pfarrers zu äußerstem Widerstande getrieben werden sollte, bis dann die Katastrophe mit dem nicht tot, sondern nur sterbend in den Pfarrhof geschafften Opfer seiner Ordnungswut über ihn hereinbrach. Bei der Aufführung wurde mir deutlich, daß jenes Hineintragen der im Zuschauer unmittelbar wogenden Gefühle in die sich vor seinen Augen vollziehende Handlung die dem Titelhelden erforderliche Teilnahme abschwäche, indem dieses

Digitized by Google

Gefühl gerade durch das Ausbleiben jedes Einschreitens zu gunsten des Bemitleideten die das dramatische Interesse fördernde Intensität behält. Als späterhin anläßlich etlicher jene Dramatisierung betreffenden Zeitungsnotizen direkte Anfragen über das Stück an den Urheber der Novelle ergingen, reichte er dasselbe in meiner eigens für ihn gefertigten Verdeutschung an die betreffenden Bühnenvorstände ein, gleichzeitig auch mich zur Drucklegung der Arbeit für den Versand an andere deutsche Bühnen veranlassend. Zuvor jedoch kamen wichtige Änderungen hinein: so namentlich wurde die der Erzählung entnommene Lauschszene, wo der Pfarrer unwillkürlich „seine eigene Schande zu hören bekommt", durch den Brief 440 erwähnten Auftritt ersetzt, der eine gemeinsame Leistung des Dichters und seines schwedischen Bearbeiters ist. Zunächst handelte es sich nur um den Versuch einer möglichen Annahme des Stücks in einer für diesen Behuf vom Dichter gutgeheißenen Form. Für den Fall einer Annahme hatte sich Anzengruber eine für das Stück zweifellos überaus vorteilhafte Änderung selbst vorbehalten, welche die Unterredungen der beiden Priester betrifft und Brief 418 angegeben ist. Die herkömmliche Haltung der Theaterzensur ließ es zu dieser dem Stück damals zugedachten Änderung nicht kommen, die darin fixierten Motive gelangten aber bei der nachherigen Umgestaltung der ursprünglichen Anlage in das bloß für Theaterzwecke hergestellte Schauspiel „Stahl und Stein" zur Verwendung.

Um welchen Preis der grandiose Einsam-Stoff zu einem in Österreich bühnenzulässigen Stück verwendet worden, wußte Anzengruber allzugut und war mit allen künstlerisch dagegen zu erhebenden Bedenken durchaus einverstanden (Brief 463). Der wahrhafte Sinn des im Urstoffe liegenden tiefergreifenden Verhängnisses war verloren gegangen und den beiden Trägern des tragischen Konflikts ihr erhabenes Gepräge, das Rückgrat ihrer anfänglichen Bedeutung genommen. Aus dem verweltlichten, in die bürgerlichen Alltagsverhältnisse herabgedrückten Eisner ist ein zweites Exemplar Meineidbauer geworden und in die Mitte der Handlung gerückt, wogegen der Einsam zur Seite geschoben und nur noch ein blasses Abbild der in der Erzählung das Ganze beherrschenden Gestalt geworden. Der nunmehrige Bankert des frömmlerischen Großbauern ist lediglich ein bemitleidenswertes Stiefkind der landläufigsten Mißstände, sogar mit einem Zuge humorvoller Geselligkeit und Leutseligkeit ausgestattet, die ihn fast als einen verjüngten Steinklopferhanns erscheinen lassen. Seine außereheliche Geburt, wodurch sein Vater allerdings zum Ehebrecher geworden, sich besonders zu Herzen zu nehmen, hat er keinen Anlaß, da der Urheber seiner Tage, wie er es auch im Stück beabsichtigt, ihn jederzeit legitimieren kann. Daß eben dies nach der

Fassung des Originals unter der unerläßlichen Cölibatsverpflichtung des Hauptschuldigen eine absolute Unmöglichkeit ist, macht den betreffenden Konflikt zu einem ebenso tief poetischen wie echt tragischen. Der Einsam der Erzählung, düster erhaben wie eine Gestalt aus der antiken Tragödie, ist wahrhaft einsam; ganz auf sich allein angewiesen, trägt er doch, und zwar schuldlos, weil nur durch das fadenscheinige Märchen vom hochwürdigen Herrn Onkel zum Verbrecher geworden, an dem allgemeinen Leide der Menschheit mit. Als ein „unrecht auf der Welt seiender" darf er füglich sowohl hierüber wie über die ihm hierdurch zugefallene Blutschuld sich grämen. Und daß diese Schuld schließlich auf den fällt, der selbst nur unter dem Zwange der Unnatur seines ihm beruflich auferlegten Verhaltens reinmenschlich und begreiflich gefehlt, gibt dem Ganzen eine erhebende und versöhnende Lösung, wie sie nur die größten Dichtungen der Weltliteratur aufzuweisen haben.

Offenbar lag diesenfalls eine geeignete Veranlassung zu abermaligem Einschreiten seitens der „Hamburger Freunde" vor. Zunächst verbot sich dies auf Grund der inzwischen eingetretenen Erschöpfung des Dichters, dessen Zeit bald darauf durch die dem deutschen Volkstheater zugesagte Arbeit und die nebenher sich abspielenden häuslichen Trübsale stark aufgenommen wurde. Ein Antrag um Herstellung der Einsam-Tragödie in der ihr ursprünglich zugedachten Fassung war ernstlich in Erwägung genommen und sollte zu gelegener Zeit dem Dichter unterbreitet werden, als dessen unerwartet frühes Ableben auch diesen Plan für immerdar vereitelte. Für die deutsche dramatische Literatur war der Verlust ein erheblicher, für die Dichtung Anzengrubers ein nicht unwesentlicher Ausfall: dem schönen Gebilde seines Erstlings blieb das ihm zukömmliche Gegenbild versagt. Aus den Erzählungen „Einsam" und „Sündkind" läßt sich wohl eine annähernde Vorstellung dessen entnehmen, was es hätte werden sollen; aber nur seine Hand hätte das mit ganzer unwiderstehlicher Kraft und packender Unmittelbarkeit auf der Bühne allein zu voller Geltung gelangende Kunstwerk zu schaffen vermocht, das sich seinen Meisterdramen ebenbürtig angereiht haben würde.

Dem darin zu entfaltenden Thema stand er mit voller künstlerischer Souveränetät gegenüber, wie sie seiner früh erlangten Gesinnungsfreiheit innerhalb der kirchlichen und religiösen Vorstellungen entsprach. Im Vollgenuß des lange erstrebten und redlich erworbenen Dichterruhmes schrieb er (Brief 68): „Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft über die Masse heraus aus dem Volk, das doch all unsere Empfindungen und unser Denken großgesäugt hat, wenn wir, sage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühevoll steilauf geklettert in die freiere Luft, zurück auf alle die tausend Zurück-

gebliebenen, da erfaßt uns eine Wehmut; denn, wir wissen's zu gut, in all diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewußt, derselbe Hang zum Licht und zur Freiheit, dieselbe Kletterlust und dieselben wenn auch ungelenken Kräfte, und so oft wir bei einer Wegkrümmung das Tal zu Gesicht kriegen, so tun wir, wie uns eben ums Herz ist, lustig hinabjuchzen: ‚Kimmt' rauf, do geht der Weg!' oder weinend zuwinken — o wie oft unverstanden ...." Zu diesem Volk gehörten für ihn auch dessen Seelsorger, die von der zu erringenden heiß ersehnten Freiheit nicht ausgeschlossen waren. In der reichen Galerie der von ihm gezeichneten geistlichen Würdenträger ist nicht ein einziger — auch den fanatischen Vater des unglücklichen Einsam nicht ausgenommen — dem er nicht sein volles warm teilnehmendes Herz entgegenbrächte, durchdrungen von dem Verlangen, auch ihnen die allgemeinen Rechte freien Menschentums zuzuwenden und sie aus Werkzeugen einer auswärtigen in Anschauungen und Lebensformen einer längst entschwundenen Zeit wurzelnden Macht, die angesichts der geschichtlichen Fortentwicklung nur ein parasitäres Dasein fristet, zu Gliedern einer gesunden staatlichen Gemeinschaft, dem Fluche der Familienlosigkeit und einer geheuchelten Übermenschlichkeit entrückt, zu machen.

Man hat darin, wie in seiner dorfweltlichen Dichtung überhaupt, tendenzlich-aufklärerisches Streben sehen und demnach seine Leistungen als nur sekundäre bewerten wollen. Nichts kann verkehrter sein. Die Lebenswahrheit der Gestalten in seinen Meisterwerken bezeugt es hinlänglich, daß er niemals abstrakte Probleme aufgelesen und eine beliebige Fabel zu deren Demonstrierung ersonnen; mit sicherem Blick und fester Hand griff er solchenfalls ins wirkliche Menschenleben, und was er dann schuf, war poetisch gefühlt und angeschaut und künstlerisch ausgestaltet. Wenn er hierbei das Freiheitliche und Reinmenschliche im Gegensatz zur Abhängigkeit alles Fühlens und Denkens von außerweltlich projizierten Fiktionen einer geknechteten und dem Leben ratlos gegenüberstehenden Zeit gern hervorhob, so hing solches mit der Grundtatsache zusammen, daß für ihn selbst, der sich aus jenen fluchbeladenen Vorstellungen mit eigener Kraft emporgerungen, das Pathos seines dichterischen Wirkens mit diesem Freiheitsbewußtsein Eins war. Künstlerisch blieb sein Verfahren hier immerdar. Seine frühzeitig erworbene Freiheit aus dem Banne des Glaubenswahns, welchen Grillparzer so treffend als die Poesie der unpoetischen Gemüter bezeichnet, war als solche lediglich die unwillkürliche Äußerung seiner echt dichterischen Begabung, für die es nur eine Wirklichkeit und nur eine sie in ihrer Weise getreu widerspiegelnde Kunsttätigkeit gab.

Und diese von echter künstlerischer Weihe geadelte Dichterpersönlichkeit hat sich nicht ausleben dürfen. Anzengruber ist nicht

nur zu früh gestorben, sondern er hat, wie die Mehrzahl seinesgleichen, eigentlich zu früh gelebt. In der Vollkraft seines Schaffens ward ihm wohl Erfolg und Anerkennung, aber nicht nachhaltig genug, um ihn vor der Frohne schnödesten Mußarbeitens zu bewahren. Von der erbärmlichsten Alltäglichkeit und ihren harten Sorgen umkrallt, ward er vorzeitig aufgebraucht, abgenutzt, und schon zehn Jahre vor seinem Tode war ihm „manchmal, als hörte er Frau Atropos mit der Schere scheppern". Als dann schließlich ein allgemeineres und haltbareres Verständnis und damit bessere Zustände für ihn sich einstellten, da war er vollends entkräftet und „abgelaufen". Die seinen gediegenen Werken gebührende Würdigung ist endlich da, aber für ihn selbst reduziert sich dieses verspätete Wohlwollen auf die nur allzu oft bewährte Erfahrung, die er eigenhändig in den Spruch „Dichters Loos" zusammengefaßt:

Der Wahrheit wird im Leben man
Durch viele Beispiel' satt,
Daß doch die Welt für Denker nichts
Als einen Denkstein hat.

---

# Miszellen.

## Breite Bettelsuppen.

Bei dem für bürgerliche Verhältnisse immerhin ganz stattlichen Festmahl von „nicht mehr als sechs Schüsseln", das R. M. Meyer im Euphorion 8, 700 auftischt, habe ich mir nur am Entrée gütlich getan, an den „breiten Bettelsuppen".

Welch ein Aufwand an Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Belesenheit zur Erklärung eines Wortes, an dem weder ich noch irgend ein anderer böhmischer Leser jemals etwas Unklares gefunden, so lebendig trat mir immer die „pappige", breite Masse vor die Sinne.

Jetzt sehe ich, daß es daran etwas zu erklären gibt; Düntzer und Schröer denken an Klostersuppen, die an Arme verteilt werden, für die aber das Attribut der Breite gewiß nicht paßt, die sind dünn, wässerig, leer; R. M. Meyer findet einen Bezug auf die Rumfordische Suppe, deren literarische Existenz durch Kotzebue gesichert ist:

Pagenstreiche (1804) 3. Akt, 2. Szene.

Hans. Wovon soll ich denn leben?
Page. Du Esel! ich versorge dich.
Hans. Wie denn?
Page. Ich lasse dir täglich eine Portion rumfordische Suppe reichen.
Hans. Ei was Suppe! hier hab' ich Fleisch.

Aber niemand denkt an die allergewöhnlichste Bettelsuppe, von der allerdings auch die Wörterbücher nichts zu melden wissen, die aber, Wort und Sache, existiert haben und existieren muß, wofür Goethes zwei Zitate im Faust und im Briefwechsel die beweisendsten Belege bieten.

Bettelsuppe (žebračka) erscheint noch heute auf dem Menu jeder bescheidenen Haushaltung in Böhmen. Das Wort heißt eigentlich Bettlerin, wird aber für die Bettelsuppe ganz allgemein gebraucht, und auch Laien sind im stande, eine Etymologie des Wortes zu geben. Es ist die Suppe, welche sich die Bettler aus den hartgewordenen Brotstücken kochen, die sie auf ihren Umgängen erhalten. In den bürgerlichen Haushaltungen wird die Suppe folgendermaßen bereitet: Hartes Brot wird in Wasser zerkocht, mit ein wenig Kümmel und Salz versetzt, und wenn keine Stückchen mehr herumschwimmen, wird die Suppe mit Sahne und Eidotter verquirlt. — Die echte žebračka entbehrt natürlich dieser letzteren Zusätze, und da nach allen Berichten aus alter Zeit es die Hexen im irdischen Wohlstand nie sehr weit gebracht haben, dürfen wir uns auch die von den Meerkatzen bereiteten Bettelsuppen nur als höchst primitiv und geschmacklos vorstellen, ganz wie sie das Publikum liebt, das sich nach dem zweiten Zitat einen „abermals ermordeten oder vielmehr in Fäulnis übergegangenen Gustav den Dritten“, abgestandenes, schales Zeug, gefallen läßt.

Prag. Ernst Kraus.

---

## „Sieben Tage in Weimar im August des Jahres 1799.“

Unter diesem Titel veröffentlichte Giovanni Sforza, Direktor des Staatsarchivs in Massa, in der Gazzetta letteraria, artistica e scientifica di Torino Nr. 29 (1885) zum ersten Male einige Reiseerinnerungen des Cavalier Luigi Angiolini, eines Edelmannes aus Serravezza, die wir hier in deutscher Übersetzung mitteilen, nicht etwa weil sie Neues enthalten, sondern weil sie die Äußerung eines unbefangenen Zeitgenossen sind. Das weitaus interessanteste Stück unter diesen summarischen Reisenotizen dürfte das knappe, aber klare Bild des Zeremoniells am Hofe von Weimar sein. Hier konnte sich Angiolini auf die eigene Anschauung und Erfahrung verlassen, während sein Mangel an Kenntnis der deutschen Sprache ihm nur ein schwankendes Urteil über die dichterischen Persönlichkeiten ermöglicht, denen er zu begegnen das Glück hatte. Goethe verzeichnet seinen Besuch im Tagebuch unter dem 12. August 1799; zwei Tage also nach seiner Ankunft machte der italienische Edelmann dem Dichter seine Aufwartung.

„Weimar ist eine kleine Stadt, aber in ihren Mauern weilen vier große Männer: Klopstock, Goethe, Wieland und Herder. Der erste ausgenommen, der seinen Wohnsitz in Hamburg hat, wohnen die anderen drei hier und ich habe die größte Freude gehabt, ihre Bekanntschaft durch die Güte der regierenden Herzogin Luise zu machen, auf deren Liebenswürdigkeit ich später noch zurückkommen werde.

Goethe ist aus Frankfurt am Main; er lebt seit vielen Jahren hier am Hofe und führt den Titel eines Geheimen Rates. Er hat die Leitung alles dessen, was Kunst und Wissenschaft betrifft, und genießt die Achtung und das Vertrauen des Herzogs, der ihn auch in anderen wichtigen Angelegenheiten um Rat fragt. Er ist der Verfasser vieler mit Recht berühmten Werke. Eines seiner ersten ist ‚Die Leiden des jungen Werther‘ (Le passioni del giovine Werter). Er hat noch andere und vorzüglichere Werke verfaßt, von denen ich jedoch nichts weiß, da sie meines Wissens noch nicht übersetzt sind.[1]) Ich vermute, daß sie, wie jenes,

---

[1]) Angiolini hat hier Recht, denn außer dem Werther, von dem vor 1799 schon drei verschiedene italienische Übersetzungen vorhanden waren, und einigen unbeträchtlichen Übertragungen von kleinen Gedichten lagen von Goethes übrigen Werken keine Übersetzungen vor. Der einzige Italiener, der Goethe damals hätte würdigen können, war der arkadische Abate Bertòla; aber Goethe stand bei ihm

einen leidenschaftlichen melancholischen Charakter tragen, wie auch seine Gesichtszüge ihn ausdrücken. Er ist unverheiratet, doch hat er einen Sohn, den ihm ein Mädchen geboren, das, obgleich häßlich, möglicherweise von ihm geliebt war. Er ist 50 Jahre alt, von kräftiger Gesundheit und blühendem Aussehen. Jetzt gibt er eine Zeitschrift über die schönen Künste heraus, für die er sich leidenschaftlich interessiert, nachdem er zwei Jahre in Italien zugebracht hat.

Wieland ist aus Biberach in Schwaben. Nach verschiedenen Lebenswendungen bekam er eine literarische Anstellung in Erfurt; dann wurde er von der Herzogin Mutter zum Erzieher ihres Sohnes berufen, des jetzigen regierenden Herzogs Karl August; doch bekleidete er diese Stellung nur zwei Jahre, da der junge Herzog dann volljährig wurde. Mit einem Gehalt von 1000 Thalern gleich 4000 tournois blieb er in Weimar, bis er vor 2—3 Jahren sich aufs Land zurückzog, wo er sich anderthalb deutsche Meilen von der Stadt ein Grundstück kaufte und wo ich ihn inmitten seiner zahlreichen Familie besuchte. Er ist ein bedeutender Mann, aber ich habe nichts von ihm gelesen, da von seinen vielen Werken meines Wissens nur die Dichtung Oberon ins Englische übersetzt ist,[1]) und ich habe sie nicht zu Gesicht bekommen. Dennoch hat er mir seinen Äußerungen nach einen bedeutenden Eindruck gemacht in dem langen Zwiegespräch, das er in französischer Sprache mit mir führte, ob ihm gleich diese aus Mangel an Übung nicht mehr geläufig ist. Der Stoff seiner Dichtung ist der altfranzösischen Ritterpoesie entnommen und soll nach Art des Ariost behandelt sein, den er sehr bewundert. In Bezug auf poetischen Gehalt stellt er ihn hoch über den Tasso. Seine Werke sind kürzlich in Leipzig in einer großartigen Ausgabe mit bodonianischen Typen, wie mir schien, wieder gedruckt worden; Deutschland besitzt keine schönere Ausgabe. Sie umfaßt vier Bände in Großoktav und enthält verschiedene Dichtungen, die Übersetzung des Lucian mit Anmerkungen, Dialogen und Philosophisches. Er ist 64 Jahre alt, von zarter Gesundheit, vielleicht wegen seiner ununterbrochenen übermäßigen Tätigkeit. Er schreibt alles selbst und da er eine schöne Handschrift hat, gewiß eine Seltenheit bei einem großen Schriftsteller, und gleichsam eitel darauf ist, schöne reine Manuskripte herzustellen, so macht er alle Abschriften selbst, was eine ungeheuere Arbeit und Anstrengung voraussetzt.

Herr Herder ist Preuße. Er ist viel gereist und auch in Italien gewesen. Dann bekleidete er ich weiß nicht welches Amt am Hofe des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, leitete hierauf zwei Jahre hindurch die Erziehung des Prinzen von Holstein-Eutin, bis er von der Herzogin von Weimar, der damaligen Regentin, als geistliches Oberhaupt hierher berufen wurde. Ich kenne wenige Menschen, die mit so großem Wissen mehr Bescheidenheit verbinden als er. Schon

---

ebenso wenig in Gunst, wie überhaupt die deutsche Sprache bei den damaligen Italienern. Wer sich für deutsche Literatur interessierte, mußte entweder zu englischen oder zu französischen Übersetzungen greifen.

[1]) Es ist zu verwundern, daß Angiolini hier einer englischen Übersetzung erwähnt, die er nicht gesehen, während bis zum Jahr 1799 schon drei verschiedene französische Übersetzungen des Oberon ihm zu gebote gestanden hätten, wie er auch sich für Goethische Werke und viele Wielandsche Schriften sehr bequem französischer Übersetzungen hätte bedienen können. Angiolini aber, obgleich augenscheinlich des Französischen mächtig (er urteilt gelegentlich über Wielands Französisch) vermeidet von französischen Übersetzungen zu reden als ob er sich über seine mangelhaften Kenntnisse der deutschen Literatur selbst täuschen wollte. Was aber die italienischen Übersetzungen Wielandscher Schriften anbelangt, so hat Angiolini, abgesehen von Musarion, die schon seit 1789 übersetzt war und anderen Kleinigkeiten von Perini, Bertòla Recht, denn Wieland ist erst vom Jahre 1810 bis Ende der dreißiger Jahre in Italien gewürdigt worden.

seine Gesichtszüge versprechen, was seine Unterhaltung bestätigt. Er besitzt große Kenntnisse in den orientalischen Sprachen und tatsächlich ist eine seiner Arbeiten „Über den Ursprung der Sprache" (Discorso sull' origine della Lingua) von der Berliner Akademie mit einem Preise gekrönt worden. Er schrieb ferner über die Poesie der Hebräer, über die Genesis, das neue Testament Sein Hauptwerk philosophischen Inhalts, wie man mir sagt, hat den Titel „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (Vedute generali sopra l' istoria dell' uomo).

Weimar war mir interessant, auch wegen der hervorragenden einheimischen und fremden Persönlichkeiten, die ich da kennen gelernt habe. Vor allen die beiden Herzoginnen (die regierende aus dem Hause Hessen-Darmstadt und die Witwe, Schwester des Herzogs von Braunschweig) machen sich sehr verdient und bieten alles auf, um den Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen.

Die Herzogin Witwe lebt im Sommer auf dem Lande in einem bescheidenen Landhaus, aber mit schön angelegtem anmutigen Garten. Diese Dame hat eine einfache und maßvolle Lebensführung. Sie liebt die Künste und ist sehr begeistert für Italien, wo sie zwei Jahre gelebt. Eine besondere Freude hat sie daran, bedeutende Persönlichkeiten in ihrer Umgebung zu haben. Sie war lange die Leiterin dieser Staaten, welche ihr die berühmten Männer verdanken, die hier leben. Meine kleine Sammlung von Kameen und geschnittenen Steinen wünschte sie zu sehen, hatte großes Wohlgefallen daran und geruhte ihr einen von einem gewissen Jasius[1]) hier geschnittenen Chalcedon mit der Büste des Homer einzuverleiben. Dieser junge Mann würde sich, wenn man ihn nach Italien schickte, sehr auszeichnen.

Die regierende Herzogin ist bei der ersten Annäherung kalt und steif, aber je öfter man sie sieht, je mehr findet man sie freundlich und unterrichtet. Sie ist immer gleichmäßig und hat mit jedermann die gleichen Formen, die um so mehr zu bewundern sind, als sie, ohne im mindesten zu verletzen, je nach Verdienst eigene feine Unterschiede zu machen versteht. Sie ist mit Recht allgemein geachtet, denn sie ist großmütig und sehr mildtätig. Sie ist eine liebevolle Gattin, eine ausgezeichnete und umsichtige Mutter und eine tugendhafte Frau. Sie wohnt schlecht im Ständehaus, wo die regierende Familie jetzt untergebracht ist, während das große Residenzschloß, welches vor 25 Jahren abbrannte, nun zum Empfang der Gattin des Erbprinzen, Tochter des Kaisers von Rußland, neu aufgebaut wird. Doch erträgt sie das mit Gleichmut und der ihr eigenen Natürlichkeit. Der Erbprinz, welcher von guter Gemütsart ist, aber nicht sehr begabt scheint, hat zum Hofmarschall den Baron Haren, einen ehemals reichen Holländer und sehr verdienten Mann, der jetzt infolge der politischen Verhältnisse seines Landes, in den Dienst dieses Hofes getreten ist.

Am Hofe herrschen eher ein ernster Ton und strenge Etiquette. Es sind drei Kammerherren da und Hofdamen. Der Kammerherr, mit dem ich zu tun hatte, ist der Baron Hasberg,[2]) ein sehr höflicher, aber kalter und steifer Mann. Die Vorstellung und die Entlassung gehören zu seinen Obliegenheiten. Er begleitet die Herzogin zum Diner und führt sie wieder in ihre Gemächer zurück. Die erste Begrüßung gilt ihm, ehe man zu ihr eingeführt wird. Er ist es, der gleichsam die Erlaubnis erteilt, bei ihr einzutreten; die Hofdame begleitet nur die Fürstin oder besser gesagt, sie folgt ihr. Der Hof lädt alle Fremden, die vorgestellt sind, zum Diner ein. Das Diner ist gediegen, aber nichts Außergewöhnliches. In den sieben Tagen, die ich hier zubrachte, war ich immer zum Mittag- und Abendessen und oft auch zum Thee eingeladen, wenn die Herzogin welchen gab. In der Regel findet dieses Diner zweimal in der Woche, Mittwoch und Sonntag statt; wenn hervorragende Fremde da sind, wird täglich geladen.

---

[1]) Friedrich Wilhelm Facius, geboren 1764, in Weimar seit 1788.
[2]) Heßberg?

Zugleich mit mir war ein Graf von Besseurade[1]) anwesend, ein Deutscher, der aber russischer Gesandter in Preußen war. Vielleicht galt ihm diese besondere Aufmerksamkeit wegen der bevorstehenden neuen Verbindung. Ferner war da der Graf Potocly, derselbe, der in den letzten Lebenstagen Polens Gesandter des Königs bei der Pforte war. Dann der Graf von Osten aus Hannover, Oberst eines dortigen Regiments, ein Mann von Geist, der sehr wichtige geheime Aufträge haben soll. Er gehört zu den Freimaurern, einer Gesellschaft, die ihn bekannt machte und ihn in Beziehung zu hervorragenden Persönlichkeiten brachte und in die Geschäfte einführte, wie es vor Jahren vorkam. Schließlich war der junge Graf Bruhe[2]) anwesend (Neffe des berühmten Günstlings), der sich hier aufhält, um eine hier wohnhafte reiche Livländerin zu heiraten.

Es gereicht dem Lande und der Regierung zum Ruhme, daß viele Fremde hierherkommen und ihren Wohnsitz hier nehmen, darunter viele Engländer wie seit 10 Jahren M. Gore mit seinen Töchtern, respektive Vater und Schwestern der Lady Cowper. Es lebt auch hier jener berühmte Mounier aus Grenoble, der zu Anfang der französischen Revolution viel von sich reden machte und der dann Frankreich verlassen mußte und mit seiner Familie hierher ausgewandert ist. Diesem hat der Herzog sein Lustschloß Belvedere zur Verfügung gestellt, wo er ein Erziehungsinstitut gegründet hat, in welchem die letzte Ausbildung gegeben wird. Er hat neun junge Engländer und zwei Polen, von denen jeder 150 Louisd'or jährlich bezahlt. Das Land gewinnt durch diese Anstalt einen nicht unbeträchtlichen Geldumsatz und Herr Mounier macht gute Geschäfte dabei. Er selbst erteilt Unterricht in gewissen Fächern unter anderem hält er Vorträge über Staatswissenschaft, die nützlich sein sollen, aber etwas sonderbar. Ich habe diesen Mann kennen lernen wollen und ihn in jeder Hinsicht als Franzosen befunden. Er hat tüchtige Leute um sich, die geeignet sind, seine Zöglinge zu unterrichten.

Ich muß hier auch erwähnen, daß ich durch die regierende Herzogin, die immer voll Aufmerksamkeit ist, die Bekanntschaft von M. Imhoff[3]) gemacht habe, der mit hoher Bildung und Begabung eine seltene Bescheidenheit verbindet. Er hat verschiedene lyrische Dichtungen veröffentlicht, die sehr gerühmt werden.

Auch die Bekanntschaft des Herrn Meyer, des Freundes von Goethe, ist wertvoll. Er malt mit Geschmack und ist ein großer Kenner von Altertümern. Er lebt bei Goethe, mit dem er in Italien war. Er ist Schweizer.

Den regierenden Herzog habe ich nicht kennen gelernt, er war auf Reisen abwesend. Alle beschreiben ihn mir und so muß er sein als einen guten, freundlichen und leicht zugänglichen Fürsten. Er war einst etwas eingenommen für die Illuminaten, jetzt ist er von ihren Übertreibungen zurückgekommen. Er hat Neigung für das Militär und ist General in preußischen Diensten.

In Weimar nahm ich Wohnung im Gasthof zum Elephanten."

Sforzas Mitteilungen aus Angiolinis Reiseerinnerungen endigen nicht hier; er teilt noch manches mit über einen Grafen Tilly, wie auch allerlei Klatsch (avventure galanti etc. Gazzetta letteraria Nr. 21), der ohne jede literarische Bedeutung ist.

Florenz. C. Fasola.

---

## Zu Goethes Tagebuch, August 1823.

Unter den zahlreichen Persönlichkeiten, die Goethen während seines Sommeraufenthaltes in Marienbad 1823 besuchten, erscheint auch ein Herr von Knorring.

---

[1]) Nesselrode?

[2]) Graf Carl Brühl.

[3]) Sforza schreibt hier Imnoff. Der Schreibfehler ist wahrscheinlich auf Angiolinis Rechnung zu setzen, während es sicher ein lapsus Sforzas ist, wenn durch die Schreibung esso aus Fräulein von Imhoff ein männlicher Dichter wird.

Zum 11. August schreibt Goethe in sein Tagebuch: „Später Herr von Knorring, ein vorzüglicher junger Mann, von Dresden kommend, nach der Schweiz reisend.“ Ferner zum 12. August: „Mit Herrn von Knorring ausgefahren bis an den Damm des großen Teichs.“ Einige Tage später auf der Reise von Marienbad nach Karlsbad trifft Goethe den jungen Mann in Eger. Zum 21. August heißt es: Herr von Knorring. Conversation mit ihm über hunderterley Dinge. Derselbe zu Tisch mit Rath Grüner. Er besuchte sodann den Herrn Huß. Kam zurück. Über diesen und andere Dinge weiter gesprochen. Über Haxthausen zu Bonn und dessen Liedersammlung. Finnische und lettische Lieder; Unterschied des Charakters derselben. Über die Heimskringla Saga und andere mächtige Wesen des alten Norden.“ (Siehe Goethes Werke. Weimar. III. Abteilung 9, S. 91 f. 96 f.) Zu der letzten Stelle bemerkt Grüner in seiner Schrift: „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und Grüner“ S. 163: „Herr von Knorring, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, war ein anmuthiger Gesellschafter. Von den verschiedenen witzigen Gesprächen habe ich blos angemerkt, daß Herr von Knorring erzählte, er habe, als er durch die Stadt Dux fuhr, bei dem Thore auf einer Tafel geschrieben gefunden: Hier ist verboten betteln zu gehen und Tabak zu rauchen.“ Diese Stelle ist wieder-abgedruckt bei W. Fr. von Biedermann, Goethes Gespräche (4, S. 249). Biedermann, so wie die Weimarer Ausgabe a. a. O. S. 374) erklären den Namen ohne nähere Angabe als C. S. Baron von Knorring. Es handelt sich aber hier, wie ich nachstehend zeigen möchte, um den jungen, später zu großer Bedeutung gelangten Theodor von Bernhardi.

Dem Buche: Aus dem Leben Theodor von Bernhardis. 1. Teil. (Zweite Auflage S. 197), worauf mich Professor Julius Jung freundlichst aufmerksam gemacht hat, ist zu entnehmen, daß Theodor seinem Onkel Friedrich Tieck am 1. September 1823 seine eben stattgehabte Begegnung mit Goethe meldete. „In Eger erfuhr ich, daß Goethe in Marienbad sei — wenn ich das früher gewußt hätte, so würde ich Dich von Dresden oder Teplitz aus um ein paar Zeilen für ihn gebeten haben. So muß ich gestehen, daß ich mich einigermaßen vor ihm fürchtete .... Wie angenehm fand ich mich getäuscht! Ich brachte dem freundlichen Greise einen Gruß von Dir und ward sehr gut von ihm aufgenommen. Wenige Menschen habe ich noch getroffen, mit denen mir der Umgang so leicht geworden und mehrere Tage verlebten wir ganz miteinander.“ (Abgedruckt auch bei Biedermann a. a. O. 10, S. 119 [Nr. 1721]). Nun wissen wir, daß Felix Theodor Bernhardi 1802 in Berlin als der Sohn von Sophie, der Schwester Tiecks, und August Ferd. Bernhardi geboren wurde, daß aber seine Mutter die Ehe 1805 löste und sich mit dem estländischen Gutsherrn Baron von Knorring vermählte. Ihr zweiter Gatte dachte deren Sohn zu adoptieren und so mag der junge Mann allgemein (und so auch von Goethe und Grüner) als Herr von Knorring bezeichnet worden sein.

Alles, was Goethe und Grüner in den oben mitgeteilten Stellen über Knorring sagen, paßt ganz genau auf Theodor von Bernhardi. Er kam von Dresden, wie es Goethe angibt und wie wir aus dem Briefe Theodors an Tieck ersehen. Er hält sich in Eger auf, wie es von Knorring berichtet wird, und besucht von dort aus Goethe in Marienbad, wo er einige Tage verweilt. Bernhardi ist damals 21 Jahre alt, wie Grüner Knorring einen jungen Mann von etwa zwanzig Jahren nennt, er kam von Teplitz, mußte also durch Dux reisen, von wo Grüner die Knorringische Anekdote wiedergibt. Mit Bernhardi, der kurz vorher in Heidelberg die vielseitigsten Studien gepflegt hatte, konnte Goethe über so verschiedene literarische Gegenstände sich unterhalten, namentlich auch über „finnische und lettische Lieder“, denn Bernhardi hatte seine Jugend seit 1812 beim Stiefvater in den Ostseeprovinzen verbracht und dort die heimischen Volkssprachen kennen gelernt.

Die Tagebücher Bernhardis berichten weiters (a. a. O. S. 197), Eckermann habe Bernhardi dreißig Jahre später mitgeteilt, daß Goethe seinen Namen genannt

und seiner unter den Marienbader Bekanntschaften erwähnt habe, auf welche sich die Briefstelle vom 14. August 1823 (Eckermann, Gespräche mit Goethe 1, S. 34) beziehe. Sie lautet: „Der Abschied von Marienbad giebt mancherlei zu denken und zu thun, während man ein allzukurzes Verweilen mit vorzüglichen Menschen gar schmerzlich empfindet." Das paßt für Knorrings Besuch am 11. und 12. August, während es Eckermann auf Bernhardi bezieht. Auch diese Stelle spricht also für die Gleichung Knorring = Theodor von Bernhardi.

Prag. Adolf Hauffen.

## Zu Goethe in Frankreich:

### Notes sur la prononciation française du nom de Goethe.

On connaît les déformations successives que Bodmer fit subir au nom du grand poète anglais, orthographié Shakespear en 1732, Saspar et Sasper en 1740, Sasper et Saksper en 1741. Qu'on interprète ces modifications, avec M. Elze, comme des tentatives de germanisation d'un mot étranger, ou bien, avec M. Th. Vetter, comme des essais malheureux d'écriture phonétique, elles témoignent de la prononciation que l'auteur de la Critische Abhandlung von dem Wunderbaren croyait devoir donner à ce nom. Il en va de même de l'orthographe Schäkespear, chère à la génération de 1770. A l'opposé de ce procédé, il faudrait placer la coquetterie assez rare avec laquelle Gérard de Nerval affecta de laisser son accent original à un nom propre étranger, placé à la rime:

Il est un air pour qui je donnerais
Tout Rossini, tout Mozart et tout Weber;
Un air très vieux, languissant et funèbre,
Qui pour moi seul a des charmes secrets.[1])

Déformations d'orthographe, ou rimes indiquant une homophonie au moins approximative, d'assez nombreux témoignages permettent de constater à quel point la prononciation du nom de Goethe a varié en France, depuis cent-vingt-cinq ans que l'auteur de Werther est connu chez nous. Les diverses façons dont l'Allemagne, et Goethe en particulier, écrivaient ce nom, et les variantes que subissaient sa prononciation dans les diverses parties de l'Allemagne, ont dû contribuer à compliquer l'incertitude du public français.

Il est assez probable que pour beaucoup de lecteurs français de Werther au XVIII[e] siècle, le nom de l'auteur devait se prononcer Go—èt. Garat, dans ses Mémoires sur Suard,[2]) orthographie deux fois ce mot, à cinq pages d'intervalle, d'une façon qui semble, ainsi répétée, le témoignage phonétique d'un souvenir: „Que de ressemblances ... entre le Dorval du Fils naturel ... et le Werther de Goëtte!"[3]) „M. Suard regrettait beaucoup ... que Wieland ne fût pas venu causer avec Marmontel ..., Goëtte avec Diderot."[4]) Notez que dans le même ouvrage l'humour anglais s'écrit hyumour,[5]) ce qui paraît bien marquer une préoccupation phonétique.

---

[1]) Fantaisie.
[2]) D. J. Garat, Mémoires historiques sur la vie de M. Suard; sur ses écrits, et sur le XVIII[e] siècle. Paris, 1820.
[3]) t. II, p. 18.
[4]) t. II, p. 23.
[5]) t. II, p. 92.

„Il serait à souhaiter, écrit Sevelinges dans la Préface de sa traduction de Werther, en 1804, que toutes les fois que l'on imprime le nom d'un étranger célèbre, on donnât en même temps la manière de le prononcer. Faute de le savoir, on peut, dans l'occasion, se trouver exposé à ne pas comprendre, ou à n'être pas compris."[1]) Et, joignant l'exemple au précepte, le nouveau traducteur de Werther écrivait, dans un renvoi au nom de Goethe: „on prononce Gueûte." Il est vrai que la prononciation Goëtte n'était pas seule à avoir cours au début du XIX[e] siècle. „Les libraires eux-mêmes se souvienment seulement d'avoir entendu parler de quelques traductions de Monsieur Schéet," écrivait Reichardt, non sans exagération, durant son séjour à Paris en 1801.[2]) D'autre part, le Journal de Goethe lui-même a fixé la prononciation que Napoléon donnait, en 1808, au nom de son interlocuteur d'Erfurt: „auch darf ich nicht vergessen zu bemerken, dass, wenn er ausgesprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte:

Qu'en dit M. Göt?"[3])

Cependant la prononciation la plus commune, à en juger par les formes fréquentes, Goëth, Goèthe[4]) et Goëte,[5]) semble toujours faire, non une diphtongue, mais deux voyelles, de l'oe du nom de Goethe, avec allongement de la seconde de ces voyelles. Népomucène Lemercier écrit bien Guoethe en 1817, ce qui paraît un hommage à la rectification de Sevelinges.[6]) Mais Albert Stapfer, dans la première note de sa Préface aux OEuvres dramatiques, est obligé d'y revenir en 1825: „On prononce Gueute."[7])

Tandisque, dans l'écriture, la forme Goëthe est plus fréquente que la forme Goethe au temps du romantisme, la prononciation Go—ëte l'emporte décidément. On peut s'étonner que les visiteurs français du poète de Weimar, un J. J. Ampère, un Victor Cousin, un Saint-Marc Girardin, n'aient pas contribué davantage à dissuader les contemporains de voir dans le mot Goethe une rime à poète. Théophile Gautier emploie cette rime, en 1831, dans Albertus:

A vous faire oublier, à vous, peintre et poëte,
Ce pays enchanté dont la Mignon de Goëthe,
Frileuse, se souvient . . .[8])

et dans la Chanson de Mignon:

O mon maître, sais-tu
La chanson que Mignon chante à Wilhelm dans Goëthe?
„Ne la connais-tu pas, la terre du poëte . . . ."[9])

---

[1]) Paris, an XII — 1804, préface, p. VIII, note 1.

[2]) V. Rossel, Histoire des relations littéraires entre la France et l'Allemagne, Paris, 1897, p. 90. Les renvois de M. Rossel à la traduction des lettres de Reichardt (Un hiver à Paris sous le Consulat, Paris, 1896) manquent de précision.

[3]) Goethes Werke, éd. de Weimar, t. 36, p. 275.

[4]) Cf. Moniteur universel, N° 201 du 21 germinal au XIII.

[5]) Cf. A. S. Saint-Valry, dans la Muse française, 1823, t. I, p. 203.

[6]) Cours analytique de littérature générale, Paris, 1817: leçons prononcées à l'Athénée en 1810 et 1811 (d'après G. Vauthier, N. Lemercier, p. 220).

[7]) OEvres dramatiques de Goethe, t. I, Notice, p. 5, note 1.

[8]) Albertus, III.

[9]) Poésies diverses.

Mme Louise Colet, en 1839, écrit dans sa Jeunesse de Goethe, scène I:

.. les noms suivent: Lavater, Goëthe!
Schlegel, Schiller, Klopstock; oui, la liste est complète,

scène III:

... Marie a fourni la toilette complète.
— Marie? elle t'a fait connaître Monsieur Goëthe?

scène XVI: —

... Vois comme Goëthe
A changé de visage, et quelle oreille il prête
A ce que dit cet homme!

En revanche, ou ne trouve guère d'exemples où l'oe du nom de Goethe compte pour plus d'une syllabe dans les vers du temps. Ni P. Foucher:

Face à face tu peux, ô Goëthe! en liberté
Te voir au grand miroir ...[1])

ni Th. Gautier:

.. être salué grand comme Goëthe ou Byron,[2])

ni Musset:

Que Géricault, Cuvier, Schiller, Goethe et Byron ...[3])

ni Méry:

Pleure avec les tableaux de Goethe et de Schiller ...[4])

n'ont fait du nom de Goethe un mot trissyllabique. Boulay-Paty, dans la 2e Elégie de son Elie Mariaker, fait exception:

... et puis du vieux Goëthe
Dont la prose est encore une oeuvre de poète.

Henri Heine à complété sur tant de points l'information des poètes parisiens en matière de choses germaniques, et lui-même a trouvé ses amis de Paris si enclins à modifier la prononciation de son propre nom, qu'il n'est pas invraisemblable de lui attribuer une certaine influence ici. D'autre part, la suppression du tréma sur l'e de Goethe, le resserrement des deux voyelles en un œ, de plus en plus fréquents en typographie à partir du milieu du siècle, ramènent la prononciation de ce mot à une moyenne assez voisine de la prononciation allemande, avec cette différence que l'e final devient à peu près muet. C'est ainsi que de nouvelles rimes sont données au nom du poète de Faust:

L'air est plein de vapeurs qu'un crépuscule bleute.
La lutte aeriénne indécise est de Gœthe,
Dont les Affinités électives m'ont plu.

Un noble souvenir du livre qu'on a lu
Est un mystérieux et puissant thérapeute ...[5])

Admirant le subtil équilibre de Goethe ..
.. Je voulais dépister, derrière moi, la meute ..[6])

---

[1]) Annales Romantiques de 1830.
[2]) Dédain (Poésies diverses).
[3]) Stances à la Malibran, XIII. (Oct. 1836).
[4]) Discours d'ouverture du théâtre de la Renaissance (Nov. 1838).
[5]) Robert de Montesquiou, les Perles rouges, Paris, 1899, p. 18.
[6]) F. Baldenne, En Marge de la Vie, Paris, 1901, p. 155.

Il ne figure, d'ailleurs, dans le Dictionnaire des Rimes de Sommer, ni parmi les rimes en èle, ni parmi les rimes en eute.

Lyon Fernand Baldensperger.

---

## Nachtrag zu S. 122 f.

In handschriftlichen Briefen des Chamisso-Kreises [in den gedruckten ed. Hitzig, 5. Auflage 1, S. 73 findet sich eine Äußerung aus dem Jahre 1806] fand ich einige Notizen über den wenig gekannten Bartholdy, die, da sie durchaus der Zeit angehören, aus der das Buch über den Tiroler Krieg entstammt, als notwendiger und erwünschter Nachtrag hier folgen mögen.

1. Varnhagen an Chamisso, Paris 9. August 1810: „Bartholdy ist indes auch hier mit Eskeles angekommen und wohnt auch im Hôtel de l'Empire: er hat Frische und Lebhaftigkeit; übrigens kürzen wir ihm den Namen in: Bartel und verlängern ihn in: Schweinebartel."

2. Varnhagen an Neumann, Paris 6. September 1810: „Bartholdy war auch in dieser Zeit hier und mir sehr willkommen. Er war ein gutes Caustikum für Sievelings wohlgezogene Mildigkeit."

3. Varnhagen an Fouqué, 4. April 1821: „Bartholdy sprach ich öfter, der brave Sachen schreibt." In demselben Briefe: „Bartholdy hat auch recht Gutes über die Begebenheiten des Jahrs 1809 aufgesetzt, obwohl nicht in der Würde historischer Kraft, sondern mehr als vorübergehende Denkschrift."

Berlin. Ludwig Geiger.

---

Zu Euphorion 7, 695 ff. Des Trinkers fünf Gründe vgl. A. Grün, Pfaff vom Kahlenberg (Werke 4, 171):

Da tröstet Nithart: „Si bene perpendi,
Mein Fürst, sunt quinque causae bibendi.
Wenn wir es reiflich überdenken,
Fünf Gründe gibt's, ein Glas zu leeren,
Der erste: jetzigem Durst zu wehren,
Der zweite: künftigen abzulenken,
Der dritte: zum Willkomm der Gäste,
Der vierte: bei besondrem Feste,
Der fünfte: jeder erste beste!
So stands am Rand der Bibel fein,
Die mir der Prior Neuburgs lieh;
Die Patres klug! Flink meißeln sie
In Bibelfels ihr Kellerlein."

A. S.

---

3. Ergänzungsheft, S. 155, Z. 8 lies: Hückeswagen statt: Hückerwagen

Ebenda, Z. 16. 20 lies: Flender statt: Flander

Band 9, S. 185, Z. 9/10 lies: und ließ im Historischen manches vermissen

---

# Rezensionen und Referate.

---

Eloesser Arthur, Das bürgerliche Drama. Seine Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert. Berlin, Wilhelm Hertz 1898. 3 M.

Der Untertitel, der Eloessers Buch als eine Geschichte des bürgerlichen Dramas bezeichnet, bringt nach meinem Gefühl das eigentlich Charakteristische des interessanten und geistvollen Werkes nicht recht zum Ausdruck. Dem Verfasser ist es nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, auf eine möglichst allseitige Behandlung seines Gegenstandes angekommen, sondern er hat zu dessen Betrachtung einen einzigen festen Gesichtspunkt gewählt: der Gegenstand seiner Arbeit ist das bürgerliche Drama als Organ der moralischen und intellecktuellen Emanzipation des Bürgertums. Man könnte versucht sein, dem Buche hieraus einen Vorwurf zu machen und die geringe Berücksichtigung, welche die ästhetische und technische Seite der Aufgabe findet, zu beklagen; ich muß jedoch gestehen, daß mir diese Versuchung, je tiefer ich mich in Eloessers Arbeit eingelesen habe, um so weniger verlockend erschienen ist. Mag immerhin seine Darstellung nicht erschöpfend sein — der Standpunkt, den der Verfasser gewählt hat, gewährt einen so weiten und klaren Ausblick, daß man trotzdem ein Ganzes überschaut, und da Eloesser obenein einen vorzüglich Blick für das Wesentliche und Bezeichnende der Erscheinungen besitzt, so sollte man wegen seiner Selbstbeschränkung, die vielleicht eine sehr weise ist, nicht mit ihm rechten. Auch daß die Arbeit im Kleinen hin und wieder die nötige Sorgfalt vermissen läßt, braucht man nicht allzu hoch aufzunehmen, da es für die eigentlichen Ergebnisse ohne Belang ist.

Den Ausgang seiner Untersuchung nimmt Eloesser mit Recht von der Aufklärung, die mit ihrer siegesbewußten Hoffnung, die Menschen — Individuen und Gemeinschaft — mit Hülfe der Vernunft zu bessern und zu bekehren, mehr und mehr in die breiten Schichten des deutschen Bürgertums eindringt und durch ihre Literatur ein eigentliches Publikum

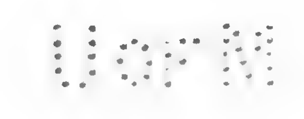
erst schafft. Die daraus erwachsenden neuen Forderungen, die vor allem auf Nutzen und moralische Belehrung gehen, verlangen neue künstlerische Formen, besonders in der wirksamsten Kunstgattung, dem Drama. Vortrefflich wird die wachsende Neigung des bürgerlichen Publikums, auf der Bühne seinesgleichen handeln und leiden zu sehen, eben auf dieses unmittelbare praktische Bedürfnis nach Belehrung moralischer Art zurückgeführt. Statt an dem Kampfe der Charaktere will man sich nun an dem persönlichen und sozialen Nutzen der vernünftigen Tugend und ihrem Siege über das unvernünftige Laster erfreuen. Die Helden der Tragödie, die, frei vom Gesetz, ihre Individualität ausleben, weichen allseitig gebundenen, inmitten der Gesellschaft stehenden Figuren, deren Handlungen nach dem Wohl und Wehe beurteilt werden, das für die Gesellschaft aus ihnen entspringt.

Den Beginn des bürgerlichen Dramas in Deutschland bezeichnet Lessings „Miß Sara“. Eloesser verzichtet darauf, über das Werk oft Gesagtes zu wiederholen, er versucht vielmehr, neue Gesichtspunkte für seine Würdigung zu gewinnen, indem er es nicht auf Charaktere und Motive, sondern auf Gesinnung und Anschauungsweise hin mit seinem Vorbild, Lillos George Barnwell, vergleicht. Er geht dabei davon aus, daß das englische Werk im Gegensatze zu demjenigen Lessings ein starkes bürgerliches Klassenbewußtsein zeige. Um den Unterschied recht kräftig herauszustellen, hat sich Eloesser hier allerdings zu einiger Übertreibung verleiten lassen. Es ist gewiß richtig, daß der „Barnwell“ mit einem volltönigen Hymnus auf den sozialen und politischen Wert des englischen Kaufmannsstandes einsetzt, da aber dieser Akkord im weiteren Verlaufe des Dramas nicht wieder angeschlagen wird und die ganze Ouvertüre obenein dem „Spectator“ entlehnt ist, so weiß ich doch nicht, ob man ihr eine so hervorragende Bedeutung beimessen darf wie Eloesser es will. Auch möchte ich bezweifeln, ob Lillo wirklich mit bewußter Absichtlichkeit statt irgendwelchen familiären Problems das bürgerliche Verhältnis des Lehrlings zum Kaufherrn in den Mittelpunkt seines Stückes gerückt hat; die ganz allgemeinen Morallehren, die Thorowgoud als raisonnierender Chorus zum besten gibt, dürften eine so entschiedene Deutung kaum erlauben. Trotzdem behält Eloesser mit seiner Auffassung des Stückes in letzter Linie Recht: mag Lillo bewußt oder unbewußt verfahren sein, es ist höchst bezeichnend, daß seine Figuren in klar bestimmten bürgerlichen Verhältnissen stehen, die Taten seines Helden sind und bleiben Frevel gegen die Gesellschaft, als deren Vertreter dann schließlich auch ganz richtig die staatliche Justiz auf dem Schauplatze erscheint, hinter der sich weiterhin die göttliche erhebt. Von alledem finden wir bei Lessing nichts: seine Personen sind bürgerlichen Standes, aber sie erscheinen durchaus nicht in festen, geschweige denn bindenden bürgerlichen Verhältnissen, der Konflikt seiner Tragödie ist durchaus familiärer Natur. Staat und Stand

bleiben aus dem Spiel und nur Tugend und Laster messen ihre Kräfte. Das deutsche Bürgertum war noch nicht reif genug, um so wie das englische in seinen sozialen Verhältnissen auf die Bühne gestellt zu werden; beschränkte sich doch auch die Aufklärung zunächst auf die Humanisierung des privaten und geselligen Lebens. Trotzdem spricht Eloesser Lessings Trauerspiel mit Recht einen spezifisch bürgerlichen Charakter zu, gerade weil die Figuren von allen ständischen Bedingungen losgelöst sind: die Menschen werden „an dem Maßstabe eines fingierten Vernunftwesens gemessen. Sie sind der zur Herrschaft strebenden bürgerlichen Moral unterworfen". Bezeichnend genug, daß sie trotzdem noch kein deutsches Gewand tragen dürfen! — Um noch einmal auf Lillo zurückzukommen, so kann ich mit der hohen Einschätzung seiner Milwood durch Eloesser nicht übereinstimmen: der gewaltigen Steigerung ihres lasterhaften Charakters liegt meines Erachtens keinerlei tiefere künstlerische Intention, sondern lediglich des Verfassers sattsam bekannte moralische Abschreckungstheorie zu grunde, wie der letzte Abgang der Milwood im vierten Akte deutlich zeigt.

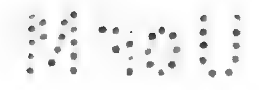
Auf die straffere Konzentration des Lessingschen Stückes im Vergleich zu seinem englischen Vorläufer, die nicht nur eine äußere, sondern auch eine innere festere Geschlossenheit zur Folge hat, weist Eloesser kurz, aber treffend hin. Vortrefflich ist nicht minder sein Exkurs über die Gestalt des Vaters, der von der Sara an im bürgerlichen Drama zum typischen Vertreter der Humanität und Vernunft wird: für die Aufklärung, nach deren Auffassung die Bildung zur Tugend und Bildung zur Vernunft zusammenfallen und für die das Laster eine intellektuelle Verirrung ist, ist diese Vorliebe für den männlichen Teil des Elternpaares höchst charakteristisch.

Für den hauptsächlichen deutschen Nachfolger der „Miß Sara"; Brawes „Freigeist", sucht Eloesser ein ähnliches Verhältnis zu Moores „Gamester" festzustellen, wie Lessings Stück es zum „Barnwell" zeigt; wie mir scheint, mit gutem Erfolg. Brawe behandelt wie sein Vorgänger eine bestimmte moralische Verirrung, wie sie bisher in der Charakterkomödie beliebt gewesen war, nunmehr im ernsten Sinne. Aber während der Engländer neben seinen moralistischen Neigungen eine unverkennbare Freude am Tatsächlichen bekundet, bietet Brawe zwar ein wesentlich tieferes moralisches Problem, verliert aber den festen Boden der Wirklichkeit unter den Füßen: „die theoretische Forderung, die nach einem vernunftgemäßen Dasein verlangt, ist noch wichtiger, mächtiger wirkend als die Realitäten des Lebens." Schlagend weist Eloesser nach, wie der ganze „Freigeist" im Grunde nichts anderes ist als eine in fünf Akte gebrachte Moralvorlesung Gellerts: von ihm stammt der Versuch, die Freigeisterei durch ihre Folgen zu widerlegen, von ihm die Anschauung, daß, wie alle Laster, so auch der Unglaube eine Verdunkelung der Vernunft, ferner daß er eine Sünde des Hochmuts sei. Aber der Mut, mit



dem Brawe an ein so modernes Problem herantritt, verdient doch alle Achtung; er tut zudem einen Schritt über Lessing hinaus, indem er das Laster nicht nur an sich, sondern auch in seinen Folgen für die Gesellschaft als verderblich darstellt, womit er für die Dürre, Mattherzigkeit und Pedanterie seines Dramas einigermaßen entschädigt. — Von der übrigen Gefolgschaft der „Sara“ bespricht Eloesser nur kurz Weißes Komödie „Amalia“; die andern übergeht er, von seinem Standpunkt aus mit Recht, da sie eine Weiterentwicklung des bürgerlichen Charakters kaum aufweisen. Nur bei der „Julie“ von Sturz möchte man fragen, ob sie nicht eine knappe Würdigung verdient hätte. So sehr sie sich im allgemeinen in ausgefahrenen Geleisen bewegt, so weiß sie doch schon so beredt von Herzen zum Herzen zu sprechen, daß sie als unmittelbarer Vorläufer des Sturmes und Dranges gelten und als solcher auf einige Beachtung Anspruch erheben kann.

Mit einem kühnen Sprung geht Eloesser von der „Miß Sara“ und ihrer Gefolgschaft zu den bürgerlichen Komödien Fr. L. Schröders über. Er begründet dies damit, daß die Stücke Schröders, ganz wie die früheren, jedes spezifisch sozialen oder politischen Gehaltes entbehren, sich auf den rein abstrakten Kampf zwischen Tugend und Laster beschränken und über die bürgerlichen Trauerspiele nur in dem einen wichtigen Punkte hinausgehen, daß sie, anschließend an englische Muster, sich in breit ausgemalter bürgerlichen Sittenschilderung gefallen. So gern ich im allgemeinen anerkenne, daß Eloessers Bestreben, die Erscheinungen mehr nach ihrer ideellen Zusammengehörigkeit als nach der äußeren chronologischen Reihenfolge zu betrachten, berechtigt ist, so bedenklich scheint mir doch dieses Verfahren im vorliegenden Falle. In die rechte Beleuchtung rückt das Drama Schröders doch erst für den, der sich vergegenwärtigt, daß seine selbständige Tätigkeit erst fast gleichzeitig mit der Ifflands einsetzt, daß ihm Diderot und seine Schule, die „Minna“ mit ihren Nachahmungen, die „Emilia“ und fast der ganze Sturm und Drang voraufgegangen sind. Als das Bezeichnendste an Schröder wird man alsdann doch wohl seine erstaunliche Rückständigkeit betrachten müssen; gerade wer das Verhältnis zur Emanzipation des Bürgertums als Maßstab anlegt, wird an dem Geständnis kaum vorbeikommen, daß Schröder kein Stück geschrieben hat, das auch nur den „Sechs Schüsseln“ Großmanns gleich käme, mag auch immerhin Schröder in der Gewandtheit der Behandlung seinem Bonner Kollegen über sein. Aber auch im einzelnen finde ich an diesem Kapitel manches auszusetzen. Nach Eloesser soll Schröders Drama seinen Ausgangspunkt von der Bearbeitung englischer Komödien Farquhars, Congreves und Wycherleys genommen haben. In Wahrheit hat Schröder von Wycherley gar nichts bearbeitet, von Congreve nur ein einziges Stück — dieses allerdings ganz im Anfange seiner Tätigkeit, 1771 — übersetzt und von Farquhar erst in der Zeit seiner Reife (1783



und 1788) zwei Stücke so gründlich verarbeitet, daß sie fast als sein Eigentum gelten dürfen. Schröder beschränkt sich überhaupt nicht auf das Lustspiel der Restaurationszeit, sondern erstreckt seine Tätigkeit als Verdeutscher und Eindeutscher englischer Lustspiele von den Tagen Beaumonts und Fletchers bis herab auf Goldsmith. Eloesser behauptet, er habe diese Stücke „in eine lebendige, breit motivierende Sprache" umgeschrieben; eine Vergleichung des „Irrtums an allen Ecken" mit Goldsmiths „She stoops to conquer" — leider die einzige, die mir möglich war — hat mich jedoch belehrt, daß es auch Schrödersche Stücke gibt, die sich dem Original gegenüber umgekehrt durch größere sprachliche Knappheit auszeichnen. Bedenklicher als alles das scheint mir, daß derjenige englische Dichter, der nicht nur auf Schröder, sondern auf die deutschen Familiendramen überhaupt den stärksten Einfluß gehabt hat, Cumberland, weder hier noch anderwärts genannt wird, obwohl Schröder seine Rührkomödie „The Brothers" schon 1775 unter dem Titel „Das Blatt hat sich gewendet" bearbeitet hat.

Ein paar Kleinigkeiten sind in dem Abschnitt über das bürgerliche Drama in Frankreich richtig zu stellen. Daß Regnard den Überlieferungen des Molièreschen Charakterlustspiels gefolgt sei, ist etwas viel behauptet; er rührt die Charakterkomödie nicht an, ohne daß sie sich ihm unter der Hand in eine Intriguenkomödie verwandelt. Den Ausgangspunkt der bürgerlichen Richtung setzt Eloesser mit gutem Recht bei Destouches an, er würde aber dessen Bedeutung kaum so gering anschlagen, wenn er statt auf den „Philosophe marié" auf den „Glorieux" oder den „Dissipateur" exemplifiziert hätte, die sich der moralisierenden Behandlung sozialer Probleme wesentlich stärker nähern; auch ein Fingerzeig darauf, daß Destouches diese Neigung aus England mitgebracht hat, wäre vielleicht am Platz gewesen. Vortrefflich wird dagegen La Chaussées Bedeutung für die bürgerliche Gattung eingeschränkt, wenn es von der „Mélanide" heißt: „Diese Komödie hat noch nicht den Zweck, ein gesellschaftliches Vorurteil durch den Appell an die Vernunft zu beseitigen," während umgekehrt Marivaux zu Ehren kommt, weil er die bürgerliche Richtung dadurch vorbereitet, daß seine Komödie von der Beobachtung des zeitgenössischen Lebens ausgeht; bei Voltaire wird mit Recht auf die englische Anregung hingewiesen. Musterhaft ist die Charakteristik des Dramatikers Diderot: als Vorkämpfer gegen den Zwang der Regeln spielt er kaum eine Rolle, er begnügt sich hier mit der Beseitigung des Verses und, wie vielleicht hinzugefügt werden könnte, mit der Einführung einer realistischen Aktion im Gegensatz zu dem vorwiegend rhetorischen Charakter der älteren Tragödie. Was den inneren Charakter seiner Stücke anbetrifft, so ist es höchst bezeichnend, daß er sie wie reale Vorgänge aufgefaßt wissen will — das Kunstwerk tritt zurück hinter das moralische Exempel, das dem Urteil des Publikums unterbreitet wird. Diese Auffassung

Eloessers scheint mir dadurch eine gewichtige Bekräftigung zu erfahren, daß alsbald nach Diderot die Falbaire und La Harpe mit Absicht reale Vorgänge zu dramatisieren beginnen. Spezifisch bürgerlich ist Diderot so wenig wie Lessing in der „Sara“: auch seine Personen stehen in keinen festen sozialen oder staatlichen Verhältnissen, ja, sie sind nicht einmal Bürger, sondern „gens de condition“; auch bei ihm der abstrakte Gegensatz von Tugend und Laster. Daß er den Charakter durch die „condition“ ersetzen will, hat in moralpädagogischen Gründen seine Wurzel: im Charakter findet sich der Zuschauer nicht so leicht wieder wie im Standesgenossen. Übrigens ändert die „condition“ nichts an der geringen Bedeutung der sozialen und politischen Mächte für sein Drama: gesellschaftliche und staatliche Pflichten werden wohl doziert, greifen aber nicht lebendig in die Handlung ein. Bezeichnend für ihn ist die Neigung, durch Rührung zu wirken, aber auch sie steht im Dienste des aufklärerischen Hauptzwecks, sie soll ebenso wie die lehrende Vernunft zur Tugend führen. — Kaum weniger ansprechend ist die Würdigung Merciers, der, revolutionärer als Diderot, das Drama auf einem realeren kleinbürgerlichen Boden anzusiedeln und es zu einer Waffe im politischen Emanzipationskampfe zu verwenden sucht. Mit Recht wirft Eloesser ihm vor, daß er auf halbem Wege stehen bleibe: auch bei ihm sind die sozialen Kräfte noch keine bewegenden Faktoren, auch er „behandelt den Menschen immer nur als rein moralisches Wesen unter dem Gesichtspunkt seiner sozialen Nützlichkeit“. Ein wirkliches Drama gibt erst Sedaine in seinem „Philosophe sans le savoir“, der nun endlich nicht mehr doziert, sondern die Vernunft im Konflikt mit den Forderungen der Gesellschaft zeigt. — Neben den Dramen Merciers hätte wohl noch die „Mélanie“ des La Harpe einen bescheidenen Platz verdient. Sie ist keineswegs, wie Eloesser S. 68 behauptet, ein rührendes Drama, sondern eine bürgerliche Tragödie mit stark sozialer Färbung; wie Merciers Dramen die Opposition der Aufklärung gegen den Staat, so bringt sie die Auflehnung gegen die Kirche und ihre Einrichtungen zu scharfem Ausdruck. Weniger wird man Falbaires „Honnête Criminel“ vermissen, der trotz seiner Toleranzpredigten und des Anspruchs, ein „Drame“ zu sein, eher der Comédie larmoyante zuzuzählen ist.

In einer Geschichte des bürgerlichen Dramas, wie Eloesser sie faßt, durfte Lessings „Minna von Barnhelm“, obwohl streng genommen der Gattung nicht angehörig, nicht fehlen: es gelingt ihr, den festen Boden in den zeitlichen Zuständen zu finden, den Diderot in seinen abstrakten Dramen noch vergeblich gesucht hatte. Da die ältere deutsche Komödie, soweit sie sich nicht ganz im Schematischen und Typischen hielt, ihren Zuschauer bestenfalls darüber unterrichtete, wie man da und dort den Kohl bereitete, so war die Einführung der lebendigen, bewegenden Gegenwart ins Lustspiel von größter Bedeutung und mußte ganz natür-

licherweise auch auf das ernstere Drama einwirken. Ihren Platz in der Entwicklungsgeschichte des bürgerlichen Stückes wird die „Minna" also auch dann beanspruchen können, wenn man sie als bloße Komödie faßt, und der geistvolle, aber etwas spitzfindige Versuch Eloessers, ihr einen spezifisch bürgerlichen Charakter zu vindizieren, weil ihr kulturell-patriotischer Charakter einen Gegensatz gegen die französische Kultur der oberen Klassen bedeute, war nicht unbedingt nötig. Dagegen wird mit Recht hervorgehoben, daß das Stück im Gegensatz zu seinen Nachahmungen weder politisch-patriotisch noch eigentlich soldatisch sei, und in diesem Sinne mag man es immerhin als bürgerlich bezeichnen. Vortrefflich heißt es von Tellheim: „Das Ideal dieses Offiziers ist nicht der Krieg, sondern der Friede. Sein Lebensglück ist nicht der Dienst in einem großen Ganzen, sondern ein idyllisches Dasein. — — Das ist das Lebensideal des 18. Jahrhunderts. — — Das freiheitliche Ideal ist ein negatives, staatsfremdes".

Unter den Dramatikern, die den Spuren der „Minna" folgen, greift Eloesser die wichtigsten, und von diesen wieder die bezeichnendsten Werke heraus, und zwar mit sehr glücklicher Hand; soweit ich die Dinge überschaue, hat er nichts Wesentliches unbeachtet gelassen. Bei der Besprechung von Stephanies Soldatenstücken, mit denen er beginnt, richtet er allerdings eine kleine Verwirrung an. Es ist nicht richtig, daß die der „Minna" nachgebildeten „Abgedankten Offiziere" (1770) des Verfassers erstes Soldatenstück sind, vielmehr gehen ihnen die „Werber" (1769) um ein Jahr vorauf. Das ist nicht unwichtig, da es besonders deutlich zeigt, wie bei Stephanie das Militärisch Zuständliche durchaus die Hauptsache ist. Das Stück ist von Farquhars „Recruiting Officer" auch nicht so abhängig, wie man nach Eloesser annehmen könnte, vielmehr eine fast selbständige Arbeit. Ungenau ist ferner die Angabe, der wohlhabende Bürger, der am Ende seine Tochter dem Husarenrittmeister (nicht Wachtmeister, wie infolge eines Lapsus im Text steht) anverloben muß, überzeuge sich, daß Nährstand und Wehrstand zum Heile des Staates zusammen gehörten: der soldatenfeindliche Alte folgt vielmehr einem Zwang und der Freier der Tochter macht ihm das Zugeständnis, daß er den Dienst verlassen will; also keine Versöhnung, sondern ein sehr charakteristisches Paktieren von Zivil und Militär. Ein drittes Stück Stephanies, den „Deserteur aus kindlicher Liebe", bezeichnet Eloesser als einen Vorläufer der Engelschen und ähnlicher Dramen; es steht aber vielmehr bereits unter dem Einflusse von Engels „Dankbarem Sohn" (1771), da es erst 1773 entstanden ist. Die Einführung des Militärstückes in die bäuerliche Sphäre, die Opposition gegen den Adel, der Offizier niederer Herkunft, die Verehrung des gerechten Landesvaters sind dem Berliner Dramatiker entlehnt. Trotz dieser Versehen gibt jedoch Eloesser von der Manier Stephanies ein sehr gutes Bild: er zuerst bringt

die militärischen Dinge, die in der „Minna“ als helfendes Element mitgewirkt hatten, als Gegenstand eines selbständigen Interesses auf die Bühne: „Wie sich im 19. Jahrhundert die Plastik von allen modernen Kleidungen zuerst an der Uniform versucht hat, so ist auch das Kriegerleben das erste mit starkem Realismus behandelte Milieu des ernsthaften Dramas.“ In diesem Realismus liegt Stephanies Hauptverdienst. Gut wird auch hervorgehoben, wie Stephanie durch sein Liebäugeln mit dem aufgeklärten Despotismus in die Bahnen des patriotischen Stückes einlenkt. Deutlicher noch wird dieser Übergang bei H. F. Möller, der seinem militärischen Spektakelstück „Der Graf von Walltron“ in seiner „Sophie, oder der gerechte Fürst“ ein bürgerliches Stück folgen läßt, das in vollen Tönen das Loblied Josefs II. singt: die Aufklärung oben und unten reichen sich brüderlich die Hand. Sehr feinsinnig bemerkt Eloesser, daß es gerade der Boden der größeren Staaten ist, dem solche loyale Kundgebungen entsprießen, während die Kleinstaaten mit ihren unerfreulichen Hofwirtschaften den Geist der Revolution nähren. Nicht minder glücklich wird der aufklärerische Charakter des Patriotismus dargetan: die Regenten haben die Mittel zur Volksbeglückung in der Hand, brauchen also nur ihrer Vernunft und dem Geiste der Aufklärung zu folgen, um ideale Zustände hervorzurufen — dem Bürger fällt dabei eine aktive Rolle nicht zu. Die patriotisch-erziehliche Aufgabe der Bühne besteht dementsprechend auch nur darin, die Liebe des Bürgers zu einer weisen Regierung zu erhalten, ihm das Glück, in einem Vernunftstaate zu leben, recht glänzend vor Augen zu stellen. Das hat wohl am gründlichsten J. J. Engel, der Bürger des spezifischen Vernunftstaates Preußens in seinen beiden Einaktern „Der dankbare Sohn“ und „Der Edelknabe“ getan, in denen der alte Fritz fast die Rolle der göttlichen Gerechtigkeit spielt. Über den Schwarm der übrigen patriotischen Dramatiker geht Eloesser kurz hinweg. Ausgezeichnet nennt er diesen pseudo-patriotischen Geist „versandete Aufklärung“: statt aus der bürgerlichen Komödie den Weg ins Staatsleben zu suchen, zog man die Nachtmütze über die Ohren und vertraute der Vernunft der hohen Obrigkeit.

Von hier aus ist leicht der Weg zu Lessings „Emilia Galotti“ gefunden, die, kleinstaatlichem Boden entsprossen, das Verhältnis des Bürgers zum absolutistischen Staat in so auffallend anderer Weise darstellt. Sehr feinsinnig legt Eloesser dar, wie der Virginia-Stoff, wenn seine Modernisierung auch eine innere sein sollte, bei Lessing seinen revolutionären Charakter verlieren mußte: wenn in der „Emilia“ das Bürgertum dem Staate noch ganz abgewandt erscheint, wenn es nichts verlangt als den Frieden in seinen vier Wänden und auf die Störung dieses Friedens durch die Macht nur mit Selbstvernichtung zu antworten weiß, so wird das Stück eben dadurch zum lebendigen Zeitspiegel. Einen wesentlichen Fortschritt namentlich über Diderot hinaus zeigt die Gestalt

des Prinzen, bei dem wir zum erstenmal Charakter und Stand in lebendiger Wechselwirkung sehen. Tugend und Laster erscheinen überhaupt nicht mehr in der alten abstrakten Art, die sie als helle und getrübte Vernunft faßt, sondern sie wurzeln in den sozialen Verhältnissen; gleichzeitig mit dem Glauben an die Allmacht der Vernunft ist notwendig auch der alte moralische Optimismus verschwunden.

Gänzlich bricht dann mit dem Vernunftkult der Aufklärung der Sturm und Drang. An Stelle der reformatorischen Bestrebungen der alten Generation tritt die revolutionäre Auflehnung des Individuums gegen die Gesellschaft und ihre Schranken selbst. Daß dabei das bisher so verhätschelte Bürgertum durchaus nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt wird, wird an dem Beispiele Lenzens sehr glücklich gezeigt. Vielleicht hätte hier darauf aufmerksam gemacht werden können, wie Klinger dieser Richtung in späteren Stücken nicht treu bleibt: seine „Falschen Spieler“ und zum Teil auch sein „Schwur gegen die Ehe“ zeigen ein sehr merkwürdiges Bestreben, mit dem spezifisch bürgerlichen Drama wieder etwas mehr Fühlung zu gewinnen. Mit großem Glück sucht Eloesser dagegen H. L. Wagner als einen Kompromißler von vornherein darzustellen; er trifft gewiß ins Schwarze, wenn er das Haschen nach Erfolg und die daraus hervorgehende Halbheit als dasjenige bezeichnet, was recht eigentlich das Unsympathische an diesem Dichter ausmache. Seine „Reue nach der Tat“ zeigt neben den fortgeschrittensten Elementen des Sturmes und Dranges den vollen Einfluß des patriotischen Dramas, das Stück katzbuckelt vor dem Fürsten wie vor dem Bürgertum, und auch in der „Kindermörderin“ ist die revolutionäre Richtung der neuen Schule mehr Reizmittel als Ausdruck innerster Gesinnung; die scharfe soziale Kritik tritt in den Hintergrund, intimeren Anteil an dem Innenleben der Gestalten vermissen wir und die derb-realistische Schilderung des Zuständlichen hält das Stück allein auf einem relativ hohen Niveau. Wagner bedeutet dadurch schon einen gewissen Übergang zu den beiden Dramatikern, die entschiedener wieder in bürgerliche Bahnen einlenken, Gemmingen und Großmann. Der Geist Diderots mit seinem rührseligen Optimismus beginnt sich wieder zu regen und der revolutionäre Posaunenschall des Sturms und Drangs wird zum versöhnlichen Flötenspiel herabgestimmt. Mit Gemmingen scheint mir Eloesser aber doch etwas zu hart umzugehen. Als Kunstwerk ist sein „Deutscher Hausvater“ gewiß unselbständig und bedeutungslos, seine Tugendpredigten sind auch mir unerfreulich und seine harmlose Deutschtümelei sticht in der Tat von der inneren Auflehnung der Stürmer und Dränger gegen die geistige Fremdherrschaft stark ab. Aber ich glaube nicht, daß man Gemmingen, weil er Mittelparteiler ist, ohne weiteres zu den Halben werfen darf. Im Gegenteil sehe ich darin, daß er den Sprung der Liebe über den Standesunterschied hinweg nur als Ausnahmefall gelten lassen will, den Ausdruck sehr gesetzter und besonnener

Gesinnung, zu deren ehrlicher Aussprache gewiß mehr Mut gehörte als zu faden Gleichheitsdeklamationen Kotzebuescher Art; wollte ich übertreiben, so würde ich sagen, daß Gemmingen hier einen Weg einschlägt, der in Hebbels großartiger „Agnes Bernauer" sein Ziel erreicht. Es gefällt mir auch, daß der deutsche Edelmann es sich nicht einfallen läßt, in das Horn der Sedaine und Großmann zu stoßen, sondern den Duellzwang mit ganz naiver Unbefangenheit als bindend anerkennt. Das Milieu des adeligen Hauses und des bürgerlichen Künstlerheims, das er darstellt, ist gewiß nicht kräftig hingestellt, aber doch von der Philisterei Großmannscher oder Ifflandscher Stücke noch recht weit entfernt; selbst die Deutschtümelei erscheint bei einem Vergleich mit Schröders etwas späterer „Victorine" erträglich. Dagegen ist Großmann, dessen „Sechs Schlüsseln" Eloesser vortrefflich charakterisiert, ein Vertreter der „dickköpfigsten Philisterei". Sein Familiengemälde, „eine Ifflandiade vor Iffland", zeigt den Bürger in breiter Behäbigkeit in seinem engen Kreise und lehrt umständlich seine Pflichten; ihm gegenüber steht der müßige Adel — nach meinem Gefühl eine allzubillige Art, den Gegensatz von Tugend und Laster soziologisch zu begründen. Diese Gegenüberstellung wirkt, was Eloesser noch hätte hinzufügen können, um so unerfreulicher, als es weniger das Bewußtsein gemeinnütziger Betriebsamkeit ist, was das Herz des Bürgers schwellt, als vielmehr das Gefühl finanzieller Überlegenheit. Die Gesinnung des Bürgers dem Staate gegenüber entspricht im wesentlichen derjenigen, die in den patriotischen Stücken herrscht, an Stelle der revolutionären Neigungen tritt also wieder die Verbindung mit dem aufgeklärten Despotismus; mir will allerdings scheinen, als sei das Vertrauen auf ihn bei Großmann doch nicht mehr so stark wie bei den Patrioten. Eine recht bezeichnende Reaktion anderer Art läßt sich übrigens in Großmanns „Henriette" wahrnehmen: mit demonstrativer Absichtlichkeit führt hier im Gegensatz zu den deutschtümelnden Tendenzen der Zeit der französische Offizier die deutsche Braut heim. Großes Gewicht legt Eloesser mit Recht darauf, daß von Großmann ab Regierung und Bürgertum sich in der Förderung industrieller Unternehmungen freundschaftlich begegnen; Babos mir nicht bekanntes „Bürgerglück" soll das besonders zum Ausdruck bringen. Das bürgerliche Drama endete so „nach revolutionärem Aufwallen in einer resignierten Tendenz, die von einer friedlichen, durch die Staatsgewalt begünstigten Entwicklung die Emanzipation der Klasse erwartet".

Eine letzte Unterbrechung seiner Entwicklung erleidet das bürgerliche Drama durch das Auftreten des jungen Schiller, der noch einmal und in festerer Konzentration die Tendenzen des Sturms und Drangs aufnimmt. Sehr geistvoll sucht Eloesser seinen Werdegang mit dem des ganzen bisherigen bürgerlichen Dramas in Parallele zu stellen. Die Behauptung, daß die „Räuber" in ihrer inneren Motivierung zeitlich hinter

den Geniedramen zurückständen, da die Katastrophe in letzter Linie aus dem abstrakten Gegensatze von Tugend und Laster hervorgehe, hat etwas Befremdliches, ist aber doch neu und auch wahr genug, daß man den Ausführungen über diesen Punkt gern folgt. „Fiesko“ wird mit „Emilia Galotti“ und ihrem ideellen Gehalt zusammengestellt: auch hier bleibt Schiller etwas zurück, insofern ihm die weise Selbstbeschränkung Lessings fremd ist und er sich in einem rein ideologischen Republikanismus gefällt. Erst „Kabale und Liebe“ faßt dann die soziale Kritik des Sturmes und Dranges noch einmal in eine festgeschlossene Handlung zusammen, das Stück vereint die ingrimmige Auflehnung gegen die kleinstaatliche Korruption mit der breit-realistischen Schilderung des Zuständlichen. Damit schließt das Drama der sozialen Auflehnung. „Don Carlos“, den Eloesser mit voller Berechtigung noch den bürgerlichen Dramen Schillers zurechnet, protestiert nicht mehr gegen das Staatswesen, sondern geht auf seine Humanisierung aus. Der Glaube an eine bessere Zukunft, der uns bei den niederen Dichtern begegnete, findet hier bei Schiller eine edlere, verklärtere Gestalt. Der Individualismus des Sturmes und Dranges tritt in den Dienst der bürgerlichen Moral und der politischen Freiheit.

Wie indes die zeitgenössische Dramatik es vorzieht, den von Gemmingen und Großmann gewiesenen Bahnen zu folgen, wie das unpolitische Geschlecht der letzten beiden Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts entweder in den engen Bezirk des Bürgerhauses und seiner Interessen zurückkehrt oder aber das Streben nach Höherem zu vager Menschheitsschwärmerei verflüchtigt, zeigt die musterhafte Darstellung von Ifflands und Kotzebues Wesen, die wohl den Höhepunkt des Buches bezeichnet. In Ifflands Gedanken- und Anschauungswelt hat sich Eloesser mit großer Liebe eingefühlt. Er sieht in ihm den Punkt erreicht, den das spezifisch bürgerliche Drama erstrebte: das moralische Exempel mit seiner Abstraktion ist überwunden, das Ifflandsche Drama wurzelt in einer sehr eng begrenzten, aber in ihrer Zuständlichkeit aufs klarste erschauten Welt; was Diderot erstrebte, ist erreicht, der Zuschauer schaut in das Stück hinein wie in seines Nachbars Haus. Der emanzipatorische Charakter tritt zurück, der erzieherische erscheint verstärkt: wir sehen das Bürgertum bei der stillen Fortarbeit an seiner inneren Kultur, wenig bekümmert um die außerhalb seines Bannkreises stehenden Gewalten. Die Dramen sind ein getreues Bild der zeitgenössischen Kultur bis auf den Moment, wo die Not der Fremdherrschaft ein neues Verhältnis zwischen Bürger und Staat schafft. An vorzüglich gewählten Beispielen wird das weiterhin im einzelnen sorgsam dargetan. Vor allem erfreut dabei die Unbefangenheit, mit der trotz der künstlerischen und menschlichen Philisterei Ifflands dem Ernst und der Ehrlichkeit seines moralischen Strebens die gerechte Anerkennung gezollt wird. Dazu bildet dann das Bild von Kotzebues geistiger Physiognomie — wohl das beste, das je entworfen worden ist — einen

wirksamen Gegensatz. Wenn Eloesser den Kern von Kotzebues Wesen in die Gesinnungslosigkeit setzt, so trifft er damit den Nagel schärfer auf den Kopf als irgend einer seiner Vorgänger; selbst Goethes Wort von Kotzebues Nullität will mir kaum so treffend erscheinen. Diese Gesinnungslosigkeit geht so weit, daß Kotzebue an seinen eigenen Werken keinen inneren Anteil nimmt: ist der äußere Erfolg erzielt, so ist alles gut. Weil er gesinnungslos in keiner Anhänglichkeit an irgend etwas wurzelt, wird er zum internationalen Modedichter — niemand brauchte sich bei ihm in irgend etwas einzuleben. Seine politischen Anschauungen wechselt er, wie man einen anderen Rock anzieht, und genau so ist ihm jede dramatische Form recht. Die Hoffnung seiner Zeit, auf der Bühne die Ideen der Aufklärung und Toleranz, der Versöhnung der Stände und der moralischen Veredlung wirksam zu sehen, erfüllt er in seiner Weise: ohne inneren Anteil an diesen Dingen nützt er sie zu sensationeller Wirkung auf die Massen geschickt aus. Sehr anschaulich legt Eloesser dar, wie er in „Menschenhaß und Reue" den von den voraufgehenden Generationen liebevoll ausgebildeten Typus des Menschenfeindes zur bloßen Theatermaske macht, die mit einem aus abgestandenen Rousseau-Phrasen geschickt zusammengeschneiderten Mäntelchen drapiert wird; der Kult des Herzens, wie der Sturm und Drang ihn gepredigt, wird mit der Verzeihensseligkeit der Aufklärung verbunden, um die Jämmerlichkeit zu verherrlichen. Dazu noch aus dem bürgerlichen Drama ein bißchen Deklamation gegen das Standesvorurteil, etwas Deutschtümelei und dergleichen, endlich ein paar alte Komödienmotive, und die Wirkung ist fertig. Als wesentlich neu bezeichnet Eloesser im „Menschenhaß" das rein Sentimentale des behandelten Falles, der den Boden des Ökonomischen verläßt, wie denn auch sonst Kotzebue das Romanhafte liebt. Gelegentlich einer kurzen Besprechung der „Edlen Lüge" fällt der gewichtige Ausspruch, daß die scheinhumanitäre Moral dieses Stückes darauf hinauslaufe, daß eine Gemeinheit die andere wieder gut mache. Das ist nicht nur hier, sondern oft genug auch sonst bei Kotzebue der Fall, und wer die häufig und zuweilen recht töricht ventilierte Frage nach dem Unmoralischen bei Kotzebue noch einmal aufschneiden sollte, wird gut tun, diesen wichtigen Punkt recht fest ins Auge zu fassen. Kotzebues Sucht, die ernste und nüchterne Haltung des bürgerlichen Dramas durch pikante und sensationelle Zutaten zu würzen, wird am „Bruder Moritz" und den „Indianern in England" dargelegt, die widerwärtige Verflachung des Rousseauschen Gleichheits- und Naturevangeliums, der Lessingschen Toleranzideen, sowie das unerquickliche Spielen mit unbewußten Geschlechtsregungen gut hervorgehoben. Durchaus zu unterschreiben und aufs weiteste auszudehnen ist auch die Ansicht, daß zwischen den bürgerlichen Stücken Kotzebues und etwa der „Sonnenjungfrau" ein anderer Unterschied als der rein dekorative nicht bestehe; das war offenbar auch schon Goethes Ansicht, als

er in den Anmerkungen zu „Rameaus Neffe“ auf Palissot und damit gleichzeitig versteckt auf Kotzebue zu sprechen kam. Gegen Eloessers Schlußurteil, daß Kotzebue das bürgerliche Drama korrumpiert habe, wird sich, selbst wenn man den Dichter von der günstigsten Seite betrachtet, nichts einwenden lassen.

Das Schlußkapitel über das bürgerliche Drama im 19. Jahrhundert trägt mehr den Charakter eines Epilogs. Eloesser weist darauf hin, wie das Theater in den tatenlosen Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen seine Entwicklung ins Breite nimmt und damit eine vielseitige, aber vorwiegend auf den Erfolg abzielende Produktion von Bühnenstücken hervorruft. In dem Wirrwarr der Gattungen bedeutet das immer wieder auftauchende bürgerliche Drama ein relativ solides Element, aber die Veränderung der Standesverhältnisse hat ihm doch die rechte Triebkraft genommen, es tritt jetzt vorwiegend in der Form des Lustspieles auf. Die politischen und sozialen Tendenzen der Zeit lieben es, sich auf der Bühne in geschichtlicher Verkleidung zu zeigen, die bürgerliche Sphäre wird dagegen bezeichnenderweise gern von Frauen angebaut, die „vermöge ihrer größeren Naivetät und natürlichen Entferntheit von politischen Bestrebungen noch im stande sind, mit dem besten Gewissen die Bewegungen der Zeit zu ignorieren und im häuslichen Kreise ruhig weiter zu schalten“. Sehr klar spiegelt sich dieser Geist freundlicher Gemütlichkeit in den Stücken der Prinzessin Amalie von Sachsen, während die Birch-Pfeiffer doch hin und wieder diese engen Grenzen überschreitet und in einzelnen Fällen wohl gar auf künftige Entwicklungen vordeutet. Von den männlichen Schriftstellern der Zeit werden der elegant-großstädtische Bauernfeld und der brav-behäbige Benedix glücklich kontrastiert; der letztere will mir freilich nicht ganz so harmlos erscheinen wie Eloesser ihn darstellt: der Haß gegen das, was über seinen Philisterhorizont hinausgeht, ist ein recht unerfreulicher Zug in seiner Physiognomie, den er mit Kotzebue gemeint hat. Die emanzipatorischen Bestrebungen des bürgerlichen Dramas sucht Gutzkow wieder aufzunehmen. Eloessers überaus hartes Urteil über seine einschlägigen Leistungen hat mich zunächst stutzig gemacht, nach reiferer Überlegung zögere ich jedoch nicht mehr, es Wort für Wort zu unterschreiben: die hierher gehörigen Stücke stehen in der Tat künstlerisch nicht einmal auf der Höhe der Birch-Pfeiffer und verdanken ihr scheinbar stärkeres geistiges Schwergewicht nur einer unerfreulichen Verwendung des Kunstwerkes zum Leitartikel. Als beachtenswerte Versuche, das bürgerliche Drama durch Rückkehr zu seinem ursprünglichen tragischen Charakter zu heben, nennt Eloesser Ludwig Roberts „Macht der Verhältnisse“ und Michael Beers „Schwert und Hand“ (nicht „Herz und Hand“, wie im Texte steht). Mir hat das erste Stück einen sehr unerquicklichen Eindruck gemacht: es ist eine Art von Schicksalstragödie, in der das Gesetz der Gesellschaft die Rolle des Fatums übernommen hat; die Gestalten treten

nicht in Konflikt mit der Macht der Verhältnisse, sondern diese übt an ihnen eine Art Exekutive.[1]) Ob Beers Trauerspiel hierher gehört, bezweifle ich, da es nicht nur in seiner Form, sondern auch im Problem den spezifisch bürgerlichen Charakter vermissen läßt. Ganz vorzüglich stellt dagegen Eloesser Hebbels „Maria Magdalena" als das eigentliche Ende des bürgerlichen Dramas dar, da das Bürgertum hier nicht mehr im Kampfe mit fremden Mächten steht oder fortschreitend erscheint, sondern in seiner eigenen Atmosphäre erstickt. Daß oder ob nach diesem Werke noch bürgerliche Dramen geschrieben worden sind, ist in der Tat ganz gleichgiltig.

Zum Schluß möchte ich nicht versäumen, noch ganz besonders die vorzügliche Konzentration des Eloesserschen Werkes hervorzuheben. Von ihr möchte ich auch der voraufgehenden Besprechung etwas mehr wünschen.

Jena. Rudolf Schlösser.

Brand Albert, Müller von Itzehoe, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Romans im 18. Jahrhundert. (Literarhistorische Forschungen. Herausgegeben von Josef Schick und M. Freiherrn von Waldberg. XVII. Heft.) Berlin, Emil Felber 1901. 2.40 M.

In dieser Arbeit liegt der neue Versuch einer Würdigung der gesamten schriftstellerischen Tätigkeit Joh. Gottw. Müllers vor. Durch mehr als 30 Jahre hatte der norddeutsche Aufklärer den Büchermarkt mit seinem unerschöpflichen Vorrat versorgt, aber keine seiner Dichtungen hat so viel Anklang gefunden, keine auf die Folgezeit so nachhaltig eingewirkt, als die Geschichte seines pommerischen Junkers von Lindenberg. Pröhle hat (Kürschners Deutsche Nationalliteratur, 57. Band, 291) die Bedeutung des Romans und dessen Einfluß bis auf Arnim, Immermann und Reuter hervorgehoben. In meinem Buche „Jean Pauls Altersdichtung" habe ich gezeigt, daß selbst Jean Paul Müller als Vorbild benutzte, und zugleich den Einfluß auf Hippel, wenn auch vielleicht zu stark, betont. Nachweisen läßt er sich jedenfalls. Auch in den „Kreuz- und Querzügen" gründet der alte Ritter auf seinem Schlosse einen „hohen Rath von Jerusalem" mit wöchentlich zwei Sessionen. Da ich in der Lage bin, über Müllers Hauptwerk etwas neues zu bringen, die übrige reiche Tätigkeit des Dichters aber nicht überblicken kann, will ich mich bei Besprechung von Brands Arbeit hauptsächlich auf den „Siegfried von Lindenberg" beschränken.

[1]) Über dies Drama und seine Veranlassung hat sich inzwischen R. Steig in seinem Buche „H. von Kleists Berliner Kämpfe" (Berlin 1901, besonders S. 639 ff.) sehr lehrreich ausgesprochen. Vgl. auch Minor, Deutsche Dichtung 1895, 18, 247 ff.

Das Leben unseres Schriftstellers gewinnt erst durch den Zusammenhang mit seinen Werken einiges Interesse. Der größeren Klarheit wegen wäre daher eine Trennung des biographischen Teils vom literarhistorischen in Brands Untersuchung von Vorteil gewesen. Müllers handschriftlicher Nachlaß, um den sich der Verfasser nicht gekümmert zu haben scheint, würde ihm sehr schätzenswerte Aufschlüsse dazu geliefert haben. Was sonst die Darstellung betrifft, so wäre die Persönlichkeit des Dichters, als notwendige Voraussetzung für das Verständnis seiner Werke, schärfer zu charakterisieren gewesen. Dem Verfasser ist zu seinem Nachteil das Buch der Amalia Schoppe: „Erinnerungen aus meinem Leben, in kleinen Bildern“, Altona 1838, entgangen, worin die Erzählerin über ihren Besuch bei Müller berichtet und dabei ein häßliches Bild von ihm entwirft. Schröder, der allzusehr an seinem Freunde hängt, stellt zwar S. 48 diese Ausführungen als vielfach unrichtig und übertrieben hin, erwähnt aber doch Müllers Aufschneiderei und Eifersucht, wenngleich nicht so nachdrücklich wie A. Schoppe, die bei aller Verehrung für den Dichter über den Menschen ganz unparteiisch urteilt. Zweifellos war der Itzehoer Buchhändler ein boshafter und rachsüchtiger Mensch sondergleichen. Selbst an geachtete und hochgestellte Personen wagte sich seine spitzige Feder. Einen gewissen Dr. C. (Schoppe nennt 1, 215 keinen Namen), seinen Nebenbuhler bei einer schönen Generalin, setzt der Dichter mit beißender Satire sogar auf einen Schinderkarren. Die allgemeine Furcht vor Müller machte ihn bald zu einem Hannibal ante portas, so daß er lärmenden Kindern nur zuzurufen brauchte: „Nehmt euch in Acht! wenn ihr nicht ruhig und artig seid, so kommt ihr in meine Bücher!“ (Schröder, S. 49). Der Dramatiker Plümicke, welcher ein Gedicht Müllers nach einigen Änderungen für sein eigenes ausgegeben hatte, wird in den „Waldheimen“ so gezüchtigt, daß selbst Lichtenberg für ihn ein Wort einlegt (Schröder, S. 73). Charakteristisch sind des Schriftstellers Äußerungen über die romantische Schule. Er nennt sie ein gewaltiges Strohfeuer, das bald verlöschen werde, meint Shakespeare, der englische „Hanswurst-Komödienschreiber“, wäre am besten unübersetzt geblieben; Eschenburgs gute Übersetzung mache übrigens die Schlegelsche ganz überflüssig; tausendmal lieber als Shakespeare sei ihm Kotzebue, dem er langes Leben prophezeit (Schoppe 1, 212 ff.). Mit welchen Vorurteilen Müller bis in sein höchstes Alter der deutschen Literatur gegenüberstand, beweist seine wiederholt ausgesprochene Ansicht, es gäbe eine solche überhaupt nicht (Schröder, S. 8, 45).

Ungünstig wirkt die überhastete Arbeitsweise des Verfassers. Auf eine oberflächliche Beobachtung hin gewonnene Resultate werden Grundsteine für die gewagtesten Hypothesen. Weil Brand im „Deutschen“ den Stoff des „Liedes vom braven Mann“ findet, schließt er (S. 20), daß Bürger die Anregung zu seinem Gedichte Müller verdanke, ohne einen

überzeugenden Beweis dafür zu bringen. Eben jener herbeigezogene Brief vom 23. September 1778 hätte bei weiterem Nachforschen die Unhaltbarkeit dieser Meinung beweisen müssen. Es handelt sich um ein Entschuldigungsschreiben, worin Bürger sagt: „Verzeihen Sie mirs gütigst, daß ich auf Ihr erstes nicht geantwortet habe. Es versteht sich von selbst, daß keine Unachtsamkeit gegen den Verfasser des Deütschen an dieser Unterlassungssünde Schuld sey. Geschäfte und Zerstreüungen des bürgerlichen Lebens haben mich abgehalten" (Schröder, S. 63 f., Briefe 2, 303). Die Anrede mit „Verfasser des Deutschen" ist hier nicht etwa der Ausdruck schuldigen Dankbarkeitsgefühles, sondern ein beabsichtigter Spott. Am 12. März (!) 1778 schreibt nämlich Bürger an Boie: „Wer ist Verfasser der Wochenschrift, Der Deütsche? Von dem habe ich aus Itzehoe eine Subscr.-Liste und einen Brief erhalten, wo der alberne Geck sich den Verfasser des Deütschen unterschreibt. Ich mus ihm antworten und so war der Herr lebt und meine Seele lebt! Ich kenne weder den Deütschen noch den Nahmen seines Verfassers. Schreib mir doch ja Nachricht" (Briefe 2, 249). Boie erwidert am 19. März: „Ich kenne eben so wenig den Deutschen als seinen Verfasser. Wer kann und mag alle die Autoren kennen. Antworte ihm immer an den Verfasser des Deutschen. Der Buchhändler oder Drucker in Itzehoe kent ihn gewis" (Briefe 2, 252). Der Dichter befolgt diesen Rat und adressiert: „An den Herrn Verfasser des Deutschen zu Itzehoe. Abzugeben in der Müllerschen Buchhandlung." Beide Briefe sind zugleich ein Beweis dafür, wie wenig Müller durch seine Wochenschrift bekannt worden war. Übrigens hat Bürger selbst Marmontels Poetik als seine Quelle bezeichnet (Briefe 2, 93).

Anderseits glaubt Brand mit einem leicht hingeworfenen Urteil schwierige Fragen gelöst zu haben. Schröders Gründe, den 1775 erschienenen komischen Roman „Der Bürger von Condom" Müller zuzuschreiben, verwirft er (S. 91) als „Wortklauberei". Schröder nennt (S. 24) den Stil des Werkes „ganz Müllerisch", ein schlagender Beweis, welchen erst eine eingehende Untersuchung entkräftigen müßte. Auch die Lösung der Quellenfrage für den Siegfried von Lindenberg hat Brand sehr wenig beschäftigt. Er zitiert eine Stelle aus der 2. Auflage des Romans, worin sich der Dichter mit dem Hinweis auf die Charakterunterschiede zwischen seinem Helden und dem „deutschen Grandison" des Musäus gegen den Schein der Nachahmung wehrt. Trotz aller angewandten Mühe bedauert Müller den „alten Strumpf" (die erste Auflage des deutschen Grandison) nicht zu Gesicht bekommen zu haben.

Dazu bemerkt Brand (S. 49): „Wie stimmt das mit der Wertschätzung, die Müller durch die ehrenvolle Zusammenstellung „Homer, Musäus, Horaz" schon im „Deutschen" 1773 seinem Kunstgenossen bekundet? Offenbar hat der Landjunker von Neunhorn, der wie Siegfried eine wissenschaftliche Akademie gründet, auf den Landedelmann Siegfried

eingewirkt, wenn auch nur äußerlich.“ Die Bezeichnung „alter Strumpf“ ist zunächst keineswegs verächtlich aufzufassen; denn Musäus hat die erste Gestalt seines Romans selbst so genannt (Vorrede zur 2. Auflage, S. 6). In der „ehrenvollen Zusammenstellung“ aber ist wohl mit „Musäus“ der griechische Epiker gemeint. Eine Stelle aus dem „deutschen Grandison“ hätte dem Verfasser gezeigt, daß Müllers Verteidigung nur eine Polemik gegen folgende Äußerung des Weimarer Dichters ist: „Alle Erscheinungen, die der Biograph des wohlrenommirten Junker Siegfried von Lindenberg bey diesem romantischen Zwillingsbruder des gestrengen Ritters von Neunhorn angemerket hat, als iener zufälligerweise im Kruge seines Dorfes mit der Geschichte seines geglaubten Ahnherrn des gehörnten Siegfrieds bekannt wurde, erfolgten bey seinem ältern Kompan auf die nämliche Art, zum Beweis, daß sich nichts neues unter der Sonne begiebt. Beyde Charakter scheinen sich auch im Ganzen so ähnlich als zwo Erbsen, die von einem gemeinschaftlichen Stocke gepflückt, oder gar in einer Schote zur Reife gediehen sind. Und wenn ähnliche Gesichtszüge, nach der neuen Hypothese der Physiognomisten, auf einen gemeinschaftlichen Stammvater zurück weisen: so muß das noch vielmehr nach der Lehrmeinung der Traduzianer von den Ähnlichkeiten der Seele gelten, und so nach könnte hier, ohne dem beyderseitigen Adel zu derogiren ein gemeinschaftliches caput feminale im ersten Grad aufsteigender Linie vermutet werden, wenn nicht aus unzubezweifelnden Dokumenten erweisbar wäre, daß die beyderseitigen Eltern dieser Herren auf ihrem Lebenspfade einander nie begegnet haben, indem sie sich außerhalb ihres Territorialbezirks, daran der eine weit ienseit, der andere weit disseit der Elbe gelegen ist, nie weiter als zur nächsten Marktstadt erhoben haben. Gleiche Bewandniß hat es auch mit den beyderseitigen Geschichtserzählern, die bis ins tausende Glied hinauf, so viel ihnen wissend ist, keinen gemeinschaftlichen Ursprung als den ersten oder höchstens den zweiten allgemeinen Menschenvater agnosciren, noch vielweniger in einer Provinz, unter einem Dache, oder gar unter einem Hute zusammenhausen. Es ist daher, wie wir zu Steuer der Wahrheit erinnern wollen, ein bloßer lusus naturae, daß zwey mannveste deutsche Ritter, der eine ein nördlicher Pommer, der andere ein südlicher Obersachse, so gleich und ähnlich in Beziehung auf Grundtrieb und Thätigkeit der Seele geformt waren, als zwey Eyer von einem und dem nämlichen Huhn“ (2. Auflage, 1, 103 ff.). Was ist der langen Reden kurzer Sinn? Beide Dichter fühlen die große Ähnlichkeit ihrer Romane, jeder behauptet seine Selbständigkeit. Wer ist im Rechte? Die erste Auflage der Grandisonparodie erschien 1760—1762. 1779 veranstaltete Müller die erste Ausgabe des Siegfried von Lindenberg. Durch seine „physiognomischen Reisen“ berühmt geworden, unternimmt Musäus auf das Gesuch seines ehemaligen Verlegers hin eine Neubearbeitung des „deutschen Grandison“, deren erster

Teil 1781 erscheint, in demselben Jahr, da auch Müller an der zweiten Auflage seines Romans arbeitet (Adolf Stern, Joh. K. A. Musäus, Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München 1887, Nr. 319). Trotz der tiefgreifenden Änderungen des Weimarer Dichters an seinem ersten Versuche fanden doch fast alle alten Motive daraus wieder Verwendung, ein Umstand, welcher Musäus von der Stoffentlehnung aus dem Siegfried von Lindenberg freispricht. Nach dem Anfang dieses Werkes erwartet Firmery (Jean Paul, 321) mit Recht, der Junker würde auf einem abenteuerlichen Zuge die Taten des gehörnten Siegfried, seines vermeintlichen Ahnherrn, nachahmen. Aber der Roman nimmt, wie Firmery sagt, eine echt deutsche Wendung und spielt sich größtenteils auf dem Erbgute des Helden ab. Müller und Musäus gehen auf den Don Quixote als letzte Quelle zurück, die urdeutsche Färbung jedoch und Einschränkung der Handlung in die armseligen Verhältnisse einer kleinen Patronatsgemeinde ist ein origineller Zug und wohl des Musäus Verdienst. Müller ist nie ernst zu nehmen. Die Beteuerung eines Verlagsbuchhändlers, das Werk eines zeitgenössischen Dichters trotz aller angewandten Mühe nicht zu Gesicht bekommen zu haben, klingt sehr zweifelhaft. Als Vorbild für den Schulmeister Schwalbe ist Fieldings Partridge erwiesen; aber auch das möchte der Itzehoer Münchhausen ableugnen: „Man hätte schwören sollen, er habe sich nach Herrn Partridge lateinischen Andenkens gebildet; es ist aber erweislich, daß er von dem Manne so wenig wußte, als wenn derselbe nirgends existiret hätte, weil vom Tom Jones noch all mein Tage kein Exemplar in die mörderischen Hände eines Krämers sich verirret hat“ (Siegfried von Lindenberg, 1. Auflage, S. 11). Selbst die vorzügliche Charakteristik und individuelle Gestaltung des Stoffes läßt Müllers Abhängigkeit vom „deutschen Grandison“ erkennen.

Hier wie dort ein von Natur aus gutmütiger Junker, an seiner Seite als zweiter Schatten eine barocke Schulmeistergestalt (Bartholomäus Schwalbe — Lampert Wilibald). Sie verkürzt den Herren durch Lektüre die Zeit — bei Müller durch Volksbücher, bei Musäus durch Richardsons Grandison. Darüber werden in beiden Fällen die Junker verrückt, eine unwiderstehliche Nachahmungssucht befällt sie, ihr Schloß wird der Schauplatz der lächerlichsten Torheiten. In diesen Hauptzügen gleichen einander die Romane vollkommen. Aber auch in Details hat das Vorbild auf Müllers Dichtung eingewirkt. Zu Ehren seiner Braut gründet Junker N. auf des Magisters Anstiften eine Julianenakademie, deren Mitglieder seine Untergebenen werden. Mit der Einrichtung des Instituts und Einladung der Beteiligten ist natürlich Lampert Wilibald betraut. Junker Lindenberg gründet gleichfalls eine historische Sozietät auf seinem Schlosse und ernennt Schwalbe zu ihrem Präsidenten und Leiter. Mitglieder sind Diener und Untergebene Siegfrieds. Die Charaktere der Schulmeister ähneln einander sehr: Beide sind schlau, auf ihren Vorteil

bedacht und schonen um ihres Glücks willen keines Menschen. Ehrgeiz ist die Triebfeder ihrer Handlungen. Beide haschen nach Titeln. Schwalbe wird Präsident der Akademie und Premierminister auf Schloß Lindenberg, Lampert erhält von London ein gefälschtes Diplom als Bestätigung seiner Ernennung zum Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften. Beide prunken mit ihrer Gelehrsamkeit und werfen mit lateinischen Brocken nur so um sich herum. Auch die Junker haben verwandte Charaktere. Sie sind ungebildete Haudegen, die sich von ihren Dienern leiten lassen; wie Siegfried alle Fremdwörter verdreht, so macht auch der Schloßherr von Kargfeld aus dem Concilium Tridentinum einen Kirchenvater Concilius Tridentinus. Aber der „deutsche Grandison" ist mehr nach dem alten Western aus Fieldings Tom Jones gezeichnet und unterscheidet sich dadurch von seinem pommerischen Gegenstück. Nur der ist ihm ein Edelmann, „der seinen Stiefel tüchtig säuft", und es ist wohl die köstlichste Szene des ganzen Romans, wie der alte Krieger, als neuer Grandison, zur Ablegung seiner Leidenschaft gezwungen, noch einmal einen tüchtigen Zug aus seiner Schnapsflasche tut, um sich zum guten Vorsatz zu stärken, dann aber diese mannhaft zum Fenster hinauswirft und fortan nur Thee und Wein trinkt. Andere Motive aus Müllers Roman mögen durch seine Quelle nur angeregt worden sein. Siegfried läßt sich mit seinem Hund in Holz schneiden, der Herr von N. auf seinem dickgefütterten Pferde porträtieren. Auf Schloß Lindenberg darf es an theatralischen Aufführungen nicht fehlen. Auch der „deutsche Grandison" verlangt vom Schulmeister des Dorfes ein Singspiel, das dieser nicht einmal dem Namen nach kennt, worüber der Junker den Ärmsten im Zorn zur Tür hinausjagt. So nehmen auch die Vorstellungen im Kuhstall zu Lindenberg durch eine Ungeschicklichkeit der Schloßpoetin ein jähes Ende, der tobende Tyrann wirft die verunglückte Debutantin in die Pferdeschwemme und widersetzt sich ihrer Rettung, da er sie durchaus ersäuft wissen will. Vielleicht geht sogar die drollige Episode, wo Siegfried Schwalbe überreden möchte, sich kastrieren zu lassen, auf eine Anregung des Musäus zurück. Zu Lamperts Erklärung, man verschneide gute Hunde, damit sie desto hurtiger und mutiger zur Jagd wären, meint Herr v. N.: „das wäre eben, als wenn man einen Magister verschneiden wollte, damit er desto hitziger im Disputieren wär'" (1, 91). Der Inhalt der Avisen endlich behandelt ganz ähnliche lächerliche Vorfälle, wie die Bittschrift der Kargfelder. Soweit decken sich die ersten Auflagen. Die von Müller betonten Unterschiede, daß Siegfried nie den Visionär gespielt und nie an Geschäftsscheu laboriert hätte, bestätigen sich erst in Bezug auf die zweite Fassung des „deutschen Grandison". Mit diesem Werke hatte Musäus wie einst Cervantes, eine bestehende Geschmacksrichtung parodiert. Auch darin scheint ihn Müller nachahmen gewollt zu haben. Mit dem „Siegfried von Lindenberg" hatte sich der Itzehoer Dichter ganz der Aufklärung

verschrieben. Drei Jahre vorher war der letzte Teil des „Deutschen“ erschienen, mit dessen bloßem Titel der Verfasser seine Begeisterung für das Bardentum schon gekennzeichnet hatte. Vielleicht wollte er jetzt, die überwundene Richtung zu geißeln, den Junker über seine Siegfriedsschwärmerei verrückt werden lassen. In der Darstellung aber folgt er Musäus und führt jene bereits angedeutete, unerwartete Wendung herbei, welche dann allerdings nur Folge einer uneinheitlichen Komposition wäre. Daß sich die Taten des Herrn von N. auf heimatlichem Boden abspielen werden, darauf deutet die gleich anfangs vorgenommene Einrichtung des Schlosses nach englischem Muster hin. Über den Inhalt der einzelnen Ausgaben des Siegfried von Lindenberg gibt Brand keine nähere Aufklärung. Die in der ersten Auflage noch nicht enthaltenen Partien, wie die Reise des Junkers und sein Liebesabenteuer waren nach der Vorrede S. 7 schon 1779 in Vorbereitung. Auch auf sie mag daher Musäus eingewirkt haben. Herr von N. verliebt sich in seine Nachbarin Julie von W., Siegfried in seine Nachbarin Elise von Wellenthal. Einen gewünschten Ausgang für die Liebesgeschichte fand jedoch Müller in seinem Vorbild nicht; er schließt sich darin eng an Fielding an. Bartholomäus Schwalbe hat sich durch Feigheit die Gunst seines Herrn verscherzt, durch Feigheit enttäuscht auch Magister Lampert seinen Junker. In dem einen Fall sieht sich die Braut durch die Bosheit einer Tante, im andern einer Stiefmutter in ihren freien Entschlüssen beeinträchtigt. Müllers gewohnte Schmähsucht entkräftet von selbst seinen Protest gegen die Annahme, er habe in den Gestalten seines Romanes gewisse Leute kopiert. Schröder findet S. 20 in Peter Fix das Abbild des Itzehoer Leihbibliothekars Brüning, der auch eine kleine Handdruckerei besaß. (Vgl. Siegfried von Lindenberg, 1. Auflage, S. 83.) A. Schoppe, die auch von diesem Kautz erzählt, führt aber 1, 216 f. einen Ausspruch des Dichters an, wonach er Brüning in den Papieren des braunen Mannes verewigt hätte. Sicher hat auch Beireis einige Züge für den Goldkoch und Edelsteinfabrikanten abgegeben. Schon aus diesem Grunde hätte Brand Müllers Aufzeichnungen über seinen Lehrer aufnehmen sollen. Kann ich sie auch nicht wie Pröhle „sehr lehrreich“ nennen, so enthalten sie doch mehr als „einige zweifelhafte Witze des zerstreuten Professors“. Im Siegfried hat Müller unzweifelhaft einen holsteinischen Edelmann porträtiert. A. Schoppe vermutet (1, 216) einen M* auf H* und fragt den Dichter danach. Müller leugnet es „schalkhaft lächelnd“ ab.

Unter den Nachahmungen des Romans hat der Verfasser den „Grafen Zenoni“ von Jocosus (C. R. Illing), 2 Bände, Leipzig 1822, nicht erwähnt. Von dramatischen Bearbeitungen nennt er (S. 51) das gleichnamige Lustspiel von P. L. Bunsen mit dem Verlagsort Amsterdam und dem Erscheinungsjahr 1791. Schröder hat (S. 57) auch Frankfurt als Verlagsort und 1790 als Jahreszahl. Eine Nachahmung des Siegfried

von Lindenberg sieht auch R. Fürst in Georg Fülleborns „Die Herren von Felsenau“ (Die Vorläufer der modernen Novelle, S. 85). Verführt durch einen Bericht der Schoppe über die Aufführung eines „Siegfried von Lindenberg“ in Itzehoe und auch an andern Orten habe ich in meinem Buch „Jean Pauls Altersdichtung“ (S. 69) vom Vorhandensein zahlreicher dramatischer Umarbeitungen gesprochen. Jedenfalls war der populäre Stoff dazu sehr geeignet und der erwähnte Bericht zeigt, wie herumziehende Truppen Charaktere und Ausstattung des Stückes den jeweiligen Ortsverhältnissen anpaßten. Die Vorstellung zu Itzehoe muß übrigens mindestens 10 Jahre nach dem Erscheinen von Bunsens gedruckter Fassung stattgefunden haben; denn der alte Brüning zitiert bei dieser Gelegenheit Verse aus Schillers Wallenstein, welcher erst 1800 in Tübingen gedruckt wurde. Die detaillierte Schilderung jenes Vorfalles ließe vielleicht vermuten, daß er sich erst kurz vor dem Eintreffen der Schoppe, also 1810 abgespielt habe. — Beweis von einer kurz vor dem Tod des Dichters geplanten neuen Auflage seines Hauptwerks legt folgende Notiz in Lübkers und Schröders Schriftstellerlexikon ab: „Ein mit eigenhändigen Veränderungen und Verbesserungen des Verfassers versehenes Exemplar ist in den Händen der Erben und wird, sobald sich ein Verleger dazu findet, gedruckt werden. (S. 834, vgl. auch Schröder, S. 57.) —

Wenn Brand Müller den Titel Dr. phil. absprechen will, darf er sich nicht auf Schröder berufen; denn dieser hat wohl kein Diplom bei seinem Freunde gesehen, verwahrt sich auch gegen Kordes Ansicht, die Promotion habe 1772 stattgefunden, möchte sie jedoch in die neunziger Jahre ansetzen (Schröder S. 55). Wie ich glaube, bezieht Kordes in seiner Notiz: „Doctor der Philosophie und Privatgelehrter zu Itzehoe seit 1772“ die Jahreszahl nur auf Müllers Übersiedelung nach Itzehoe (Kordes S. 237). Auf seinen Schriften hat sich der Dichter zwar nie den Doktortitel beigelegt, daß er aber selbst so genannt sein wollte, beweist der von Pröhle als Faksimile wiedergegebene Brief, worin es heißt: „Haben Sie künftig die Güte, Ihre Zuschriften an Joh. Gottwerth Müller, oder an den D o k t o r  M ü l l e r [stark unterstrichen] zu addressieren, so treffen sie mich sicher.“ — Bei einer Würdigung der Gedichte wäre eine Untersuchung auf ihre literarische Abhängigkeit hin dankbar und bei einem Schriftsteller, der selbst seine Vorbilder angibt, wohl auch nicht schwer gewesen. Einen größern Raum hätte die Besprechung des „endlosen Liedes“ einnehmen müssen. Die häufigen Verbesserungen an der Dichtung vor ihrer Wiedergabe in der 2. Auflage des Siegfried von Lindenberg hätten sich wohl auch an der Hand des fragmentarischen Abdrucks im „Deutschen“ teilweise verfolgen lassen. Weit entfernt, dem Liede einen Kunstwert beizumessen, muß selbst Brand die zutreffende Satire darin anerkennen (S. 44). Keinesfalls darf die „abstoßend wirkende Behandlung des undichterischen Stoffes“ die Besprechung von Versen verhindern, welche

doch schon als Beweis Wielandschen Einflusses Beachtung verdienen. Außer der ungünstigen Beurteilung durch Ch. H. Schmid haben übrigens Müllers Gedichte auch eine von Brand nicht erwähnte beifällige Rezension im Hamburger Korrespondenten gefunden (Schröder S. 21). Daß Erdmann Neumeister im 86., nicht 76. Lebensjahre starb, sei nur nebenbei erwähnt.

Zum Abschnitt über die „Familie Benning" (S. 77) sei noch bemerkt, daß Müller an ihrer Fortsetzung arbeitete und sogar hoffte, das Werk werde sein bestes werden (vgl. Schoppe 1, 214 f., die den Roman fälschlich „Familie Bentheim" nennt).

Solche Unterlassungssünden und Unrichtigkeiten werden dem Verfasser selbst beweisen, daß auch er uns die bei Schröder vermißte „Kritische Verarbeitung der gesammelten Notizen" größtenteils schuldig geblieben ist.

Prag. Ferdinand Josef Schneider.

## Schriften zu Goethes Leben:

Prem S. M., Goethe. Dritte Auflage. Mit 116 Abbildungen und 4 Kunstblättern. Leipzig 1900, Eduard Wartigs Verlag Ernst Hoppe. 5 M.

Witkowski Georg, Goethe. Leipzig, Berlin und Wien 1899, Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie. Dichter und Darsteller, herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar. I. 3 M.

Geiger Ludwig, Goethes Leben und Werke. Einzeldruck aus „Goethes sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 44 Bänden. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. Mit zwei Bildnissen, Faksimile und Registerband". Leipzig, Max Hesses Verlag. 3 M.

Bode Wilhelm, Goethes Lebenskunst. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 3.50 M.

Ilwof Franz, Goethes Beziehungen zu Steiermärkern. Graz 1898, Druck und Verlag von „Leykam". 1 M.

Fischer Kuno, Goethe und Heidelberg. Festrede zur städtischen Goethefeier aus Anlaß des 150. Geburtstages Goethes in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs und der Frau Großherzogin gehalten im Saalbau zu Heidelberg am 29. Oktober 1899. Zweite Auflage. (Goethe-Schriften 5). Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1 M.

**Schultze** Siegmar, Falk und Goethe. Ihre Beziehungen zueinander nach neuen handschriftlichen Quellen. Halle a. d. S., Druck und Verlag von C. A. Kaemmerer & Co. 1.80 M.

**Fischer** Andreas, Goethe und Napoleon. Eine Studie. Zweite, erweiterte Auflage mit einem Anhang: Weimar und Napoleon und einem Faksimile des Dankschreibens Goethes an Lacépède, Großkanzler der Ehrenlegion. Frauenfeld 1900, Verlag von J. Huber. 4 M.

**Goethes** Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Zweite, stark vermehrte Auflage. Stuttgart 1898, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. 4.50 M.

**Goethes** Persönlichkeit. Drei Reden des Kanzlers Friedrich von Müller, gehalten in den Jahren 1830 und 1832. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Wilhelm Bode. Mit einem Bilde Goethes. Berlin 1901, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1.25 M.

Nach den früheren mageren Jahren scheinen für die Goethe-Biographien jetzt die fetten gekommen zu sein. Die Werke von R. M. Meyer und Bielschowski haben zweite Auflagen erlebt; bereits in dritter Auflage liegt das Buch von S. M. Prem vor, das sich vielleicht wegen einer gewissen ehrsamen Dürre und Nüchternheit der besonderen Gunst der Schulen erfreut. Es zeigt nun ein stattlicheres Format und hat namentlich im 3. Abschnitt „Goethes Universalismus" zahlreiche Erweiterungen erfahren: der Charakter des Buches selbst ist unverändert geblieben. Auch die Abbildungen sind vermehrt, von 54 bis 116 gebracht, aber nach wie vor von geringem Wert und ohne rechtes Prinzip ausgewählt. Was hat der Reichskammerrichter Graf Spaun in einer Goethe-Biographie zu suchen?

Für ein größeres Publikum hat auch **Witkowski** Goethes Leben darzustellen unternommen und seine Aufgabe mit großem Geschick gelöst. An schriftstellerischem Talent ist er Prem weit überlegen. Bei einer 264 Großoktavseiten umfassenden Darstellung sind natürlich die äußeren Lebensumstände besser zu ihrem Rechte gekommen als der innere Entwicklungsgang, obgleich Witkowski sich der eigentlichen Aufgabe des Biographen immer bewußt geblieben ist. Einiges ist gar zu knapp behandelt. So wird Goethes „Alter", das heißt, die Zeit von 1805—1832 auf 58 Seiten abgetan: da mußten denn freilich die „Wahlverwandtschaften" nach dem „Divan" besprochen werden. Schon „Hermann und Dorothea" ist auffällig kurz abgetan. Weitaus am besten, mit vielen vortrefflichen Einzelheiten, ist der Abschnitt „Kindheit und Jünglingsjahre" geraten.

Sehr zu loben finde ich es, daß Witkowski altem Schlendrian zum Trotz „Iphigenie" und „Tasso" vor der italienischen Reise bespricht. Der

biographische Gehalt der Dichtungen weist durchaus in die enthusiastische Periode, die mit Italien abgeschlossen ist: was will dagegen die formale Abrundung besagen, die freilich erst in Italien zu gewinnen war, aber doch nichts mit dem zu tun hat, was der Biograph als den eigentlichen Gewinn des italienischen Aufenthaltes buchen muß. Der Inhalt des „Tasso“ ist übrigens unter reichlicher Verwendung der rhetorischen Frage nicht recht stilgemäß wiedergegeben.

Ein Hauptvorzug des Buches aber liegt in dem reichhaltigen und mit großer Sorgfalt ausgewählten Bilderschmuck. Auch ich teile die prinzipiellen Bedenken, die man gegen derartige Bilderbücher wie das vorliegende mehrfach geäußert hat, muß aber anerkennen, daß dem Leser wirklich vortreffliches Anschauungsmaterial für einen erstaunlich geringen Preis geboten wird.

Sind wir nicht stark in Gefahr, Goethes Bild ins Philiströse zu verzeichnen? Wir gewöhnen uns allgemach, ihn als den Universalmenschen zu betrachten, der auf allen Gebieten des Lebens sich im Laufe der Jahre eine wahrhaft erstaunliche Kultur erwarb; nach den mannigfachen Angriffen früherer Zeiten loben wir seine Moral, seine künstlerischen, religiösen, politischen Ansichten mit mehr oder weniger Aufrichtigkeit und gelegentlichen kleinen Restriktionen. Hat dieser Biedermann unserer Goethe-Biographen aber wirklich die erforderliche Ähnlichkeit mit dem Dichter, der als Jüngling den Werther erlebte, als Mann den Tasso, als Greis die Trilogie der Leidenschaft? Diese Frage hat mich auch bei der Lektüre von Geigers Büchlein verfolgt, das die landläufigen Anschauungen zusammenfaßt, eine Einführung in Goethes Werke, wie sie sich wohl ein großes Publikum wünscht: knapp, übersichtlich, dem gegenwärtigen Standpunkt unserer Kenntnisse im ganzen angemessen, aber farblos, ohne individuelles Gepräge, ohne jede Spur des Staunens vor all den Rätseln, die uns diese wunderbare Natur immer wieder von neuem aufgibt. Die biographische Darstellung ist von der Würdigung der Tätigkeit getrennt, die nach folgenden sonderbar geordneten Abschnitten vor sich geht: Politik; Religion; Lyrik; Kunst; Dramen; Episches, Erzählendes; Geschichte; Briefe, Gespräche, Tagebücher.

Eigenartiger ist Bodes Cento über Goethes Lebenskunst. Goethe als sittliche Persönlichkeit von unvergleichlicher Größe aus dem Kleinleben des Tages hervortreten zu lassen, ist dem Verfasser recht gut gelungen. Auch Widerstrebende wird er durch die schlichte Art, wie er die passend aneinandergereihten Zeugnisse selber reden läßt, mit der Ahnung eines seelischen Lebens erfüllen, das auch in seinen äußerlichsten Äußerungen die tiefste Ehrfurcht verdient. Die 13 Kapiteln behandeln: 1. Wohnung und Besitz; 2. Äußere Erscheinung und Verhalten gegen Fremde; 3. Verhältnis zu Höherstehenden und Untergebenen; 4. Die Mahlzeiten und der Wein; 5. Gesundheitspflege und Krankheiten; 6. Geselligkeit;

7. Männerfreundschaften; 8. Der Frauenfreund; 9. Der Ehemann; 10. Das Schaffen; 11. Ein Lehrer des Lernens; 12. Kämpfe; 13. Frömmigkeit.

Ilwofs anspruchsloses Schriftchen über Goethe und die Steiermark wird niemandem grad' viel Neues sagen. Über Goethes Verhältnis zur Gräfin Lanthieri hat Minor in den Grenzboten 1889, S. 315 ff. gehandelt; Goethes Beziehungen zu Joseph von Hammer sind mehrfach erörtert, zuletzt noch von Burdach in der Festrede über den Divan; das Thema Goethe und Graf von Prokesch-Osten hat Schlossar, Goethe-Jahrbuch 16, 201 ff. ausgeschöpft. So bleibt von dem Inhalt noch Goethe und Graf Purgstall: denn was über Goethe und Kilian Brustfleck (Petzold) und über Karl Augusts Aufenthalt in Graz berichtet wird, gehört streng genommen nicht zum Thema. Immerhin haben wir eine bequeme Zusammenstellung von kundiger Hand, und ich kann mir denken, daß des Verfassers engere Landsleute an dem Heftchen ihre besondere Freude haben werden.

In festlich schwungvoller Rede hat Kuno Fischer die Bedeutung Heidelbergs für Goethe gewürdigt. Er schildert die folgenreiche Umkehr des Jahres 1775 in der dramatischen Art und teilweise mit den Worten von „Dichtung und Wahrheit". Wirkungsvoll hebt er das „Dämonische" in Goethe heraus. Die Inschrift am Hause der Delph in Heidelberg, die in schlichten Worten meldet, daß Goethe aus diesem Hause, der Einladung Karl Augusts folgend, nach Weimar reiste, verkünde nichts geringeres als, in der Sprache des Märchens zu reden: „Hier nahm Goethe für immer Abschied vom Reich der Melusine." Er schildert weiter den bedeutsamen Aufenthalt im Hause der Brüder Boisserée im Herbst 1814, der das neuerwachte Interesse für altdeutsche Kunst zur Folge hatte, und wünscht eine darauf bezügliche Inschrift, um dann zu dem durch das Zauberwort Suleika charakterisierten Aufenthalt von 1815 überzugehen und mit dem Nachklang der Suleika-Lieder, Mariannens schöner Geburtstagsgabe für 1824, abzuschließen: „Euch grüß' ich, weite lichtumfloss'ne Räume . . ."

Über Goethes Beziehungen zu Falk handelt mit Benutzung der handschriftlichen Papiere Falks Siegmar Schultze. Er verficht die Glaubwürdigkeit der Goethe-Erinnerungen Falks, muß aber doch zugeben, daß sie stilistisch überarbeitet seien. Ganz richtig hebt er hervor, daß scharf zu scheiden sei zwischen solchen Mitteilungen, die auf persönlichem Verkehr mit Goethe beruhen, und solchen, die aus dem Munde anderer geschöpft sind. Nichtsdestoweniger bringt er in einem späteren Kapitel mit großem Behagen allerlei gänzlich unkontrolierbaren Klatsch über Goethes Verhalten im Jahre 1806. Wenn Schultze sich bemüht, Goethes Verhältnis zu Falk als ein äußerst intimes hinzustellen, so wird er wenig Glauben finden. Aber er legt eine Reihe von Daten aus Falks

Leben fest, so: daß dieser im Sommer 1794 zum erstenmal nach Weimar kam. Daß Goethe wegen der Prinzessin mit dem Schweinerüssel Ende April oder Anfang Mai 1804 Landesverweisung gegen Falk beantragt habe, halte ich bis auf Weiteres für Geklätsch. (S. 39, Z. 5 von unten lies „Brief an Voigt"). Beachtenswert ist auch, daß nach Schultzes Behauptung eine Aufzeichnung Falks beweist, daß Goethes Falk betreffendes Billet (Grenzboten 1874, 1, 201; Weimarer Ausgabe Nr. 5434) am 15. Oktober 1806 geschrieben ist. Was er aber zu dieser Sache beibringt, wimmelt von Flüchtigkeiten. Die Angaben, S. 59 Anmerkung, sind falsch: Goethes Billet ist undatiert und nur auf Grund des Regierungsdekretes, das (nach Schultze fälschlich) das Datum des 13. Oktober 1807 trägt, von den Herausgebern mit diesem Datum versehen worden. Ins Jahr 1806 hat es Geiger aus Alt-Weimar S. 166 Anmerkung gesetzt. Worauf sich Geigers Vermutung „17. Oktober" stützt, weiß ich nicht. Aus Falks Aufzeichnung aber, die Schultze im Wortlaute nicht mitteilt, wird sich doch wohl nur ergeben, daß Falk das Dekret am 15. Oktober 1806 abends erhalten hat: warum soll es nicht (und ebenso Goethes Brief) am 13. Oktober geschrieben sein? Eine zweimalige Verschreibung im Datum hat wenig Wahrscheinlichkeit.

Die Pièce de résistance des Buches ist schließlich die Mitteilung eines Gesprächs mit Goethe vom 14. Oktober 1808, in dem Goethe sich über Napoleon äußerte. Falks Aufzeichnungen sind interessant und machen einen durchaus echten Eindruck.

Sorgsam erörtert in einer gründlichen, bereits in 2. Auflage vorliegenden Arbeit Andreas Fischer Goethes Verhältnis zu Napoleon. Er zeigt, wie Goethes Urteil sich langsam günstiger gestaltet seit dem Brief vom 25. Oktober 1797, der sich zuerst und in entschieden mißbilligender Weise mit dem großen Kunsträuber, dem „weit und breit gewaltigen Buonaparte" befaßt. Findet Wielands Phrophezeiung, daß Bonaparte der Diktator der großen Nation werden werde (Februar 1798), in Goethes Kreisen nur Spott, so beginnt doch nach Anfang des neuen Jahrhunderts auch Goethe den Korsen als den Retter aus den Revolutionswirren zu betrachten, den Vertreter dessen, „was wir Philosophen so gern Freiheit nennen möchten" (an Schiller 9. März 1802). Immerhin klingt sein Urteil noch vorsichtig-objektiv: „Wir wollen erwarten, ob uns Bonapartes Persönlichkeit noch ferner mit dieser herrlichen und herrschenden Erscheinung erfreuen wird." Allmählich wird er in den Zauberbann des großen Mannes gezogen, dem er sich nach dem Erfurter Zusammentreffen nicht mehr entwand. Das Gespräch mit Napoleon war und blieb ihm ein Höhepunkt seines Lebens, die bedeutsamste seinem Genius dargebrachte Huldigung. Fischer führt sehr hübsch aus, wie Goethe in Napoleon eine verwandte Persönlichkeit, einen geistig Ebenbürtigen fühlte und bewunderte. Sein Urteil ließ sich nun nicht mehr beirren.

Auch nicht durch Napoleons Sturz, wie jene bekannten begeisterten Aussprüche über den „dämonischen“ Mann in Eckermanns Gesprächen beweisen.

Fischer sucht insbesondere gegen Steig Euphorion 6, 716 ff. darzutun, daß nach der Schlacht bei Jena es keineswegs diplomatische Rücksichten waren, welche Goethe veranlaßten, sich von der Lage der Dinge leidlich befriedigt zu zeigen; er war es wirklich, sobald das unmittelbare Elend beseitigt, die Existenz des Weimarischen Fürstenhauses gesichert und die deutschen Kulturinteressen nicht mehr gefährdet waren.

Das ist der Punkt, an dem die Angriffe gegen Goethe heutzutage einsetzen, die Fischer mit überlegener, fast befremdlicher Kühle ignoriert. Empfand er denn nicht die Schmach des Vaterlandes? fragen wir Söhne des neuen Reichs. Wie hätte er sollen? muß die Gegenfrage lauten. Was ging denn 1806 verloren? — Preußen, das er nicht liebte, nicht lieben, kaum achten konnte. Innerhalb der schwarz- und weißen Grenzpfähle, da mußte der Verlust der materiellen und sittlichen Güter, des hohen Erbes der fridericianischen Zeit aufs bitterste schmerzen, da stieg den Patrioten die Zornröte ins Gesicht, wenn sie der widerfahrenen Beleidigungen gedachten. Dem alten wackligen römischen Reich deutscher Nation flossen auch dort keine Zähren. Was sollte man denn in der behaglichen Kleinstaaterei Mitteldeutschlands eigentlich beweinen, zumal dort, wo die vielgeliebten Landesherren mit dem Schreck davon kamen und ruhig auf ihren Trönchen sitzen blieben? Daß der Kaffee teurer wurde und die Steuern stiegen, war am Ende noch kein Grund zu patriotischer Entrüstung. Wir Nachgebornen, wenn wir von 1806 hören, empfinden unwillkürlich mit den Männern desjenigen Staates, in dem das nationale Leben am kräftigsten pulsierte. Aber diese Empfindungsweise allen damaligen Deutschen zuzuschreiben, ist von Grund aus unhistorisch. Wie hätte in den Kleinstaaten die Empfindung herrschen können, daß jeder Einzelne zu einem großen Ganzen gehöre, dessen Bestimmung sei, sich Geltung zu verschaffen? Ohnmächtig nach außen hatte man sich auf Preußen gestützt, auf dessen hartes Rekrutierungssystem man seit alters zu schimpfen gewohnt war; diese Stütze war jämmerlich zusammengebrochen: Grund genug, sie fahren zu lassen und sich in die Verschiebung der Machtverhältnisse zu finden, die Neuordnung Deutschlands, deren Abschluß man nicht voraussehen konnte, die aber doch von einer überragenden Persönlichkeit in die Wege geleitet wurde. Warum sollte man nicht lieber hoffen als verzweifeln?

Freilich gab es doch auch in den deutschen Kleinstaaten Männer, die anders empfanden, in kleiner Anzahl. Zu ihnen gehörte Karl August. Er war preußischer Offizier, von ausgesprochenem militärischen Ehrgefühl. Brutale Gewalt, nicht eigene Überzeugung zwang ihn auf die Seite Napoleons. Grollend also und im tiefsten Herzen verletzt, mußte er sich fügen.

Es war nun, meine ich, Goethes politischer Fehler, aber ein sehr begreiflicher, daß er das stolze Staatsbewußtsein der Preußen und seinen Wert für Gesamt-Deutschland unterschätzte. Was man das Erwachen des Nationalbewußtseins in Deutschland zu nennen pflegt, setzt sich ja aus mehreren Faktoren zusammen. An dem Frohgefühl, ein Deutscher zu sein und sich der großen Kulturschätze der deutschen Nation zu erfreuen, hat es dem größten deutschen Dichter selbstverständlich nie gefehlt. Die Anhänglichkeit an das Haus des Landesfürsten, die in der rührendsten Weise bei den treuen Tirolern zum Ausdruck kam, hat der Freund Karl Augusts in Wort und Tat nie verleugnet. Mit dem spezifisch preußischen Bewußtsein, einem großen lebendigen Staate anzugehören, der keine fremde Gewalt dulden kann, hatte er nichts zu tun. Aber an dem Feuer, das die Herzen der Preußen entflammte, entzündete sich auch anderwärts in Deutschland die Jugend. Goethe war zu alt, um diese Bewegung ganz zu verstehen, und was er davon verstand, konnte ihm nicht sympathisch sein. Berlin als Zentrum Deutschlands: war das ein lockendes Zukunftsbild? Als dann die Befreiungskriege kamen, sah Goethe — sehr viel mehr Realpolitiker als die Jüngern, deren Gefühl diesmal doch der Weisheit des Alters gegenüber Recht behalten sollte, — darin nur eine Koalition der Ostmächte gegen Napoleon mit Rußland als maßgebendem Faktor: ein Unternehmen von zweifelhaftem Erfolg und zweifelhafterem Nutzen für die Zukunft. Übrigens hatte Goethe, soviel wird man Steig doch gegen Fischer sicher zugeben müssen, ein zweifelloses diplomatisches Interesse; er glaubte zum besten seines Herrn und des Weimarischen Landes zu handeln, wenn er erkennen ließ, daß er nicht zur preußischen Partei gehöre.

Der neuen Auflage hat Fischer einen Anhang beigegeben, der an der Hand der bisher unveröffentlichten Berichte St. Aignans das Urteil des offiziellen Frankreichs über Weimar in der Zeit der Fremdherrschaft kennen lehrt.

Eine wichtige Quellenpublikation liegt in zweiter vermehrter Auflage vor: Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller von C. A. H. Burkhardt. Manches, was der ersten Ausgabe vom Jahre 1870 aus Rücksichten auf damals noch lebende Personen oder anderen Gründen fortgeblieben war, ist jetzt mitgeteilt. Eine genaue Durchvergleichung der beiden Ausgaben ergibt Zusätze, fast auf jeder Seite, die freilich nichts überraschend Neues enthalten. Da sind einige früher unterdrückte Äußerungen über Weimarische Verhältnisse: über das nicht recht aufgeklärte „jenaische Kommissoriale", das Goethe sehr übelgenommen (S. 3); über die Jagemann (ebenda); über die neue Finanzeinrichtung (S. 34); über Weimarische Beamte (S. 53); über Goethes Amtsführung und Finanzverwaltung (S. 91); über den Abgrund der jenaischen Professorengemeinheit (S. 99); über den Großherzog (S. 99); über die vielen Albernheiten

in Weimar (S. 110) u. s. w. Dazu kommen etwa herbe Bemerkungen über Riemer (S. 51. 52. 54), scharfe über Ottilie (S. 124). Über F. H. Jacobi äußerte Goethe einmal (S. 159): Jacobi sei auch so ein Hans Dampf gewesen, der mit klugen Frauen sich in Korrespondenz eingelassen, was zu nichts führe. Über Goethes Krankheit im Februar 1823 wie im April 1825 finden wir nun genauere Angaben (S. 79—87. S. 173). Müllers Kritik gegenüber Goethe ist nicht mehr beschnitten. Vgl. S. 118 f.: „Was er über die Erzählungen der Frau Elise von der Recke von ihrer Schwester Tode und persifflierend über ihre Hoffnung des Wiedersehens sprach, kam mir sehr lieblos und gemütlos vor und verwundete mich tief. Lebhaft trat es mir vor die Seele, daß man seine heiligsten Überzeugungen nicht von irgend eines Menschen — und also auch nicht von Goethes — Ansichten abhängig machen dürfe." (Der Kanzler hat den Passus in der Reinschrift unterdrückt.) Vgl. ferner Müllers Bemerkung über Goethes „entsetzliche Ungeduld und Weichlichkeit beim Hustenanfall", den „lebhaften Ausfall gegen unlogische Trostsprüche" (S. 124), über „des Sohnes indolente Sinnlichkeit" (S. 111). Momentane Gefühlsausbrüche Goethes sind ungenierter preisgegeben (vgl. z. B. S. 180). Auch die Politik ist verschiedentlich berührt (z. B. S. 160. 175. 190 und öfter). Bei einer Anzahl der neuen Partien ist mir ganz unerfindlich, warum sie in der ersten Fassung weggeblieben waren. Warum fehlte zum Beispiel dort die Schilderung des Diners mit F. A. Wolf (S. 148)? Warum die hübsche Bemerkung über F. L. Schröder: Ohne Gemüt sei keine wahre Kunst denkbar (S. 27). Warum das Bonmot: „Eifersucht ist die Ahnung fremder Wahlverwandtschaft" (S. 36), das andere: „Es ist besser, du glaubst an das Falsche, als du zweifelst am Wahren" (S. 39)? Warum die prächtige Stelle über den Stil, den Gebrauch von Tropen (S. 39)? Warum die Bemerkungen über ein Urphänomen („Gott selber weiß nicht mehr davon als ich" S. 51), über Unsterblichkeit, die Ungewißheit der Geschichte („Um die Menschen aufzuregen muß man ihnen nur einen kühnen Irrtum dreist hinwerfen. Ohne Poesie läßt sich nichts in der Welt wirken; Poesie aber ist Märchen" S. 68), und so manches andere? Warum sind umgekehrt in der neuen Ausgabe auf S. 169 die Absätze über W. Müller und Bettina weggeblieben?

Nicht selten ist in der neuen Ausgabe ein Satz ein klein wenig anders redigiert als in der ersten. Das hat für philologische Gemüter etwas Unbehagliches, wenn auch ein Grund zu ernster Beunruhigung nicht vorliegt. Ich wünschte doch, der Herausgeber hätte sich in der Einleitung über den Zustand des von ihm benutzten handschriftlichen Materials etwas genauer geäußert. Seine Sorgfältigkeit als Herausgeber ist ja aus andern Publikationen bekannt.

Es war ein recht glücklicher Gedanke von Bode, die drei Reden des Kanzlers Müller über Goethe in einer Neuausgabe zu vereinigen. Die

beiden wichtigeren vom 12. September und 9. November 1832 waren übrigens nicht so unbekannt oder schwer zugänglich, wie der Herausgeber meint. Auch die vom 9. November über Goethe in seiner ethischen Eigentümlichkeit ist als „zweiter Beitrag zu seiner Charakteristik" in Weimar bei Wilhelm Hoffmann erschienen und wird auch von Hirzel in seinem „Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek" aufgeführt. Dieser Druck unterscheidet sich von dem von Bode benutzten, mir unzugänglichen Privatdruck dadurch, daß die Beziehungen auf die Loge weniger direkt hervortreten. So lautet die Anrede statt „Sehr ehrwürdiger Meister! Verehrte und geliebte Anwesende!" einfach „Hochverehrte Anwesende!" Wie dem auch sei, die verständnisinnigen Äußerungen eines selbständigen und klugen Beurteilers verdienen vollauf die Beachtung weiterer Kreise. Der Neudruck ist im wesentlichen korrekt (S. 20, Z. 13 von oben lies „unermüdeten").

Jena. Victor Michels.

Novalis Schriften. Kritische Neuausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses von Ernst Heilborn. Berlin, Georg Reimer 1901. 8⁰. XVI, 484; VI, 1—384; 385—702. 10 M., gebunden 12 M.

Novalis, der Romantiker von Ernst Heilborn. Ebenda 1901. 3 M., gebunden 4 M.

Als ich vor etwa einem Jahre der schlechten Ausgabe von Hardenbergs Werken, die Carl Meißner für den Verlag von Eugen Diederichs besorgt hatte, ihre Mängel nachwies,[1]) betonte ich wieder einmal die Notwendigkeit, den handschriftlichen Nachlaß des Dichters zur Verbesserung seines, von den bisherigen Editoren übel zugerichteten Textes zu verwerten. Ich ahnte damals nicht, daß eine neue, auf diesem Nachlasse aufgebaute Edition von dem Verleger der Originalausgabe selbst geplant, ja zur Veröffentlichung reif sei. Um so freudiger überraschte mich die Ankündigung dieser „kritischen Neuausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses". Freilich ward meine Freude rasch gedämpft, als ich den Namen des Herausgebers erfuhr. Ich zweifelte sofort, ob Heilborn die gewiß nicht leichte Aufgabe gut lösen werde. Leider sind meine Zweifel vollauf berechtigt gewesen. Wiederum ist Novalis in sorglos ungeschickte Hände geraten; und noch immer haben wir auf eine gute Ausgabe seiner Schriften zu warten. Jammerschade, daß Minor seinen Plan, Novalis zu edieren, nicht verwirklicht hat! Allein bleibt auch nach den letzten beiden schlechten Editionen — Meißner und Heilborn — nicht noch Raum genug für eine endgültige gute? Heilborns Sammelsurium wird ja doch

[1]) Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum 26, 237 ff.

kaum ihr den Weg verschließen, sicher noch weniger, als Meißners handlichere, übersichtlichere und billigere Veröffentlichung.

Minor, dem Einzigen, der Hardenbergs Nachlaß meines Wissens durchgearbeitet hat, sei hier nicht vorgegriffen, weder als künftigem Herausgeber des echten und wahren Novalis, noch als Rezensenten der Arbeit Heilborns. Ich beschränke mich auf jene Momente, die auch ohne Kenntnis des Nachlasses geprüft werden können. Und ich denke, es genügt. Allerdings habe ich, um einen Maßstab zu gewinnen, die allgemein zugänglichen Papiere der Berliner königlichen Bibliothek benutzt. Der Dank für die gütige Zusendung der Handschriften sei hier ihr sofort abgestattet. Die Art, in der Heilborn mit diesen Papieren verfuhr, kennzeichnet hinreichend seine Herausgebertätigkeit: er kann nicht lesen, kann Gelesenes nicht richtig wiedergeben und schenkt sich jede Bemühung, es richtig einzuordnen. Ich habe keinen Anlaß zur Annahme, daß er mit dem eigentlichen Nachlasse besser umgegangen ist. Die Fülle der Versehen, die sich in der Behandlung des relativ geringen Berliner Materials nachweisen läßt, gestattet wohl einen Schluß auf die Zuverlässigkeit der Wiedergabe des Übrigen.[1])

Hören wir indes zunächst Heilborn selbst!

Er erzählt uns, die freiherrlich Hardenbergische Familie habe ihn vertrauensvoll zum Herausgeber genommen, nachdem sie selbst mit einem der bisherigen Herausgeber böse Erfahrungen gemacht und eben deshalb das Recht und die Pflicht gehabt hatte, den Nachlaß „vor unberufner Neugier und vor berufsmäßiger Ausnutzung treu zu hüten". Was sollen die vagen Beschuldigungen eines Ungenannten; und was ist „berufsmäßige Ausnutzung"? Wenn Heilborn den Nachlaß berufsmäßig nicht ausgenutzt hat, so lag es doch wohl nicht an ihm, sondern an der beklagenswerten Tatsache, daß es nicht sein Beruf ist, einen Nachlaß auszunutzen.

Nicht daß Heilborn die Schwierigkeiten unterschätzte, die er vor sich hat: „Nur weniges ist bei Novalis Lebzeiten von ihm gedruckt erschienen, und selbst bei diesem Wenigen bleibt es zweifelhaft, ob Novalis selbst die letzte Hand an die Korrekturen gelegt hat . . . Die große Masse des handschriftlichen Nachlasses . . . aber besteht aus Niederschriften, bei denen er an die Oeffentlichkeit zunächst noch nicht dachte." Heilborn schließt: „der Herausgeber seiner Schriften hat also bei allem treuen Dienen Kritik zu üben." Selbstverständlich! Und ebenso selbstverständlich ist, was Heilborn über die durchaus verschiedenen Aufgaben sagt, die Tieck und

[1]) [Minors Rezension, vom 15. Dezember 1901 datiert, ist soeben erschienen (Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum 28, 82—122) und gestattet mir, bei der Korrektur einige kleine Retouchen vorzunehmen. Dagegen streiche ich nichts, weil es nur der Sache dienen kann, zu sehen, wie methodische Forschung Heilborn gegenüber zu gleichen Resultaten kommt. 26. Mai 1902.]

die er zu lösen hatte. Tieck mußte für den jung verstorbenen Freund Interesse zu gewinnen, eine Gemeinde zu schaffen suchen; darum glaubte er sich zu redaktionellen Eingriffen berechtigt. Der heutige Herausgeber wird nicht mehr wagen, den sprachlichen Ausdruck zu ändern. Trotzdem hat Heilborn — und wieder mit vollem Recht — gesichtet und ausgeschieden und in den Anmerkungen von dem Nichtaufgenommenen berichtet.

Anfechtbarer scheint das Folgende! Heilborn ist überzeugt, daß „auch das Wenige, das zu Novalis Lebzeiten von ihm gedruckt erschienen, die stilisirenden Eingriffe einer fremden Hand verräth". Wenn das auch richtig ist, so ergab es doch logischerweise noch nicht das „Prinzip", überall, wo Handschriften vorlagen, diese abzudrucken und die Drucke in die Anmerkungen zu verweisen. „Ein Prinzip, das natürlich nur für diesen Fall Anwendung finden durfte." Ich meine, auch für diesen nicht.

In Betracht kommen vor allem die „Hymnen an die Nacht" (1, 305—326). „Es findet sich nur eine Handschrift, und die gibt das „lange Gedicht", wie Novalis selbst es nannte, in freien Rhythmen, die nur an einer Stelle von rhythmischer Prosa unterbrochen sind. Es ist für mich keineswegs ausgemacht, daß die Prosafassung des „Athenäums" auf Novalis selbst zurückgeht. Daß diese Prosafassung übrigens nur ein loses Gewand gewesen, unter dem die rhythmische Fügung überall durchschimmerte, ist auch Andern nicht entgangen." Das ist alles gut und schön, scheint mir aber noch immer nicht zu berechtigen, die Handschrift (1, 305 ff.) zur alleinigen Grundlage des Textes zu machen und den ersten Druck, die Fassung des „Athenäums", in den Apparat zu versetzen (1, 445 ff.). Heilborn sagt, es sei für ihn „keineswegs ausgemacht", daß Novalis den Athenäumsdruck selbst besorgt habe, das heißt, daß Novalis selbst die „Hymnen" in Prosa umgeschrieben habe. Mir auch nicht! Und doch genügt eine solche nicht weiter zu stützende Vermutung, mag sie auch innerlich berechtigt scheinen, gewiß nicht, um den Athenäumsdruck zum Werke der Herausgeber, etwa Fr. Schlegels zu stempeln. So aber steht es mit den „Hymnen" um nichts anders, als mit irgend einem, zu Lebzeiten des Dichters unter dem Einflusse beratender Freunde gedruckten Werke. Wer die Entstehungsgeschichte von Gerh. Hauptmanns „Versunkener Glocke" kennt, der weiß, daß der letzte Akt durch Brahms und Schlenthers Ratschläge auf der Bühne die heute geläufige Form bekommen hat. Wer wagte es wohl, gegen diese endgültige, vom Dichter genehmigte Form die ältere Gestaltung als die allein echte auszuspielen? Solange nicht eine unzweideutige Äußerung Hardenbergs vorliegt, die den Athenäumsdruck zu einer unberechtigten Umarbeitung von fremder Hand stempelt, müssen wir in ihm die vom Verfasser gewünschte, letzte Form erblicken.

Freilich fällt auf diese letzte Form ein neues helles Licht durch die Veröffentlichung der Handschrift. Von ihrer Existenz wußten wir längst

durch Minor (Deutsche Literaturzeitung 1888, Nr. 12). Jetzt ist sie endlich allgemein zugänglich; wir können die, soviel ich sehe, wenig eingreifenden Änderungen der letzten Fassung feststellen, wir beobachten, daß im wesentlichen nur eine typographische Differenz vorliegt: die kurzen, freirhythmischen Zeilen der Handschrift sind wie Prosa fortlaufend gesetzt. Manches Hypothesengebäude bricht zusammen.[1])

Heilborn gibt übrigens im Apparat die Fassung des Athenäums wieder; in seiner Ausgabe ist also das gesamte Textmaterial zugänglich gemacht. Bedenklicher scheint mir sein Verfahren in einem andern Falle.

Auch den „Blüthenstaub“ druckt Heilborn nach der Handschrift ab (2, 1—34) und nicht nach dem „Athenäum“. Zur Rechtfertigung bemerkt er (2, 664): „Die Herausgeber des Athenäums waren bereits mit der Handschrift des Novalis willkürlich umgesprungen.“ Warum erhalten wir nicht nähere Nachweise? Schon Haym (Die romantische Schule S. 901) hat die wichtigsten zusammengestellt. Ich gebe sie ein wenig vollständiger.

Am 24. Februar 1798 sendet Novalis aus Freiberg an A. W. Schlegel „Fragmente“. „Die meisten,“ fügt er hinzu (Raich, Novalis Briefwechsel S. 58 f.), „sind ältern Ursprungs und nur abgekehrt. Ihr beiderseitiges Urtheil mag Sie zum Feuer oder zum nassen Wege bestimmen — ich sage mich gänzlich davon los Hätten Sie Lust öffent-

[1]) Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle auf ein monströses Beispiel von Autoreneitelkeit hinzuweisen. Carl Busse hat in der Deutschen Literaturzeitung 1901, Spalte 727 ff. Heilborns beide Veröffentlichungen besprochen. Die rührend kindliche Naivität, mit der er hier die Ausgabe ein „Werk strengster wissenschaftlicher Arbeit“ nennt, bewiese mir von neuem, wie wenig er auf diesem Felde mitzusprechen berechtigt ist, wenn ich dieses Beweises noch bedürfte. Verblüfft aber war ich, als ich las: „H. hat die Handschrift der ‚Hymnen an die Nacht‘ gefunden und damit manchen Streit entschieden. Die ganze Dichtung ist in freien Rhythmen geschrieben, mit Ausnahme einer einzigen Stelle. Die von mir in meiner Schrift über ‚Novalis‘ Lyrik‘ verfochtene These, daß die erste Konzeption der Hymnen im Hinblick auf eine Versbehandlung geschah, ja, daß Novalis bis zuletzt an diesem Gedanken festhielt, ist damit erwiesen.“ Erstens hat nicht Heilborn, sondern Minor die Handschrift der „Hymnen“ entdeckt. Dann habe ich schon vor zwei Jahren (Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum 25, 319) Busses Ausführungen den Hinweis auf die ursprüngliche freirhythmische Form der Hymnen gegenübergestellt, während er sich unter der ursprünglich geplanten „Versbehandlung“ etwas völlig Verschiedenes dachte, nämlich eine Dichtung in gereimten Strophen. Die „große Bearbeitung“ bestand seiner Ansicht nach (a. a. O., S. 21) in der Übernahme fertiger Strophen aus der „früheren unvollständigen Fassung“, in der Transponierung halbvollendeter Strophen in Prosa, in der Herstellung von Zusammenhängen, in der Verbindung der Bruchstücke zu einer Einheit. Von all dem ist nichts durch Heilborns Abdruck bewahrheitet. Das ganze Gerede sinkt in nichts zusammen, und es bleibt nur die Tatsache bestehen, daß Busse trotz Minors Entdeckung und trotz Wörners hypothetischer Umschrift der „Hymnen“ die lediglich wie Prosa gedruckten freien Rhythmen der „Hymnen“ für Prosa gehalten hat. Dabei von einem Erweise seiner Hypothese zu sprechen, ist eine Unbescheidenheit Busses, die billigerweise festgenagelt werden muß.

lichen Gebrauch davon zu machen, so würde ich um die Unterschrift ‚Novalis‘ bitten ... Steht Ihnen diese Masse an, so kann ich noch mit mehr aufwarten.“ Mit welchen Begleitworten die Sendung an Friedrich Schlegel weitergegangen ist, wissen wir natürlich nicht. Friedrich aber schreibt nach ihrem Empfange (Briefe an seinen Bruder Aug. Wilh. Schlegel S. 365; ich möchte den Brief Mitte März 1798 ansetzen): „Der köstliche Blüthenstaub darf nicht getrennt werden. Es würde auch wohl Hardenbergen, und uns allen Freude machen, ihn gleich in den beyden ersten Stücken gedruckt zu sehen. — Ihn aber so wie er ist, und mit Titel und Motto als Appendix an eine Masse der unsrigen anzuhängen; das scheint mir durchaus nicht anzugehn. — Ich denke also, wir nehmen ihn ins erste Stück, gleich nach Deinen Sprachen, und vor meinem Meister und schließen ihn freundlich in die Mitte.“ Um des Blüthenstaubs willen verschiebt Fr. Schlegel die sogenannten Athenäumfragmente ins 2. Stück; gleichzeitig wünscht er, daß Novalis auch zu diesen Athenäumfragmenten beisteuere (S. 366): „Da nun alles in die große Synfonie mit einstimmt, so muß auch Hardenberg es thun. Schickt ihm doch die Aushängebogen und muntert ihn auf, einige zu geben, wenn er davon hat, die dazu passen. Mit nächstem Posttag schreibe ich an ihn. — Vor der Hand nehme ich aber wenigstens ein halb Dutzend als Transito aus dem Blüthenstaub. Das Ganze wird nicht darunter leiden, es sind manche Dupletten unter seinen Fragmenten und an die werde ich mich halten. Ich möchte doch gar zu gerne einen esprit de Hardenberg in diesem esprit de l'esprit haben. — Wenn er noch etwas schicken kann und will in die Synfonie, so muß es freylich mehr dem Gehalt als der Ausdehnung nach viel seyn. Etwa ein halb Dutzend chemische. — Geändert muß freylich meinem Bedünken nach nichts daran werden, als das Grammatische. Dahin gehört auch z. B. der Entheismus statt Monotheismus. — Aber der Versuchung mehre von seinen Fragmenten zu dividiren werde ich wohl nicht widerstehn können. Das Dividiren besteht nähmlich hier bloß im Strichmachen. Bey einem Fragment hast du's auch angemerkt, daß es aus zweyen besteht. Da ist das vom Genie, das sind auch zwey. Das vom Humor sind grade vier Stück. Er denkt elementarisch. Seine Sätze sind Atomen.“

Der nächste Brief Friedrichs an Wilhelm (vom 25. März 1798, S. 375) bemerkt dann noch: „Bey Hardenberg hoffe ich meine Frechheit wohl zu entschuldigen, da ich Vernunft mit Willkühr verbunden, und es also aus Humor gethan habe, und sonach auch nicht ohne Humanität, da die Menschheit eine humoristische Rolle ist. [Die Anspielungen gehen auf Blüthenstaubfragmente und sind in meiner Ausgabe gedeutet] — Ihr seht, daß ich mit Bescheidenheit von ihm genommen habe. Ich habe auch in den meinigen ein Paar gefunden, die Blüthe genug sind, um sie ihm wieder geben zu können, damit die fraternale Wechselwirkung

recht vollendet wird. — Sonst ändre ich nichts in seinen, außer Kleinigkeiten, die Du gestrichen oder angedeutet hast, oder andre ähnliche. Im Fragment Schlegel-Ironie habe ich nur das „so scharf" ausgestrichen.[1]) — Den Tod lasse ich ihm. Caroline hat gewiß viel mehr Sinn fürs Leben als fürs Sterben. Das mag auch sehr gut und schön seyn; aber warum ist sie seit einiger Zeit so geneigt, die Ecken der Individualität wegzuputzen? Sonst mach ich nur einige Striche. — In dem von Uebersetzung muß vielleicht der Ausdruck etwas geändert werden, der hier gar zu weit hinter dem vortrefflichen Gedanken zurückbleibt. Deine Randglosse scheint das auch zu beabsichtigen."

Mit Willen habe ich diese Nachweise in aller Ausführlichkeit zusammengestellt. Denn sie geben immerhin einige Anhaltspunkte für die Eingriffe der Schlegel, lassen also auf die ursprüngliche Gestalt des „Blüthenstaubs" schließen. Und diese Schlüsse scheinen nicht immer das zu ergeben, was Heilborn zum Abdruck bringt.

Er benutzt ein Berliner Manuskript und eine Handschrift des Nachlasses. Seine wenig genauen Angaben lassen erraten, daß beide ursprünglich ein Ganzes bildeten. Die mir vorliegende Berliner Handschrift reicht, in Heilborns Ausgabe, Band 2 von S. 1 bis S. 5 Zeile 18. Sie trägt die Notiz: „Handschrift von Novalis. (Geschenk von L. Tieck Dresden 16. Novbr 1840 v. Radowitz.)"; wie auch Heilborn berichtet, hat sie nicht den Titel „Blüthenstaub", sondern ist überschrieben: „Vermischte Bemerkungen"; das Motto „Freunde, der Boden ist arm . . ." fehlt. Der Herausgeber druckt die beiden Handschriften ab. Innerhalb des Teiles, der dem Berliner Manuskript entspricht, sind mir folgende Lesefehler aufgefallen: S. 2 Zeile 10 lies „die Wahrheit hat" statt „die Wahrheit lebt"; S. 3 Zeile 4 von unten lies „jedes hat Anspruch" statt „jeder hat Anspruch"; S. 5 Zeile 13 von unten lies „zusammenzustimmen" statt „zusammenstimmen". Kleinere, besonders orthographische Veränderungen notiere ich nicht. Im folgenden ist das von Heilborn abgedruckte Manuskript mit VB (Vermischte Bemerkungen), der Druck des Athenäums mit B (Blüthenstaub) bezeichnet.

Heilborn bemerkt an zwölf Stellen (S. 1—16), daß Teile der VB in die sogenannten Athenäumfragmente übergegangen sind. Sie stehen dort I, 2, S. 77—79 und tragen bei Minor (Fr. Schlegel . . . Seine prosaischen Jugendschriften 2, 250 f.) die Nummern 282 bis 288, 290—294. Das Fragment 294 hatte Minor Novalis nicht zugeschrieben; auch Hayms Vermutungen (Die romantische Schule S. 286*) erweisen sich nicht durchaus als stichhältig. Dagegen nahm Minor mit Recht auch Nr. 289 (Heilborn S. 9, Zeile 7 bis 9: „Aecht geselliger Witz . . . Sphären ist".) für Novalis in Anspruch, während Heilborn den Verweis

[1]) Irrtümlich hatte ich seinerzeit „So scherzt" gelesen. Die richtige Lesart ergibt sich jetzt (Heilborn 2, 10 Zeile 4) leicht.

auf den Athenäumdruck unterläßt. Im ganzen hätte also Fr. Schlegel nicht „wenigstens ein halb Dutzend“, sondern volle dreizehn Fragmente „als Transito“ in die Athenäumfragmente übernommen.

Anderseits ergeben sich die Fragmente B Nr. 15. 20. 26. 31 als Zusätze des Herausgebers Fr. Schlegel (vgl. Heilborn S. 674 ff.). Mindestens fehlen sie in VB; sie dürften also auf Fr. Schlegels Rechnung zu setzen sein. [Vgl. jetzt Minor a. a. O., S. 104 f.]

„Monotheismus“ ist in B wirklich für „Entheismus“ eingesetzt (VB Nr. 74, S. 18 ff.; vgl. S. 666 f., wo sich noch einige grammatische Änderungen verzeichnet finden). Ebenso ist in B der „Ausdruck“ von VB Nr. 68 („von Uebersetzung“) geändert: S. 17 Zeile 1 „Spuren davon“ für „Spuren“ und Zeile 11 f. „Sie fallen leicht ins Travestiren“ statt „streifen leicht in die Travestie“. Wirklich gestrichen ist „so scharf“ (S. 10 Zeile 14). „Den Tod lasse ich ihm,“ schreibt Fr. Schlegel. Er meint wohl VB Nr. 14; denn ein anderes Fragment dieses Themas (S. 6 Zeile 8 ff.) hat er in die Athenäumfragmente übergehen lassen.

Soweit scheint alles zu stimmen. Auch die Bemerkung, daß das Fragment „vom Genie“ eigentlich aus zweien bestehe, kann noch erläutert werden; denn die vier, das Genie erläuternden Absätze S. 5 Zeile 13 bis S. 6 Zeile 3 bilden in VB ein Ganzes. Der von Heilborn S. 5 zwischen Zeile 11 und 12 (von unten) angebrachte Zwischenstrich ist aus der Handschrift nicht zu rechtfertigen. Von diesen vier Absätzen ist lediglich der dritte („So ist also das Genie . . . kommt“.) als Nr. 21 in B abgedruckt, während der erste, zweite und vierte das Athenäumfragment Nr. 283 ergaben, was Heilborn übrigens nicht erkannt hat. Hier hat Fr. Schlegel „dividiert“. Allein er will auch das Fragment „Vom Humor“ in vier Teile teilen. Die zwei Absätze S. 8 Zeile 6 von unten bis S. 9 Zeile 12 sind wohl gemeint; der zweite Absatz umfaßt sieben Sätze. Von diesen ergaben die ersten vier zusammen mit dem siebenten das Fragment B Nr. 40, der fünfte und sechste das Athenäumfragment Nr. 289 (wiederum fehlen die Verweise). Der erste Absatz ist aber in B als Nr. 29 mit dem ersten und dritten Absatze des Fragments S. 10 Z. 14 („Was Schlegel so scharf . . . angefangen“.) verbunden, dessen zweiter Absatz B 37, dessen vierter B 38 lieferte. Hier ist also nicht bloß dividiert, sondern auch contaminiert worden. Wer war der Contaminator? Solche Contaminationen wären auch an andern Stellen anzunehmen. So wurde dem VB-Fragment 106 das folgende („Goethe ist jetzt der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden“) nachträglich eingefügt; so B-Fragment 102 (S. 29; vgl. S. 667 f.) aus zwei handschriftlichen zusammengeschweißt. Von solchen eindringlichen Veränderungen sagten uns Fr. Schlegels Briefe nichts; Fr. Schlegel will nur „einige Striche“ gemacht haben. Auf den letzten Seiten 29—34 steht ferner eine ganze Reihe nicht benutzter Nummern. Anderseits lese ich hier

mehrere, nach Heilborns Angabe im Manuskript gestrichene Fragmente, die sich im Drucke des Blüthenstaubs finden. Ferner scheint doch W. Schlegel dem Bruder das Manuskript Hardenbergs mit Randglossen übersandt zu haben; von diesen ist wenigstens im Berliner Manuskript nichts zu sehen, während Heilborn für den zweiten Teil im Apparat nichts bemerkt. Überhaupt trägt das Berliner Manuskript so gut wie keine Spur eines redaktionellen Eingriffes, der mit Fr. Schlegels Bemerkungen irgendwie in Zusammenhang zu bringen wäre. Endlich spricht Friedrich von Anfang an vom „Blüthenstaub“ und erwähnt das Motto. Im Berliner Manuskript fehlt aber das Motto und lautet der Titel ganz anders. Soll man zur Erklärung annehmen, daß die Sammlung erst nachträglich „Blüthenstaub“ getauft worden (etwa von den Schlegel), daß das Motto vielleicht gar von anderer Hand herrührt? Mir scheint als Erklärung aller dieser Schwierigkeiten näher zu liegen, daß die von Heilborn abgedruckten Papiere überhaupt nicht das von Novalis an W. Schlegel gesandte Manuskript darstellen, daß dieses Manuskript dem gedruckten „Blüthenstaub“ weit näher stand als die „Vermischten Bemerkungen“.

Die bloße Möglichkeit einer solchen Vermutung hätte aber dem Herausgeber die Pflicht auferlegt, den „Blüthenstaub“ in der Form des Athenäums wiederzugeben und, was er aus den Handschriften lernte, in den Apparat zu verweisen. Wiederum bekommen wir, wie in den bisherigen Ausgaben, statt dessen einen Abdruck, der nicht gestattet, den Athenäumsdruck zu rekonstruieren; und auch nach dieser Ausgabe müssen wir das Athenäum selbst aufschlagen, wenn wir den Blüthenstaub in der Form kennen lernen wollen, die literarhistorisch uns die wichtigste ist.

Ich schreite nach solchen Erwägungen zu einer Analyse der Ausgabe.

Band 1 bringt die Dichtungen Hardenbergs. Für den „Ofterdingen“ konnte im allgemeinen eine Handschrift nicht benutzt werden. Nur die beiden Gedichte „Sind wir nicht geplagte Wesen?“ (S. 102 f.) und „Auf grünen Bergen wird geboren“ (S. 103 ff.) liegen auch handschriftlich vor; ihr Abdruck hält sich wieder an diese Fassung, während die Lesarten des Druckes (und beim zweiten Gedichte die des Musenalmanachs für das Jahr 1802) im Apparat (S. 439 f.) gegeben werden. Dem Romane ist L. Tieck's Nachwort angefügt. Die Hauptgrundlage dieses Nachworts, Novalis' eigene Aufzeichnungen zum Ofterdingen, kann Heilborn nach einer Handschrift der Berliner Bibliothek zum erstenmale abdrucken (S. 195—203). Er hat sich leider viele Flüchtigkeiten zu schulden kommen lassen und nicht einmal für eine Wiedergabe in richtiger Reihenfolge gesorgt.

Ich gebe zunächst das Resultat einer neuen Kollation, und zwar, um nicht zuviel Raum zu opfern, nur die richtigen Lesarten. Obgleich Heilborns Druck nicht angibt, wo die Vorlage mit deutschen und wo sie

mit lateinischen Buchstaben geschrieben ist, suche ich im folgenden die Unterscheidung festzuhalten. Eckige Klammer bedeutet, wie bei Heilborn, Gestrichenes. *Meine Bemerkungen sind kursiv gedruckt.* Ich zähle die Zeilen der einzelnen Seiten, ohne Überschriften oder Bezifferung einzurechnen.

I. *S. 195 Z. 1* Ein Kloster *Z. 3* 1stes *Z. 4* Heinrich von Af. *Nach Z. 5* [Ruinen von Vindonissa] *Z. 8* Meer [Erzählung] *Z. 13* Innrer Streit *Z. 18* Afterdingens Apotheose: *Kein Absatz zwischen Z. 18 und 19.* *S. 196 Z. 4* 2ten *Z. 8* Heinrich v. Afterd. *Z. 14 die runde Klammer entfällt* *Z. 15* Math. und Heinrichs *Z. 25* Märchenhafte *ebenso S. 198 Z. 19, S. 200 Z. 3, S. 201 Z. 17* Märchen, *S. 200 Z. 5* Märchenwelt *aber S. 198 Z. 16* Mährchen *Z. 15* Feenmährchen *Z. 17 f* Mährchenwelt *Z. 26* Jahrszeiten

*S. 197 Z. 1 f.* Schwaning ist der Mond, und der
Antiquar ist der
Der Bergmann [war das Eisen]
auch das Eisen.

*Z. 18* Heinr. Ahndungen *Nach Z. 23* [Heinrichs Kampf mit einem Wolfe rettet einen Klosterbruder. Lamm mit einem goldnen Felle] *Z. 27* Sakontala *Nach Z. 30 ein Zwischenstrich* *S. 198 Z. 4* Errinnerung *ebenso Z. 15 f.* *Z. 10* Mit dem Wunderbaren *Nach Z. 24* [Der Streit der Sänger] *Z. 28* Skitze der Verklärung *Z. 29* Anfang in Stanzen. Heinrich *S. 199 Z. 3* Stein — [Blume] klingender Baum *Z. 5* Welt. Sein *Z. 7* Fremdlinge *Z. 9* Erzählung *Nach Z. 11 das Gedicht, das Heilborn S. 182 f. abdruckt (vgl. S. 441 Z. St.); hier Vers 3* Wenn die so singen, oder küssen *V. 6* zurück begeben *V. 9* Märchen.

II. *S. 199 Z. 16* Wunderliche *Z. 17* Arzeneyk. *Z. 19* Paracels. *Z. 21.* Hirtenmädchens [Zölestine] — Cyane *Z. 22* Die [lezte] Verklärung *Z. 24* Nadir Shach *Z. 26* Drama *S. 200 Z. 6* kristlichen *Z. 26* Friedrich den 2ten *Z. 32* nach [Erzähl der alte Mann erwacht. Das schöne Mädchen. Er kommt in die Höhle, wo Mathilde schläft — Kleine Mädchen. Der Stein im Bouquet. Cyane trägt den Stein zum Kayser. Er findet den goldnen Schlüssel im Baßin. Zyane trägt den Schlüßel.] Kommt in die Höhle *S. 201 Z. 2* Mathild *Z. 3* herbringen [das Hirtenmädchen pflückt sie für ihn und] *Z. 4* Zyane *Z. 5* Er [holt] pflückt die Blaue Blume — und wird [zum klingenden Baume] ein Stein. [Mathilde kommt und macht ihn auf seine eignen Lieder] *Z. 6* [Edda die eigentliche blaue Blume] *Z. 7* an seinem Steine *Z. 9* [Mathilde] Edda *Z. 10* Er wird ein Mensch *Z. 13* Theater *Z. 14* Allegorischen — *Z. 15 f.* unter Bacchantinnen *Z. 17* schwimmenden *Z. 20* 2ten Theils *Z. 27* mit einer einfachen Familie *Z. 33* Saturn = Arctur. *S. 202 Z. 9* Farbencharakter Hinten *Z. 11* räumlich — *Z. 16* Metra müssen begeistern *Z. 19* ihn Er *Z. 21* den Todten — *Z. 20* durch Erz. *S. 203 Z. 1* (Ein großer *Z. 2* generoes *Z. 3* bacchischen *Z. 7 nach* Leben. *Absatz* *Z. 8 nach* Krieger. *Absatz* *Z. 10* der Krieg.

Nicht berücksichtigt sind in dieser Zusammenstellung einige Auflösungen von Worten, die Novalis nicht ausgeschrieben hat, die Wiedergabe von etc. durch ꝛc., orthographische Abweichungen, wie Ueberschriften, Uebergang für Überschriften, Übergang oder Weissagung, Geheimnisse, Ossian für Weissagung, Geheimniße, Oßian, Fleiß für Fleis, endlich die Ersetzung des Gedankenstrichs durch verschiedene Interpunktionszeichen.

Es hängt dies zum Teil mit dem Programme zusammen, das Heilborn (1, S. XII) sich selbst gegeben hat: Er will zwar die Orthographie der Handschriften beibehalten, sich aber nicht sklavisch an sie binden und nicht jeden Schreibfehler getreulich reproduzieren. Nur falsche Schreibungen von Fremdwörtern sind gebessert, Abkürzungen meist ohne Klammer aufgelöst. Im übrigen sucht Heilborn Hardenbergs Orthographie in ihren Eigenheiten zu erfassen und danach möglichst konsequent durchzuführen. Diese Orthographie wurde nicht hineinkorrigiert, wo nur Drucke vorlagen. So entstand eine gewisse Zwiespältigkeit, die Heilborn zugesteht. Die Interpunktion ist frei gestaltet, insbesondere Novalis' liebstes Zeichen, der Gedankenstrich durch sachgemäße Interpunktion ersetzt. Soweit das Programm! Ich füge nur die Frage an, warum Heilborn immer „Erinnerung" für „Errinnerung" druckt. Ich habe oben zu S. 198 Zeile 4 drei Stellen vermerkt, an denen Hardenberg die zweite Form gebraucht, bin auch sonst in den Handschriften immer nur dieser begegnet.

Im übrigen habe ich an die obige Kollation noch folgende Bemerkungen zu knüpfen:

1. Warum wieder einmal Afterdingen in Ofterdingen umgeändert werden mußte, weiß ich nicht. Über die ursprüngliche Form und ihre Verwendung habe ich im Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 26, 239 Anmerkung 2 Einiges vorgebracht; ich verweise noch auf F. Sandvoß, Preußische Jahrbücher 93, 151—156.

2. S. 198 Zeile 15 heißt es „Errinnerung ans Feenmärchen von Nadir und Nadine". Gemeint ist die erste Nummer von Wielands „Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geister-Mährchen" (Winterthur 1786—1789), Hempel 30, 15—41. Ad. Huber konnte vor kurzem (Euphorion, 4. Ergänzungsheft S. 113 Anmerkung 2) die Frage, ob der Name „Ginnistan" im Märchen des Ofterdingen von Wieland herrühre, nur mit einem „vermutlich" bejahen. Jetzt, da man sieht, daß Novalis die Sammlung Wielands selbst zitiert, darf man wohl zuversichtlicher sein. Spielt doch auch in dem Bücherverzeichnis, das Heilborns Biographie S. 222 ff. abdruckt, Wieland und seine Schule eine große Rolle.

3. Mit Wielands Feenmärchen nichts zu tun hat die Notiz (S. 199 Zeile 24): „Von Karl Leben des Nadir Shach." Gemeint ist der 1688 geborene, 1747 ermordete Schah von Persien; sein Leben wurde von Fraser (London 1742 f.) und von Mohammed-Mahdi-Chan beschrieben (Französisch von Jones, London 1770 und 1790).

4. Nicht an dieser Stelle will ich prüfen, inwieweit das Berliner Manuskript über die Fortsetzung des Ofterdingen mehr bringt als Tiecks Mitteilung, die von Heilborn als „Ludwig Tiecks Nachwort zum Ofterdingen" merkwürdigerweise vor dem Berliner Papier 1, 181—192 abgedruckt ist. Sicherlich hat Tieck aus dem Berliner Manuskript das

Wichtigste geschöpft, das er vorzubringen weiß. Nur hat er den zweiten Teil der Handschrift ganz gewiß anders gelesen als Heilborn. Was bei Heilborn ganz zuletzt S. 202 f. erscheint, geht bei Tieck dem Anfange von II (Heilborn S. 199 f.) voran (vgl. S. 187 f.). Augenscheinlich hat Heilborn das Berliner Manuskript falsch gefaltet. Es beginnt, richtig gelegt, mit S. 201 Zeile 13 („Heinrich könnte vor ein Theater kommen") geht weiter bis zu S. 203 Zeile 11 („Auf Erden ist der Krieg zu Hause, Krieg muß auf Erden seyn") und setzt sich dann S. 199 Zeile 12 fort („Kriegslieder. Orientalische Gedichte, Lied zu Loretto ..."). Den Schluß bilden, wie bei Tieck (S. 191), die Worte „Edda oder Mathilde muß ihn opfern. Er wird wieder ein Mensch. Während dieser Verwandlungen hat er allerley wunderliche Gespräche" (S. 201 Zeile 9 ff.).

Ich fahre in der Durchsicht fort. „Das Gesicht", der erste Entwurf zum Eingang des zweiten Teiles des Ofterdingen, dann „Die Lehrlinge zu Sais" mußten, da eine Handschrift fehlte, nach der Reimerschen Ausgabe wiedergegeben werden, ebenso der „Monolog" und das Tagebuchblatt (Bülow 3, 47 f.), während für die „Dialogen", für „Die Naturlehre" und für „Klarisse" wieder Handschriften benutzt wurden (vgl die Lesarten S. 442 f.). Sehr wichtige Ergänzungen konnte Heilborn (S. 267—297) aus Handschriften dem „Journal" der Zeit von 1797—1800 zuteil werden lassen, von dem Bülow (3, 49—80) nur einen „kärglichen, ungenauen Auszug" gegeben hatte. Gerade was von Bülow gestrichen wurde, gibt dem „Journal" seinen eigentümlichsten Wert: Konfessionen, die freilich Stimmungen in Novalis Seele offenbaren, denen eine idealisierende, in großen Linien zeichnende Charakteristik gerne aus dem Wege geht. Ich komme noch auf diese, von Heilborn in der Biographie verwerteten Dinge zu sprechen. Die drei Absätze, die Bülow (3, 79 f.) am Schlusse des Journals abdruckt, ohne sie datieren zu können, hat Heilborn unterdrückt.

Die „Entwürfe" sind dagegen nach Bülow wiedergegeben, nach der Handschrift ein im übrigen belangloses Fragment „An dem ersten Ostertag" (S. 300 f.), das nach Heilborns Ansicht eine Vorstellung gibt, wie Novalis sich die vielerwähnten religiösen Reden dachte.

Es folgen in zwei Gruppen die „Gedichte". Die erste eröffnen die „Hymnen an die Nacht". Ihnen reihen sich die „Geistlichen Lieder" an; der Text folgt dem Manuskript, wo es erhalten ist, sonst der ersten Ausgabe der Schriften, während der Druck des „Musen-Almanachs für das Jahr 1802" nur zum Vergleich herangezogen wird. Starke Abweichungen ergeben sich namentlich für das 1. Lied, das handschriftlich „Ohne ihn und mit ihm" überschrieben ist. Die Lesarten des Almanachs „in Norden" (I), „in Osten" (II), für die ich (Anzeiger a. a. O., S. 250) eingetreten war, werden durch die Handschriften, wenigstens nach Heil-

borns Lesung, nicht bestätigt.[1]) Auch die „Marienlieder" konnten nach der Handschrift abgedruckt werden.

Von den folgenden weltlichen Gedichten mußten den Drucken (Jahrbücher der preußischen Monarchie. Reimersche Ausgabe) folgen: die drei „Vermischten Gedichte" (in der 5ten Auflage bei Reimer 2, 48—53, als Nr. IV. V. VI mitgeteilt), „Zur Weinlese", „Der Fremdling", „An Dorothee", „An —" (ebenda S. 47 „In stiller Treue sieht man gern ihn walten"; Busse S. 104 meint, das Gedicht richte sich an Karl von Hardenberg), „Blumen".

Handschriften lagen vor für die Gedichte: „An die Fundgrube Auguste", „An Adolph Selmnitz" (ebenda S. 47 „Was paßt, das muß sich ründen"; Busse a. a. O. vermutete den Adressaten fälschlich in L. Tieck), „An Julien", „An Tieck". Das letztgenannte Gedicht scheint von den Herausgebern des Musenalmanachs stark überarbeitet worden zu sein (vgl. S. 458).

Eine Nachprüfung kann ich nicht an dieser Gruppe vornehmen, da die verwerteten Handschriften durchaus dem Hardenbergschen Archive entstammen; wohl aber an der zweiten Gruppe, die Heilborn „Jugenddichtungen" überschreibt. Die Umgrenzung dieser Abteilung bestimmt der Herausgeber (S. 458 f.): „Ich setze als Grenze ... etwa das Jahr 1797, das Todesjahr von Sophie von Kühn, an. Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß das eine oder andere Gedicht nicht doch später entstanden sein könnte. Das einzige Kriterium ist hier ein ästhetisches Urteil, und ich verkenne keineswegs, daß das nur allzuleicht trügerisch sein kann." Vereinigt finden sich hier:

1. Die schon von Bülow veröffentlichten Stücke: „Die Erlen", „Die Nachtigall", „An Lucie", „Die Quelle", „Die Liebe", „An Laurens Eichhörnchen", „An ein fallendes Blatt", „Trinklied", „Zufriedenheit", „Das Gedicht", „Fragment", „Letzte Liebe", „An Freund Brachmann", „An M. und S.", „Lied beim Punsch". — Von diesen Gedichten konnten mit der Handschrift verglichen werden: „An Lucie", „Die Quelle", „Die Liebe", „An Laurens Eichhörnchen", „An ein fallendes Blatt".

2. Die schon in Hoffmanns von Fallersleben „Findlingen" (1, 139) aus Meusebachs Sammlung mitgeteilten Gedichte: „Auf Josefs Tod", „An Herr Brachmann", „An Jeanette —", „Mein Wunsch". — Die Handschriften lagen auch Heilborn vor.

3. Zum erstenmale erscheinen — endlich! — in einer Gesamtausgabe die „Klagen eines Jünglings" aus dem „Teutschen Merkur"

[1]) Im Apparat ist die Lesart „in Norden" des Almanachs zu S. 327 Zeile 2 von unten nicht vermerkt. Ebenda ist (S. 455) zu S. 328 Zeile 1 dem Almanach die Lesart „ward zur Liebesstunde" zugeschrieben, während er wie die Handschrift „wird" druckt.

April 1791 (S. 382 ff.; vgl. S. 461 f.); die Gedichte, die Strodtmann („Briefe von und an Bürger" 3, 235 f.) veröffentlicht hat; die Sonette an A. W. Schlegel („Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm" S. 40). — Handschriftliches wurde nur für das Gedicht „An den Sohn des Herrn Prof. Bürger" (S. 392 f.; vgl. S. 463) benutzt. Das Briefgedicht an Bürger (Strodtmann 3, 234 f.) ist nicht aufgenommen.

4. Zum erstenmale sind mitgeteilt: „Cythere", „Walzer", „Die zwey Mädchen", „An die Taube", „Der Rosenstock", „Der Wettstreit", „Der gefundne Schaz", „An Filidor", „An Werthers Grabe", „Elegie beym Grabe eines Jünglings", „Gott", „Die Kahnfahrt", „Geschichte der Poesie", „An meine Mutter" I und II, „An den Herrn Rector Jani", „An Bürger" I, „An Jacobi", „Epilog auf der Weißenfelser Bühne".

Soweit diesen Drucken Berliner Handschriften zugrunde liegen, konnte ich folgende Beobachtungen machen:

„Die zwey Mädchen" (S. 371 f.), Vers 25: lies „Voltairs" für „Voltaires"; Vers 34: lies „Flakkus" für „Flaccus".

„An die Taube" (S. 372 f.), Vers 5: lies „Cythereens" für „Cytherens"; nur mit jener Lesart ist der Vers richtig zu betonen.

„Der Rosenstock" (S. 373): Heilborn zerlegt das kleine Gedicht in 6 + 3 + 3 Verse, während es deutlich in zwei Sechszeiler zerfällt. Vers 12: lies „Zefyr" für „Zephyr".

„An Jeannette" (S. 373 f.), Vers 1: lies „Nimm meine Bücher, meine kleinen Reime" statt „meine kleine Kleine". „Reime" reimt auf „Träume"; „Kleine" doch wohl nicht. Das Gedicht ist bei Hoffmann von Fallersleben schon richtiger abgedruckt!

Ebenso druckt Hoffmann das Gedicht „Mein Wunsch" (S. 374) richtig ohne Absätze, während Heilborn es in drei Vierzeiler zerlegt.

„Der Wettstreit" (S. 374), Vers 4: lies „Ich aber, ich zählete immer" statt „Ich aber zählete immer". Das Gedicht hat durchaus im 2. Fuß zweisilbige Senkung.

„Der gefundne Schaz" (S. 374—377), Vers 5: „Ehgestern, da saß ich bey moosigen Trümmern"; Heilborn läßt das „ich" aus und macht den Satz sinnlos. Vers 68: lies „denn" für „dann". Vers 87: lies „Recht" für „Rechte".

„An meine Mutter" II (S. 389), Vers 19: lies „Auf unsern [oder: unsren"] lumpigen Planeten" statt „unserm".

„An den Herrn-Rector Jani" (S. 390), Vers 8: lies „saßen sie dort in den Hayn" statt „dem Hayn".

„Epilog auf der Weißenfelser Bühne" (S. 396 f.), Vers 18: lies „zu unsren Spielen kamt" statt „unsre".

Heilborn hat die Schleusen etwas weit aufgetan und uns mit einem Schwall mäßiger Jugendprodukte überschwemmt. Wenn ich auch nicht die

naive Zuversicht besitze, mit der Franz Blei („Die Gedichte des Novalis", Reclams Universalbibliothek Nr. 3831 S. 105) einzelne der von Bülow veröffentlichten Jugendgedichte dem Bruder Karl von Hardenberg zuschreibt: so möchte ich doch sagen, weniger wäre hier mehr gewesen. Allerdings hat auch Heilborn ausgewählt. S. 464—475 gibt er ein 187 Nummern umfassendes Verzeichnis von Manuskripten der Jugendgedichte, das lehrt, wieviel er unter die Bank geworfen hat. Dieser Katalog nennt neben mehreren der bekannten eine lange Reihe, von Heilborn nur durch Schlagworte charakterisierter Gedichte und Gedichtsentwürfe. Leider ist er sehr obenhin gearbeitet, ein Prinzip in dem Nacheinander nicht zu erkennen: Zusammengehöriges, etwa verschiedene Fassungen eines Gedichtes, ist getrennt und nur durch spärliche Verweise zusammengehalten. Unter Nr. 27 heißt es „1 Blatt Folio. ‚Agathon und Psyche' (Fragment). (Burleske Mythologie, in Bürgers Manier)", und Nr. 172 „1 Blatt Folio. ‚Agathon und Psyche'. 2 Anfänge eines Gedichts in Wielands Art." Oder: unter Nr. 100 „1 Blatt großquart. ‚Richard und Blondel', Gedichtanfang" und unter Nr. 177 „6 Blatt Folio. ‚Richard und Blondel'. Fragment." Warum ist da ein Zusammenhang nicht hergestellt, warum sind nicht einfach die beiden Nummern da wie dort nacheinander angeführt? An sich gibt indes eben dieses Verzeichnis einen unzweideutigen Beweis für die engen Bande, die Novalis mit dem 18. Jahrhundert verketten. Wieland spielt eine wichtige Rolle: Zu Nr. 6 zitiert Heilborn aus einem Gedichte „An die Grazien": „Ihr wart bis jetzt vorzüglich den Franzosen — Nur hold, taub Teutonidens Flehn — Doch Wieland kränzte euch mit Deutschlands jungen Rosen — Und ihr erhörtet den." Nr. 51 „1 Blatt Folio. ‚Idris'. — ‚Kühn greife ich zu deinem Pinsel hin / O! Wieland, eine Gemählde zu vollenden, / Den Laune dir und etwas Eigensinn / Entwand aus deinen Meisterhänden.' (Verschiedene Anfänge)."; also ein Versuch Wielands, fragmentarische Dichtung fortzusetzen! Nr. 94 „‚An Wieland' Gedichtanfang". Nr. 105 „1 Blatt Folio. ‚Stanzen'. Fragmentarisches (Wieland nachempfunden)". Nr. 123 „2 Blatt Folio. ‚Lenore und der Schwabe'. Gedicht in Knittelversen. (Frivole Liebesabentheuer in Wielands Art", vgl. Nr. 173. Nr. 131 „2 Blatt Folio. Anfangsverse eines romantisch-epischen Gedichts in Wielands Art". Nr. 154 „‚An Louise Fischer' (darin: Preis Wielands). Fragment". Weniger stark tritt Klopstock hervor, der auch angesungen wird (Nr. 58) und dem Novalis Oden nachdichtet (Nr. 5. 32. 38. 163), ja im Epos nachzutrachten sucht (Nr. 12: „Die Geburt Jesu. Ein episches Gedicht"). Anakreontisches, Horazianisches, Schäferdichtung (oder vielleicht besser Landschafts- und Jahreszeitendichtung in der Art Ch. E. Kleists Nr. 30. 120), Nachbildung Rosts (Nr. 64) oder von Tyrtäus Gleim (Nr. 74), travestierte Mythologie, Bürgerisch Stilisiertes (Nr. 19. 27. 141), endlich Gedichte an Ossian (Nr. 71) und Hölty (Nr. 125). — Alles bezeugt

enge Beziehungen zu den Dichtern des „sogenannten goldenen Zeitalters“ der deutschen Literatur. Im gleichen Fahrwasser bleibt Novalis mit seinen Gedichten an Josef II. (Nr. 5. 32. 58) und an Friedrich den Großen (Nr. 5. 124).

Wie gesagt, ist dieses Verzeichnis ebenso wie das folgende zweite („Prosaische Jugendarbeiten wissenschaftlichen Charakters“ S. 475 f.), dritte („Prosaische Jugendarbeiten, Fabeln, Entwürfe und andere“ S. 476 ff.), vierte („Dramatische Entwürfe“ S. 478 ff.) und fünfte („Uebersetzungen“ S. 480 f.), so unzuverlässig gemacht, daß ein Geschulterer bei erneuter Durchsicht der Manuskripte wohl das und jenes als Eigentum anderer und als Abschrift erkennen dürfte. Wie vorsichtig man mit Hardenbergs Aufzeichnungen zu sein hat, erhärtet Nr. 12 der „dramatischen Entwürfe“, ein Berliner Manuskript: „Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Friedrich von Hardenberg“; das Folioblatt enthält nichts als eine wörtliche Abschrift des Personenverzeichnisses und der Eingangsverse von Lessings Drama. Man erkläre mir den Witz dieser Mystifikation! Im dritten Verzeichnis unter Nr. 5 erscheint ein „Bliomberis. Ein Artusroman (Mannigfache Verwicklungen und Abentheuer; nach Oberons Vorbild)“; schon Fr. Schultz (Literarisches Echo 3, 1111) vermutet und wohl mit Recht, daß da einfach Alxingers Dichtung vorliege.

Erscheinen doch auch — nach Heilborns eigener Bemerkung — im ersten Verzeichnis unter Nr. 166 „Gedichte von Blumauer“. Und das ebenda Nr. 6 und 149 genannte Gedicht „An den Dellius“ ist wohl nichts anderes als eine Übersetzung von Horazens „Aequam memento rebus in arduis Servare mentem“ (Carm. II, 3); fügt ja Heilborn selbst erläuternd hinzu: „Vergänglichkeit des Lebens“, eben die Betrachtung, die Horaz an Dellius adressiert. Ähnliche Fragen wären noch da und dort zu stellen. Unter den dramatischen Entwürfen erscheint (Nr. 6) „Egeria. Ein Nachspiel in einem Aufzuge. Nach Saintfoix von Stellow“. Auch dieser Titel verlangt von dem Herausgeber seine bibliographische Deutung.

Ebenda (Nr. 6) findet sich ein „Franz von Sikkingen“; ist er Original oder steht er zu dem gleichnamigen Drama des pfälzischen Anonymus (Klein?) von 1783 in irgendwelcher Beziehung? Nr. 7 „Kunz von Kauffungen“ ist von Heilborn S. 402 ff. abgedruckt worden, merkwürdigerweise als „Kunz von Stauffungen“ (dieselbe Namensform im Inhaltsverzeichnis S. XVI und im Apparat S. 464). Handelt es sich um den sächsischen Prinzenräuber oder nicht?

Man sieht: wo ich hingreife, Unrichtigkeiten oder wenigstens mangelhafte Auskunft. Ich kann auch nicht finden, daß Heilborn die nicht abgedruckten Gedichte glücklich charakterisiert. In den Berliner Manuskripten finden sich zwei, von Heilborn nicht aufgenommene Gedichte: „Bey dem

Falckenstein einem alten Ritterschloß am Harz" (Nr. 182) und „Armenmitleid" (Nr. 183). Ich finde beide (das erste wird wohl von Heilborn irrtümlich als Fragment gefaßt) mindestens so interessant, als manches der abgedruckten; Ruinenromantik und soziale Frage sind sonst nicht in Hardenbergs Jugenddichtung vertreten:

**Bey dem Falckenstein einem alten Ritterschloß am Harz.**

Geist der Vorzeit, der mich mit süßen Bildern erfüllte,
Wenn ich Sagen las von hehren, silbernen Zeiten,
Wo voll höheren Sinn Thuiskons Enkel begeistert
Lauschten der Stimme des Vaterlandes, die herrlichem Tode
Sie entgegenriß von unsterblichen Lorbern umschattet,
Höre den Jüngling, der dich mit flammender Wange und Stirne
Ruft, daß du mit Begeistrung, der hohen, entzückenden Göttin,
Auf den Flügeln des Wests von heiligen Schauern umringet
Her zu mir fleuchst, daß Eichen und himmelanstrebende Klippen
Beben, und wie der Unsterblichen Eine die Seele sich aufschwingt
Mit den Flügeln des Schwans, im Schwung wie ein Läufer des Eises,
Zu der Versammlung der Väter, der Greiße mit schneeigen Haupthaar
Und mit langer Erfahrung getränckt, wie mit himmlischen Trancke,
Fröhliger würd ich alsdann zurück zur Erde mich schwingen
Wenn ich die Greise gesehen, die in diesen Trümmern gehauset.

**Armenmitleid.**

Sag an, mein Mund, warum gab dir zum Sange
Gott Dichtergeist und süßen Wolklang zu,
Ja warlich auch, daß du im hohen Drange
Den Reichen riefst aus träger, stumpfer Ruh.

Denn kann nicht Sang vom Herzen himmlisch rühren,
Hat er nicht oft vom Lasterschlaf erweckt;
Kann er die Herzen nicht am Leitband führen,
Wenn er sie aus der Dumpfheit aufgeschreckt.

Wolauf; hört mich ihr schwelgerischen Reichen,
Hört mich doch mehr noch euren innren Ruf,
Schaut um Euch her, seht Arme hülflos schleichen,
Und fühlt, daß euch ein Vater nur erschuf.

Den Abschluß des ersten Bandes bilden, nach Handschriften zum erstenmale gedruckt, das schon erwähnte Fragment „Kunz von Stauffungen", dann vier prosaische Stücke: „Monolog" (S. 414; nicht zu verwechseln mit dem „Monolog" S. 261 f.), „Urtöne meiner Empfindung" (S. 415), „Fabeln" (Der Philosoph. Das Pferd. S. 416) und „Reisejournal" (S. 417—435; wohl von Jena in den Harz). Nicht aufgenommen sind — soviel ich sehe — in diesen Band die „Distichen" (Bülow 3, 109); ferner hat Heilborn wahrscheinlich mit Absicht das Gedicht „An meine sterbende Schwester" (ebenda S. 91) weggelassen, das von Busse (S. 114) nur mit einem Fragezeichen Novalis zugeschrieben und von den neueren Herausgebern (Meißner, Blei) gestrichen worden ist.

Von dem ersten Bande endlich Abschied nehmend, kann ich nur noch betonen, wie schwer jegliche nachprüfende Arbeit durch die ungenaue Zitierweise Heilborns wird. Daß man nicht nur die Band-, sondern auch die Seitenzahl zu nennen hat, scheint der Herausgeber nicht zu wissen. Zu wünschen bleibt, daß auch bei den nach Handschriften abgedruckten Stücken die früheren Drucke genau verzeichnet worden wären.

Den zweiten Band gedenke ich nicht gleich ausführlich zu behandeln. Er ruht in weit ausgiebigerer Weise auf den Handschriften des Nachlasses, und viel weniger kommen Berliner Manuskripte in Betracht. Eine Nachprüfung ist mir also fast unmöglich gemacht; allerdings bezeugt sie an der einzigen Stelle, da sie stattfinden kann, neuerdings die absolute Unfähigkeit des Herausgebers.

Der zweite Band ist durchaus den aphoristischen „Fragmenten" gewidmet. Vom „Blüthenstaub" war schon oben die Rede. „Glauben und Liebe, oder der König und die Königin" (S. 35—52) und die „Christenheit oder Europa" (S. 399—420) mußten, da Handschriften fehlen, nach den ersten Drucken (der zweite Aufsatz mit Zweifeln an der Vertrauenswürdigkeit des Herausgebers Fr. Schlegel: S. 679; vgl. jetzt Minor a. a. O., S. 108 f.) wiedergegeben werden. Die Hauptmasse des Bandes zerfällt aber in drei Gruppen, die durchaus nach Handschriften mitgeteilt sind: 1. Fragmente (S. 53—398), 2. „Materialien zur Encyclopädie" (S. 421—586) und 3. „Aus philosophischen Studienheften" (S. 587—648). Die erste Gruppe will in einer nach Kräften versuchten chronologischen Reihenfolge die Aphorismen vollständig wiedergeben, die zweite, was von dem „encyklopädischen Werk", das Novalis plante (vgl. Anzeiger S. 244 248), zustande gekommen ist, die dritte besteht im wesentlichen aus Exzerpten. Als „Nachlese" ist (S. 649—660) zusammengestellt, was von Schlegel, Tieck und Bülow in den „Fragmenten" der Reimerschen Ausgabe abgedruckt worden ist, in den Handschriften aber nicht zu finden war.

Auch hier folgt ein Verzeichnis der in den Text nicht aufgenommenen Manuskripte (S. 682—694; dann von „Salinenschriften" S. 695—698) mit schlagwortartiger Charakteristik ihres Inhalts und Zitaten wichtigerer Sätze. Ich will hier nicht die Frage erwägen, ob manches, das Heilborn in dieses Verzeichnis verweist, nicht ebensogut im Texte, manches dem Texte Einverleibte nicht ebensogut in dem Verzeichnisse hätte Platz finden können. Gewiß gelten hier, wie für die Jugenddichtungen des 1. Bandes die Worte von F. Schultz (a. a. O., S. 1111): „Sollte nicht manches Blatt, das Heilborn hier auf Novalis eigene Rechnung setzt, vielmehr nur Abschrift oder Exzerpt des viellesenden und exzerpierenden, aufheberisch veranlagten Studenten und jungen Beamten sein?" Einen sehr starken Fehlgriff Heilborns kann ich hier aufdecken. Ganz zu anfang (S. 65 ff.) druckt er ein Berliner Blatt ab, in dem er Fragmente Hardenbergs vermutet. Tatsächlich enthält es Exzerpte aus Hemsterhuis

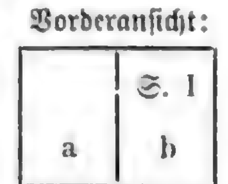
und gehört also zu den „Hemsterhuis-Studien" der dritten Gruppe (S. 636—648).

Ich muß die Geduld des Lesers hier gründlich mißbrauchen. Allein der Fall beweist so schlagend, wie völlig unzugänglich Heilborns Arbeitsweise ist, daß ich des längeren bei ihm verweile.

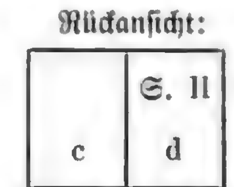
Mitten in dem von Heilborn abgedruckten Stücke steht groß und breit als Überschrift eines Absatzes: „Sur l'homme et ses rapports". Hätte Heilborn jemals eine Ausgabe von Hemsterhuis' Schriften in die Hand genommen, ihm müßte bekannt gewesen sein, daß dies der Titel eines Hemsterhuisschen Aufsatzes ist. Wäre er dieser Spur nachgegangen, er hätte den Tatbestand erkannt, daß diese „Fragmente" nicht Original sind. Obendrein aber druckt er die Handschrift in falscher Anordnung ab. Sie umfaßt ein Blatt Folio, das in der Mitte gefaltet, vier Spalten aufweist. Zum Teil ist sie von Bülow (3, 234 ff.) wiedergegeben. Heilborn ist mit Bülows Abdruck nicht einverstanden: „Die früheren Herausgeber haben das, was ich für den Anfang des Manuskripts ansehe, für das Ende desselben gehalten. . . . Ich muß es dahin gestellt sein lassen, welche Ansicht die richtige ist." Gewiß nicht die Heilborns.

Ich nehme das Folioblatt, das auf jeder Seite zweispaltig beschrieben ist, und beziffere die beiden Seiten mit I und II, die beiden Spalten der Seite I mit a und b, die der Seite II mit c und d.

Vorderansicht:




Rückansicht:




Kein äußeres Zeichen verrät mir, ob das Blatt mit Spalte a oder mit Spalte c beginnt. Ich sehe nach, ob das Ende von b sich auf c fortsetzt. Es ist der Fall. Allein auch von d zu a geht es anstandslos weiter. Wie löst sich das Rätsel? Höchst einfach. Ich falte das Folioblatt zusammen; die vier Spalten verwandeln sich in vier Seiten 1—4.

Vorderansicht: S. 1 b

Innenansicht: S. 2 c | S. 3 d

Rückansicht: S. 4 a

Jetzt entspricht die ursprüngliche Spalte b der Seite 1, c der Seite 2, d der Seite 3, a der Seite 4. Selbstverständlich kann man jetzt anstandslos von b zu c (das heißt, von S. 1 zu S. 2), von d zu a (von S. 3 zu S. 4) weiterlesen.

In solche Reihenfolge gebracht, ergibt das Berliner Manuskript Exzerpte aus Hemsterhuis' „Lettre sur les désirs" und aus dem Auf-

satze „Sur l'homme et ses rapports". Zwischen beiden steht eine längere originale Auseinandersetzung Hardenbergs.

Um den ganzen Tatbestand unwiderleglich festzustellen, gebe ich im folgenden das in richtige Ordnung gebrachte Manuskript wieder und setze die entsprechenden Stellen aus Hemsterhuis' Aufsätzen hinzu. So gewinne ich nicht nur ein Beweismittel; gleichzeitig offenbart sich auch, wie Hardenberg seinen Lieblingsautor exzerpiert:

Das Blatt beginnt mit Exzerpten aus Hemsterhuis' „Lettre sur les désirs" (OEuvres philosophiques. Paris 1809. 1, 63—90).

| Novalis (2, 65 f.). | Hemsterhuis. |
|---|---|
| Die Kraft der Trägheit, die die anziehende Kr hemmt, ist der Überschuß der leitenden Kraft über das Gleichgewicht der Attractions, oder Zeugungskräfte des Weltalls — Dieser Überschuß ist die Basis der Moralität und Tugend. | p. 74.[1]) Cette inertie fait plus que contre-balancer les forces attractives de l'univers sensible: car c'est le surplus de sa force par-dessus celle de cette attraction qui constitue le principe générativ de l'univers; c'est le surplus de la force de la faculté directrice dans l'âme par dessus celle de sa force attractive, qui constitue les êtres moraux, la morale et la vertu. [Vgl. oben im Text: „Cette divine faculté est la base de toute morale"]. |
| Der Mensch giebt sich unaufhörlich Mühe alles, was ihn umgiebt, und was sich ihm nähert — sich zu appropriiren — d. ist sich homogen zu machen — daß er sich leichter damit verbinden könne — ???? [Natürlich bezeugten diese, von Heilborn auf eines reduzierten vier Fragezeichen, daß Novalis dem Satze Hemsterhuis' nicht ganz zustimmen konnte.] | p. 71. Je crois qu'il est assez évident, par ce que je viens de dire, que le désir de l'âme est une tendance vers l'union parfaite et intime avec l'essence de l'objet désiré; et ensuite, que l'âme tend proprement vers l'union parfaite et intime avec tout ce qui est hors d'elle. [Hauptsatz und eigentliches Ziel der Abhandlung]. |
| Staat ist eine besondre Verbindung mehrerer Menschen in dem großen Staate, den die Menschheit für sich selbst schon ausmacht. | p. 81.[1]) On entend pas ici *la société* qui dérive de la faculté sociale de l'homme, c'est-à-dire, de cette force attractive qui le mène naturellement vers ce qui lui est le plus homogène, en quelque façon; mais on entend ici une société particulière, un état politique, une modification particulière d'une partie de la société générale. |
| Das Point d'honneur des alten Rittergeistes hat zuerst jene lächerliche Förmlichkeit zwischen Menschen eingeführt — Etikette ist der Tod aller freyen Humanitaet — eine Mischung asiatischer Sklavenkleinlichkeit und Despotenhochmuth — mit kristlicher Demuth. | p. 83. De notre ancienne chevalerie naquit le point d'honneur, qui donna le jour à une espèce de cérémonial d'homme à homme; monstre singulier, composé bizarre du faste asiatique et de l'esprit d'humilité chrétienne. |

Alle Zersetzung in Individuen hat eine gemeinschaftliche Existenz von Theilen zur Folge — Alle Gemeinschaft ist Quelle von Verhältnissen — mithin von unveränderlichen Gesetzen.

p. 86. ... de la division du tout en individus suit nécessairement une coëxistence de parties; et toute coëxistence est nécessairement la source de rapports, et par conséquent de lois inaltérables. —

p. 88. Remarque générale [am Schlusse der Lettre sur les désirs angefügt, faßt auch die Resultate der vorhergehenden Lettre sur la sculpture zusammen]. Voici tout le raisonnement en raccourci.

Jedes Object — als Reitz eines Organs, besteht aus Gliedern.

Tout objet visible, sonore, etc., dont l'âme peut se faire une idée par le moyen des organes, est supposé un total composé de parties.

Der Eindruck des Objects auf die Seele ist die Wirckung einer Thätigkeit des Objects in Bezug auf die Seele.

L'affection que l'âme a d'un objet quelconque, est l'effet de l'objet sur l'âme.

Diese Handlung zerfällt, wie Handl. überhaupt, in Innigkeit und Dauer.

Cette action se décompose, comme toute action, en intensité et en durée.

Die Innigkeit wird durch die Menge der Glieder gemeßen, die auf die Seele wircken. Die Dauer durch die Zeit, die das Organ nöthig hat, um für die Seele eine lebendige Anschauung vom Ganzen oder der Substanz des Objects hervorzubringen, insoweit sie dem Organ analog ist.

L'intensité est mesurée par la quantité des parties de l'objet qui peuvent affecter l'âme.

La durée est mesurée par le temps que l'organe emploie à donner à l'âme l'idée du total de l'objet, ou de la modification de cet objet, en tant qu'elle est analogue à la construction de l'organe.

So wirckt von zwey gleich innigen Objecten dasjenige, was am leichtesten zu durchlaufen ist, am schnellsten sich einprägt — vorzüglich.

Ainsi, de deux objets dont les intensités seroient égales, l'action la plus forte sera produite par l'objet dont l'organe pourra rendre l'idée à l'âme dans le plus petit espace de temps.

Es schließt sich diesen Exzerpten an, was Novalis aus dem Aufsatze „Sur l'homme et ses rapports" (OEuvres phil. 1, 131—264) notiert hat. Er beginnt, nachdem er den Titel des Aufsatzes übergeschrieben: „Einleitung. Von mir." Heilborn hat dieses „Von mir" unterdrückt; wollte er sich selbst dieses Zeugnis, daß eben nur die „Einleitung" von Novalis, der Rest fremdes Gut sei, aus dem Auge schaffen? Uns durfte er es nicht unterschlagen. S. 66, Zeile 5 von unten bis S. 67, Zeile 15 ist Hardenbergs Eigentum. (Ich unterlasse es, die von Heilborn beseitigten Gedankenstriche und Sperrungen einzelner Worte zu notieren.) Dann geht es weiter.

Novalis (S. 67).

Jede Affection schreibt der Mensch einer andern Affection zu, sobald er zu

Hemsterhuis.

p. 136. Un être qui a la faculté de sentir, ne sauroit avoir une sen-

denken anfängt. (Jeder Gedanke ist in Rücksicht auf seinen Grund — ein Philosophem. Denn dies heißt einen Gedanken im Großen betrachten — in seinem Verhältniß zum Ganzen, von dem er ein Glied ist.)

So überträgt er den Begrif von Ursache, den er zu jeder Wirckung hinzudenken muß, zum Behuf einer Erklärung auf ein außer ihm befindliches Wesen — ohnerachtet er sich in einer andern Rücksicht zu der Ueberzeugung gezwungen fühlt, daß nur er selbst sich afficire — diese Ueberzeugung bleibt aber trotz ihrer Evidenz auf einem höhern Standpunct auf einem niederern, i. e. für den bloßen Verstand unbegreiflich — und der Philosoph sieht sich daher, mit voller Besonnenheit, eingeschränckt urtheilen. Auf dem Standpunct des bloßen Urtheilens giebt es also ein Nicht-ich. Der geheimnißvolle Reitz für die Urtheilskraft zu erklären was auf diesem Weg ewig unerklärbar ist, bleibt also trotz der Uebersicht des Philosophen, (S. 670) und muß, damit die Intelligenz bleibe, in alle Ewigkeit so bleiben. —

Passiv fühlt sich demnach der Mensch auf der Stufe des bloßen Urtheilens.

Begreifen werden wir uns also nie ganz; aber wir werden und können uns selbst weit mehr als begreifen. [Vgl. „Blüthenstaub“ Nr. 6.]

(S. 65.) II. Man kann die Zeichen als Mittel der Errinnerung und als Mittel der Mittheilung betrachten. (Im Grunde Eins).

Mittelst der Zeichen hat der Mensch die Gegenstände in seiner Gewalt — Er kann einen entfernten Gegenstand neben einen gegenwärtigen im Vorstell. V[ermögen] bringen und so eine Coexistenz — imaginative hervorbringen — auch leicht das Mannichfaltige wircklich vermischen — und nach Einer Idee assimiliren.

sation d'une autre substance, que par le moyen des idées, ou des images, qui naissent des rapports qui se trouvent entre cette substance et entre cet être ...

p. 137. Cet être, en recevant l'idée d'un objet, se sent passif; car il ne peut cesser d'avoir l'idée, si la modification de l'objet et celle des organes reste la même.

Il se sent passif, et par conséquent il sent qu'il y a un objet, ou une cause de l'idée, hors de lui ...

L'objet existe donc réellement hors de lui; mais comme l'idée est le résultat des rapports entre l'objet et la modification des organes, il en conclut, que parmi toutes les manières d'être de cet objet, se trouve aussi la manière d'être dont il a la sensation par l'idée; c'est-a-dire, que cet objet, vis-à-vis de lui et de ses organes, existe réellement tel qu'il lui paroit; ce qui détermine le fonds qu'on peut faire sur les idées primitives que nous recevons par l'organe.

Je vous prie d'avoir toujours cette réflexion devant les yeux, puisque c'est elle seule qui nous donne le droit, pour ainsi dire, d'aspirer à la connoissance de la vérité.

p. 138. ... par conséquent, j'ai considéré les signes uniquement comme des instrumens pour rappeler les idées, et nullement comme des moyens pour communiquer les idées d'un être à l'autre.

p. 140. Ainsi, pour qu'un être, qui a la faculté de recevoir des idées, pense, raisonne ou projette, il faut qu'il ait des signes qui ne soient pas les objets, mais qui répondent aux objets, et dont il soit parfaitement maître.

Cet être peut se procurer, de mille manières differentes, des signes qui lui rappellent ses idées. Il n'a qu'a faire coëxister avec l'idée ... quelque chose qui dépende de sa velléité, ... une certaine modification de choses hors de lui, et qui se trouvent directement sous l'empire de

ses organes: et pourvu que chaque signe réponde toujours à la même idée, il aura le pouvoir de faire coëxister en apparence plusieurs objets . . .

p. 141. . . . l'être qui joint à la faculté intuitive, celle de pouvoir se rappeler ses idées par le moyen des signes, peut faire agir cette faculté sur autant d'objets à-la-fois qu'il pourra faire coëxister, en quelque façon, en apparence par le moyen des idées.

Hemsterhuis nennt das combinirende Anschauungsvermögen, was auf Zeichen, statt der Objecte, geht und sie coordinirt, Vernunft.

C'est cette faculté intuitive qu'on appelle raison, et son application aux idées, raisonnement.

Eine Intelligenz ist um so vollkommner, je mehr coexistirende Ideen sie überschauen kann.

Ce qui constitue le degré de perfection dans les intelligences, c'est la quantité plus ou moins grande d'idées coëxistantes que ces intelligences pourront offrir et soumettre à leur faculté intuitive.

Die vollkommenste Intelligenz würde eine gänzliche Coexistenz mehrerer oder aller Ideen hervorbringen können — die relativ Vollkommenen nähern sich dieser vollkommenen Coexistenz mehr oder minder; sie sind nur mehr oder minder geschwind im successiven Überblick.

L'intelligence qui seroit absolument parfaite, pourroit, dans toute la force du terme, faire coëxister plusieurs idées; ainsi, de deux intelligences, la plus parfaite sera celle qui portera plusieurs idées le plus près de la coëxistence absolue.

Leider nur in diesem einzigen Falle gestatten die mir zugänglichen Manuskripte eine uneingeschränkte Nachprüfung der im 2. Bande von Heilborn mitgeteilten Fragmentenmassen. Diese Nachprüfung stellt dem Herausgeber ein so trauriges Zeugnis aus, daß ich wohl annehmen darf, er werde, wo ich ihn nicht kontrollieren kann, kaum zuverlässiger arbeiten. So glaube ich denn nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte: es war ein Unheil für Novalis, für uns und für Heilborn, daß er sich überhaupt jemals mit der Absicht befreunden konnte, Novalis zu edieren. —

Unvergleichlich günstiger als die Ausgabe präsentiert sich die Biographie Hardenbergs. Mit staunenswerter Geschicklichkeit verhüllt Heilborn hier die Flüchtigkeit seiner Vorstudien. Wünschenswert wäre allerdings gewesen, daß der erste Herausgeber des bisher unbekannten Materials in scharfumrissenen Zügen den Zuwachs festgestellt hätte, den unsere Kenntnis des Dichters aus diesem neuen Materiale gewonnen hat. Solch peinliche Genauigkeit, die natürlich schon der Ausgabe selbst zugute hätte kommen müssen, war von Heilborn nicht zu gewärtigen; er will nicht eine Studie, sondern eine Darstellung geben. So greift er denn kühn hinein in die von ihm eröffnete Welt; und wirklich glückt ihm,

dem Bilde des Dichters einige neue charakteristische Züge zu leihen. Aus den fast 1200 Seiten seiner schlechten Edition, dann aus weiteren, da nicht verwerteten Papieren des Nachlasses holt er mit anerkennenswertem Findertalent, was ihm und was uns dient. Der Feuilletonist schneidet aus einem mühsamen und wertvollem Gewebe nach rascher Wahl die kostbarsten und wirksamsten Stellen heraus, verbindet sie nach seinem Gutdünken zu einem Effektstück und überläßt andern, sich mit dem noch immer wertvollen, aber doch entwerteten Reste abzuquälen, den er unter den Tisch wirft. Noch nie habe ich von Heilborns feuilletonistischer Begabung einen so starken Eindruck gewonnen. Diese Biographie des Novalis mit ihrem kapriziösen, aber im ganzen fesselnden und leichten Stile wird auf lange für geistvoller gelten, als ältere Arbeiten, die an kargeres Material mehr Geist und vor allem mehr Fleiß gewandt haben; und sie wird künftige Studien überstrahlen, die, gewissenhafter und methotischer gearbeitet, aufmerksamer beschauen werden, was Heilborn rasch beguckt und flink abzeichnet.

Heilborn verfolgt zunächst mit guter Belesenheit das Verhältnis der Dichter des 19. Jahrhunderts zu Novalis. Mit Friedrich Schlegel setzt er ein und geht bis Maeterlinck. England und Frankreich bleiben unvergessen. Viel stärkere Nachwirkung kann er nachweisen, als etwa Just Bings sonst so treffliches Buch „Novalis. (Friederich von Hardenberg)". (Hamburg und Leipzig 1893, S. 165). Im Gegensatz zu Bing läßt sich Heilborn den Hinweis auf das Neuerstehen der Romantik nicht entgehen: „Man weiß, wie in Deutschland die Sehnsucht nach der Welt des Novalis wieder wach geworden" (S. 18).

Die Kindheit Hardenbergs zu schildern, gibt Heilborn zunächst ein stimmungsvolles Bild der Geburtsstätte, des Schlosses Ober-Wiederstedt. Er verwertet die von ihm im Nachlasse aufgefundenen Fragmente von Übersetzungen aus Homer, Horaz u. s. w., um den günstigen Einfluß des Eislebner Gymnasialrektors Jani zu illustrieren; ebenso das Widmungsgedicht Hardenbergs an Jani, das er seiner Ausgabe einverleibt hat. Im ganzen muß er sich auf den Wegen seiner Vorgänger hier halten; höchstens wagt er einmal — bei Gelegenheit der Jugendbriefe Hardenbergs an seine Mutter — das scharfe Aperçu: „Auch der Entwicklungsgang dieses Mystikers führte über die breite Chaussee moralisierender Platituden" (S. 27).

Weiter und selbständiger greift das dritte Kapitel aus, das in kräftigen, vielleicht etwas zu harten Strichen, aber doch scharfen Blickes die deutsche Jugend von 1790 uns vorstellt mit ihren mehr oder minder entwickelten Roquairol- und William Lovellzügen — das Milieu, in dem Hardenberg und Fr. Schlegel sich finden. Nicht aber nach Leipzig, wo beide Freunde am Leben fast scheitern, sondern nach Wittenberg verlegt Heilborn (S. 47) das Erwachen des Romantikers, in das Jahr 1794.

Und jetzt wirft er einen flüchtigen Blick auf die bisherige Dichtung, die den jungen Hardenberg zum mäßigen Nachahmer der Göttinger stemple. Er singt „von Gotter und Bürger geliehene Freuden". Wenn hier (S. 51) Heilborn von Hardenbergs Verhältnis zu Bürger spricht und meint, er habe zwar unter Schillers Einfluß die alte Liebe abgeschworen, mit Friedrich Schlegel aber wohl den niedergerissenen Altar wieder aufgebaut, so liegt in der letzten Behauptung ein Versehen. Von Leipzig aus bekämpft Friedrich brieflich Wilhelms Vorliebe für Bürger; unzweideutig entscheidet er sich für Schiller und gegen den Sänger der „Lenore". — Am Schlusse des Kapitels fällt ein prüfender Blick auf das Harztagebuch (1, 417 ff.).

Im 4. Kapitel bringt Heilborn überraschende Nachrichten aus ungedrucktem Material; und er weiß sie wirkungsvoll zu inszenieren. Sophie von Kühn, Hardenbergs Sakontala, offenbart sich dem Nüchternen, Kühlen und wenig zu großer Linienführung Geneigten als Ärmste im Geiste, ihre Familie als eine banale Gesellschaft, die ihr Zötchen liebt, voll „satter Fröhlichkeit, bei der sie gefroren hätten, hätten sie nur irgend welches geistige Leben gekannt". Söfchen schreibt dem Geliebten mit Krähenfüßen und einer unmöglichen Orthographie Sätze wie den: „Husten und Schnuden habe ich aber offenes Leibes bin ich doch noch auch denke ich wenn es mir einfällt an Sie." . . . Heilborn glaubt annehmen zu dürfen, daß Hardenberg sich da ein Luftschloß von Illusionen errichtet, daß dieses Luftschloß früh zusammenbricht, und daß erst der Kranken glückte, was die Gesunde nicht vermochte: ihn zu fesseln. Mit Jean Pauls Liane stellt er hier (S. 68), wie später (S. 99) die Kranke zusammen, die in Jena an ihrem Krankenlager als „menschlich schöner Fall" von Goethe aufgesucht ward. Die Poesie der Krankheit war dem ausgehenden 18. Jahrhundert geläufig; so glaubt Heilborn den seelischen Vorgang in Novalis zu deuten.

Sicher wird Sophie von Kühn ihre Verteidiger finden; und Heilborn selbst leiht diesen die Waffe, wenn er (S. 67) die Wirkung hervorhebt, die Karl von Hardenberg von Sophie und den Ihrigen erfuhr: „Kurios ist es, wenn man die Grüninger Mädchensorte gesehen hat, daß einem alsdann sowenig, so blutwenig Mädchen noch interessant vorkommen;" oder wenn er später die Worte anführt, die Hardenberg selbst der Toten ins Grab nachrief (S. 101). Insbesondere aber wird man sich fragen, ob das Überraschende seiner Mitteilungen in der Illusion begründet ist, der Hardenberg verfiel oder in der Tatsache, daß wir selbst zuviel von Sophie zu erwarten uns gewöhnt haben. Man braucht nicht illusionsfähiger Dichter zu sein, um eine Vierzehnjährige auf das Piedestal zu heben, auf dem Sophie bisher stand. Gesundes Empfinden mag ja da nicht vorliegen; und Phantasie muß das Ihrige hinzutun. Dennoch mein' ich, wär' es falsch, nach den unorthographischen Kindlichkeiten ihrer Briefe zu ermessen, was Sophie dem jungen Dichter war.

Eher wird man Heilborn zustimmen, wenn er nach Sophiens Tode Hardenberg nach dem Schmerze „ringen" läßt; „Er suchte den Schmerz, und der entzog sich ihm. Ein neuer Tantalus wollte er sich in die Fluten des Schmerzes werfen, und sie versiegten unter ihm. Die kleinen Bedürfnisse des Tages, das elende körperliche Lustgefühl erwiesen sich stärker als die hehren Leidenschaften, die es vernichten sollten" (S. 99 f.). Wir stehen an der interessantesten Stelle des Buches. In ganz anderem Sinne als das bisher geschah, erklärt Heilborn, wie aus Sophiens Tod Hardenbergs Dichten geboren ist. Zu Hülfe kommt ihm das Tagebuch in seiner vollständigen Form, eben die Sätze, die pietätvolle Idealisierung früher unterschlug. Die ersehnte Selbstvernichtung hat Novalis wirklich zustande gebracht. Aber auf Umwegen! Unabweisbar regt sich in ihm die Lüsternheit; immer wieder klagt sein Tagebuch über solche Stimmungen. Hand in Hand zerrütten Schwindsuchtsanlage und geheime Begehrlichkeit seine Gesundheit. Und so gelangt er auf den typischen Weg fast aller Mystiker. „Denn von jeher," sagt Heilborn, „auch bei den alten frommen deutschen Theosophen, war alles sinnende Ahnen, alles Selbstvernichtungslüsterne Tod- und Jenseitssuchen mit Sinnlichkeitsüberreizung und sinnlichen Phantasieausschweifungen verwachsen." — Längst wissen wir, daß Novalis wie Zacharias Werner für Wollust und für Tod schwärmt; jetzt zuerst gibt Heilborn aus den von ihm aufgedeckten Stellen des Tagebuchs die Erklärung des Phänomens. Die Lüsternheit, die Z. Werner angeboren war, holt sich Novalis aus seinem Ringen um den Schmerz.

Und noch ein Zweites will Heilborn aus seiner Entdeckung erklären: die immerhin auffallend rasche Entstehung des neuen Herzensbundes mit Julie von Charpentier. „Die Sinnlichkeit, die ihm von jeher eigen gewesen und durch die zunehmende Schwindsucht krankhaft gesteigert war" (S. 109), zieht ihn zu dem blühendschönen Mädchen. „Man geht wohl irre, sucht man in dieser Verlobung nur gegenseitiges Samaritertum." Freilich erblickt Heilborn auch in ihr nicht die Rechte; und epigrammatisch faßt er sein Urteil über Sophie und Julie in die Worte: „So wenig Geist und Bildung Sophie, so wenig Herz scheint Julie besessen zu haben" (S. 112).

Ich habe vorgegriffen, den biographischen ersten Kapiteln sofort das sechste angeschlossen und verweise hier gleich auf das letzte, zwölfte, das von Novalis Tode berichtet, ohne neue Gesichtspunkte aufzustellen. Es bleiben das fünfte, achte und neunte, in denen Hardenbergs theoretische Bemühungen, also die „Fragmente" und was mit ihnen zusammenhängt, beleuchtet werden, das siebente, das der Lyrik, das zehnte, das dem „Ofterdingen" gewidmet ist, endlich ein zusammenfassendes elftes, „Novalis' Persönlichkeit" betitelt.

Die Lyrik zunächst: Heilborn schiebt zum Verständnis der „Hymnen an die Nacht" Young wieder in den Vordergrund, wie auch Busse tat.

Er knüpft sie an Sophiens Hinscheiden, nimmt aber eine später einsetzende Gestaltung an: „Im Januar 1800 kündigt er das ‚lange Gedicht' seinen Freunden, den Schlegel an. Die ganze Beschaffenheit des Manuskripts weist auf eine erste und flüssige Niederschrift." (S. 118). — Zum Verständnis der „Geistlichen Gedichte" erinnert Heilborn an die „Seltsame Duplizität" in Novalis Wesen; und er holt etwas flüchtig nach, was ein Rezensent von Busse[1]) gefordert hatte, er stellt Verse aus einem alten Herrenhutischen Gesangbuch daneben und findet sie empfindungsverwandt (S. 122); auch Zinzendorf wird genannt und glücklich auf orthodoxe Veränderungen des Hardenbergschen Textes im Mecklenburgischen Gesangbuch hingewiesen.

Der „Ofterdingen" wird fein als „Buch der Seelenwanderung" charakterisiert (S. 178); im ganzen aber etwas rasch abgetan.

Mit großer Spannung bin ich an Heilborns Erörterung von Hardenbergs Philosophie (wenn man so sagen darf) herangetreten. Er hat die Fragmente uns in neuen Zusammenhang gebracht, zugleich aber gerade hier böse Flüchtigkeiten sich zu schulden kommen lassen. Wenn irgendwo, so gilt von den Kapiteln 5, 8 und 9 das eingangs Gesagte: viel Geschick, wenig Gründlichkeit.

Heilborn beginnt mit einer Charakteristik des Kreises der älteren Romantiker. Original, freilich im schlechten Sinne, sind da nur die für mich wenigstens undiskutierbaren Urteile über Caroline: „Ihre Sinnlichkeit war die einer Dirne" (S. 74); „Es ist immer etwas Bedenkliches um ein Lob aus ihrem Munde" (S. 110); „Dorothea war die tiefere, die harmonische, die gefestigte Natur von beiden. Wie ihre Begabung auch und ihr Gemüt das reichere war" (S. 209). Mit glücklichem Griff aber reiht Heilborn den Gliedern des engeren romantischen Kreises die drei Lehrer Hardenbergs an: Fichte (S. 81), Hemsterhuis (S. 86) und den Schotten John Brown (S. 87). Er verfolgt ihre Wirkung in den „ersten Fragmenten" (S. 89).

Soweit das fünfte Kapitel; das achte führt in die naturwissenschaftliche Welt, die sich 1797 in Freiberg dem jungen Forscher eröffnet; zunächst im Hause Charpentier, dem Sitze des Antagonismus gegen Werner. Der Neptunist offenbart uns sein Wesen, mit ihm die Zeit der Romantik in den Naturwissenschaften, die in den Entdeckungen des Sauerstoffs (1774) und des Galvanismus (1789) eine Wünschelrute findet, alle Tiefen der Natur zu öffnen. Schelling wird in seiner zweiten Periode „Sauerstoffapostel"; ihn übertrumpft Ritter. So sind die pantheistischen Anregungen der Naturphilosophie beisammen; aus ihnen läßt Heilborn die „Lehrlinge zu Sais" (S. 138) erstehen, um sofort von diesen zu Jakob Böhme weiterzuschreiten (S. 141), in dem Novalis spät genug

[1]) H. A. Krüger, Blätter für literarische Unterhaltung 1898, S. 277 ff.

(Sommer 1799) einen Geistesverwandten, nicht einen Wegweiser findet. In Böhme verkörpert sich für Novalis die zuerst in Wittenberg sich ankündigende Sehnsucht nach der Sammlung und Stille altdeutschen Lebens; er gibt ihr theoretisch Ausdruck in dem Aufsatze „Die Christenheit oder Europa“ (S. 144), von dem Heilborn seine Schritte zu Schleiermacher wendet.

Auf solchen Grundlagen baut Heilborn endlich im neunten Kapitel die „Welt der Fragmente“.

Das Pantheistische der Naturphilosophie hervorkehrend läßt Heilborn Hardenberg den Traum der Zeit von der All-Einheit des Universums andächtiger träumen, als irgend einen seiner Genossen. Der Mensch wird „eine Analogienquelle für das Weltall“, individueller Lebensprozeß zum universellen und umgekehrt. Wieder kann Hemsterhuis herangezogen werden, von dem Hardenberg lernt, wie der Mensch die Natur „bilden“ kann (S. 152. 155): „Die Natur soll moralisch werden; wir sind ihre Erzieher.“ Allein bei allem Pantheismus seines Empfindens ist kein Pantheismus in seiner Theorie: Gott und Natur treten in Gegensatz. Und wie hier, trennt er sich auch als Gegner des von Schelling vertretenen „Dualismus in allem Naturgeschehen“ von der herrschenden Naturphilosophie, vielleicht unter dem Einflusse Plotins. Für diesen Dualismus setzt er seinem „Urinfinitismus“, dem Heilborn einen „Pluralismus“ beigesellt.

„In ein Gedicht grandioser Einheit hat Novalis, der Fragmentist, das Universum gewandelt ... Und aus diesem Gedicht geht der Tod hervor als neues Leben.“ Hier besonders zeigt sich, wie allein das innerliche Erlebnis ihn zu eigener Gedankenbildung treibt. Was von außen ihm zugetragen wird, bedeutet ihm wenig; drum spielt er nur mit Sauerstoff und Galvanismus.

Auf rein philosophischem Gebiet aber kommt er über Fichte überhaupt nicht hinaus. Von Fichte schlägt er sich eine Brücke zur Religion, die wiederum mit der Poesie einen Ursprung und ein Ziel hat. Die Philosophie selbst aber gilt ihm zuletzt etwas nur als Theorie der Poesie. Wie in dieser Theorie der Poesie Modernstes anklingt, Richard Wagners Gesamtkunst, Mallarmé-Maeterlinckſche Verkuppelung von Poesie und Musik, auch modernste dichterische und malerische Naturbeseelung, das versäumt Heilborn nicht anzudeuten (S. 168). Und er schließt das Kapitel von Hardenbergs Philosophieren: „Ihm selbst, der an dem Gedanken der All-Einheit gläubig hing, ihm war es nicht gegeben, auch nur eine Gedankenfolge in ihrem Zusammenhang durchzuführen. Er folgte jeder Ideenassoziation, wie ein Kind von einer Blume wahllos zur andern eilt.“

Wir können hier gleich die zusammenfassende Charakteristik seiner Persönlichkeit, das elfte Kapitel, anknüpfen. Als „Herbstnatur“ hat Hardenberg sich einmal Schiller gegenüebr bezeichnet; Heilborn greift

den Ausdruck auf und deutet ihn weiter (S. 197), wohlbewußt der Gegensätze, die in Hardenberg wohnten, deren er schon einmal gedacht, und die es unmöglich machen, ihn ganz in ein Schlagwort zu bannen. In diesem Kapitel fallen auch Worte über Hardenbergs Sprache und Stil: er sprach im reinsten Sächsisch; sein Stil ist „ganz innere Sprache des Gemüts"; daneben eine Fülle, nicht eben bezeichnender, doch unabsichtlich naiver Adjektive; selten ein Vergleich, dann aber ein bezeichnender — nicht das Haschen nach seltsamen Vergleichen, das die Romantiker liebten (ich würde sagen: die sie Jean Paul nachmachten). Hier auch noch ein Satz über sein Naturempfinden: „Er hat das Wort, daß die Landschaft inneres Erlebnis sei, noch nicht prägnant ausgesprochen, doch war sie's ihm"; Heilborn zitiert aus dem „Ofterdingen": „Wie anders ist die Landschaft, wenn ein Engel, wenn ein kräftigerer Geist neben uns ist, als wenn ein Notleidender vor uns klagt, oder ein Bauer uns erzählt, wie ungünstig die Witterung ihm sei, und wie nötig er düstre Regentage für seine Saat brauche." Heilborn ruft da: „Le paysage est un état d'âme;" aber warum nennt er nicht Goethes „Werther", der hier Hardenbergs Lehrer ist?

Seine Phantasie wird nicht hoch angeschlagen. „Sie war dem Verstande in Züchten unterthan." „Eins aber besaß er: den Mut der Persönlichkeit. Er war Jüngling noch und ging ganz selbstsicher seine eignen Wege . . . Ich wüßte keinen, der so jung, mehr Persönlichkeitsmut besessen hätte. Und dieser Persönlichkeitsmut war bei ihm ganz Mut seines Gemütes."

Ich habe zuletzt mich begnügt, zu exzerpieren; ich hoffe so ungefähr einen Eindruck von Heilborns Art zu geben. Nicht möchte ich innerhalb dieser vier Kapitel (5. 8. 9. 11) strenge das Neue vom Überkommenen zu sondern versuchen. Die feuilletonistische Darstellung gewährte nicht leicht einen Punkt, da solches Scheiden einsetzen könnte. Gelegentlich zerfließt auch dem fester Zugreifenden Heilborns Darlegung unter der Hand. Nur zwei Dinge seien noch hervorgehoben:

Ich staune, mit welchem Geschick Heilborn einzelne Faktoren der naturphilosophischen Bewegung glücklicher festhält als seine Vorgänger, selbst der jüngste, A. Huber (Euphorion, 4. Ergänzungsheft S. 90 ff.), von dem er ja gewiß viel gelernt hat. Böhme und Brown finde ich nirgends so klar und übersichtlich eingeordnet wie bei Heilborn. Ähnlich verhält es sich mit Hemsterhuis. Just Bing hat wohl als Erster Hemsterhuis zur Erklärung Hardenbergs in die Hand genommen (a. a. O. S. 12. 27 f.); er bringt schlagende Belege aus Hemsterhuis' Schriften bei. Daß Heilborn nie einen Blick in diese Schriften getan hat, ist mir nach den Erfahrungen, die ich bei seiner Ausgabe machte, so gut wie sicher. Dennoch weiß er mit den paar Lesefrüchten, die er über Hemsterhuis aus seiner eigenen Ausgabe (2, 636 ff. und sonst), dann aus den

Briefwechseln der Romantiker holt, so gut hauszuhalten, daß wir schließlich auch hier mehr erfahren, als bei seinen Vorgängern.

Zweitens hat Heilborn seinen Lesern noch eine besondere Überraschung vorbereitet, und zwar an der Stelle, die von Ritter handelt (S. 135); da heißt es: „Der physikalische Nachlaß des Novalis wurde nach seinem Tode Ritter übergeben. Ritter nun hat — das geht aus zwei ungedruckten Briefen an Karl von Hardenberg, deren einen Ritter selbst, deren andren einer seiner Schüler geschrieben hat, mit Gewißheit hervor — diese Nachlaßschriften in seinem Buch „Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers“ mit eigenem Material und eigenen Einfällen verschmolzen. Ganz im Geschmack der Zeit, doch nicht sonderlich geschmackvoll, machte er seinen jungen Physiker zu einem Freunde des Novalis. Die Aufgabe nun, aus diesen Fragmenten herauszuscheiden, was Novalis zu eigen gehört, vermag ich nicht zu lösen; diese Frage wird mit Sicherheit wohl auch nie zu beantworten sein.“

Diese hochwichtige Mitteilung wird uns urplötzlich versetzt, hier und nicht etwa in der Ausgabe, ohne daß Heilborn es nötig fände, die Belege uns mitzuteilen. Ein allerschwerstes philologisches Problem wird hingeworfen, und es geschieht nichts, dem Nachfolgenden Handgriffe zu eigenem Bemühen zu liefern. Heilborn kann das Problem nicht lösen; aber es ist ihm auch völlig gleichgültig, ob ein anderer es kann oder nicht. War von alldem nicht in der Ausgabe zu berichten? Die Biographie vermeidet alle Anmerkungen, alle wissenschaftlichen Belege; und so bleibt uns nur die von Heilborn mitgeteilte Tatsache, um an ihr herumzuraten.

Hier nur soviel: eine Mystifikation liegt in dem Buche „Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur. Herausgegeben von J. W. Ritter“ (Heidelberg, Mohr und Zimmer 1810. II) sicher vor. Ritter macht einen verstorbenen Freund zum Verfasser des Ganzen, scheint aber doch in der umfänglichen Einleitung seine eigene Lebensgeschichte zu erzählen. Haym wenigstens (Die romantische Schule S. 613*) holte sich aus dieser Einleitung das Material zu seiner Darstellung von Ritters Leben. Dabei ist sie vom 14. September 1809 datiert und macht (S. IV) den 7. Mai 1809 zum Todestag des Anonymus. Ritter selbst ist meines Wissens am 23. Januar 1810 gestorben. Die Fragmente sind datiert und reichen weit über Hardenbergs Todesjahr hinaus. Ritter will den Anonymus am 26. Oktober 1797 „erst völlig“ kennen gelernt haben. „Wir feyerten an ihm den Geburtstag seiner Mutter;“ Novalis Mutter ist aber am 5. Oktober 1749 geboren. Anderseits hat schon Haym in seiner Charakteristik der „Fragmente“ (S. 617) sich an Novalis gemahnt gefühlt: „Klingen nicht diese Sätze, und ebenso die ‚Nachtgedanken‘, die er niederschrieb, wie ein Echo von Hardenberg?“ Wer wollte aus so schwierigen Voraussetzungen einen

Schluß zu ziehen wagen? Doch wohl nur Forscher von Heilborns Kühnheit. Sagt er doch: „Man mag kaum irren, schreibt man das Prosafragment aus den Nachtgedanken, das die Vorrede mitteilt, Novalis zu. Vielleicht kristallisierten sich aus solchen mannigfachen Stimmungsskizzierungen seine ‚Hymnen an die Nacht'." Dieses Prosafragment (a. a. O. S. XIII f.) bringt also plötzlich eine neue Vorgeschichte der „Hymnen"? Und wie steht es mit den andern dichterischen Einlagen, die Ritters Einleitung dem Anonymus zuschreibt? Fragezeichen über Fragezeichen; und nirgends fühlt man bei Heilborn die sichere Hand, die aus solchem Chaos herausführte.

Wie sich der Herausgeber Heilborn in dieser Episode wieder von seiner schwächsten Seite zeigt, so auch am Schlusse der Biographie. Als „Anhang" erscheinen hier zwei Verzeichnisse von Hardenbergs Büchern. Kein Mensch kann ahnen, warum sie hier und nicht in der Ausgabe stehen. Die erste Liste betitelt sich: „Verzeichniß der Bücher, so sich auf der Stube des Herrn Salinen-Assessors von Hardenberg befinden;" das zweite: „Bücher, welche ich unmittelbar nach Jena mitnehme und welche ich nach Schlöben vorerst schicke." Das erste ist von Karl von Hardenberg, das zweite von Novalis selbst geschrieben. Unzweifelhaft ist die Reihenfolge verkehrt: das zweite Verzeichnis, wohl vor dem Abgang zur Universität Jena verfaßt, enthält durchaus Werke, die vor 1791 fallen, insbesondere Belletristisches und Schulbücher des jungen Hardenberg; das erste bietet die Bibliothek des „Physikers". In dieser stieß mir nur auf, daß der von den Naturphilosophen oft zitierte, jedem Mittelschüler von heutiger Bildung geläufig Chladni, der Entdecker der Klangfiguren, sich in einen Chladin verwandelt hat (S. 221, Spalte 1, Zeile 11 von unten). Das andere Verzeichnis habe ich mit dem der königl. Bibliothek zu Berlin gehörigen Original verglichen. Die Leichtfertigkeit und Unwissenheit des Herausgebers Heilborn tritt wieder in hellstes Licht. Ich rede gar nicht von der Art der Wiedergabe, die bald mit, bald ohne Klammer Vor- oder Zunamen des Verfassers anfügt, bald die Titel in berichtigter, bald in der von Hardenberg gebrauchten Form gibt, daneben, unbekümmert um die Orthographie der Handschrift, einen richtigen „Dom Carlos" in einen falschen „Don Carlos" umschreibt, oder Home's Grundsätze der Kritik gegen die Vorlage dem Philosophen Hume andichtet, oder durch zweimalige Anwendung der Ziffer 89 Unordnung in die von Hardenberg eingeführte Numerierung bringt. Aber da bezeichnet Heilborn Nr. 116 als unleserlich, während in lesbarster Schrift „Doolin von Maynz" dasteht. Ich will Heilborn auch verraten, daß diese Dichtung von Alxinger herrührt, dann Nr. 84 „Julius von Tarent" von Leisewitz, Nr. 92 (recte Nr. 93) „Minona, ein Melodram" von Gerstenberg, Nr. 95 (recte Nr. 96) „Klopstock, er und über ihn" von Karl Friedrich Cramer, Nr. 117 „Lieder zweyer Liebenden" von Goeckingk, Nr. 124 „Versuch

übern Roman" von Christ. Friedr. von Blankenburg. Sollte Heilborn ferner nicht wissen, daß (Nr. 2) „Leonidas" von Glover, (Nr. 121) „Hudibras" von Butler verfaßt ist? Er verwandelt ja auch Moréri, den Verfasser des Dictionnaire historique, in Moseri, obwohl er ihn gleich nach Bayles Dictionnaire critique verzeichnet; der Gute ahnt wohl nicht den Zusammenhang beider Werke. Er weiß auch sicher nicht, wo man sich Auskunft über Editionen antiker Klassiker sucht; sonst wäre er nicht so ratlos gegenüber den Schulautoren Hardenbergs. Nr. 95 (recte Nr. 96) ist dem Herausgeber beliebter Schuleditionen des Homer, J. G. Hager, ein Fragezeichen angehängt. Nr. 55 „Ilias des Anonymus" ist die Übersetzung von E. Wilh. von Wobeser (Leipzig 1781 und öfter). Nr. 53 Damm, Nr. 58 Bock, Nr. 59 Martin (nicht Martini) sind Übersetzer oder Herausgeber von Übersetzungen. Nr. 29 „De l'esprit": wohl das bekannte Werk von Helvetius.

Schwieriger nachzuweisen scheinen mir und ich habe ihretwegen zum Teil den bewährten Rat Franz Schnorrs von Carolsfeld eingeholt: Nr. 38 „Alfonso, ein Gedicht": Friedrich August Müller (Göttingen 1790); vgl. Goedeke 4, 233 (6, 2); Nr. 77 „Aegyptische Merkwürdigkeiten": ein raisonnierender Auszug aus Herodot, Diodor und andern (Leipzig, Weygand 1786 f.); Nr. 109 „Nessir und Zulima": „Eine Erzählung nach Raphael, Berlin 1782;" Nr. 120: „Sinngedichte der Deutschen": vgl. Goedeke 4, 372 (61); Nr. 121 „Faustin": Johann Pezzl, vgl. Goedeke 5, 506 (7, 1).

Der langen Rede kurzen Sinn zusammenfassend setze ich nochmals fest: Heilborn hat eine sehr schlechte Ausgabe und eine recht geschickte Biographie Hardenbergs gemacht. Ja ich nehme an, diese Biographie wäre noch viel besser geworden, hätte er die Ausgabe andern Händen überlassen. Schriftsteller von dem Genre Heilborns sollten überhaupt die ihnen sicherlich minderwertig dünkende Arbeit des Herausgebers Geschulteren nicht abnehmen. Sie können ihr schriftstellerisches Talent ja weit besser entfalten, wenn sie ihre Kraft nicht auf Dinge verzetteln, denen sie nicht gewachsen sind. Hätte Heilborn eine wirklich gute Bearbeitung des von ihm so traurig mißbrauchten neuen Materials vor sich liegen gehabt, ohne Zweifel wäre seine Biographie ein sogar recht brauchbares Buch geworden. Er konnte dann als ausgestaltender Darstellungskünstler diese wissenschaftlichen Vorarbeiter ebenso totschweigen, wie er es jetzt mit all denen tut, die vor ihm mit Novalis sich beschäftigt haben. Er sorgt ja auch sonst gerne dafür, daß seine Leser neben seinem Namen nicht etwa gar noch den seines Quellenschriftstellers zu hören bekommen.

Bern, 21. August 1901. Oskar F. Walzel.

Pick Albert, Aus der Zeit der Noth 1806 bis 1815. Schilderungen zur Preußischen Geschichte aus dem brieflichen Nachlasse des Feldmarschalls Neidhardt von Gneisenau. (Mit zwei Bildnissen.) Berlin 1900. Mittler und Sohn. 8 M.

Es gibt verschiedene Arten, Quellen zu benutzen, und jede kann an sich berechtigt sein. Doch findet ein Rangverhältnis unter ihnen statt, das nicht übersehen werden darf. Um sogleich in den Bezirk des anzuzeigenden Buches einzutreten: so hat Treitschke sein quellenmäßiges Material nur als ein Mittel zum Aufbau seines ideal gedachten Ganzen angewendet. Pertz dagegen, als er das Leben Gneisenaus zu liefern unternahm, hat riesige Massen aufgeschichtet, ohne sie einheitlich in ein Gefüge zu bringen. Delbrück gewann dadurch den Vorteil, nun seinerseits ein Leben Gneisenaus leicht und frei aufrichten zu können. Beide Historiker hatten dem Nachlasse Gneisenaus und andern Quellen entnommen, was sie für nützlich oder notwendig erachteten. Die Möglichkeit einer Nachlese bleibt natürlich offen. Albert Pick hat sich sorgsam dieser Mühewaltung unterzogen, und aus dem Gneisenau-Archiv in Sommerschenburg, aber auch aus andern Archiven, eine recht beträchtliche Fundmasse zusammengebracht, die für mancherlei Studien nützlich werden kann. Aus diesen Materialien ist die oben vorgezeichnete Publikation entstanden.

Da die Schriftstücke meistens an Gneisenau gerichtet sind und nur wenige aus dessen eigener Feder stammen, so kann bei ihnen von einer einheitlichen Auffassung nicht die Rede sein. Sie gehören eigentlich nur äußerlich zusammen. Missen aber wollen wir sie, nachdem sie da sind, gewißlich nicht. Wer würde, für die Reformbewegungen jener Zeit, die Briefe fähiger Hilfskräfte des Staatskanzlers, wie die des Herrn und der Frau von Beguelin, oder leidenschaftlich vorwärtsdrängender Militärs wie Schill, oder literarischer Talente wie Arndt, Arnim, Körner, Amalie von Helvig nicht mit Nutzen lesen? Aber das Zeichen des Wichtigen und Notwendigen kann doch nur einem Teile der Schriftstücke zuerkannt werden.

Durch die Ungunst der Überlieferung sind leider Lücken eingerissen. Ich führe ein paar Beispiele dafür an. Im Sommer 1811, wissen wir, händigte Heinrich von Kleist dem Grafen Gneisenau ein paar Aufsätze ein; Picks Publikation gewährt darüber keine, seinerzeit von mir so sehnlich erwartete, Aufschlüsse. Der Kriegsrat Peguilhen (Gegenwart 1873. 4, 118) schreibt am 2. Dezember 1811, um sein Verdienst hervorzukehren: „Darum habe ich an den Herrn Oberst von Gneisenau einen anonymen Aufsatz mit Andeutungen zur Rettung des Vaterlandes geschickt;“ die Publikation gibt keinen Aufschluß. Wieviel also von dem, was Gneisenau haufenweise zukam, wird er nicht in der Franzosenzeit als gefährlich sogleich vernichtet oder als unbedeutend in den Papierkorb geworfen haben.

Anderes wieder dankt irgend einem äußeren Zufalle die Erhaltung. Pick druckt S. 209 aus den Akten des Geheimen Staats-Archivs in Berlin ein Stück Denkschrift ab, die „ein treuer Unterthan" 1811, ohne sich zu nennen, an den König richtete. Ich habe das Aktenstück nachgelesen. Es ergab sich mir unschwer, daß ein Premierlieutenant a. D. von Böhmer der Verfasser und Absender war, und zwar auf folgendem Wege. Das gesiegelte Schriftstück gelangte vom König in die Hände des Staatskanzlers, dem aus irgend einem Grunde daran gelegen war, den Namen des Anonymus zu erforschen. Hardenberg fragt nun bei dem Generalpostmeister von Seegebarth an, wem das Siegel der Denkschrift zugehöre. Die amtliche Auskunft (vom 11. September 1811) lautet, es sei das Siegel und Wappen der Familie von Böhmer. Nun war durch Schriftvergleichung der Premierlieutenant von Böhmer, welcher 1807 von Havelberg aus seinen Abschied ohne Pension vom König erbeten hatte, und seitdem außer Diensten in Berlin lebte, leicht als der Absender zu ermitteln. Dies Abschiedsgesuch v. Böhmers ist in Hardenbergs Akten zu der Denkschrift hinzugeheftet worden.

Solch nicht zusammenstrebendes Material in ein System zu bringen, ist ein schwieriges Geschäft. Pick hat keine Mühe gescheut, die Schwierigkeit zu überwinden. Indessen das Unmögliche kann nicht geleistet werden. Die in der Vorrede ausgesprochene Absicht, all die vielen Dokumente zu einem lebensvollen Zeitbilde zusammenzustellen, ist meines Erachtens eine harte Klippe für den Verfasser geworden. Denn gleich die in die ersten Kapitel eingeteilten Massen haben nun einmal, weder der Zeit noch dem Werte nach, einen inneren Fortschritt. Die Kapitelüberschriften, ja selbst der Titel des ganzen Buches kommt fast wie gezwungen heraus. Ein „Wehe den Besiegten", für das fünfte Kapitel, scheint mir bei so ernsten Dingen nicht recht am Platze. Das sechste Kapitel spricht von „Stein-Hardenbergischer Reform-Gesetzgebung" schon für 1807, 1808, als ob dies eine so harmonische Sache wäre. Man sollte doch, ich sage das allgemein und nicht gegen Pick, endlich das parteipolitische Schlagwort von der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung aus ernster Geschichtsbetrachtung verbannen. Pick hat sehr fleißig Anmerkung auf Anmerkung zugetragen, und vieles Einzelne gut erklärt. Einiges aber sehe ich anders an. Z. B. wo es sich um Schills und Baersch' Briefe handelt, also schon S. 30 (nicht erst S. 61), wäre deutlich hervorzuheben gewesen, daß sie Gneisenaus Plan, Preußen nach spanischem Muster gegen Napoleon zu revolutionieren, zur Voraussetzung haben. Die brieflichen Schilderungen der Zustände des schlesischen Landvolkes (S. 82) zielen auf die neuen Agrargesetze und sind antihardenbergisch. Ebenso (S. 85) geht Ferdinand von Röders Ausspruch, daß Abgabensysteme unter den gehässigsten Formen die Anhänglichkeit an die Regierung geschwächt hätten, gegen Hardenberg. Eichhorns politisches Resumé (S. 189) ist im Kerne gleichfalls

oppositionell. Graf Arnim-Boitzenburg (S. 199) war auch nicht mit Hardenbergs Politik durchaus einverstanden. Marwitz' Brief an Gneisenau vom 10. November 1810 stimmt sachlich mit Adam Müllers Oppositionsartikel über den Nationalkredit in Kleists Abendblättern vom 16. November 1810 überein; er ist gleichsam der Vorläufer des bald hernach sich einstellenden Zusammenwirkens zwischen Marwitz und Adam Müller gegen Hardenberg (H. von Kleists Berliner Kämpfe S. 74. 156). Es erscheint in der Publikation nicht scharf genug ausgedrückt, daß, abgesehen von Beguelin und andern die Regierungspolitik pflichtgemäß vertretenden Geschäftsmännern, sich fast nur Leute an Gneisenau wandten, die militärisch oder innerpolitisch mit dem jeweiligen Laufe der Hardenbergischen Staatsleitung nicht einverstanden waren. Daher hat der Verfasser zwischen seinen Schriftstücken oft nur eine formale, nicht sachliche Verbindung herstellen können, und in der begreiflichen Scheu, nicht langweilig zu werden, den Stil blühend aufgeschmückt. Zum Beispiel das S. 60 über die tapferen Bataillone in Portugal oder das über die Zukunftsmusik in den Ohren Gneisenaus und seiner Freunde Gesagte. Hätte ich Raum und Willen, den Eingang des sechsten Kapitels hierher zu setzen, so würde man sofort sehen, was ich meine.

Wenn ich hier vor literarhistorischen Lesern das Buch bespreche, so darf ich nicht umgehen, was etwa für die Literaturgeschichte sich ergeben möchte. In diesem Punkte ist es aber schwach bestellt. Ich nannte schon Körner, Arndt, Arnim, Amalie von Helvig als Korrespondenten Gneisenaus. Arnim schickt 1813 im April Vorschläge über Spandau als Stütz- und Widerstandspunkt gegen Napoleon ein. Indessen was Pick (S. 257) als allgemeine Einleitung dazu bringt, daß „die mit Brand und Blutvergießen angekündigte neue Zeit, welche den auf einem gewaltigen Trümmerhaufen errichteten Bonapartischen Thron ins Wanken bringen sollte, auch die friedlichen Seelen phantasievoller Dichter aufgerüttelt habe, von denen man bisher angenommen, daß sie zumeist in der Abwendung von der rauhen Gegenwart und Einkehr in das stolze Mittelalter ihre Befriedigung gefunden hätten“ — trifft in allem Wesentlichen doch daneben. Arnims und seiner Freunde Schriften sind gerade im Gegenteil voll von preußisch-politischer Tendenz, 1810 und 1813 suchte Arnim sogar als politischer Journalist in den Gang der Dinge einzugreifen. Findet sich ja auch in seinem Preußischen Korrespondenten dasselbe Schenkendorffsche Passeyerlied, das er, in seinem Sinne abgeändert, mit dem Briefe Gneisenau überschickte. Theodor Körners Brief bezieht sich auf seinen Eintritt in das Freikorps. Arndts Briefe an Gneisenau bereichern Geerds und Meisners Sammlung, sind jedoch, wie fast alle bekannten Blätter Arndts aus jener Zeit, nicht sehr literarisch; ich verweise auf den Zusammenhang derselben mit ähnlichen Schreiben an Staegemann (in dem inzwischen herausgekommenen zweiten Bande von Franz Rühl; vgl. Deutsche Literaturzeitung 1901

Nr. 45). Amalie von Helvig will ich gerne gelten lassen, was sie war; indessen der Ruhm der ehemaligen Schwestern von Lesbos hatte doch etwas nachgelassen, und als nicht glücklich versorgte Frau schrieb sie jetzt zu ihrem und ihrer Kinder Vorteil meist nur mäßige Tagesware. Der Frau von Helvig war damals viel mehr daran gelegen, ihren Gemahl, den schwedischen General, durch Gneisenaus ritterliche Verwendung in Preußen zu versorgen, als diesem schöne Literatur- und Kunstgenüsse zu verschaffen, die, wenn sie nebenher sich einstellten, ihrer Sache gewiß nicht schädlich waren. Gneisenaus genialer Geist hatte längst alle Bildungselemente seiner Zeit in sich aufgenommen, ehe Frau von Helvig in seine Nähe trat.

Mein Referat legt, denke ich, Zeugnis von dem Interesse ab, das ich an Picks Buche genommen habe. Bücher, die es nicht verdienen, macht man kürzer ab. Wer in dieser Zeit arbeitet, wird immer zu Picks Publikation zurückkehren müssen; und ich selber habe für meine Studien manchen Vorteil schon daraus gezogen. Es ist auch dankenswert, daß der Verfasser den Band, zu sehr erleichterter Benutzung, mit Inhaltsübersichten und guten Registern ausgestattet hat.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Guglia Eugen, Friedrich von Gentz. Wiener Verlag 1901. *K* 12 = 10 M.

Guglias Werk hat von historischer Seite (durch P. Wittichen, Deutsche Literatur-Zeitung 1901, S. 1763 f.) eine entschieden ablehnende Beurteilung erfahren. Der Rezensent wirft dem Verfasser besonders vor, daß er Gentz' Einfluß auf die österreichische Politik nach 1815 unterschätzt und auch den auf die englischen Staatsmänner noch zu niedrig angeschlagen habe. Anderseits hat eben jetzt ein Nationalökonom der historischen Schule Gentz' Bestechlichkeit viel schärfer gekennzeichnet, als Guglia es tut (R. Ehrenberg, Deutsche Rundschau 108, 46). Beides ist für unseren Verfasser gleich bezeichnend. Sein Held ist ihm, als Mensch so sympathisch, daß er in der Beurteilung seiner Persönlichkeit zu milde wird und sich deshalb durch eine Herabsetzung des Politikers glaubt vor dem Verdacht der Parteilichkeit schützen zu müssen.

Aber es ist eben die Persönlichkeit, was an Gentz interessiert — und auch an Guglia. Er wirft (S. 18) den Biographen Wilhelms von Humboldt vor, daß sie alles so schrecklich ernst nehmen. Resolut sucht er seinerseits sich über das Detail zu erheben. Persönlichkeit — Momente der Bildung und des äußeren Lebens — Wirksamkeit — Resultate — so energisch und geistreich gliedert er. Und wieder der erste Hauptteil — um dessentwillen eigentlich das ganze Buch allein geschrieben ist — hat Überschriften wie diese: „Naivetät. Wahrhaftigkeit. Lüge." Der Mut, die

inneren Widersprüche eines merkwürdigen Menschen einfach hinzustellen, imponiert; vielleicht hätte man aber doch den Versuch wagen können, eine tiefere Ursache für diese widerstreitenden Eigenschaften zu finden.

Ich habe früher einmal Gentz dahin charakterisiert, er sei der erste Mensch gewesen, der es fertig brachte, Goethe und Heine zugleich zu bewundern. Das ist nichts Kleines. Denn er befand sich nicht, wie etwa Christiani, zu dem einen durch seine literarische Erziehung, zu dem andern durch Freundschaft und Verschwägerung in Beziehungen; er hätte vielmehr vollkommen das Recht gehabt, Heine zu verabscheuen. Ja er hätte sogar auch Goethe wie der altgewordene Tieck beurteilen können; aber er war, wie Guglia mit gutem Grund betont, kein Romantiker. Und er war erst recht kein Doktrinär. Guglia läßt seinen Gegensatz etwa zu Adam Müller scharf hervortreten, sicherlich auch das mit gutem Grunde. In der Zeit, die das zweifelhafte Verdienst besitzt, für die überall herrschenden Doktrinäre diese neue Bezeichnung gefunden zu haben, in der Zeit der Görres und de Maistre, der Bentham und der Hegel besaß Gentz die Kraft, die kaum noch Ein Staatsmann seiner Epoche besaß: lebendige Wirklichkeit sich nicht rauben zu lassen. Sie durfte vielerlei Namen führen: Weiber und Geld, politische Ruhe und künstlerischer Genuß; alles recht, wenn es nur eben lebendige Wirklichkeit war. Politischen Einfluß schätzte er oft so gering wie Guglia (mit Ottokar Lorenz) ihn dem agitierenden Journalisten zumißt (S. 287 f.); gut denn, wenn er nur soviel davon besaß, daß er sich vergnüglich dessen rühmen konnte. Schriftstellerischen Ehrgeiz bemerken wir kaum; die Eleganz der Diktion wie der Lebenshaltung war ihm angeboren. Moral? er arbeitet auch einmal für zwei feindliche Regierungen zur gleichen Zeit (S. 96). Er macht die berufene politische Wandlung durch (vgl. S. 92 f.) und kann doch mit gutem Grund den Renegaten J. von Müller (S. 206) an den Pranger stellen. Denn für ihn gibt es so wenig wie für Heine eine unbedingte Parteizugehörigkeit; wie für Goethe ist für ihn eins das Höchste: das „Gesetz der Stetigkeit" (S. 186). Wer umstürzen will, ist sein Feind: Napoleon, Rußland, der Liberalismus; aber Metamorphosen sind an Knotenpunkten Naturgesetz . . .

Ich halte dies Hereinragen einer gleichsam vegetabilischen („animalischen" wäre zu hart!) Anpassung an die Verhältnisse wahrlich für kein moralisches Verdienst; aber es wird einigermaßen gesühnt durch die vollkommene Naivetät des Standpunktes. Egoist ist dieser vielbezahlte Schuldenmacher schließlich nicht mehr als eine Pflanze, die in ihre neugegebenen klimatischen Bedingungen nach der Versetzung hineinwächst. Und diese Bedingungen waren eben schlimm. Man möchte ein bekanntes Wort Jean Pauls über Abraham a Santa Clara variieren: Gentz schadete ein dreifacher Ort, seine Zeit, Wien und die Staatskanzlei. Es war die Zeit

Talleyrands! es war das Wien des Ludlamklubs! es war die Staatskanzlei Metternichs! Wer fordert da noch Idealismus?

Gentz bleibt das Verdienst, die Form stets gewahrt zu haben — selbst seinem Gewissen gegenüber. Der Görres in Prosa — denn der andere Görres hat nie Prosa geschrieben — besaß nicht die Gabe, durch einen romantischen Rausch sich gegen die Realität des Lebens zu immunisieren. Er erkannte die Lebensprosa an und brachte sie in schöne Perioden. Damit hat er sicherlich einen so klugen Kopf, wie Metternich denn doch trotz Treitschke war, oft auf seine Seite gebracht. Im Grunde waren sie so wie so einer Meinung in ihrer Auffassung von Realität und Stetigkeit. Nur war Gentz doch noch der Gescheitere: er starb vor 1848.

Berlin. Richard M. Meyer.

Baldensperger Fernand, Gottfried Keller. Sa vie et ses œuvres. Paris, Hachette & Cie. 1899. IV und 507 S. Gr.-8.

Ein französisches Buch so großen Umfangs über einen modernen Dichter ist eine ausnehmende Erscheinung und kann uns Deutsche beschämen. Denn wenn wir eine Reihe von Einzeluntersuchungen und Erinnerungen, sowie ein paar ephemere Versuche von Brahm, Köster und andern ausnehmen, so haben wir über Gottfried Keller nur das grundlegende Werk von Baechtold, dessen beste und umfänglichste Teile aber der Dichter selbst geschrieben hat. Jetzt ist uns Baldensperger vorausgeeilt und hat uns eine Arbeit beschеert, die von großem Ernst und gründlicher Kennerschaft zeugt. Die Grundlinien seines Buches sind in vieler Hinsicht ähnlich wie bei Baechtold, von dessen logisch-einfacher Gruppierung abzuweichen ja auch kein Anlaß vorliegt. Ja, Baldensperger hätte dem Führer oft noch treuer folgen sollen. Wo er eigene Wege geht, kann man ihm nicht immer beifallen. Der Aufbau des Buches ist nicht gelungen. Dadurch, daß der Verfasser in einem ersten Teile so ziemlich nach der Zeitfolge die Erlebnisse des Dichters erzählt und seine Werke zergliedert, in einem zweiten mehr systematisierend ihn als Schweizer, als Romantiker, als Beobachter, als Humoristen und als Stilkünstler würdigt, müssen wir vieles zwei-, dreimal und öfter lesen. Für die Untersuchung selbst möchte diese Aufteilung des Stoffes praktisch sein; in der Darstellung wirkt sie schwerfällig. Auch im einzelnen ist die Anordnung anzufechten: da die Gedichte Kellers der Mehrzahl nach seinen Lehrjahren angehören, so war es verfehlt, sie sämtlich erst kurz vor dem Lebensausgang des Dichters zu besprechen. Umgekehrt wäre der zweite Teil der „Leute von Seldwyla“ verständlicher geworden, wenn ihm Baldensperger die Erörterung der politischen und biographischen Voraussetzung zur Einleitung gegeben hätte. Vollends, daß von G. Keller als Maler erst S. 423 ff., also im zweiten Teile die Rede ist, schädigt die Gesamtwirkung sehr.

Gegen das Inhaltliche der Biographie ist wenig einzuwenden. Ein paar reichlich parfümierte Sätze wird man gern in Kauf nehmen. Das Gesamtbild des Schweizers ist richtig, die Korrekturen jedenfalls sehr geringfügig. Von dem Wirtshausleben des Dichters freilich und dem Einfluß des Alkohols macht sich Baldensperger (S. 219, 316 f.) übertriebene Vorstellungen. Leise Zweifel könnten sich auch an einige Episoden aus Kellers Jugendzeit knüpfen. Ich glaube z. B. nicht, daß sich mit so leichter Mühe und so wenigen Reflexionen, wie es S. 32 f. geschieht, aus dem jugendlichen Glaubensbekenntnis Heinrich Lees die echten alten Bestandteile von den später während der Niederschrift des Romans hinzugesellten scheiden lassen. Baldensperger ist hier wie an andern Stellen gar zu gläubig und nimmt den „Grünen Heinrich“ ohne weiteres als biographische Quelle hin, ebenso wie er sich den Blick zu oft durch Parallelerscheinungen in Goethes „Dichtung und Wahrheit“ trüben läßt.

Die Betrachtung der einzelnen Werke ist geistvoll und fein; hier findet selbst, wer bei Gottfried Keller zu Hause ist, noch manchen Gewinn. Die Beurteilung des letzten Drittels des alten „Grünen Heinrich“ wirkt anregend, wenn auch der cypressendunkle Schluß wieder mit Unrecht angegriffen ist. Natürlich nimmt bei diesem Erstling die Erörterung über Vorzüge und Mängel der Komposition und über den Niederschlag realer Erlebnisse breiten Raum ein. Zu S. 42 wäre zu sagen, daß die Judith-Szenen doch so gut wie ganz erfunden sind. — Großes Bemühen hat Baldensperger aufgewandt, die Seldwyler Erzählungen zu begreifen. Es ist ihm auch fast gelungen, nur ein kleiner Rest ist geblieben. Diese Geschichten sind doch nicht nur Kleinstadtsatiren, wie Baldenspergers Schlußwort dem Leser klar zu machen sucht; sondern sie waren ihrem Autor viel mehr. Und den tiefen Ernst hinter dem barocken Spaß, den scheint der Verfasser nicht recht empfunden zu haben. Seldwyla ist nicht Krähwinkel, wie Baldensperger meint, ist auch nicht Tarascon, möchte ich hinzufügen. — Über die Legenden in ihrer Gesamtheit urteilt Baldensperger ebenso unrichtig, wie ich es in meinen Vorlesungen getan. Die Kürnbergersche Charakteristik, so verführerisch sie klingt, müssen wir überwinden. Hier ist es übrigens lustig zu sehen, wie Baldensperger sich dreht und auf den Fußspitzen geht: er will sich nicht ganz zu des Dichters Auffassung bekennen und ist doch von dem Zauber der Dichtung gefesselt. Inhaltlich sind ihm die alten Legenden noch zu ehrwürdig, als daß er die Metamorphose, die sie durch den Züricher Schalk erhielten, ganz billigte; künstlerisch aber steht ihm offenbar die Modernisierung über jeder der älteren Versionen. — Je weiter Baldensperger vorschreitet, desto mehr wächst seine Teilnahme. In den Züricher Novellen, die er freien Sinnes und mit guten Gründen gegen den Vorwurf mangelnder historischer Zuverlässigkeit in Schutz nimmt, sieht er durchaus nicht den Gipfel, von dem es bergab geht, sondern er wendet auffallend tiefes Interesse selbst

noch dem vielgeschmähten „Martin Salander“ zu. Was aber eine besondere Feinheit des Baldenspergerschen Buches ist: der Verfasser weiß sich von der Betrachtung der einzelnen Novellen immer noch eine Terrasse höher zu erheben und hübsch die Formel zu finden für das jeweilige beherrschende Problem eines ganzen Zyklus von Erzählungen. Bei dem Gesamt-Thema des „Sinngedichts“, das dem Franzosen offenbar am verständlichsten und interessantesten ist, wird er am beredtesten. Und schließlich steigt er von der Einheit der Seldwyler Erzählungen (S. 195 f.) u. s. w. noch ein letztesmal auf zu dem Gemeinsamen der sämtlichen Werke Kellers (S. 307 f.).

Im zweiten Teil des Buches erweckt wieder die Vielseitigkeit und Sorgfalt der Untersuchung das größte Vertrauen, auch wo das Gelingen nicht immer Schritt hält. Da in dem Kapitel über Keller als Romantiker nicht so sehr seine Beeinflussung durch einzelne Vorbilder gezeigt, sondern mehr ein gewisser phantastischer Zug, eine Vorliebe für seltsame Käuze und wunderbare Zufälle aufgedeckt werden soll, so war dieser Abschnitt wohl kürzer zu fassen. Zwiefach findet Baldensperger mit Recht die romantischen Gelüste gezügelt: durch den malerischen Sinn, die starke Beobachtungsgabe des Dichters (hier manches Geistreiche, besonders gegen Ende des 3. Kapitels), und durch seine schweizerische Eigenart. Baldensperger spürt schwäbisch-alemannischen Charakterzügen nach, fixiert den Unterschied zwischen französischer und deutscher Schweiz, hebt als rechte Nationaleigentümlichkeiten hervor: den Gemeinsinn, die praktischen Tendenzen, den pädagogischen Dilettantismus, die Hochachtung vor bürgerlicher Tugend, die gelegentliche Nüchternheit und Grobheit, kurzum gar vielerlei, aber, wie es scheint, alles nur aus abgeleiteten Quellen. In den Kern von Kellers Helvetismus bringen wir, glaub ich, alle nicht vor, nicht Franzosen und nicht Reichsdeutsche. Drum wäre es wohl an der Zeit, daß von den leicht verletzten Schweizern, die uns gern der Unkenntnis zeihen, einer das Wort ergriffe und aus seinem ganzen Verständnis des Volkscharakters heraus uns über Keller als Schweizer aufklärte. — Ein noch umständlicheres Verfahren wendet Baldensperger in dem Kapitel über den Humor an. Ich denke es mir allerdings ebenso schwer, den Franzosen einen Begriff von deutschem Humor beizubringen, wie wenn man einem Farbenblinden beschreiben wollte, was grün ist, oder einem Musiktauben das Wesen von Fis-Moll erläutern. Baldensperger sucht sich darum durch Proben zu helfen, von denen die beste (Claude Tilliers Buch „Mein Onkel Benjamin“) freilich ganz versteckt S. 454 Anmerkung 1 steht. Er müht sich, deutschen Humor von französischem (Rabelais), amerikanischem (Mark Twain) u. s. w. zu scheiden, und aus dem deutschen wieder durch Differenzierung den Kellerschen zu gewinnen, der nicht durchsetzt ist mit Sentimentalität wie bei Jean Paul (aber der Lapsus S. 444 Anmerkung 1) und vermöge seiner liebevollen

Anteilnahme an den kleinen Geschicken ebensoweit absteht von dem modernen humorlosen Realismus. So schlägt sich Baldensperger tapfer seinen Weg; und gegen das Ende wird das Kapitel über den Humor immer besser. — Die Beobachtungen über Sprache und Stil Kellers sind ausreichend und übersichtlich, die Beispiele für spezifisch schweizerischen Wortschatz S. 473/4 Anmerkung 4 aber zum Teil anfechtbar. Ich möchte hinzufügen, daß ganz allgemein solche Untersuchungen über dialektische Einflüsse in dichterischen Kunstwerken verfeinert werden könnten, wenn man nicht immer beim Wortschatz stehen bliebe. Der niederdeutsche, schwäbische, schlesische, schweizerische Dialekt kann sich auch in der Schriftsprache durch den bloßen Tonfall, besonders in Dialogpartien kundgeben. Und wenn ein Gefühl für den Reiz dieser subtileren Kunst um sich griffe, dann wärs mit der leidigen Brutalherrschaft des Dialekts auf unsrer Bühne zu Ende.

Überblickt man Baldenspergers Buch im ganzen, so findet man, daß der Verfasser bei Keller zuwenig Entwicklung gesehen hat. Es ist ja wahr, solche außerordentliche Wandlungen, wie sie Lessing, Wieland, Goethe, Schiller durchgemacht haben, trifft man bei ihm nicht, aber doch auch kein so stetes Beharren wie bei Geßner und Klopstock, Mörike und Storm. Vor allem, daß sein Optimismus sich immer gleich geblieben sei, muß Baldensperger im Innern zurücknehmen, wenn er Kellers Grünen-Heinrichs-Zeit mit ihrer Lethargie und Mutlosigkeit vorführt. Und auch sonst widerlegt er sich manchmal selbst: S. 37, wo er von dem Schwinden des Einflusses Jean Pauls spricht, oder S. 65, wo er so temperamentvoll von dem Erwachen Kellerscher Lyrik handelt und damit den Ausdruck „Verlorene Jahre“, den er dem Dichter nachspricht, wieder aufhebt.

Solche Widersprüche erklären sich zum Teil aus der außerordentlichen Breite des Buches. Sein Verfasser hat offenbar, indem er einer oft ausgeübten Unart des 19./20. Jahrhunderts folgte, bei der weitschichtigen Anlage des Ganzen die Übersicht verloren. Ich glaube sicher, daß man von den Kolossalbiographien, in denen die Lebensstationen so weit voneinander liegen, wie wenn man die Bäume einer Allee je einen Kilometer auseinander rückte, ebenso wieder zurückkommen wird wie von den Kolossalstatuen und Riesengemälden. Genau wie es hier ein Maximalmaß gibt, das man nicht ungestraft überschreitet, so sollte ein feiner Takt auch erwägen, ob der Ausdehnung einer Biographie, sofern sie künstlerisch wirken soll, nicht auch Grenzen gesetzt sind. Baldensperger, der gelegentlich sehr hübsch zu schreiben weiß, ist bei der vielfachen Variation der gleichen Probleme auch stilistisch erlahmt.

Zur Hälfte ist die Breite freilich auch dadurch bedingt, daß der Verfasser für Franzosen schreibt, denen Gottfried Keller und seine Werke so gut wie unbekannt sind. Daher die ausführlichen Inhaltsangaben, denen sich dann kritische, oft etwas schulmeisterlich zensierende Bemer-

kungen anschließen. Daher die umschreibende, nicht ungeschickt erweiternde Mitteilung von Gedichten und die bisweilen treuen, bisweilen für uns Deutsche ungewohnt freien Übersetzungen ausgedehnter Briefstellen. Es ist sehr erfreulich, wie sich Baldensperger dabei in deutschen Verhältnissen zurecht findet und deutsche Namen, selbst die kuriosen Findlinge Kellers in den meisten Fällen richtig abdruckt. Überhaupt, dies französische Element ist ein Hauptreiz der Biographie. Es war für den Verfasser gewiß nicht leicht, seinen Landsleuten zu erklären, was ein gerechter Kammmacher ist. Sein Geschmacksurteil speziell ist durchaus französisch. Eine pädagogische Novelle wie „Frau Regel Amrain“, das Entzücken vieler Schweizer, dünkt ihn poesiearm und trocken, und besonders nimmt er bei Keller Anstoß an dem Mangel an Harmonie und den Geschmacklosigkeiten, von denen es S. 395 Anmerkung 2 ein ganzes Register gibt. Und will er seiner Nation ganz verständlich werden, dann fragt er, fein unterscheidend: Wie haben Franzosen, George Sand, Chamford, Loti, Maupassant und andere die gleichen Probleme behandelt?

Leipzig. Albert Köster.

Schumacher Tony, Was ich als Kind erlebt. Mit 9 Bildnissen und 3 Faksimiles. Stuttgart und Leipzig 1902, Deutsche Verlags-Anstalt. 5 M.

Eine Großnichte Justinus Kerners sucht in diesen Jugenderinnerungen seinem Jugendwerke, dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“, in bescheidenster Weise eine Fortsetzung zu geben. Das Buch ist auch freundlich und sympathisch; des spezifischen Gewichts freilich ermangelt es fast ganz. Nur gerade, wo die Verfasserin in den Bereich des Patriarchen von Weinsberg und der Seherin von Prevorst (S. 277) gelangt, erhebt sich die gemütliche Plauderei von allerlei Hof- und Stadtgeschichtchen zu einiger Anschaulichkeit. Ein paar Ludwigsburger Originale (S. 353), eine kluge Charakteristik des Bundestagsgesandten von Bismarck und seiner Frau durch den Vater der Verfasserin (S. 190) und ein schiefes Urteil über den badischen Landtag durch diese selbst (S. 134) — mehr wüßte ich aus dem gleichförmigen Fluß alltäglicher Begegnungen (die alltäglich auch bleiben, wenn der andere Teil Prinzen oder Prinzessinnen sind) nicht herauszuheben.

Berlin. Richard M. Meyer.

Bulthaupt H., Dramaturgie des Schauspiels. IV. Band. (Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann.) Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg und Leipzig 1901. 6 M., geb. 7 M.

Bulthaupts allgemeiner Standpunkt ist bekannt. Er läßt sich am besten mit dem vergleichen, den Francisque Sarcey in Paris, Karl

Frenzel in Berlin durch lange Jahre vertreten haben. Seine Eigenheit beruht vor allem darin, daß er das Publikum erstens als einen wesentlichen Faktor des Dramas ansieht, auf den der Dichter ebenso sehr wie auf die Schauspieler Rücksicht nehmen müsse; und zweitens als einen im großen und ganzen unveränderlichen Faktor, der deshalb auch die Form des Dramas nicht über einen gewissen ziemlich engen Spielraum hinausschwenken lasse (vgl. z. B. S. 529).

Hierin ist soweit kein Grund, sich heftig pro oder contra zu ereifern. Von der puritanischen Anschauung, daß der Dichter sein Publikum rücksichtslos zur Gefolgschaft zwingen müsse, sind wohl selbst die Doktrinäre zurückgekommen; und anderseits tritt Bulthaupt durchaus für das Recht der Persönlichkeit ein und will den Dramatiker keineswegs einfach zum Diener der Menge machen, wie Gutzkow und Laube. Freilich liegt in der Art seines Vortrages zuweilen ein Ton, der jener Meinung schon zu weit entgegenkommt: ein Ironisieren neuer oder neu ausgedrückter Anschauungen und Formen, wie es mehr dem Verehrer trivialer Parquetweisheit als dem selbständigen Kritiker ansteht. So wenn er (S. 113) ausführt, es gebe nichts Selbstverständlicheres als die Vererbung — nur ihre Gesetze kenne man noch nicht. Ist denn aber Oswald Alving irgend mit der freilich selbstverständlichen Erkenntnis geholfen, „daß aus einer Lilie nie eine Rose werden kann und ein Bär immer einen Bären ererzeugt?" Ihn quält doch gerade die Frage, ob die speziellen Eigenschaften seines Vaters auf ihn unvermeidlich übergehen müssen! Oder: „der Dichter spricht sogar von einem Gesetz der Umwandlung, das ich nicht kenne" (S. 191). Wirklich nicht? während er doch selbst (S. 90) so oft beobachtet hat, wie etwa aus äußerlich glatter Ehe die Liebe und selbst die gegenseitige Achtung längst entwichen waren? während seit zwei Menschenaltern die Dichtung das Problem behandelt, wie Liebe in Freundschaft, Enthusiasmus in kühle Ruhe gewandelt wird? während schon Goethes „Mahomet" die Umwandlung des Schwärmers in den Betrüger als einen typischen Vorgang schildern wollte?

Das sind kleine Gefälligkeiten gegen ein oberflächliches Publikum, die das Buch nicht eben schmücken, glücklicherweise aber auch nicht häufig genug sind, um es zu entstellen. Im allgemeinen herrscht ein durchaus sachlicher Ernst und trotz Bulthaupts prinzipieller Stellung gegen den Naturalismus sogar ein entschiedenes Wohlwollen. Die Charaktere in fast allen Werken Ibsens und vielen Hauptmanns, das ehrliche Pathos Wildenbruchs, die kühne Theatersicherheit Sudermanns werden anerkannt. Wenn daneben ein begreiflicher Bremischer Lokalpatriotismus den sicherlich nicht neben jenen zu nennenden Fitger gern nennt oder einmal auch außer ihm (und dem wohl zu erwähnenden Wilbrandt) Lindner und Heyse (S. 208) als lobwürdige Dramatiker anführt, so zeigen doch viele Stellen, daß das Persönliche, Individuelle, das Ibsens oder Hauptmanns

Dramen vor denen Fitgers und Heyses voraus haben, auch für Bulthaupt die Hauptsache bleibt.

Sein theoretischer Standpunkt macht ihn freilich nicht nur gegen die „naturalistischen Randalierfüchse“ (S. 358) ungerecht. Diese haben wohl Schiller, aber meines Wissens niemals Goethe „niedergekanzelt“, auf den sie sich im Gegenteil fast alle beriefen; und wenn sie Schiller angriffen, so war es oft nur Notwehr gegen die, die mit seinem Namen einfach alle Neuerung totschlagen wollten. Das berühmte, von Bierbaum so hübsch geschilderte „Ja Schiller!“ jener Zeit war meist nur eine trotzigironische Antwort auf das Geschrei derjenigen, die immer nur zu sagen wußten: „Anzengruber? Nein; Schiller. Ibsen? Nein; Schiller. Hauptmann? Nein, nein, nein; Schiller.“ Und übrigens hat die frisch wagende Jugend zehnmal mehr Recht zur Ungerechtigkeit als das abgestumpfte tatenscheue Alter. Ich ziehe sicher den Menschen Frenzel dem Menschen Bleibtreu vor; aber die Exzesse der „Revolution in der Literatur“ gegen Goethe scheinen mir verzeihlicher als die schnöde Abweisung Anzengrubers in den Organen des bestzahlenden Theaterpublikums.

Wichtiger natürlich sind die theoretischen Ungerechtigkeiten. Zweierlei Vorwürfe erhebt Bulthaupt immer wieder gegen Ibsen, Sudermann, Hauptmann: daß sie moralisch verletzen, und daß sie ästhetisch wehtun. Daß Sudermann in „Sodoms Ende“ und auch im „Johannes“ durch eine berechnete Pfuhl- und Sumpfluft sündigt, gesteh ich vollkommen zu; wie ich denn überhaupt in Bezug auf diesen Autor mit dem Verfasser am häufigsten übereinstimme, in dem Urteil über die „Heimat“ (S. 392) oder die „Morituri“ (S. 417: nur „Teja“ wird mir zu sehr gepriesen) wie in der Anerkennung des Romanschriftstellers (S. 375, vgl. S. 262). Aber etwa „Vor Sonnenaufgang“ wirkt auf mich ganz und gar anders. Hier sehe ich eine Häßlichkeit, die durch ihre Macht und Brutalität und Überzeugungskraft tragisch wirkt wie die Zustände im „Lear“, wie der Schmutz bei Jeremias Gotthelf. Aber Bulthaupt hat seine Ranküne gegen dies Stück nicht überwinden können; wo sind denn hier „Theaterkniffe“? (S. 477). Wie viel gerechter spricht er etwa über die Intermezzi in den „Einsamen Menschen“ (S. 503) oder über die Rede der jungen Baumert (S. 512!).

Ästhetisch verletze das realistisch-naturalistische Drama, weil es nur einen Lebensausschnitt geben wolle (z. B. S. 517), statt eines dramatisch abgerundeten Bildes. Hierüber läßt sich nun natürlich in Kürze nicht diskutieren; auch stehe ich jedenfalls hier näher zu Bulthaupt als zu denen, die die Form des „Florian Geyer“ verteidigen. Nur so viel: es handelt sich hier doch nur um eine Folgerung aus dem tieferen Prinzip des Illusionismus. Die Klassiker geben das Drama als Kunstwerk und müssen es also — vor allem durch einen bestimmten Schluß — einrahmen; die Neueren wollen ein Stück Wirklichkeit geben, dessen Aus-

dehnung also nur durch die Kraft unserer Augen bestimmt wird. Wo wir nicht mehr deutlich sehen, verschwimmen die Konturen und dieser Übergang in den Nebel kann wohl auch einen wirksamen Rahmen bilden. Und schließt der „Tasso", ja schließt nicht selbst der „Hamlet" in diesem Sinne leidlich modern?

Reich ist Bulthaupts Buch an interessanten Einzelbeobachtungen, besonders zur Psychologie der Charaktere. Nicht immer kann ich ihm recht geben. Daß Helmer im entscheidenden Augenblick zuerst ruft: „Pfui, welche bodenlose Häßlichkeit!" (S. 104) erscheint mir eine große Feinheit. Er ist gewohnt, was ihm nicht zusagt, als „häßlich" abzutun; auch jetzt drängt sich ihm der Lieblingstadel unaufhaltsam auf die Lippen. Ebensowenig möchte ich bemängeln, daß der Jurist und Bankdirektor sich in der Scheu vor dem Unschönen gefällt: mir kommt das höchst wahrscheinlich vor. Ich kenne einen Arzt, dessen Spezialität die unsaubersten Krankheiten sind, und der in einem bis zur Affektation gehenden Kultus des „Schönen" Helmer erreicht. Und öfters verdirbt das Moralisieren dem Verfasser das sonst so sichere psychologische Verständnis; so bei Frau Alving (S. 108 f.) oder Hedda Gabler (S. 181). Die Ironie, mit der Alinens Pflichtjammer gemeint ist (S. 189), wird ebenso stark wie die des Chors in Raimunds „Verschwender" (S. 303) mißverstanden. Auch das Urteil über Manders (S. 124) scheint mir zu hart.

Von den zahlreich eingestreuten Bemerkungen allgemeineren Inhalts hebe ich die über Künstlerdramen (S. 279. 563) und über historische Figuren auf der Bühne (S. 282) heraus. Ungerecht scheint mir die Forderung, daß man abziehen solle, was man aus der Schule her von diesen Gestalten weiß. Mir scheint, der Dichter darf ebenso gut sagen: „dies ist Raffael" und verlangen, daß man es glaubt, ohne daß uns die „Sixtina" vorgemalt wird, wie er sagen darf: „Guidobald, ein Ritter", ohne daß dieser uns etwas vorkämpft. Nur — dementieren dürfen beide sich nicht!

Den Schluß bilden kurze Betrachtungen über die typischen Formen des Dramas (S. 592 f.). Daß der Naturalismus bankrott ist (S. 592), gebe ich zu; aber man sollte nicht vergessen, daß der Idealismus, gegen den er ein heilsames Gegengift wurde (wie Bulthaupt S. 602 anerkennt), schon längst Bankrott gemacht hatte — und mit Hinterlassung viel beträchtlicherer Schulden!

Berlin. Richard M. Meyer.

Stein Philipp, Henrik Ibsen. Zur Bühnengeschichte seiner Dichtungen. Berlin 1901, O. Elsner. Mit 2 Porträts Ibsens, 29 Rollenbildern hervorragender Darsteller und 4 Szenenbildern. 1.50 M.

Diese hübsche kurze Kriegsgeschichte der Eroberung Deutschlands durch den neuen „Löwen aus Norden" würde noch gewinnen, wenn die

Feldherren und Soldaten der Gegenreformations-Liga nicht jedesmal mit dem Spott bedacht würden, den ihr Verhalten freilich oft herausfordert. (Auch stilistisch: Ibsen „richtet auf Ruinen ein Fragezeichen auf“ S. 27!) Dagegen zeigen sich besonders Mauthner (S. 11 und öfter) und Fontane als feine und aufmerksame Bundesgenossen der neuen Entwicklung; der Ausdruck, er habe „geeifert“ (S. 30) paßt freilich kaum auf eine Individualität so wenig wie auf die Fontanes. — Auch Schlenther und Brahm werden Kränze geflochten, wie sie sonst dem Tageskritiker die Nachwelt noch seltener flicht als dem Mimen. Charakteristisch werden durch Zitate Frenzel (S. 14), R. Fellner (S. 36), die französische Kritik (S. 42) beleuchtet.

Auch zur Deutung der Stücke sucht der Verfasser beizutragen, besonders bei der „Wildente“ (S. 29), „Solneß“ (S. 36) und „Klein Eyolf“ (S. 38). Gut gewählte Bilder veranschaulichen die Auffassung auch hervorragender Schauspieler; ebenso werden im Text z. B. Antoine, Zacconi und Rittner (S. 18) in der Rolle des Oswald verglichen. In der Würdigung der Darsteller spendet Stein freilich das Lob etwas überreichlich.

Schade, daß die Statistik (S. 51) gar so wenig gibt! Die Ausstattung (mit der prächtigen „nordischen Sphinx“ von Liebermann auf dem freilich viel zu dick geratenen Buch als Titelbild) ist vorzüglich.

Berlin. Richard M. Meyer.

Lamprecht K., Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. I. Band: Tonkunst — Bildende Kunst — Dichtung — Weltanschauung. Berlin 1902, Gaertners Verlagshandlung. 6 M.

Daß sich die heutige Geschichtsschreibung in zwei Lager gespalten hat, ist eine allgemach immer bekannter werdende Tatsache. Weniger offenkundig ist vielleicht, daß es nicht zwei irgendwie an Macht, Besitzstand oder gar Kopfzahl gleiche Parteien sind, sondern daß einer sehr starken Schlachtreihe von Anhängern des Alten, der bestehenden Ordnung im Reiche der Wissenschaft, einige wenige Neuerer gegenüberstehen. Von ihnen ist Lamprecht derjenige, der sich zuerst in sehr scharfen Gegensatz zu der älteren, noch immer von dem 1824 jungen Ranke beherrschten Forschungsweise gestellt hat. Vor ihm war Eduard Meyer auf den Plan getreten, auch er schon sich loslösend von reiner Staats- und Beschreibungsgeschichte, doch weder so radikal mit der Überlieferung brechend, noch auch so kampflustig. Nach ihm sind andere Versuche eines solchen Bruches gemacht worden, unter ihnen freilich auch die unsicherer Liebhaber der Wissenschaft und die mehr programmatischen als praktischen der sozialistischen Ökonomisten. Lamprecht selbst ist wie jeder andere, der heute sich dem Joch der Ranke-Überlieferung entziehen will, auf Nietzsches

und Burckhardts Schultern getreten, aber er hat von Anfang an eine eigene Weise gefunden. Jetzt hat er an seinem Werke weiter gebaut und nach der neuestens vorgelegten Fortsetzung, richtiger gesagt dem vorweg genommenen Abschluß seiner deutschen Geschichte zu urteilen, ist es nicht ohne innere Entwicklung geschehen. Daß wir in die Zukunft unserer Wissenschaft und nicht in die Vergangenheit schauen, daß wir nicht die Wege der Väter wandeln, sondern eigene Pfade aufsuchen sollen, dafür braucht man heute nicht mehr so eifrig wie zuvor Stimmen zu werben. Daß Geschichtsschreibung nicht nur die Ausschachtung und Reinigung neuer Tatsachen, sondern ebenso sehr, wenn nicht im höheren Sinne, die Deutung und Ordnung bekannter zur Aufgabe hat, diese Erkenntnis ist doch schon im Fortschritt begriffen. Damit aber ist gesagt, daß Lamprechts Beginnen, das von dieser Einteilung durchaus beherrscht ist, als grundsätzlich vollkommen berechtigt erscheint. Ein anderes ist es, ob man die Wege, die er in dieser an sich im höchsten Maße zu billigenden Richtung einschlägt, im einzelnen für die richtigen hält. Der hier schreibt, ist als einer, der auf seine und sicher weit abweichende Weise später ein Gleiches versucht hat, im Grunde in dieser Frage kein zuständiger Richter: er müßte sich selbst als befangen ablehnen. Wie unbillig ist es, wenn das Werk eines Selbständigen von einem anderen ebenso Eigenrichtigen am Maßstab von dessen Meinung gemessen und nach den von vornherein zu erwartenden Unterschieden abgeurteilt wird. Das ist im Grunde ein Selbstgespräch des Urteilers, der sich von neuem in der Vorzüglichkeit seiner eigenen und in der Mangelhaftigkeit der fremden Meinung bestärkt. So darf man verfahren, wenn man einen allgemeinen Gegensatz ausfechten, nicht aber, wenn man ein Bild von dem Wirken eines anderen geben will.

Doch es gibt noch eine andere Form der Würdigung wissenschaftlicher Arbeit; sie sucht sich auf die Seite ihres Urhebers selbst zu stellen. Lamprecht ist auch als Verfasser der deutschen Geschichte lange Zeit nur als ein Träger wirtschaftsgeschichtlicher Anschauungen angesehen worden. Nicht ohne Grund und nicht ganz mit Unrecht: denn die wirtschaftliche Entwicklung, der sein früheres Arbeiten gegolten hatte, spielte auch in seinem Hauptwerk die führende Rolle. Sie war nicht nur als solche offensichtlich mit überwiegender Vorliebe behandelt, sondern sie wurde auch zum Maßstabe der anderen Teile der Geschichte des geschilderten Volkstums. Lamprecht hat, um einen Beleg anzuführen, den Aufschwung der deutschen Dichtung nach 1150 in einen so engen Zusammenhang mit dem gleichzeitigen Vordringen der Geldwirtschaft gebracht, daß er nur als Wirkung dieser Ursache erscheint. Lamprecht hat daneben freilich von Anbeginn eine Stufenfolge von Zeitaltern aufgestellt, deren Namen schon sie als nicht wirtschaftsgeschichtlich gefunden erkennen lassen. Aber die Begriffe eines symbolischen, typischen, konventionellen und individuellen Zu-

standes tauchten immer nur hie und da als Leitmotiv kurzer einleitender Betrachtungen auf, verschwanden immer wieder vor dem Flusse der Einzeldarstellung und machten so durchaus nicht den Eindruck herrschender Einteilungsgedanken. Lamprecht hat in dem überaus denkwürdigen Vorwort zur dritten Auflage seines ersten Bandes, das, wie mich dünkt, noch einmal als ein Zeugnis der Wissenschaftsgeschichte unseres Zeitalters angesehen werden wird, diese Teilung als die von Anfang an in seinem Werk maßgebende bezeichnet und damit die Forderung aufgestellt, daß man die Staffeln seiner Stufenfolge von vornherein als vom Standpunkt der Seelengeschichte dieses Volktums gefundene hätte deuten sollen. Man wird über die Auffassung der früheren Teile mit ihrem Verfasser nicht gern streiten mögen: vielleicht ist die Zwiespältigkeit, die sich hier im Urteil der Leser und des Schreibenden herausstellt, darauf zurückzuführen, daß Lamprecht ehemals selbst die keimhaft schon in ihm sich entwickelnden neuen Anschauungen noch nicht im selben Maße als die entscheidenden ansah wie heute. Jedenfalls aber geht daraus hervor, daß diese Anschauungen in lebhaftem Fortschritt begriffen sind.

Um so gespannter ist man, den vorliegenden Band von dem Standpunkt der letzten Entwicklungsstufe dieser Leitgedanken aus zu prüfen. An sich ist ungewöhnlich, daß ein Forscher, wenn nur eben die erste Hälfte seines Werkes vollendet ist, den Schluß vorwegnimmt. Man wird ihm nicht Unrecht tun, wenn man vermutet, eben um seiner Zielgedanken willen sei er so verfahren. Lamprecht hat in ebenfalls vorgreifenden Andeutungen das Zeitalter seit 1750 als das subjektivistische gekennzeichnet: man erwartet zunächst, daß er die drei Jahrzehnte zwischen 1870 und 1900, die er hier, wenigstens insoweit ihr geistiges Schaffen in Betracht kommt, schildern will, zu diesem Gesamtmerkmal der neuesten Zeit in Beziehung setzt. Das geschieht indessen nicht eigentlich. Lamprecht erhebt zwar auch hier einen, das ganze Zeitalter umspannenden Begriff zum herrschenden Kennzeichen des Zeitalters; aber er setzt ihn nicht in Beziehung zu dem des voraufgehenden Abschnittes. Ohne Zweifel ist der Grundbegriff der Reizsamkeit, der für die Zeit von 1870 bis 1900 gelten soll, in irgend welchem Anschluß an den Subjektivismus des vorangehenden Zeitraumes gedacht: vielleicht als eine neue Steigerung, etwa in dem Grade, wie Lamprecht den Subjektivismus als Steigerung des Individualismus ansieht, den er für die zweieinhalb Jahrhunderte zwischen 1500 und 1750 als herrschend annimmt. Aber man ist über diese Folge doch etwas überrascht. Es würden sich, wenn diese Besprechung davon nicht grundsätzlich absehen wollte, gegen jene älteren Sammelnamen die mannigfachsten Einwendungen erheben lassen: denn was hat das Jahrhundert der Demokratie und des Realismus eigentlich mit Individualismus, wenigstens in dem hergebrachten Burckhardtschen Sinne starken Persönlichkeitsdranges zu schaffen? Indessen mag man sich auch dieser Begriffs- und Namengebung vollkommen

unterwerfen: wie ist in diese Reihe der neue Leitgedanke der Reizsamkeit einzuordnen? Er bezeichnet doch unzweifelhaft eine Erhöhung körperlich-geistiger Empfänglichkeit, erkauft durch eine gewisse Abschwächung der Nervenkraft. Man mag die Behauptung, die in diesem Worte liegt, als eine physiologisch-pathologische Kennzeichnung des lebenden Geschlechtes in gewissen Maßen zugeben: aber inwiefern eignet sie sich zur allgemein geschichtlichen Abgrenzung und Abschilderung dieses Zeitraumes? Der Faden, an dem Lamprecht die Folge seiner Entwicklungsstufen bisher aufgereiht hat, ist damit gänzlich abgerissen. Und sollte dieser Sammelbegriff so viele Vorzüge haben, daß er dafür entschädigt? Man sollte meinen, die Einheitlichkeit eines solchen Gesamtgedankens, der ein Zeitalter ganz überschatten und allein erklären soll, ist an sich eine Gefahr: es liegt allzu nahe, den Dingen Gewalt anzutun, um sie alle dem einen Oberbegriff unterzuordnen. Noch immer fand ich bei an sich ähnlich gerichtetem Suchen nach gedanklicher Bemeisterung und Ordnung des unsäglichen Wirrwarrs des geschichtlichen Einzelstoffes, daß das einzelne Zeitalter sich in Gegensätzen bewegt, daß zum mindesten Vorläufer der nächsten Zukunft, Reste der letzten Vergangenheit die Einheit des Bildes stören, wenn nicht gar gleich gewaltige, fast ebenbürtige Strömungen aufeinander prallen.

Das Ende des neunzehnten Jahrhunderts ist eine Zeit, die im Geistigen ein nahezu musterartiges Beispiel solchen Aufeinanderprallens darbietet. In der Kunst feiert der Realismus, der von den Anfängen des Jahrhunderts an sich vorbereitet hat, erst jetzt seine größten, seine ausschweifendsten Siegesfeste. Aber gegen diese herrschende Geistesrichtung, die in Zolas und Manets Namen verkörpert ist, erhebt sich der unausbleibliche Gegenstoß reiner Formen- und Phantasiekunst. Von der überwundenen, immer müder, immer blasser werdenden Stilkunst älterer Zeiten sind zu Puvis de Chavannes, zu Swinburne und selbst zu unserem kraftvollen Böcklin leise Fäden gesponnen: befriedigender und geschichtlich richtiger ist es, sie als Vorläufer einer neuen großen Gegenbewegung aufzufassen, die, wenn nicht alle Zeichen trügen, zum wenigsten die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts füllen wird. Wer Augen hat zu sehen, wird das Seitenstück, das die wissenschaftliche Bewegung unserer Tage darbietet, nicht verkennen können. Nietzsche steht mit den großen Anbahnern der großen Form in der Kunst auf einer Linie und es fehlt nicht an Forschern, die im Reiche der Wissenschaft wieder dem Begriff zur Herrschaft verhelfen wollen, um die ihn der Stoff so lange gebracht hat.

Das sind große Gegensätze und alte, solche, um die nicht seit Jahrhunderten, sondern schon seit Jahrtausenden gekämpft ist und die heute doch wieder in ganz neuer Gestalt auftreten. Ihr Dasein, ihr Wirken ist überall mit Händen zu greifen: ein Leser Lamprechts aber erhält den

Eindruck, als sei im Grunde alles einheitlich, so bunt und mannigfaltig die Oberfläche auch geschildert worden ist. Fragt man, wie das möglich sei, so bietet sich zunächst der gewählte Gesamtbegriff zur Erklärung dar. Er liegt außerhalb des eigentlichen Bezirkes geistiger Kämpfe; halb dem Leibesleben zugehörig ist er fast neutral: Lamprecht hat deshalb schlechthin Entgegengesetztes auf ihn beziehen können. Er hat mit seiner Hülfe selbst Menzel und Böcklin unter eine Formel zu fassen vermocht.

Überdies fehlt es auch im einzelnen nicht an ähnlich vereinheitlichenden Oberbegriffen: am bezeichnendsten im Bezirke der bildenden Kunst in Gestalt des Impressionismus. Unter Impressionismus verstand man bisher zunächst die eigentümliche Übergangsstufe der französischen Malerei, die durch Claude Monet, Sisley, Pissaro bezeichnet wird, und man ordnete ihnen wohl auch andere gleichgerichtete Meister der bildenden und redenden Künste zu. Es handelt sich da um einen für Kunst- und Seelenlehre gleich merkwürdigen, überaus seltsamen Vorgang: diese Maler sind von dem härtesten und nüchternsten Naturalismus, dem Manets, ausgegangen, haben ihn dem Grundsatze nach noch steigern wollen, sind dabei aber gewissermaßen wider Willen und ohne es zu wissen, in die Bezirke einer Phantasie- und Formenkunst hinübergeglitten, die sich zwar noch nicht fessellos ihren Eingebungen überließ, aber jedenfalls den entscheidenden Schritt von der Wirklichkeit fort vollzog. Die Künstler dieser Gruppe vermeinten, es sei erst die höchste Treue der Natur gegenüber, wenn man nicht mehr die Dinge selbst, sondern gar bloß den Eindruck, den sie in Netzhaut und Hirn zurücklassen, wiedergebe. Sie wollten auf diese Weise auch den letzten Rest persönlicher, willkürlicher Zutat zur Wirklichkeit austilgen und sie wußten nicht, daß sie gerade dadurch der wählenden, hier fortlassenden, dort steigernden, hier abmildernden, dort verstärkenden Lust des Ichs Tür und Tor öffneten. So stehen sie, die ihrer Meinung nach folgerichtigsten Naturnachahmer, schon auf der Schwelle des neuen Zeitalters starker Stilkunst. Selbst ihre Technik der Farbflecke hat diesen Übergang herbeiführen helfen: ihre Bilder sahen, aus nächster Nähe gesehen, erstaunlich unwirklich aus. Das Entscheidende aber ist, daß ihre Eindrücke, wie sie es nannten, einen Märchenschimmer von Duft und Verklärung über die Gegenstände breiteten, von dem Manets entsetzliche Nüchternheit nichts gewußt hatte und der um so stärker in die Augen fiel, als sie die nächstliegenden Gegenstände, die Seine-Ufer, den Tuileriengarten, oder was sonst ihnen in den Wurf kam, bevorzugten.

Lamprecht hat diesen Sinn des Wortes, der von höchster Zusammengesetztheit und Besonderheit ist, ohne sich viel um seinen Ursprung zu kümmern, ins Ungemessene erweitert. Er versteht unter Impressionismus im Grunde den Realismus, Naturalismus fast aller der Stufen, die die Wirklichkeitskunst der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts

emporgestiegen ist. Aber er hat offenbar das Bedürfnis, auch die entgegengesetzten formstarken, phantastischen Strömungen des Zeitalters mit in seinen Sammelbegriff einzubeziehen und so ersetzt er den Namen Realismus durch den anderen Impressionismus und begreift fast alle Kunst seit 1850 unter diesem Namen. Dieses Verfahren ist um so gewagter, als Impressionismus zuerst (S. 74) so erklärt ist, daß man in ihm nur eine Steigerung der Wirklichkeitstreue, nämlich den Farben gegenüber, erblicken kann. Denn auf Eindrücken als solchen hat noch jede Kunst beruht; wird von Eindruckskunst im betonten Sinne des Wortes gesprochen, so kann es sich nur um eine Vermehrung der Schärfe bei Wiedergabe des Erinnerungsbildes handeln, also um einen Fortschritt zur Wirklichkeit hin. Etwas später aber setzt Lamprecht den soeben erläuterten Begriff wieder in Gegensatz zum Naturalismus (S. 84), er erklärt, daß er Idealismus und Realismus für Kunstrichtungen halte, die in jedem Zeitalter vertreten und deshalb ungeeignet zur Namengebung seien. Daraus geht hervor, daß er Impressionismus für einen Begriff aus einer ganz anderen Kategorie hält: er unterscheidet auch naturalistischen und idealistischen Impressionismus. Ich muß nun gestehen, daß ich diese beiden Erklärungen nicht miteinander vereinigen kann. Ich kann mir keinen Realismus vorstellen, der nicht auf Verschärfung der Eindrücke von der Natur zurückgeht; und wiederum, wenn Lamprecht den ursprünglichen Sinn des Wortes festhalten und damit einen Übergang zwischen Wirklichkeits- und Phantasiekunst bezeichnen will, so verfehlt er gerade seinen letzten Zweck, die Auffindung eines in Wahrheit geschichtlichen, ganz eigentümlichen Sammelbegriffs für die Kunst des Zeitalters, denn eine im Grundsatz ganz ähnliche Mischung von Wirklichkeitstreue und Willkür, und zwar ebenfalls der Farbe gegenüber, stellt die Kunst der großen Holländer des siebzehnten Jahrhunderts, namentlich Rembrandts dar. Die Linie, deren Beseitigung aus der Malerei Lamprecht wie ein wirklich eigentümliches Kennzeichen dieses Zeitalters behandelt, ist damals so nachdrücklich, wie nur denkbar, von den Staffeleien verbannt worden und in den Farbenträumen Rembrandts haben Wirklichkeit und Phantasie einen ebenso bizarren Reigen getanzt, wie nur je in den Blütenbüschen Monets.

Ich möchte mich gegen Lamprechts Begriffsbildung nicht störrisch ablehnend verhalten. Ich verstehe wohl, was er meint: er macht zur Unterlage für seinen namengebenden Zeitgedanken die Beobachtung, daß die Kunst dieser Jahrzehnte neuen und, wie man auch im Hinblick auf ältere Realismen wird zugeben dürfen, besonders vielen Eindrücken von der Wirklichkeit her offen stand. Aber damit ist doch nur gesagt, daß man sich auf einem neuen Wege der Wirklichkeit näherte; diese Stoffkunst teilt ihre Gradeigenschaft mit der aller früheren Zeiten: auch die realistische Malerei des fünfzehnten, die des siebzehnten Jahrhunderts und

endlich die der Rousseauzeit empfing von der Natur neue Arten von Eindrücken. Und man wird schwerlich behaupten dürfen, daß die jedesmal eintretenden Vertiefungen flacher oder minder bedeutend waren als die des modernen Naturalismus, wenn selbstverständlich auch der absolute Zuwachs ein steigender war. Ja man wird kaum einen nennenswerten Gradunterschied der einzelnen Eindrucksempfängnisse angeben können: in jedem dieser Vorgängerfälle wesentlicher Erweiterung und Vertiefung des Blickfeldes der Wirklichkeit gegenüber war der neue Gewinn an Sehenkönnen ein ganz außerordentlicher — abgesehen höchstens von dem etwas episodenhaften Zwischenfall zwischen 1750 und 1780, der wenigstens der Malerei nicht die beträchtlichen Eroberungen einbrachte, die ihm allerdings in den Bezirken der Dichtung im reichsten Maße zufielen. So scheint mir selbst von dem naturalistischen Teil der modernen Kunst die Bezeichnung nicht, was Lamprecht von ihr doch will, eine ihr allein eigentümliche Eigenschaft auszusagen. Die idealistischen Leistungen aber sind unter die Begriffserklärung, die Lamprecht selbst zwar nirgends gibt, die man sich aber aus seiner Anwendung ableiten kann, überhaupt nicht wohl unterzuordnen. Böcklin ist doch wahrlich deren erster Vertreter und was hat seine Kunst mit einem so umschriebenen Impressionismus zu schaffen. Seine Märchenfarben sind natürlich auch von irgend einer Wirklichkeit hergeleitet, aber welche Formenkunst verführe anders? Mich dünkt, an Böcklin muß der Oberbegriff der Reizsamkeit gänzlich scheitern und er war doch unzweifelhaft der stärkste Künstler dieses halben Jahrhunderts!

Dieser sehr dehnbaren, wie mich dünkt allzu dehnbaren Abgrenzung des obersten Sammelbegriffs entsprechen die der unteren Abteilungen. Wenn Israels und Liebermann als psychologische, Böcklin, Thoma und Klinger aber als physiologische Impressionisten eingeordnet werden, so geht mir der Faden gänzlich verloren; wenn Stuck und Leistikow sich als Stimmungsidealisten mit Uhde als Meister der Ideenmalerei zusammenfinden, so ist mein Verständnis dafür kaum zureichender. Im ersten Falle würde ich die umgekehrte Anordnung allenfalls begreifen; wenn mir auch Böcklin als Impressionist überhaupt unzugänglich ist.

Den Begriff des Impressionismus, den Lamprecht auf dem Gebiete der bildenden Kunst, richtiger der Malerei — denn Bildnerei, Bau- und Zierkunst werden nur auf wenigen Seiten nebenher abgehandelt — gefunden hat, überträgt er ohne weiteres auf die Dichtung, ohne doch eine neue allgemeine Erläuterung zu geben. Bei der Wichtigkeit der Rolle, die er dort der Farbe beimißt, ist das doppelt zu bedauern. Inwiefern hier Naturalismus und Impressionismus sich decken und sich ausschließen, bleibt ganz unerörtert. Aber auch hier wieder drängen sich Erscheinungen, die mir die äußersten Gegensätze darzustellen scheinen, eng zusammen. Liliencron, für den Lamprecht eine außerordentliche Vorliebe zu hegen scheint, tritt in doppelter Gestalt als naturalistisch-physiologischer und als

idealistisch-physiologischer Impressionist auf, aber wenn dicht neben ihn Stefan George als teils idealistisch-psychologischer, teils naturalistisch-psychologischer Impressionist gestellt ist, so vermag ich nicht nur nicht Folge zu leisten, sondern nicht einmal zu verstehen. Ich habe viel über Stefan Georges Kunst nachgedacht, weil sie mir tiefere und reinere Genüsse als die eines anderen lebenden Dichters gab, aber ihn als Naturalisten zu empfinden, würde mir nie in den Sinn kommen. Selbst in die Blätter für die Kunst, in seine Zeitschrift, hat sich nur einmal ein Naturalist verirrt, und von Arno Holzens halb nüchterner, halb phantastischer Art, vielleicht ein Impressionist im Sinne Monets, Max Dauthendey; aber er ist dort immer allein geblieben, kenntlich in dieser Vereinsamung durch die Lässigkeit seines freien Versmaßes, die an diesem Orte nie wieder Einkehr gehalten hat. Auch die Unterscheidungen zwischen einer naturalistischen und einer idealistischen Richtung in Stefan Georges Kunst ist mir ganz unklar geblieben. Als Probe für die eine, die vorangestellte naturalistische, führt Lamprecht die zweite, dritte und vierte Strophe des Gedichtes Weihe an, das in der heutigen Anordnung die erste und die älteste der Sammlungen von Georges Werken eröffnet und das auch im frühesten Druck — vom Oktober 1892 — das erste Heft der Blätter für die Kunst einleitete. Man müht sich vergeblich ab, in ihnen auch nur einen Hauch von gröblicher Wirklichkeitsschilderung zu spüren, aber wie sehr erstaunt man, unter den Belegen für die zweite, demnächst geschilderte Richtung in Georges Kunst, die idealistische, aus demselben Gedicht die erste Strophe wiedergegeben zu finden. Zunächst nimmt man bei solcher Scheidung im Werke eines Künstlers doch an, daß zwei zeitlich halbwegs getrennte Entwicklungsstufen gesondert werden sollen, aber gesetzt auch den Fall, Lamprecht hätte in einzelnen Bänden der Gedichte beide Richtungen als vertreten nachweisen wollen, so mußten doch wenigstens in deren Rahmen die einzelnen Gedichte entweder der einen oder der anderen Seite zugeteilt werden. Hier liegt entweder ein Versehen vor oder falls Lamprecht selbst bis in das einzelne Gedicht hinein die Zwiespältigkeit feststellen will, eine mir unzugängliche Behauptung. Denn ich kann beim besten Willen zwischen der ersten und zweiten Strophe auch nicht einmal einen Wechsel der Klangfärbung entdecken. Ich stelle sie zur Nachprüfung hierher und zweifle, daß irgend jemand sonst hier Lamprecht zu folgen vermag.

Hinaus zum strom! wo stolz die hohen rohre
Im linden winde ihre fahnen schwingen
Und wehren junger wellen schmeichelchore
Zum ufermoose kosend vorzudringen.

Im rasen rastend sollst du dich betäuben
An starkem urduft, ohne denkerstörung,
So daß die fremden hauche all zerstäuben.
Das auge schauend harre der erhörung.

Abgesehen von den Streitigkeiten, die sich über die Zuweisung der einzelnen Künstler zu den verschiedenen, begrifflich abgegrenzten Gruppen erheben könnten, scheint mir hier eine allgemeine Gefahr zu drohen: ein Überwuchern der begrifflichen Scheidung selbst. Ich wäre der letzte, der das Recht des Geschichtsforschers zu solcher Einteilung in Zweifel ziehen möchte; ich würde mich dadurch in das eigene Gesicht schlagen. Aber mich dünkt, die Abgrenzungen, die da vorgenommen werden, sollen sich nicht allzu weit von Art und Wesen des abzugrenzenden Stoffbereiches entfernen. Künstler sind, wie ich weiß, leicht geneigt, eine so vorsichtige und mannigfache Abstufungen zulassende Teilung wie die zwischen Stoff- und Formenkunst zuzulassen; aber ich zweifle, ob auch nur ein deutscher Dichter oder Maler sich dazu verstehen würde, die Schlüssigkeit von Lamprechts Scheidung zwischen naturalistisch-physiologischem und idealistisch-psychologischem Impressionismus zuzugeben. Und ich meine, auch der Forscher wird solchen Zweifeln Recht geben müssen: die überaus flüssige und schwankende Artung geistigen Schaffens verlangt große, weite Umrißlinien für die Bezirke, die der Geschichtsschreiber abzugrenzen trachtet. Fast fürchte ich auch, eine Überspannung des Grundsatzes begrifflicher Teilung möchte dieser ganzen Gattung von Geschichtsdarstellungen Eintrag tun.

Die beiden Abschnitte, die in diesem Bande Lamprechts der Schriftkunst und der Malerei gewidmet sind, sind umrahmt von zwei anderen, von welchen der erste die Musik, der zweite die Weltanschauung des Zeitraumes beleuchten soll. Den einen übergehe ich als ein durchaus Unzuständiger ganz; auch von dem anderen will ich nicht reden, so sehr es mich drängt, gewisse Einsprüche in Hinsicht namentlich auf Wundt und Nietzsche vorzubringen.

Überhaupt ist es nicht die Absicht dessen, der hier Bericht erstattet, an die Bedenken, die er hier notgedrungen, um seine Überzeugung zu wahren, vorbringen mußte, immer neue Weiterungen zu knüpfen oder dergestalt gar den Eindruck zu erwecken, als liege nicht in diesem Bande eine gewaltige Summe geistiger Leistung vor. Lamprecht ist vielleicht ein wenig selbst Vertreter des Impressionismus, den er nicht müde wird, hier zu schildern. Er ist, vom Standpunkt der Gelehrtenpsychologie betrachtet, den Eindrücken der auf ihn einstürmenden Stoffmassen besonders zugänglich. Er liebt es nicht entschieden abzuwehren oder vorzuziehen, er vermeidet grundsätzlich für oder gegen eine der von ihm gekennzeichneten Richtungen Partei zu nehmen. Er widmet auch einem innerlich so unbedeutenden Künstler wie Sudermann eine eingehende Betrachtung und redet, was vielen noch verwunderlicher sein wird, von dessen ethischem Pathos. Er ist auch gegen manche, nicht so weit im Vordergrund stehenden Persönlichkeiten von einer außerordentlichen Zurückhaltung und Milde des Urteils. Aber und dies ist das Entscheidende: was er von den Einzel-

erscheinungen sagt, wird man immer mit hoher Teilnahme und Spannung vernehmen. Auch wo der Leser etwa sehr abweichende Meinungen hegt, wird er noch Lamprechts Gegnerschaft förderlich finden: sehr, sehr viele glücklich herausgefundene Einzelzüge und noch mehr überzeugende Verknüpfungen verpflichten zur Dankbarkeit. Dazu kommt ein zweiter weit seltenerer Vorzug: die Fähigkeit großer Anordnung. Sie ist es, von der, wie ich meine, die Erfolge der nächsten Entwicklungsstufe unserer Geschichtsschreibung abhängen werden. Denn auch in der Wissenschaft stehen sich heute wie in der Kunst zwei Richtungen gegenüber: die eine, erfahrungswissenschaftliche, die wie Naturalismus und Realismus in Malerei und Dichtung ganz an den Stoff hingegeben ist und in seiner möglichst ausführlichen, möglichst getreuen Wiedergabe ihre vornehmste Aufgabe sieht; die andere, die der neu emporkommenden Formen- und Phantasiekunst ähnlich, zu allgemeinen Anschauungen vorzudringen strebt, nur daß sie nicht wie hier die Form, sondern deren Seitenstück in den Bezirken des Erkennens, den Begriff, als ihren Leitstern ansieht. Lamprecht hat in dem vorliegenden Bande der Erörterung der künstlerischen Grundströmungen eine ähnlich eingehende Betrachtung der wissenschaftlichen Richtungen nicht an die Seite gestellt. Darf man indessen von der einen auf die andere Schlüsse ziehen, so mußte er einen wissenschaftlichen Impressionismus als gegeben annehmen, der ähnlich wie der künstlerische beide Gegensätze vereinigt. Das ist für seine eigene Stellung bezeichnend: sie ist die des Überganges von dem einen zum anderen Lager. Er ist von einer durchaus volkswirtschaftlichen, fast materialistischen Auslegung der geschichtlichen Entwicklung ausgegangen und schließlich bei einer schlechthin psychologischen Anschauungsweise angelangt. Wichtiger noch als diese sachliche Stellungnahme ist die formale, methodische: er ist in vielen Stücken noch vornehmlich schildernder, beschreibender Geschichtsforscher und in seinem Urteil eher dem Stoff hingegeben, als auf starke Licht- und Schattenwirkungen bedacht. Aber ein drängender Trieb zu großen Zusammenfassungen und begrifflichen Verknüpfungen zieht ihn zur entgegengesetzten Seite. Und auch wer nicht jedes der von ihm erreichten Ergebnisse wird annehmen wollen, wird zugeben müssen, daß Lamprecht die bedeutendsten von seinen Erfolgen in dieser Richtung der Forschung errungen hat. Auch dies war ein neues Zeichen, daß ihr die Zukunft gehört, daß nach einem Zeitalter angestrengter Einzelarbeit nun ein neues weiter Gesamtanschauung und großer Überblicke heraufsteigt, daß wieder einmal der Pendel der Wissenschaft von der reinen Erfahrung und Beschreibung fort zur begrifflichen Durchdenkung des Erkenntnisstoffes hin schwingt.

Berlin. Kurt Breysig.

## Bericht über die während der Jahre 1900 und 1901 in Amerika veröffentlichten Aufsätze über deutsche Literatur.

Von den Americana Germanica (The Macmillan Company New-York) liegt der dritte Band jetzt vollständig vor. Über die beiden ersten Nummern ist bereits früher referiert worden; die dritte und vierte, welche als Doppelnummer erschienen sind (1899—1900), enthalten die folgenden uns interessierenden Artikel: In „Egestorff's Translation of Klopstock's Messias Compared with other Early English Translations" (S. 284—308) gibt D. B. Shumway eine kurze Biographie G. H. C. Egestorffs, der während eines siebzehnjährigen Aufenthaltes in London eine Übersetzung von Klopstocks Messias in reimlosen fünffüßigen Jamben verfaßt hatte. Da bereits eine Prosaübersetzung von Collyer, allerdings eine sehr schlechte (vgl. „Briefe die neueste Literatur betreffend" 267, 268), sich auf dem Londoner Büchermarkte befand, konnte Egestorff keinen Verleger finden und brachte das Manuskript nach Deutschland zurück, wo es ihm gelang, für sein Werk mehrere wohlhabende Hamburger Bürger zu interessieren, mit deren Beihilfe es 1821—1822 gedruckt wurde. Die Übersetzung selbst ist nach Shumways Ansicht ausgezeichnet und nur an wenigen Stellen verrät sie, daß der Verfasser kein Engländer war. Von anderen Übersetzungen werden noch erwähnt und kritisch betrachtet einmal eine in Hexametern, die in dem Londoner „Christian Instructor or Congregational Magazine" ungefähr gleichzeitig mit der Egestorffschen erschien, die aber nur den ersten Gesang nebst einer Anzahl Verse aus dem zweiten und dritten enthält, sodann eine amerikanische von S. Halling (Georgetown, S. C., 1810), von der Shumway nachweist, daß sie weiter nichts als eine Versifizierung der Prosaübersetzung von Collyer ist, und einige andere von noch geringerer Wichtigkeit.

Ein Artikel von W. Kurrelmeyer über „Walthers 'Fourth Group' of Bible Translations" (S. 326—332) bezieht sich auf das Verhältnis der Handschriften Codex germanicus monacensis 219—22, Codex germanicus monacensis 502—503, Maihingen I. 3. D. Fol. III—IV und Gotha Ms. 10 zueinander. Der Verfasser zeigt, daß das unerwartete Auftauchen eines Teils des Matthäus-Evangeliums (1—5, 44) im alten Testamente sich nicht nur, wie W. Walther in seinem Werke über „Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelsalters" annimmt, in der Maihinger Handschrift befindet, sondern auch im Cod. germ. mon. 502 vorkommt. Beide Handschriften, trotzdem sie voneinander etwas abweichen, stammen von demselben Schreiber Georg Rörer, und Kurrelmeyer ist der Ansicht, daß die Interpolation, obschon sie im Cod. germ. mon. nach Numeri, im Maihinger Manuskript nach Deutoronomium steht, wahrscheinlich von ihm herrührt und sich nicht in den Vor-

lagen vorfand, aus denen die betreffenden Handschriften kopiert sind. — In dem „Göthe's Vorklage" betitelten Aufsatz (S. 333—337) gibt C. W. Prettyman eine eingehende Interpretation des Götheschen Gedichtes und nimmt als Abfassungszeit ungefähr den 27. Dezember 1814 an. —

J. T. Hatfield und E. Hochbaum haben sich die Aufgabe gestellt, den Einfluß, den die amerikanische Revolution auf die deutsche Literatur ausgeübt hat, klarzulegen („The Influence of the American Revolution Upon German Literature", S. 338—385). Die Verfasser zeigen, unter Heranziehung vieler Belegstellen, wie groß das Interesse war, welches Deutschland amerikanischen Verhältnissen im allgemeinen entgegenbrachte, und mit welcher regen Teilnahme die kriegerischen Ereignisse in den Vereinigten Staaten und die Taten Washingtons und Franklins auch von deutschen Dichtern und Schriftstellern verfolgt wurden. In dem Kapitel über den Revolutionsgeist in der deutschen Poesie wird darauf hingewiesen, daß dieser Geist der Auflehnung gegen die Tyrannenmacht, wie er in einigen Gedichten Fr. Leop. Stolbergs, Schubarts und anderer hervortritt, zu derselben Zeit sich zeige, als die amerikanischen Kolonien sich vom Mutterlande losrissen, und daß zweifellos diese politische Bewegung es gewesen sei, welche die deutschen Dichter veranlaßt habe, auf einem Pfade weiterzuschreiten, der „durch die Bardendichtung Gerstenbergs, Klopstocks und ihrer Nachahmer bereits geebnet war" (S. 358). Andere Kapitel beschäftigen sich mit den direkten Anspielungen in der deutschen Literatur auf die Revolution, auf den schmachvollen Soldatenhandel u. s. w., und zahlreiche Zitate, sowie ganze Gedichte werden zum Beweise herangezogen. — Im Anschluß an diesen Artikel sei ein anderer, „The American Revolution and German Literature" (Modern Language Notes 1901, Band 16, S. 336—351, 411—418 und 449—462) erwähnt, in welchem John A. Walz das Ergebnis seiner Studien auf demselben Gebiete niedergelegt hat und dabei, mehr als Hatfield und Hochbaum es getan haben, auch die abfällige Kritik berücksichtigt, die in Deutschland gegen die Revolution laut wurde. Den Einfluß der letzteren auf die zeitgenössische deutsche Literatur schlägt Walz nicht hoch an und die Annahme, daß der Revolutionsgeist in der deutschen Literatur durch die Freiheitsbewegung in den Vereinigten Staaten hervorgerufen sei, weist er als unhaltbar völlig zurück. —

Den Schluß der Doppelnummer bildet eine vergleichende Studie von C. W. Eastman, in welcher die Ähnlichkeit von Hauffs „Lichtenstein" mit Scotts „Invanhoe", die sich nicht nur auf die Hauptcharaktere, sondern auch auf Szenen und Begebenheiten in beiden Romanen erstreckt, besprochen wird, eine Ähnlichkeit, welche es als annehmbar erscheinen läßt, daß dieser deutsche Ritterroman eine Nachahmung des englischen sei (Wilhelm Hauff's „Lichtenstein" S. 386—392). —

Vom vierten Band derselben Zeitschrift (1901) liegt bis jetzt erst eine Nummer vor, in welcher M. D. Learned und K. Grosse das Tagebuch eines hessischen Offiziers, des Hauptmann Wiederholdt über seine Erlebnisse auf amerikanischem Boden von 1776—1780 veröffentlichen. Die Einleitung S. I—XVII, welche die Geschichte und Sprache des Tagebuchs behandelt und Auszüge aus Briefen ähnlichen Inhalts gibt, stammt von Learned her („Tagebuch des Capt. Wiederholdt").

Im ersten Heft des 15. Bandes der „Modern Language Notes" (Baltimore, 1900) erötert K. B. Wilson in einem „The Böse Geist in the Cathedral Scene Faust I" (S. 12—19) benannten Aufsatze die Ansichten verschiedener Goetheforscher über die Bedeutung des bösen Geistes und entscheidet sich, dem Beispiel Düntzers, Carrières, Schröers und anderer folgend und entgegen den Annahmen Loepers (in dessen zweiter Ausgabe des „Faust"), Biedermanns (Goethe-Forschungen 3, S. 35) und Paulsens (Deutsche Rundschau, August 1899) dafür, daß die Worte des bösen Geistes die Gedanken und Gefühle veranschaulichen sollen, die in Gretchen während der Seelenmesse auftauchen und sie quälen. — Im Anschluß an diesen Artikel wirft C. A. Eggert im vierten Heft derselben Zeitschrift die Frage auf, ob es Goethes Absicht gewesen sein könne, nur die Stimme von Gretchens bösem Gewissen uns hören zu lassen, in welchem Falle der böse Geist weiter nichts als eine allegorische Figur wäre, oder ob nicht der Dichter mehr habe vergegenwärtigen wollen. Eggert hebt hervor, daß Gretchens Gedanken nicht allein durch ihre Gewissensangst hervorgerufen sind, sondern daß sie auch ihre religiösen Anschauungen reflektieren, jene düsteren der mittelalterlichen Kirche, denen zum Beispiel der Tod ohne Beichte ewige Verdammniß bedeute. Diese düstern religiösen Anschauungen sind in dem bösen Geiste verkörpert, und dieser ist insofern eine poetische Schöpfung im selben Sinne, obgleich nicht im selben Grade, wie Mephistopheles. Er ist der Peiniger, an den die Kirche glaubt; deswegen existiert er für Gretchen in Wirklichkeit, und auf ihr ist es zurückzuführen, daß die Verse: „Grimm faßt dich!" u. s. w. nicht die Gewissensbisse einer schuldbewußten Seele, sondern die Furcht vor dem jüngsten Gericht ausdrücken. (The „Evil Spirit" in Goethe's Faust I, S. 216—221.) — In der dritten Nummer verbreitet sich A. R. Hohlfeld, gelegentlich einer Besprechung von E. Schlesingers „Johann Rautenstrauch. Biographischer Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Österreich. Wien, 1897", über den großen Einfluß, den Gleims „Preußische Kriegslieder" auf Rautenstrauchs „Kriegslieder für Josefs Heere" ausgeübt haben. Sodann wird eine Kritik über Goethes „Götz" aus dem Jahre 1774 mitgeteilt, die der Rautenstrauchschen Wochenschrift „Die Meinungen der Babet" entnommen ist. Braun („Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen") erwähnt diese Kritik, die Rautenstrauch als einen der ersten Vorkämpfer für den neuen

englischen Geschmack in Wien kennzeichnet, nicht. (Johann Rautenstrauch and Goethes Götz, S. 142—147.) —

Pniowers Buch „Goethes Faust, Zeugnisse und Exkurse zu seiner Entstehungsgeschichte" veranlaßt A. Gerber, der dem Werke als Ganzem großes Lob zollt, einzelne Stellen zu kommentieren (Some Notes on Pniower's Goethes-Faust, S. 257—67). Es sind die folgenden: 1. Hinsichtlich der von Pniower behaupteten Unzulänglichkeit der Tagebücher für die Chronologie des Faust findet Gerber im Gegenteil, wenigstens was die Entwicklung des Faust in den Jahren 1825—1831 anbetrifft, daß sie vollständig zuverlässig sind. 2. Die Wiederaufnahme der Arbeit am Faust setzt er ins Jahr 1797 und nicht 1796, für das Pniower plaidiert. 3. Die Abfassung der Verse: „Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel Auf seinen Pfaden hinterdrein" verlegt Pniower in die Zeit des „Fragments" und nicht in die Frankfurter Periode, weil er die Worte im „Urfaust" (S. 80): „wandle den Wurm wieder in die Hundsgestalt" u. s. w. als Beweis für einen verschiedenen Plan ansieht und wahrscheinlich voraussetzt, daß Mephistopheles, ehe er menschliche Gestalt annahm, sich eine Zeitlang in der Gestalt eines Hundes um Faust bewegte. Gerber jedoch interpretiert die Zeilen folgendermaßen, wodurch die obige Annahme unnötig werde: Wandle den Wurm wieder in die Hundsgestalt, in der er sich nächtlicher Weile (aber nicht zu andern Zeiten) oft (nicht immer) gefiel (früher, aber jetzt nicht mehr) vor mir herzutrotten . . . 4. Über die Schemata zu den Antezedenzien der Helena vom 9. November bis 18. Dezember 1826 sagt Gerber: „Paralipomenon Nr. 63 wurde nicht nach vorn fortgeführt, sondern in der Mitte. Die Nummern 1—6 waren wahrscheinlich nicht verloren, sondern frei gelassen, weil es Goethe damals nur um die unmittelbaren Antezedenzien zur Helena zu tun war. Wenn sie tatsächlich geschrieben worden wären, würde es ein seltsames Zusammentreffen sein, daß die Schemata vom 9. und 10. November (Paralipomenon Nr. 99) beide an derselben Stelle beginnen sollten. Die Antezedenzien zu Faust vom 15. Dezember beziehen sich nicht auf Paralipomenon Nr. 123, sondern auf den Entwurf zu demselben vom 15. Dezember, welchen Pniower übersehen zu haben scheint, während die Einleitung zur Helena anderseits sicherlich mit diesem Paralipomenon identisch ist" (S. 264). Die Zeilen 244—256 von Paralipomenon Nr. 123 zeigen, wie Gerber entdeckt hat, eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Dantes Inferno IX, 55—60. 5. Eckermanns Behauptung (15. Januar 1827), daß Goethe ursprünglich beabsichtigt habe, Faust vor Proserpina treten zu lassen, um sie zu bewegen Helena herauszugeben, hält Gerber für höchst unwahrscheinlich, wenn nicht sogar unmöglich, da Manto ihre Rückkehr bewerkstelligen sollte. 6. Eckermann hat sich auch nach Gerbers Ansicht geirrt, wenn er erzählt, daß Goethe im Dezember 1830 sein ganzes Interesse dem vierten Akt des „Faust" und dem vierten Bande von

„Wahrheit und Dichtung“ zugewandt habe, denn der vierte Akt wurde erst im Februar oder sogar erst im Mai 1831 begonnen, während der fünfte im Dezember 1830 zum Abschluß gekommen war. —

John A. Walz spürt durch verschiedene deutsche Sagen dem Ursprung des von Goethe zweimal in „Wahrheit und Dichtung“ gebrauchten Wortes „Räzel“ (Weimarer Ausgabe Band 27, S. 361 und 232) zur Bezeichnung eines Mannes, dessen Augenbrauen über der Nase zusammenstoßen, nach und bringt es in Zusammenhang mit Schräzel, dem Diminutiv von Schratz (Schrat), das nicht nur im selben Sinne vorkommt wie bei Goethe, sondern auch Zwerg, Kobold bedeutet. Auf die Frage, weshalb jemand mit zusammenstoßenden Augenbrauen ein Räzel genannt werden sollte, gibt Walz die Erklärung, daß, es ein weitverbreiteter Aberglaube sei, daß eine Person, welche bei Nacht umhergeht, um als Dämon Leute zu quälen, an solchen Brauen erkannt werden könne.“ („The Origin of the Word ‚Räzel‘ in Goethe's Dichtung und Wahrheit“, S. 409—412). — Die beiden letzten Hefte der Modern Language Notes enthalten einen Artikel von Veit Valentin. (Die Antezedenzien der Helena in Goethes Faust, S. 387—402 und 467—482), in welchem dieser nochmals Gelegenheit nimmt seine Auffassung von der Entstehung und Bedeutung des Helena-Dramas gegen Gerber zu verteidigen (vgl. Euphorion 5, 357—358 und 7, 198—199), worauf der letztere im 16. Bande derselben Zeitschrift eine Erwiderung hat folgen lassen, „in der gezeigt werden soll, 1. daß Valentin seine Hypothese ... veröffentlicht habe, ohne gehörige Kenntnis der Chronologie der Helena und der Stelle, welche Goethe der Szene im Hades in allen Paralipomenen, welche eine Skizze davon geben, angewiesen hatte. Sodann sollen einige Punkte berührt werden, in welchen Valentin die Ansichten seines Gegners unrichtig dargestellt habe. Ferner soll auf die Tatsache aufmerksam gemacht werden, daß Valentin die Stellung und die Beziehungen der Skizze von 1816 zum Fragment von 1800 völlig miteinander verwechsle. Schließlich soll noch einmal eine Analyse der Helena und des dramatischen Zweckes des Homunculus gegeben werden, um mit mathematischer Genauigkeit die Unmöglichkeit der Homunculus-Helena-Theorie zu beweisen“ („Helena and Homunculus: A Critical Examination of Veit Valentin's Hypothesis and its Last Defence;“ S. 193—209 und 285—298).

Der 16. Band der Modern Language Notes (1901) enthält außer den bereits angeführten Artikeln von Walz und Gerber noch die folgenden: In Heft I (S. 1—12) bespricht H. R. Schilling auf das eingehendste die Kontroversen, die sich seit 1883 über die Lutherischen Verse:

Das wort sie sollen lassen stahn
Und kein danck dazu haben

erhoben haben, und bei jedem der zwei Verse kommt er zu dem Schluß, daß die neuen Interpretationen unhaltbar und daß die gewöhnlichen

traditionellen Auffassungen für richtig anzusehen seien. „Wort" im ersten Verse bedeute, entgegen den Ansichten von Karl Schultz (Nationalzeitung, August 5), E. Krey (Neue Stettiner Zeitung, November 5) und Georg Runze (Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, 1898) das Wort Gottes, das Evangelium, und mit „kein danck dazu haben" beabsichtige Luther nur zu sagen, „daß er nicht einmal seinen Feinden dafür danken wolle, daß sie auf seine Fordrung eingingen, insofern er nur Rechte und Wahrheiten behaupte, welche sie früher oder später, willig oder unwillig, doch würden anerkennen müssen" (S. 11). Nachdem Schilling bei Besprechung dieser zweiten Stelle sich gegen die Ansichten Th. Bachs (Nationalzeitung, 1883), M. Heynes (Wörterbuch) und R. Sprengers (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, VII) gewandt, nimmt er gegen P. Pietsch (Zeitschrift für deutsche Wortforschung, I) Stellung, der eine ältere Erklärung von O. Jaenicke: „danck" im Sinne von „Gedanken" zu verteidigen suchte. Schilling verwirft die herangezogenen Belegstellen und erhärtet noch weiter seine Ansicht durch die Anführung einer Stelle, die Pietsch entgangen ist; Luther, in seiner Flugschrift „Von heimlichen und gestohlen brieffen" (S. 12), sagt: „Sie sollen mir heimliche Sachen ungericht lassen, und deß keinen Dank dazu haben."

Das zweite Heft enthält einmal einen Aufsatz von Philipp Allen über das Volkslied „Abrede" (abgedruckt in J. G. Meinerts „Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens", Wien und Hamburg, 1817, S. 227), von dem Allen zeigt, daß Wilhelm Müller es nicht nur als Quelle für seine Ballade, „Thränen und Rosen", sondern auch für eins seiner „Ländlichen Lieder" (Abrede) benutzt hat („A Volkslied as Source of Two of Wilhelm Müllers Songs", S. 73—76); sodann von John A. Walz: The Folk-lore Elements in Hauptmann's „Die versunkene Glocke", S. 89—105 und Heft 3, S. 130—142). Walz bestreitet zwar nicht den Einfluß, den einige literarische Werke, wie z. B. Goethes „Satyros" und „Faust" und die Dramen Ibsens auf „Die versunkene Glocke" ausgeübt haben, die Hauptquelle aber, aus der Hauptmann für sein Märchendrama geschöpft habe, seien deutsche Märchen und Sagen gewesen, und namentlich hätten die Grimmschen Kindermärchen und Jakob Grimms „Deutsche Mythologie" eine reiche Fülle an Material geliefert. Diese Stoffe habe der Dichter, um sie seinem Zwecke dienstbar zu machen, natürlich häufig umgearbeitet, zu einem harmonischen Ganzen vereint und demselben den Stempel seines Geistes aufgedrückt. So findet Walz, daß z. B. zu der Gestalt der Wittichen märchenhafte Charaktere wie die Buschgroßmutter oder das Buschweibchen, die Waldfrau und die Hexen Züge hergeliehen hätten. Ebenso sei der Nickelmann ein vollständig deutscher Wassergeist. Selbst der Waldschrat, obgleich der Hauptsache nach ein Satyr, zeige eine Beimischung germanischen Blutes, und Rautendelein sei eine Verbindung von Wald-

oder Windelbe und Nixe. Aber nicht nur die oben erwähnten Charaktere seien der deutschen Folklore entsprungen, selbst einige Szenen, Motive, sogar Namen und Ausdrücke ließen sich auf dieselbe Quelle zurückführen. So zeigt Walz unter anderm, daß der Name Rautendelein nicht, wie vielfach angenommen, von Hauptmann erfunden sei, sondern aus der Ballade „Schön Ulrich und Rautendelein" (bei Hoffmann von Fallersleben: „Schlesische Volkslieder", Nr. 12), der ungewöhnliche Ausdruck „wünschlicher Gedanken Stärke" aus Grimms Märchen „Die Nelke" (Kinder- und Hausmärchen, Nr. 76) herstamme.

Das letzte Heft der Zeitschrift bringt einen kurzen Artikel von A. J. Roberts über Hrosvitha, in welchem er erklärt, daß der so oft behauptete Einfluß von Terenz auf die Komödien der gelehrten Nonne von Gandersheim sich nirgends, weder in der Auswahl des Stoffes, noch in den Charakteren, noch in der Sprache kund gebe („Did Hroswitha imitate Terence?" S. 478—481). —

Aus dem 16. Bande der „Publications of the Modern Language Association of America" (Baltimore, 1901) muß eine „The Sources of Titus Andronicus" betitelte Studie erwähnt werden, da der Verfasser, H. de W. Fuller, natürlich auch das deutsche Stück gleichen Inhalts „Eine sehr klägliche Tragoedia von Tito Andronico und der hoffertigen Kayserin" (zuerst abgedruckt in der Sammlung: Englische Comödien und Tragödien, 1620), das holländische von Jan Vos: „Aran en Titus, of Wraak en Weerwrak", Amsterdam, 1641, und das Programm vom Jahre 1699, in welchem die Aufführung einer „Tragoedia, genannt Raache gegen Raache. Oder der streitbare Römer Titus Andronicus" (A. Cohn: Shakespeare-Jahrbuch, 1888) angezeigt wird, in den Bereich seiner Forschungen über den Ursprung des Shakespeareschen Dramas gezogen hat. Eine eingehende Vergleichung des Inhalts sämtlicher vier Stücke führt den Verfasser zur Annahme des folgenden Quellenverhältnisses: Truppen englischer Komödianten brachten zwei Stücke über Titus Andronicus nach dem Kontinent. Aus demjenigen, das sie in Deutschland aufführten, entstand „Die sehr klägliche Tragoedia", aus dem andern ein holländisches Drama, das zwar nicht mehr existiert, das aber seinerseits einmal die Quelle für das Trauerspiel von Jan Vos, sodann für ein verloren gegangenes deutsches Stück gewesen ist, das uns durch das Programm repräsentiert wird; und zwar soll das von Henslowe in seinem Tagebuch im Jahre 1591 erwähnte Stück, „Tittus and Vespacia", die verlorene Vorlage für „Die klägliche Tragoedia", während der „Titus and Ondronicus", den Henslowe 1593 erwähnt, die verlorene Quelle für das holländische Drama sei. Von diesen beiden englischen Dramen nimmt Fuller an, daß sie Shakespeare als Quelle gedient hätten. (H. de W. Fuller: „The Sources of Titus Andronicus", Heft 1, S. 1—65). —

In derselben Nummer befinden sich noch die folgenden Artikel, die die deutsche Literatur angehen: „The Problematic Hero in German Fiction" (S. 92—106). Der Verfasser, A. B. Faust, von einem der Goetheschen „Sprüche in Prosa" ausgehend: „Es gibt Problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug tut. Darum entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt", gibt zuerst eine Definition eines solchen Charakters und die Gründe, warum wir ihm so häufig in der deutschen Literatur begegnen. Dann werden einzelne solcher Figuren, von Werther an bis zu Loth in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" aufgenommen und analysiert. — In dem Aufsatz „Lessing's Treatment of the Story of the Ring and its Teaching" (S. 107—116) gibt W. H. Carruth ein anschauliches Bild von den älteren Fassungen der Geschichte von den drei Ringen und von der Bedeutung der Lessingschen Parabel. — J. T. Hatfield macht in dem Artikel „A Note on the Prison-Scene in Goethe's Faust" (S. 117—122) auf einige Stellen in Egmont aufmerksam, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Hoofts „Neederlandsche Histoorien", Amsterdam 1642, zeigen. Die Hinrichtung Egmonts wird hierin folgendermaßen geschildert: „. . . en, roepende, met gevouwen' handen, Heere, in uwe handen, beveel ik mynen geest, vlydde sich tot den slagh; die, van den scharprechter, flux opgetreeden, gegeeven werd, en hem niet bet cloor den hals, dan den omstanderen in 't hart sneed" (S. 171). Ließen sich diese Worte mit den Worten Margarethens im Urfaust S. 88: „Es zuckt in jedem Nacken die Schärfe, die nach meinem zuckt" identifizieren, so hätte man ein neues Datum für die Abfassungszeit der Kerkerszene gewonnen, da Egmont wahrscheinlich 1775 geschrieben worden sei.

Der letzte Artikel, der von H. Collitz stammt, behandelt die Frage über die Heimat des Heliand. Nachdem Collitz alle bisherigen Hypothesen als unhaltbar abgewiesen und sich dabei besonders eingehend gegen Wredes Annahme (Zeitschrift für deutsches Altertum 43, S. 333—360) gewandt, daß der Dichter in der Umgegend von Merseburg gelebt habe, und nachdem Collitz ferner auf die Schwierigkeit hingewiesen, den eigentümlichen sächsisch-niederfränkisch-friesischen Mischdialekt des Epos in einer bestimmten Gegend zu lokalisieren, geht er dazu über, eine eigene Theorie aufzustellen, die die sprachlichen Verhältnisse erklären würde. Er sieht in der Sprache des Heliand „eine bloß literarische und künstliche Mischung von Dialekten", ähnlich derjenigen, der wir in den Homerischen Gesängen begegnen. Grade solch eine Mischung von Dialekten, zu deren Gebrauch der Dichter durch Umstände gezwungen sei, indem er dem Dialekt seines Publikums oder häufiger noch dem Dialekte einer überlieferten Poesie Rechnung tragen müsse, leihe uns gewöhnlich wertvolle Hilfe den verschiedenen Entwicklungsstufen, welche eine gewisse Dichtungsgattung durch-

gemacht hat, nachzuspüren. „Es scheint mir, fährt Collitz fort, daß ähnliche Rückschlüsse aus der Sprache des Heliand gezogen werden können. Denn der Heliand gehört nur der letzten Stufe in der Entwicklung der frühgermanischen epischen Poesie an. Der Dichter mag nicht nur in Bezug auf Versmaß und Rhythmus, Stil und Wortschatz, sondern auch hinsichtlich seines Dialekts aus der heidnischen Dichtkunst seiner Landsleute geschöpft haben. Nicht ihm, sondern der altgermanischen Heldendichtung würde man die Beimischung friesischer und fränkischer Wortformen zuzuschreiben haben“ (S. 134). Der Verfasser zieht sodann zur Erhärtung seiner Annahme das Hildebrandslied heran, das in seiner auf uns gekommenen Gestalt eine Mischung von Hoch- und Niederdeutsch, und dies letztere, neben sächsischen, friesische (oder anglo-friesische) Formen zeige. In dieser Mischung von friesischen und sächsischen Formen sieht er ein bezeichnendes Merkmal der heidnischen Poesie in Norddeutschland und er kommt zu dem Schluß, daß in der Zeit, welche vor der Abfassung des Heliand liegt, ein epischer Dialekt existiert haben müsse, der sich durch diese selbe Vereinigung von niedersächsischen und friesischen und wahrscheinlich niederfränkischen Elementen auszeichnete. Die Erklärung hierfür findet er darin, daß „in der Heldendichtung, oder wenigstens in gewissen Zweigen derselben, die Friesen die Schüler der Franken gewesen und später die Lehrmeister der Sachsen geworden seien“ (S. 140). (The Home of the Heliand, S. 123—140.)

Vom dritten Bande der neuen Zeitschrift „The Journal of Germanic Philology“ (Bloomington, Ind., 1900—1901) sind bis jetzt drei Nummern erschienen. Die erste Nummer enthält den Schluß der bereits früher erwähnten Arbeit P. S. Allens über Wilhelm Müller und das deutsche Volkslied (vgl. Euphorion, 7, S. 202). Der Verfasser bespricht hier die Stellung des Dichters zum Volksliede, indem er die wichtige Rolle hervorhebt, welche die Natur als Bestandteil der Müllerschen Lieder sowohl als der Volkslieder spielt. Außerdem werden viele Stellen aus „Des Knaben Wunderhorn“ und andern ähnlichen Sammlungen angeführt, welche Müller mehr oder weniger nachgeahmt hat. („Wilhelm Müller and the German Volkslied“ Nr. 1, S. 35—91). — Unter dem Titel „The Genealogy of the Pre-Lutheran Bibles“ wendet sich W. Kurrelmeyer im 2. Heft (S. 238—247) derselben Zeitschrift gegen W. Walther: „Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters,“ Braunschweig 1889. Es handelt sich dabei um das Verhältnis der vierzehn hochdeutschen Bibeldrucke zueinander, die vor der Reformation entstanden sind. Die fünf ersten können hier übergangen werden, da Kurrelmeyer für sie dieselbe Reihenfolge und Entstehung wie Walther annimmt. Der 6. und 7. Druck sind die von Zainer 1477 und von Sorg 1477; welcher von beiden der ältere sei, lasse sich nicht bestimmen; die Vorlagen aber seien für Sorg Zainer 1473 a, für Zainer

1477 Zainer 1473 b gewesen. Die nächste Aufgabe ist wieder von Sorg 1480 veranstaltet (nach Zainer 1477), die neunte von Koburger 1483 (nach Zainer 1473 a), die zehnte, die Straßburger Bibel 1485 (nach Koburger), die elfte und zwölfte von Schönsperger 1487 und 1490 (nach Koburger 1483), die dreizehnte von Hans Otmar 1507 (nach Schönsperger 1487) und die vierzehnte von Sylvanus Otmar 1518 (nach H. Otmar 1507).

Eine Doktor-Dissertation von A. B. Cooke, die als drittes Heft der „University of Virginia Studies in Teutonic Languages" erschienen ist, hat die Entwicklung des Naturgefühls hauptsächlich bei den Lyrikern der beiden klassischen Perioden in der deutschen Literatur zum Gegenstande. Der Vergleich zwischen der Naturanschauung seitens der mittelalterlichen Dichter und der Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts fällt völlig zu Gunsten der letzteren aus — („The Development of the Nature-Sense in the Germanic Lyric; vgl. dazu die Kritik von M. Batt, Modern Langagues Notes, 16, S. 487—490).

Die seit kurzem erscheinende Zeitschrift „The International Monthly" (Published at Burlington, Vermont, by the Macmillan Company) bringt in der Dezember-Nummer 1900 eine längere Arbeit von Kuno Francke, die den Titel führt „The Evolutionary Frend of German Literary Criticism" (S. 612—646). Francke deutet darauf hin, daß die Wurzeln der Darwinschen Theorie auf deutschem Boden zu finden seien, wo bereits lange, ehe der englische Forscher mit seinen bahnbrechenden Ansichten über die stetige und ununterbrochene Entwicklung der physischen Welt hervorgetreten, die geistige Welt von deutschen Dichtern und Historikern als organisches Ganzes, das sich nach eignen ihm innewohnenden Gesetzen auslebe, betrachtet worden wäre. Wenn man die Darwinschen Ideen in der deutschen literarischen Kritik verfolge, so könne man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß diese Ideen in großem Maße eigentlich vordarwinisch seien. Anderseits lasse sich nicht leugnen, daß das große Übergewicht, welches die Naturwissenschaften der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erlangt hätten, auch großen Einfluß auf die Geisteswissenschaften, auf Geschichte, Philosophie und die literarische Kritik ausgeübt hätten. Vor dem Jahre 1850 sei die letztere hauptsächlich spekulativ gewesen, nach 1850 aber sei sie kulturhistorisch, philologisch oder psychologisch geworden. Hieraus ergibt sich dem Verfasser die Gliederung seines Themas. Im ersten Kapitel behandelt er die vordarwinischen Entwicklungsideen in der literarischen Kritik von Herder bis auf Hegel, im zweiten die kulturhistorischen Forschungen von Männern wie Hettner, Riehl, Freytag und Burckhardt, im dritten die philologische Kritik, ausgeübt von Wolf, Grimm, Lachmann, Scherer und andern, und im vierten die psychologische Methode, wobei Volkelts „Ästhetik des Tragischen" besonders berücksichtigt wird.

Cincinnati, O. Max Poll.

---

# Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag.

## 1. Zeitschriften.[1]

### Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften.

**Zeitschrift** des **Aachener Geschichtsvereins.** 23. Band.

Fritz A., Theater und Musik in Aachen zur Zeit der französischen Herrschaft. — S. 33 ff. über die meist archivalischen Quellen. — 1. Theater und Konzerte am Ende der reichsstädtischen Zeit [bis zum Herbst 1794]. — 2. Das Theater seit der französischen Besitzergreifung bis zum Herbst 1798. — 3. Das Aachener Theater vom Herbst 1798 bis zum Herbst 1801. — 4. Errichtung des Wohltätigkeitsbureaus [bureau de bienfaisance] und der Übergang des Theaters in seine Verwaltung. — 5. Die Aachener Bühne unter der Direktion Bachoven-Frambach (1802—1803). — 6. Die letzten Spieljahre der Böhmschen Gesellschaft (1804—1806). — 7. Die französische Theaterorganisation und die Unterdrückung des deutschen Schauspiels (1807—1811). — 8. Das Theater in den letzten Jahren der französischen Herrschaft (1812/13). — 9. Musikpflege in französischer Zeit.

Savelsberg H., Die älteste Landkarte des Aachener Reichs von 1569. (Mit einer Abbildung der Karte). — Verfertiger: Cornelis Janson Fries.

Pauls E., Ein Vehmgerichtliches Verfahren gegen die Stadt Düren aus Anlaß eines Hexenprozesses (1509—1513).

Loewe H., Ein gereimtes Ämterverzeichnis der Jülich-Klevischen Lande [1611]. — Im 22. Buch der Jülicher Akten des Dresdner Hauptstaatsarchivs Nr. 8807 f. 63 f.

Pauls E., Zur Geschichte der Pfarrkirche von Malmedy. — Zwei Schriftstücke des Kölner Weihbischofs Johann Werner von Veyder an den Erzbischof Kurfürsten Joseph Klemens von Bayern (1709).

**Alemannia.** Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. 29. Band. Neue Folge. 2. Band.

Heft 1. Weech F. von, Lebensbeschreibung des badischen Ministers Ludwig Georg Winter. Verfaßt von Franz Joseph Mone. 1838. Aus dessen Nachlaß herausgegeben.

Mayer H., Mitteilungen aus dem dritten Matrikelbuch der Universität Freiburg i. Br. im Jahre 1585—1656.

Heilig O., Über Sprache und Stil in Scheffels Ekkehard. — I. Mundartliches. II. Altertümliches. III. Scheffelisches.

---

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1901 zu ergänzen.

Marriage M. E., Sagen von Bergstraße und Neckar. Mitgeteilt. — I. Die Wasserfräulein (Nüstenbach). II. Spukgeschichten (Nüstenbach). III. Notburga (Nüstenbach). IV. Ortssagen. 1. Hirschhorn. 2. Wimpfen. 3. Handschuhsheim.

Schmidt F. G. G., Kalenderverse aus dem XV. Jahrhundert. Nach einer Maihinger Handschrift. — Entnommen einem handschriftlichen Kalender aus den Jahren 1463—1520.

Bolte J., Hampe: Gedichte vom Hausrat aus dem 15. und 16. Jahrhundert; Heitz: Neujahrswünsche des 15. Jahrhunderts; Blümlein: Die Floia.

Holder A., Erbe: Der schwäbische Wortschatz.

Heft 2/3. Sussann H. †, Wolf von Hürnheim zum Tuttenstein [württembergischer Marschall, † 1533]. Ein Charakterbild aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Beck P., Beiträge zur Rechtspflege und Kriminalistik Oberschwabens aus vergangenen Jahrhunderten unter besonderer Berücksichtigung des Reichsstifts Marchthal O. Praemonstr. — Hexenprozesse im 18. Jahrhundert auf Marchthalschem Stiftsgebiete S. 205 ff.

Holder A., Zweiter Nachtrag zur „Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung". (Abgeschlossen auf 31. August 1901). — S. 217 f. Samuel Friedrich Sauter.

Haag K., Über Mundartengeographie. — Zu Bohnenbergers Aufsätzen im 28. Band der Alemannia. Vgl. Euphorion 8, 207.

Eberhardt A., Die kurzen Vokale des Mittelhochdeutschen in der Mundart von Bodelshausen. Mit Beiträgen von K. Bohnenberger.

Seiler A., Die Ortsnamen Lys und Lysbüchel.

**Altbayerische Monatsschrift** herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern.

2. Jahrgang 1900. Heft 2/3. Hartmann J., Professor Adam Weishaupt zu Ingolstadt und sein Illuminatismus. Historische Reminiszenz.

Heft 6. Zell F., Volkstümliche Hausmalereien im bayerischen Hochland. — „Anhang": Haus-Inschriften im bayerischen Hochland [1691—1807. Verse].

3. Jahrgang 1901. Heft 1. Pfund K., Über das Abenteuerleben eines abgedankten Landsknechtes [Leonhard Stoks] im Isarwinkel. — Kulturhistorische Studie.

Ow A. Freiherr von, Die Familie Mörmann im Dienste des bayerischen Fürstenhauses.

Ow A. Freiherr von, Münchener Neuigkeiten aus den Jahren 1795—1799. — Auszüge aus neunzehn Briefen des Freiherrn Johann Heinrich von Krauß († 1824 als k. bayerischer Staatsrat) an den Grafen Karl Berchem, damals Vizedom zu Burghausen.

Heft 2. Trautmann K., Aus altbayerischen Stammbüchern. — Behandelt in diesem Hefte die Familie der Surauer und deren Stammbücher. Abbildungen aus dem Schwarzenborferschen Stammbuch 1583/7.

**Altpreußische Monatsschrift** neue Folge. Der Neuen Preußischen Provinzial-Blätter fünfte Folge. 1900. 37. Band. Der Provinzialblätter 103. Band.

Heft 1/2. 3/4. 7/8. Reicke R., Briefe von Timotheus Gisevius an Ludwig Ernst Borowski. — Die Briefe des Erzpriesters von Lyck Gisevius (1756 bis 1817) an den evangelischen Erzbischof Borowski († 1831) umspannen die Jahre 1794 bis 1802. In den vorliegenden Heften werden 35 (1794/7) abgedruckt.

Heft 1/2. Warda A., Der Entwurf des Briefes von Kant an Maria von Herbert. — Vermutlich im Frühjahr 1792 geschrieben.

Hanncke, Vor hundert Jahren. — Lebensabriß aus den hinterlassenen Papieren und Briefschaften des Landrichters Ernst Ferdinand Jacquet, geb. 1778 in Insterburg, † 1808 in Kulm.

Sembritzki J., Neue Nachrichten über Kants Großvater [Hans Kant].

Warda A., Eine historische Kant-Silhouette. (Hierzu 1 Tafel.) Mitgeteilt.

Sembritzki J., Vier Briefe des Konsistorial- und Schulrats Dinter. — 1820 bis 1830. Aus dem „Memeler Dampfboot" vom 4. März 1900. Nr. 53. 1. Beilage.

Heft 3/4. Sembritzki J., Der Ober-Präsident [Theodor] von Schön und die Stadt Memel. Ein Beitrag zur Geschichte der Provinz aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Conrad, Altes und Neues über den vorletzten Pomesanischen Bischof D. Georg von Venediger insbesondere seine Beziehungen zur burggräflichen Familie zu Dohna. Mit 6 Venediger-Briefen und 11 Venediger-Briefregesten. — Die sechs Briefe Venedigers an Peter von Dohna aus den Jahren 1551/4.

Warda A., Zwei Briefentwürfe Kants. — An: Christoph Friedrich Hellwag (1791 Jan. 3); Alexander Fürst Beloselsky (vermutlich Sommer 1792).

Heft 5/6. Töppen M., Salomon Mellentihns Hausbuch. Bearbeitet. — Von 1654 bis 1770 reichend.

Schöndörffer O., Kants Briefwechsel. Band I. 1747—1788. — Im Anschluß an: Kants gesammelte Schriften. Band X. 2. Abteilung: Briefwechsel. 1. Band.

Meyer W., Altpreußische Bibliographie für das Jahr 1899. Nebst Nachträgen zu den Jahren 1896—98.

Heft 7/8. Warda A., Ein Bruchstück aus Kants Manuskript zu seinen „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik".

Sembritzki J., Eine Memeler Preßfehde im Jahre 1817. Literarische Notizen. — Fehde zwischen dem „Memelschen Wochenblatt" (erschien seit Neujahr 1817, herausgegeben von Johann Samuel Rosenheyn und Karl Beffeldt) und dem „Unterhaltungsblatt für meine Mitbürger" des Justizkommissarius Waechter, (gleichfalls seit Beginn 1817 erscheinend). Mit Proben aus beiden Blättern.

Sembritzki J., Beiträge zur Geschichte der Erhebung Ostpreußens 1813. Mitgeteilt.

**Argovia.** Jahresschrift der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau.

XXVIII. Band. 1900. H[unziker] J., Emil Welti im Aargau.

**Schriften** des **Vereins** für **Geschichte** und **Naturgeschichte** der **Baar** und der angrenzenden Landesteile in **Donaueschingen.**

10. Heft. 1900. Martin, Carl Egon IV. Fürst zu Fürstenberg. — Nachruf.

Nann L., Der Schwarzwald in der neueren Literatur. Vortrag. — Hebel, Auerbach, Scheffel, Jensen, Lucian Reich, Hansjakob, Hermine Villinger und andere.

Nekrologe. Karl August Barack †. — Nann L., Lucian Reich †.

**Neujahrsblätter** der **badischen historischen Kommission.**

Neue Folge 4. Albert Pet. P., Baden zwischen Neckar und Main in den Jahren 1803—1806.

**Baltische Monatsschrift.** 42. Jahrgang.

Nr. 12. Schlüter W., Die Tierwelt in Glauben, Sitte und Sprache. H.

**Baltische Studien.** 1. Folge. Ergänzungsband 1898 (1901).

Lange Edm., Die Greifswalder Sammlung Vitae Pomeranorum. Ergänzungen.

**Sechzigster Bericht** über Bestand und Wirken des **historischen Vereins** . . zu **Bamberg** für das Jahr 1899.

Riedler F. J., Das Dominikanerinnenkloster zum Heiligen Grab in Bamberg und Bischof Johann Gottfried von Aschhausen. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation im Hochstift Bamberg. — I. Denkwürdigkeiten des Klosters zum Heiligen Grab in Bamberg . . . von dem monat November 1613 bis auf das monat December Anno 1614 [vielmehr Jan. 1615]. — II. [21] Briefe des P. Johann Albert Huntemann von Megingoß an das Heiliggrabkloster 1614—1616.

**Beiträge** zur **vaterländischen Geschichte. Basel.** Neue Folge. Band 5. (Der ganzen Reihe Band 15.)

Heft 4. Burckhardt A., Der Aufstandsversuch der Brüder Peter und Hans Bischoff im Jahre 1482 nebst Mitteilungen über den Tumult von 1402, sowie Notizen zur Genealogie der Familie Bischoff im 14. und 15. Jahrhundert.

Inhalts-Verzeichnis der Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Band I—XV.

**Basler Zeitschrift** für **Geschichte** und **Altertumskunde.** 1. Band.

Heft 1. Luginbühl R., Diarium des Christian Wurstisen 1557—1581. Herausgegeben. — Über Wurstisen zu vergleichen Allgemeine Deutsche Biographie 44, 346 f. Das Diarium nach dem auf der Basler Universitätsbibliothek befindlichen Originale, das für verloren galt, abgedruckt. Vorwiegend in lateinischer Sprache abgefaßt. Beilage III: Chr. Wurstisens Wappenbuch.

R. W., Niklaus Manuel von Bern der Glaser 1544. — Dritter Sohn des Dichters Niklaus Manuel.

**Jahresberichte** und Rechnungen des **Vereins** für das **historische Museum** und für **Erhaltung Baslerischer Altertümer.** Nebst einer Arbeit von A. Burckhardt-Finsler über „die Stammbücher des historischen Museums zu Basel". J. 1897.

**Neujahrsblatt,** herausgegeben von der **Gesellschaft** zur **Beförderung** des **Guten** und **Gemeinnützigen. Basel.**

79. Burckhardt P., Basels Eintritt in den Schweizerbund 1501.

**Forschungen** zur **Geschichte Bayerns.** IX. Band.

Heft 1. Geiger L., Bayerische Briefe. Aus Briefen von Therese Huber an Verschiedene (1805—1829). IV. — Vgl. „Forschungen" Band 5 und 7. Briefe Thereses an: Karl August Böttiger (10). S. 63 über den Grafen Fugger und dessen Gedicht an König Ludwig I. (Allgemeine Zeitung 1829). — Therese Forster, ihre älteste Tochter (2, darunter ein französischer). — Mariette von Hartmann. — Emil von Herder, den Gatten ihrer Tochter Luise (2). — Christian Gottlieb Heyne. S. 23 f. über Heinrich von Schenk, S. 24 ff. über die Münchener Akademieangelegenheit. Vgl. Forschungen 5, 16/8. — Aimé Huber (4). — Henriette von Reden, geb. von Wurmb. — Johann Gotthard Reinhold, nicht Reinhard, wie S. 14 verdruckt ist. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie 28, 80 f. (3). S. 20 f. eine scharfe Charakteristik Joh. Wilhelm Ritters, S. 21 über Schelling und dessen Gattin. — Paul Usteri (7). S. 62: „wie viel gäbe ich darum, daß die Presse aufgebrannt wäre, die sie [König Ludwigs I. Gedichte] druckte". Ebenda wegwerfende Urteile über Wilhelm Hauff, Gustav Schwab, Heinrich Heine und Karl Heinrich Hermes. — Lisette von Struve, geb. Öchsle (2). — Briefe an Therese von: Luise von Herder, geb. Huber. — Margarete von Liebeskind (vgl. Goedeke[2] 6, 426 f. Geiger, Dichter und Frauen 1899. S. 101 f.). S. 49 über K. H. Lang, S. 51 absprechend über Schenks Belisar.

Heft 4. Kleinere Mitteilungen. Bayern und seine Hauptstadt im Lichte von Reiseschilderungen und fremden Kundgebungen. VIII. — Aus Schriften des französischen Gelehrten Saint-Marc Girardin, der 1833 nach Süddeutschland gekommen war, um dort das Mittelschulwesen zu studieren.

**Studien** und **Mitteilungen** aus dem **Benediktiner-** und dem **Zisterzienser-Orden.** 22. Jahrgang.

Heft 2/3. 4. Haluja T., Hermann von Gilm. Nach seinen Gedichten gezeichnet.

Heft 4. Lauchert F., P. Abraham a S. Clara in seinen Beziehungen zum Benediktiner-Orden.

Pfleger L., Nicolaus Salicetus, ein gelehrter elsässischer Zisterzienser Abt des 15. Jahrhunderts. — Salicetus, ursprünglich Wydenbosch (Weidenbusch), ein

geborner Berner (nicht Straßburger), um 1481 Abt des zur Straßburger Diözese gehörigen Zisterzienserklosters Baumgarten, vermutlich 1493 gestorben. Verfasser des „Antidotarius animae", eines Gebetbuches, dessen erste datierte Ausgabe 1489 bei Grüninger in Straßburg erschien. Weitere Drucke S. 595 f.[4]) verzeichnet.

**Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins.** 38. Heft.

Friedlaender E., Berliner geschriebene Zeitungen aus den Jahren 1713 bis 1717 und 1735. Ein Beitrag zur preußischen Geschichte unter König Friedrich Wilhelm I.

**Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern.**

16. Band. Heft 2. Tschumi O., Die Mission des helvetischen Gesandten Bernhard Gottlieb Isaak von Diesbach in Wien 1802.

Türler H. und A. Plüß, Bernische Jahrzeitbücher. — 1. Der Jahrzeitrodel des Untern Spitals in Bern [1450]. — 2. Die Jahrzeitbücher von Frauenkapellen und des Chorherrenstifts in Bern [nach einer Kopie von 1521 oder 1522].

**Neujahrsblatt** herausgegeben vom **historischen Verein** des **Kantons Bern.**

Mülinen W. F. von, Daniel Fellenberg und die patriotische Gesellschaft in Bern.

**Birkenfelder Verein für Altertumskunde.** 1899.

Chroniken der Pfarreien der Ämter Birkenfeld und Frauenberg vom Ende des 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Aus dem Nachlasse des . . F. Back. — Anhang: Hahn H., Lohnausrufen, Hagelfeier, Räderschieben, Johannisfeuer, Eierpicken und einiges andere [Aus einem Vortrage, zur Erläuterung obiger Chroniken].

**Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.**

40. Jahrgang.

Heft 1—4. Hein A. R., Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. II.—V. 1826—1858. — Zum Teil auf Grundlage ungedruckten Materials. Briefe an Stifter, unter andern von: Grillparzer (17. Januar 1860. Bereits in der Österreichischen Rundschau 1883, S. 621 gedruckt) S. 345; Heinrich Landesmann (Hieronymus Lorm, 14. März 1845) S. 472 f.; Elise Polko (15. August 1853) S. 480 f.; Frdr. Witthauer (11. April 1840) S. 212 f. — S. 55/60 eine bis dahin ungedruckte Jugendarbeit Stifters aus dem Jahre 1827: Julius. Eine Erzählung.

Heft 2. 3. Schmidtmayer R., Eine lustige Comödie. Verfaßt von Joh. Christian Alois Mickl . . . Herausgegeben. I. Mickls Leben und dichterische Arbeiten. II. Mickls deutsche Comödie. — Heft 3: Abdruck des Actus I[us] der „Lustigen Comedie". — Vgl. Euphorion 7, 690.

Heft 2. Literarische Beilage. Hruschka A., Ammann: Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde III.

Heft 3. 1902. Siegl K., Ein ungedruckter Brief Wallensteins. — An den Grafen Matthias Gallas 26. Oktober 1632.

Heft 4. Jung J., Max Büdinger [† 22. Februar 1902].

Schmidt V., Zur Geschichte der Gegenreformation in Südböhmen.

Loewe V., Die Wallenstein-Literatur. Vierte Ergänzung. (Geschlossen . . den 10. November 1900). Bibliographische Studie. — S. 526/32: IV. Dramatische Behandlung. a. Vor Schiller. b. Von Schiller. c. Übersetzungen. d. Kompositionen.

**Der Böhmerwald.** Monatsschrift. Prachatitz.

2. Jahrgang. Heft 5. John A., Der Böhmerwald in Literatur und Kunst.

3. Jahrgang. Heft 1. Bayerl M., Jugendspiele. Gespielt in Silberberg und Umgebung (Bezirk Neuern und Neugedein, Böhmerwald). — S. 41 Auszählsprüche.

Heft 2. Schacherl A., Alte Inschriften. — Deutsche und lateinische Waffeninschriften.

Maurer F., Wie entstehen Lokalsagen?

Proschko J., Aus dem Leben des „Dichters des Hochwaldes“ [Adalbert Stifter].

Heft 3. Jahn J., Einige Gedanken über die Fremdwörter in der Schule. — Der „Freien Schulzeitung“ entnommen.

Heft 4. Schacherl A., Unsere deutschen Ortsnamen.

Heft 7. Schacherl A., Neue deutsche Rechtschreibung.

Heft 8. Maurer F., Allerlei Kriegsgeschichtliches. — S. 345 f. ein „Soldaten-Vaterunser“ aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Heft 10. Böhm W., Das Fremdwort im Böhmerwald-Dialekt.

Heft 12. Maurer F., Ortsnamen nach der Karte und in der Wirklichkeit.

**Forschungen** zur **Brandenburgischen** und **Preußischen Geschichte.** 14. Band.

1. Hälfte. Wagner F., Kurfürst Johann von Brandenburg kein Cicero. — Nachgewiesen wird, daß dieser auf Äußerungen Philipp Melanchthons zurückzuführende Beiname unberechtigt ist.

Ulmann H., Graf Chasot inmitten der preußischen Erhebungspartei im Jahre 1811. — S. 144 ff. Der in A. Picks Publikation „Aus der Zeit der Not 1806–1815“ (1900) unter dem Pseudonym Teutsch auftretende Korrespondent Gneisenaus ist kein anderer als Chasot.

Schreiben Blüchers an den russischen Oberkommandierenden Grafen von Wittgenstein, 13. März 1813 [S. 293 f.].

1. 2. Hälfte. Neue Erscheinungen [Bibliographie].

2. Hälfte. Nugel O., Der Schöppenmeister Hieronymus Roth.

Fester R., Vorstudien zu einer Biographie der Markgräfin Wilhemine von Bayreuth. — S. 108 ff. Randglossen zu Gedichten Friedrichs des Großen. S. 118 ff. Friedrich II. und die Erlanger Zeitung. S. 142 ff. Die Widmungen zu Voltaires Lehrgedicht über das Naturgesetz.

**„Brandenburgia“.** Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. 10. Jahrgang.

Nr. 1. Vorgänge beim Verlegen des Grundsteins und beim Richtfest des Hauses. — Mit Belegen aus Goethes „Wahlverwandtschaften“, „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ und aus Stifters „Studien“. S. 7 f. Abdruck eines Richtworts vom Jahre 1863.

„Bei Gustav Kühn gedruckt in Neu-Ruppin“. — Ergänzung der Mitteilungen über die Firma Gustav Kühn („Brandenburgia“ 9, 484 f.), 1775 von Johann Bernhard Kühn gegründet.

Das Brockengespenst in der Provinz Brandenburg.

Volkstümliche Schifffahrts- und Fischerei-Ausdrücke in der Provinz Brandenburg. — Fragebogen behufs Sammlung derselben.

„Auf dem Jagdhund fahren“. — Erklärung dieser Redensart.

Nr. 2. Grabschrift [in Lychen]. — ‚Hier ruht mein Weib‘.

Pötters K., Tangermünde. — Mit Abdruck des Gedichtes: Das Mordthal bei Tangermünde. ‚Was jagen die Reiter dort sonder Rast?‘

Nr. 4. Die Üppigkeit bei altmärkischen Hochzeiten. — Zu „Brandenburgia“ 9, 124.

Nr. 6. Seiffert B., Strausberg im siebenjährigen Kriege. Beitrag zur Geschichte der Stadt Strausberg.

Kleine Mitteilungen: Entstellte französische Wörter in der Mark. („Oller Visang“, „Borchard“, „Losement“, „Moschüken“); „Micken“ (Untergestelle, Stützen für die Gewehre).

Nr. 7. Kleine Mitteilungen. Monke O., Böten und Volksheilkunst in Lietzow bei Nauen, Kreis West-Havelland. — c) Besprechungsformel.

Nr. 8. Karl Weinhold. — Nachruf.

Heinrich Wilhelm Behms Vorläufige Nachricht von dem Gesund-Brunnen bei Berlin. 1760.

Kleine Mitteilungen. Monke O., Westhavelland. Lietzow bei Nauen (ca. 1860). Ringelspiel für junge Leute.

Monke O., Niebede, Kreis Westhavelland, ca. 1860. Pfänderspiel für größere Kinder.

Nr. 9. Pniower O., Heinrichs von Kleist Michael Kohlhaas. — Die von Kleist benutzten Quellen (Peter Hefftitz Mikrochronikon und Nikolaus Leutingers Geschichte der Mark Brandenburg), Kohlhaas in der historischen Überlieferung und in Kleists Erzählung.

**Archiv** der **„Brandenburgia"** Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

7. Band. Siegerist G., Aus den Tagebüchern des alten Heim. Tagebuch-Aufzeichnungen Ernst Ludwig Heims aus den Jahren 1795 bis 1834. Mitgeteilt und erläutert. — Einige Notizen daraus hatte schon G. W. Keßler (Goedeke[2] 7, 804) für seine Biographie „Der alte Heim" (1835) verwertet. — I. Zur Geschichte der Medizin. — II. Andere Wissenschaften, Literatur ꝛc. S. 66 einige Stellen aus Rühs' gereimter Festrede vom 5. Dezember 1817, gehalten in der „gesetzlosen Gesellschaft", über die S. 65/7 Auskunft gegeben wird. — III. Theater und Kunst. — IV. Geschichte. — V. Vom Hofe. — VI. Aus der Berliner Gesellschaft. — VII. Zur Lokalgeschichte. — Register.

8. Band. Aus der märkischen Heimat. Natur- und Landschaftsbilder in Gedichten gesammelt von L. H. Fischer. — Von Dichtern des 18. Jahrhunderts: Friedrich Ernst Wilmsen (3), Ph. E. Raufseysen, Caroline Luise von Klenke, Carl Philipp Moritz, Carl Philipp Conz, Friedrich Wilhelm August Schmidt von Werneuchen (38). — 19. Jahrhundert: Franz Freiherr von Gaudy, Fr. Brunold = August Ferdinand Meyer (8), Karl Weise (2), Emanuel Geibel, Georg Hesekiel (5), Theodor Fontane (4), Carl Bolle (43 zum größern Teile bisher ungedruckte), Waldemar Kopp, Rudolf Grimm, Helene von Hülsen, Eugen Trowitzsch, Otto Franz Gensichen (8), Ludovika Hesekiel, Hans Georg Meyer (2), Robert Behla (2), Paul Risch (2, darunter ein bisher ungedrucktes), Ewald Müller (4), Hans Gerhard Gräf, Fritz Eichberg (3), Fritz Löwe, Adolf Brand, Hubert Müller (2). Mit biographischen Notizen.

**32.—33. Jahres-Bericht** des **Historischen Vereins** zu **Brandenburg a. d. H.**

Riedel E., Bruder Johannes Smedt, lese mester vnde prior vnde alle gemeyne brudere des closters Brand an den Rat zu Zerbst [1497 Nov. 8].

Werner A., Ein Volkslied aus der Umgegend von Belzig. — „Es waren mal drei Mädchen | Die eine, die starb um Mitternacht".

**Braunschweigisches Magazin.**

6. Band. 1900. Nr. 8. 9. Hassebrauck G., Politischer Volkswitz in Braunschweig um 1600. — Zum großen Teil aus handschriftlichen Quellen.

Nr. 9—13. 15. 22. 24. 25. Simm C., Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Nr. 10. Schütte O., Zur Entstehung und Erklärung der Braunschweiger Personennamen.

Nr. 11. Merckel J., Zunftbräuche bei dem Hauszimmerhandwerk im 19. Jahrhundert.

Nr. 16. Schütte O., Dorfneckereien II. — Vgl. „Braunschweigisches Magazin" 1898. S. 94. 103.

Nr. 17. Mack H., Ein neues Zeugnis für einen Heiratsplan Herzog Friedrich Wilhelms. — Brief an diesen von Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (1797 July 9).

Nr. 18. Stößner E., Ist der Name Lübbensteine [bei Helmstedt] slavischen oder germanischen Ursprungs?

Nr. 19. 21. 22. 24. 25. Band 7. Nr. 5. Brandes W., Wilhelm Raabe.

Nr. 20. Wagner W., Erinnerungen eines Braunschweigers aus dem siebenjährigen Kriege. Nach gleichzeitigen Aufzeichnungen mitgeteilt. — Aus dem Tagebuche des Chirurgus Julius Friedrich Wasmus, geb. 1739 in Lichtenberg.

Prinz Wilhelm Adolfs zu Braunschweig und Lüneburg Tod und König Friedrich der Große. — Vgl. Euphorion 8, 209 am Ende.

Nr. 23. 24. Z[immermann] P., Herman Riegel [1834–1900] †. — Nekrolog mit Verzeichnis der Schriften Riegels, darunter zwei als Manuskript gedruckte Schauspiele (1870. 1885).

Nr. 26. Braunschweigischer Hausrichtespruch. — „Gar mancher Bau, von Maurershand".

7. Band 1901. Nr. 1. Dege W., Rudolf Steinhoff. — Lokalhistoriker, geboren am 29. November 1846 in Helmstedt, † am 30. Dezember 1900 in Blankenburg a. H. Sein Vater war der Gelegenheitsdichter Karl Steinhoff († 1880).

Nr. 4. 5. 6. Meier P. J., Die Dörfer Ahlum und Wendessen im siebenjährigen Kriege. Aus dem Pfarrarchiv in Ahlum mitgeteilt. — Abdruck zweier Abschnitte aus den vom Ahlumer Pastor Rudolf Heinrich Georg Rüdemann 1771/2 verfaßten „Nachrichten" von den obigen Dörfern.

Nr. 6. 7. Hahne F., Wilhelm Roßmann. — Kunsthistoriker und Dichter. Geboren am 29. Mai 1832 in Seesen, gestorben am 6. Februar 1885 in Dresden. Eine Notiz über ihn auch bei Brümmer (1901) 3, 354.

Nr. 8. 9. 10. Merckel J., Aus dem Leben Johann Christian Kokens. — Aus den handschriftlichen „Erinnerungen" dieses 1779 geborenen und 1857 gestorbenen verdienten Schulmannes.

Nr. 10. Schüddekopf C., Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar und Abt Jerusalem. — Betrifft den fallengelassenen Plan der Herzogin, ihre Söhne unter Jerusalems Aufsicht an eine Universität in der Schweiz, im Elsaß oder einem benachbarten Lande zu senden. Zwei ablehnende Briefe Jerusalems (1772).

Nr. 12. 13. 14. 16. Zimmermann P., Zu Herzog Anton Ulrichs „Römischer Octavia". — I. Die Entstehung der „Römischen Octavia", die verschiedenen Ausgaben und die uns erhaltenen Handschriften des Werkes: Berichtigt und ergänzt die Angaben F. K. von Strombecks (Braunschweigisches Magazin 1823. Stück 23. Spalte 353/64), Goedekes und F. Sonnenburgs. S. 101 Schreiben Gottfried Albertis an den Herzog (1707 April 20). — II. Behandlung zeitgenössischer Ereignisse: Dem bereits bekannten Schlüssel zur Oktavia (Geschichte von der Prinzessin von Ahlden) fügt Zimmermann die von v. Praun und Alberti überlieferten hinzu. — III. „Die Geschichte des Corillus", eine Selbstbiographie des Herzogs Anton Ulrich.

Nr. 13. Berkhan O., Der Improvisator Wilhelm Herrmann. — Geboren am 28. Januar 1834 in Braunschweig, † am 28. August 1900 zu Steglitz bei Berlin. Vgl. unten Nr. 17.

Nr. 16. Damköhler E., Der Apenberg bei Cattenstedt. — S. 127 f. zur Etymologie des Namens Apenberg.

Nr. 17. Bernhard Abeken †. — Dichter und Politiker, geboren am 27. März 1826 in Braunschweig, † daselbst am 1. April 1901.

Isolani E., Vom Improvisator Wilhelm Herrmann. — S. 132 f. Abdruck einiger ihm gewidmeter Verse, darunter ungedruckte von Scheffel (Januar 1874). Vgl. oben Nr. 13.

Nr. 17. 18. 19. 20. Reiche Th., Gandersheim im siebenjährigen Kriege. — Nach Aufzeichnungen des Polizeiinspektors Joh. Phil. Fischer in Gandersheim (1786 Juli 22).

Nr. 21. 22. H[ampe] J., Zunftgebräuche der alten Steinhauer- und Maurergilde.

**Schau-in's-Land** . . an tag gegeben vom **Breisgau-Verein** „Schau-ins-Land" zu Freiburg i. B.

28. Jahrlauf. Mayer H., Zur Geschichte der Pest im 15. und 16. Jahrhundert. — I. Allgemeines. II. Ein Pestbüchlein des 15. Jahrhunderts. III. Die Pest in Freiburg.

**Carinthia.** I. 91. Jahrgang.

Nr. 1. Scheinigg J., Klagenfurt. Ein toponomastischer Beitrag. — Vgl. Carinthia 1893. S. 179 f.

Nr. 2. Jaksch A. von, Prinz Eugen von Savoyen und die Kärntner Landschaft. Mitteilung aus dem Landesarchive.

Nr. 3/4. Dürnwirth R., Johannes Reinhard, Magister sanitatis, und die Pest im Oberlavanttale im Jahre 1680.

**Mitteilungen** des **Vereins** für **Chemnitzer Geschichte.** XI.

Gottschaldt A., Aus den Akten der Bruchschützen-Gesellschaft zu Chemnitz. — Unter anderm Abdrucke von Schützenbriefen (1516, 1525). S. 59 über den Namen Bruchschützen.

Franke R., Ein Prozeß der Geistlichen von St. Johannis in Chemnitz mit den Bauern der eingepfarrten Dörfer Gablenz und Bernsdorf in den Jahren 1726—1731.

**Mitteilungen** des **Vereins** für **Geschichte Dresdens.**

Heft 15. Friesen E. Frhr. von, Die Lage in Sachsen während der Schwedischen Invasion 1706 und 1707 und der Friede von Altranstädt.

**Dresdner Geschichtsblätter.** 10. Jahrgang.

Nr. 1. Richter P. E., Erlebnisse eines Dresdner Kommunalgardisten [Historienmalers Karl Rolle 1814—1862] in den Maitagen 1849. Mitgeteilt.

Nr. 1. 3. 4. Aus Julius Schnorrs Tagebüchern. — XVII—XIX. 1857 Oktober 26 bis 1859 Juli 28.

Nr. 1. Richter O., Rietschel und Hähnel. Zwei Briefe, mitgeteilt. — Ernst Rietschel an Ernst Julius Hähnel (1855 März 13. April 13).

Ein Brief Ludwig Richters. — An den Verlagsbuchhändler J. T. Löschke in Leipzig (1. Ostertag 1858). Betrifft die Zeichnungen zu Klaus Groths Kinderliedern (Vor de Göern).

Nr. 2. Meltzer O., Johannes Dränborff, der erste mit Namen bekannte Kreuzschüler [als Ketzer verbrannt am 17. Februar 1425 in Heidelberg].

R[ichter] O., Glückwunsch des Rates zu Dresden zur Thronbesteigung Kurfürst Christians I. [15. Febr. 1586].

Nr. 3. Flade P., Das kirchliche Leben Dresdens im Jahrhundert der Orthodoxie. Vortrag.

Nr. 4. Stübel M., Zur Geschichte der Familie Stübel. — Vgl. „Geschichtsblätter" 6. Jahrgang S. 25 ff.

**Egerer Jahrbuch.** Kalender für das Egerland und seine Freunde. 1902.

S., Was geschah mit der Leiche Wallensteins? Wo liegt Wallenstein begraben?

S., Die älteste örtliche Einteilung der Stadt Eger und später eingetretene Veränderungen. — Gassennamen und ähnliches.

John A., Das Tagebuch Kaiser Joseph II. über seinen Aufenthalt in Eger vom 2. bis 4. Oktober 1779.

**Beiträge** zur **Kunde Ehst-, Liv-** und **Kurlands.**

Band 5. Heft 4. 1900. Nottbeck E. v., Revals alte Schaffer-Poesie und Reime. — Aus den Brüderbüchern der Schwarzhäupter (1466—1566) und dem Brüderbuche der großen Gilde (1516—1560) abgedruckte mittelniederdeutsche Verse der

mit der Anrichtung der großen Trinkgelage zu Fastelabend und Weihnachten betrauten Schaffer. Eine kleine Auslese in hochdeutscher gereimter Übersetzung gab Nottbeck vorher in seiner Geschichte Revals 1, 93/5. Einige Verse auch schon anderwärts veröffentlicht.

Beilage zu Band 5, Heft 4: Personen-Register zum Urkundenbuch des Werkes: Nachrichten über das Geschlecht Ungern-Sternberg. I. Urkunden aus der Ordenszeit bis 1561. II. Urkunden aus schwedischer Zeit bis 1710. Extrahirt 1898 von Peter von Wrangell zu Itfer.

Band 6. Heft 1. Toll H. Baron, Prinzessin Auguste von Württemberg, gestorben auf Schloß Lohde in Estland 1788. — Geboren am 3. Dezember 1764, Tochter des nachmaligen Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und Wolfenbüttel, seit dem 27. Oktober 1780 Gattin des Prinzen Friedrich Wilhelm von Württemberg. Über ihre unglückliche Ehe, ihre Beziehungen zur Kaiserin Katharina von Rußland, zum gewesenen Hofjägermeister Reinhold Wilhelm von Pohlmann und über den Legendenkreis, der sich anknüpfend an ihren frühen Tod um sie bildete und auch in französischen und englischen Romanen wiederkehrt (S. 38 ff.).

**Mitteilungen** des **Geschichts-** und **Altertumsforschenden Vereins** zu **Eisenberg** im Herzogtume Sachsen-Altenburg. Heft 16. (Band III. Heft 1.)

Schirmer, Ortsgeschichtliches aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Vortrag.

Weise O., Zwei satirische Gedichte des 17. Jahrhunderts, mitgeteilt. — Ein lateinisches auf den Tod der Königin Maria von England († 1695) und ein deutsches: Extrakt aus einem Schreiben aus dem Alliiertenfeldlager bei Stoppach, den 30. Juni 1696 („So geht der Feldzug wieder an"). Beide im Eisenberger Schloßarchiv.

Weise O., Des Jenenser Professors [Erhard] Weigel „Mathematische Vorschläge wider den Türken" [1683], mitgeteilt.

Fischer, Zu Philipp Melanchthon. — Handschriftliche Bemerkungen desselben in einem Exemplar von Joh. Carions Chronik 1543.

Weise O., Das Räuberunwesen in der Gegend von Eisenberg zu Anfang des 17. Jahrhunderts. — Nach einem in der Crossener Chronik S. 44 abgedruckten Aktenstücke.

Weise O., Zur Geschichte der Vornamen von Eisenberger Bürgern.

Dietze P., Luther und Eisenberg.

**Jahrbuch** für **Geschichte, Sprache** und **Literatur Elsaß-Lothringens.** 17. Jahrgang.

Knepper, Ein elsässischer Arzt der Humanistenzeit als deutscher Poet. Ein Beitrag zur Kenntnis der schriftstellerischen Tätigkeit der elsässischen Humanisten. — Abdruck dreier Gedichte des Johann Adelphus Muling, aus dessen „Barbarossa" und „Türckisch Chronica".

Ettlinger E., Ein ungedrucktes Gedicht von Moscherosch. Herausgegeben. — „Stätt vndt Felder Lob Vff Hrn. Hanß Jörg Meyers vndt Jungfraw Margarethe Heybelin Hochzeit, gehalten den 7. May 1649. beehret Durch Melander vndt philander beede freunde, in Straßburg. Vortrag ane Philander von Sittenwald Zu lob der Meyerey". [Unterzeichnet:] Melander Von Schwartzwald. Unter diesem Namen verbirgt sich nach Pariser Melchior Erhardt, doch glaubt Ettlinger, daß Moscherosch selbst der Verfasser ist. „Philanders Antwort zu Lob d(er) Stätte". [Unterzeichnet:] Philander Von Sittewald.

Bollert M., Beiträge zu einer Lebensbeschreibung von Franz Michael Leuchsenring. — Vorbemerkung: „Die Absicht, eine vollständige Lebensgeschichte Leuchsenrings zu liefern, mußte ich aufgeben, weil eine Fülle handschriftlichen Materials in den Händen eines Berliner Gelehrten sich befindet, der mit ihrer Herausgabe beschäftigt ist." — 1. Elternhaus und Erziehung. — 2. Leuchsenring als hessen-

darmstädtischer Hofmeister. Herbst 1769 bis Januar 1771. Merck. Die große Landgräfin. Fritz Jacobi. Herder. — 3. Leuchsenring und Herder in Darmstadt. April 1771. — 4. Kongresse in Ehrenbreitenstein und Darmstadt. Mai 1771. Wieland. Gleim. S. 41/43 ungedruckter Brief Gleims an Leuchsenring (1771 Juni 17). — 5. Aufenthalt in Bergzabern. Anfangs Juni bis Anfangs September 1771. S. 44/6 ungedruckter Brief Leuchsenrings an Gleim (1771 August 9). — 6. Die erste Schweizerreise. September 1771 bis Ende Januar 1772. Iselin. Lavater. Haller. Julie von Bondeli. — 7. Leuchsenring wieder zu Hause. Bis Ende März 1772. Lavaters Brief. Zerwürfnis mit Merck. Goethe. — 8. Die zweite Schweizerreise. Ende März bis Mitte Dezember 1772. Auseinandersetzung mit Lavater. S. 60/2 ungedruckter Brief Lavaters an Leuchsenrings Bruder (1772 Mai 19), desgleichen S. 63/5 an Leuchsenring (1773 März 1). — 9. Wieder daheim. Herders letztes Urteil über Leuchsenring. — 10. Leuchsenring in Goethes Satire [„Jahrmarktsfest"; „Pater Brey"]. — 11. Der erste Plan eines Journal de lecture. — 12. Reisen im Sommer 1773. Der zweite, veränderte Plan des Journals. — 13. Leuchsenrings Leben in Paris. Bis 1779. Zerwürfnis mit Jacobi. S. 76/8 Leuchsenrings ungedruckter Brief an Lavater (Ende 1775?) und Lavaters Antwort (1776 Jan. 7). — 14. Das Journal de lecture. a. Angabe des Inhalts [der 25 erhaltenen Hefte]. b. Biographische Verwertung. S. 94/6 Leuchsenring an Gleim (1786 Aug. 31; 1791 Jan. 21). S. 96 f. Gleim an Leuchsenring (1791 Aug. 3). c. Urteil der Zeitgenossen und Ausgang des Journals. — 15. Der Bruch mit Lavater. S. 100/110 Briefwechsel zwischen Leuchsenring und Lavater (1785 Nov. 16 bis 1786 Aug. 25). — Literatur.

Hertzog A., Die letzten Jahre des Colmarer Barfüßerklosters und Jakob Einfalt aus Geberschweier, dessen letzter Guardian. — S. 136/40 Korrespondenz wegen des Guardians Jakob Einfalt aus Geberschweier, Domprediger zu Würzburg. Von 1539—1543. Aus den Archiven des Bürgerspitales, Fonds des Franciscains [17 Schriftstücke].

Eimer M., Züricher Flüchtlinge im Elsaß zur Zeit der Revolution und Restauration. I. 1795—1798. II. 1804—1831.

Kraus F. X., Autobiographische Aufzeichnungen. Von Ludwig Spach. Herausgegeben. (Fortsetzung.) — Einzelne Gedichte Spachs: S. 182 f. Ode zur Begrüßung des Generals Foy in Münster; S. 185 Das „Reh von Schwarzburg", „eine nicht ganz mißglückte Nachahmung Byronscher Poesien"; ebenda „Hippodrom", in der Form „eine Reminiszenz des Liedes von der Glocke"; S. 186 „Byrons Tod zu Missolonghi"; S. 187 f. „Idas Weiler". — S. 188 G. D. Arnold; S. 214 f. Zusammentreffen mit Franz Liszt in Paris; S. 216 f. erste Bekanntschaft mit Casimir Delavigne.

Martin E., Karl August Barack. Lebensumriß. (Mit einer Abbildung.) — 1827—1900. S. 231 f. Verzeichnis der Schriften von K. A. Barack.

Lienhart H., Die Kunkelstube. (3. Fortsetzung und Schluß.) — Vgl. „Jahrbuch" 14, 138. Volkskundliches.

Spieser J., Bemerkungen zu V. Henrys Arbeit über die Kolmerer Mundart.

J. Sp., Friedrich Bresch [1843—1901]. Nachruf.

Martin E., Das Straßburger Standbild des jungen Goethe. III. Bericht. — S. 254 Krüger O., Verzeichnis der eingesandten Preisarbeiten.

Die Pfarrscheune in Sesenheim. — Versifizierte Bitte um Spenden zu deren Restaurierung.

**Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen.** 27. Heft.

Engel K., Straßburg als Garnisonstadt unter dem Ancien Régime.

**Revue d'Alsace.** 2. Band.

Hanauer, Les imprimeurs de Haguenau.

**Revue catholique d'Alsace.** Nouvelle série. 20. Band.

Januar bis August. B[lumstein], La bibliothèque municipale de Strasbourg et son histoire (suite).

X., Mgr. A. Raeß et la propagation de la foi. — Mit Benutzung der aus Raeß' Nachlasse stammenden Briefe.

**Mitteilungen** des **Vereins** für die **Geschichte** und **Altertumskunde** von **Erfurt.**

22. Heft. Oergel, Zur Erinnerung an Karl Beyer. Vortrag. — Historiker, geb. am 26. Januar 1848 in Koblenz, † am 17. Juli 1900. S. 15 f. ein Schriftenverzeichnis.

Kortüm A., Mitteilungen über die Bibliotheca Boineburgica zu Erfurt.

Oergel G., Das Collegium Beatae Mariae Virginis (Juristen-Schule) zu Erfurt. Ein Beitrag zur Erfurter Universitätsgeschichte. — S. 111/30 Zusammenstellung der Kollegiaten.

Miszellen. Hoffmann B., Zur Charakteristik Napoleons I. — Die Tatsache, daß Napoleon während einer Parade vor den Thoren Erfurts einen seiner Obersten eigenhändig niedergestoßen habe, wird durch den Bericht eines Augenzeugen, des Vaters von Hoffmann, erhärtet.

Thiele R., „In Erfurt ist gut wohnen". — Diese oft gebrauchte Wendung entstammt einer vermutlich 1786 gedichteten Kantate Karls von Dalberg „An Erfurt", die S. 136/8 nach Const. Beyers Chronik von Erfurt abgedruckt wird.

Oergel, Jakob von Jüterbogk und Benedikt Stolzenhagen. — Die unter anderm auch in die Allgemeine deutsche Biographie (13, 554) übergegangene Hypothese von der Identität der vorgenannten wird als haltlos nachgewiesen und S. 145 der wirkliche Familienname Jakobs (Kunike) festgestellt.

**Zeitschrift** für die **Geschichte** und **Altertumskunde Ermlands.** 13. Band. Heft 2 (der ganzen Folge Heft 41).

Dittrich, Geschichte des Katholizismus in Altpreußen von 1525 bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts [Fortsetzung].

**Erzgebirgs-Zeitung.** 22. Jahrgang.

Nr. 1. Urban M., Weihnachtsspiele im Erzgebirge (Schluß). II. Das heilige Dreikönig-Spiel. — Zum letztenmale im Jahre 1842 in Falkendorf aufgeführt.

Nr. 1. 2. 4 bis 12. Endt J., Volkstümliche Überlieferungen aus Bärringen.

Nr. 2. Urban M., Freunde des Magisters Joh. Mathesius. Eine Studie.

Nr. 7. Frei R., Erzgebirgisches in Goethes Wilhelm Meister.

Vermischtes. Peters J., Zum Ortsnamen Orpus.

Nr. 8. Urban M., Wie man in Alt-Skt. Joachimsthal hochzeitete.

Actumaus [Auctumnus?], Volkssagen aus dem Eger- und Falkenauerlande.

Nr. 10. 11. Kunz W., Schatzgräberei und Geisterbeschwörung auf dem Hassenstein.

Nr. 10. Urban M., Das Fahnenschwingen der Fleischerinnung Egers.

Nr. 11. Urban M., Zwei November-Heilige. 1. Skt. Martin. 2. Skt. Andreas.

**Mitteilungen** vom **Freiberger Altertumsverein.** 37. Heft.

Knebel K., Karl Maria von Weber in Freiberg 1800—1801.

**Protokolle** über die Sitzungen des **Vereins** für die **Geschichte Göttingens.** 1899.

Seedorf, Ein altes plattdeutsches Göttinger Lied. H.

**Mitteilungen** der **Vereinigung** für **Gothaische Geschichte** und **Altertumsforschung.** (Fortsetzung der Blätter „Aus der Heimat".) Jahrgang 1901.

Zeyß E., Herzog Ernst der Fromme als Gesetzgeber und Regent.

Berbig M., Entstehung der gothaischen Turnschule. Aus den Papieren des Herrn Geheimen Hofrat Ewald mitgeteilt. — Aus dem Jahre 1816. S. 43 „Willkommen, wackere Enkel der Germanen“. S. 44 Wilhelm Heys Lied „Du Strahl aus dunkler Nacht“.

Henze H., Finsterbergen. — Abdruck einiger diese Gemeinde betreffenden Urkunden aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Rasch R., Gothaische Hexenprozesse.

Gramann A., Beiträge zur Volkskunde des Herzogtums Gotha. Das „Ballen“-Fest. Eine Ostersitte in Ballstädt.

Aus Fr. Ritters Chronik von Wechmar. (Vgl. III, 111 und 192.)

Schneider M., Die in Wittenberg zum Pfarramt ordinierten Gothaner (1537—1572). — Entnommen Georg Buchwalds Wittenberger Ordiniertenbuch. Leipzig 1894/5.

Schneider M., Zur Geschichte des Gymnasiums in Gotha. X. Beitrag. Bestimmungen über den Abgang der Schüler des Gothaischen Gymnasiums zur Universität und über ein abzulegendes Abiturientenexamen seit 1653.

Hering, Urkundliche Nachrichten von dem Tambacher Schützenwesen.

Herzog M., Über Volksnamen der Pflanzen im Herzogtum Gotha. — Alphabetisches Verzeichnis.

Schmidt L., In Sage und Geschichte merkwürdige Bäume Thüringens.

Schmidt L., Neue heimatkundliche Literatur.

**Gesamtregister** über die **Veröffentlichungen** des **Vereins** für **Hamburgische Geschichte** und des Museumsvereins in Hamburg. 1839 bis 1899. Zusammengestellt von G. Kowalewski. Hamburg 1900.

**Mitteilungen** des **Vereins** für **Hamburgische Geschichte.**

20. Jahrgang 1900. Heft 2. Nr. 2. Hamburg in einem Reisetagebuche [des Rektors Adam Samuel Hartmann in Lissa] vom Jahre 1657. — Abgedruckt aus R. Prümers' Publikation in der Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. 14. Jahrgang. Heft 1/2.

Jänisch H. J., Hamburgische Studenten in Halle um 1823. — Zu den Ausführungen Th. Schraders in Heft 1, Nr. 11 der „Mitteilungen“ mit Nachträgen Schraders, auch in Nr. 7.

Nr. 3. 10. Aus einer Sammlung Hamburgischer Altertümer. II. Schrader Th., Ferdinand von Schill vor Hamburg. — Abdruck zweier auf dies Ereignis bezüglichen, handschriftlich erhaltenen satirischen Flugblätter vom 10. und 21. Mai 1809. S. 286/8 über die 1809 erschienenen Schriften: Schilliana . . . Von einem Unparteiischen. Germanien [Hamburg]. 76 S. und: Schilliana, zweiter Teil. Von Baron von Lilienkron Germanien. — Vgl. auch Nr. 10: Ferber, Schill und Hamburg.

Nr. 4. Wohlwill A., Bericht des kurfürstlich sächsischen (königlich polnischen) Residenten Gabriel von der Lith an den Kurfürsten Friedrich August II. über den Brand der St. Michaeliskirche 1750.

Nr. 5/6. Nirrnheim H., Übersicht über die im Jahre 1899 erschienene Literatur zur hamburgischen Geschichte, nebst einigen Nachträgen aus früheren Jahren.

Sillem W., Biographisches. — Die für die hamburgische Geschichte wichtigen Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie, Band 45, herausgehoben.

Nr. 7. Kleine Studien über Caspar von Voght. III. Sieveking G. H., Caspar von Voghts Grab in Nienstedten [aus dem Briefwechsel Voghts mit Karl Sieveking 1829, 1839]. — IV. Rüdiger O., Caspar von Voghts Nachlaß. — Nr. 8. V. Rüdiger O., Voghts Gedächtnisrede auf seinen Vater [1781]. — Nr. 10. VI. Sieveking G. H., Selbstbekenntnisse Caspars von Voght [Ende Juni 1836 an Karl Sieveking gesandt].

Nr. 7. Frensdorff F. und C. Walther, Griephomines [= Griepenkerl, Büttel].

Nr. 8. Zwei Anfragen. 1. Der hamburgische Straßenname „Schlump". 2. Schnitger C. R., Hamburgische Schulliederbücher.

Nr. 9. Walther C., Osdorf, Ohlsdorf, Alsterdorf. — Zur Namensetymologie und Geschichte dieser drei Dörfer in Hamburgs Nachbarschaft.

Heckscher, Hamburgensien aus dem 170. Jahrgange des Hamburgischen Korrespondenten (1900).

Ferber, Hamburgensien aus dem 109. Jahrgange der Hamburger Nachrichten. Ende April bis Ende Juni 1900.

Nr. 11. Zur Geschichte des Musikinstrumentenbaues in Hamburg. II. Heckscher, Joachim Tielke und seine Familie. — S. 409/17 näheres über eine Gratulationsschrift zu Tielkes am 7. September 1717 gefeierten goldenen Hochzeit (Hamburg. 30 Bl. 4), enthaltend eine Predigt von Johann Theodor Heinson, ein „Gespräch" von einem Ungenannten und je ein Gedicht von Johann Brameyer, Daniel Gottfried Schultz und Joachim Boorgeest. — S. 417/9 über verschiedene Gelegenheitsgedichte, die Tielkesche Familie betreffend, darunter ein Leichengedicht von Johann Matthias Dreyer (16. Junius 1761). Die Mehrzahl dieser Dichtungen fehlt im Hamburgischen Schriftstellerlexikon.

Hamburg im Reisetagebuche des [ostfriesischen Häuptlings] Ulrich von Werdum 1670 und 1673. — Aus A. Panneborgs Publikation im 13. Bande des Jahrbuches der Gesellschaft für bildende Kunst . . zu Emden.

**Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte.** 11. Band. Heft 1.

Hagedorn A., Zur Erinnerung an Carl Friedrich Wehrmann. Vortrag. — Geboren am 30. Januar 1809 in Lübeck, Staatsarchivar daselbst, † am 11. September 1898.

Heckscher J., Die Literatur des großen Brandes in Hamburg vom 5. bis 8. Mai 1842. Ein bibliographischer Versuch [S. 25 bis 179]. — Inhalt: 1. Vorwort. 2. Beschreibung des Brandes. 3. Romane, Novellen, Jugendschriften, Humoristika. 4. Poetische Schriften. 5. Predigten und Theologische Schriften. 6. Ein Theologischer Streit. 7. Auf den Gottesdienst bezügliche Schriften. 8. Das Feuerlöschwesen und die Brandversicherung. 9. Der Neubau. 10. Das Unterstützungswesen und die Hülfsleistungen. 11. Hamburgs Dankbarkeit. 12. Die Gedenktage. 13. Sehenswürdigkeiten (Optische und Bühnendarstellungen). 14. Zeitungen und Zeitschriften. 1842: A. Hamburger. B. Auswärtige. Von 1842 bis 1892: A. Hamburger. B. Auswärtige. 15. Verschiedenes. Anhang [Nachträge]. — Dem Verfasser dienten als Material für diese umfassende Zusammenstellung außer seinen eigenen Sammlungen die Schätze verschiedener öffentlicher und privater Bibliotheken. Reiche bio- und bibliographische Bemerkungen, Inhaltsangaben und Exkurse erhöhen den Wert dieser mit geringen Ausnahmen auf Autopsie beruhenden Arbeit.

**Hannoversche Geschichtsblätter.** 4. Jahrgang.

Heft 7. Nutzhorn C, Von und über Hölty. — Drei Stammbuchblätter (1769, 1772, 1773) für einen Unbekannten, für Leisewitz und für Karl Friedrich Cramer, ferner: „Gesang einer Feenkönigin" (Prosa-Übersetzung von The fairy queen in Percys Reliques) und „Das Landleben" (‚Schön ist die Flur, mit Perlen überhangen'), beide zuerst gedruckt in: Allgemeine Unterhaltungen. Göttingen 1770, 98. Stück und 1771, 40. Stück. — Briefe Höltys an: Boie (1774, 1775, 1776), Anne Catherine Hölty (?). — Wehrs an [Anton Matthias] Sprickmann über Höltys Tod und Begräbnis (1776 September 5). — Witwe Hölty an Boie über ihren Stiefsohn (1782 Juni 6).

Nutzhorn, Hölty-Silhouetten.

Weiherede des Pastors Nutzhorn zu Bissendorf bei der Enthüllung des Höltydenkmals in Hannover am 12. Juni 1901.

E., G. A. Bürgers Grab.

Heft 10. Ebstein E., Geschichte des ersten Denkmals für Gottfried August Bürger in Göttingen. (Aufgestellt im Jahre 1799.)

Heft 10. 5. Jahrgang 1902. Heft 1. Hannoversche Chronik (Fortsetzung). — Anno 1548. Heft 10. S. 452/6: Pasquil. ‚Jn einem Knicke heimlick un verborgen.'

Heft 11. Ebstein E., Das Heim von Gottfried August Bürgers „Molly" zu Niedeck unweit Göttingen.

Heft 12. Ebstein E., Zur Geschichte des Göttinger Theaters.

**Zeitschrift** des **Harz-Vereins** für **Geschichte** und **Altertumskunde.**

33. Jahrgang 1900. 2. Hälfte. Jacobs E, Die Jagd auf dem Harze, insbesondere dem wernigerödischen und elbingerödischen, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Zellmann K., Aus schwerer Zeit. Tagebuch des [1712 geborenen und 1772 verstorbenen Kaufmannes] Johann Philipp Zellmann zu Herzberg am Harz aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Mitgeteilt aus einer Familienchronik. — „Unter Wahrung der ursprünglichen Schreibweise und im wesentlichen unverkürzt wiedergegeben."

Schmidt F., Das obersächsische (südharzische) Ministerialgeschlecht von Morungen (Geschlecht des Minnesingers Heinrich von Morungen zu Sangerhausen und Obersdorf). — Bis zum Aussterben der Obersdorfer Linie 1719.

Doebner R., Statistische Nachrichten über den Zustand Goslars aus den Jahren 1802 und 1803. — Berichte des Landrats von Katte zu Hildesheim (1802) und Christian Wilhelm von Dohms (1803).

Vermischtes. Jacobs E., Die Zigeuner oder Tatern am Harz.

Merx O., Die Gebräuche bei der Ratswahl zu Duderstadt gegen Ende des 16. Jahrhunderts. — Nach dem Berichte des Schultheißen Johann Hennick in Duderstadt (1596 März 16).

Moser F., Schulaufführungen zu Sangerhausen den 7. Februar 1749. — „Das verwahrloste Kind, ein poetisch Schauspiel . ."

Moser F., Schändebrief der Gebrüder Franz und Christoph von Dorstadt gegen Bürgermeister und Ratmannen zu Stolberg wegen einer Schuld von 3000 Goldgulden. (Um 1562.)

34. Jahrgang 1901. 1. Heft. Hassebrauk G., Die geschichtliche Volksdichtung Braunschweigs. — I. Bis zum Tode des Herzogs Julius: Enthält 96 Gedichte. Von 86, bei Liliencron und andern befindlichen oder des Druckes nicht werten, wird eine bibliographische Übersicht geboten; die übrigen (Nr. 14. 19. 20. 23. 57. 66. 67. 75. 77. 83) werden, zum Teil nach Handschriften, vollständig wiedergegeben. — II. Die Braunschweigischen Händel, vom Herzog Julius bis zum Vertrage von Steterburg 1615—1616: Enthält die vollständig mitgeteilten Nummern 97 bis 113. Der Schluß der Sammlung soll im nächsten Jahrgange folgen.

Vermischtes. Jacobs E., Wernigeröder Theaterzettel. — Betreffend eine Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts stattgehabte Aufführung des Stückes „Das menschliche Leben ist wie ein Traum" (vermutlich nach Calderon bearbeitet). S. 123/9 Notizen zur späteren Wernigeröder Theatergeschichte.

Jacobs E., Der älteste Weg nach dem Brocken.

Jülicher R., Häusernamen aus einer Helmestadt.

Reichhardt R., Die Affäre des Amtmannes [Johann Hermann] Triefeberg zu Neustadt u. H. [1710].

**Neue Heidelberger Jahrbücher.** 10. Jahrgang. Heft 2.

Steig R., Joseph von Görres' Briefe an Achim von Arnim. Erste Hälfte: Bis zu den Freiheitskriegen. — 1808 Oktober 14 bis 1813 Februar 3. Ein Nachtrag S. 172/6 gibt Auskunft über Form und Inhalt des bei Cotta erschienenen Karten-Almanachs, von dem Steig jedoch nur die Jahrgänge 1807 f. und 1810 f. benutzen konnte. — Vgl. Euphorion 9, 202 f.

Arnsperger W., Die Entstehung von „Werthers Leiden".

**Neues Archiv** für die **Geschichte** der **Stadt Heidelberg** und der rheinischen Pfalz. 4. Band. Heft 3. 1900.

Obser K., Zur Lebensgeschichte Marquard Frehers.

Roth F. W. E., Jakob Köbel, Verleger zu Heidelberg, Buchdrucker und Stadtschreiber zu Oppenheim a. Rh. 1489—1553.

Roth F. W. E., Jakob Christmann, ein Heidelberger Professor 1554—1613.

Thorbecke A., Eine Einladung der Stadt Heidelberg vom 15. November 1523 an die Stadt Mühlhausen i. E. zu einem Schützenfest.

**Historischer Verein Heilbronn.** Bericht aus den Jahren 1896—1900.

Proß, Der Palmesel. H.

**Archiv** für **hessische Geschichte** und **Altertumskunde.** Neue Folge. III. Band. 1. Heft. 1900.

Herrmann F., Landsknechtslied auf die Belagerung von Caub 1504. Mitgeteilt. — Ain Liedt (‚Uff ein Sontag es geschag, | da man den Lantgraven ziegen sag'). Aus dem fürstlich Solmsschen Archiv zu Lich.

Anthes E., Die Altertumswissenschaft in Hessen rechts des Rheins am Ende des Jahrhunderts. Nach einem Vortrag.

Ergänzungsband I. **Beiträge** zur **hessischen Kirchengeschichte.** 1. Band. Heft 1.

Köhler W., Über Aufgaben auf dem Gebiete hessischer Kirchengeschichte. — Zur Einführung.

Diehl W., Zur Geschichte des Friedberger Ruralkapitels in seiner evangelischen Periode. Ein Beitrag zur Geschichte des synodalen Lebens in Hessen. — S. 39. Aus einem Sang über die Stadt Friedberg (90ger Jahre des 16. Jahrhunderts).

Koehler O., Zur Geschichte der Reformation in der Grafschaft Ysenburg-Büdingen.

Diehl W., Zur Kirchenkunde der Dreieich.

Kleinere Mitteilungen. Herrmann, Der angebliche hessische Vorreformator Johann Usener in Schotten.

Herrmann, Ein Mainzer Drohgedicht gegen Philipp den Großmütigen aus der Zeit der Packschen Händel. — 1528. In lateinischer Sprache.

**Hessenland.** Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur. 15. Jahrgang.

Maurmann E., Die niederdeutsche Sprachgrenze vom Siegerlande bis zur Werra.

**Mitteilungen** des **Vereins** für **Geschichte** und **Altertumskunde** in **Hohenzollern.** 34. Jahrgang. 1900—1901.

Zingeler K. Th., Kulturgeschichtliches aus dem Hause Hohenzollern.

Zingeler K. Th., Verordnungen gegen Fluchen und Schwören.

**Geschichtsblätter** des **Deutschen Hugenotten-Vereins.**

X. Zehnt. Heft 2. Dietrich E. und H. Tollin, Geschichte der Hugenotten von Metz.

Heft 5. 6. Leidensgeschichte der reformierten Gemeinde Ludwigsburg.

Heft 7. 8. Tollin, Die adligen und bürgerlichen Hugenottenfamilien von Lüneburg.

Heft 9. Villaret, Das französische Koloniegericht und der Koloniekommissar zu Hameln.

XI. Zehnt. Heft 1. Cuno F. W., François Dujon nach seinem Leben und Wirken, vornehmlich unter den wallonischen Flüchtlingsgemeinden des 16. Jahrhunderts. A. S.

**Jahrbuch** des **Deutschen Gebirgsvereines** für das **Jeschken-** und **Isergebirge.** 11. Jahrgang. 17. Jahrgang der „Mitteilungen".

Ressel A., Die Ortsnamen im Reichenberger Bezirke. Eine sprachlich-geschichtliche Studie.

Sturm L., Gebräuche und Sitten aus dem Isergebirge. — Lichtengänge, Der Rupprich, Krippel, Bleigießen, Der Hurtbitter, „Der Schnokenkorle", Der Grabebitter, Die gelbe Suppe, Gründonnerstag, Johannisfeuer, Kirmes (Kirchweih), Fastnacht, Tracht, Aberglauben.

Leutelt G., Sagenhaftes aus dem oberen Kamnitzthale. — Fortsetzung von Jahrgang 10, S. 54: Der alte Tamann, Tamann's Jägerfoppen, Tamann und der Nachtjäger, Vom Teufelholen, Rockenstubensage, Der Wassermann, Das brennende Geld, Das Voraussehen, Vom Wasserzauber, Das Wetterverweisen, 's Viechv'rhex'n. (In oberschlesischer Mundart).

Hübler F., Wilhelm Gärtner, ein Reichenberger Dichter. — 1811—1875.

Lilie A., Im neuen Jahrhundert. (Ein Volkstumsdenkmal). — Aus F. L. Jahns „Deutschem Volkstum".

Hübler F., Auszählreime und sonstige Reime aus dem Iser- und Jeschkengebirge. — Fortsetzung.

**Mitteilungen** des **Vereins** für **Geschichts-** und **Altertumskunde** zu **Kahla** und **Roda.** 6. Band. Heft 1.

Schaffner, Die Bierbußen in der Gemeinde Gumperda. I. Bräuche. II. Die Bußen.

**Mitteilungen** der **Gesellschaft** für **Kieler Stadtgeschichte.** 18. Heft.

Chronikon Kiliense tragicum curiosum 1432—1717. Die Chronik des Asmus Bremer, Bürgermeisters von Kiel . . herausgegeben von Mor. Stern. A. S.

**Mitteilungen** des **Musealvereines** für **Krain.** 14. Jahrgang. Heft 4/6.

Gratzy Edler von Wardengg O., Repertorium zu J. W. Freiherrn von Valvasors „Die Ehre des Herzogtums Krain" (1689).

**Archiv** des **Vereins** für die **Geschichte** des **Herzogtums Lauenburg.** 6. Band. Heft 2 (1900). Heft 3.

Des Schwerinischen Dompropsten und Ratzeburger Domherrn, Otto von Estorf, Diarium belli Bohemici et aliarum memorabilium (vom 23. Mai 1618 bis zum 10. März 1637), nebst einer Vorerinnerung des früheren Besitzers dieses Mscr. Dr. jur. A. E. E. L. von Duve [vom 16. April 1854]. — Lateinische und deutsche Zeitgedichte eingeschaltet, z. B. Heft 2: Zum Jahre 1627. S. 15/8 Aller Neutralisten Spiegel u. s. w. „Ach Gott wollest Dich erbarmen mein". — 1628. S. 44/6 Querela senatus Lipsiensis. (Im Ton: Am Wasserflusse Babylon) „Zu Torgau an der Elbe Fluß". — S. 49/55. Ein Lied von dem itzigen betrübten Zustande des Deutschlandes „Der hinkende Bothe bring newe Mähr". — 1629. S. 66. f. Armin per „αναγραμμα Rab nim." „Arnim, Du Rabenkind, ich sage."

**Neues Lausitzisches Magazin.** 77. Band.

Müller G., Beiträge zur Geschichte der Südlausitzer Schulverwaltung im 19. Jahrhundert.

Lippert W., Beiträge zur Lebensgeschichte des Görlitzer Geschichtsschreibers Johann Bereith von Jüterbogk [† 1472?]

Knothe H., Die Oberlausitzer auf der Universität Leipzig von 1420—1550. — Chronologisches Verzeichnis.

Rehnisch E. (†), Hermann Lotze. — Biographischer Abriß.

Boetticher W. von, Hausrat und Bibliothek eines oberlausitzischen Geistlichen zu Ende des 16. Jahrhunderts. — Georgius Haschka (Haschke), † 1595 in Bernstadt.

Kleinere Aufsätze und Mitteilungen: Jecht, Über eine von der Gesellschaft neuerdings erworbene Görlitzer Chronik verfaßt von Abraham Frenzel [† 1740]. — Lippert W., Über den Studiengang des jüngeren Johann Bereith und des Georg Emmerich aus Görlitz. — Nekrologe: Daniel Ferdinand Ludwig Haberkorn. Titus Wilde. Christian Heinrich Gotthold Gerlach. Johann Gottlieb Korschelt. Max Schönwälder. Franz Arnold Alfred van der Velde. Karl Heinrich Weigand.

**Jahr-Buch** der **Gesellschaft** für **lothringische Geschichte** und **Altertumskunde.**

12. Jahrgang 1900. Hoffmann K., Laut- und Flexionslehre der Mundart der Moselgegend von Oberham bis zur Rheinprovinz.

Schiber A., Germanische Siedlungen in Lothringen und in England. — Zur Forschung über die Ortsnamen auf -ingen, -weiler und -heim.

Grimme F., Die reichsunmittelbaren Herren im Gebiete des heutigen Lothringen und ihre Schicksale in den Jahren 1789—1815.

13. Jahrgang 1901. Thiriot F. G., Un avanturier messin au XVIII[e] siècle. Théodore de Neuhoff, roi de Corse.

Paulus E., Tables des treize premiers volumes de l'annuaire de la société d'histoire et d'archéologie Lorraine.

**Jahresberichte** des **Museums-Vereins** für das Fürstentum **Lüneburg** 1899/1901.

Reinecke W., Zur Geschichte des Lüneburger Ratsweinkellers. — S. 45/8 ein Verzeichnis von Weinsorten-Namen aus dem 14./17. Jahrhundert.

Rasch M. und A. Reinecke, Lüneburg in der Allgemeinen Deutschen Biographie. — Auszüge aus Band 1—10.

R., Joh. Heinr. Büttners Genealogien [1704]; Handexemplar des Verfassers. — S. 129 f. Entwurf eines Schreibens von Büttner 1742.

**Ons Hémecht. Organ** des **Vereines** für **Luxemburger Geschichte, Literatur** und **Kunst.** 7. Jahrgang.

Heft 2 bis 7. 9 bis 12. Geschichtlicher Rückblick auf die im Großherzogtum Luxemburg bisher erschienenen Zeitungen und Zeitschriften. XXXVII.

Blum M., Luxemburger Wort für Wahrheit und Recht (Fortsetzung und Schluß).

Heft 2 bis 9. 11. 12. König A., Biographische Notizen zur Geschichte der Stadt Vianden (Fortsetzung und Schluß).

Heft 2. P.-V. S., Zur Etymologie des Wortes „Houseker" oder „Hoseker" [Der böse Knecht des heiligen Nikolaus].

Heft 5. Menager L, Über die bei der Echternacher Springprozession ausgeführte Melodie.

Heft 8. [Grob J.], Luxemburg unter der Herrschaft des Direktoriums (Fortsetzung). § 5. Die französische Diktatur in Luxemburg.

**Der Geschichtsfreund. Mitteilungen** des **historischen Vereins** der fünf Orte **Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden** und **Zug.** 56. Band.

Heinemann F., Peter Spichtigs Dreikönigsspiel von Lungern vom Jahre 1658. Als Beitrag zur schweizerischen Literatur- und Kulturgeschichte zum erstenmale herausgegeben und mit einem Kommentar versehen. — Johann Peter Spichtig † 1673 als Pfarrer in Flüelen. — Das Originalmanuskript des dialektisch durchsetzten Stückes im „historischen Museum" zu Sarnen. Abdruck mit unveränderter Orthographie. Vgl. Bächtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz S. 471. Anmerkung S. 156; Geschichtsfreund 1899. 54, 348 f.

Zelger F., Der Anteil des „Luzerner Kontingentes" am Feldzuge der alliierten Mächte gegen Napoleon I. 1815.

**Zeitschrift** des **deutschen Vereines** für die **Geschichte Mährens** und **Schlesiens.** 5. Jahrgang.

Heft 1. Schober K., Beiträge zum Hexen- und Vampyrglauben im nördlichen Mähren. — Referat über einen Vortrag.

Heft 2/3. 4. Müller W., Geschichte der k. k. Studienbibliothek in Olmütz. — Absprechend über die Tätigkeit des Bibliothekars Johann Alois Hanke (Goedeke[2] 7, 12 f.) S. 141/62. — Über Franz Xaver Richter (Goedeke 7, 25 f.) S. 191/205.

Heft 2/3. Leisching J., Die Vorläufer des ständigen Schauspiels in Brünn. — Nach Akten im Brünner Stadtarchiv 1660 Dezember 8 bis 1766 April 14.

Heft 4. Schenner K., [Karl von] Zierotins Bibliothek in Breslau.

**Geschichts-Blätter** für **Stadt** und **Land Magdeburg.**

35. Jahrgang 1900. Heft 2. Hertel G., Zur Geschichte der Magdeburgischen Belagerung 1550—1551. — Berichte eines gewissen Petermann, aus Leipzig und Frankfurt an den Bürgermeister Bernhard Mayer in Basel gesendet.

Neubauer E., Die Schöffenbücher der Stadt Aken. — Von Wert für die Namensforschung.

Kleine Mitteilungen. 4. Neubauer, Venedische Straße. — Zur Erklärung dieses Namens.

36. Jahrgang 1901. Heft 1. Riemer M., Die Einführung der Reformation in den Dörfern des Holzkreises. Auf Grund der Protokolle der Kirchenvisitation in den Jahren 1562, 1563 und 1564.

Becker H., Verwahrung der Landstände des Erzbistums gegen Wiedereinführung katholischer Bräuche. 1558.

Heft 2. Schmidt W., Der Havelwinkel und seine Sagen.

Liebe G., Ein Hallescher Bürgerhaushalt 1548. — Testament Jakob Wahls vom 15. April 1548.

Setzepfandt R., Beiträge zur Geschichte und Topographie des Kreises Wanzleben. — I. Seelenliste der Stadt Seehausen (Kreis Wanzleben) für 1836. II. Zur Quellenkunde.

Ausfeld E., Durchzug eines schwedischen Heeres durch das Erzstift Magdeburg im August 1648.

Kleine Mitteilungen. Mänß J., [Poetische Anzeige aus dem Intelligenzblatte des Elbdepartements zum Nutzen und Besten des Publici 1811. Nr. 4] „Ihr an der Elbe, Bud' und Saale".

**Mannheimer Geschichtsblätter.**

1. Jahrgang 1900. Nr. 10. [Walter], Briefe Gustav Freytags an das Mannheimer Theater [betreffend die „Valentine"].

2. Jahrgang 1901. Nr. 1. [Walter], Ein Reisebericht über Mannheim im Jahre 1686. — Aus der Reisebeschreibung des Pastors von der Hude.

[Walter], Ein Mannheimer Student [Johann Martin Treiber] im 17. Jahrhundert.

Nr. 2. Huffschmid M., Zur Geschichte der Heidelberger Zeitung. — Ergänzung der Mitteilungen Obsers. Exemplare der Zeitung in der Heidelberger Universitätsbibliothek. Vgl. Nr. 3 Sp. 66 und Heidelberger Tageblatt 1901 vom 14. Februar.

Nr. 3. Walter F., Sekten-Niederlassungen in Mannheim unter Karl Ludwig.

Reise eines Franzosen durch die Pfalz und die Stadt Mannheim. — Aus der gedruckten Reisebeschreibung von Monconys (1663).

Wo hat Iffland in Mannheim gewohnt?

Nr. 4. 5. 6. Busch J., Übersicht über die Ortsnamen im fränkischen Baden.

Nr. 5. Ein Erlaß Karl Theodors an seine Beamten. — Verbot politischer Gespräche (1758).

Nr. 7—10. Dieffenbacher J., Christian Friedrich Schwans Selbstbiographie. — Neudruck derselben aus Hackländers und Höfers Zeitschrift „Hausblätter" 1861.

Nr. 7. Aus einem Geburtstagsgedicht für den Kurfürsten Karl Ludwig.

Nr. 10. Huffschmid M., Wer verfaßte den Text zu Merians großer Ansicht von Heidelberg? — Vermutlich Julius Wilhelm Zinkgref.

**Mansfelder Blätter.** Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld zu Eisleben. 15. Jahrgang.

Könnecke M., Die evangelischen Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts in der Grafschaft Mansfeld. V. Teil. IX. Die zweite Kirchenvisitation unter [dem

Superintendenten] Menzel in der Grafschaft Mansfeld (1570). 1. Abteilung. — Abdruck aus dem Visitationsbuch. Band I. 1570. S. 106/8 Brief Menzels an Hieronymus Buchner auf Schloß Seeburg (1570 Juli 18).

Pfeil E., Die Franzosen und die Reichsarmee vor und nach der Schlacht bei Roßbach, nach einem Aktenstück des Ephoralarchivs zu Freyburg a. U. — 1757 Oktober 27 bis 1760 Februar 27.

Größler H., Novalis, der Romantiker. Ein Erinnerungsblatt zum 100. Todestage des Dichters. Vortrag.

Größler H., Poetisch gestimmte Seifensieder. — Verse aus den Jahren 1801 bis 1834, entnommen dem „Gesellenbuch für die in Eisleben als Fremd-Gesellen einwandernden Seifensieder" (Eigentum der Bibliothek des Vereins für Geschichte u. s. w. zu Eisleben).

Größler H., Eigenhändiges Schreiben der Gräfin Dorothea von Mansfeld an den Kurfürsten August von Sachsen, d. d. Mansfelt, 1. November 1570.

Eine Eislebische Maurerfahne aus dem Jahre 1776. — Gereimte Inschrift.

Hausinschriften in Eisleben und Bergwinkel.

**Zeitschrift** des **historischen Vereins** für den Reg.-Bezirk **Marienwerder.**

38. Heft 1900. Treichel A., Nachtrag zur Geschichte der Universität Culm.

Treichel A., Sagen [Nachtrag VIII].

40. Heft 1901. Flanß R. von, Die von Exau, beziehungsweise Kczewski. 1380—1901. — Nach Akten und Druckschriften.

Diehl F., Ein westpreußischer Bürgermeister [Johann Gottlieb Pfeiffer von Mewe] als treuer Diener seines Königs in der Zeit des Unglücks 1806/7. Ein Vortrag.

Jakob Benjamin Tornier [1750—1826]. — Abdruck des Aufsatzes von H. J. in den Westpreußischen Mitteilungen von 1832.

**Mitteilungen** des **Vereins** für **Geschichte** der **Stadt Meißen.** 5. Band. Heft 3. 1900.

Heyden H., Beiträge zur Geschichte der städtischen Lateinschule in Meißen.

Flemming P., Mag. Hermann Vulpius aus Bayreuth, erster Rektor der städtischen Lateinschule zu Meißen (1539—1543) und erster Rektor der Fürstenschule zu St. Afra (1543—1546). — Berührt sich zum Teil mit dem vorstehenden Aufsatze. Nach S. 329[7]) ist Vulpius möglicherweise mit dem bei Goedeke 2, 183, 27 genannten identisch. In der „Beilage" S. 329 f. Melanchthons Schreiben an den Rat zu Regensburg (1549 Februar 18), zuerst im Serapeum 1867. S. 129 veröffentlicht. — Dazu S. 416: Nachtrag.

Loose W., Beziehungen deutscher Dichter zu Meißen. — Gellert. Daß dieser bereits als Schüler mit der Familie von Miltitz in Verbindung trat, ist unrichtig (S. 334). Die sechs Briefe Gellerts an Ernst Haubold von Miltitz, vorher schon in Gellerts Briefen an Fräulein Erdmuthe von Schönfeld (Leipzig 1861) publiziert, werden S. 335/41 aufs neue nach den Originalen gedruckt. — Gottlieb Fuchs (Vgl. Goedeke 4, 124). S. 351/3 Schriftenverzeichnis. S. 353/6 Proben aus den Liedern (nach Doles). — Novalis. — Schiller. S. 359 f. über eine Schillerfeier in Meißen (1806). Die Ankündigung des Deklamators J. G. Mättig abgedruckt. — Goethe. S. 363 f. zur Begegnung mit Fouqué in Meißen. — Die Körnersche Familie. S. 365/7 zwei Gedichte Theodors: „Dort, wo Apollos goldne Hügel Fußen" und: „An Frau [Sara] von Miltitz. Charade"; S. 368/93 Briefe (1815/31) an Sara und Dietrich von Miltitz von: Maria Körner (3), Dorothea Stock (6), Chn. Gtfr. Körner (5) und Karl Streckfuß (1). Aus dem Archive des Schlosses Siebeneichen mitgeteilt. — De la Motte Fouqué. Beziehungen zu Karl Borromäus von Miltitz; S. 395 „Geburtstagslied" von Fouqué, nach einem handschriftlichen Eintrage (1818) „Wann der vierte Februar". — Otto Ludwig. — Otto Roquette. — Beilage. Fichte. War Schüler der Meißner Stadtschule.

Lebensläufe verdienter Meißner. 14. Angermann C., Theodor Flathe. — 1827—1900.

Hochzeitsgedicht von 1646 in Meißner Mundart. — „Euch säy es frey besät, daß mich es gräulich fuppet". (Sammelband C. 307 der Afranischen Bibliothek).

**Jahrbücher** und **Jahresberichte** des **Vereins** für **meklenburgische Geschichte** und **Altertumskunde.** 66. Jahrgang.

Witte H., Wilhelm Ulenoge und seine Fälschungen. — Nach den im Großherzoglichen Geheimen- und Hauptarchiv zu Schwerin aufbewahrten Prozeßakten, nebst den eingelieferten gefälschten Urkunden. Ulenoge, aus Westfalen stammend, Notar in Rostock, hingerichtet am 28. März 1572.

Techen F., Die Straßennamen Wismars. — S. 78 „Die beigegebene alphabetische Übersicht soll das erste Vorkommen jedes Namens verzeichnen und seine Geschichte verfolgen, soweit es möglich ist, im ganzen ohne Rücksicht auf orthographische Quisquilien."

Ritter, Die Inspirierten in Rostock. — Darstellung der Maßregeln gegen die Vertreter dieser religiösen Sekte in Rostock, den Schuster Joachim Schönfeld und den Porträtmaler Joachim Georg Rhete, im Jahre 1718.

Crull, Das Wappenbild der von Levetzow.

Voß W., Zur Geschichte der mecklenburgischen Volkshymne. — S. 170/4 über die vaterländische Lyrik in Meklenburg seit den Neunzigerjahren des 18. Jahrhunderts bis zum Auftauchen der noch heute gesungenen Hymne „Gott segne Friedrich Franz". Verfasser derselben ist Arresto (getauft 14. März 1768, † 22. Juli 1817), der sich in Text und Melodie zum Teil sehr eng an das englische God save the king hielt. Wann und wo das Lied zuerst erschien, konnte Voß nicht ermitteln. Am 10. Dezember 1818 wurde es (das erstemal?) bei einer Schulfeier in Schwerin gesungen. Der älteste bekannte und sicher datierte Text stammt von 1825. Allgemeinere Verbreitung fand es erst nach 1834. Andere Hymnen machten ihm bis dahin den Rang streitig. Der Regierungsantritt Paul Friedrichs (1837/42) erforderte verschiedene Änderungen. Nach dessen Tode kam der alte Text wieder zur Geltung. — Anhang I. Christlieb Georg Heinrich Arresto: bietet eine auf Akten des Großherzoglichen Archivs in Schwerin und andere Quellen neu fundierte Biographie des Dichters. S. 192/9, 212 f. über seine Familie. Das Verzeichnis der Werke vermehrt das bei Goedeke 5, 370 und 7, 485 gegebene um zehn Nummern, ergänzt und berichtigt mehrere der übrigen. — Anhang II: Abgedruckt werden außer dem God save the king (nach Pepin 1779) 17 meklenburgische Hymnen, beziehungsweise Textgestaltungen der Arrestoschen, aus den Jahren 1812 bis 1843.

Grotefend O., Meklenburg unter Wallenstein und die Wiedereroberung des Landes durch die Herzöge.

**Mühlhäuser Geschichtsblätter.** Zeitschrift des Mühlhäuser Altertumsvereins (Thüringen).

1. Jahrgang. Heft 1/2. 1900. Kettner E., Die Chronik des Johannes Rohen im Stadtarchiv Mühlhausen. — „Chronologia ab imperio Octaviani Augusti ad annum Christi 1529." S. 31 f. Aus dem gereimten Eingang.

Heft 3/4. 1901. Heydenreich E., Beiträge zur Geschichte der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen. 3. Aus dem Jahrhundert der Reformation. 4. Aus der Geschichte des 30jährigen Krieges. — Mitteilungen aus den Akten des Mühlhäuser Archivs.

Ein altes Mühlhäuser Brückenspiel.

2. Jahrgang 1901/2. Aemilius H., Anno Dazumal. Eine Soldaten- und Teufels-Geschichte aus dem 18. Jahrhundert. — Brief des Lieutenants Albrecht Heinrich Schuchardt (1713 Februar 25) an den Rat von Mühlhausen.

Tellgmann, Trachten und Kirmesgebräuche in Mühlhausen.

**Annalen** des **Vereins** für **Nassauische Altertumskunde** und **Geschichtsforschung.**

31. Band. Heft 2. 1900 (1901). Heldmann A., Die hessische Diözese der Niedergrafschaft Katzenellenbogen, ihre Superintendenten und Inspektoren. — Biographische Nachrichten vom Anfang des 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.

Otto F., Namen und Lage von Wiesbadener Örtlichkeiten. — Ulfhoben oder Ofhoben (Uffhoben, Offhoben, Ulfhoven). — Seeroben. — Der Michelsberg zu Wiesbaden.

Michel F., Zur Geschichte der Sporkenburg, sowie der ehemaligen Vogtei Denzerode bei Ems.

Zedler G., Die Zeugnisse für Gutenbergs Aufenthalt in Eltville.

Heft 2. Band 32. Wagner P., Beiträge zur Geschichte der Gründung des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. — Beilagen. I. Hofkammerrat [Christian Friedrich] Habel an den Staatsminister von Marschall (1812 Februar 21). II. Grundgesetze der Altertums-Gesellschaft für das Herzogtum Nassau u. s. w.

32. Band. 1901. Diehl W., Schulgeschichtliche Beiträge aus den ältesten Visitationsakten der Niedergrafschaft [1571—1670].

**Mitteilungen** des **Vereins** für **Nassauische Altertumskunde** und **Geschichtsforschung** an seine Mitglieder.

1900/1. Nr. 1. Kolb, Aus dem Tagebuch eines nassauischen Offiziers [des Obersten Keim] über seine Teilnahme an dem Feldzug in Spanien 1808—1813.

Meinardus, Mitteilungen über Johann Krafft, den Schulmeister und Chronisten von Herborn [1656/1734].

Miszellen. Meinardus, Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Nassau (1. Januar 1808).

Otto F., Der Name Heil (Heyl) zu Wiesbaden im 16. Jahrhundert.

Nr. 2. Richter, Drangsale eines nassauischen Geistlichen im dreißigjährigen Kriege (1622). — Johannes Hofmeisterus, Pfarrer von Massenheim.

Otto F., Der Empfang des Fürsten von Nassau-Oranien Wilhelm V., früheren Erbstatthalters der Niederlande bei seiner Rückkehr in seine Erblande zu Herborn im Jahre 1801.

Nr. 3. Zedler G., Die Wiesbadener Kurliste.

Otto F., Nachträge zu dem Aufsatz über „Goethe in Nassau" in den Annalen XXVII, 53 ff. (1895)

1901/2. Nr. 2. Schlosser, Der schriftliche Nachlaß des Professors J[ohannes] Piscator [1546—1625] zu Herborn und seines Sohnes Phil. Ludwig.

Otto F., Stammbuchverse schweizerischer Pilgerfahrer nach Jerusalem in den Jahren 1603—1613. — Aus dem Stammbuche des „Geörgh Birckell, der Teutschen löblichen Nation Agenten zu Venedigh".

Nr. 3. Zedler G., Die Heimat [des Buchdruckers] Konrad Sweynheims. — Dessen Schuldbrief (1461 Februar 21).

**Schriften** des **Vereins** für **Geschichte** der **Neumark.**

Heft XI. Berg G., Küstrins Zunftwesen im 17. und 18. Jahrhundert.

Schwartz P., Die letzte Pest in der Neumark [1707/11].

Berg G., Die Übergabe Küstrins am 1. Novbr. 1806.

Heft XI. XII. Schwartz P., Die astrologischen Schriften aus dem Nachlaß des Markgrafen Johann von Küstrin.

Heft XI. Rackwitz A., Bilder aus Landsbergs Vergangenheit. (Aus dem Beginn des 18. und 19. Jahrhunderts).

Kleinere Mitteilungen. Schwartz P., Aus dem Jahre 1813. Der falsche Lärm vom 12. April. — Zu Fritz Reuters „Franzosentid" (20. Kapitel).

Rackwitz A., Zeitungs-Relationes in den Jahren 1736—1757.

Heft XII. Berg G., Aus der Geschichte Küstrins im 19. Jahrhundert. — S. 31. ff. Aus dem Jahre 1848.

Schwartz P., Ein Versuch zur Regelung der Armenpflege aus dem Jahre 1725. — Aus den Akten des Provinzial-Stände-Archivs.

Reiche R., Und dennoch Kenitz-Kinzö-Königsberg. — Vgl. Blatt 3 dieses Heftes.

**Verhandlungen** des **historischen Vereins** für **Niederbayern.** 37. Band.

Hüttner F., Das adelige Geschlecht der Zenger, bearbeitet von Johann Ferdinand Huschberg, mitgeteilt.

Müller G., Hailing, ein Dorf in Niederbayern, königlichen Bezirksamtes Straubing, nach Geschichte, Topographie und Statistik.

Erhard A., Geschichte und Topographie der Umgebung von Passau . . . 2. Fortsetzung.

**Blätter** des **Vereines** für **Landeskunde** von **Niederösterreich.** Neue Folge. 34. Jahrgang 1900. Heft 10/11.

Müller R., Neue Vorarbeiten zur altösterreichischen Namenkunde (Schluß).

**Annalen** des **historischen Vereins** für den **Niederrhein,** insbesondere die alte **Erzdiözese Köln.**

Heft 70. Roth F. W. E., Graf Hermann von Neuenahr und Buchdrucker Johann Schott zu Straßburg 1529. — Lateinischer Brief N.s an Sch., abgedruckt aus Otto Brunfels vivae eicones 1532, 2. Teil.

Keller K., Die historische Literatur des Niederrheins für das Jahr 1898.

Heft 71. Schaefer H. [Stadt-Kölnische Pfarrarchive].

Keller K., Die historische Literatur des Niederrheins für das Jahr 1899. 1900.

**Zeitschrift** des **historischen Vereins** für **Niedersachsen** zugleich Organ des Vereins für Geschichte und Altertümer der Herzogtümer **Bremen** und **Verden** und des Landes **Hadeln.**

Wendland A., Benedicta Henriette, Herzogin von Hannover.

Reuter H., Ungedruckte Urkunden der Kirche in Neustadt am Rübenberge. Regestiert.

Weise W., Johann Carl Bertram Stüve im Lichte neuester Darstellung. Vortrag. — Im Anschluß an: Gust. Stüve, J. C. B. Stüve nach Briefen und persönlichen Erinnerungen. Hannover 1900.

Kühnel P., Die slavischen Orts- und Flurnamen im Lüneburgischen. Gesammelt und erklärt.

Arnsperger W., Leibnizens italienische Reise in den Jahren 1689/90. Vortrag.

Hoogeweg H., Zesterfleth. Eine Studie. — Über die Familie dieses Namens und die Gegend, aus der sie stammte, auf Grund urkundlichen Materials.

Doebner R., Des Bildschnitzers und Malers Hans Brüggemann Geburtsort. — Aus dem Repertorium für Kunstwissenschaft. 1901. Jahrgang XXIV. S. 124 ff. abgedruckt.

Graeven H., Literatur über Kunstdenkmäler Hildesheims 1895—1901.

Doebner R., Chronistische Aufzeichnungen aus einem Stadtbuche von Münder (1483—1547). Mitgeteilt.

Bodemann E., Niedersächsische Literatur 1900/1901.

**Niedersachsen.** Halbmonatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Literatur Niedersachsens. 7. Jahrgang. Nr. 6.

Cierjacks C., Kinderliederdichter. — Johannes Trojan, Viktor Blüthgen, Richard Dehmel, Gustav Kühl, Gustav Falke, Emil Weber.

**Mitteilungen** des **Nordböhmischen Exkursions-Klubs.**

24. Jahrgang. Heft 1. 3. Paudler A., Über Ortsnamenforschung. — Gegen den „slawophilen Dogmatismus". Mit zahlreichen Beispielen.

Heft 1. Kittel A., Volksheilmittel im nördlichen Böhmen.

Aus F[ranz] J[osef] Böhms Nachlasse. — Vgl. „Mitteilungen" 6, 177/83.

Wimmer E., Zwei Sagen aus dem Erzgebirge. — Vom Spitzberg bei Gottesgab.

Paudler A., Gestoppelt. — Allerhand geschichtliche, biographische, sprachliche (Herdeck. Holle. Wodan) und andere Notizen.

Paudler A., Pastor Hermans Pestbüchlein. — S. 59 ff. Mitteilung der Lieder und Verse aus dem genannten Büchlein Christoph Hermans, Pastors in Dauba. Vorrede vom Neujahrstage 1599. Vgl. Wolkan, Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen S. 258 f. und unten Heft 3.

Johannesbett und Höckeltag.

Paudler A., Volkes Lieblinge. — Anfänge und Überschriften von Volksliedern, zumeist des 17. Jahrhunderts, deren „Töne" häufig benutzt wurden. Vgl. Heft 3.

Kögler A., Eine Hocke-Wanzel-Anekdote.

Heft 2. Paudler A., Professor Mikan und sein Sohn. — J. Gottfried Mikan (1742—1814) und Johann Christian Mikan (1769—1844). Vgl. Goedeke[2] 6, 744 f. Dazu Nachträge in Heft 4 von H. N. von Kopetz und L. Kleinwächter.

Paudler A., Aus Professor Schidliks Briefen. — Sechs Briefe des in Brüssel verstorbenen deutschböhmischen Musikers Franz Schidlik (1814—1900) an Paudler. Der erste Brief (1885) behandelt die Entstehung und Wahrhaftigkeit seiner „Lebenserinnerungen", welche Paudler vollständig besitzt.

Paudler A., Lenore und Molise [Maria Elisabeth]. — „Der Mond scheint hell, die Todten laufen schnell. Molisel, Molisel, förchst denn dich a?" Sage, von Paudlers Mutter erzählt.

Löw R., Sagen aus Röhrsdorf. — Mühlstein-Schatz. Der vierte Spieler.

Kögler A., Rezepte aus dem Volksmunde. — Redensarten.

Heft 3. Paudler A., Blutregen.

Kögler A., Sagen vom Töpferstein [in Oberkamnitz].

Scheuffler F., Zu Pastor Hermans Pestbüchlein. — Ergänzungen zu dem Aufsatze in Heft 1 und zu „Volkes Lieblinge" in demselben Hefte.

Dreßler F., Einige Ortsneckereien.

Tscherney A., In fremden Weltteilen. — Aus A. Huonders Buche „Deutsche Jesuiten-Missionäre des 17. und 18. Jahrhunderts" (Freiburg 1899) werden die in Böhmen gebürtigen verzeichnet.

Paudler A., Bücher-Anzeigen. — Darunter Berichtigungen zu der „Übersicht über die Leistungen der Deutschen Böhmens 1895/7".

Heft 4. Paudler A., Der Gründsche Bittner. — Es „darf nicht übersehen werden, daß gar manche Sage, welche von anderen Kräutermännern herrührt, auf den Gründschen Bittner als den bedeutendsten Vertreter seiner Gilde übertragen worden ist".

Hauptvogel A., Wanderndes Volk [in Deutsch-Böhmen]. — Behandelt werden unter anderm die Schnurgarsche, Tscherkenmänner, Bendelmänner, die Kraner, die Wagenpechleute, die Topfleute, die Pfockenweiber, die Pascher u. s. w.

Lenisch Johanna, Erinnerungen eines Leipaer Kindes [ungefähr aus den Jahren 1841 und 1842]. — Volkskundliches.

**Mitteilungen** des **Vereins** für **Geschichte** der Stadt **Nürnberg.** Heft 14.

Bauch G., Die Nürnberger Poetenschule. 1496—1509. — Beitrag zur Geschichte der Rezeption des Humanismus in die Nürnberger Schulen nach altenmäßigen Quellen. Das in H. W. Heerwagens älteren einschlägigen Studien (Nürnberger Programme 1860/8) Verfehlte wird richtig gestellt.

Kamann J., Altnürnberger Gesindewesen. Kultur- und Wirtschaftsgeschichtliches aus den Jahrhunderten.

Kroker E., Der Stammbaum der Familie Ayrer.

Boesch H., Der Streit zwischen den Nürnberger Flachmalern und Ätzmalern 1625 bis 1627.

Kleinere Mitteilungen: Hegel K. von, Niklas Muffels Leben und Ende. — Geboren 1410, hingerichtet 1469.

Bauch A., Glückwunschschreiben des Nürnberger Rats an den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern zur Jahrhundertwende. — 12. Dezember 1699.

Clemen O., Zur Geschichte der Akademie zu Altdorf. — Abdruck zweier Zöglingsreden (1594. 1596), deren erste den Straßburger Schulmann Johann Sturm feiert.

E. Reicke, Spahn: Johannes Cochläus.

**Oberbayerisches Archiv** für **vaterländische Geschichte.** 51. Band. Heft 1.

Legband, Münchener Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert. — I. Literarische Unfruchtbarkeit und Reformversuche vor Gründung der Akademie. S. 5 ff. Gesellschaft der „vertrauten Nachbarn am Isarstrom" (1702). S. 16 ff. Der Parnassus boicus (Zeitschrift) 1722, seine Herausgeber und Mitarbeiter Gelasius Hieber, Agnellus Kandler und Eusebius Amort. — II. Das theatralische Leben Münchens: Überblick über die älteren Wandertruppen. — III. Volksschauspiel. S. 47 ff. Das Passionsspiel der Stadtmusikanten (S. 65. 68 Abdruck zweier Theaterzettel); S. 69 ff. Die geistlichen Schauspiele der Stadtmusikanten 1746/83; S. 76 ff. Weihnachtsspiele; S. 80 f. Marionettenspieler; S. 82 f. Arztensspiele. — IV. Deutsche Wandertruppen im zweiten Drittel des Jahrhunderts (1737—1765): Franz Gerwald von Wallerotti, Johann Schulz, Franz Josef Sebastiani, Hütten- und Marionettenspieler. — V. Die letzte Blütezeit des französischen Schauspiels. S. 110 ff. Spielplan. — VI. Die Wiedergeburt geistigen Lebens und die Pflege der Literatur nach der Gründung der Akademie. S. 126 ff. Die erste Monatsschrift der Akademie „Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen" 1764 ff. Christian Friedrich Pfeffel spielte den Vermittler, sein Bruder, der Dichter Gottlieb Konrad, war der für die Auswahl verantwortliche erste Herausgeber (S. 128); S. 128 ff. Heinrich Brauns Anteil; spätere Herausgeber und Mitarbeiter Ludwig Fronhofer, Kajetan Adami, Peter von Osterwald, Josef von Bernhandtsky; S. 136 ff. andere Zeitungen und Zeitschriften. — VII. Entstehung und Entwicklung der Nationalschaubühne. A. Vorliebe des Hofes für Musik; Graf [Joseph Anton] Seeau, Intendant der Oper und des Schauspiels; erster Versuch des Hofes, eine stehende Bühne zu errichten (1765). S. 148 ff. Joseph Felix von Kurz, Johann Christian und Charlotte Brandes. — B. Neue Versuche. Theresina von Kurz. Bemühungen der Akademie. [Johann Bapt.] Nießers Truppe. Graf Seeau übernimmt sie. Sein Wirken. S. 170 f. Erste Aufführung des Hamlet in Heufelds Bearbeitung (1777 Dezember 19). Abdruck des Theaterzettels. — C. Nationalschaubühne. Regelung der Theaterverhältnisse unter Karl Theodor. Seeaus Entreprise. — D. Konkurrenz der Nationalschaubühne. 1. Lipperltheater, Hütten- und Marionettenspieler. S. 182 ff. Lorenz Lorenzoni. S. 185 f. Herkunft und Charakteristik Lipperls. S. 189 ff. Joseph Wunderer. Abdruck seines Neujahrswunsches auf das Jahr 1789. 2. Faberbräu (Stadttheater), Wandertruppen. S. 196 f. Die von der Vinzenzischen Truppe 1784 aufgeführten „Räuber" können nicht die Schillerschen gewesen sein. S. 202 ff. Aloys Fürchtegott von Hofmann. Kampf gegen die Zensur. — E. Äußere Entwicklung der Nationalschaubühne bis zum Tode Karl Theodors. Graf Seeaus Entreprise auf Lebenszeit, Theatergesetze, Plan eines neuen Theaters, Verwaltung, Zensurschwierigkeiten. — VIII. Schauspieler und Kritik. S. 222/9 Brief Johann Nießers an die Gräfin La Rosée (Herbst 1779) aus: Die kleine Chronik. 3. Jahrgang. Frankfurt 1880. Nr. 19; S. 253 ff. Westenrieder als Kritiker.

**Archiv** für **Geschichte** und **Altertumskunde** von **Oberfranken.** 21. Band. Heft 2. 1900.

Geyer Ch., Sanspareil, ein vergessener Lustort aus der Markgrafenzeit. — Unter den Besuchern, die sich auch ins Fremdenbuch des Münchschen Gasthauses eintrugen, hervorzuheben: Heinrich Zschokke, Jean Paul Richter und Friedrich Kind. Abgedruckt werden S. 13 Krauseneck's (Goedeke 4, 50 f.) Sanspareil („Natur! Natur! o welch ein Blick!") und S. 22/9 Das erfreute Sanspareil ... von dem dermahligen Pastoren zu Wonsees und Sanspareil: M. Marcus Friederich Hedenus (Baruthi Francorum d. XXII Septembris MDCCXLVIII). „Durchlauchtigster, Dein Sanspareil." Vgl. S. 2 f.

**Verhandlungen** des **historischen Vereines** von **Oberpfalz** und **Regensburg.** 53. Band. (45. Band der neuen Folge.)

Wild P., Über Schauspiele und Schaustellungen in Regensburg. — I. Quellen: Gedruckte, handschriftliche und mündliche. — II. Schauspiele und Schaustellungen in älterer Zeit bis 1748: S. 5/8 Aus einem „Weihnachts-Krippenspiel", dessen Aufführung sich bis in die neuere Zeit erhalten hat; S. 19/24 über das Schreiner-Spill von 1618 (vgl. Bayerns Mundarten. 1895 2, 1/19); S. 24/6 Ein kurtzweilig Faßnachtsspill ... von dem Hänsl Frischen knecht (1618. Vgl. ebenda S. 20/7); S. 30 f. Comoedia, Betitelt Der Flüchtige Virenus ... Regensburg. Gedruckt bey Johann Georg Hofmann. An. 1686; S. 32 f. Theaterzettel von 1723: Der durch Klugheit über die Liebe triumphirende Xerxes, oder: Hans Wurst ein lustiger Kerkermeister. — III. Das Schauspiel an den Schulen: Aufführungen in der Emmeramer-, in der Poeten- und in der Jesuitenschule (seit 1723, 1567 und 1608). S. 46/50: Reginoburgum Christianum. Das ist: Anfang des Christentums zu Regensburg ... 1752 (Argumentum). — IV. Das Theater unter der Ägide des fürstlich Thurn- und Taxisschen Hauses: 1748 bis 1784. — Anhang zu Abschnitt IV. Die Tierhatz und das Hatzhaus in Steinweg: S. 85/7 Hatzzettel aus dem Jahre 1776. — V. Versuche ein selbständiges Theater zu gründen: S. 96/99 Emanuel Schikaneder. — VI. Von Erbauung des Theatergebäudes (Neues Haus) unter dem Fürstprimas bis zu dessen [!] Einäscherung 1803—1849. — VII. Neuorganisation des Theaters als Aktienunternehmen: Bis 1859. — VIII. Das Theater als städtische Anstalt.

Denk J., Der Amberger Lokalchronist Johann Kaspar von Wiltmaister, nach Archivalien geschildert. — Geboren am 10. Oktober 1706 zu Neumarkt in der Oberpfalz, † am 16. März 1784 in Amberg. Verfasser einer Chronik von Amberg (1783 in Sulzbach gedruckt). Einer seiner Söhne (Denk S. 295* vermutet Franz Anton, † 1803; vgl. jedoch Goedeke 5, 161, 22) war mit Schiller befreundet.

**Zeitschrift** für die **Geschichte** des **Oberrheins.** Neue Folge. Band XVI (der ganzen Reihe 55. Band).

Heft 1. Bernays J., Zur Biographie Johann Winthers von Andernach. — Mit Benutzung von Notizen des Straßburger Archivs. Winther (latinisiert Guinterus), genannt Andernach, geb. 1497 (nicht 1487) in Andernach, Arzt in Straßburg, † 4. Oktober 1574. Georg Calaminus (Rörich) beschrieb sein Leben in lateinischen Versen (Argentorati 1575). — S. 57 f. Andernach an Bucer (25. Juni 1542).

Pfannenschmid H., Die Gründung der Kriegsschule des Dichters Pfeffel in Colmar. — Bestand 1773 bis 1792. Beleuchtet wird unter anderm Pfeffels Verhältnis zu Bellefontaine und das feindselige Auftreten des Kardinals Rohan gegen die Kriegsschule. S. 68 Pfeffel an Frau Sarasin (15. Februar 1779).

Heft 1. 3. 4. Kern R., Die Beteiligung Georgs II. von Wertheim und seiner Grafschaft am Bauernkrieg. — S. 413 f. Georg an Florian Geyer. S. 418/20 Verantwortung Goetzens von Berlichingen wegen Auflage des bäurischen Aufruhrs betreffend (1525 Juni 12).

Heft 2. 4. Knod G. C., Oberrheinische Studenten im 16. und 17. Jahrhundert auf der Universität Padua (Fortsetzung und Schluß). — Nr. 185 bis 479.

Heft 2. Funck H., Lavaters Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in Karlsruhe auf der Rückreise von Ems im Jahre 1774 [5. bis 8. August]. — S. 271 Stammbucheintrag: „Wo dein Fuß sich erhebt."

Ettlinger E., Badische Geschichtsliteratur des Jahres 1900. Zusammengestellt.

Obser K., Bernhard Erdmannsdörffer †.

Heft 3. Schmidlin J., Die Augrafschaft, die letzte elsässische Markgenossenschaft. — Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. S. 357/65 Die Liliengräfin oder die gekrönte Jungfrau.

Heft 3. 4. Weech F. von, Briefwechsel Johann Friedrich Böhmers mit Franz Joseph Mone und Fridegar Mone. Mitgeteilt. — Mit Franz Joseph, vom 27. November 1835 bis 13. Februar 1859 (27 Briefe); mit Fridegar, vom 24. Februar 1855 bis 8. September 1863 (33 Briefe).

Heft 4. Albert P. P., Die Geschichtschreibung der Stadt Freiburg in alter und neuer Zeit.

Hauviller E., Alsatica aus der Pariser Nationalbibliothek zur Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. I. Mémoires d'Alsace. II. Landesbeschreibung und kleinere Berichte.

Kaiser H., Elsässische Geschichtsliteratur des Jahres 1900. Zusammengestellt.

**Mitteilungen** des **Instituts** für **österreichische Geschichtsforschung.**

Band 22. Heft 2. Droysen G., Gustav Adolfs Landungsgebet.

Ergänzungsband VI. Wertheimer E., Baron Hompesch und Joseph II. — Karl Reichsfreiherr von Hompesch, ein erst seit Kurzem in Ungarn ansässiger Deutscher, beteiligte sich an den Konspirationen gegen Joseph II., wurde gefangen gesetzt, aber gegen Revers entlassen, worauf ihn 1789 der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen zu seinem Adjutanten machte. Als solcher führte er die Unterhandlungen mit Karl August von Sachsen-Weimar, der zum künftigen König von Ungarn ausersehen war. „Wäre dieser Plan geglückt, so hätte Goethe als vertrauter Rat des Herzogs diesen wahrscheinlich auch nach Ofen begleitet." — Goethe, auf dessen Verschwiegenheit man sich verlassen konnte, fungierte bei den Unterhandlungen als Schriftführer, worüber erst durch P. Bailleu (Goethe-Jahrbuch, Band 20, 1899) und Wertheimer aus den Berliner und Wiener Archivalien Näheres zutage gefördert wurde, während in Weimar selbst keine Spur sich erhalten hat. In dem vorliegenden Aufsatz ist das Aktenmaterial aus dem Archiv des k. k. Ministerium des Innern, des k. und k. Staatsarchivs, endlich des k. und k. Kriegsarchivs vervollständigt. Hompesch, ein Abenteurer, trat 1795 in die englische Armee ein, wo er es bis zum General brachte, kam auch mit dem Dichter Graf Stolberg in Berührung, der an ihn ein Gedicht richtete, aber der ersehnte Eintritt in Ungarn wurde ihm 1800 von Kaiser Franz kurzweg abgeschlagen. Hompesch starb 1812 auf seiner Besitzung bei Windsor. J. J.

**Jahrbuch** der **Gesellschaft** für die **Geschichte** des **Protestantismus** in **Österreich.** 22. Jahrgang.

Heft 1/2. Skalsky G. A., Die evangelischen Kirchenordnungen Österreichs. Die evangelische Kirchenordnung für Teschen vom Jahre 1584.

Meněik F., Caspar Hirsch und seine Familienaufzeichnungen. — Hirsch, geb. am 5. Januar 1538 in Wien, steiermärkischer Landschaftssekretär, † vermutlich zwischen 1612 und 1617. Die lateinischen Aufzeichnungen stehen in einem Exemplare des Paul Eberschen Calendarium historicum vom Jahre 1559 (Wiener Hofbibliothek), das mit einer Widmung des Johann Mathesius an Stephan Hirsch versehen ist (S. 19 f.).

Elze Th. †, Die evangelischen Prediger Krains im 16. Jahrhundert (Schluß). — Alphabetisch geordnete Biographien.

Heft 1/2. 3/4. Trautenberger G., Im Josephinischen Jahrzehnt (Fortsetzung und Schluß). — S. 215/21: Traugott Bartelmus (Goedeke[2] 7, 32 f.).

Heft 1/2. Miszellen. 1. Friedensburg W., Verbrennung eines Lutheraners [offenbar Caspar Taubers] in Wien [1524]. — 2. Scheuffler, Ein kurfürstlicher Besuch [Friedrich August I. von Sachsen] in Wien am Ende des 17. Jahrhunderts.

Heft 3/4. Schmid J., Des Kardinals und Erzbischofs von Salzburg Matthäus Lang Verhalten zur Reformation (Schluß).

Barge H., Kirchliche Stimmungen in Böhmen um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Auf Grund zweier Aktenstücke in der Zeitzer Stiftsbibliothek. — Bericht eines ungenannten Prager Probstes an den Naumburger Bischof Julius Pflug und dessen Antwort (1554).

Grolig M., Einige Dokumente zur Geschichte des Protestantismus im Schönhengster Lande. — Unter anderm S. 156/66 ein Verzeichnis der Bibliothek und des sonstigen Nachlasses Andreas Jungnickels (Junicelius), über welchen dieser in seinem Testamente vom 13. November 1600 verfügte.

Schmidt W. A., Das letzte Gegenreformationspatent Ferdinands II. für Innerösterreich vom 1. August 1628. Mitgeteilt.

Loesche, Bibliographie über die den Protestantismus in Österreich betreffenden Erscheinungen des Jahres 1901 nebst kurzen Nachrichten über sie; mit Ausschluß der in diesem „Jahrbuch" selbst erschienenen Artikel.

**59. Jahresbericht** des **Museums Francisco-Carolinum.** Nebst der 53. Lieferung der **Beiträge** zur **Landeskunde** von **Österreich ob der Enns.**

Nicoladoni A., Professor Albin Czerny [Historiker, 1821—1900]. — Biographische Skizze. S. 9 f. Schriftenverzeichnis. S. 13/20 Briefe Czernys an Nicoladoni (1888—1893).

Schiffmann K., Das Schulwesen im Lande ob der Enns bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. — A. Nachweis des Bestandes von Schulen. — B. Zustand der Schulen. — C. Anhang. — Personen- und Ortsregister.

**Schriften** des **Oldenburger Landesvereins** für **Altertumskunde** und **Landesgeschichte.** 21. Teil.

Bröring J., Das Saterland. Eine Darstellung von Land, Leben, Leuten in Wort und Bild. 2. Teil.

**Mitteilungen** der **Geschichts-** und **Altertumsforschenden Gesellschaft** des **Osterlandes.** 1. Ergänzungsheft.

Geyer M., Verzeichnis der Handschriften in dem Archive der Gesellschaft. — Aus der Abteilung 16. Vermischtes, hervorzuheben Nr. 840 bis 875 passim: Gedichte aus dem 17. bis 19. Jahrhundert (Nr. 848: Der dreißigjährige Krieg. Gedicht in Hexametern aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. 114 Blätter 4.). — Nr. 824: 33 Briefe an den Professor der Philosophie in Jena C. F. Bachmann von Carl August von Weimar, J. F. Blumenbach, Fichte, Goethe (1816 Oktober 3 und 1831 Juli 6), Gruner, Krug, Leop. Ranke, Reinhold, Tennemann u. s. w. — Nr. 827: Begleitschreiben von Jonathan Schuderoff (1843 Juli 18).

**Mitteilungen** des **Historischen Vereins** der **Pfalz.** XXV.

[Nachrufe:] Buttmann R., Johannes Mayerhofer [1851—1900]. — Berthold, Wilhelm Harster [1846—1901]. — Berthold, Heinrich Hilgard genannt Villard [1835—1900].

**Mitteilungen** des **Altertumsvereins** zu **Plauen i. V.** 14. Jahresschrift auf das Jahr 1900.

Benedict M., Die Ortsnamen des sächsischen Vogtlandes in ihren sprachlichen und historischen Beziehungen untersucht. — I. Vogtländische Orte wendischen Ur-

sprungs. — II. Die älteren deutschen Siedelungen des Vogtlandes. — III. Ortsgründungen in den Auerbacher, Falkensteiner und Schönecker Waldungen. — Verzeichnis der Ortsnamen. — Nr. I und II vorher schon im „Vogtländischen Anzeiger" veröffentlicht.

Raab C. von, Ein Testament [Hildebrand Eichelberg von Trützschlers] vom Jahre 1631.

**Monatsblätter.** Herausgegeben von der **Gesellschaft** für **Pommersche Geschichte** und **Altertumskunde.**

Nr. 1. 2. Beintker E., Die Urkunden über die Auflösung des Augustiner Eremiten-Klosters in Anklam (1530).

Nr. 3. Wandel, Beschwerde eines Pfarrers (um 1660). Aus dem Pfarrarchive zu Coserow (Synode Usedom) mitgeteilt. — S. 35[1]: „Es ist nicht unmöglich, daß Wilh. Meinhold, der auch einst Pastor in Coserow war, durch diese Angabe [über eine Hexenverbrennung] den ersten Anstoß zu seiner „Bernsteinhexe" empfangen hat.

M. W., Brief des Herzogs Albrecht von Meklenburg an Bischof Erasmus von Camin 1526.

Nr. 5. Heinemann O., Einige Ergänzungen zur neuen Ausgabe der Pomerania Bugenhagens.

Nr. 6. M. W., Ältere Nachricht über einen pommerschen Hexenprozeß.

Nr. 9. M. W., Lied aus Stettins Belagerung (1677). — Aus einem Handschriftenbande der Löperschen Sammlung der Bibliothek der „Gesellschaft". — Stettinische Krieges-Musik, sampt der Teutschen Vermahnung „Stettin, wie geht es Dir, wie, wiltu nicht erwachen?"

**Pommersche Jahrbücher.** 2. Band.

Pyl Th., Das historische Rätsel im Leben Heinrich Rubenows. — Bürgermeister von Greifswald, † 13. Dezember 1462.

Kleinere Mitteilungen. Lange E., Die Besetzung Greifswalds durch die Preußen 1758 und die Universität.

Runge H., Geschichtliche und landeskundliche Literatur Pommerns 1899 und 1900.

**Zeitschrift** der **Historischen Gesellschaft** für die **Provinz Posen,** zugleich Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für den **Netzedistrikt** zu **Bromberg.** 16. Jahrgang.

Halbband 1. Kvačala J., D. E. Jablonsky und Großpolen.

Kleinwächter H., Eine Konsistorialverordnung aus dem Jahre 1776 [wegen der Vorleser].

Skladny A., Zur Geschichte der Reformatenschule in Pakosch.

Lewin L., Die Judenverfolgungen im zweiten schwedisch-polnischen Kriege (1655—1659).

Halbband 2. Heinemann O., Des pommerschen Hofrats Georg Lichtfuß Bericht über seine Sendung nach Großpolen im Jahre 1633.

Bartolomäus R., Ein Gerichtsbuch der Stadt Fordon. — 1675 bis 1747. Zahlreiche Rechtshandlungen wegen Zauberei.

**Historische Monatsblätter** für die **Provinz Posen.** 2. Jahrgang.

Nr. 1. Moritz H., Ein verschwundener Stadtname. Zur älteren Geschichte von Schmiegel.

Plehwe R., Ludwig Königk. — 1807 bis 1890. Vergleiche Th. Fontane, Meine Kinderjahre.

Nr. 3. Minde-Pouet G., Ludwig Jacobowski †.

Nr. 6. Becker P., Inowrazlaw unter Friedrich dem Großen.

Nr. 8/9. Franz Schwartz. — 1864 bis 1901. Lokalhistoriker. S. 121/3 Zusammenstellung der Veröffentlichungen von F. Schwartz.

Grünhagen C., Eine Äußerung des Ministers von Voß in Zensursachen. — Briefliche Beschwerde Hans von Helds an von Voß (1800 Mai 23) und dessen Antwort (Mai 26).

Schottmüller K., Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der Posener Provinzialgeschichte. 1900.

Nr. 12. Prümers R., Friedrich der Große und die polnische Kammerherrenwürde.

**Mitteilungen** der k. **preußischen Archivverwaltung.** Heft 5.

Warschauer A., Die städtischen Archive in der Provinz Posen. — Einleitung. I. Geschichte der Stadtarchive in der Provinz Posen. II. Übersicht des Inhalts der städtischen Archive S. XXXI f. über die Sprachen, deren sich die städtischen Kanzleien in den verschiedenen Jahrhunderten bedienten: die deutsche, lateinische und polnische. III. Die bisherige literarische Verwertung der städtischen Archive.

**Bausteine** zur **preußischen Geschichte.** 1. Jahrgang. 3. Heft.

Stägemann Frdr. Aug. von, Briefe an Karl Engelbert Oelsner aus den Jahren 1818 und 1819. Herausgegeben von Frz. Rühl.

**Reutlinger Geschichtsblätter.** 12. Jahrgang.

Nr. 1. Schön Th., Hauptprediger Christoph Enslin in Reutlingen (Schluß).

Nr. 1. 2. 3/4. Wunder, Die Grabdenkmale der Uracher Amanduskirche und Verwandtes. — Mitte des 14. Jahrhunderts bis 1744. Mit historischen und biographischen Daten. S. 36 lateinische Distichen auf dem Grabsteine des Paulus von Molsdorf genannt Weller (1602). S. 37 f. Verse aus J. Sebast. Wielands „Urach" (1626) über Georg Albrecht von Bettendorff. S. 38 deutsche Verse am Altargitter der Amanduskirche (1650). — Dazu Nachträge und Berichtigungen in Nr. 6, S. 94 f.

Nr. 1. 2. Votteler F., Französische Emigranten in Reutlingen und anderen Orten des heutigen Württemberg. — Dazu Nr. 6, S. 95. — S. 12 ein französisches Gedicht von Spitz d'Ahlgarten (1792) aus dem Stammbuche des evangelischen Pfarrers Friedrich Theophil August Hirsch in Waldenburg.

Nr. 1. Votteler, Zu „Ludwig Uhlands persönlichen Beziehungen zu Reutlingen" (Jahrgang 11, S. 95 f.). — Ergänzung und Berichtigungen.

Nr. 2. 3/4. 5. 6. Schön Th., Wappenträger in Reutlingen (Fortsetzung). — Bondörfer bis Camerer. In Nr. 3/4 Nachträge zum Artikel Becht (Jahrgang 10. S. 25 ff.).

Nr. 3/4. Knapp Th., Gomaringen im 16. und 17. Jahrhundert.

Nr. 3/4. 5. 6. Schön Th., Die Burgvögte und Burgherren von Achalm (eine Ergänzung zum württembergischen Dienerbuch) mit Nachrichten über den Besitz der Reutlinger Bürger am Achalmer Berg.

Nr. 3/4. Schön Th., Die Familie Raach, eine alte Reutlinger Lehrerfamilie.

Nr. 6. Nestle E., Die Reutlinger Handschrift des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses.

Schmid A., Beziehungen zwischen den vormaligen Rittergeschlechtern von Sturmfeder und von Gomaringen.

**Der Wanderer im Riesengebirge.** 21. Jahrgang.

Nr. 1 (laufende Nr. 219). Peltzer, Die Namen im Riesengebirge. — Etymologisches zu „Todtenwürgberg (Todtwerch, -würch)".

Demuth J., Wappen und Siegel der Stadt Trautenau in der Sage.

Nr. 2 (220). Rentwig, Der Tallsackmarkt am Palmsonntage in Warmbrunn. — Vortrag. S. 22 zur Etymologie von „Tallsack".

Nr. 3. 8. 11 (221. 226. 229). Beck S., Namenswandlungen und Namensverschiedenheiten im Riesengebirge. (Zur Klarstellung unsicherer Ortsbenennungen.) — Schluß des Aufsatzes. Vgl. Nr. 217.

Nr. 3. Georg Andreas von Schwingenhammer. — Abdruck des Aufsatzes „Schwenkhammer" im „Boten aus dem Riesengebirge" 1843. Nr. 1.

Nr. 4 (222). Schubert H., Ernst Moritz Arndt im Riesengebirge [1812].

Nr. 7 (225). Siebelt, Das älteste Fremdenbuch von Flinsberg. — 1770—1811. Einige Eintragungen werden mitgeteilt.

Nr. 8. 9 (226/7). Hoffmann A., Von früheren Schülerfahrten in Rübezahls Reich. — 1670 bis 1872. Hervorzuheben die von Christian Gryphius entworfene Schilderung einer solchen 1670 (nicht 1673) unternommenen Fahrt, abgedruckt aus Christian Stieffs „Historischem Labyrinth" (1737. S. 153 ff.). Mit einigen Abweichungen steht jene Schilderung auch in der Sammlung: Die wundervolle Schneekoppe oder Beschreibung des schlesischen Riesengebirges . . . zusammengetragen von einem bekannten Schlesier (Leipzig 1736). Als diesen „bekannten Schlesier", der sich im Werke selbst unter dem Namen Johann Climmbeck einführt, weist Hoffmann S. 129 f. Benjamin Schmolck (Allgemeine deutsche Biographie 32, 53/8) nach.

Nr. 8. Schubert H., Karl Friedrich von Geßler. — 1752—1829. Freund Gottfried Körners.

Nr. 9. Schubert H., Denkmal der Gräfin [Johanne Juliane Friederike] Reden [1774—1854].

Knappe A., Ein schlesischer Dorfpoet. — Reinhard Sturm (ps. Robert Steinbach) 1811—1877.

Nr. 10 (228). Rosenberg, Scholz: Die Kynastsagen.

Hoffmann A., Zu Goethes Koppenfahrt (15. September 1790).

Nr. 11. 12 (229 f.). Rentwig H., Kaspar Gottlieb Lindners Reisen ins Riesengebirge im Jahre 1734. — Aus der Monatsschrift: Die vor Sich und Ihre Söhne Sorgfältigen Väter. Frankfurt und Leipzig . . 1734. 8. Stück 5 und 6.

Nr. 12 (230). Regell P., Georg Benjamin Mendelssohn [† 1874] und seine Schilderung des Riesengebirges.

Scholz P., Zur Etymologie einzelner Gebirgsnamen.

**Mitteilungen** des **historischen Vereins** für die **Saargegend.** 8. Heft.

Krohn Aug., Beiträge zur Geschichte der Saargegend.

**Neues Archiv** für **Sächsische Geschichte** und **Altertumskunde.** 22. Band.

Heft 1/2. Ermisch H., Das fünfundsiebzigjährige Jubiläum des Königlich Sächsischen Altertumsvereins. Ein Erinnerungsblatt.

Wittich K., Zur Würdigung Hans Georgs von Arnim.

Heft 1/2. 3/4. Haake P., Johann Friedrich von Wolfframsdorff und das Portrait de la cour de Pologne. — Biographie Wolfframsdorffs (1674—1712), eingehender Beweis, daß er Verfasser des „Portrait" (1704) ist. S. 371/8 Anhang. Aus Johann Friedrich von Wolfframsdorffs Journal des mes voyages (Königl. Bibliothek in Dresden. Manuskript Dresd. F. 160 ee).

Heft 1/2. Ermisch H., Aus dem Ratsarchiv der Stadt Crimmitschau.

Kleinere Mitteilungen. Planitz G., Ein Spottvaterunser des 16. Jahrhunderts.

Flemming P., Die ersten Lehrer des Kurfürsten August. — Johann Krigmann († 1559), Martin Oberdörfer, Johannes Rontaler (zweifellos identisch mit Andreas Runtallus oder Rontallus) und Andreas Walwitz.

Heft 1/2. 3/4. Übersicht über neuerdings erschienene Schriften und Aufsätze zur sächsischen Geschichte und Altertumskunde.

Heft 3/4. Schmertosch von Riesenthal R., Die böhmischen Exulanten unter der kursächsischen Regierung in Dresden.

**Neujahrsblätter.** Herausgegeben von der **historischen Kommission** der **Provinz Sachsen.** 26.

Kawerau G., Luthers Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg.

**Mitteilungen** der **Gesellschaft** für **Salzburger Landeskunde.** XLI. Vereinsjahr.

Ringlschwendtner M., Anton Wallner salzburgischer Schützenmajor 1809. Ein Gedenkblatt. Mit zwei Bildern. — Geboren 1768, † 1810. — Im „Anhang" 57 Urkunden.

Schuster R., Zum heutigen Stande unserer landeskundlichen Kenntnisse. Vortrag.

Kleinere Mitteilungen. Adrian C., Alperer und Kasmandl. Ein Beitrag zur Volkskunde.

Nachrufe. F., Ludwig Radnitzky [Sohn des Dichters August Radnitzky, 1853—1900]. — Greinz, Theodor Wiedemann [1823—1901, Chefredakteur der „Salzburger Zeitung". Mit Schriftenverzeichnis]. — G., Matthias Jäger [1846—1901].

Pirckmayer F., Anton Petermandl † [1820—1900].

**11. Neujahrsblatt** des **historisch-antiquarischen Vereins** und des **Kunstvereins** der Stadt **Schaffhausen.**

Lang R., Die Schicksale des Kantons Schaffhausen in den Jahren 1800 und 1801.

**Zeitschrift** des **Vereins** für **Geschichte** und **Altertum Schlesiens.** 35. Band.

Drechsler P., Pancratii Vulturini Panegyricus Slesiacus, die älteste Landeskunde Schlesiens. Besprochen und nach dem ersten Druck neu herausgegeben. — Pancratius Geier (Vulturinus), geboren um 1480 in Hirschberg, studierte in Padua, 1521 Lektor der heiligen Schrift im Ordenshause der Augustiner-Einsiedler zu Neiße; Todesjahr unbekannt. Die erste Ausgabe des 1506 in Padua entstandenen „Panegyricus" besorgte der Augustiner-Eremit Michael Schwartzpeck: Slesia Bresla. etc. Totius Slesie . . descriptio. 19 S. 4. S. 19 am Schluß: Anno domini M.D.XXI. 611 lateinische Hexameter. Überliefert auch Nachrichten von Sitten und Gebräuchen der Schlesier. Den Abschnitt über Hirschberg übertrug Kaspar Gottlieb Lindner 1740 in deutsche Alexandriner (zwei Stellen daraus S. 46 mitgeteilt). Der Neudruck der editio princeps (S. 51/67), unter Vergleichung der zwei späteren Ausgaben von Chr. Gttfr. Hoffmann (Scriptores rerum Lusaticarum. Tom. IV. 1719) und Joh. Jak. von Füldner (Schlesische Bibliothek).

Krebs J., Herzog Christian von Wohlau. — Vortrag.

Chrzaszcz, Geschichte der Toster Burg und der Herrschaft Tost-Peiskretscham in Oberschlesien während des 16. Jahrhunderts.

Gröger Th., Geschichtliche Mitteilungen über Füllstein und dessen Burgruine.

Krebs J., Melchior von Hatzfeldt und der kleine Krieg um Breslau (Januar—April 1634).

Graniar H., Dyhernfurth. — Geschichtliche Nachrichten über diese Stadt.

Wutke K., Eine archivalische Forschungsreise durch den Kreis Ohlau. (Oktober bis Dezember 1899). — Vortrag.

**Zeitschrift** der **Gesellschaft** für **Schleswig-Holsteinische Geschichte.** 31. Band.

Kock Ch., Zur Geschichte der Leibeigenschaft. Nachrichten aus den Gütern Saxtorf, Damp und Hohenstein (1716—1767). — Nach handschriftlichen Aufzeichnungen. Gewähren auch Ausbeute für das Deutsche Wörterbuch. S. 67. 72 f. Schreiben des Herrn von Ahlefeldt zu Saxtorf an den Obristen von Blücher in Rendsburg (1767 Dezember 10. 20). S. 67/9 Antwort des Obristen von Blücher (Dezember 16).

Detleffsen D., Ein Beitrag zur Geschichte des Bettels. — Aus einem Rechnungsbuche über die Armenverwaltung des Kirchspiels Neuenkirchen an der Stör (vgl. „Zeitschrift" 28, 393 f.) 1644 bis 1732.

Kinder J. C., Die Bibliothek eines Wundarztes im 17. Jahrhundert. — Nach dem Inventarium der Nachlassenschaft Hinrich Winters in Plön vom 28. Mai 1655.

Kurze Erzählung der Einnahme der Insul Helgoland und des Betragens der Engelländer daselbst. Von Wilhelm Friedrich Spiering, von 1782—1800 Kontroleur, Land- und Garnisons-Chirurg auf Helgoland. — Datiert: Reinfeld den 5. August 1809.

Hansen, Nachtrag zur Geschichte der Holsteinischen Familie von Saldern. — Vgl. „Zeitschrift" Band 30.

Zum Gebrauch des Wortes „Sönderjylland" [zur Bezeichnung des Herzogtums Schleswig]. — Verbot desselben in einem Edikte vom 29. Oktober 1853.

Fischer-Benzon R. von, Literaturbericht für 1900.

**Diözesanarchiv von Schwaben.** 19. Jahrgang.

Nr. 1. 3. 5. 7. 10/11. Lindner P., O. S. B., „Album Wiblingense". Die Äbte und Mönche der Benediktinerabtei Wiblingen von 1069—1864. Mit biographischen Notizen. — Nach gedruckten und handschriftlichen Quellen. Die bis jetzt vorliegenden Abschnitte umfassen 345 Nummern.

Nr. 1. Schön Th., Schultheater in den Reichsstädten Reutlingen, Heilbronn und Eßlingen und anderen unterländischen Orten. — Berichte über Aufführungen meist geistlicher Schauspiele durch Schüler und Bürger im 16. und 17. Jahrhundert.

Nr. 1. 3. Beck, Schwäbische Biographien. — 29. Johann Baptist (Klostername: Anselm) Rittler (1737—1804). 30. Johann Christoph Schaupp (1685—1717). 31. Karl Lichtenstein (1816—1866). Alle drei der Allgemeinen Deutschen Biographie entnommen, Nr. 31 etwas erweitert.

Nr. 1. 3. 4. 8. Vor 100 Jahren. Aus einem alten Neresheimer Klostertagebuch 2c. (Fortsetzung).

Nr. 2. 6. 9. 10/11. Saupp, Denkwürdiges aus der Geschichte des Klosters Wiblingen (Fortsetzung und Schluß).

Nr. 2. 6. 8. 9. Beck, Oberländer Spitzbuben-Chronik (Fortsetzung und Schluß).

Nr. 2. Beck, Der österreichische Historiograph Franz Guillimann in Schwaben [1604 f.].

Nr. 3. Beck P., Beschreibung des Oberamts Rottenburg a. N. — Anzeige mit Nachträgen und Ergänzungen vornehmlich in biographischer Richtung. Siehe auch Nr. 6, S. 96.

Nr. 4. Beck, Analekten aus Schwaben. Eine oberschwäbische literarische Fehde (Seb. Sailer contra Frz. Xav. Clavel). — Polemik Sailers (Das jubilierende Marchthal. 1771. S. 135 f. 139 f.) gegen die Äußerungen über das Klosterwesen in: Freymüthige Briefe über die ... Insel Korsika ... von F. X. C. Frankfurt und Leipzig [Ulm] 1770. 8°. Über den Verfasser dieser Briefe, Franz Xaver Clavel (geb. 1729, † 4. August 1793) S. 53/8 biographische Daten. S. 53 spricht Beck die Vermutung aus, daß Clavel einen Teil der Materialien zu den „Briefen über das Mönchswesen" 1771 (vgl. auch S. 49 f.) geliefert habe.

Nr. 5. 6. 9. 10/11. 12. Schön Th., Geschichte des Theaters in Ulm. — 4. Nachträge zur Geschichte des Komödienhauses und der Komödianten in Ulm. (Jahrgang 1899, S. 16 ff.). — 5. Geschichte des Stadttheaters in der bayerisch-württembergischen Zeit (1803—1847). — Der in diesem Jahrgange noch nicht abgeschlossene 5. Abschnitt reicht bis zum Jahre 1843.

Nr. 5. —ö—, Ein Seelsorger über die Jesuiten als Prediger 1633. — Postskriptum eines Briefes des Stadtpfarrers und Dekans Ulrich Weil in Kaufbeuern an den Generalvikar Kaspar Zeiler in Augsburg (1633 Dezember 5).

Nr. 6. Giefel, Beiträge zur Geschichte der Wiedertäuferei.

Beck, Pasquill gegen die Verfasser des „Freymüthigen" [Ulm 1782/7] [Karl] Ruef, [Josef Anton] Sauter, [Matthias] Dannenmaier, bei Bullmann in Augsburg um 1786 gedruckt. — „Freymüthigkeit spielt ihre Leier."

Völkercharakteristik. — Aus Leonhard Haydts Tagebuche (1688—1704).

Beck, Zum Schuldrama in Schwaben. — Zu Jahrgang 18, S. 125/7.

Nr. 7. Beck, Beziehungen des württembergischen Herzogshauses zum englischen Hof. Herzog Friedrich von W. in den „Lustigen Weibern" von Will. Shakespeare. — Umgearbeiteter und erweiterter Abdruck eines in der Beilage zur Augsburger Postzeitung (1890. Nr. 40) erschienenen Aufsatzes.

Giefel, Ein uraltes Volksfest auf dem Egidienberg (Jlgenberg) bei Höchstberg, OA. Neckarsulm.

Nr. 8. Beck, Die Geistlichen ꝛc. an der ehemaligen katholischen Hofkapelle zu Stuttgart (. . . zweiter Nachtrag). — Über die um 1789 von Karl Eugen von Wüttemberg geplante Berufung Johann Baptist Schads (Allgemeine deutsche Biographie 30, 493 f.) als Hofprediger nach Stuttgart. Schads Beziehungen zu Eulogius Schneider (S. 115 f.).

Schilling A., Aus einer [handschriftlichen] Ulmer Chronik [von Braun]. — 1666 bis 1777.

Nr. 10/11. Beck, Die Säkularisation in Württemberg.

Nr. 12. —ll—, Die ältesten Kirchenbücher der katholischen Stadtpfarrei Biberach. — 1623 bis 1657.

**Zeitschrift** des **Historischen Vereins** für **Schwaben** und **Neuburg**. 27. Jahrgang 1900.

Zur Geschichte der Wiedertäufer in Oberschwaben. II. Roth F., Zur Lebensgeschichte Eitelhans Langenmantels von Augsburg. — A. Biographisches. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie 17, 670 f. Sohn des Eitelhans Langenmantel (nicht des Bürgermeisters Hans Langenmantel). — B. Die Urgicht Eitelhans Langenmantels und seiner Mitgefangenen. — C. Bei Langenmantels Verhaftung vorgefundene Schriftstücke verschiedenen Inhalts. S. 32 f. 35/8 Briefe an Langenmantel von Sebastian Reithart (1528 März 21) und Johann Schneid (1528 Januar 2). S. 33/5 „Ein Lied .." (Herr vatter, mein ewiger got), vermutlich das von Hans Schlaffer vor seiner am 4. Februar 1528 stattgehabten Hinrichtung gedichtete. S. 38/42 Auszüge aus einem „Ratbüchlein". — Anhang. Johann Schneid [auch Schneider], Pfarrer zum heil. Kreuz in Augsburg.

Radlkofer M., Leben und Schriften des Georg Frölich, Stadtschreibers zu Straßburg 1537—48. — S. 83/105: Frölichs literarische Tätigkeit. S. 87 ff. ausführlicher über seine Stobäus-Verdeutschung (1550). S. 91. 93 Frölichs dichterische Leistungen (S. 91 f. über Kaspar Bruschius). S. 93/102 zur Frage nach dem Verfasser der anonymen „Beschreibung des schmalkaldischen Krieges" (Mencken, Scriptores Rerum Germanicarum. 1730. Band 3). Mit Max Lenz vermutet Radlkofer in Frölich den Autor, für den nacheinander Schertlin, Gereon Sailer, Konrad Maier und Gabriel Arnold gehalten wurden. — Anhang. Aus dem Stadtarchiv Augsburg [Brief-Regesten].

**Jahrbuch** für **Schweizerische Geschichte**. 26. Band.

Barth H., Untersuchungen zur politischen Tätigkeit von Peter Ochs während der Revolution und Helvetik.

Mayer J. G., Das Stift Rheinau und die Reformation. — Rechtfertigung gegen die Angriffe A. Waldburgers im 25. Bande des „Jahrbuchs".

**Archiv** des **Vereines** für **siebenbürgische Landeskunde**. Neue Folge. 30. Band. Heft 1.

Teutsch F., Denkrede auf Wilhelm Wattenbach. — S. 14 ff. 19 ff. 25 f. aus dem Briefwechsel Wattenbachs mit G. D. Teutsch.

**Korrespondenzblatt** des **Vereines** für **siebenbürgische Landeskunde.** 24. Jahrgang.

Nr. 1. 2. Hannenheim M. von, Zur Volkskunde. (Fortsetzung.) G. Aus Holzmengen. Aus der Rockenstube. a. Scherzreime. b. Lieder. c. Ruf und Gegenruf beim Spinnen. d. Beim Nachhausegehen.

Nr. 1. Kapellen und Feldkirchen als Hatternamen. (Eine Umfrage.)

Schullerus A., Köhler: Kleinere Schriften. 3. Band. — Mit Ergänzungen.

Nr. 2. Sigerus E., Zigeunerbecher.

Nr. 3. 5/6. Kisch G., Zur Wortforschung. — Zu der Besprechung seiner „Rösner Wörter und Wendungen" in Nr. 1.

Weber K., Ein Siebenbürger Sachse von anno 1809 in Frankreich. — Aus von Hases „Briefen eines Feldgeistlichen aus dem Kriege 1870/71" (Leipzig 1896).

Csallner Cl., Die Sage von dem Ried genannt „an der Kapelle", bei Bistritz. — „Mit kleinen Abweichungen bei Fr. Müller, Siebenbürger Sagen. S. 301 Der verräterische Richter."

Schullerus A., Vogt: Die schlesischen Weihnachtspiele.

Nr. 5/6. Auch ein Wort zu unserer Geschichtsschreibung. — Gegen Zimmermanns Aufsatz im 6. Ergänzungsbande der „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" S. 705/38.

Schuller R., [Lateinische] Urkunde aus dem Turmknopf der Schäßburger Bergschule [1792].

Nr. 7. L. T., Aberglaube aus Groß-Scheuern.

Nr. 8/9. 12. Dramatische Spiele und Lieder. — 1. Sternenlied (Lied: „Ich lag in einer Nacht und schlief"). Eingesendet von F. Rosler in Seiburg. — 2. Das Rößchenspiel in Seiburg.

Nr. 8/9. 10. 11. 12. Splitter zur Volkskunde.

Nr. 10. H., Briefe aus den Jahren 1848 und 1849. — Von Privatpersonen.

Nr. 11. Schullerus P., [8] Sagen aus Alzen.

Woher kommt der Ausdruck „Dummer Kerl von Fogarasch"?

Schullerus A., Hoffmann-Krayer: Die Volkskunde als Wissenschaft.

**Beiträge** zur **Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen.** 31. Jahrgang.

Ahn F., Die periodische Presse der Steiermark in den Jahren 1848—1898. 236 Zeitungen und Zeitschriften (212 deutsche, 21 slovenische, 1 französische, 1 rumänische und 1 in Volapük) werden in chronologischer und alphabetischer Folge vorgeführt. Ein Schriftleiter- und Herausgeberverzeichnis schließt sich an.

Loserth J., Die Gegenreformation in Graz in den Jahren 1582—1585. 145 Aktenstücke aus zwei bisher unbekannten Aktensammlungen [des steiermärkischen Landesarchivs] vom Jahre 1585. Im Auszuge mitgeteilt.

**Veröffentlichungen** der **Historischen Landes-Kommission** für **Steiermark.** XIV.

Krones F. von, Styriaca und Verwandtes im Landespräsidial-Archiv und in der k. k. Studien-Bibliothek zu Salzburg.

**Zeitschrift** des **Vereins** für **Thüringische Geschichte** und **Altertumskunde.**

Neue Folge 11. Band. Der ganzen Folge 19. Band. Heft 2. 1898. Clemen O., Balthasar Stanberger. — Verfasser dreier Flugschriften, die näher besprochen werden: 1. Ein Epistel oder sendtbrieff . . seinem . . Michel Buchfurer. 1523. — 2. Ein Dialogus oder gesprech zwische einem Prior, Layenbruder vn Bettler [vermutlich in der zweiten Hälfte des Jahres 1522 verfaßt]. — 3. Dialogus zwischen Petro vnd eynem Bawrn. 1523. Gehört der Einkleidung und Form nach „unter die lebendigsten und hinreißendsten Flugschriften" aus jener Zeit.

**Koch** E., Kirchliches aus Suhl vom Jahre 1523 — Abdruck eines Schiedes vom 15. Juni des genannten Jahres betreffend die Obliegenheiten und Befugnisse katholischer Geistlichen.

Heft 2. 3. Band 12. Heft 1. Dobenecker O., Übersicht der neuerdings erschienenen Literatur zur thüringischen Geschichte und Altertumskunde.

Heft 3. 1899. Anz H., Ein thüringisches Weihnachtsspiel. — Die Nachrichten hierüber geschöpft aus einem Faszikel unter den Akten der Ephorie Eckartsberga (Bezirk Merseburg) vom Jahre 1782, betreffend die Unterdrückung einer bis dahin gespielten Weihnachtskomödie im Pfarrdorf Braunsroda.

Schmidt H., Ein Brief Katharinas der Heldenmütigen [Gräfin zu Schwarzburg. 1553]. Mitgeteilt.

Heft 4. Koch E., Johann Jacoffs Aufzeichnungen über die kirchlichen Verhältnisse und die Fronleichnamsbrüderschaft zu Gräfenthal. Herausgegeben. — Jacoff, ein Gräfenthaler, seit 1500 Vikar der Fronleichnamsbrüderschaft und Kaplan in seiner Vaterstadt, schrieb die erste Abhandlung nicht vor 1521, die zweite nicht vor 1517.

Schöppe K., Aus einem Studenten-Stammbuche [des Jenenser Studenten Brandes]. — 88 Eintragungen in lateinischer, griechischer, französischer, italienischer und deutscher Sprache. Von den deutschen stammen mehrere aus Günthers Gedichten, eine ist dem Menantes (Hunold) entnommen. Im Anhang S. 525 drei lateinische Stammbuchblätter aus den Jahren 1627/8.

Clemen O., Zur Jenenser Universitätsgeschichte. Mitgeteilt. — Depositionsgelübde Caspar Hofmanns († 1648 als Professor der Medizin in Altdorf) aus dem Jahre 1589.

12 (20). Band. Heft 1. 1900. Zeyß, Aus alten Akten des herzoglichen Amtsgerichts Königsberg in Franken [1783]. Mitgeteilt.

Deichmüller O., Geschichte des Dorfes Liebstedt. Ein Beitrag zur thüringischen Ortsgeschichte.

**Neue Mitteilungen** aus dem Gebiet **historisch-antiquarischer Forschungen.** Im Namen des .. **Thüringisch-Sächsischen Vereins** .. herausgegeben. 20. Band.

Heft 1/2. 1899. Moser J., Beiträge zur Geschichte der Kriminalrechtspflege im Amt Giebichenstein. — Hervorzuheben: Zwei Prozesse wegen Zauberei und Teufelsbündnis aus den Jahren 1640 und 1730. S. 142, 144 Beziehungen auf die Faustbücher. — S. 167 über die Nickel-Listsche Bande. S. 169 Rotwelsches. S. 180 Nestelknüpfen.

Jordan, Mühlhausen (Thüringen) und das Restitutions-Edikt von 1629.

Heft 3/4. 1900. Schöppe K., Zur Geschichte der Reformation in Naumburg. Nach dem Rats-Kopialbuche [1525/36 und dem Beschlußbuche der drei Herren Räte 1537/46]. — S. 407 f. 411 f. Briefwechsel des Rats mit Luther. S. 408 f. über Justus Jonas, ferner über den Reformator Naumburgs Nikolaus Medler und den ersten evangelischen Prediger daselbst Johann Langer.

Albrecht O., Nachwort zu den neuen Mitteilungen über die Reformationsgeschichte Naumburgs. — Anmerkungen zu den vorstehenden Mitteilungen Schöppes. Hebt die wichtigsten Ergebnisse hervor. S. 436/42 Exkurs über Johann Langer.

Redlich P., Zwei Nachrichten zur Baugeschichte Halles. — 2. Brief Gregor Ockels an den Kardinal Albrecht (Halle, 7. März 1529).

**Zeitschrift** des **Ferdinandeums** für **Tirol** und **Vorarlberg.** 3. Folge. 45. Heft.

Wieser F. R. von, Selbstbiographie des tirolischen Topographen und Statistikers Joh. Jak. Staffler [1783—1868] herausgegeben. — Geschrieben im Oktober 1863.

Gasser P. V., O. S. B., Geschichte des ehemaligen Klosters, der Wallfahrt und Pfarre Senale (Unsere liebe Frau im Walde) am Nonsberge. — S. 118/26

Verzeichnis der Rektoren, Pröpste und Pfarrer von U. L. Frau im Walde 1184 bis 1895.

Kleine Mitteilungen. Fischnaler C., Das [David] Solbach'sche Wappenbuch. Fischnaler C., Albert Jele [† 13. Oktober 1900].

**Trierisches Archiv.** II. Ergänzungsheft.

Bittmann C., Jacob Christian Schmeltzer und die Achardsche Departements-Zuckerfabrik im St. Agnetenkloster zu Trier, Anno 1811—1814. Ein Gedenkblatt zur Hundertjahrfeier der europäischen Rübenzuckerindustrie, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier und zur Charakteristik der napoleonischen Verwaltung.

**Archiv** des **Historischen Vereins** von **Unterfranken** und **Aschaffenburg.** 43. Band.

Will C., Briefe und Aktenstücke über die Erbauung der Stiftskirche zu Neresheim durch Balthasar Neumann, Artillerie- und Ingenieur-Obrist des fränkischen Kreises u. s. w. — Briefe: Neumanns an Aurelius, Prälaten des Reichsstifts Neresheim (1748/50) und an Dominicus Wiedemann (1750); der Witwe Neumanns, Maria Eva Engelberta, und seines Sohnes, Ignaz Michael, an den Prälaten Aurelius nebst dessen Antworten (1753).

Schwinger G., Das St. Stephans-Kloster O. S. B. in Würzburg. Beiträge zu dessen Geschichte. Dritte (und letzte) Fortsetzung.

Kleinere Mitteilungen. Hüttner F., Neue Daten zu dem Leben des Genealogen [Johann Gottfried] Biedermann. — Nachträge zu dem Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie 3, 793 f. Biedermann wurde am 19. August 1705 geboren.

Schwinger G., Joh. Bapt. Kleber, Obergeneral der französischen Armee in Egypten.

**70.** und **71. Jahresbericht** des **Vogtländischen Altertumsforschenden Vereins** zu **Hohenleuben.**

Raab C. von, Die von Kauffungen. Eine historisch-genealogische Studie. — I. Die von Kauffungen bis zum Prinzenraube 1231—1455. — II. Die Nachkommen Kunz von Kauffungens 1455—1578. — III. Die in Sachsen verbliebene ältere Wolkenburger Linie der Familie von Kauffungen zu Callenberg (1455—1589). — IV. Die in die Herrschaft Schleiz ausgewanderte jüngere Wolkenburger Linie der Familie von Kauffungen zu Kirschkau 1455—1844.

**Zeitschrift** für **vaterländische Geschichte** und **Altertumskunde.** Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde **Westfalens.**

58. Band. 1900. 1. Abteilung (Münster). Kretzschmar J., Zur Geschichte Herfords im 30jährigen Kriege. (Mit einem Plane der Stadt von 1638.)

Bömer A., Zwei unbekannte Veröffentlichungen münsterischer Humanisten. — I. Mortem non esse timendam Carmine . . Timani Cameneri . . . (Münster, Dietrich Tzwivel 1515). S. 147/50 abgedruckt mit Perings Geleitversen. — II. S. 151 mitgeteilt Johann Perings lateinisches Geleitgedicht in dessen Ausgabe des Phormio von Terenz (Münster, Tzwivel 1515).

Schücking L., Die Franzosen im Münsterlande 1806—1813. — S. 165/7. 173 aus Aufzeichnungen Christoph Bernard Schückings.

Zurbonsen, Der ehemalige Freischarenführer von Lützow in Münster und sein Kreis, 1817—1830. — Elisa von Ahlefeldt, Friedrich Kohlrausch, dessen Lebenserinnerungen (Hannover 1863) mehrfach benutzt werden, Anton Wilhelm Möller, Karl Immermann (S. 203/10) und andere.

Miszellen. Wormstall, Älteste Bedeutung der westfälischen Ortsnamen: Capellenberg, Kappenberg, Kapenberg, Kappel.

Huyskens, Der „helsams dag" in Münster. — Bedeutet nicht Weihnachtsabend, sondern Neujahrstag.

Pieper, Rede, gehalten bei der Feier des 75. Stiftungsfestes am 13. Dezember 1900. — Überblick über die Entwicklung des Vereines. S. 268/73 Verzeichnis der Publikationen desselben.

2. Abteilung (Paderborn). Miszellen. Die Kunst in Giershagen im 17. und 18. Jahrhundert.

Hömck, Die Wahl des letzten Kurfürsten und Erzbischofs von Köln [1801].

59. Band. 1901. 1. Abteilung (Münster). Linneborn, Heinrich von Peine, Reformator des Klosters Abdinghof in Paderborn 1477—1491, und seine Vita. Ein Beitrag zur Geschichte der Gründung und der Reformtätigkeit der Bursfelder Kongregation. — Auszüge aus einer auf der Trierer Dombibliothek befindlichen Handschrift vom Ende des 15. Jahrhunderts. Als den Verfasser der Lebensbeschreibung Heinrichs bezeichnet J. B. Greve den Kellner des Klosters Everhard Hattingen (Hattungen). Heinrich wurde im Jahre 1419 zu Peine in dem Bistume Hildesheim geboren und starb als Abt des Klosters Abdinghof am 31. Mai 1491.

Miszellen. Huyskens, Ein Beichtbrief des Idzardus Gravius, Ablaßkommissars in Dänemark, Schweden, Norwegen und Friesland für die St. Peterskirche zu Rom, aus dem Jahre 1510.

Huyskens, In welcher Zeit kam in Münster der Name „Prinzipalmarkt“ in Gebrauch? — Um 1600.

Huyskens, Der Kauf des „Graels“ durch den Rektor Hermann von Kerssenbroch. — Im Jahre 1567. Der Kaufbrief wird abgedruckt.

**Mitteilungen** des **historischen Vereins** der **Mediomatriker** für die **Westpfalz** in **Zweibrücken.** I.

Dav. Königs Beschreibung der Konstitution des Herzogtums Zweibrücken (1677) mit amtlichen Ergänzungen aus dem Jahre 1693 und Otto Heinrich Webels Bericht an die königl. schwedische Regierung über die Verhältnisse des Fürstentums Zweibrücken (1704). Herausgegeben von Rud. Buttmann.

**Zeitschrift** des **Westpreußischen Geschichtsvereins.** Heft XLIII.

Sommerfeldt G., Zur Geschichte der Pommerellischen Woiwoden Grafen Gerhard von Dönhoff († 23. Dezember 1648). — Sein Andenken ist der Nachwelt namentlich durch zwei Gedichte Simon Dachs überliefert worden. Vgl. S. 221 f.

Kleinere Mitteilungen. Günther O., Miszellen aus Danziger Drucken und Handschriften. III. Die „Baisen-Chronik“ und Bernt Stegmanns Chronik vom Danziger Aufruhr [1525]. — Stegmann ist nicht Verfasser, sondern nur Abschreiber der Chronik.

Freytag H., Analekten zur preußischen Gelehrtengeschichte. — II. Ludwig Henning. III. Ambrosius Hoffmann [† 1540?]. Beide stammen aus Marienburg.

**Monatsblatt** des **Altertums-Vereines** zu **Wien.** 18. Jahrgang.

Nr. 3. Die Grabsteine der Stadtpfarrkirche zu Linz. — Abdruck älterer deutscher und lateinischer Grabinschriften, darunter eine gereimte vom Jahre 1697 „All Mein Jammer vnd Ellendt“.

Nr. 6/7. Senfelder L., Ernst Rüdiger Grafen von Starhembergs 200jähriger Todestag. 4. Juni 1701—4. Juni 1901.

Nr. 8. 9. Reisetagebuch eines Franzosen [Gouveau] durch Niederösterreich im Jahre 1661. — Aus dem Codex Nr. 6942 der Wiener Hofbibliothek.

Nr. 10. Puppe und Schmetterling als Schmuck eines Grabdenkmales [Lorenz Rolletts † 1811; in der Pfarrkirche zu Baden bei Wien].

**Neujahrsblatt** der **Stadtbibliothek** in **Winterthur** auf das Jahr 1901. 237. Stück. 1900.

Ulr. Hegners Aufzeichnungen aus Winterthurs Revolutionstagen.

**Württembergische Neujahrsblätter.** Neue Folge. Blatt 6.

Hartmann J., Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit.

**Württembergische Vierteljahrshefte** für **Landesgeschichte.** Neue Folge. X. Jahrgang.

Heft 1/2. 3/4. Kolb Chr., Die Anfänge des Pietismus und Separatismus in Württemberg. III. Die Hauptherde. 1. Stuttgart. 2. Calw. 3. Herrenberg. 4. Bietigheim. IV. Die kirchlichen Verordnungen.

Heft 1/2. Krauß R., Schubart als Stuttgarter Theaterdirektor. — Aus ungedruckten Briefen an: Ludwig Schubart (1787 Juli 7) S. 258 f. (jetzt in extenso: Euphorion 8, 287 f.); Posselt (1787 September 27). — S. 260 f. Repertoire unter Schubart S. 267/74. Prologe und Festdichtungen Schubarts S. 274/6. Schubart als Theaterkritiker S. 276/9.

Günter, Kleine Beiträge zur Geschichte des Schriftwesens in neuerer Zeit. — Geheimschriften des württembergischen Vizekanzlers Jakob Löffler, des Paters Maurus Baldung und des Agenten am kaiserlichen Hofe Jeremias Pistorius, 1628/43.

Heft 3/4. Schneider E., Stuttgart im Bauernkrieg.

Schön Th., Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahre 1900. (Mit Nachträgen zu der von 1898 und 1899.)

**Aus dem Schwarzwald.** Blätter des **württembergischen** Schwarzwald-Vereins. 9. Jahrgang.

Schott E., Der erste deutsche Übersetzer des „Robinson" [Ludwig Friedrich Vischer] — ein Kind des württembergischen Schwarzwaldes.

**Neujahrsblatt** herausgegeben von der **Stadtbibliothek** in **Zürich.**

Nr. 257. Diener E., Die Zürcher Familie Schwend c. 1250—1536.

## 2. Bücher.

### Allgemeines.

**Weltliteratur.** Zeiger Th., Beiträge zur Geschichte des Einflusses der neueren deutschen Literatur auf die englische. Dissertation. Leipzig.

Lord Byrons sämtliche Werke in 12 Büchern . . . Vollständige Ausgabe. Unter Benutzung der Übertragungen von Adf. Böttger, Ernst Ortlepp, Bernd von Guseck, J. C. von Zedlitz, J. E. Hilscher und anderen neu bearbeitet, sowie mit Biographie, Einleitungen, Anmerkungen und Namen- und Sachregister versehen von Walt. Heichen. Berlin [1902], A. Weichert. 6 M.

Storoschenko, Opyty izutschenija Schekspira (Abhandlungen zu Shakespeare). Moskwa 1902.

Aus dem Inhalt: Shakespeare und die deutsche Kritik.

Heeg B., Edward Youngs' Gedicht „The night thougts", ein Beitrag zur Literatur des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig.

**Deutsche Literaturgeschichte.** Fischer Herm., Der Neuhumanismus in der deutschen Literatur. Rektoratsrede. Tübingen, Laupp. 60 Pf.

Oertel K. O., Die Naturschilderung bei den deutschen geographischen Reisebeschreibern des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig.

**19. Jahrhundert.** Meyer Rich. M., Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte. Berlin 1902, G. Bondi. 6 M.

Weddigen Otto, Literatur und Kritik. Betrachtungen über die literarischen Zustände in Deutschland. 2. Auflage. Leipzig [1902], H. Seemann Nachfolger. 2 M.

Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1902. Herausgegeben von Joseph Kürschner. 24. Jahrgang. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 6.50 M.

**Drama.** Das Wesen des Dramas (Miniatur-Bibliothek. Nr. 375). Leipzig [1902], Verlag für Kunst und Wissenschaft. 10 Pf.

Freytag Gust., Die Technik des Dramas. 9. Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 5 M.

**Lyrik.** Lohre Heinr., Von Percy zum Wunderhorn. Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland (Palaestra. Herausgegeben von A. Brandl und E. Schmidt. XXII). Berlin 1902, Mayer & Müller. 4 M.

Mackay John Henry, Freunde und Gefährten. Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern. Herausgegeben. 10 Serien (je 100 Blätter). Berlin 1902, Schuster & Löffler. Jedes Blatt 5 Pf.

Inhalt: 1. Volkslieder. 2. Gesungene Gedichte. 3. Gesprochene Gedichte. 4. Natur. 5. Lieder der Liebe. 6. Menschen-Leben und -Schicksal. 7. Stimmung. 8. Soziale Gedichte. 9. Eltern- und Kinder-Lieder. 10. Bunte Lese.

Ernst G. Ph. G., Die Heroide in der deutschen Literatur. Dissertation. Heidelberg.

Probst H., Über den deutschen Märchenstil. Programm. Bamberg.

**Ästhetik.** Bücher Karl, Arbeit und Rhythmus. 3. Auflage. Leipzig 1902, B. G. Teubner. 7 M.

Groos Karl, Der ästhetische Genuß. Gießen 1902, J. Ricker. 4.80 M.

Ziegler Leop., Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig 1902, Dürrsche Buchhandlung. 1.60 M.

**Sammelwerke.** Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf hundert Jahre geistiger Entwicklung. Berlin, S. Cronbach.

23. Band. Günther Siegm., Entdeckungsgeschichte und Fortschritte der wissenschaftlichen Geographie im 19. Jahrhundert. 1902. 2.50 M.

Am Anfange des Jahrhunderts. Berlin 1902, Verlag Aufklärung. Je 30 Pf.

Heft 5. Göhre Paul, Die Kirche im 19. Jahrhundert.

Heft 7. Gumplowicz Ladisl., Nationalismus und Internationalismus im 19. Jahrhundert.

Heft 8. Grottewitz Curt, Die Naturgeschichte im 19. Jahrhundert.

Heft 10. Zadek Ign., Die Medizin im 19. Jahrhundert.

Conrad Mich. Geo., Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann. Erinnerungen zur Geschichte der Moderne. Leipzig 1902, H. Seemann Nachfolger. 2.50 M.

Grotthuß Jeannot Emil Frh. von, Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Literatur unserer Zeit. 4. Auflage. Stuttgart 1902, Greiner & Pfeiffer. 5.50 M.

Kohler J., Vom Lebenspfad. Gesammelte Essays. Mannheim 1902, J. Bensheimers Verlag. 5 M.

Pod znamenem nauki. Jubileinyj zbornik w tschest N. J. Storoschenka. (Abhandlungen Herrn Prof. N. J. Storoschenko zum 30jährigen Professorenjubiläum von seinen Schülern und Verehrern dargebracht.) Moskwa 1902.

Aus dem Inhalt: Warscher S. A., Die Sage vom Einsiedler und vom Engel. — Kallasch W. W., Goethes Beziehungen zu Rußland. — Weselowskij Alexej N., Der Parasit in der Literatur. — Weselowskij J. A., Der westeuropäische Einfluß in der Literatur der Russisch-Armenier. — Luter A. Th., Schillers Schwanenlied. — Sakulin P. N., Die Sage von Belisar in der russischen Literatur.

Storoschenko N. J., Iz oblasti literatury. (Abhandlungen zur Literaturgeschichte.) Moskwa 1902.

Aus dem Inhalt: Pädagogische Theorien im Zeitalter der Renaissance. — Die Entstehung des realistischen Romans. — Goethes Jugendliebe. — Frau von Staël und ihre Freunde. — Byrons Einfluß auf die Europäische Literatur. Die Poesie des Weltschmerzes.

## Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Mai M., „Voraussetzungslosigkeit“ in Theorie und Praxis. Kritische Beleuchtung des „Falles Lenz“ und des „Falles Lehmann“. München 1902, Th. Riedel. 1 M.

Neff J., Analekten zur Geschichte des deutschen Humanismus. 2 Teile. Programm. Donaueschingen 1900 und 1901.

Goebel G., Ein Beitrag zur Geschichte des Geisteslebens in Altbayern in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dissertation. München.

Harnack Adf., Geschichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet. Ausgabe in einem Bande. Berlin, G. Stilke. 10 M.

**Einzelne Wissenschaften.** Cantor Mor., Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. III. Band. 3. Abteilung. Abschnitt XVIII (1725—1758). 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 12.40 M.

**Medizin.** Magnus Hugo, Medizin und Religion in ihren gegenseitigen Beziehungen. Geschichtliche Untersuchungen (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. 1. Heft). Breslau 1902, J. U. Kern. 2.50 M.

Müller Frz. Carl, Geschichte der organischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert. Medizin und deren Hilfswissenschaften, Zoologie und Botanik. (Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Herausgegeben von Paul Schlenther. VI. Band.) Berlin 1902, G. Bondi. 10 M.

Bámossy Steph. von, Beiträge zur Geschichte der Medizin in Preßburg. Preßburg 1902, C. Stampfel. 2.40 M.

Wilhelmi Axel, Die mecklenburgischen Ärzte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Eine Neuausgabe, Vervollständigung und Fortsetzung des im Jahre 1874 unter gleichem Titel erschienenen Dr. med. A. Blanckschen Sammelwerkes. Schwerin, E. Herberger. 8 M.

**Gelehrte.** Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Georg Friedrich Benecke. Mit Anmerkungen begleitet und herausgegeben von Rud. Baier. Leipzig, Dieterich. 3.60 M.

Berzelius J. und F. Wöhler. Briefwechsel. Im Auftrage der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen mit einem Kommentar von J. von Braun herausgegeben von O. Wallach. 2 Bände. Leipzig, W. Engelmann. 40 M.

Hoffmann Max, August Böckh. Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel. Leipzig, B. G. Teubner. 12 M.

**Bunsen.** Debus Heinr., Erinnerungen an Robert Wilhelm Bunsen und seine wissenschaftlichen Leistungen. Cassel, Th. G. Fisher & Co. 2 M.

Ostwald W., Gedenkrede auf Robert Bunsen. Vortrag. [Aus: „Zeitschrift für Elektrochemie“.] Halle, W. Knapp. 1 M.

Cohn Pauline, Ferdinand Cohn. Blätter der Erinnerung. Zusammengestellt von seiner Gattin. Mit Beiträgen von F. Rosen. 2. Auflage. Breslau, J. U. Kern. 6 M.

Berg Alfr., Enea Silvio de' Piccolomini (Papst Pius II.) in seiner Bedeutung als Geograph. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde im Quattrocento. Dissertation. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1 M.

Miaskowski K. von, Die Korrespondenz des Erasmus von Rotterdam mit Polen. Teil I. Dissertation. Breslau.

**Fechner.** Kößler Karl, Gustav Theodor Fechner. Gedächtnisrede zur Säkularfeier seines Geburtstages. Wien, F. Deuticke. 1 M.

Laßwitz Kurd, Gustav Theodor Fechner. 2. vermehrte Auflage. (Frommanns Klassiker der Philosophie herausgegeben von Rich. Falckenberg. I.) Stuttgart 1902, F. Frommann. 2 M.

Lastor Willy, Gustav Theodor Fechner und die durch ihn erschlossene Weltanschauung. Vortrag. (Grüne Blätter für Kunst und Volkstum. Heft 5.) Berlin, G. H. Meyer. 15 Pf.

Wundt Wilh., Gustav Theodor Fechner. Rede zur Feier seines 100jährigen Geburtstages. Leipzig, W. Engelmann. 2 M.

Gegenbauer Carl, Erlebtes und Erstrebtes. Leipzig, W. Engelmann. 2 M.

Haym Rud., Aus meinem Leben. Erinnerungen. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Berlin 1902, R. Gaertner. 4 M.

Jöhr Adf., Jean Herrenschwand. Ein schweizerischer Nationalökonom des 18. Jahrhunderts. (Berner Beiträge zur Geschichte der Nationalökonomie, herausgegeben von Aug. Oncken. Nr. 13.) Bern, K. J. Wyß. 1 M.

Wiesner Jul., Karl Freiherr von Hügel, Hortologe, Geograph und Staatsmann. Gedenkrede. Wien, A. Hölder. 1 M.

Kittel Otto, Wilhelm von Humboldts geschichtliche Weltanschauung im Lichte des klassischen Subjektivismus der Denker und Dichter von Königsberg, Jena und Weimar. (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte. Herausgegeben von G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks, G. Seeliger. VII. Band. 3. Heft.) Leipzig, B. G. Teubner. 4.20 M.

Kehrein Val., Joseph Kehrein, der Germanist und Pädagog. Nebst einer Auswahl seiner Gedichte. Münster, H. Schöningh. 3 M.

**Kraus.** Braig Karl, Zur Erinnerung an Franz Xaver Kraus. Mit .. einem Verzeichnis seiner Schriften. Freiburg i. B. 1902, Herder. 1.50 M.

Duchesne, Trauerrede auf .. F. X. Kraus .. (Vorläufiger Abdruck aus: „Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte") (in französischer Sprache.) Rom 1902 (Freiburg i. B., Herder). 50 Pf.

Albrecht Karl, Paul de Lagarde. (Burschenschaftliche Bücherei. Herausgeber: Hugo Böttger. II. Band. 2. Heft.) Berlin, C. Heymann. 60 Pf.

Vogler Ch. Aug., Johann Heinrich Lambert und die praktische Geometrie. Festrede. Berlin 1902, P. Parey. 1 M.

Steuer A., Die Philosophie des Justus Lipsius. I. Teil. Dissertation. Münster.

Jentsch Karl, Friedrich List. (Geisteshelden — Führende Geister — Eine Sammlung von Biographien. 41. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 3.60 M.

**Marx.** Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. Herausgegeben von Frz. Mehring. Stuttgart 1902, J. H. W. Dietz Nachfolger. II. Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels 1841—1850. 1. 2. Band. Von März 1841 bis März 1844. Von Juli 1844 bis November 1847. 7, 6 M. — IV. Lassalle Ferd., Briefe an Karl Marx und Friedrich Engels. 1849—1862. 5 M.

Marx K. et F. Engels, Le manifeste communiste. II. Introduction historique et commentaire par Charles Andler. Paris, Société nouvelle de librairie (Bellais). 1 Frcs. (Bibliothèque socialiste No. 9/10.)

Goerlitz Woldem., Die historische Forschungsmethode Johann Jakob Maskovs. (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte. Herausgegeben von G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks, G. Seeliger. VII. Band. 4. Heft.) Leipzig, B. G. Teubner. 2 M.

Müller F. Max, Aus meinem Leben. Fragmente zu einer Selbstbiographie. Übersetzt von H. Grosche. Gotha 1902, F. A. Perthes. 5 M.

Obermayer P. E., Ein Buch der Erinnerung, eingeleitet von seinem Jugendfreunde. Wien 1900, W. Braumüller. 2.50 M.

Murko M., Vatroslav Oblak. Ein Beitrag zur Geschichte der neuesten Slavistik. Wien 1902, A. Hölder. 1.20 M.

Nalbandian Wahan, Leopold von Rankes Bildungsjahre und Geschichtsauffassung. (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte. Herausgegeben

von G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks, G. Seeliger. VIII. Band. 2. Heft.) Leipzig, B. G. Teubner. 3.40 M.

Otto Ribbeck. Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen 1848—1898. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 5 M.

Crusius O., Erwin Rohde, ein biographischer Versuch. Mit einem Bildnis und einer Auswahl von Aphorismen und Tagebuchblättern Rohdes. Ergänzungsheft zu Erwin Rohdes kleine Schriften. Tübingen 1902, J. C. B. Mohr. 6.60 M.

Fischer Max, Christian Friedrich Wilhelm Roller. Zum Gedächtnis seines 100. Geburtstages. (Aus: Psychiatrische Wochenschrift.) Halle 1902, C. Marhold. 80 Pf.

Hoeherl F. X., Johann Jacob Scheuchzer, der Begründer der physischen Geographie des Hochgebirges. Dissertation. München.

Kahlbaum Geo. W. A. und Ed. Schaer, Christian Friedrich Schönbein 1799—1868. Ein Blatt zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. (Monographien zur Geschichte der Chemie. Herausgegeben von Geo. W. A. Kahlbaum. 6. Heft.) Leipzig, J. A. Barth. 8 M.

Noether Max, Zur Erinnerung an Karl Georg Christian von Staudt. (Aus: „Festschrift der Universität Erlangen für Prinzregent Luitpold.") Leipzig, A. Deichert Nachfolger. 80 Pf.

Hausrath Adf., Alte Bekannte. Gedächtnisblätter. 2. Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke. Leipzig, S. Hirzel. 2.80 M.

Hermes J. J., Über das Leben und die Schriften des Johannes von Trittenheim genannt Trithemius. Programm. Prüm.

Virchow-Bibliographie. 1843—1901. Bearbeitet von W. Becher, J. Pagel, J. Schwalbe, C. Strauch, Th. Weyl, herausgegeben von J. Schwalbe. Berlin, G. Reimer. 3 M.

---

## Geschichte und Kulturgeschichte.

**Allgemeines.** Bourne Edward Gaylard, Essays in historical criticism. New York, Scribner's sons. (London, Edw. Arnold.) Doll. 2.

Hollitscher Jak., Das historische Gesetz. Zur Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung. Dresden, C. Reißner. 3 M.

Brentano Lujo, Ethik und Volkswirtschaft in der Geschichte. Rektoratsrede. München 1902, E. Reinhardt. 1 M.

Weltgeschichte. Unter Mitarbeit hervorragender Fachgelehrten herausgegeben von Hans F. Helmolt. VIII. Band. 1. Hälfte. Leipzig 1902, Bibliographisches Institut. 4 M.

Stern Alf., Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. 3. Band. Berlin, Besser. 7 M.

**Kulturgeschichtliches.** Liebe Geo., Soziale Studien aus deutscher Vergangenheit. Jena, H. Costenoble. 2 M.

Grosse R., Das Postwesen in der Kurpfalz im 17. und 18. Jahrhundert. (Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen, herausgegeben von Carl Jhns. Fuchs. V. Band. 4. Heft.) Tübingen 1902, J. C. B. Mohr. 3 M.

Mummenhoff Ernst, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo. Steinhausen. 8. Band.) Leipzig, E. Diederichs. 4 M.

Becker Marie Louise, Der Tanz. Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 8 M.

**Deutsche Geschichte.** Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. Freiburg i. B., Herder.

II. Band, 4. Heft: Duhr Bernhard, S. J., Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. Auf Grund ungedruckter Quellen. 2.20 M.

Aus dem Vorwort: „Das Material besteht zum größten Teil aus vertraulichen, den zerstreuten Überresten der früheren Ordensarchive entnommenen Briefen der beteiligten Personen."

Inhalt: I. Ansichten des heil. Ignatius und seines Ordens über die Hofbeichtväter. — II. Wien. — III. Graz. — IV. Innsbruck. — V. München. — VI. Rückblick.

II. Band, 5. Heft. Rabenlechner Mich. Maria, Der Bauernkrieg in Steiermark (1525). Eine historische Studie. 1 M.

Krones Frz. von, Beiträge zur Geschichte der Baumkircherfehde (1469—1470) und ihrer Nachwehen. [Aus: „Archiv für österreichische Geschichte."] Wien, C. Gerolds Sohn. 1.80 M.

Ernestinische Landtagsakten. 1. Band. Die Landtage von 1487—1532. Bearbeitet von C. A. H. Burkhardt. (Thüringische Geschichtsquellen. Neue Folge. 5. Band. Der ganzen Folge 8. Band. 1. Teil.) Jena 1902, G. Fischer. 7.50 M.

Aktenstücke zur Geschichte des Schwabenkrieges nebst einer Freiburger Chronik über die Ereignisse von 1499. Herausgegeben von Alb. Büchi. (Quellen zur schweizer Geschichte, herausgegeben von der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. 20. Band.) Basel, Basler Buch- und Antiquariatshandlung, vormals A. Geering. 13.60 M.

Gengler Gfr. Heinr., Über die deutschen Städteprivilegien des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. (Aus: „Festschrift der Universität Erlangen für Prinzregent Luitpold.") Leipzig, A. Deichert Nachfolger. 1.20 M.

Hofmann Karl, Der Bauernaufstand im badischen Bauland und Taubergrund 1525. Karlsruhe 1902, K. Scherer. 1.20 M.

Hasenclever Adf., Die Politik der Schmalkaldener vor Ausbruch des schmalkaldischen Krieges. (Historische Studien. Veröffentlicht von E. Ebering. 23. Heft.) Berlin, E. Ebering. 7 M.

Ritter Mor., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des 30jährigen Krieges (1555—1648). III. Band. 1. Hälfte: Geschichte des 30jährigen Krieges. 1. Teil. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

Mayer Joh. Geo., Das Konzil von Trient und die Gegenreformation in der Schweiz. 1. Band. Stans, H. von Matt & Co. 4 M.

Müller A., Der Jülich-Clevesche Erbfolgestreit im Jahre 1614. Dissertation. München.

Gebert Carl Frdr., Die brandenburg-fränkischen Kippermünzstätten (1620—1622). . . . Nürnberg 1901. München, E. Merzbacher. 8 M.

Venetianische Depeschen vom Kaiserhofe (Dispacci di Germania). Herausgegeben von der historischen Kommission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. II. Abteilung. 1. Band. 1657, April—1661, Juli. Bearbeitet von Alfr. Francis Přibram. Wien, C. Gerolds Sohn. 11 M.

Jany, Das Gaudische Journal des siebenjährigen Krieges. Feldzüge 1756 und 1757. (Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres. III. 3. Heft.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1.50 M.

Lowell Edward J., Die Hessen und die andern deutschen Hülfstruppen im Kriege Groß-Britanniens gegen Amerika 1776—1783. Nach dem Englischen herausgegeben von O. C. Freiherrn von Verschuer. Braunschweig, R. Sattler. 5 M.

Wendland Wilh., Versuche einer allgemeinen Volksbewaffnung in Süddeutschland während der Jahre 1791 bis 1794. (Historische Studien. Veröffentlicht von E. Ebering. Heft 24.) Berlin, E. Ebering. 6 M.

Das deutsche Jahrhundert in Einzelschriften. Herausgegeben von George Stockhausen. 2 Bände. Berlin 1902, F. Schneider & Co. 18 M.

**Landschaften. Baden.** Brunner Karl, Die Pflege der Heimatgeschichte in Baden. Ein Wegweiser für Freunde der badischen Geschichte. Karlsruhe, J. J. Reiff. 1.20 M.

Kienitz Otto und Karl Wagner, Literatur der Landes- und Volkskunde des Großherzogtums Baden. (Badische Bibliothek. II.) Karlsruhe, A. Bielefeld. 24 M.

Müller Leonh., Badische Landtagsgeschichte. 3. Teil: 1825—1833. Berlin 1902, Rosenbaum und Hart. 4.50 M.

**Bayern.** Bitterauf Thdr., Die kurbayerische Politik im siebenjährigen Kriege. München, C. H. Beck. 5 M.

Chronik und Stamm der Pfalzgrafen bei Rhein und Herzoge in Bayern. 1501. Die älteste gedruckte bayerische Chronik, zugleich der älteste Druck der Stadt Landshut in Bayern, in Faksimile-Druck herausgegeben mit einer Einleitung von Geo. Leidinger. (Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung. VII.) Straßburg, J. H. E. Heitz. 10 M.

Göbel Gust., Anfänge der Aufklärung in Altbayern. Kirchheimbolanden, C. Thieme. 2.50 M.

Ledermann R., Der Anschluß Bayerns an Frankreich im Jahre 1805. Dissertation. Heidelberg.

Schubert Ant., Urkunden-Regesten aus den ehemaligen Archiven der von Kaiser Joseph II. aufgehobenen Klöster Böhmens. Innsbruck, Wagner. 16.60 M.

**Bukowina.** Kaindl Raim. Frdr., Das Ansiedlungswesen in der Bukowina seit der Besitzergreifung durch Österreich. Mit besonderer Berücksichtigung der Ansiedlung der Deutschen. Mit Benutzung der urkundlichen Materialien aus dem Nachlasse von F. A. Wickenhauser. (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer. Durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von J. Hirn und J. E. Wackernell. VIII. Band.) Innsbruck 1902, Wagner. 12.50 M.

Zieglauer Ferd. von, Geschichtliche Bilder aus der Bukowina zur Zeit der österreichischen Militär-Verwaltung. (8. Bilderreihe. — Das Jahr 1786.) [Aus: „Bukowiner Nachrichten."] Czernowitz, H. Pardini. 2 M.

Petersen Jul., Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen. (Der Kampf um das Deutschtum. 5. Heft.) München 1902, J. F. Lehmanns Verlag. 2.40 M.

Dierauer Jhns., Der Kanton St. Gallen in der Regenerationszeit (1831—1840). Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen 1902, Fehr. 2 M.

Hassell W. von, Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke. 2. Teil. 2. Abteilung. Von 1863 bis 1866. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger. 12 M.

**Hessen.** Wilh. Dilichs Ansichten hessischer Städte aus dem Jahre 1591. Nach den Federzeichnungen in seiner Synopsis descriptionis totius Hassiae. Marburg 1902, N. G. Elwerts Verlag. 20 M.

Veröffentlichungen der historischen Kommission für Hessen und Waldeck. Hessische Landtagsakten. Herausgegeben von Hans Glagau. 1. Band: 1508—1521. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 14 M.

Gade H., Historisch-geographisch-statistische Beschreibung der Grafschaften Hoya und Diepholz mit den Ansichten der sämtlichen Kirchen und Kapellen beider Grafschaften. Nach den Quellen bearbeitet. 2 Bände. Nienburg (Hannover, M. & H. Schaper). 12 M.

Gutwasser K., Kursachsen und Erfurt im 18. Jahrhundert. Dissertation. Leipzig.

Bludau Alois, Oberland, Ermeland, Natangen und Barten. Eine Landes- und Volkskunde. (Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen. Landschaftskunden und Städtegeschichten I. Landschaftskunden.) Stuttgart, Hobbing & Büchle. 9 M.

**Österreich.** Mayer Frz. Mart., Geschichte mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. 2. Auflage. 2. Band: Vom Jahre 1526 bis zur Gegenwart. Wien, W. Braumüller. 2. Band. 13 M.

Bibl Vict., Die Restauration der niederösterreichischen Landesverfassung unter Kaiser Leopold II. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Stände und innern Staatsverwaltung. Innsbruck 1902, Wagner. 3 M.

Pleitner Emil, Oldenburg im 19. Jahrhundert. 2. Band. Von 1848—1900. Oldenburg i. Gr. 1900, B. Scharf.

**Preußen.** Acta borussica. Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von der königlichen Akademie der Wissenschaften. Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung. VI. Band. 2 Hälften. Berlin, P. Parey. 37 M.

VI, 1. Hintze O., Einleitende Darstellung der Behördenorganisation und allgemeinen Verwaltung in Preußen beim Regierungsantritt Friedrichs II. — VI, 2. Akten vom 31. Mai 1740 bis Ende 1745, bearbeitet von G. Schmoller und O. Hintze.

Lucanus Aug. Herm., Preußens uralter und heutiger Zustand 1748. (Manuskript in der königlichen und Universitäts-Bibliothek in Königsberg i. P.) ... 1. Lieferung. Braunschweig (Königsberg, F. Beyer). 5 M.

Poschinger Heinr. von, Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858. Unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Frhrn. von Manteuffel. 1. Band. (Von Olmütz bis zur Errichtung des zweiten französischen Kaiserreichs. Vom 1. November 1850 bis zum 2 Dezember 1852.) Berlin 1902, E. S. Mittler & Sohn. 10 M.

Bausteine zur preußischen Geschichte. 1. Jahrgang. 2. Heft.

Schultze Max, Königsberg und Ostpreußen zu Anfang 1813. Ein Tagebuch vom 1. Januar bis 25. Februar 1813.

Zweck Alb., Samland, Pregel- und Frischingthal. Eine Landes- und Volkskunde. (Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen. I. Landschaftskunden.) Stuttgart 1902, Hobbing & Büchle. 4 M.

Geschichte des Kantons Schaffhausen von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1848. Festschrift des Kantons Schaffhausen zur Bundesfeier 1901. Herausgegeben auf Veranlassung des Großen Rates des Kantons Schaffhausen. Schaffhausen, Staatskanzlei. 9.60 M.

**Schlesien.** Scriptores rerum silesiacarum. Herausgegeben vom Vereine für Geschichte und Altertum Schlesiens. 17. Band. Breslau 1902, E. Wohlfarth. 4 M.

Inhalt: Barthel Steins Beschreibung von Schlesien und seiner Hauptstadt Breslau. — Descriptio tocius Silesie et civitatis regie Vratislaviensis per M. Bartholomeum Stenum. Herausgegeben von H. Markgraf.

Berner Karl Gust. Heinr., Schlesische Landsleute. Ein Gedenkbuch hervorragender, in Schlesien geborener Männer und Frauen aus der Zeit von 1180 bis zur Gegenwart. Leipzig, P. Schimmelwitz. 4 M.

Joh. Petreus († 1603) Schriften über Nordstrand. Nach den besten Handschriften herausgegeben von Reimer Hansen. (Quellensammlung der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte. 5. Band.) Kiel, Universitäts-Buchhandlung in Komm. 6 M.

Plehn Hans, Ortsgeschichte des Kreises Strasburg in Westpreußen. Festschrift zum 25jährigen Jubiläum des historischen Vereins für den Regierungs-Bezirk Marienwerder. Königsberg 1900. 3 M.

Prümer Karl, Westfälische Charakterbilder. Dortmund 1902, C. L. Krüger. 4 M.

**Ortschaften.** Alt-Arnstadt. Beiträge zur Heimatkunde von Arnstadt und Umgegend. Herausgegeben von der Museumsgesellschaft. 1. Heft. Arnstadt, E. Frotscher. 1.50 M.

Simmet L., Die Reichsstadt Augsburg in der ersten Hälfte des 30jährigen Krieges. Programm. Augsburg.
Berger Karl, Geschichte der Stadt Bärn. Preisgekrönte Schrift. Brünn (C. Winiker). 5 M.
Urkundenbuch der Stadt Basel. Herausgegeben von der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel. 8. Band. Bearbeitet durch Rud. Thommen. Basel, R. Reich. 29.50 M.
Holle J. Wilh., Geschichte der Stadt Bayreuth von den ältesten Zeiten bis 1792. 2. Auflage durchgesehen und bis zum Jahre 1900 fortgeführt von Gust. Holle. Bayreuth, B. Seligsberg. 4 M.
Richter J. W. Otto (Otto von Golmen), Berlin-Cölln. Zeit- und Kulturbilder aus der ältesten Geschichte der Reichshauptstadt und des Märkischen Landes. Berlin und Jena 1902, H. Costenoble. 5 M.
**Bern.** Anshelm Valerius, Die Berner Chronik. Herausgegeben vom historischen Verein des Kantons Bern. 6. Band. (Schluß.) Bern, K. J. Wyß. 6 M.
Haller Berchtold, Bern in seinen Ratsmanualen 1465—1565. Herausgegeben vom historischen Verein des Kantons Bern. 2. (Schluß-)Teil. 3. Teil. 1902. Bern, K. J. Wyß. à 5 M.
Hauptmann F., Das Innere des Bonner Schlosses zur Zeit Clemens Augusts. Nach archivalischen Quellen geschildert. (Bilder aus der Geschichte von Bonn.) Bonn, P. Hauptmann. 1.50 M.
Walchegger Joh., Brixen. Geschichtsbild und Sehenswürdigkeiten. Brixen, Buchhandlung des katholisch-politischen Preßvereins. 4 M.
Schram Wilh., Ein Buch für jeden Brünner. Quellenmäßige Beiträge zur Geschichte unserer Stadt. Brünn (C. Winkler). 3 M.
Beiträge zur Geschichte der Stadt Buchholz. V. Heft. Als Festschrift zum 400-jährigen Jubiläum der Stadt herausgegeben . . . von L. Bartsch. Buchholz, A. Handrela. 2 M.
Sahm Wilh., Geschichte der Stadt Creuzburg Ostpr. Königsberg, F. Beyer. 4 M.
Geschichte der Stadt Dessau. Eine Festgabe zur Einweihung des neuerbauten Rathauses. Dessau, C. Dünnhaupt. 6 M.
Hugo Jos. Ant., Chronik des Marktes und der Pfarrei Diessen. Nebst: Kurzgefaßter Geschichte des ehemaligen Chorherrenstiftes Diessen. Illustriert von Ed. Gabelsberger. Diessen (Bayern), Jos. C. Huber. 5 M.
Funk C. A., Geschichte der Stadt Domnau mit Berücksichtigung ihrer Umgegend. Königsberg 1900/1, Schubert & Seidel. 2 M.
Rübel Karl, Geschichte der Frei- und Reichsstadt Dortmund. Dortmund (Köppen). 1 M.
**Düren.** Brüll Wilh., Chronik der Stadt Düren. 2. Auflage. 1. Teil: Die politische Geschichte. Düren, L. Vetter & Co. 2 M.
Schoop Aug., Geschichte der Stadt Düren bis zum Jahre 1544. 1. Lieferung. Düren, W. Solinus. 1.50 M.
Stauber E., Geschichte der Gemeinde Ellikon an der Thur. St. Gallen (W. Hausknecht). 2 M.
Thiele R., Bilder aus Erfurts Vergangenheit. Nach Konrad Stolles Chronik. Erfurt, C. Villaret. 50 Pf.
Albert Pet. P., Die Geschichtschreibung der Stadt Freiburg im Breisgau in alter und neuer Zeit. Freiburg i. B. 1902, Lorenz & Waetzel. 1.20 M.
Marmier C., Geschichte und Sprache der Hugenottenkolonie Friedrichsdorf am Taunus. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 2.40 M.
Mayr Ldw., *Χαρίτων πόλις*. Die Stadt der Grazien. Beschreibung der Stadt Graz, nebst den wichtigsten Sagen aus Stadt und Umgebung. Griechisch und deutsch. 2., ergänzte Auflage. Graz 1902, P. Cieslar in Komm. 1 M.

Stein Armin (H. Nietschmann), Die Stadt Halle a. d. Saale. In Bildern aus ihrer geschichtlichen Vergangenheit dargestellt. 6 Hefte. Halle, E. Strien. à 1.25 M.
Feldtmann Ed., Geschichte Hamburgs und Altonas. Mit einem Beitrag von H. Busch .. Hamburg 1902, Selbstverlag (Leipzig, H. Haessel in Komm.). 3 M.
Pfennigsdorf E., Geschichte der Stadt Harzgerode. Festschrift ... Harzgerode, Th. Truelsen. 1 M.
Zimmermann Frz., Das Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation. Ein Führer durch dasselbe. 2. Auflage. Hermannstadt, Archiv der Stadt. 1.80 M.
**Hildesheim.** Urkundenbuch der Stadt Hildesheim. Herausgegeben von Rich. Doebner. 8. Teil. Von 1481—1597. Mit Nachträgen und Berichtigungen zu Teil I—VIII. Hildesheim, Gerstenberg. 26 M.
Doebner Rich., Studien zur Hildesheimischen Geschichte. Hildesheim 1902, Gerstenberg. 3 M.
Schwamborn, Beiträge zur Geschichte der Stadt Kalk. Programm. Kalk.
[Heidecke Benj.], Tableau von Leipzig im Jahre 1783. Eine Skizze. (Leipziger Neudrucke. Herausgegeben von G. Wustmann. 3. Bändchen.) Leipzig 1902, J. C. Hinrichs Verlag. 1.50 M.
Hasse P., Aus der Vergangenheit der Schiffergesellschaft in Lübeck. Festschrift zur Feier des 500jährigen Bestehens. Lübeck, Lübke & Nöhring. 2 M.
Chronik der Stadt Mährisch-Schönberg. Von der Gründung der Stadt bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. 1. Teil. Von Karl Umlauff. 2. Teil. Nach Aufzeichnungen des Friedr. Ritter von Tersch. Mährisch-Schönberg, J. Emmer. 2.50 M.
Wolter F. A., Geschichte der Stadt Magdeburg von ihrem Ursprung bis auf die Gegenwart. 3. Auflage. Magdeburg, Fabersche Buchdruckerei. 4.50 M.
Bücking Wilh., Geschichtliche Bilder aus Marburgs Vergangenheit. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 1.60.
Wilhelmi S., Marienburgische Chronik 1696—1726. Teil IV. Herausgegeben von M. Toeppen. Programm. Marienburg.
Jordan R., Zur Geschichte der Stadt Mühlhausen in Thüringen (1523—1525). Programm. Mühlhausen.
Huyskens V., Zeiten der Pest in Münster während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. I. Teil. Programm. Münster.
Gaß Jos., Mutzig in der Revolutionszeit (1789—1804). Ein Beitrag zur elsässischen Revolutionsgeschichte. Straßburg 1902 (F. X. Le Roux & Co.). 80 Pf.
Heidrich P., Nakel in den Jahren 1772—1806. Programm. Nakel.
Bohne Ericus Christophorus, ... Diarium oder Tagebüchlein wegen des Königl. preußischen Einfalls in Nordhausen ... Anno 1703 den 7. Februarii beginnend, geführt. — Nordhäusische Chronika ... Walkenriedische Chronika, so vormals von M. Henrico Eckstormio ... in Lateinischer Sprache ausgefertiget worden; nunmehro aber ins Teutschet übersetzet hat im Jahre 1701 Ericus Christophorus Bohne. 1701. (Herausgegeben von Herm. Heineck.) Nordhausen, O. Ebert. 1.75 M.
Barbeck Hugo, Alt-Nürnberg. Kulturgeschichtliche Bilder aus Nürnbergs Vergangenheit. 13. und 14. (Schluß-)Lieferung. Nürnberg, Heerdegen-Barbeck.
13. Kaisertage und Bürgerlust. 1901. 8 M.
14. Die Universitätsstadt Altdorf und ihre Umgebung. — Die Nachbarstadt Fürth und ihre Umgebung. 1902. 6 M.
Jöst Frdr., Offenbach a. M. in Vergangenheit und Gegenwart. Offenbach, J. P. Strauß. 3 M.
Wurm Alois, Osnabrück. Seine Geschichte, seine Bau- und Kunstdenkmäler. Ein Städtebild. Osnabrück, G. Pillmeyer. 1.50 M.

Digitized by Google

Pezold Leop. von, Schattenrisse aus Revals Vergangenheit. 2. Auflage. Reval, F. Kluge. 6 M.
Blumenbach Eug., Die Gemeinde der Stadt Riga in 700 Jahren. 1201—1901. Riga, Ernst Plates. 3 M.
Festschrift des geschichts- und altertumsforschenden Vereins zu Schleiz zur Feier seines 25jährigen Bestehens. .. Herausgegeben von B. Schmidt. Schleiz 1902 (F. Lämmel). 1.60 M.
German Wilh., Chronik von Schwäbisch Hall und Umgebung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Schwäbisch Hall, W. Germans Verlag. 5 M.
Lutze G., Die Chronikenschreiber der Stadt Sondershausen. Programm. Sondershausen.
Gény Jos., Die Fahnen der Straßburger Bürgerwehr im 17. Jahrhundert. (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen. 28. Heft.) Straßburg 1902, J. H. E. Heitz. 4 M.
Ortner Heinr., Straubing in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Straubing 1902, M. Hirmer. 1.40 M.
Walther Kuno, Tiefurt, der Herzogin Anna Amalia Musenheim. Ein Führer und Erinnerungsblatt. Weimar 1902, H. Böhlaus Nachfolger. 1 M.
Die Säkularfeier der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier am 10. April 1901. Trier (F. Lintz). 3 M.
Ghon Carl, Geschichte der Stadt Villach von der Urzeit bis zur Gegenwart. Villach, Liegel. 3.20.
Boos Heinr., Geschichte der rheinischen Städtekultur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Worms ... 4. (Schluß-) Band. 2. Ausgabe. Berlin, J. A. Stargardt. 6 M.
Znaimer Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen zur Geschichte und Ortskunde des Thaja-Gebietes. 1. Band. (Beiträge zur Heimatskunde von Znaim und Umgebung. 2. Heft.) Znaim, Fournier & Haberler. 2 M.

**Juden.** Freudenthal Max, Die jüdischen Besucher der Leipziger Messen in den Jahren 1675—1699. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden. (Aus: „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums.") Frankfurt a. M. 1902, J. Kauffmann. 1.50 M.

**Sammelwerke.** Fürst Max, Biographisches Lexikon für das Gebiet zwischen Inn und Salzach. München, J. J. Lentner. 3 M.
Heigel K. Th. von, Neue geschichtliche Essays. München, Beck. 8 M.
Inhalt: I. Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke. II. Die Verlegung der Ludwigs-Maximilians-Universität nach München im Jahre 1826. III. Der Übergang des Kurfürstentums Pfalz-Bayern an das Haus Pfalz-Zweibrücken. IV. Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck. V. Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges. VI. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig vom 25. Juli 1792. VII. Zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes am 28. April 1799. VIII. Die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich. IX. Lorenz Westenrieder. X. Der Kongreß von Chatillon. XI. Die Wahl des Prinzen Philipp Moritz von Bayern zum Bischof von Paderborn und Münster. XII. Festrede zum Gedächtnis Kaiser Wilhelm I.
Locher Frdr., Republikanische Wandel-Bilder und Porträts. Herausgegeben von seiner Tochter Emma Locher. Zürich, Th. Schröter. 3 M.
Meyer Chrn., Biographische und kulturgeschichtliche Essays. München (Leipzig, J. Werner). 6 M.
David Schönherrs gesammelte Schriften. Herausgegeben von Mich. Mayr. 2. Band. Geschichte und Kulturgeschichte. Innsbruck 1902, Wagner. 14 M.

**Familien.** Altrock Const. von, Geschichte des Geschlechts von Altrock. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 6 M.

Baetke Adolph Julius, Geschichte der Familie Baetke. Hamburg, Selbstverlag.
Plüß A., Die Freiherrn von Grünenberg in Kleinburgund. Dissertation. Bern 1900.
Turba Gust., Beiträge zur Geschichte der Habsburger. II. Zur Reichs- und Hauspolitik der Jahre 1548—1558. (Aus: „Archiv für österreichische Geschichte.") Wien, C. Gerolds Sohn. 1.70 M.
Eberstein Alfr. Frh. von, Hohenzollern-Charaktere, dem 200jährigen Gedenktage 18. Januar 1901 gewidmet. 2. Band. Leipzig, J. Werner, Sep.-Cto. 11 M.
Manstein Ehrenreich von, Chronik des Geschlechts von Manstein. Wehlau. Königsberg, Akademische Buchhandlung von Schubert & Seidel. 6 M.
Müllenheim von Rechberg Frhr. Herm. von, Familienbuch (Urkundenbuch) der Freiherren von Müllenheim-Rechberg. II. Teil. 2. Abschnitt. Straßburg, J. H. E. Heitz. 30 M.
Macco H. F., Geschichte und Genealogie der Familie Pelzer. (Beiträge zur Genealogie rheinischer Adels- und Patrizierfamilien. 3. Band.) Aachen (A. Creutzer). 30 M.
Quistorp Barthold von, Geschichte der Familie Quistorp. Mittlere Hauptlinie seit 1718; abgeschlossen am 8. März 1882. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 12 M.
Reibnitz Paul Frhr. von, Geschichte der Herren und Freiherren von Reibnitz. 1241—1901. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 15 M.
Rössing Aug. Frhr. von, Die Stammtafeln des Geschlechts derer von Rössing. ... Hildesheim 1900, Gerstenberg. 6 M.
Archiv der Familie von Stackelberg. II. Band. Quellen zur Geschichte des Piddulschen Stammes und seiner Zweige, der Häuser Notzikull, Ellistfer und Köllitz. Aus den Briefladen der Güter Piddul, Thomel, Ellistfer und Abia, nebst einem Anhang. St. Petersburg 1900 (Reval, Kluge & Ströhm). 10 M.
Unbescheid Wilh. Herm., Aus den Akten einer deutschen Familie. (III. Beilage zur „Chronik der Familie Unbescheid".) 3. Heft. Kahla, A. Weller. 80 Pf.
Zernecke Walt. Frdr. Heinr., Geschichte der Familie Zernecke, eines Ratsgeschlechts der ehemaligen freien Städte Danzig und Thorn. Graudenz 1900. Koloschken bei Danzig, Selbstverlag. 15 M.

**Regenten.** Hofmann B., Herzog Ernst der Fromme. Ein Gedenkblatt zu seinem 300jährigen Geburtstag. Friedrichsroda (Gotha, E. F. Thienemann). 30 Pf.

**Friedrich der Große.** Koser Rhold., König Friedrich der Große. 1. Band. 2. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 10 M.
Koser Rhold., Friedrich der Große als Kronprinz. 2. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 4 M.
Paulig F. R., Friedrich der Große, König von Preußen. Neue Beiträge zur Geschichte seines Privatlebens, seines Hofes und seiner Zeit. 4. Auflage. (Familiengeschichte des hohenzollernschen Kaiserhauses. 3. Band.) Frankfurt a. O. 1902, F. Paulig. 3 M.
Wiegand Wilh., Friedrich der Große. (Monographien zur Weltgeschichte. Herausgegeben von Ed. Heyck. XV.) Bielefeld 1902, Velhagen & Klasing. 4 M.
Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. 27. Band. Berlin 1902, A. Duncker. 15 M.
Troeger Curt, Aus den Anfängen der Regierung Friedrichs des Großen. Programm. Berlin, W. Weber. 1.60 M.
Die Kriege Friedrichs des Großen. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, kriegsgeschichtliche Abteilung. II. 3. Teil. Der 7jährige Krieg. 1756—1763. 3. Band. Kolin. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 10 M.
Bleich E., Der mährische Feldzug Friedrich II. 1741/42. Dissertation. Rostock.

Schulz O., Der Feldzug Friedrichs des Großen nach der Schlacht von Hohenfriedberg bis zum Vorabend der Schlacht bei Soor mit besonderer Berücksichtigung der politischen Lage. Dissertation. Heidelberg.

Fester Rich., [Wilhelmine] Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen. Ein biographischer Versuch. Berlin 1902, Gebr. Paetel. 4 M.

**Friedrich III.** Kaiser Friedrichs Tagebücher über die Kriege 1866 und 1870/71, sowie über seine Reisen nach dem Morgenlande und nach Spanien. Herausgegeben von Margarethe von Poschinger. Jena, H. Costenoble. 2 M.

Richter J. W. Otto, Kaiser Friedrich III. Berlin, A. Schall. 10 M.

Dove Alfr., Großherzog Friedrich von Baden als Landesherr und deutscher Fürst. Heidelberg 1902, C. Winter. 1.20 M.

**Der große Kurfürst.** Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. 17. Band. Politische Verhandlungen. 10. Band. Herausgegeben von Rhold. Brode. Berlin, G. Reimer. 14 M.

Philippson Mart., Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. 2. Teil: 1660—1679. Berlin 1902, S. Cronbach. 7.50 M.

Spahn Mart., Der große Kurfürst. Die Wiedergeburt Deutschlands im 17. Jahrhundert. (Weltgeschichte in Karakterbildern, herausgegeben von Frz. Kampers, Seb. Merkle und Martin Spahn. IV. Abteilung. Neuere Zeit.) Mainz 1902, F. Kirchheim. 4 M.

Rachfahl Fel., Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution. Halle, M. Niemeyer. 7 M.

Egelhaaf Gtlob., Gustav Adolf in Deutschland 1630—1632. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 68.) Halle, M. Niemeyer in Komm. 1.20 M.

Joseph II. und Graf Ludwig Cobenzl. Ihr Briefwechsel. Herausgegeben von Adf. Beer und Jos. Ritter von Fiedler. 1. Band. 1780—1784. 2. Band. 1785—1790 (Fontes rerum austriacarum. II. Abteilung. Diplomataria et acta. 53. und 54. Band.) Wien, C. Gerolds Sohn in Komm. 8.10 und 8.50 M.

Waltz Otto, Die Denkwürdigkeiten Kaiser Karls V. Eine Studie zur Geschichte des 16. Jahrhunderts. Bonn, E. Strauß. 1.20 M.

Richter G., Zur Erinnerung an Karl Alexander Großherzog von Sachsen und das Großherzogliche Haus. Programm. Jena.

Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden 1783—1806. Herausgegeben von der badischen historischen Kommission, bearbeitet von B. Erdmannsdörffer und K. Obser. 5. Band. (1804—1806.) Bearbeitet von K. Obser. Heidelberg, C. Winter. 25 M.

Grupe E., Landgräfin Karoline von Hessen und Buchsweiler (1741—1765). Programm. Buchsweiler.

Schröder C., Karoline, Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin von Sachsen-Weimar. Schwerin, Bärensprungsche Hofbuchdruckerei.

Heigel K. Th. von, Die Brautwerbung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden und des Prinzen Eugen von Savoyen. 1689—1690. München 1902.

Seraphin Aug., Eine Schwester des Großen Kurfürsten Luise Charlotte, Markgräfin von Brandenburg, Herzogin von Kurland (1617—1676), ein Lebensbild (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Herausgegeben von Ernst Berner. II. Band. 2. Reihe: Biographien I). Berlin, A. Duncker. 4 M.

Rettberg P., Studien zum Verständnis der Politik des Kurfürsten Richard von Trier in den Jahren 1519—1526. Dissertation. Greifswald.

Duncker L., Fürst Rudolf der Tapfere von Anhalt und der Krieg gegen Herzog Karl von Geldern (1507—1508). Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Liga von Cambray. Dissertation. Göttingen.

Digitized by Google

Berner Ernst, Der Regierungs-Anfang des Prinz-Regenten [Wilhelm] von Preußen (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Herausgegeben von Ernst Berner. III. Band). Berlin, C. Duncker 1902. 4 M.

**Personen.** Erinnerungen einer Urgroßmutter (Katharina Freifrau von Bechtolsheim geb. Gräfin Bueil) 1787—1825. Mit Original-Briefen von Goethe, Wieland, Herder, Kaiserin Katharina II., Kaiser Alexander I. und Kaiserin Maria von Rußland, Herzog Carl August von Weimar, Ernst II. von Sachsen-Gotha, Frau von Staël, Fürst von Ligne, Graf Ségur, Fürst-Primas von Dalberg und vielen anderen. Herausgegeben von Carl Graf Oberndorff. Berlin 1902, F. Fontane & Co. 12 M.

Benedeks Nachgelassene Papiere. Herausgegeben und zu einer Biographie verarbeitet von Heinrich Friedjung. Leipzig, Grübel & Sommerlatte.

**Bernhardi.** [Bernhardi Thdr. von], Aus dem Leben Theodor von Bernhardis. 8. Teil. Zwischen zwei Kriegen. Tagebuchblätter aus den Jahren 1867 bis 1869. Leipzig, S. Hirzel. 8 M.

Tobias Wilh., Theodor von Bernhardi und Theodor Goldstücker. Idolatrie und Idealismus. Betrachtungen eines Achtundvierzigers. Berlin, Rosenbaum & Hart. 8 M.

**Bismarck.** Bismarck Otto Fürst von, Gedanken und Erinnerungen. Anhang I und II. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. à 8.50 M.

Inhalt: I. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. — II. Aus Bismarcks Briefwechsel.

Keudell Rob. von, Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846 bis 1872. Berlin, W. Spemann. 12 M.

Klein-Hattingen Osk., Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie. (In 2 Bänden.) 1. Band: 1815—1871. Berlin 1902, F. Dümmlers Verlag. 8 M.

Kohut Adph., Allerlei neue Bismarckiana. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. 3 M.

Lackner W., Über Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. Programm. Allenstein.

Liman Paul, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leipzig, Historisch-politischer Verlag. 5 M.

Matthias Thdr., Bismarck als Künstler nach den Briefen an seine Braut und Gattin. Eine sprachlich-psychologische Skizze. Leipzig 1902, F. Brandstetter. 3 M.

Penzler Johs., Graf Wilhelm Bismarck. Ein Lebensbild, nach dem von der Familie dargebotenen und anderem Material entworfen. Berlin 1902, W. Spemann. 10 M.

Des Generalfeldmarschalls Graf von Blumenthal Tagebücher aus den Jahren 1866 und 1870/71. Herausgegeben von Albr. Graf von Blumenthal. Stuttgart 1902, J. G. Cotta Nachfolger. 5 M.

Bray-Steinburg, Graf Otto von, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. Mit einem Vorwort von K. Th. von Heigel. Leipzig, S. Hirzel. 4 M.

Dalwigk zu Lichtenfels Freiherr Rhard. von, Briefe aus Rom und Athen (1850—1851). Herausgegeben von seiner Tochter. Oldenburg, Schulze. 2 M.

Otto von Dieft-Daber, Lebensbild eines mutigen Patrioten, zu seinem 80. Geburtstage dargestellt von einem Deutschen. Berlin, Herm. Walther. 1 M.

Bohm B., Die „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen". Dissertation. München.

Freystedt Freiin Karoline von, Erinnerungen aus dem Hofleben. Herausgegeben von Karl Obser. Heidelberg 1902, C. Winter. 5 M.

Bergengrün Alex., David Hansemann. Berlin, J. Guttentag. 10 M.

Platter J. C., Schützenhauptmann Georg Hatl. Ein Lebensbild aus den Tiroler Freiheitskriegen. Innsbruck, Wagner. 80 Pf.

Hartmann Frdr. H., Robert Heymann. Ein Kämpfer für Freiheit und Schönheit. Ein Essay. Braunschweig, Verlag „Der Litterat“. 75 Pf.
Rudolf Haym zum Gedächtnis. Neue Briefe von Karoline von Humboldt. Herausgegeben und erläutert von Alb. Leitzmann. Halle, M. Niemeyer. 3.60 M.
Heinrich P., Erzherzog Johann. Ein Charakterbild. Mit Beiträgen zur Geschichte der Begründung der zweiten Dynastie Bulgariens nach authentischen Quellen und Briefen des Erzherzogs. Wien, A. W. Künast. 6 M.
Pusch H., Vom Hausstand und Haushalt einer Thüringer Bürgerfamilie im 16. Jahrhundert (Bürgermeister Jakob Keltz in Saalfeld). Programm. Meiningen.
Grolman Hedwig von, geb. von Krause, Ernst Eduard von Krause. Ein deutsches Soldatenleben. Aus hinterlassenen Kriegstagebüchern und Briefen von 1848 bis 1886 zusammengestellt. Mit einem Begleitwort von J. von Verdy du Vernois. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 3.57 M.
Bohnenstädt B., Das Prozeßverfahren gegen den kursächsischen Kanzler Dr. Nicolaus Krell 1591—1601. Dargestellt nach den Akten der Dresdener Haupt-Staats-Archivs. Dissertation. Halle.
Aus Edu. Laskers Nachlaß. Herausgegeben von Wilh. Cahn. 1. Teil. 15 Jahre parlamentarischer Geschichte (1866—1880). Berlin 1902, G. Reimer. 2.40 M.
Manteuffel Otto Freiherr von, Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. 3. Band. 1854—1882. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 10 M.
Meysenbug Malvida von, Individualitäten. Berlin, Schuster & Loeffler. 6 M.
Mohl Rob. von, Lebenserinnerungen 1799—1875. 2 Bände. Stuttgart 1902, Deutsche Verlagsanstalt. 10 M.
Moltke in seinen Briefen. Mit einem Lebens- und Charakterbilde des Verewigten. 2 Teile in 1 Bande. Berlin 1902, E. S. Mittler & Sohn. 5 M.
Lengefeld S., Graf Domenico Passionei, päpstlicher Legat in der Schweiz 1714 bis 1716. Dissertation. Zürich 1900.
Planta P. C., Mein Lebensgang. Chur, J. Rich. 3 M.
Richter J. W. Otto (Otto von Golmen), Benjamin Raule, der General-Marine-Direktor des Großen Kurfürsten. Ein vaterländisches Zeit- und Charakterbild aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Berlin und Jena 1902, H. Costenoble. 5 M.
Lettres de Madame Reinhard à sa mère 1798—1815 (une femme de diplomatie). Traduites de l'allemand et publiées pour la société d'histoire contemporaine par la baronne de Wimpffen, née Reinhard. Paris, Picardet fils.

Briefe von K. F. Reinhards Gattin, Christine, geb. Reimarus (1773—1805) an ihre Mutter.

**Rohan.** L'Ambassade du Prince Louis de Rohan à la cour de Vienne 1771—1774. Notes écrites par un gentilhomme, officier supérieur, attaché au Prince Louis de Rohan, ambassadeur du roi et publiées par son arrière-petit-fils le Baron Hugo Zorn de Bulach. Straßburg (Schlesier & Schweikhardt). 3 M.
Ehrhard L., L'Ambassade du Prince coadjuteur Louis de Rohan à la cour de Vienne (1771—1774). I. Introduction. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 1.60 M.
Große Reisen und Begebenheiten der Herrn Wolf Christoph von Rotenhan, Herrn Hannß Ludwig von Lichtenstein, Herrn Christoph von Wallenfelß, Herrn Hannß Ludwig von Münster nach Italien, Rhodus, Cypern, Türkey, besonders Constantinopel, nach Asien, Syrien, Macedonien, Egypten, in das gelobte Land 2c., Berg Sinai 2c. 1585—1589; aus den Niederschriften des Lichtenstein herausgegeben von Herm. Freiherrn von Rotenhan. München 1902, H. Lukaschik. 2 M.

Hansen Reimer, Der dithmarsische Chronist Johann Russe und seine Vorgänger. [Aus: „Heimath".] Kiel. (Meldorf, M. Hansen.) 1 M.
Schäublin J. J., Erinnerungen aus meinem Leben. Basel 1902, R. Reich. 2.20 M.
Scheibert J., Mit Schwert und Feder. Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin 1902, E. S. Mittler & Sohn. 6 M.
Koske Frdr., Bernhard Schwalbe. Gedächtnisrede. Berlin, J. Springer. 1 M.
Mühlau Ferd., Martinus Seusenius' Reise in das heilige Land im Jahre 1602. (Kaisergeburtstagsrede.) Kiel 1902, Lipsius & Tischer. 1 M.
Sonnemann Leop., 12 Jahre im Reichstage. Reichstagreden 1871—1876 und 1878—1884. Festgabe zu seinem 70. Geburtstage. Im Auftrage des engeren Ausschusses der deutschen Volkspartei herausgegeben von Alexander Giesen. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 6 M.
Haller Berchtold, Niklaus Friedrich Steiger, der letzte Schultheiß der alten Stadt und Republik Bern 1729—1799. Bern, Schmid & Francke. 2.40 M.
**Stein.** Stein Karl Frhr. vom, Lebenserinnerungen. Hagen, W. Bamberger. 2.25 M.
Stein Karl Frhr. vom, Politisches Testament, ausgewählte Denkschriften. Hagen, W. Bamberger. 3 M.
Simeoner A., Schriftlicher Nachlaß des Landesverteidigers Johann Thurnwalder aus Passeier. (Aus den Tiroler Befreiungskriegen.) I. II. Programm. Znaim 1900/1.
Khull F., Jugend- und Kriegserinnerungen Johann B. Türks, Leiters der Landesverteidigung in Kärnten im Jahre 1809. Programm. Graz.
Mellby C. A., Conrad Vorstius. Ein Vorkämpfer religiöser Duldung am Anfang des 17. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig.
Bray Graf François Gabriel de, Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule. Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten (1765—1832). Leipzig, S. Hirzel. 5 M.
Walther Lina, Aus meiner Jugendzeit. Gotha, G. Schloeßmann. 2.40 M.
Schölly T., Christian Heinrich Zeller, Inspektor der Anstalt in Beuggen. Ein Lebensbild. Basel, Kober. 1.60 M.
Locher A., Gottlieb Ziegler. Ein schweizerischer Staatsmann 1828—1898. Winterthur, Geschwister Ziegler. 2 M.
Neumann P., Studien zum Leben und Wirken des Grafen Eitelfritz von Zollern 1452—1512. Dissertation. Greifswald.

---

## Kirchengeschichte. Theologie.

**Allgemeines.** Funk F. X., Lehrbuch der Kirchengeschichte. 4. vermehrte und verbesserte Auflage. (Wissenschaftliche Handbibliothek. 1. Reihe. Theologische Lehrbücher. XVI.) Paderborn 1902, F. Schöningh. 6.60 M.
Knöpfler Alois, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Auf Grund der akademischen Vorlesungen. 3. Auflage. Freiburg i. B. 1902, Herder. 10 M.
Hoennicke Gust., Studien zur altprotestantischen Ethik. Berlin 1902, C. A. Schwetschke & Sohn. 3.60 M.
Siebengartner Mark., Schriften und Einrichtungen zur Bildung der Geistlichen. Übersetzt, erläutert und mit einer Geschichte des geistlichen Bildungswesens eingeleitet. (Bibliothek der katholischen Pädagogik. Herausgegeben von F. X. Kunz. XIV.) Freiburg i. B. 1902, Herder. 5.40 M.
Rosenthal Dav. Aug., Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. I. Bandes 3. Abteilung. Deutschland. 3., verbesserte und vermehrte Auflage. Regensburg 1902, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 9 M.

Supplement zur 3. Auflage des I. Bandes 1. und 2. Abteilung. Deutschland. Ebenda 1902. 3.50 und 1.50 M.

Schulze Adf., Abriß einer Geschichte der Brüdermission. Mit einem Anhang, enthaltend eine ausführliche Bibliographie zur Geschichte der Brüdermission. Herrnhut, Missionsbuchhandlung. 2.50 M.

**Landschaften.** Granier Herm., Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Nach den Akten des geheimen Staatsarchives. (Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. 76. Band.) Leipzig 1902, S. Hirzel. 28 M.

Eberlein Gerh., Die schlesischen Grenzkirchen im 17. Jahrhundert. Vortrag. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 70.) Halle, M. Niemeyer in Komm.

Krause G., Die Reformation und Gegenreformation im ehemaligen Königreich Polen, besonders in den jetzigen preußischen Provinzen Posen und Westpreußen. Posen, Merzbachsche Buchdruckerei in Komm. 2 M.

Arnold C. Fr., Die Ausrottung des Protestantismus in Salzburg unter Erzbischof Firmian und seinen Nachfolgern. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. 2. Hälfte. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 69.) Halle, Niemeyer in Komm. 1.20 M.

Schriften des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte. II. Reihe. (Beiträge und Mitteilungen.) 2. Band. 1. 2. Heft. Kiel, R. Cordes in Komm. je 2 M.

Kreusch Edm., Kirchengeschichte der Wendenlande. Paderborn 1902, Bonifacius-Druckerei. 2 M.

Günter Heinr., Das Restitutionsedikt von 1629 und die katholische Restauration Altwirtembergs. Stuttgart, W. Kohlhammer. 7 M.

**Ortschaften.** Roth Frdr., Augsburgs Reformationsgeschichte 1517—1530. Gekrönte Preisschrift. 2., vollständig umgearbeitete Auflage. München, Th. Ackermann. 6 M.

Steck R., Der Berner Jetzerprozeß (1507—1509) in neuer Beleuchtung, nebst Mitteilungen aus den noch ungedruckten Akten. (Aus: „Schweiz. theolog. Zeitschrift.") Bern 1902, Schmid & Francke. 1.60 M.

Schultz S. und K. Boelke, Beiträge zur Geschichte der St. Katharinenkirche und Gemeinde zu Brandenburg a. H. Festschrift zum 500jährigen Bestehen der Kirche. Brandenburg, R. Koch. 2 M.

Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising von Mart. von Deutinger. Fortgesetzt von Frz. Ant. Specht. 7. Band. Neue Folge. 1. Band. München, J. Lindauer.

Die Rechnungen des Kirchenmeisteramtes von St. Stephan zu Wien. Im Auftrage des Stadtrates der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt herausgegeben von Karl Uhlirz. 1. Abteilung: Ausgaben auf die Steinhütte während der Jahre 1404, 1407, 1415—1417, 1420, 1422, 1426, 1427, 1429, 1430, 1535. Wien, W. Braumüller in Komm. 10 M.

**Theologen.** Baum Mathilde geb. Böckel, Johann Wilhelm Baum. Ein protestantisches Charakterbild aus dem Elsaß 1809—1878. 2., stark vermehrte Auflage. Straßburg 1902, J. H. E. Heitz. 3 M.

Hertzog E., Johann Lorenz Blessig, Professor und Pfarrer in Straßburg. (Evangelische Lebensbilder aus dem Elsaß. 5. Heft.) Straßburg [1902], Buchhandlung der evang. Gesellschaft. 30 Pf.

Schnell H., Heinrich V., der Friedfertige, Herzog von Mecklenburg 1503—1552. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 72.) Halle 1902, M. Niemeyer in Komm. 1.20 M.

Hoffmann Heinr., Briefe. Gesammelt von M. Hart. Halle 1902, R. Mühlmanns Verlag. 2.50 M.

Martin Max, Johann Landtsperger. Die unter diesem Namen gehenden Schriften und ihre Verfasser. Augsburg 1902, Lampart & Co. in Komm. (Vorher als Erlanger Dissertation.) 2 M.

Schmid Jos., Des Kardinals und Erzbischofs von Salzburg (1519—1540) Matthäus Lang Verhalten zur Reformation. Gekrönte Preisschrift. Fürth, A. Schmittner in Komm. 2 M.

Norrmann T., Frau Sophie Loesche. Ein Beitrag zur Geschichte der inneren Mission. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 3 M.

**Luther.** Brandenburg Erich, Martin Luthers Anschauung vom Staate und der Gesellschaft. Vortrag. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 70.) Halle, M. Niemeyer in Komm.

Preuß J., Die Entwicklung des Schriftprinzips bei Luther bis zur Leipziger Disputation. Im Zusammenhang mit der Stellung Luthers zu den anderen theologischen Autoritäten seiner Zeit dargestellt. Dissertation. Leipzig.

Taube A., Luthers Lehre über Freiheit und Ausrüstung des natürlichen Menschen bis zum Jahre 1525 auf ihre Folgerichtigkeit geprüft. Eine dogmatische Kritik. Dissertation. Göttingen.

Warmuth Kurt, Martin Luther im deutschen Lied. (Flugschriften des evangelischen Bundes. 193 [XVII. Reihe 1.]) Leipzig 1902, C. Braun. 25 Pf.

**Melanchthon.** Christmann Curt, Melanchthons Haltung im schmalkaldischen Kriege. (Historische Studien. Veröffentlicht von E. Ebering. Heft 31.) Berlin 1902, E. Ebering. (Vorher als Dissertation.) 4 M.

Kawerau Gust., Die Versuche, Melanchthon zur katholischen Kirche zurückzuführen. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 73.) Halle 1902, M. Niemeyer in Komm. 1.20 M.

Römer H., Die Entwicklung des Glaubensbegriffes bei Melanchthon nach dessen dogmatischen Schriften. Dissertation. Bonn 1902.

Hackenschmidt K., Fritz Oberlin, der Vater des Steinthals. (Evangelische Lebensbilder aus dem Elsaß. 6. Heft.) Straßburg 1902, Buchhandlung der evang. Gesellschaft. 30 Pf.

**Schleiermacher.** Klepl G. R., Die „Monologen" Fr. Schleiermachers und Fr. Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse". Eine Studie zur Geschichte der individualistischen Ethik. Dissertation. Leipzig.

Thimme G., Die religionsphilosophischen Prämissen der Schleiermacherschen Glaubenslehre. Dissertation. Erlangen.

Wichern Joh. Hinr., Gesammelte Schriften. III. Hamburg 1902, Agentur des Rauhen Hauses. 16 M.

Thomas Wilh., Das Erkenntnisprinzip bei Zwingli. Dissertation. Leipzig, Th. Hofmann.

---

### Buchdruck und Buchhandel.

Falk Frz., Bibelstudien, Bibelhandschriften und Bibeldrucke in Mainz vom 8. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Mainz, F. Kirchheim. 4.50 M.

Luther Johs., Der Buchdruck und Buchschmuck der alten Meister. Berichte über zehn Vorträge. [Aus: „Papierzeitung".] Berlin, Selbstverlag. 2.50 M.

Hinrichs' Halbjahrs-Katalog der im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher, Zeitschriften, Landkarten ꝛc. . . . 206. 207. Fortsetzung 1901. 1. und 2. Halbjahr. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. à 8.70 M.

Zedler Gfr., Gutenberg-Forschungen. Leipzig, O. Harrassowitz. 7 M.

Schneider Frdr., D. Johann Dietenbergers Bibeldruck, Mainz 1534. fl. 4°. Mainz 1900 (L. Wilckens). 2 M.

Steiger Ernst, Dreiundfünfzig Jahre Buchhändler in Deutschland und Amerika. Erinnerungen und Plaudereien zur Verbreitung in engerem Kreise niedergeschrieben. New-York 1902, E. Steiger & Co.
Widmann H., Der Kampf um die Zannrithsche Druckerei (1801—1802). Nach Akten des k. k. Regierungsarchives. Programm. Salzburg.

## Bibliotheken.

Ficker Jhns. und Otto Winckelmann, Die Handschriftenproben des 16. Jahrhunderts nach Straßburger Originalen herausgegeben. 1. Band. Tafel 1—46. Zur politischen Geschichte. Straßburg 1902, K. J. Trübner. 40 M.
Priebsch Rob., Deutsche Handschriften in England. 2. Band. Das British Museum. Mit einem Anhang über die Guildhall-Bibliothek. Erlangen, F. Junge.
Mayer H., Geschichte der Freiburger Gymnasiumsbibliothek. Programm. Freiburg i. B.
Katalog der Stadt-Bibliothek zu Hannover. Herausgegeben von O. Jürgens. Hannover, Th. Schulze. 2 M.
Krieger Bogdan, Hohenzollern-Bibliotheken. Die königliche Hausbibliothek. (Erweiterter Sonderabdruck aus: „Zeitschrift für Bücherfreunde".) Bielefeld 1902, Velhagen & Klasing. 2 M.
Nentwig Heinr., Silesiaca in der reichsgräflich Schaffgotschschen Majoratsbibliothek zu Warmbrunn. 1. Heft. Leipzig, O. Harrassowitz. 9 M.

## Geschichte der Publizistik.

Houben Heinr. Hub., Entwurf zu einer deutschen Bibliographie. In Verbindung mit Gust. Karpeles bearbeitet. Leipzig 1902, F. Dietrich. 50 Pf.
Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungen. 1. Supplement-Band. 1. Band. Unter besonderer Mitwirkung von Arth. L. Jellinek und E. Roth herausgegeben von F. Dietrich. Leipzig, F. Dietrich. 25 M.
8. 9. Band. Januar—Dezember 1901. Leipzig, F. Dietrich. à 20 M.
Wöchentliches Verzeichnis der in deutschen Zeitschriften und Zeitungen erschienenen Aufsätze. Nach Wissenschaften geordnet, mit Sach- und Verfasserregister .. 1. Jahrgang 1902. Nr. 1. Leipzig, F. Dietrich. 1 M.
Kronsbein W., Das heutige Zeitungswesen. Dissertation. Heidelberg.
Scheffer Theod., Die preußische Publizistik im Jahre 1859 unter dem Einfluß des italienischen Krieges. Ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Leipzig 1902, B. G. Teubner. (Vorher als Dissertation.) 6 M.
Munzinger Ludw., Die Entwicklung des Inseratenwesens in den deutschen Zeitungen. Heidelberg 1902, C. Winter. 2.40 M.

## Geschichte der Musik und des Theaters.

Nef K., Zur Geschichte der deutschen Instrumentalmusik in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dissertation. Basel.
Mey Carl, Der Meistergesang in Geschichte und Kunst. Ausführliche Erklärung der Tabulaturen, Schulregeln, Sitten und Gebräuche der Meistersinger, sowie

deren Anwendung in Richard Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg". 2. Auflage. Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 10 M.

Merian Hans, Geschichte der Musik im 19. Jahrhundert. Leipzig 1902, H. Seemann Nachfolger. 15 M.

Moos Paul, Moderne Musikästhetik in Deutschland. Historisch-kritische Übersicht. Leipzig 1902, H. Seemann Nachfolger. 10 M.

**Sammelwerke.** Heuberger Rich., Im Foyer. Gesammelte Essays über das Opernrepertoire der Gegenwart. Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 2.80 M.

Rodnagel Ernst Otto, Jenseits von Wagner und Liszt. Profile und Perspektiven. Opus 35. Königsberg 1902, Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt. 2.50 M.

Riemann Hugo, Präludien und Studien. Gesammelte Aufsätze zur Ästhetik, Theorie und Geschichte der Musik. 3. Band. Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 4 M.

Musikalische Studien. V. und VI. Leipzig, H. Seemann Nachfolger.
V. Segnitz Eug., Richard Wagner und Leipzig (1813—1833). 2 M.
VI. Heuberger Rich., Musikalische Skizzen. 2.40 M.

**Lexikon.** Eitner Rob., Biographisch-bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. 4., 5. Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 10, 12 M.

**Tonsetzer.** Schwartz M., Johann Christian Bach (1735—1782). Sein Leben und seine Werke, mit besonderer Berücksichtigung seiner Symphonien und Kammermusik, nebst einem Kataloge seiner sämtlichen Kompositionen und zwei noch nicht veröffentlichten Briefen. I. Dissertation. Berlin.

Barth Herm., Johann Sebastian Bach. Ein Lebensbild. Berlin [1902], A. Schall. 3.50 M.

**Beethoven.** Marx Adf. Bernh., Ludwig van Beethoven, Leben und Schaffen. In 2 Teilen. 5. Auflage von Gust. Behncke. Berlin, O. Janke. 16 M.

Marx Adf. Bernh., Ludwig van Beethoven. Leben und Schaffen. In 2 Teilen mit autographischen Beilagen und Bemerkungen über den Vortrag Beethovenscher Werke. Leipzig 1902, Bibliographische Anstalt A. Schumann. 10 M.

Nohl Ldw., Beethovens Brevier. 2. Auflage, bearbeitet von Paul Sokolowski. Leipzig [1902], H. Seemann Nachfolger. 2.50 M.

Nohl Ldw., Eine stille Liebe zu Beethoven. Nach dem Tagebuche einer jungen Dame. 2., verbesserte Auflage. Leipzig 1902, H. Seemann Nachfolger. 3 M.

Reißmann Aug., Ludwig van Beethoven. (Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von H. Fr. von Ossen. VII.) Berlin, H. Schildberger. 50 Pf.

Locard Paul, Léon Boëllmann. (Biographies alsaciennes.) [Aus: „Revue alsacienne illustré".] Straßburg, J. Noiriel. 2.80 M.

Langelütje Ernst, Die Musica figuralis des Magister Daniel Friderici. Eine Singefibel des 17. Jahrhunderts als musikgeschichtlicher Beitrag. Programm. Berlin, R. Gaertner. 1 M.

Keller Otto, Carl Goldmark. (Moderne Musiker.) Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 1 M.

Leichtentritt H., Reinhard Keiser in seinen Opern. Ein Beitrag zur Geschichte der frühen deutschen Oper. Dissertation. Berlin.

Franz Liszts Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. 6. 7. Band. Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. 3. 4. Teil. Leipzig 1902, Breitkopf & Härtel. à 6 M.

Kunze Max, Goethe und Loewe. Studie (als Einleitung zu Band XI und XII von „Carl Loewes Werken, Gesamtausgabe der Balladen, Legenden, Lieder und Gesänge"). Leipzig, Breitkopf & Härtel. 50 Pf.

Lortzings Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Geo. Rich. Kruse. Leipzig 1902, H. Seemann Nachfolger. 5 M.

Münzer Geo., Heinrich Marschner. (Berühmte Musiker ... Herausgegeben von Heinr. Reimann. 12. Band.) Berlin, „Harmonie". 4 M.
Nestler M. J., Der kursächsische Kapellmeister Naumann als Blasewitz. Eine Darstellung seiner Lebensschicksale. Dresden, R. Zinke. 2.50 M.
Lewy H., Christ. Gottl. Neefe. Dissertation. Rostock.
Sauer Emil. Meine Welt. Bilder aus dem Geheimfache meiner Kunst und meines Lebens. Stuttgart, Berlin, W. Spemann. 8 M.
Heuberger Rich., Franz Schubert. (Berühmte Musiker ... Herausgegeben von Heinr. Reimann. 14. Band.) Berlin 1902, „Harmonie". 4 M.
Sakolowski Paul, Ernst von Schuch. (Moderne Musiker.) Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 1 M.
Koch Dav., Wilhelm Steinhausen. Ein deutscher Künstler. Heilbronn 1902, E. Salzer. 3 M.
Stern Adf., Margarete Stern. Ein Künstlerinnenleben. Dresden, C. A. Koch. 6 M.
Strantz Ferd. von, Erinnerungen aus meinem Leben. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 4 M.
**Wagner.** Wagner Rich., Ausgewählte Schriften über Staat und Kunst und Religion (1864—1881). Leipzig, E. W. Fritzsch. 3 M.
Bélart Hans, Richard Wagner in Zürich (1849—1858). 2. Band. (Musikalische Studien. IV.) Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 2 M.
Kloß Erich, Wagner, wie er war und ward. Ein Wort zur Klärung über den Meister als Menschen. Berlin, O. Elsner. 1 M.
Seidl Arth., Wagneriana. Erlebte Ästhetik. 1. Band. Richard Wagner-Credo. Eine Ergänzung zur „Richard Wagner-Schule". Berlin, Schuster & Loeffler. 5 M.
Werner Rich., Richard Wagners dramatische Dichtungen in französischer Übersetzung. 1. Teil. Programm. Berlin, R. Gaertner. 1 M.
Joß Vict., Der Musikpädagoge Friedrich Wieck und seine Familie. Mit besonderer Berücksichtigung seines Schwiegersohnes Robert Schumann. Dresden 1902, O. Damm. 5 M.
Landshoff Ludw., Johann Rudolph Zumsteeg (1760—1802). Ein Beitrag zur Geschichte des Liedes und der Ballade. Berlin [1902], S. Fischer, Verlag. 6 M.
**Theatergeschichte.** Herz E., Englische Schauspieler und englisches Schauspiel zur Zeit Shakespeares in Deutschland. 1. Teil. Dissertation. Bonn.
Olivier J. J., Les comédiens français dans les cours d'Allemagne au XVIII^e siècle. 1^re série: La cour électorale palatine. Préface de F. Faguet. Poitiers, Société française d'impr. et de libr.
**Schattentheater.** Jacob G., Schattenspiel-Bibliographie. Erlangen, M. Mencke. 80 Pf.
Jacob Georg, Das Schattentheater, in seiner Wanderung vom Morgenland zum Abendland. Berlin, Mayer & Müller. 1.60 M.
Spemanns goldenes Buch des Theaters. Eine Hauskunde für Jedermann. (Spemanns Hauskunde. V. Band.) Berlin, H. Spemann. 6 M.
**Ortschaften.** Das Dresdner Hoftheater in der Gegenwart. Biographien und Charakteristiken. Neu herausgegeben von Bodo Wildberg. Dresden 1902, E. Pierson. 4 M.
Müller Rhard., Beiträge zur Geschichte des Schultheaters am Gymnasium Josephinum in Hildesheim. Programm. Hildesheim (A. Lax). 1.50 M.
Stiehl C., Geschichte des Theaters in Lübeck. Lübeck 1902, Gebr. Borchers. 4.50 M.
Das elsässische Theater in Straßburg i. E. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 1 M.

## Kunstgeschichte.

**Allgemeines.** Feuerherd Frz., Die Entstehung der Stile aus der politischen Ökonomie. Eine Kunstgeschichte. 1. Teil: Die bildende Kunst der Griechen und Römer. Braunschweig 1902, R. Sattler. 3.60 M.

Gietmann Gerh., S. J., und Johs. Sörensen, S. J., Kunstlehre in 5 Teilen. 4. Teil. Freiburg i. B., Herder. 6 M.

Inhalt: Sörensen, Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst.

Schmerber Hugo, Studie über das deutsche Schloß- und Bürgerhaus im 17. und 18. Jahrhundert. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 35. Heft.) Straßburg 1902, J. H. E. Heitz. 6 M.

Hoff Joh. Frdr., Ein Künstlerheim vor 70 Jahren. Der Alt-Frankfurter Familiengeschichte „Aus einem Künstlerleben" Fortsetzung. Frankfurt a. M. 1902, J. Alt. 4 M.

Hermann Geo., Die deutsche Karikatur im 19. Jahrhundert. (Sammlung illustrierter Monographien. Herausgegeben von Hanns von Zobeltitz. 2. Band.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 4 M.

**Sammlungen.** Kunowski Loth. von, Durch Kunst zum Leben. 1. Band. Ein Volk von Genies. Leipzig, E. Diederichs. 4 M.

Möbius P. J., Über Kunst und Künstler. Leipzig, J. A. Barth. 7 M.

Muther Rich., Studien und Kritiken. 2. Band. 2. Auflage. Wien [1902], Wiener Verlag. 8 M.

Norden Jul., Berliner Künstler-Silhouetten. Leipzig 1902, H. Seemann Nachfolger. 2.50 M.

Reuleaux F., Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften. 2. Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 6 M.

Rosenhagen Hans, Würdigungen. Berlin 1902, H. Nabel. 3 M.

Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Straßburg, J. E. Heitz.

29. Heft. Ulbrich Ant., Die Wallfahrtskirche in Heiligelinde. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts in Ostpreußen. 7 M.

30. Heft. Frankenburger Max, Beiträge zur Geschichte Wenzel Jamnitzers und seiner Familie. Auf Grund archivalischer Quellen herausgegeben. 4 M.

**Ortschaften.** Welisch E., Beiträge zur Geschichte der Augsburger Maler im 18. Jahrhundert. Dissertation. München 1898.

Weigmann Otto Alb., Eine Bamberger Baumeisterfamilie um die Wende des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der Dientzenhofer. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 34. Heft.) Straßburg 1902, J. H. E. Heitz. 12 M.

Hofmann Frdr. H., Die Kunst am Hofe der Markgrafen von Brandenburg. Fränkische Linie. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 32. Heft.) Straßburg, J. H. E. Heitz. 12 M.

Burgemeister L., Die Jesuitenkunst in Breslau. Dissertation. Breslau.

Oeser Max, Aus der Kunststadt Karl Theodors. Heimatliche Studien über das Kunstleben Mannheims. Mannheim, J. Bensheimers Verlag. 3 M.

**Künstler.** Meyer Alfr. Ghold., Reinhold Begas. Vermehrte Ausgabe. (Künstler-Monographien. Herausgegeben von H. Knackfuß. XX. Band.) 3 M.

**Böcklin.** Floerke Gust., 10 Jahre mit Böcklin. Aufzeichnungen und Entwürfe. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. 6 M.

Wuertenberger Ernst, Arnold Boecklin. Einiges über seine Art zu schaffen, seine Technik und seine Person. Berlin 1902, Verlag Dreililien. 1 M.

Hermann Geo., Wilhelm Busch. (H. Landsbergs Moderne Essays zur Kunst und Literatur. 17. Heft.) Berlin 1902, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Justi Ldw., Konstruierte Figuren und Köpfe unter den Werken Albrecht Dürers. Untersuchungen und Rekonstruktionen. Leipzig 1902, K. W. Hiersemann. 20 M.

Laugel A., Martin Feuerstein. (Biographies alsaciennes.) [Aus: „Illustrierte elsässische Rundschau".] Straßburg [1902], J. Noiriel. 3 M.
Ostini Fritz von, Grützner. (Künstler-Monographien. Herausgegeben von H. Knackfuß. LVIII.) Bielefeld 1902, Velhagen & Klasing. 3 M.
Christian S., Das Wirken des Malers Martin Knoller für das ehemalige Augustiner-Chorherrenstift Gries bei Bozen. (Fortsetzung und Schluß.) Programm. St. Paul 1900.
Wurzbach Wolfg. von, Josef Kriehuber. Katalog der von ihm lithographierten Porträts. München 1902, H. Helbing. 20 M.
Kügelgen Const. von, Gerhard von Kügelgen als Porträt- und Historienmaler. Leipzig. 6 M.
Neumann Carl, Rembrandt. Berlin 1902, W. Spemann. 28 M.
Seidel Paul, Andreas Schlüter als Bildhauer. Rede. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 50 Pf.
Laugel A., Théophile Schuler. (Biographies alsaciennes.) [Aus: „Revue alsacienne illustrée".] Straßburg, J. Noiriel. 8 M.
Stolberg A., Tobias Stimmer. Sein Leben und seine Werke mit Beiträgen zur Geschichte der deutschen Glasmalerei im 16. Jahrhundert. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 31. Heft.) Straßburg, J. H. E. Heitz. 8 M.

---

## Geschichte der Philosophie.

**Allgemeines.** Ueberweg Frdr., Grundriß der Geschichte der Philosophie. 4. Teil. Das 19. Jahrhundert. 9., mit einem Philosophen- und Literatoren-Register versehene Auflage, herausgegeben von Max Heinze. Berlin 1902, E. S. Mittler & Sohn. 11 M.
Dorner A., Zur Geschichte des sittlichen Denkens und Lebens. 9 Vorträge. Hamburg, L. Voß. 4 M.
Eucken Rud., Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. 4., umgearbeitete Auflage. Leipzig 1902, Veit & Co. 10 M.
Koigen Dav., Zur Vorgeschichte des modernen philosophischen Sozialismus in Deutschland. Zur Geschichte der Philosophie und Sozialphilosophie des Junghegelianismus. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von L. Stein. XXVI. Band.) Bern, C. Sturzenegger. 3 M.
Markus D., Die Assoziationstheorien im 18. Jahrhundert. I. Dissertation. Bonn 1900.
Rickert Heinr., Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften. 2. Hälfte. Tübingen 1902, J. C. B. Mohr. 9 M.
Ritschl Otto, Die Kausalbetrachtung in den Geisteswissenschaften. Bonn, A. Marcus und E. Weber. 2 M.
Reinlein H., Der Wechsel der Anschauungen über Stoff und Form der sittlichen Unterweisung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unter dem Einflusse der wichtigsten Wandlungen und Fortschritte auf religiösem und moralischem Gebiete. Dissertation. Leipzig 1900.
Steiner Rud., Die Mystik im Anfange des neuzeitlichen Geisteslebens und ihr Verhältnis zu modernen Weltanschauungen. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 2 M.
Dessoir Max, Geschichte der neueren deutschen Psychologie. 2. Auflage. 2. Halbband. Berlin 1902, C. Duncker. 6 M.

**Sammlungen.** Philosophische Abhandlungen. Dem Andenken Rudolf Hayms gewidmet von Freunden und Schülern. Halle 1902, M. Niemeyer. 16 M.

Schasler Max, Ausgewählte Sammlung gemeinverständlicher Abhandlungen, Studien und Kritiken aus dem Gebiete der Philosophie und Ästhetik, sowie über die verschiedenen Formen der allgemein-menschlichen Weltanschauung. Jena, B. Vopelius. 3 M.

**Philosophen.** Reichel H., Die Sozietätsphilosophie Franz von Baaders: Seine Lehren über Geschichte und Gesellschaft, Staat und Kirche. Dissertation. Leipzig.

Petersen H., Grundzüge der Ethik Jakob Böhmes. Dissertation. Erlangen.

**Fichte.** Battin B. F., Das ethische Element in der Ästhetik Fichtes und Schellings. Dissertation. Jena.

Kabitz W., Studien zur Entwicklungsgeschichte der Fichteschen Wissenschaftslehre aus der Kantischen Philosophie. Dissertation. Berlin.

Léon Xav., La philosophie de Fichte. Paris 1902, Alcan. 10 Fr.

Drews Arth., Eduard von Hartmanns philosophisches System im Grundriß. Mit einer biographischen Einleitung. Heidelberg 1902, C. Winter. 16 M.

**Hegel.** Geo. Wilh. Frdr. Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Religion, mit einem Kommentar herausgegeben von G. J. P. J. Bolland. I. Teil und II. Teil 1. Hälfte. Leiden (Amsterdam, J. Müller). 19, 20 M.

Bolland G. J. P. J., Alte Vernunft und neuer Verstand oder der Unterschied im Prinzip zwischen Hegel und E. von Hartmann. Ein Versuch zur Anregung neuer Hegelstudien. Leiden 1902 (Amsterdam, J. Müller). 1.80 M.

Fischer Kuno, Geschichte der neueren Philosophie. Jubiläumsausgabe. 8. Band. Hegels Leben, Werke und Lehre. 2 Teile. Heidelberg, C. Winter. 30 M.

Mc Taggart T. E., Studies in Hegelian cosmology. London, Clay. 8 Sh.

**Herbart.** Regler W., Herbarts Stellung zum Eudämonismus. Dissertation. Leipzig 1900.

Spanier Mor., Die jüdische Ethik und Herbarts fünf ethische Studien. Magdeburg, E. Loewenthal & Co. 30 Pf.

**Kant.** Hofmann P., Kants Lehre vom Schlusse und ihre Bedeutung. Dissertation. Rostock.

Jachmann Rhold. Bernh., Ldw. Ernst Borowski und C. A. Ch. Wasianski, Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellung der Zeitgenossen. Herausgegeben von Alfons Hoffmann. Halle 1902, H. Peter. 2 M.

Krause Albr., Die letzten Gedanken Immanuel Kants. Der Transszendental-Philosophie höchster Standpunkt: Von Gott, der Welt und dem Menschen, welcher beide verbindet. Aus Kants hinterlassenem Manuskript. Hamburg 1902, C. Boysen. 5 M.

Medicus F., Kants Philosophie der Geschichte. Dissertation. Halle.

Orestano F., Der Tugendbegriff bei Kant. Dissertation. Leipzig.

Prehn A., Die Bedeutung der Einbildungskraft bei Hume und Kant für die Erkenntnistheorie. Dissertation. Halle.

Rosikat K. A., Kants Kritik der reinen Vernunft und seine Stellung zur Poesie. Königsberg (W. Koch). 1.20 M.

Stölzle Remig., A. von Köllikers Stellung zur Deszendenzlehre. Ein Beitrag zur Geschichte moderner Naturphilosophie. Münster, Aschendorff. 2 M.

**Leibniz.** Cassirer Ernst, Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen. Marburg 1902, N. G. Elwerts Verlag. 9 M.

Schmöger F., Leibniz in seiner Stellung zur tellurischen Physik. Dissertation. München.

Sigall E., Der Leibniz-Kantische Apriorismus und die neuere Philosophie. Programm. Czernowitz 1900.

Urbach Benno, Leibnitzens Rechtfertigung des Übels in der besten Welt. Prag, J. G. Calve. 2 M.

**Lotze.** Belau K., Über die Grenzen des mechanischen Geschehens im Seelenleben des Menschen nach Lotze. Dissertation. Erlangen.

Herberz W., Der Zweckbegriff bei Lotze. Dissertation. Breslau.

Loewig W., Über Theologie und Mechanismus in der Philosophie Lotzes. Dissertation. Breslau.

Wentscher Max, Das Problem der Willensfreiheit bei Lotze. [Aus: „Philosophische Abhandlungen. Gedenkschrift für Rud. Haym."] Halle 1902, M. Niemeyer. 1.20 M.

**Nietzsche.** Frdr. Nietzsches Werke. 11. 12. und 15. Band. Leipzig, C. G. Naumann. 20 M.

Inhalt: 11. Nachgelassene Werke. Unveröffentlichtes aus der Zeit des Menschlichen, Allzumenschlichen und der Morgenröte (1875/76—1880/81). 2. Ausgabe. — 12. Nachgelassene Werke. Unveröffentlichtes aus der Zeit der fröhlichen Wissenschaft und des Zarathustra (1881—1886). 2. Ausgabe. — 15. Nachgelassene Werke. Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte. (Studien und Fragmente.)

Barth Alfr., Friedrich Nietzsche. (Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von H. Fr. von Ossen. IV.) Berlin, H. Schildberger. 50 Pf.

Bélart Hans, Friedrich Nietzsches Ethik. Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 2 M.

Gramzow Otto, Friedrich Nietzsches Herrenmoral. Eine sachliche Würdigung, allen Verehrern und allen Verächtern Nietzsches gewidmet. [Aus: „Die deutsche Schule".] Leipzig, J. Klinkhardt. 60 Pf.

Horneffer Ernst, Zu Nietzsches Gedächtnis. I. Rede, gehalten am Sarge Nietzsches bei der Trauerfeier im Nietzsche-Archiv zu Weimar. — II. Nach Nietzsches Tode. Vortrag. Göttingen, F. Wunder. 1 M.

Jesinghaus Walt., Der innere Zusammenhang der Gedanken vom Übermenschen bei Nietzsche. Dissertation. Bonn, C. Georgi. 1 M.

Landsberg Hans, Friedrich Nietzsche und die deutsche Literatur. Leipzig 1902, H. Seemann Nachfolger. 2.50 M.

Lang Alb., Nietzsche und die deutsche Kultur. [Aus: „Akadem. Monatsblätter".] Köln, J. P. Bachem. 60 Pf.

Pfennigsdorf E., Friedrich Nietzsche und das Christentum. Vortrag. Dessau 1902, A. Haarth in Komm. 30 Pf.

Reiner Jul., Friedrich Nietzsche. Für gebildete Laien geschildert. Leipzig, H. Seemann Nachfolger. 2 M.

Witte R., Friedrich Nietzsche, ein Warnungszeichen an der Schwelle des neuen Jahrhunderts. Vortrag. Stolp [1902], H. Hildebrandts Buchhandlung. 50 Pf.

Naumann Gust., Zarathustra-Kommentar. 4. Teil. Leipzig, H. Haessel. 4 M.

Reishaus Th., Über Nietzsches Also sprach Zarathustra. Briefe aus Thüringen. Stralsund, Bremer. 1 M.

Röth Lázár, Schelling und Spencer. Eine logische Kontinuität. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von Ludw. Stein. XXIX.) Bern, C. Sturzenegger. 1 M.

**Schopenhauer.** Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche. Herausgegeben von Ed. Grisebach. 2. Auflage. Berlin 1902, E. Hofmann & Co. 3.50 M.

Croce Bened., De Sanctis e Schopenhauer. (Aus: Atti dell'Acad. pontaniana. 32.) Neapel, Tessitore.

Paulsen Frdr., Schopenhauer. Hamlet. Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus. 2. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger, Zweigniederlassung Berlin. 2.40 M.

Schlüter R., Schopenhauers Philosophie in seinen Briefen. Eine kritische Untersuchung. Dissertation. Rostock.

Schlieper H., Emanuel Swedenborgs System der Naturphilosophie, besonders in seiner Beziehung zu Goethe-Herderschen Anschauungen. Dissertation. Berlin.

**Tetens.** Brenke M., Johann Nicolas Tetens' Erkenntnistheorie vom Standpunkt des Kritizismus. Dissertation. Rostock.

Hundt G., Über einige „Philosophische Versuche" des Johann Nicolas Tetens. Programm. Dessau.

Störring Gust., Die Erkenntnistheorie von Tetens. Eine historisch-kritische Studie. Leipzig, W. Engelmann. 4 M.

Heyfelder Erich, Klassizismus und Naturalismus bei Fr. Th. Vischer. Berlin, R. Gaertner. 1.60 M.

Weishaupt Adam, Über Selbstkenntnis, ihre Hindernisse und Vorteile. Nach dem Original von 1794 im Auftrage des Illuminaten-Ordens neu herausgegeben von Leop. Engel. Dresden [1902], L. C. Engel. 1.50 M.

König Edm., W. Wundt. Seine Philosophie und Psychologie. (Frommanns Klassiker der Philosophie, herausgegeben von Rich. Falckenberg. Nr. XIII.) Stuttgart, F. Frommann. 4 M.

---

## Pädagogik und Geschichte des Unterrichts.

**Allgemeines.** Monumenta Germaniae paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miszellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. XXII. Band. Berlin, A. Hofmann & Co. 15 M.

Inhalt: Cohrs Ferd., Die evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion. Herausgegeben, eingeleitet und zusammenfassend dargestellt. 3. Band. Die evangelischen Katechismusversuche aus den Jahren 1528—1529.

Schmid K. A., Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit ... Fortgeführt von Geo. Schmid. V. Band. 1. Abteilung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 16 M.

Inhalt: Bender Herm., Geschichte des Gelehrtenschulwesens in Deutschland seit der Reformation. — Schmid Geo., Das „neuzeitliche, nationale" Gymnasium.

Ziegler Theob., Allgemeine Pädagogik. 6 Vorträge. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 33. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner. 1 M.

Reicke Emil, Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo. Steinhausen 9. Band.) Leipzig, E. Diederichs. 4 M.

Mertz Geo., Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert. Heidelberg 1902, C. Winter. 16 M.

Mücke R., Beiträge zur Geschichte der höheren Schulen im 18. Jahrhundert. Programm. Ilfeld.

Bahlcke H., Die Stellung der Philanthropisten zum Religionsunterricht. Dissertation. Jena.

Graevell van Jostenode H. A., Die Volkspoesie im Unterricht. Leipzig.

Mohaupt Frz., Allerlei Hobelspäne aus meiner Werkstatt. Gesammelte Aufsätze allgemein-pädagogischen, sowie didaktischen Inhaltes, geschrieben für Lehrer und Schüler. 2. Band. Leipa (Tetschen, O. Henckel). 2 M.

**Landschaften. Bayern.** Hergt Max, Beiträge zur Geschichte des deutschen Unterrichts an den humanistischen Gymnasien des Königreichs Bayern. 2. Teil. München, J. Lindauer. 1 M.

Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Herausgegeben von Karl Kehrbach. IV. Berlin, J. Harrwitz Nachfolger. 2 M.

Inhalt: Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern. 1. Heft. Brand Eug., Über Vorbildung und Prüfung der Lehrer an den bayerischen Mittelschulen seit 1773. — Gebele Jos., Die Ausbildung der Aufsicht über die Volksschule in Bayern im Übergange vom 18. zum 19. Jahrhundert.

Wotke K., Die ältesten Piaristenschulen Mährens. Ein Beitrag zur österreichischen Schulgeschichte. Programm. Wien 1900.

Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte. 3. Heft. Wien, W. Braumüller. 4 M.

Inhalt: Endl P. Frdr. O. S. B., Geschichte der alten Stadtschule zu Horn in Niederösterreich. — Jäkel Jos., Geschichte der lateinischen Schulmeister zu Freistadt in Oberösterreich. — Khull Ferd., Schulordnung und Institutionen für die evangelische Schule zu Linz a. d. Donau (1577—1579). — Branky Frz., Ein philanthropischer Lehr- und Lektionsplan aus dem Jahre 1782.

Mühlmann C., Bedeuten die Bugenhagenschen Schulordnungen gegenüber dem Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum Sachsen einen Fortschritt? Dissertation. Leipzig 1900.

Bauch G., Drei Denkmäler zur älteren schlesischen Schulgeschichte. Mit einem Anhange: Rede Hieronymus Gürtlers für die Brüder-Schule in Culm 1531. Programm. Breslau.

Kern H. K., Schwäbische Schulordnung vom Jahre 1543 und ihre Beziehungen zu der Württemberger Schulordnung 1559. Programm. Kitzingen.

**Ortschaften.** Dillmann C. von, Der Schulmeister von Illingen. Ein Zeit- und Sittenbild des 19. Jahrhunderts. Stuttgart, J. B. Metzler. 2 M.

Puchta B., Das Schulwesen der Leipziger Landgemeinden im 16. und 17. Jahrhundert. Als Beitrag zu einer sächsischen Schulgeschichte nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Dissertation. Leipzig.

Ruge W., Die Blütezeit der deutschen Schulen Lübecks in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig 1900.

Reuter Ch., Beiträge zur Pasewalker Schulgeschichte. Programm. Pasewalk.

Wrobel E., Beiträge zur Geschichte der Großen Stadtschule zu Rostock. Programm. Rostock.

Möckel H. R. E., Die Entwicklung des Volksschulwesens in der ehemaligen Diözese Zwickau während der Zeit von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Jahre 1835. Dissertation. Leipzig 1900.

**Universitäten.** Kannengießer A., Les origines de vieux-catholicisme et les universités allemandes. Paris, Lethielleux.

Arndt Adf., Die Stellung der Krone Preußen zu den Universitäten. Festrede. Königsberg 1902, Gräfe & Unzer, Buchhandlung. 60 Pf.

Specht Thom., Geschichte der ehemaligen Universität Dillingen (1549—1804) und der mit ihr verbundenen Lehr- und Erziehungsanstalten. Freiburg i. B. 1902, Herder. 15 M.

**Erlangen.** Sonderabdrücke aus der Festschrift der Universität Erlangen zur Feier des achtzigsten Geburtstages Sr. königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Leipzig, A. Deichert Nachfolger.

Noether Max, Zur Erinnerung an Karl Georg Christian von Staudt. 80 Pf.

Falckenberg Rich., R. Euckens Kampf gegen den Naturalismus. 50 Pf.

Haack Frdr., Die Deutschromantiker in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts. 75 Pf.

Fester Rich., Beiträge zur Geschichte der Universität Erlangen. 1.20 M.

**Frankfurt a. O.** Akten und Urkunden der Universität Frankfurt a. O. Herausgegeben von Geo. Kaufmann und Gust. Bauch, unter Mitwirkung von Paul Reh. 4. Heft. Das älteste Dekanatsbuch der philosophischen Fakultät an der Universität Frankfurt a. O. 2. Teil. Die artistisch-philosophischen Promotionen von 1540 bis 1596. Mit einem Anhang: Ergänzungen zu E. Friedlaenders Matrikel-Ausgabe. Herausgegeben von Gust. Bauch. Breslau, M. & H. Marcus. 4 M.

Bernatzky B., Die Promotion in der philosophischen Fakultät an der Universität Frankfurt a. O. Dissertation. Breslau.

Bauch Gust., Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt. Eine literarische Studie zur deutschen Universitätsgeschichte. (Historische Bibliothek. Herausgegeben von der Redaktion der historischen Zeitschrift. 13. Band.) München, R. Oldenbourg. 3.50 M.

Bauch Gust., Deutsche Scholaren in Krakau in der Zeit der Renaissance 1460 bis 1520. Breslau, M. & H. Marcus. 2 M.

Weinhold P., Die Stellung des Kurfürsten August zu Universität Leipzig. Dissertation. Leipzig.

Asbach J., Entwurf zur Errichtung einer Bergischen Landesuniversität zu Münster (1888/9). Programm. Düsseldorf.

Die Matrikel der Universität Rostock. IV, 1. Michaelis 1694 bis Ostern 1747. Herausgegeben von Adph. Hofmeister. Rostock, Stiller. 15 M.

Urkunden und Akten der Stadt Straßburg. III. Abteilung. Die alten Matrikeln der Universität Straßburg 1621—1793. Bearbeitet von Gust. C. Knod. 3. Band. Personen- und Ortsregister. Straßburg 1902, K. J. Trübner. 15 M.

**Höhere Schulen.** Spiringer Fr., Zur Geschichte des Aschaffenburger höheren Unterrichtswesens. I. Das Aschaffenburger Gymnasium unter Leitung des Jesuitenordens 1620—1773. Programm. Aschaffenburg.

Panofsky H., Zur Geschichte des Leibniz-Gymnasiums. Programm. Berlin.

Paudler A., Die älteste Schulordnung des Böhmisch-Leipaer Gymnasiums. Programm. (Böhm.-)Leipa.

Rudkowski W., Die Stiftungen des Elisabeth-Gymnasiums. Teil II. 1501—1670. Programm. Breslau 1900.

Ammann Hartm., O. S. Aug., Geschichte des k. k. Gymnasiums zu Brixen a. E. I. Von den ersten Anfängen bis zur Wiedererrichtung unter der österreichischen Regierung 1816 ... Brixen (A. Weger). 1 M.

Schädel B., Kurze Geschichte des Gymnasiums zu Büdingen. Büdingen.

Schneider M., Die Lehrer des Gymnasium Illustre zu Gotha (1524—1859). 1. Teil. Programm. Gotha.

Poeschel J., Das Kollegium der Fürsten- und Landesschule Grimma von 1849—1900. Grimma 1900.

Mollmann E., Schulschriften des Kneiphöfischen Stadt-Gymnasiums zu Königsberg i. Pr. Programm. Königsberg.

Görges W., Die Schulen des Michaelisklosters zu Lüneburg. I. Die Ritterakademie. Programm. Lüneburg.

Ponschab Bernh., Geschichte des humanistischen Gymnasiums im Benediktinerstifte Metten. Programm. Metten.

**Pädagogen.** Simon J., Briefe des Gymnasiasten Ludwig Döderlein in Pforta aus den Jahren 1807—1810. Programm. Kaiserslautern 1900.

Wienstein Frdr., Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Sein Leben und seine Schriften. (Die pädagogischen Klassiker ... herausgegeben von E. Friedrich und Herm. Gehrig. 5. Band.) Halle 1902, H. Schroedel. 1 M.

**Ernst der Fromme.** Schroedel Herm. und Harry Moeller, Ernst der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, ein Pädagog unter den Fürsten. Rittergut Friedrichstanneck. (Gotha, Thienemanns Hofbuchhandlung.) 1.20 M.

Verbig, Die Würdigung der Verdienste Herzog Ernst des Frommen um das Schulwesen in der Literatur. — Zeyß A., Johann Ernst Christian Haun. Programm. Gotha, E. F. Thienemann. 60 Pf.

Retsch Adf. B., Guts Muths' pädagogisches Verdienst um die Pädagogik, die Geographie und das Turnen. [Leipziger] Dissertation. Hof, R. Lion. 1.50 M.

Marten A., Leben und Schriften des Schulinspektors Friedrich Krancke. [Aus: „Festschrift zur 150jährigen Jubelfeier des königlichen Lehrerseminars zu Hannover."] Hannover, Hahn. 75 Pf.

Herold Heinr., Bernhard Overberg. Sein Leben und seine Schriften. Halle, H. Schroedel. 1.25 M.

Lachmann Jul., Wilhelm Panzerbieter. Gedächtnisrede. Berlin, R. Gaertner. 1 M.

**Pestalozzi.** Heinr. Pestalozzis sämtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffarth. 6. und 7. Band. Liegnitz, L. Seyffarth. 9.20 M.

Metzmacher H., Weiter- bezw. Umbildungen der Pestalozzischen Grundsätze durch Harnisch. Dissertation. Leipzig.

Pinloche A., Pestalozzi et l'éducation populaire moderne. Paris, Alcan. 2.50 Fr.

Pfalz Frz., Ein Knabenleben vor 60 Jahren. Pädagogische Betrachtungen eigener Erlebnisse. Leipzig, R. Wöpke. 2 50 M.

Eskuche Gust., Sarcerius als Erzieher und Schulmann. Siegen (Leipzig, G. Fock). 1.20 M.

Schreck Ernst, Ferdinand Schmidt in seiner Bedeutung als Jugendschriftsteller und Volkspädagoge. (Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Herausgegeben von W. Bartholomäus. VII. Band. 1. Heft.) Bielefeld [1902], A. Helmich. 60 Pf.

Porger J., Johann Stuves Leben und Wirken. Ein Beitrag zur brandenburgischen und braunschweigischen Schulgeschichte. Dissertation. Erlangen.

Schermann J. E, Albert Vogelmanns Vermächtnis. Eines Lehrers Leben, Lieben und Leiden. München 1902, H. Kitz. 1.80 M.

---

## Die deutsche Literatur in der Schule.

Boock Jhns., Sprachästhetik. Grundlegung, Methodik und Technik für die Behandlung der Formenschönheit im deutschen Unterricht. Berlin 1902, R. Gaertner. 4 M.

Bellinger E., Die lyrischen Gedichte und ihre Behandlung in der Volksschule. (Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Herausgegeben von W. Bartholomäus. VII. Band. 3. Heft.) Bielefeld 1902, A. Helmich. 40 Pf.

Wohlthat Arth., Die klassischen Schuldramen nach Inhalt und Aufbau. Wien. Prag. Leipzig 1902, Tempsky und Freytag. 2 M.

**Goethe.** Goethe, Campagne de France (23 août — 20 octobre 1792). Texte allemand, publié avec une introduction, des sommaires, des notes et une carte par O. Briois. Paris, Hachette et Cie. 2 Fr.

Goethe Wolfg. von, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Aug. Sauer. 2. Abdruck. Leipzig, G. Freytag. 90 Pf.

Goethe Wolfg. von, Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl Jauker. 2. Abdruck. Leipzig, G. Freytag. 60 Pf.

Hoffmann Ferd., Erläuterungen zu Klopstocks Oden und Epigrammen in Auswahl. (Wilh. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 49/51. Bändchen.) Leipzig [1902], H. Beyer. 40 Pf.

---

## Volkskunde. Stoffgeschichte.

Andrae Aug., Hausinschriften aus Holland. Gesammelt und herausgegeben. Emden 1902, W. Haynel. 4 M.

Franziszi Frz., Kulturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten. Nebst Kärntner Märchen im Anhang. Mit einem Geleitbrief von Pet. Rosegger. 2., verbesserte Auflage. Naumburg 1902, G. Pätz. 2 M.

Stückelberg E. A., Geschichte der Reliquien in der Schweiz. (Schriften der schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde u. s. w. 1.) Zürich (Börse) 1902, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde. 8 M.

Grack Walt., Studien über die dramatische Behandlung der Geschichte von Herodes und Mariamne in der englischen und deutschen Literatur. (Massinger, Fenton, Hebbel, Stephen Phillips.) [Dissertation.] Königsberg (Leipzig, O. Schack). 2 M.

---

## Neuhochdeutsche Schriftsprache. Standessprachen. Mundarten. Metrik.

**Allgemeines.** Behaghel Otto, Die deutsche Sprache. 2. Auflage. (Das Wissen der Gegenwart. Band 54.) Wien. Prag. Leipzig 1902, Tempsky. Freytag. 3.60 M.

Kluge F., Zur deutschen Sprachforschung. Universitäts-Programm. Freiburg i. B.

Wasserzieher Ernst, Leben und Weben der Sprache. Arnsberg, F. W. Becker. 1.50 M.

Uppsatser i Romansk Filologi tillägnade Professor P. A. Geijer på hans sextioårsdag. Uppsala.

Aus dem Inhalt: P. A. Lange, Über den Einfluß des Französischen auf die deutsche Sprache im 17. und 18. Jahrhundert.

**Rechtschreibung.** Brenner O., Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Leipzig, Teubner.

Waag Alb., Über Sprache und Schrift in Hinblick auf die jüngste orthographische Konferenz und die neue deutsche Einheits-Schreibung. Lahr, Schauenburg.

Polzin A., Studien zur Geschichte des Deminutivums im Deutschen. Dissertation. Göttingen.

Maier G., Das Ge-Partizip im Neuhochdeutschen. Dissertation. Freiburg i. B.

Stulz E., Die Deklination des Zahlwortes zwei vom 15. bis 18. Jahrhundert. Dissertation. Freiburg.

Wunderlich Herm., Der deutsche Satzbau. 2. Auflage. 2. Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 9 M.

**Stil. Sprachrichtigkeit.** Schroeder Otto, Vom papiernen Stil. 5. Auflage. Leipzig 1902, B. G. Teubner. 2 M.

Weise O., Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. Leipzig, B. G. Teubner. 2 M.

Hermann Gtlieb., Die Sünder an unserer Sprache. Zur Warnung und Belehrung geschrieben. Berlin 1902, Vita. 1 M.

Zarth J., Ortsübliche Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit. Programm. Saarbrücken.

**Lexikographie.** Lubovius L., Ein Beitrag zur deutschen Lexikographie und Grammatik. Dissertation. Freiburg.

Grimm Jacob und Wilhelm, Deutsches Wörterburch. Leipzig, S. Hirzel. à 2 M.
10. Band. 7. 8. 9. Lieferung. Sinn — Sonnenstand. Bearbeitet von M. Heyne im Vereine mit R. Meißner, H. Seedorf und H. Meyer.
13. Band. 1. Lieferung. W — Wächterthurm. Bearbeitet von K. von Bahder.
4. Bandes 1. Abteilung. III. Teil. 3. 4. Lieferung. Gewähren — Gewaltschlag. Bearbeitet von H. Wunderlich.
Kluge F., Heimweh. Ein wortgeschichtlicher Versuch. Universitäts-Programm. Freiburg i. B.
Bruns Karl, Volkswörter der Provinz Sachsen (Ostteil), nebst vielen geschichtlich merkwürdigen Ausdrücken der sächsischen Vorzeit. Torgau, F. Jacobs.
Schrader Herm., Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in Tausenden volkstümlicher Redensarten. Nach Ursprung und Bedeutung erklärt. 6. Auflage. Berlin, E. Felber. 6 M.

**Namenforschung.** Achleitner Arth., Bayerische und salzburgische Namen. Handbuch zur Namenkunde. München 1902, H. Korffs Nachfolger. 1 M.
Pulvermacher R., Berliner Vornamen. Eine statistische Untersuchung. (Programm.) Berlin, R. Gaertner. 1 M.
Hartmann Jos., Beiträge zur Heimatkunde in Erklärung der Ortsnamen des Stadt- und Landbezirkes Ingolstadt und solcher der nächsten Umgebung auf historischer, geographischer und sprachwissenschaftlicher Grundlage. Ingolstadt 1902, A. Ganghofer. 1.30 M.
Benedict Max, Die Ortsnamen des sächsischen Vogtlandes in ihren sprachlichen und historischen Beziehungen untersucht. Plauen 1900 (A. Kell). 1.50 M.

**Standessprachen.** Kluge F., Rede bei der Feier der Übergabe des Prorektorats der Universität Freiburg i. B. (Über Standessprachen.)

**Idiotika.** Saul D., Ein Beitrag zum hessischen Idiotikon. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 50 Pf.
Fischer Herm., Schwäbisches Wörterbuch. Auf Grund der von Adalb. von Keller begonnenen Sammlungen . . . bearbeitet. 1. 2. 3. 4. Lieferung. A bis Bärenhaut. Tübingen, H. Laupp. à 2.50 M.

**Mundarten.** Friedrich W., Die Flexion des Hauptworts in den heutigen deutschen Mundarten. Dissertation. Gießen.
Bukowiner Deutsch. Fehler und Eigentümlichkeiten in der deutschen Verkehrs- und Schriftsprache der Bukowina. Gesammelt vom Vorstande des Bukowiner Zweiges des allgemeinen deutschen Sprachvereines. Wien, Schulbücher-Verlag. 27 Pf.
Kürsten O., Phonetik und Vokalismus der nordostthüringischen Mundart von Buttelstedt bei Weimar. Dissertation. Jena.
Henry Victor, Le dialecte alaman de Colmar (Haute-Alsace) en 1870. Paris, Alcan. (Université de Paris. Bibliothèque de la faculté des lettres. XI.) 8 Frcs.
Huonder J., Der Vokalismus der Mundart von Disentis. Dissertation. Freiburg 1900.
Besler M., Die Forbacher Mundart und ihre französischen Bestandteile. Programm. Forbach 1900.
Halter Ed., Die alemannische Mundart Hagenau-Straßburg. Formenlehre. Sprachproben, Wörterverzeichnis. Straßburg i. E., Selbstverlag. 6 M.
Gerzon Jak., Die jüdisch-deutsche Sprache. Eine grammatisch-lexikalische Untersuchung ihres deutschen Lautbestandes. Frankfurt a. M. 1902, J. Kauffmann. 2.50 M.
Pautsch O., Grammatik der Mundart von Kieslingswalde. Ein Beitrag zur Kenntnis des glätzischen Dialekts. I. Teil. Lautlehre. Dissertation. Breslau.

Hennemann H., Die Mundart der sogenannten Grunddörfer in der Grafschaft Mansfeld. 1. Teil: Lautlehre. Dissertation. Heidelberg.

Kantel H., Das Plattdeutsche in Natangen. II. Teil. Programm. Tilsit.

Gebhardt A., Grammatik der Nürnberger Mundart. Geschichtliche Darstellung der einzelnen Laute. Erlangen.

Pfeiffer B., Die Oberlausitzer Mundart wie sie in Oppach und Umgegend gesprochen wird. Neusalza.

Schwend A., Lautlehre der Mundart von Oberschopfheim. Dissertation. Freiburg 1900.

Kuhns Oscar, The German and Swiss Settlements of Colonial Pennsylvania: A Study of the so-called Pennsylvania Dutch. New-York, Holt & Co.

Meisinger O., Die Rappenauer Mundart. 1. Teil. Lautlehre. Dissertation. Heidelberg.

Ruckert Alois Jos., Unterfränkische Mundart. Beiträge zu einer Sammlung von Ausdrücken, Redensarten und Sprichwörtern in unterfränkischer Mundart. Würzburg, F. X. Bucher. 1.60 M.

Suter Paul, Die Zürcher Mundart in J. M. Usteris Gedichten. (Abhandlungen herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. VII.) Zürich, Druck und Verlag von Zürcher & Furrer. (Vorher als Dissertation.) 3.20 M.

**Metrik.** Sievers Edu., Metrische Studien. I. Studien zur hebräischen Metrik. 2 Teile. Textproben. Leipzig 1902.

Minor J., Neuhochdeutsche Metrik. Ein Handbuch. 2. Auflage. Straßburg 1902, K. J. Trübner. 10 M.

Müller Osk., Die Technik des romantischen Verses. Berlin, E. Ebering. 2.40 M.

Hügli E., Die romanischen Strophen in der Dichtung deutscher Romantiker. Dissertation. Zürich 1900.

Sievers Ed., Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung. Programm. Leipzig, A. Edelmann. 1.20 M.

## 15., 16., 17. Jahrhundert.

Bick A., Faust in Erfurt. Programm. Leipzig 1902, Fock. 1 M.

Freund Paul, Geiler von Kaysersberg (1445—1510). (Evangelische Lebensbilder aus dem Elsaß. 1. Heft.) Straßburg [1902], Buchhandlung der evang. Gesellschaft. 30 Pf.

Johann von Schwarzenberg, Das Büchlein vom Zutrinken, herausgegeben von W. Scheel. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 176.) Halle, Niemeyer. 60 Pf.

Peitschen, Martern und Morden im Sinnestaumel der Grausamkeit. Beiträge zur Geschichte und Psychologie des Flagellantismus und der Leibes- und Lebensstrafen, entnommen den „Relationes curiosae" des E. G. Happel. Hamburg 1683. Coethen [1902], R. Schumann. 2 M.

Heuschkel Walt., Untersuchungen über Ramlers und Lessings Bearbeitung von Sinngedichten Logaus. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache. Leipzig 1902, G. Fock. (Vorher als Dissertation. Jena.) 1.20 M.

## 18. Jahrhundert.

Donati L., Bodmer und die italienische Literatur. Dissertation. Zürich 1900.

Falk Johs., Schriften. 1. Band. (Christliche Universalbibliothek Nr. 2.) Leipzig 1902, Ch. Steffen. 15 Pf.

**Goethe.** Ankermann Bruno, Goethes Stellung zum Christentum. Vortrag. Königsberg 1902, F. Beyer. 50 Pf.

Bielschowsky Alb., Goethe. Sein Leben und seine Werke. (In 2 Bänden.) 1. Band. 3., durchgesehene Auflage. München 1902, C. H. Beck. 5 M.

Burggraf Jul., Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft. Stuttgart 1902, C. Krabbe. 5 M.

**Faust.** Capesius J., Das Religiöse in Goethes Faust. Vortrag. Hermannstadt, W. Krafft. 25 Pf.

Fischer Kuno, Goethe-Schriften. 6. Goethes Faust. 4. Auflage. 1. Band: Die Faustdichtung vor Goethe. Heidelberg [1902], C. Winter. 4 M.

Woerner Roman, Fausts Ende. Antrittsrede. Freiburg i. B. 1902, C. Troemer. 80 Pf.

Laehr Hans, Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie. Berlin 1902, G. Reimer. 2 M.

Koch A., Über den Versbau in Goethes Tasso und Natürlicher Tochter. Programm. Stettin.

Reichel Eugen, Kleines Gottsched-Wörterbuch. Berlin 1902, Gottsched-Verlag. 5 M.

**Herder.** Schaumkell E., Herder als Kulturhistoriker im Zusammenhang mit der allgemeinen geistigen Entwicklung dargestellt. Programm. Ludwigslust 1902.

Herder J. G., Pädagogische Schriften und Äußerungen. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Horst Keferstein. (Bibliothek pädagogischer Schriftsteller .. herausgegeben von Frdr. Mann. 40. Band.) Langensalza 1902, H. Beyer & Söhne. 2 M.

Sellier W., Kotzebue in England. Ein Beitrag zur Geschichte der englischen Bühne und der Beziehungen der deutschen Literatur zur englischen. Dissertation. Leipzig.

**Lessing.** Lessings dramatische Meisterwerke. Neue, reich illustrierte Prachtausgabe. Leipzig, O. Maier. 3 M.

Hoffmann G., Darstellung und Kritik der von Herder gegebenen Ergänzung zu Lessings Laokoon. Programm. Augsburg 1902, Lampert. 80 Pf.

**Schiller.** Eschner M., Der Glockenguß. Erläuterung zu Schillers Lied von der Glocke. Leipzig 1902, F. E. Wachsmuth.

Knapp C., D'r „Schiller" in d'r Krütenau. Parodien bekannter Balladen von Schiller, Goethe, Uhland, Chamisso in Straßburger Mundart. Straßburg 1902, Schlesier & Schweikhardt. 80 Pf.

Braun, Christophine, Schillers Lieblingsschwester. Ein Lebensbild. Berlin, F. Stahn. 2 M.

---

## 19. Jahrhundert.

Allmers Herm., Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. 4., durchgesehene und vermehrte Auflage. Oldenburg [1902], Schulze. 6 M.

Bankwitz A., Die religiöse Lyrik der Annette von Droste-Hülshoff. I. Teil. Dissertation. Jena.

[Vetter Ferd.], Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs. Ergänzungsband zur Volksausgabe von Jeremias Gotthelfs Werken im Urtext. Bern 1898—1902, Schmid & Francke. 10.35 M.

Besson Paul, Études sur le théâtre contemporain en Allemagne. Gerhart Hauptmann. Paris 1900, A. Laisney.

Rabenlechner Mich. Maria, Hamerling. (Literaturbilder der Gegenwart. Herausgegeben von Ant. Breitner. 1. Bändchen.) Dresden, E. Pierson. 2 M.

Hebel Joh. Pet., Allemannische Gedichte, auf Grundlage der Heimatsmundart des Dichters für Schule und Haus herausgegeben von Otto Heilig. Heidelberg 1902, C. Winter. 1.20 M.

Heidt Karl Maria, Sein Vermächtnis. Poesie und Prosa aus dem Nachlasse. Im Einverständnis mit der Witwe des Dichters herausgegeben von Leop. Hörmann und Wolfg. Madjera. Linz 1902, Österreichische Verlagsanstalt. 2 M.

Kaufmann Max, Heines Charakter und die moderne Seele. Eine Studie, mit neuen Briefen und dem bisher verschollenen Jugendgedicht „Deutschland 1815“. Zürich 1902, A. Müllers Verlag. 2 M.

Deetjen Werner, Immermanns „Kaiser Friedrich der Zweite“. Ein Beitrag zur Geschichte der Hohenstaufendramen. (Literarhistorische Forschungen. Herausgegeben von J. Schick und M. Frh. von Waldberg. XXI.) Berlin, E. Felber. 4 M.

C. Karlweis, Der neue Simson. Komödie. Köln 1902, A. Ahn. 2 M.

Kopp Heinr., Die Bühnenleitung August Klingemanns in Braunschweig. Mit einem Anhang: Die Repertoire des Braunschweiger Nationaltheaters. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berth. Litzmann. XVII.) Hamburg, L. Voß. (Vorher als Heidelberger Dissertation.) 3 M.

Heigenmooser Jos., Max Kurz, ein Chiemgauer Volksdichter. (Aus: „Das Bayerland“.) München 1902 (J. Lindauer). 50 Pf.

„Karl May als Erzieher“ und „Die Wahrheit über Karl May“ oder Die Gegner Karl Mays in ihrem eigenen Lichte von einem dankbaren May=Leser. Freiburg i. Br. 1902, F. E. Fehsenfeld. 10 Pf.

Wolff Eug., Wilhelm Raabe und das Ringen nach einer Weltanschauung in der neueren deutschen Dichtung. Vortrag. Berlin 1902, G. Nauck. 50 Pf.

Otto Aug., Bilder aus der neueren Literatur. 4. Heft: Wilhelm Heinrich Riehl. Minden, C. Marowsky. 1.20 M.

Kobell Louise von, Josef Victor von Scheffel und seine Familie. Nach Briefen und mündlichen Mitteilungen. Schwetzingen=Heidelberg und Wien. Wien, Scheffelbund. 3 M.

Schmidt Max., Gesammelte Werke. Volksausgabe. Reutlingen [1902], Enßlin & Laiblin.

21. und 22. Band: Meine Wanderung durch 70 Jahre. Autobiographie. 2 Teile. 1.50 M.

Diese im gemütlichen Plauderton geschriebene Selbstbiographie, die einzelne bemerkenswerte Beiträge zur Zeitgeschichte bringt, so namentlich Schmidts Beziehungen zum Kronprinzen und nachmaligen König Ludwig II. von Bayern, sowie seine Teilnahme am bayrischen Feldzuge gegen Preußen 1866, bietet auch dem Literarhistoriker manche Ausbeute dar. Schmidt berichtet besonders ausführlich über seine ungedruckt gebliebenen Jugend= und Gelegenheitsdichtungen und bringt Proben daraus. Ferner beschreibt er eingehend seine Wanderungen und Studien im bayrischen und im Böhmerwalde, sowie im bayrischen Hochgebirge und gibt genau an, welche Örtlichkeiten, Personen, Vorfälle, Berichte ihn zu den einzelnen daselbst spielenden Erzählungen angeregt haben. Auch die Sitten, Bräuche, Überlieferungen dieser Gegenden, die den Schauplatz seiner durchwegs sehr volkstümlich gehaltenen Romane und Novellen bilden, werden wiederholt geschildert. Von Einzelheiten hebe ich nur hervor, daß 1, S. 17 ff. der Inhalt eines Puppenspiels „Faust und Mefistafel“, das Schmidt Ende der dreißiger Jahre in seiner Heimat Eschlkamm im bayrischen Walde gesehen hat, ausführlich wiedergegeben wird. H.

Thikötter Jul., Neue Hymnen. Nebst Briefen Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck. Bremen 1902, M. Rößler. 1.50 M.

Berdrow Otto, Rahel Varnhagen. Ein Lebens= und Zeitbild. 2., veränderte Auflage. Stuttgart 1902, Greiner & Pfeiffer. 7 M.

Wichert Ernst, Gesammelte Werke. 18. Band. Dresden 1902, C. Reißner. 3 M.
Wiecki Ernst von, Julius Wolffs neuere Dichtungen. Kritische Essays. Königsberg, Gräfe & Unzer, Buchhandlung. 1 M.

---

## Nachrichten.

Privatdozent Dr. Robert F. Arnold (Wien) bereitet eine umfängliche Arbeit über „Marino Falieri in der Dichtung" vor.

Die Gesellschaft für Theatergeschichte plant die Veröffentlichung der kleineren Schriften H. Laubes und einen Neudruck der Schmidschen Chronologie von 1775.

Corona Schröter soll ein Denkmal in ihrer Heimatsstadt Guben errichtet werden. Schatzmeister des Denkmalkomitees: Buchdruckereibesitzer Albert König.

Zur dauernden Erinnerung an Grillparzers Aufenthalt in Gastein soll daselbst eine Gedenktafel errichtet werden. Beiträge nehmen entgegen: L. Lobmeyr, Wien, I. Kärntnerstraße 26 und Karl Straubinger, Gastein.

---

In der Handschrift abgeschlossen am 1. April, im Druck am 10. September 1902.

---

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

# Henrik Ibsens Römerdramen.

Von Dr. Rudolf Sokolowsky in Hamburg.

Zweimal hat ein Stoff aus der römischen Geschichte Henrik Ibsens Seele erfüllt. Das eine Mal, als er zwischen den Tiegeln und Pflastertöpfen des Apotheker-Laboratoriums in dem winzigen Grimstad saß. Das andere Mal, als er unter den Zypressen und Pinien des sonnigen Italiens wandelte. Wurde der erste von ihm innerhalb weniger Monate in ein Drama verwandelt, so gebrauchte er zur Gestaltung des zweiten nicht weniger als zehn volle Jahre. Als er mit ihm endlich fertig war, hatte er längst Italien wieder verlassen.

Bei seinem Jugendwerke — es entstand im Winter 1848/49 — drängte es ihn hinaus an die frische Luft. Er fühlte sich eingeengt zwischen den vier Wänden des Hauses. Er konnte nicht atmen unter all den Philistern, unter all dem Klatsch, unter all der Scheelsucht seines Krähwinkels. Zentnerschwer lag ihm die eigene Vergangenheit, lag ihm die Erinnerung, lagen ihm die sozialen und politischen Verhältnisse seines norwegischen Vaterlandes auf dem Herzen. Wenn er damals die großen Dichter vergangener Zeiten vor seinen geistigen Augen Revue passieren ließ, so mußte Schiller ihm der sympathischste sein. Auch der hatte wie in einem Gefängnis auf der hohen Karlsschule gesessen. Mit den glühendsten Idealen von Bürgertum und Freiheit war dessen Brust erfüllt gewesen. Aber eines Tages war der Drang in ihm übermächtig geworden. Da hatte er die „Räuber" geschrieben. Auch bei Ibsen kam die Revolution in guter Stunde zum Ausbruch. Ihm bot sich ein historischer Stoff. Im Revolutionsjahre schuf er seinen „Catilina".

Als er sein zweites Römerdrama, die Geschichte Julians des Apostaten, schrieb, tönten ihm Kriegstrompeten ums Ohr. Die drei großen deutschen Kriege rauschten an ihm vorüber. Als der

von 1870/71 tobte, hatte er seit längerer Zeit auf deutschem Boden, in Dresden, sein Wanderzelt aufgeschlagen. Aber mit seinen Überzeugungen stand er auf keiner von beiden Seiten, weder auf deutscher noch auf französischer. Er stand über den Parteien. Er träumte von einem neu beginnenden Zeitalter, wo die Begriffe neuen Inhalt und neue Erklärung bekommen würden. Als Dichter und Philosoph schaute er in die Zukunft. Von diesem Standpunkte blickte er auch auf die Geschichte zurück. Weltgeschichte erschien ihm als eine Entwicklung zu immer höherer Vollendung. Nicht bloß die ganze Weltgeschichte, wie sie war, wollte er jetzt umfassen, sondern die ganze Weltgeschichte, wie sie war, und wie sie sein wird. So allein ist es zu verstehen, wenn er sein großes zehnaktiges Drama ein „weltgeschichtliches Schauspiel" nannte. Es hat seinen guten Grund, daß er auf das Titelblatt nicht: „Julianus Apostata" schrieb, sondern viel allgemeiner: „Kaiser und Galiläer".

Unsere klassischen Philologen pflegen den Wert der beiden Stücke oft nach dem Maße zu beurteilen, in dem es Ibsen gelungen ist, die Charaktere des Catilina und Julian den historischen Überlieferungen anzupassen. In beiden Fällen lautet ihr Urteil zumeist ablehnend. Beim „Catilina" haben sie dazu insofern ein gewisses Recht, als Ibsen hier in Bezug auf die allgemeine Grundlage wirklich ein historisches Drama schreiben wollte. Aber über den tatsächlichen Charakter des Catilina läßt sich wohl disputieren. Ibsen hat im Jahre 1873, als er eine neue Ausgabe seines Erstlingswerkes veranstaltete, seine Auffassung begründet und nochmals ein energisches Wort für sie eingelegt. Will man den „Dichter" beim Catilina beurteilen, so muß es sich vielmehr — abgesehen von dem besonderen Konflikt, der hier nicht weiter in Betracht kommt — darum handeln, inwieweit es Ibsen gelang, seine damalige Auffassung des Charakters zur dichterischen Gestaltung zu bringen. Seinen Julian aber bloß nach den Quellen zu messen, ist ganz und gar unangebracht. Nichts lag Ibsen hier ferner als der landläufige Begriff des „historischen Schauspiels". Er benutzte nur den geschichtlichen Hintergrund, um sein eigenes Gemälde darauf zu malen. Julian hat nur die Kaiserkrone und die äußeren Schicksale, sowie einige Charakterzüge von seinem historischen Vorbilde. Im übrigen ist er ein Spielball in des Dichters Hand geworden. Freilich: über seine Auffassung des wirklichen Julian und vor allem über das, was er mit seinem eigenen Julian gewollt, hat der Dichter sich nur wenig und dunkel ausgesprochen. Beide, „Catilina" wie „Kaiser und Galiläer", sind auch bis jetzt nur wenig wissenschaftlich behandelt worden. Für den „Catilina" hatte man in Deutschland bis auf Dr. Roman Woerners Publikation: „Henrik Ibsens Jugenddramen" (München 1895) über-

haupt noch keine eingehenderen Untersuchungen angestellt. Über „Kaiser und Galiläer“ hingegen hatten sich die einzelnen Ibsen-Forscher bisher ziemlich gleichmäßig geäußert. Ludwig Passarge meinte, daß das Zerfahrende und Zerfallende in Komposition und Ausführung auf die zehn Jahre zu schieben sei, die Ibsen zur Vollendung des Werkes gebraucht habe. Dr. Otto Brahm, der mit seinem „Essay“ aus dem Jahre 1887 viel zur Popularisierung Ibsens in Deutschland beitrug, sprach von „allgemeinen Andeutungen“, bei denen der Dichter stehen bleibe, und einem „nebelhaften Hinweise“, mit dem er zum Schlusse den Leser entlasse. Dr. Emil Reich, dessen Vorlesungen über „Ibsens Dramen“ (1. Auflage 1893) zwar an übergroßer Breite leiden, aber doch zum Besten gehören, was in deutscher Sprache über Ibsen geschrieben wurde, glaubte das mystische Dunkel, das über „Kaiser und Galiläer“ liegt, am besten damit begründen zu können, daß „sich dem Dichter die letzten großen Weltfragen selbst als ungelöste Rätsel darstellten“. Ein vierter Ibsen-Erklärer ging schließlich so weit, zu behaupten, daß bei Ibsen überhaupt nur in einem bestimmten Grade von Klarheit die Rede sein könne. Alle diese Arbeiten sind seitdem durch die zweite und größere Publikation Roman Woerners („Henrik Ibsen“, I. Band, München 1900) weit überholt worden. Gleichwohl hat auch er — wenigstens in Bezug auf die beiden Römerdramen — den Stoff nicht erschöpft. Hier die Lücken auszufüllen — das ist der Zweck nachfolgender Zeilen.

Zunächst hinsichtlich der Quellenbehandlung.

Es ist natürlich richtig, daß man beim „Catilina“ nur Cicero und Sallust zu berücksichtigen braucht. Ibsen selbst hat erklärt, daß diese beiden Schriftsteller seine Quellen gewesen sind. Über seinen Vorbereitungen für die Studentenprüfung habe er sie damals in Grimstad geradezu verschlungen. In den Augen Ciceros und Sallusts ist Catilina mit seinen Genossen, wie bekannt, der Inbegriff aller Schlechtigkeit. In bezug auf die Genossen ist Ibsen ihnen im wesentlichen gefolgt. Auch bei ihm erscheinen sie — mit zwei Ausnahmen — als Leute, die alles verloren haben, die nur nach Herrschaft und Reichtum streben, die ein wüstes Genußleben führen und bei einem allgemeinen Umsturz ihr Ziel am sichersten zu erreichen hoffen. Ibsen hat sie nur durch unbedeutende, nebensächliche Züge individuell zu charakterisieren gesucht. Für einen von ihnen, Lentulus, der für sich selbst die Macht erstrebt und daher direkt als Gegner Catilinas erscheint, hat Ibsen bei Sallust einen näheren Anhalt gefunden. Von den beiden Ausnahmen legte ihm bei der einen, dem alten Manlius, wiederum Sallust es nahe, ihn als einen treuergebenen, biederen Kriegsgenossen darzustellen. Den jungen Curius

dagegen verwandelte er aus dem sittenlosesten Lüstling in einen idealen, schwärmerischen Jüngling. Bei Sallust wie bei Cicero wird Catilinas Gattin genannt, Aurelia Orestilla mit Namen. An ihr habe, ihre Schönheit ausgenommen, kein rechtschaffener Mann je etwas gelobt. Nur freigebig sei sie gewesen. Da greift Ibsen nur den letzten Zug auf und macht sie zur tugendhaftesten, opferwilligsten Gattin.

Das alles sind Kleinigkeiten. Viel wichtiger ist etwas anderes: Nach den Berichten der beiden römischen Schriftsteller soll Catilina sich an einer Vestalin vergangen haben. Auch an einer Jungfrau von Adel habe er ein Verbrechen verübt. Sallust, der das letztere erzählt, berichtet weiter: Der Freund Catilinas, Q. Curius, habe mit einer gewissen Fulvia, gleichfalls einer Frau von Adel, zusammengelebt, und diese letztere habe schließlich, als Curius ihr seine Versprechungen nicht hielt und sie mit dem Dolche bedrohte, mehreren Personen die Verschwörung verraten. Also hier: Catilina — Vestalin — adelige Jungfrau; dort: Curius — Fulvia. Nun kam Ibsen und warf in sehr geschickter Weise die drei weiblichen Persönlichkeiten zusammen: Fulvia und die Vestalin wurden ihm zu einer einzigen Figur und die adelige Jungfrau brachte er zu dieser in schwesterliche Verbindung. Dazu erfand er eine höchst dramatische Vorgeschichte: Das arme Mädchen — er nannte es Silvia — hat sich aus Gram über ihre Schmach das Leben genommen. Jetzt handelte es sich um die Frage: Wie wird sich ihre Schwester Fulvia dazu verhalten?

Sallust berichtet, in Catilinas leichenblasser Gesichtsfarbe, seinem stieren Blick und seinen Geberden sei deutlich der Wahnsinn ausgeprägt gewesen: so zerrüttend wirkte das böse Gewissen in seinem aufgeregten Innern. Also: Catilina wahnsinnig aus Gewissensbissen! Das konnte Ibsen gebrauchen. Man vergleiche folgenden kurzen Dialog zwischen Catilina und seinem Freunde Curius:

Catilina:

Mit der Vestalin das Verhältnis nahm
Ein jähes Ende —

Curius:

So? Ja, Du hast recht!

Catilina:

Ich will an diese Sache nicht mehr denken.
Verhängnisvoll für mich war die Begegnung.
Man sagt ja, daß die Furien den Hades
Verlassen, um durchs ganze Leben grausam
Uns zu verfolgen — ah, wenn es so wäre!

Genug: Der Wahnsinn Catilinas, von dem Sallust berichtet, verkörperte sich Ibsen zu Furien und die Vorstellung der Rache verwandelte Fulvia, den Namen der adeligen Maitresse des Curius, beziehungsweise der Vestalin, in Furia. Vorher war es eine ähnliche Geschichte gewesen wie: Gretchen, Valentin und Faust oder Ophelia, Laertes und Hamlet. Jetzt war ein neues Element hinzugetreten, das freilich auch Goethe und Shakespeare verwendet haben, dem aber Ibsen in seinen Werken eine ungleich größere Bedeutung einräumt: der Wahnsinn.

Seinem Biographen Henrik Jaeger hat Ibsen einmal geschrieben, wie man ihm in seiner Kindheit von dem Turmwächter in seiner Geburtsstadt Skien erzählt habe, der sich in einer Neujahrsnacht, durch die rotglühenden Augen seines schwarzen Pudels erschreckt, vom Turm auf das Pflaster der Straße stürzte. Man könnte glauben, daß diese Geschichte dem Dichter durch sein ganzes langes Leben gefolgt sei — diese Geschichte und die Erinnerung an den stieren Wahnsinnsblick des Catilina, von dem Sallust berichtet. Nichts spielt in Ibsens Werken eine so große Rolle wie der „böse Blick", der die Menschen zum Wahnsinn treibt oder den Wahnsinnigen aus den Augen leuchtet. Nur wenige Proben genügen: Nils Lykke in „Frau Inger auf Oestrot" vermag mit seinem Auge ein Weib für immer an sich zu schmieden. Hjördis in der „Nordischen Heerfahrt" glaubt einen Wolf mit roten, funkelnden Augen zu sehen. Als Hakon und Jarl Skule in den „Kronprätendenten" auf der Thingwiese die Wahl einander streitig machen, flüchtet Frau Ragnhild, Skules Gemahlin, vom Fenster mit den Worten: „O Jesus Christus! Hast Du die Augen gesehen! Nein, das war nicht der Jarl!" Von Peer Gynt wird gesagt: „Weh, wie seine Augen irr'n," und vom Meth heißt es: „Er funkelt und sprüht wie Eisen in Glut, Wie Kinderaugen aus dunkler Flut." In „Kaiser und Galiläer" schreit der schuldbedrückte Mörder, Kaiser Konstantius: „Bete für mich, Julian! Sie wollen mir den heiligen Wein reichen! Ich seh' ihn! Er funkelt wie Schlangenaugen im goldenen Kelch — Blutige Augen —! O Jesus Christus, bete für mich!" Und ähnlich auch in den modernen Dramen. Um nur eins der neueren anzuführen: In „Klein Eyolf" erscheinen Frau Rita die roten Lichter der Dampfschiffe auf dem Christianiafjord wie stumme Mahner an ihre Schuld.

Hinsichtlich der Art und Weise aber, wie Ibsen mehrere Personen zu der einen Figur der Furia zusammenzog, sei an Schiller erinnert, der im „Wallenstein" mehrere zeitlich ganz getrennte Momente miteinander verschmolz und beispielsweise in der Figur des Freiherrn von Questenberg die beiden Abgesandten des Kaisers, Graf Walmerode und Pater Quiroga, vereinigte. —

In „Kaiser und Galiläer“ findet sich ein derartiges Experiment nicht. Hier konnte und wollte der Dichter von vornherein breiter sein. Eine Unmasse von Personen führt er auf die Bühne, von denen er eine ganze Reihe seinen Quellen, vor allem der römischen Geschichte des Ammianus Marcellinus, entlehnte. Dr. Roman Woerner meint, Ibsen, „der in seiner Jugend nur ein geringes Maß philologischer Unterweisung genoß und sich nie einer ihm entbehrlichen Gelehrsamkeit befleißigte“, habe bei diesem Drama hinsichtlich der historischen Grundlage „so ziemlich alles aus zweiter Hand empfangen“. Soll sich diese Behauptung Woerners auch auf den Ammian beziehen, so ist sie nicht richtig. Vielmehr ist der Nachweis zu führen, daß Ibsen den Ammianus Marcellinus ganz außerordentlich stark und gründlich heranzog. Freilich: Um sich die Sache zu erleichtern, hat er offenbar nicht den Urtext, sondern die im Jahre 1825 erschienene deutsche Übersetzung von Troß und Büchele benutzt. Aus folgendem Zuge läßt sich das schließen: Der Alemannenkönig Knodomar sei an Heimweh gestorben, berichtet bei Ibsen der Gesandte des Kaisers, Decentius, der Octavio Piccolomini der Julian-Tragödie. An der Stelle, wo bei Ammianus über Knodomars Tod gehandelt wird, findet sich das Wort: morbus veterni, das der Übersetzer gleichfalls mit „Heimweh“ überträgt, jedoch nicht ohne diese Freiheit — veternus bedeutet eigentlich: Schlafsucht — durch eine Anmerkung zu rechtfertigen. — Von den Nebenpersonen der Tragödie sind unter anderm folgende dem Ammian entnommen: der Kammerherr Eutherius, der nach der damaligen Sitte ein Verschnittener war; der Schatzmeister Ursulus, dessen voreilige und ungerechte Hinrichtung Julian auch in dem Drama eingesteht; der persische Fürst Hormisdas, der an den Hof des Kaisers geflohen ist; die Heerführer Nevita, Florentius, Decentius, Sintula und der Hauptmann und Geschichtsschreiber Ammianus selbst.

Aber interessant ist erst die kaiserliche Familie.

Von Kaiser Konstantius berichtet Ammian, er sei von kleiner Statur und ohne Bart gewesen, habe ein scharfes Gesicht, weiches Haupthaar und hervorstehende Augen gehabt. Über die Leichen seiner Verwandten hinweg hatte er sich den Weg zum Throne gebahnt. Nur seine Neffen, Gallus und Julian, hatte er verschont. Daher hegte er aber gegen beide ein tiefes Mißtrauen, das von seiten der Höflinge, deren Einflüsterungen er sehr zugänglich war, genährt wurde. Mit dem Mißtrauen verband sich ein starker Neid gegenüber den militärischen Erfolgen seiner Neffen. Immer wollte Konstantius der Erste und der Gebieter sein. Sogar den täglichen Speisezettel soll er für den Julian entworfen haben. Er erteilte dem letzteren Verweise, und wenn Julian Siege erfocht, so betrachtete Konstantius

sich als den eigentlichen Sieger. Da er kinderlos war, handelte es sich um seinen Nachfolger. Brennend ward die Frage, als er sich 361 zum zweiten Male vermählte. Aber noch in demselben Jahre starb er in Klein-Asien an einem hitzigen Fieber, nachdem er kurz vor seinem Tode noch bei voller Besinnung den Julian zu seinem Nachfolger bestimmt hatte.

Bis ins kleinste hat Ibsen dieses Bild nachgezeichnet. Nur in einem einzigen Zuge ist der Dichter dem Historiker mit gutem Bedacht nicht gefolgt: darin nämlich, daß Konstantius von außerordentlich robuster Gesundheit sein sollte. Das paßte nicht in Ibsens Komposition. Sein Konstantius mußte sterben, ohne daß sein Tod ein Werk des Zufalls oder gar des Julian zu sein schien. Alles kam auf die Zeichnung des Julian an. Daher ist Konstantius von vornherein ein schwächlicher Mann, ein Schatten auf dem Throne der Cäsaren.

Im Bunde mit Julians Halbbruder Gallus und des Kaisers Schwester Helena bildet Konstantius gleichsam den historischen Hintergrund der Tragödie. Mit feinem Geist läßt Ibsen uns das Scheusal Gallus sozusagen nur aus der Ferne sehen. Er durfte nicht allzu sehr in den Vordergrund treten. Von hoher Bedeutung dagegen ist Helena. Um ihren plötzlichen Tod zu begründen, konnte Ibsen verschiedene Mittel wählen. Nach den einen starb sie im Kindbette, noch bei Julian befindlich. Nach anderen war sie vorher von ihm verstoßen worden. Und schließlich ging auch die Sage, er habe sie vergiftet. Um seinen Julian nicht herabzusetzen, verzichtete Ibsen auf die letzten beiden Möglichkeiten, benutzte aber eine frühere Angabe des Ammian, der zufolge gegen Helena, die unter dem Scheine, als sei sie sehr willkommen, nach Rom gerufen war, von der Kaiserin Eusebia, die ihr ganzes Leben hindurch unfruchtbar geblieben, Kabalen geschmiedet wurden. „Letztere brachte ihr nämlich durch Hinterlist einen Gifttrank bei, welcher die Kraft hatte, nach jedesmaliger Empfängnis die Geburt vor der gehörigen Reife abzutreiben. Denn schon früher hatte jene ein Kind männlichen Geschlechts, welches sie in Gallien geboren hatte, dadurch verloren, daß die Hebamme, durch Geld bestochen, das Kind gleich nach der Geburt durch allzu nahes Abschneiden der Nabelschnur ums Leben brachte: solch große und sorgfältige Mühe wurde angewendet, um keine Nachkommenschaft von dem so tapferen Manne aufkommen zu lassen.“ Selbstverständlich mußte Ibsen diesen Bericht in dem Augenblicke, wo er ihn in ein Geschehnis verwandelte, umgestalten.

Schließlich beachte man noch folgende kleine Züge, die der Dichter dem Ammian entlehnte und an verschiedenen Stellen seines Dramas verwertete: die Geschichte von der Gefangennahme und dem

Tode des Alemannenkönigs Knodomar; die ewigen Denunziationen, vor allem die Anklage gegen den reichen Mann, der sich einen purpurnen Talar machen ließ und dem der Ankläger auch bei Ibsen auf Befehl Kaiser Julians noch ein Paar Purpurschuhe dazu bringen soll; die Entlassung des prunkvoll gekleideten Bartscherers; das böse Vorzeichen, daß der Soldat, der dem Kaiser Julian aufs Pferd helfen sollte, ausglitt und zu Boden fiel; das Erdbeben beim Wiederaufbau des Tempels von Jerusalem; die Erlegung des großen Löwen in der persischen Wüste, sowie das Scheuwerden des kaiserlichen Rosses Babylonius und Julians Deutung dieser beiden Ereignisse; das Orakel von den verhängnisvollen phrygischen Gegenden; das Verbrennen der Flotte u. s. w.

Und Kaiser Julian?

Vor wenigen Jahren, bei einem gelegentlichen Aufenthalt in Kopenhagen, hat Ibsen über seine literarische Tätigkeit ein ganz vortreffliches Wort gesagt. Alle meine Werke, bekannte er, bilden eine ununterbrochene und unlösbare Kette. „Keins kann ohne das andere verstanden werden, und wer eins von ihnen erklären will, muß auch auf meine früheste Schöpfung zurückgehen.“ Auch brieflich hat er sich einige Male in ähnlicher Weise geäußert.

Julian ist demnach nicht ohne Catilina denkbar, und um den Ideengehalt von „Kaiser und Galiläer“ zu erschöpfen, muß also wiederum auf den „Catilina“ zurückgegriffen werden. In den Hauptcharakteren konzentriert sich der geistige Gehalt beider Stücke.

Himmelhoch ragt der Mensch Catilina bei Ibsen aus dem Schwarm der Genossen heraus. Augenscheinlich haben die Quellen selbst den Dichter mißtrauisch gemacht und zu einer anderen Auffassung des Charakters bestimmt. Sallust berichtet selbst, daß außer den eigentlichen Genossen Catilinas eine große Zahl junger Leute sein Unternehmen begünstigten, denen es ihre Mittel sehr wohl gestattet hätten, mit aller Pracht und Üppigkeit in Ruhe zu leben. Dazu die moralische Verkommenheit des römischen Staates, der aus dem schönsten allmählich der schmachvollste geworden war. Ferner Catilinas eigene Worte: „Wir kämpfen für Vaterland, für Freiheit, fürs Leben!“ Auch Ciceros unbescheidene, selbstherrliche Art und Weise, die jedermanns Widerspruch herausfordern muß. Vor allen Dingen aber: der Heldentod Catilinas! Mit der Wunde vorn auf der Brust war er gefallen. Fern von den Seinigen wurde er mitten unter feindlichen Leichnamen gefunden.

In dem, meinte Ibsen, mußte doch etwas Besseres stecken, „etwas außerordentlich Großes oder mindestens Bedeutendes“. So läßt er ihn gleich zu Anfang sagen:

Für etwas Beff'res hab' ich Kraft und Mut,
Für etwas Höheres als dieses Leben .....
Laut ruft in meinem Innern eine Stimme:
Erwache, Catilina, — werd' ein Mann!

Henrik Ibsen vom Jahre 1848 ist Catilina. Bürgerfreiheit, Recht und allgemeines Staatswohl sind beider Ideale. In dem Moment, wo er seinen Helden vor die Alternative stellt, entweder auf alles zu verzichten und sich in einen stillen Winkel der Erde zurückzuziehen oder seine Ideale mit Gewalt zur Verwirklichung zu bringen, — in diesem Augenblicke beginnt sein eigentliches Drama. Ibsen selbst hat vor solcher Alternative gestanden. Im Gegensatz zu seinem Catilina ist er für seine Person gesund und heil aus dem Kampfe hervorgegangen. Doch die Ideale, die er hatte verwirklichen wollen, hat er nicht erreicht. Nur aufgeworfen hatte er die großen Fragen, nun aber bemächtigte sich seiner der Zweifel, ob solche Ideale überhaupt von heute auf morgen in vollendete Tatsachen umzusetzen sind, und — redlich, wie er immer gegen sich selbst war — mußte er das verneinen. Catilina ist Umstürzler und — wenn man will — Sozialreformer. Ibsen verschließt sich nach jenen Enttäuschungen in sein Inneres, verliert sich dabei in unermeßliche Zeiten und Räume und legt sich allmählich die doppelte Frage vor: Erstens: Welches wird überhaupt der künftige Zustand der Welt sein? Und zweitens: Welches wird im besonderen der künftige Zustand der Menschheit sein? Das Grübeln über die erste macht ihn zum Leugner der Vorsehung, zum Bekenner des Weltwillens, zum Metaphysiker. Das Grübeln über die zweite — zum Ethiker.

Das letztere ist es, was man bei Ibsen als Verfasser auf historischer, beziehungsweise sagenhafter Grundlage beruhender Dramen zu übersehen pflegt. Von den zwischen „Catilina" und der Julian-Tragödie entstandenen Dramen liegt der „Komödie der Liebe", dem „Bund der Jugend", sowie „Brand" und „Peer Gynt" ganz deutlich ein ethisches Motiv zugrunde, und auch bei „Frau Ingegerd auf Oestrot", der „Nordischen Heerfahrt" und namentlich bei den „Kronprätendenten" kann man es bei feinem Hinhören vernehmlich herausklingen hören. Sehr auffällig aber wäre es — und zwar besonders wegen der Nähe der „Stützen der Gesellschaft" — würde es aus „Kaiser und Galiläer" gänzlich fortgeblieben sein. Von einer stark aufgetragenen Tendenz kann hier selbstverständlich keine Rede sein; wohl aber läßt sich ein ethischer Keim nachweisen, der in seinem Ursprung auf die älteren Ibsenschen Werke zurückgeht und nach vorn das Stück mit der langen Reihe der sogenannten Gesellschaftsdramen verbindet. Hauptbedingung freilich ist dabei, daß der Begriff des „dritten Reiches", zu dessen Befestigung, beziehungsweise Gründung

Julian berufen zu sein scheint, richtig aufgefaßt werde. Ist dieses als ein Reich gedacht, das der Menschheit nicht etwa nur durch einen Einzelnen, einen „Genius“ gewissermaßen geschenkt wird, sondern an dessen Gründung und Einrichtung sie selbst beteiligt ist, so folgt daraus, daß es gewisse sittliche Normen geben muß, vermöge deren sie sich dem endlichen Zustande allmählich nähern kann.

Dr. Roman Woerner steht auf dem Standpunkte, daß Ibsen sich die Gestalt des Julian in dem Sinne gedacht habe, wie wir im gewöhnlichen Leben etwa von einem politischen Genius zu sprechen pflegen. Mit dieser Auffassung geht er allerdings weit über alle seine Vorgänger auf dem Gebiete der Ibsen-Forschung hinaus, die sich bei der Beurteilung von Julians Aufgabe und Beruf die Sache durchweg nicht allzu schwer gemacht haben. Henrik Jaeger z. B. war über das Drama trotz seiner großen Ausdehnung und tiefen Mystik rascher als über die anderen hinweggegangen und hatte sich unter anderm so geäußert: „Der Beruf Julians ist, das Reich zu gründen, und das Reich, das gegründet werden soll, ist das Reich des Galiläers .... Als Julian zum Schluß fällt, hat er seine Aufgabe, das Christentum zu festigen, gelöst, indem er eine starke und einige Gemeinde von Gläubigen hinterläßt, wo man vorher nur Stumpfheit und Uneinigkeit gewahren konnte.“ Jaeger hatte dabei den Fehler gemacht, daß er vom „Reiche“, aber mit keinem Worte vom „dritten“ Reiche sprach. Dr. Emil Reich hatte sich Jaeger im wesentlichen angeschlossen: „Julians welthistorische Mission bestand darin, das in Verfall geratene Christentum zu regenerieren .... Die Deutung, als ob der Jüngling zur Begründung eines neuen dritten Reiches berufen wurde, ist durchaus trügerisch; die Herrschaft des zweiten Reiches zu festigen, nicht ein neues hervorzurufen, wird ihm als Lebensziel vorgezeichnet.“ Hatte Dr. Emil Reich aber wirklich ein Recht, das „dritte Reich“ auf solche Weise einfach wegzuinterpretieren? Und um schließlich noch einen anzuführen: Ludwig Passarge hatte es wie das Gros der übrigen gemacht: Er hatte sich dadurch geholfen, daß er eine Inhaltsangabe der zehn Akte gab, ohne sich überhaupt auf eine Erklärung des „dritten Reiches“ einzulassen. (Schade, daß auch Berthold Litzmann seine frischen und geistvollen Vorlesungen über Ibsens moderne Dramen [Hamburg 1901] nur mit einem ganz kurzen Hinweis auf „Kaiser und Galiläer“ schließt, anstatt sie mit einer ausführlichen Erörterung gerade dieses, jenen zeitlich so nahestehenden und für Ibsens Anschauungsweise so bedeutungsvollen Werkes zu beginnen.) Mit der Einführung des Begriffes „Genius“ ist Dr. Roman Woerner also offenbar einen ganz bedeutenden Schritt weitergegangen. Dennoch entsteht die Frage, ob es sich hier wirklich um einen Genius, einen Helden in

dem Woernerschen Sinne handeln kann. Wichtige Dinge scheinen bei dieser Auffassung gänzlich unerklärt zu bleiben. Man nehme z. B. die große Beschwörungsszene im ersten Teile am Ende des dritten Aktes:

Man befindet sich zu Ephesus in der Wohnung des jungen Julian. Enttäuscht und unbefriedigt hat er sich von dem Tun und Treiben der athenischen Weisheitslehrer abgewandt und sich nach Ephesus zu dem Mystiker Maximus begeben, um bei ihm das Ziel aller Weisheit, des Lebens Kern, zu erkennen. Es ist Abend. Ein erleuchteter Saal. Eben haben den Julian seine Studienfreunde Gregor und Basilius verlassen. Da erscheint Maximus, wie ein Zauberer gekleidet, um ihn verabredetermaßen durch eine Beschwörung, ein Symposium mit den Geistern, über seine Bestimmung aufzuklären. Julian berauscht sich, erblickt ein leuchtendes Angesicht im Licht und vernimmt eine Stimme, die ihm „das Reich zu befestigen" als seine Bestimmung bezeichnet. Er fragt: „Auf welchem Wege?" und sie antwortet: „Dem der Freiheit."

Julian: Sprich alles aus! Was ist der Weg der Freiheit?
Die Stimme: Der Weg der Notwendigkeit.
Julian: Und durch welche Macht?
Die Stimme: Durch den Willen.
Julian: Was soll ich wollen?
Die Stimme: Was Du mußt.

Da verschwindet die Erscheinung.

Noch zwei andere Stimmen vernimmt Julian, die Stimme Kains und die Stimme des Judas Ischarioth. Beide antworten ihm ungefähr auf gleiche Weise: Sie wollten, was sie mußten, und jeder von ihnen ist der Vertreter eines Reiches: „Das erste ist jenes Reich, das auf dem Stamme des Baumes der Erkenntnis gegründet ward; das zweite jenes, das auf dem Stamme des Kreuzes —" „Und das dritte?" fragt Julian. „Das dritte ist das Reich des großen Geheimnisses," antwortet Maximus, „das Reich, das auf dem Stamme der Erkenntnis und des Kreuzes zusammen gegründet wird, denn es haßt und liebt beide und es hat seine lebendigen Quellen in Adams Hain und unter Golgatha." Die Vertreter der beiden ersten Reiche hat Julian gehört — da soll ihm auch der Vertreter des dritten erscheinen. Aber der kommt nicht. „Wieso?" fragt Julian. Und Maximus erwidert: „Der dritte weilt noch nicht unter den Schatten .... Was verkündete die Stimme im Licht?"

Julian: Die Stimme im Licht? (mit einem Schrei:) Das Reich! Das Reich? Das Reich befestigen!
Maximus: Das dritte Reich!
Julian: Nein, und tausendmal nein! Weich', Verderber! Ich sage mich los von Dir und all Deinem Tun —
Maximus: Von der Notwendigkeit? —

Angenommen, Ibsens Julian wäre wirklich als Genius in dem Woernerschen Sinne, das heißt als Gründer eines ganz neuen Reiches gedacht — wie könnte jene Stimme ihm dann die Aufgabe erteilen, „das Reich zu befestigen?" Daß es sich aber wirklich auch um ein „befestigen" handelt, geht daraus hervor, daß der dänische Text ausdrücklich die beiden Begriffe „Grundfaeste" und „Grundlaegge" unterscheidet und ein bloßes „Gründen", wie es die neue deutsche Ibsen-Ausgabe (von Brandes, Elias, Schlenther) ganz willkürlich überall durchzuführen sucht, an manchen Stellen gar keinen Sinn hat. Könnte man sich ferner auch zur Not etwas vorstellen und denken, wenn von dem neuen Reiche gesagt wird: „es haßt und liebt beide vorangegangenen Reiche," so klingt doch aus dem Worte, daß der Vertreter des dritten Reiches „noch nicht unter den Schatten weile" und eben deshalb nicht erscheinen könne, eine sehr deutliche Beziehung auf Julian oder die mit ihm zu gleicher Zeit lebenden Menschen heraus. Auch zwei weitere wichtige Fragen blieben bei der Woernerschen Auffassung unaufgeklärt: Inwiefern kann Julian einmal zu seinen Freunden Gregor und Basilius sagen, Weg und Ziel seien Eins? Und was bedeutet der Begriff des „reinen Weibes", das Julian von Maximus verheißen wird? Kann man den wirklich nur auf Makrina, die Schwester des Basilius von Cäsarea, beziehen?

Nein, mit dem gewöhnlichen Begriff des „Genius" sind diese Fragen offenbar nicht gelöst. Vielmehr muß es sich bei der Gestalt des Julian um einen viel tiefer angelegten Charakter handeln.

Man betrachte zunächst einmal das allgemeine Bild des Kaisers Julian, so wie Ibsen es aus dem Ammianus Marcellinus herübernahm: Julian ist tapfer. Er ist mäßig und genügsam. Er will sich durchaus kein Vorrecht des Kaisers gewaltsam anmaßen. Er ist human und greift nur zögernd und unwillig zu den äußersten Mitteln. Erst allmählich kommt er dazu, sich einzubilden, daß in ihm etwas Übermenschliches, Göttliches stecke. Er ist abergläubisch und hat im Traume Gesichte, von deren Bedeutung er fest überzeugt ist. Mit dem Philosophen Maximus aus Ephesus, der keineswegs eine von Ibsen frei erfundene Figur ist, stand er in sehr vertrautem Verkehr. Ammian berichtet, wie man dem Julian, als er eben einer Senatssitzung beiwohnte, die Kunde brachte, aus Asien sei der Philosoph Maximus angekommen: „Und nun sprang er unanständigerweise auf und vergaß sich also, daß er in jähem Laufe weit vom Vorhofe aus demselben entgegeneilte, ihn umarmte und küßte und achtungsvoll in die Versammlung führte." Und dann natürlich die Hauptsache: Julian hat sich vom Christentum abgewendet und möchte

dieses als Staatsreligion am liebsten wieder durch das Heidentum, den alten griechischen Götterglauben ersetzt sehen.

Ammian behandelt diesen wichtigsten Punkt nur verhältnismäßig oberflächlich. Erst lange nach der Kaiserproklamierung Julians kommt er auf dessen Glaubenswechsel zu sprechen. Nirgends aber ein klares Wort über die Gründe, welche diesen dazu veranlaßt haben. Nicht einmal da, wo er die Summe seines Charakters und Lebens zieht. Nur aus einigen Bemerkungen, die er über das Verhältnis des Kaisers Konstantius zum Christentum macht, kann man schließen, daß es die Hab- und Herrschsucht der Geistlichen, die ewigen Grübeleien, die Streitigkeiten über die Persönlichkeit Gottes und die fruchtlosen Wortgezänke waren, die dem wirklichen Julian den Glauben an die Wahrheit der christlichen Lehren verleideten. Auch bei Ibsen wird er aus jenen Gründen erst von Zweifeln, dann von Abscheu gegen das Christentum erfaßt: „Ich fühle mit Entsetzen zuweilen, daß ich an der Nahrung des Glaubens und Wortes Ekel empfinde .... Wo ist das Christentum?“ „Meine ganze Jugend,“ interpretiert Ibsen selbständig weiter, „war eine ewige Furcht vor dem Kaiser und vor Christus. Er ist furchtbar, dieser rätselvolle — dieser schonungslose Gottmensch! Überall, wo ich vorwärts wollte, stand er mir groß und streng entgegen mit seiner unbedingten, unerbittlichen Forderung: Ich sollte! Zog sich meine Seele in wühlendem, verzehrendem Haß gegen den Mörder meines Geschlechts zusammen, so lautete das Gebot: liebe deinen Feind! Dürstete mein schönheitstrunkener Sinn nach den Sitten und Bildern der vergangenen Griechenwelt, so traf mich die Christenforderung mit ihrem: such' das Eine, was not tut!“

Da hat man alles, was Ibsens Julian vom Christentum fort- und dem Heidentum in die Arme treibt: Er ist jung und sehnt sich nach Freiheit, Wahrheit und Schönheit. Am Hofe des Kaisers glaubt er seine Seele zu verlieren. Nur die Griechenwelt, meint er, kann ihm das alles geben. Darum geht er nach Athen, lebt dort eine Zeitlang wie die Jünger der „Weisheit“ „mit Rosen im Haar, mit glühendem Gesicht“, um schließlich zu dem furchtbaren Zweifel zu kommen, ob Wahrheit und Schönheit sich auch wirklich miteinander vereinigen lassen? Der Versuch, eine solche Vereinigung gewaltsam herbeizuführen, würde einem Dichter wie Ibsen gewiß schon ohnehin genug Stoff für seine Julian-Tragödie gegeben haben. Auf solcher Grundlage hätte diese dann noch ein strenghistorisches Drama werden können. Nun aber stellte Ibsen mitten in sein Werk die Figur des Maximus hinein und ließ diesen nicht nur die beiden Teile, sondern zugleich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dergestalt miteinander verbinden, daß er dem Julian eine Aufgabe erteilt, deren

Erfüllung die Überwindung, Befestigung und Vollendung alles bisher Gewesenen für alle Zeiten bedeutet. Aus der ursprünglich nur geschichtlichen Figur des Julian ist somit ein universeller Charakter geworden.

Zieht man den äußeren Verlauf des großen Dramas in Betracht, so ist es klar: Julian mißversteht seine Aufgabe. Nicht darin, daß er der Aufgabe nicht gewachsen ist, liegt das Tragische — dann wäre er nichts als ein zweiter Hamlet —, sondern darin, daß er sie falsch versteht. Von tiefer Bedeutung ist die Szene im 3. Akte des II. Teiles, in welcher Julian anfängt, an der Möglichkeit einer Auferweckung der antiken, heidnischen Welt zu zweifeln. Mit Maximus auf den Ruinen des Apollotempels von Antiochia stehend, findet er den Mut, dem am Boden liegenden Kopfe der Apollostatue einen Fußtritt zu versetzen. Da sagt Maximus mit Beziehung auf das heidnische und das christliche „Reich" oder deren Vertreter „Kaiser" und „Galiläer" zu ihm die tiefsinnigen Worte: „Höre mich, Freund der Wahrheit und Bruder! Ich sage, sie sollen beide untergehen — aber nicht vergehen. Geht nicht das Kind unter im Jüngling, und der Jüngling wieder im Mann? Aber weder das Kind noch der Jüngling vergeht. Du hast den Jüngling wieder zum Kinde umschaffen wollen. Das Reich des Fleisches ist vom Reiche des Geistes verschlungen. Aber das Reich des Geistes ist nicht das abschließende, ebensowenig wie der Jüngling es ist. Du hast das Wachstum des Jünglings hindern wollen — ihn hindern, ein Mann zu werden. Tor, der du das Schwert gegen das Zukünftige gezogen hast!"

Aber — das Zukünftige? fragen wir.

Aus Worten des Julian können wir es erkennen. Er sagt einmal: „Das Menschliche ist unerlaubt seit dem Tage geworden, da der Seher von Galiläa die Herrschaft der Welt ergriff." Julian also sehnt sich nach dem „Menschlichen". Im Christentum hat er es nicht gefunden. Im Griechentum findet er es auch nicht. Müßte er nicht schließen, daß es auf Erden wohl noch niemals in seiner Reinheit zur Erscheinung gekommen ist? Aber existieren tat es, wenn auch nur immer als Ideal. Würde dieses sich einmal verwirklichen, so folgte auf: „Kaiser" und „Galiläer" als dritter der „Mensch". Das reine „Menschentum" also ist das dritte Reich. Wie es aber vom Standpunkte der Welt offenbar nur ein einziges „Reich" gibt, nämlich dasjenige der „Notwendigkeit" oder des Weltwillens, so gibt es auch vom Standpunkte der Menschen nur ein „Reich": das „Menschentum" und die Reiche von „Kaiser" und von „Galiläer" sind nichts als seine beiden bisherigen Erscheinungsformen. Das „Menschentum" also ist das Reich und zugleich das „dritte" Reich, das jenes erst in seiner Reinheit darstellen wird. Mit vollem Rechte

kann Maximus mit Beziehung auf dieses Reich sagen: „Was ist — ist nicht; und was nicht ist — ist.“ Und unter diesem Gesichtspunkte erklärt sich die große Beschwörungsszene sehr leicht: Nun ist es selbstverständlich, was die Stimme im Licht sagt, daß auch Julian in Wahrheit nur berufen sein kann, „das Reich zu befestigen“. Das ist Schicksal und Beruf aller Menschen. Der Weg kann nur derjenige der Notwendigkeit sein, denn diese ist das die Welt beherrschende Gesetz. Julian kann also auch nur wollen, was er muß. So ging es natürlich auch Kain und Judas Ischarioth. Weg und Ziel ferner sind eins, weil man gewissermaßen im dritten Reiche zum dritten Reiche schreitet. Ganz konsequent ist es auch, wenn Maximus dem Julian das „reine Weib“ verspricht. Hätte Julian die dritte Erscheinungsform des Reiches, das „dritte“ Reich erlebt, so würde er ja in jedem Weibe einen „reinen Menschen“, also das „reine Weib“ gefunden haben. Und schließlich: Der Vertreter des dritten Reiches kann in der großen Beschwörungsszene nicht erscheinen, weil eben derjenige, der der Menschheit ihr Verhältnis zu dem vermeintlichen dritten Reiche zum Bewußtsein gebracht hat, sei es nun Maximus, Julian oder ein anderer, noch nicht unter den Schatten weilt.

Müßten wir diesen, trotz allem Gesagten, nicht dennoch wieder einen „Genius“ nennen? In demselben Sinne, wie wir von einem „politischen Genius“ sprechen — ganz gewiß nicht. Um einen „Helden“, einen „Führer“ handelt es sich hier nicht. Dieser Genius vielmehr würde nichts sein als der „Wahrheitskündiger“ oder — natürlich nicht im christlich-dogmatischen Sinne — der „Offenbarer“. Dadurch, daß er die Menschen zum ersten Male über ihr wahres Verhältnis zum Weltganzen aufklären würde, käme die Menschheit zur klaren Erkenntnis des leitenden Weltwillens und zum Verständnis der großen „Schönheit und Harmonie“. So enthält Ibsens „Kaiser und Galiläer“ immanent ein vollständiges metaphysisches System. So lange das „Reich“ aber seine beiden ersten Erscheinungsformen noch nicht überwunden hat und in seine dritte, endgültige noch nicht übergetreten ist, so lange ist auch die gesamte Menschheit sehr wesentlich an der Selbstbefreiung des Reiches beteiligt. Vermöge des auch sie regierenden Weltwillens sind die Menschen zur Mitarbeit an der großen Befreiungsaufgabe berufen. Da aber der Weltwille in ihnen in verschiedenem Grade zur Erscheinung kommt, werden die einen nur „Schlachtopfer der Notwendigkeit“ bleiben — das ist auch das Los des Ibsenschen Julian —, die anderen hingegen werden in positiver Weise an dem Befreiungswerke teilnehmen. Und hier eben ist der Punkt, von dem eine Betrachtung der Ibsenschen Ethik ihren Ausgang nehmen müßte. Fragt man aber schließlich, wer denn der

eigentliche Held der Julian-Tragödie ist, so muß die Antwort lauten: die Welt und die Menschheit zugleich. Nicht etwa nur Julian, denn der ist nichts als ein wandelndes Symbol für den Selbstbefreiungsprozeß, in dem sich Welt und Menschheit bis zum heutigen Tage befinden. Aber auch nicht Maximus, denn der ist nur der Dichter selbst, der es ja immer liebte, seine persönlichen Überzeugungen in mystischem Gewande zum Ausdruck zu bringen.

— Als Henrik Ibsen unter dem Pseudonym Brynjolf Bjarme im Jahre 1850 seinen „Catilina" erscheinen ließ, gab es in Norwegen eine Stimme, die dem Stücke gerecht wurde. Das war die Kritik des späteren Philosophie-Professors an der Universität zu Christiania, Dr. M. J. Monrad, die in dem von Chr. Lange herausgegebenen Literaturblatt „Norsk Tidsskrift" erschien. Monrad ist erst am letzten Tage des Jahres 1897 im hohen Alter von 81 Jahren gestorben, und die Zeitungen hätten bei seinem Hinscheiden dieses Ibsen-Entdeckers besser gedenken sollen. Bei allen formellen Fehlern erschien ihm damals der Hauptgedanke des „Catilina" klar und schön. Er lobte es, daß die Entwicklung des Stückes von der „Idee" aus vorgehe. „Ist diese nur mächtig genug, dann wird sich die Form schon von selber finden."

Auch „Kaiser und Galiläer" geht von einer „Idee" aus. Beim „Catilina" hieß sie, soweit sie sich auf die geschichtliche Grundlage bezog: Bürgerfreiheit und allgemeines Staatswohl; hier ist sie die vollständige Weltanschauung des Dichters. Von den Politikern schrieb Ibsen am 20. Dezember 1870, zur Zeit, als er sich mit dem großen „weltgeschichtlichen" Schauspiele trug und der deutsch-französische Krieg ihn dabei umtobte, die Worte: „Diese Menschen wollen nur Spezial-Revolutionen, Revolutionen im Äußerlichen, in dem Politischen. Aber das sind lauter Lappalien. Um was es sich handelt, das ist das Revoltieren des Menschengeistes ...." Man sieht, daß es ihm auch in ethischer Beziehung mit seinem Ideal vom „dritten Reiche" wirklich ernst war. In die Begriffe „Lebensaufgabe" und „Adelsmenschentum" hat er später seine ethischen Grundsätze zusammengefaßt. Indem er sich mit diesen Worten aber an die Menschen seiner eigenen Zeit wandte, war er vom Ethiker zum Moralisten geworden.

# Zu den Quellen der Erasmus Alberschen Fabeln.

Von Arthur Ludwig Stiefel in München.

---

In seiner vortrefflichen Ausgabe der Erasmus Alberschen Fabeln[1]) hat Wilhelm Braune als Vorlage des Dichters die viel verbreitete lateinische Fabelsammlung des Dorpius erwiesen und die Quellen der einzelnen Fabeln genau nach den Nummern verzeichnet. Bei sieben Stücken indes hat Braune eine gedruckte Quelle nicht nachgewiesen und glaubt, Alber „wird vielleicht diese neuen Fabeln zum Teil aus mündlicher Überlieferung haben, worauf insonderheit die Übereinstimmung mit Fabeln aus Luthers Gesprächen (bei 36 und 49) hindeuten kann".

Für die eine oder andere unter den sieben Fabeln hat Braune mit seiner Annahme gewiß recht, für einige lassen sich jedoch gedruckte Quellen mit Sicherheit nachweisen. Dies soll in den nachstehenden Zeilen versucht werden.

Ich hebe mit der 11. Fabel an (Braunes Ausgabe S. 47 ff.):

Von einem Löwen Wolff vnd Esel.

Wir haben es in dieser Fabel mit dem schon im Mittelalter viel verbreiteten Stoffe von den beichtenden Tieren zu tun, über den Goedeke [Deutsche Dichtung im Mittelalter (1871) S. 617—627] gehandelt hat. Weitere Nachweise gibt Kurz zu Waldis (Esopus 4, 1), die indes weit entfernt sind, erschöpfend zu sein. Er hat z. B. die Darstellung Heinrich Bebels (Opuscula Bebeliana 1514 Ee[6], Facetiae, Tub. 1542, Blatt 33[a]) vergessen.

Bei fast allen Versionen, unter denen ich den Poenitentiarus, die im Renner Hugos von Trimberg und die bei Waldis (4, 1) besonders hervorhebe, sind die Tiere: Wolf, Fuchs und Esel, bei Alberus dagegen, wie schon die Aufschrift zeigt, Löwe, Wolf und Esel. Dieser eigentümliche Rollentausch findet sich vor Alberus, soweit ich sehe, nur in der 1524 erschienenen Schwanksammlung des Ottomar Luscinius, Ioci ac Sales, sub Nr. 126 und, daraus geschöpft, wortwörtlich bei Gast Sermones Convivales 1, S. 158 (Ausgabe 1566). Wohl tritt auch in einer von Goedeke (S. 620) erwähnten lateinischen Prosaerzählung, die handschriftlich zu Reims bewahrt wird (Anzeiger 4, 359), ein Löwe auf, aber nicht als

---

[1]) Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts Nr. 104 bis 107; Halle 1892.

Beichtender, sondern als Herrscher, der die Verbrechen seiner Untertanen kennen lernen will; die Beichtenden sind auch hier (neben anderen Tieren) Wolf, Fuchs und Esel.

Da die Fabel des Alberus schon in der Hagenauer Ausgabe vorkommt, also bereits 1534 gedruckt war, so ist Gast als Vorlage ausgeschlossen, denn die erste Ausgabe seiner Convivales Sermones erschien, wie ich an anderer Stelle (Germania 37, S. 233) gezeigt habe, erst 1541. Alberus kann daher nur die Ioci ac Sales zur Quelle gehabt haben. Mit der Darstellung in diesem Schwankbuch stimmt er aber nicht nur inhaltlich in der Hauptsache überein, sondern er hat auch mehrere Stellen wörtlich benutzt. Die nachstehenden Parallelen, die vornehmlich den Worten des Esels entnommen sind, sollen das Verhältnis veranschaulichen:

| Alberus. | Ioci ac Sales No. 126. |
| --- | --- |
| Vers 177.<br>Er sprach, Ich hab ein böß gewissen.<br>Vers 186.<br>Mein herr der war ein karger man,<br>Bey dem fürt ich ein hartes leben,<br>Er wolt mir nicht zufressen geben,<br>Er zog mit mir fern vber landt,<br>Da ich eines abendts hatt gefast,<br>Vnd must mit einer schweren last<br>Des andern tags beladen sein,<br>Vnd leid vor hunger grosse pein,<br>Wie ich nun hatt ein berg zu steigen,<br>Vnd must im weg schier bleiben leigen,<br>Da furt mich mein Herr . . . . .<br>— — — — — — —<br>Das stroh, das er in schuhen hatt,<br>— — — — — — —<br>Das nam ich, als herausser guckt,<br>Vnd hab es hinder ihm verschluckt. | Eſt tamen quo conſcientia male actae. uitae impendio grauatur . . . Subditus olim fui negligentis domini imperio, qui . . . . familiae ac iumentorum commodis nihil aut parum proſpexit. Caeterum urgebat aliquando ne ceſsitas, ut in uicinam urbem . . . proficiſceretur. Itaque extemplo me diluculo ieiunium & male paſtum, corripuit & onerauit sarcinis, cogens longo itineris tractu per abrupta montium quandoque in ardua scandere, quae res tam aduersa mihi fuit, ut me non tam laboris quam etiam uitae non semel tedere coeperit . . . . . contigi herilis calcei ſtramen, & arreptum cupidiſsime uoraui, quod si ſcelus eſt, pecasse me grauiter fateor, petoque erratorum neniam. |
| Das ist mein gröste sünd fürwar,<br>Möcht ich dauon erlöset sein,<br>Mich deucht mein sach stünd wider fein. | |
| Was meynstu, das drauß worden wer,<br>Wenn du deim Herren vngefehr<br>Die Fersen hetst gebissen ab? | Quid si licuisset pedem arripere? |
| Moral.<br>Das man sein durch die Finger sicht,<br>Wann durch die grossen Herrn geschicht,<br>Ein schendtlich that; All büberey<br>Die mögen sie vollnbringen frey,<br>Vnd wenn ein armer hat gethan<br>Ein kleine sünd, so muß er dran. | Ita fere fit ut exigua malefacta luat uulgus innocuum, magnates uicissim sibi conniueant, summaque impunitate peccent. |

In den Reden des Löwen und des Wolfes ist Alberus zwar freier zu Werke gegangen und bietet insbesondere mehr Ausschmückungen und Zusätze, aber dennoch finden sich auch dort wörtliche Anlehnungen an die Vorlage, so z. B.

| Alberus (Der Wolf zum Löwen): Vers 91. | loci ac Sales. |
| --- | --- |
| Das recht gebürt dir inn der Welt<br>Das du es machst, wie dirs gefellt. | Tum Lupus, Age, inquit, Leo . . .<br>Quod facis, mihi equidem pro tuo iure uideris facere. |

Wenn wir andere Versionen der Fabel noch heranziehen und es können für Alber nur noch der Poenitentiarius, der Renner und die darauf beruhende Fabel bei Bebel und vielleicht, aber auch nur vielleicht, die Erzählung „Von der romfart“ in Kellers Erzählungen aus altdeutschen Handschriften (S. 503 ff.) in Betracht kommen, so sind, abgesehen davon, daß ein Wolf die Rolle des Löwen spielt, die Reden der Tiere und andere Umstände nicht unwesentlich anders als in unseren beiden Darstellungen gestaltet. So hat z. B. der Esel auch bei jenen etwas Stroh oder Heu aus einem Schuh gefressen, aber nicht aus demjenigen seines Herrn, sondern entweder aus dem eines Pilgers oder eines Knechtes und alle oben in den Parallelen angeführten charakteristischen Züge fehlen.

Von einer Version indes, von derjenigen Bebels, möchte man fast glauben, daß Alber sie kannte. Hier meine Gründe: 1. Unter den seitlichen Marginalien der Fabel bringt er bei der Moral den aus Juvenal (II, Vers 63) entlehnten Vers: „Dat veniam coruis, vexat censura columbas“ und auch Bebel zitiert diesen Vers bei der von ihm an die Fabel angeknüpften Moral. Das ist doch wohl kein Zufall. 2. Alberus leitet seine Fabel mit einem Ausfall auf den Ablaß ein, wozu ihm nicht Luscinius, aber Bebel Anregung bot; denn letzterer sagt: „Properarunt olim Romam simul Lupus & Vulpes & Asinus pro indulgentia (ut ita dicam) consequenda.“

Über das von Alber beobachtete Nachahmungsverfahren ergibt die Betrachtung unserer Fabel keine neuen Gesichtspunkte zu der von Braune (Praefatio S. LVI ff.) gegebenen treffenden Charakteristik.

Ebenso sicher läßt sich die Quelle der 21. Fabel

Von dem Löwen vnd Esel (Braune S. 90 ff.)

nachweisen. Bereits 1534 gedruckt und 1550 leicht verändert und um einige Verse vermehrt, geht diese Fabel auf eine 1528 veröffentlichte Dichtung Martin Luthers zurück, auf

### Eine newe Fabel Esopi, newlich verdeutscht gefunden vom Lawen vnd Esel.[1]

Dieser Vorlage hat sich Alberus nicht nur in allen Einzelheiten des Inhalts, sondern auch im Wortlaut mehr als für seine Selbständigkeit gut war angeschlossen. Über ein Fünftel der (ohne die Moral) 482 Verse umfassenden Fabel ist fast wörtlich der „newen Fabel Esopi“ entnommen. Die Art der Benutzung ist am besten aus den nachstehenden Parallelen zu ersehen:

| Alber (Ausg. 1534).[2] | Luther |
| --- | --- |
| Vers 22. | |
| Den doch der Alt König ...<br>Geholffen auch zů grossen ehrn ...<br>Die sůchten nun forthyn zu haben<br>ein freyes leben ... | welchen doch der alte König ... zu grossen ehren geholffen hatte / die sucheten nu ein freies leben zu haben ... |
| Vers 41. | |
| Vnd kond doch niemand sicher sein<br>Für yhn .... | Das niemand sicher für yhn sein köndte. |

| Alberus (Ausg. 1550). | Luther. |
| --- | --- |
| 1. Vers 19. | |
| Als er nun herlich war bestat. — | Als aber der alte Lewe ... herrlich bestetiget war. —[3]) |
| 2. Vers 51. | |
| Es hub sich ein gemürmel an. — | Es ward ... ein groß gemürmel. — |
| 3. Vers 77. | |
| Es daucht den Füchß zwar selbst nicht fein,<br>Das ein Esel solt König sein ....<br>Vnd ob es wol war lecherlich .. | Es war zum ersten zwar dem Fuchs selbs lecherlich / das ein Esel solt König sein. / |
| 4. Vers 85. | |
| Da fasset er die sach gar fein ...<br>Da trat er auff vnd reuspert sich<br>Vnd sprach zun Standen — — — —<br>— — — — schweiget still,<br>Der Reiches noth ligt mir so hart an. | ... fasset die sache / wie er sie wolt hübsch fürbringen. Vnd trat auff für des Reichsstenden / rüspert sich / vnd hies-stilleschweigen / fing an zu reden von des reichs not ... |

[1]) Dieser alte Druck ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen und ich muß es unentschieden lassen, ob wirklich die Jahreszahl 1528 darauf angegeben ist. Goedeke (Dichtungen von D. Martin Luther 1883, S. 166) erwähnt ein Exemplar der Göttinger Bibliothek (HEE. 104 g[12]), auf dem „Anno M(D)XXVIII Wittenbergae“ „dem Titel beigeschrieben“ ist. Ich benutzte hier folgenden Text der Fabel: „Der erste Theil der Bücher Schriften vnd Predigten ... Luthers ꝛc. Gedruckt zu Eisleben Bey Vrban Glaubisch MDLXIII.“ (Fol.) Blatt 421—422[b]. Die Erzählung findet sich auch bei J. Hub, Die komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten des 16. Jahrhunderts. Nürnberg 1856, 1, S. 137—140 und bei Goedeke Luthers Dichtungen S. 162—166.

[2]) Diese Verse sind in der Ausgabe der Fabeln von 1550 verschwunden oder lauten dort anders.

[3]) Der von Goedeke wiedergegebene Text hat dafür: „bestattet“.

| | |
|---|---|
| 5. Vers 142. | |
| Er lest jhm an geringer ehr<br>Benügen allzeit. | ... lies jm an geringer ehre vnd ziense benügen. |
| 6. Vers 155. | |
| Als sölchs den Pöffel kützelt sehr. | .. das sölches den Pöfel kutzelt ... |
| 7. Vers 157. | |
| Das solt jhr auch bedencken wol,<br>Das sölchs von Gotts wegen sein soll,<br>Vnd er darzu verordnet sey,<br>Das kündt jhr mercken auch dabey<br>— — — — — — —<br>Ein Creutz tregt er auff seinem rück .. | Vber das ... / haben wir zu bedencken / das er vielleicht auch von Gott dazu verordnet vnd geschaffen sey / das kond man wol daran mercken / das er ein Creutz ewiglich auf dem rücken tregt. |
| 8. Vers 197. | |
| — — — sie besprachen sich<br>Wie sölchs weer jha ein lesterlich<br>Vntugent ... | .. besprachen sich / wie es ein lesterliche vntugent were / |
| 9. Vers 227. | |
| Was gleist, das ist nicht alles goldt. | es müste nicht alles Gold sein / was da gleisset. |
| 10. Vers 227. | |
| Das Creutz ist nichts dann nur ein schein<br>Vnd kann wol nichts dahinden sein. | .. das Creutz .. köndte wol ein schein vnd nichts dahinden sein. |
| 11. Vers 265. | |
| Solch ernste red vnd tapfferkeit<br>Des Hunds dem Fuchs thet viel zu leit<br>Dieweil er omnes ward bewegt. | Sölche ernste / dapffere rede des Hunds / bewegte Er omnes / dem Fuchs ... ward bange. |
| 12. Vers 341. | |
| Wo sind mir nun die selben knaben<br>Die vns das Creutz verachtet haben?<br>Darumb mein Herr sich hören lest<br>Das weer ein schlechte kunst gewest<br>Des Creutzes tugendt zu beweisen. | Wo sind sie nu / die das Creutze verachten / das es keine that könne beweisen? Mein Herr König Esel spricht / ... das were jm eine schlechte kunst gewest seins Creutzs tugent zu beweisen. |

Die angeführten Proben, die natürlich noch seitenlang fortgesetzt werden könnten, werden wohl genügen, um die ungewöhnliche Abhängigkeit Albers von Luther zu beweisen. In keiner anderen Fabel zeigt er sich unselbständiger als hier.

Eine weitere Version der Fabel findet sich in der von mir im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur, Band 95, S. 60—82 beschriebenen anonymen Bearbeitung des Paulischen Schwankbuches „Von Schimpff vnnd Ernst“ (ohne Ort 1545, 4°) auf Blatt 6ª und hat die Überschrift:

Durch gunst / haß vnd neidt werden rechtschaffen leut vndertruckt / vnnd vntüchtige herfür zogen Eyn Fabel von einem Löwen vnd Esel.

Digitized by Google

In der erwähnten Abhandlung gab ich an, daß diese Darstellung der Fabel auf Luther zurückgehe und bemerkte dazu: „der Bearbeiter war bemüht, sich textlich seine Selbständigkeit zu wahren, aber ganze Sätze sind wörtlich herübergenommen.“ Damit hat es seine Richtigkeit. Vergleichen wir nun den Text mit dem Gedicht des Alberus, so finden wir, daß eine nicht unerhebliche Anzahl von Versen des letzteren Stellen des Anonymus sehr nahe kommen. Ich will die wichtigsten Parallelen hier zusammenstellen und zugleich unter dem Strich deren Verhältnis zum Lutherschen Texte angeben:

| Alberus. | Schimpff vnnd Ernst. |
| --- | --- |
| Vers 1.<br>Es hat ein Löw im ... Reich [1]<br>Regiert vor zeiten gewaltiglich. | Nach dem ... ein Löw sein Reich gewaltiglich ... lang zeit regiert / vnd dem Reich lenger nit ob sein mocht /. — |
| Vers 4.<br>Vnd kundt die last nit lenger tragen. [2] | |
| Vers 7.<br>Da lest er außgehn ein Mandat, [3]<br>Das baldt — — — — — —<br>Die Thier solten kommen all. | hat er eyn̄ tag allen thiern zů im zukomen beschriebē. — |
| Vers 30.<br>Vnd wolten gar nicht — — — [4]<br>Den jungen Löwen krönen lassen. | wolten in keynen weg in die wahl vn̄ krönung bewilligen. |
| Vers 35.<br>Wie das die Löwen bis anher [5]<br>Tyrannisch wern gewesen sehr. | wie des Löwen geschlecht ye vn̄ je Tyrannisch haußgehalten. — |
| Vers 42.<br>Derhalben müst man sehen drein. [6] | Man müste ye eyn einsehens haben. — |
| Vers 175.<br>Beyd Weltlich vnd das Geistlich<br>Wirdt führn der Esel ... [schwerdt [7] | Das Geystlich vnnd Weltlich schwerdt wol werde (er) wissen zůfüren. — |
| Vers 193.<br>Der Löw must lassen solchs geschehn. [8] | Der jung Löw müsts geschehen lassen. — |
| Vers 315.<br>Der Löw ... [9]<br>Er sprang hinüber gewaltiglich. | Der Löwe sprang ..... gewaltig hinüber. — |

[1]—[16] Bei Luther fehlen die Stellen 1, 2, 6, 8, 10, 11, 13, 14, 16. — Die 3. lautet: fordert alle thier zu sich — die 4.: wolten keinen Lawen mehr zum könige haben — die 5.: wie ein grausam Regiment die Lawen bisher gefürt hatten — die 7.: welcher kan beide Weltlich vnd Geistlich Regiment verwesen — die 9.: Der Lawe holet aus / sprang vberhin / wie ein Vogel vberhin flöge — die 12.: lechet mit der zungen eraus für grosser hitze / So kömet ein Rabe ... setzt sich auff seine lippen — die 15.: Da er aber wider hinüber kömet / sihet er den Esel aber da stehen.

| | | |
|---|---|---|
| Vers 328.<br>Des Esels wardt gelachet sehr. | 10) | yedermã lachet vber laut. — |
| Vers 330.<br>Der Löw herumb mit freuden sprang. | 11) | Der Löw sprang herumb vor freuden. — |
| Vers 419.<br>Wie er . . . das maul hat auff<br>Da kömpt ein Rab vnd fleugt jhm drauff. | 12) | . . . daß er das maul weit auffsperret. — Ein Rabe kompt . . . fleucht herab, sitzt jm auffs maul . . . — |
| Vers 456.<br>Er legt sich nieder . . . . . . . . . | 13) | leget sich nieder . . . . — |
| Vers 464.<br>— — — du must baß dran. | 14) | Du müst baß daran . . — |
| Vers 467.<br>. . . biß das er wieder kam<br>An jhenen ort, da er vernam<br>Den Esel wider, schrey er laut:<br>— — — — — — — | 15) | Wie er schier biß zum ziel kompt sihet er den Esel widder da leigen / Ergrimmet . . sprach er: |
| Vers 478.<br>. . Das hat gewiß gethan<br>Der leidig Teuffel inn der Hell<br>Wolan so wirstu Herr Esell<br>Ein König sein . . . | 16) | Das thůt gewißlich der Teuffel . . . biß König Esel dein lebenlang. |

Wie man sieht, sind die Stellen zu zahlreich und zum Teil zu charakteristisch, als daß man bei ihnen eine zufällige Ähnlichkeit annehmen könnte. Wie haben wir uns nun die nahe Verwandtschaft zu erklären? Es ist ausgeschlossen, daß Alberus den Anonymus benutzte, denn die Fabel des ersten war bereits 1534, also 11 Jahre gedruckt, bevor die des letzteren erschien. Es hat also Schimpff vnnd Ernst den Alberus zur Vorlage gehabt. Hierfür sprechen noch gewisse Zusätze, die der Anonymus in seiner Darstellung anbrachte und die zu lustig sind, als daß sich Alberus sie hätte entgehen lassen, wenn umgekehrt Schimpff vnnd Ernst seine Quelle gewesen wäre. So lobt im Schwankbuch der Fuchs „in sonderheit seine“ (des Esels) „herrliche Prelatische stimm“. Vom Esel wird gesagt: „er sei eyn tölpel / des gröste kunst sei fartzen vnd secktragen / daß könne eyn jeder Bawr im Schwartzwaldt“ u. s. w. —

In der Ausgabe seiner Fabeln von 1550 hat Alber an der ursprünglichen Fassung der 21. manches geändert, Verse gestrichen und hinzugefügt. In ein paar Fällen sieht es so aus, als ob er nun seinerseits Schimpff vnnd Ernst als Quelle benutzt habe. So änderte er den Vers „Warumb ich geb den Esel an“ um in „Warumb ich zeyg den Esel an“ (Vers 129) nach Schimpff vnnd Ernst: „zeyget er den Esel an“; ferner schob er den Vers ein

(Vers 138): „Das er ist trew vnd arbeit gern" nach Schimpff vnnd Ernst: „Zu dem so sei er trew / arbeytsam".

Indessen möchte ich aus diesen Kleinigkeiten nicht schließen, daß Alberus das Schwankbuch nachträglich herangezogen habe.

Daß Alberus aber wirklich Schimpff vnnd Ernst kannte, zeigt sich bei der Quellenuntersuchung der erst 1550 hinzugekommenen 48. Fabel:

Von einem Bawrn Schlangen vnd Fuchß (Braune S. 206).

In dem anonymen Schwankbuch folgt unmittelbar auf die soeben betrachtete Fabel vom Wettstreit zwischen Löwen und Esel eine Fabel:

Von der welt vntrew vnd vndanckbarkeyt / Eyn schöne Fabel von eym Bawren / Schlangen vnd Fuchs.

Diese Fabel, welche wahrscheinlich auf des Camerarius Merces Anguina (Fabulae Aesopi 1538 Nr. 392) zurückgeht, haben wir als Vorlage Albers anzusehen. Nicht nur stimmt er sachlich fast ganz damit überein, sondern er hat auch eine große Anzahl von Stellen wörtlich herübergenommen. Man vergleiche:

| Alberus. | Schimpff vnnd Ernst. |
|---|---|
| Vers 74. | |
| Die Schlang den Bawern baldt vernam. | Vnd wie sie den Bawren vernam. — |
| Vers 93. | |
| Der höchst lohn dir von mir soll werden,<br>Den man zu geben pflegt auff erden. | Ich wil dir den grösten lohn geben / den mann auff erdtrich pflegt zugeben. |
| Vers 131. | |
| Hie wart ich biß der Schinder kum. | hie lieg ich vnnd warte des Schinders. — |
| Vers 158. | |
| — — Wie steht die sach?<br>Was will der man da mit dir machen?<br>Das du so vbel sihst zun sachen? | — — wie steht die sach / Du sichst zumal leicham vbel / wo wil der mit dir hin? — |
| Vers 168. | |
| Man wirdt mich hencken an ein aßt. | an den nechsten ast wirt mich diser henken. |
| Vers 181. | |
| Er fragt jedes in sonderheit. | der verhört yede part in sonderheit. — |
| Vers 189. | |
| Der Fuchß berieff da beid parthey. | Darauff berieff der Fuchs bede. — |
| Vers 193. | |
| Ich bin dem Rechten also holt,<br>Das mirs gar hertzlich leidt sein solt, | Ich hab der Rechten eyn wenig verstandt . . . wolt warlich vngern darbei |

| | |
|---|---|
| Wann ewer eim zukurtz geschch.<br>Welchs ich fürwar gar vngern seh,<br>Sölch vnrecht im gewissen mein. | sein künds auch in meinem gewissen nit ertragen, daß yemandt solt zu kurtz geschehen / |
| Vers 200. | |
| Dieselbe malstat (?) zeiget mir,<br>Da sich der handel hat begeben. | . . zeyget mir die Walstat an / vnnd wie sich all ding begeben hab. — |
| Vers 209. | |
| Da sprach die Schlang, In dieser cent<br>Hab ich mein eigen losament. | . . . inn dieser gegne hab ich mein wesen wolt jhr mein Losament sehen . . . — |
| Vers 225. | |
| Der Fuchß sprach zu dem Bewerlein<br>Dein hüner sind nun alle mein. | Nun Bewerlin / sprach der Fuchs / seind deine Hüner mein. — |
| Vers 235. | |
| Kum diesen abendt für mein thür. | Komme disen abent für mein thür / — |
| Vers 248. | |
| Mein liebes Weib, thu doch gemach,<br>Mein leib vnd leben jetzt fürwar<br>Gestanden ist in grosser fahr<br>— — vnd sagt daher<br>Dem Weib, wies jhm ergangen wer. | Liebe Fraw / thů gemach / Ich bin inn gefahr leibs vnnd lebens gestanden / Sagte wie alles ergangen were / — |
| Vers 259. | |
| Das hellisch fewer auff dein kopff. | Ja sant Veix Tantz auff deinen kopff. — |
| Vers 266. | |
| Das dich sanct Thönges fewer an. | Ich geb jhme wol sant Thönges fewer. — |
| Vers 269. | |
| — — Du bub schweig still | Schweig du Bub. — |
| Vers 279. | |
| Darumb kauff dir an deine füß<br>Ein par schuh — — — | Darum kauffen wir vns schůch an vnser füß. — |

Diesen 30 Versen wären noch 22 hinzuzurechnen, die ebenfalls wörtlich entlehnt sind, nämlich Vers 69. 81—83. 96. 102. 117—119. 136. 155. 171. 186. 215. 218. 219. 221. 228. 231. 233. 234.

Die ersten 50 Verse der Alberschen Fabel enthalten eine Schilderung der Stadt Marburg. Rechnet man diese Verse ab, so verbleiben noch 240, so daß also Alberus mehr als den fünften Teil seines Textes wörtlich seiner Vorlage entnommen hat. Diese Fabel hat also, was die Abhängigkeit von der Vorlage anbelangt, ihre Stelle unmittelbar hinter der vorher behandelten.

Von der Darstellung unseres Alberus entfernt sich die in Francks Sprichwörtern (1541 II, 28 ff.), die ihm auch möglicherweise bekannt sein konnte, gänzlich und kommt also nicht weiter in Betracht. Da-

Digitized by Google

gegen ähnelt, wie schon Braune (Praefatio XLIV Anmerkung) bemerkt hat, unserer Fabel des Camerarius oben erwähnte Merces anguina. Begreiflich, denn letztere ist ja aller Wahrscheinlichkeit nach die Vorlage von Schimpff vnnd Ernst. Ein paar Kleinigkeiten lassen aber beinahe vermuten, daß Alberus auch Merces anguina kannte. Bei Alberus ist von einem Berg die Rede, an dessen Fuß die Schlange ihre Höhle hat. Dieser Umstand fehlt in Schimpff vnnd Ernst, findet sich aber bei Camerarius („Subierat cauernam montis ... anguis"). Bei Alberus schläft der Bauer vor der verschlossenen Höhle und „erwacht darnoch", ein Zug, der in seiner Quelle fehlt, aber in Merces anguina vorkommt: „Quo excitatus de somno viator."

Alberus kannte die Fabulae Aesopicae des Camerarius, denn er entnahm ihnen, wie Braune (Praefatio XLVIII), nach Schnorr von Carolsfeld, richtig bemerkt, seine Vita Aesopi. Gleichwohl würde ich nicht annehmen, daß er Merces anguina bei der Abfassung unserer Fabel vor Augen hatte, wenn er nicht die unmittelbar darauffolgende Fabel des Camerarius (Nr. 393) Musculus, felis et gallus zu seiner gleichfalls 1550 hinzugekommenen, unmittelbar darauffolgenden (und letzten) Fabel:

Von einer alten vnd jungen Mauß (Braune S. 213)

verwendet hätte. Schon Braune hatte die nahe Verwandtschaft der lateinischen Fabel mit der des Alberus erkannt (vgl. Praefatio XLVIII Anmerkung), aber dafür eine gemeinsame Quelle angenommen, „da direkte Abhängigkeit des einen vom anderen nicht angenommen werden kann". Zu dieser Ansicht hatten ihn chronologische Bedenken gebracht, auf die ich weiter unten zurückkommen werde. Ich stehe aber nicht an, Camerarius selber für die Vorlage des Wetterauers zu halten. Nicht nur sind beide Fabeln bis auf geringfügige Abweichungen, die sich leicht als Ausschmückungen Albers erklären lassen, sachlich einander gleich, sondern es finden sich viele Stellen in der deutschen Fabel, die wie Übersetzungen der lateinischen aussehen. Ich stelle wieder Original und Nachahmung nebeneinander:

| Alberus. | Camerarius (ed. 1564 S. 294). |
| --- | --- |
| Vers 1.<br>Es hatt ein Mauß ein einig Kind,<br>Dasselb war all jhr haußgesind.<br>Drum sie das Kind mit sorgen nert,<br>Weil jhr Gott nicht hatt mehr beschert. — | Educauerat mater musculum cum maxima cura, unicum natum suum. — |
| Vers 6.<br>Biß das begund zu werden groß,<br>Da weer das Meußlin gern hinauß. — | Sed iam aetate corpusculo confirmato, ipse & gestire alacris et exire uelle . . . — |

Vers 27.

Daß Meußlin lag der mutter an.
Da sprach die Mutter, nun wolan,
Weils dann nicht anders kan gesein
— — — — — — —
So soltu folgen meiner ler, . . . . .
Wann du herfür kompst . . . .
So lauff nicht flux den plan hinauß. —

Itaque aßiduis precibus filii mota, genitrix, poteſtatem hanc illi facit, hac tamen lege ne ulterius quam in conclaue proximum procurrat. —

Vers 40.

Da war das Meußlin mechtig fro
Vnd lieff ans loch, vnd guckt hinauß,
Da saß ein weiß Katz dort . . . .
Vnd schmückt sich mit den pfoten fein,
Gleich wie ein schönes Jungfräwlein. —

Gaudet musculus . . . & . . . in proximo conclaui . . . latebras occupat. Ibi videt . . . candidam felem . . . pedibus prioribus quasi manibus aures & caput demulcere atque deſtringere. —

Vers 45.

Das meußlin
— sah sie an jhe lenger jhe baß. —

Musculus illam aſpicere, & forma delectari. —

Vers 52.

Da flog der Han mit grossem schall
Auff die haußthür, vnd sang so hoch. —

Dum autem intuens eam quadam voluptate . . . . involat in idem conclaue gallus . . & alarum ſtrepitu cantuque subito ita perculit muſculi animum, ut . . . . ad matrem repente recurreret. Quae — —: Mi nate, quid rei est? inquit. O mea mater, . . . inquit ille, quid ego vidi? . . . bestiam uidi, cristato capite cornutis pedibus, quae me clamore suo ac strepitu ita perterruit, ut me etiam mirer uiuere.

Vers 56.

Das Meußlin war erschrocken gar,
Vnd lieff zuhauß, die forcht war groß.
Vnd fiel der mutter in den schoß.
Sie sprach, du liebes Meußlin mein,
Ach lieber Gott, was mag jhm sein.

Vers 62.

Es sprach: Ich hab ein ding gesehn,
Ein grausam Thier vnd vngehewr,
Das hat zipffel so rot wie fewr
Auf seinem kopff — — — —
Vnd schrey laut — — — —
Als ob es toll vnd töricht wer.
Dauon erschrak ich also sehr . . .
Das ich gedacht, nun bistu todt.

Vers 73.

Das Meußlin sprach — —
Ich sah ein schönes Weibelein,
Das saß dorthinden bey dem plan,
Vnd hat ein weisses beltzlein an,
Es war sehr hübsch vnd schmückt sich fein.

In proximo, inquit ille, conclaui cum inhiarem . . . . pulcherrimae foeminae, quae uelleribus albis tecta . . . compta compoſitaque belliſſime manibus facie in foco accubuerat. —

Vers 83.

— — die Mutter spricht
Mein Son, du solt dich förchten nicht
Vorm Thier, das so grewlich schreit . . .

Mi fili, inquit: ille quidem clamor & haec tumultuatio istius bestiae, caue post hac unquam tibi metum in-

| | |
|---|---|
| Das Weiblin mit dem beltzlin weiß<br>Das also laurt vnd tritt so leiß . . .<br>Für solchem schönen Weib — — —<br>Mein Son, soltu fürsehen dich. | cutiat. At vero silentium & mollitudinem & blandos gestus atque comptus foeminae illius, sic fugito ut praesentem mortem. |
| Morale.<br><br>Für denen so da pochen sehr<br>Soltu dich fürchten nimmermehr.<br>Für denen, so nit sagen viell<br>Vnd laurn vnd schweigen jmmer still,<br>Da seh dich für — — — — — | Docemur, non feroces istos & clamatores & grandes, sed taciturnos & lenes & contractos metuere.[1]) |

Diese Parallelen sprechen deutlich. Zu keiner seiner nach der Sammlung des Dorpius gedichteten Fabeln stimmt Alberus mehr mit der lateinischen Vorlage überein als hier. Da aber die Fabel vor 1550 nicht im Druck erschien, die des Camerarius aber bereits 1538, so kann nur Alberus der Nachahmer sein.

Nun noch ein Wort über die oben erwähnten chronologischen Schwierigkeiten. Braune ist der Ansicht, daß 1537 bereits alle 49 Fabeln vorhanden gewesen seien, wenn davon auch nur 17 im Jahre 1534 und zwei 1536/37 gedruckt vorlagen. Seine Anschauung stützt sich darauf, daß 1. Alberus in der Vorrede der vollständigen Ausgabe sagt: „diese Fabeln, die ich in meiner jugendt gedicht und jetzt noch einmal vbrsehen vnd corrigiert habe;" daß 2. Alberus in den 1536, beziehungsweise 1537 gedruckten beiden Fabeln Äußerungen tut, aus denen zu schließen ist, daß er „1534 schon eine größere Sammlung von Fabeln besaß, als die 17 in diesem Jahre veröffentlichten". Hierzu kommt noch, daß Alberus in der 48. Fabel den Eoban († 1540), als in Marburg lebend (wohin er erst 1536 übersiedelte), erwähnt.

Ich bin mit Braune im ganzen einverstanden: die Sammlung des Alberus mag 1537 in der Hauptsache fertig gewesen sein. Nur fasse ich die Worte der Vorrede weniger ängstlich; Alberus konnte sagen, daß er „diese Fabeln" in der Jugend gedichtet habe, auch wenn zwei darunter erst mehrere Jahre später hinzugekommen waren. Was die 48. Fabel anbetrifft, so steht die Erwähnung Eobans in der 50 Verse langen Einleitung, die mit der eigentlichen Fabel in gar keiner Beziehung steht. Alberus mochte sie ursprünglich als Einleitung zu einer anderen Fabel oder irgend einer anderen Dichtung gemacht haben.

---

[1]) Braune (Praefatio LVI) verweist darauf, daß Luther die Fabel zu erzählen pflegte (bei Mathesius „Hahn und Katze"); aber die sechs Zeilen langen Andeutungen des Mathesius (abgedruckt Goedeke, Luthers Dichtungen S. 183) bieten keine Berührungen mit Alberus. Luthers Quelle mag übrigens Camerarius gewesen sein.

Auf keinen Fall können die chronologischen Schwierigkeiten die Ergebnisse der obigen Quellenuntersuchungen erschüttern. Um bei Fabel 48 stehen zu bleiben, so konnte Schimpff vnnd Ernst nicht aus Alber schöpfen, da die Fabel des letzteren fünf Jahre später erschien, eine gemeinschaftliche Quelle ist ausgeschlossen, denn die Stilisierung der Fabel in Schimpff vnnd Ernst ist so im Geschmack und Ton der übrigen, aus dem Lateinischen übertragenen Schwänke, daß nur der Anonymus als Übersetzer gelten kann. Folglich kann nur Alberus aus Schimpff vnnd Ernst geborgt haben. Ist das aber, wie nicht zu zweifeln ist, der Fall, dann bietet das Datum 1538 kein Hindernis mehr für die Quellenbestimmung der Fabel 49. Es ist auch wohl kein Zufall, daß die zwei zuletzt gedichteten Fabeln in der Sammlung von 1550 die letzten sind.

Wir haben also neben Dorpius noch drei gedruckte Fabeln-, beziehungsweise Schwanksammlungen: die loci ac Sales des Ottomar Luscinius, Schimpff vnnd Ernst von 1545 und die Fabulae Aesopicae des Joachim Camerarius und außerdem ein kleines Schriftchen M. Luthers als Quellen Albers anzusehen.

Wir haben ferner die merkwürdige Tatsache zu verzeichnen, daß Alber sich deutschen Vorlagen gegenüber weitaus weniger selbständig zeigt als lateinischen.

---

# Die niederrheinische Liederhandschrift (1574).

Von Arthur Kopp in Berlin.

(Schluß.)[1]

Soweit reichen die planmäßig von einer und derselben Hand niedergeschriebenen Eintragungen von Liedern; mit Bl. 126 beginnt das ohne nachweisbaren Zusammenhang mit dem vorigen 1576 bis 1591 gelegentlich und ruckweise fortgeschrittene und entstandene Stammbuch, worin sich wirr durcheinander ohne festgehaltene Zeitenfolge zumeist adelige Herrschaften nicht allzu zahlreich, sondern eher vereinzelt eingetragen haben. Ein paarmal gehören die Namen gruppenweise zusammen, wie gleich zu Beginn mehrere weibliche vom Jahre 1587 hintereinanderstehen und vom 30. Juni 1583 drei Eintragungen auf derselben Seite, Bl. 138 A, anzutreffen sind. Die meisten dieser Herrschaften beiderlei Geschlechts führen eine sehr un-

[1]) Vgl. Euphorion 8, 499 ff.; 9, 21 ff. 280 ff.

deutliche Hand und verraten sowohl durch ungelenke, häßliche Schriftzüge als durch Verstöße gegen die Rechtschreibung, wie schwer die ungewohnte Arbeit der edlen Schreibkunst in jener Zeit noch den sogenannten besseren Ständen fiel. Selbst die zarten Hände des schöneren Geschlechts können wegen Anmut, Sauberkeit, Eleganz und Schönheit ihrer Schriftzüge bei dieser Gelegenheit nicht gerühmt werden, überall verrät sich die saure Mühe. Man gewinnt hier kein günstiges Bild von dem ganzen Bildungsstande der adeligen Gesellschaft. Da die schon an sich schwer lesbaren Schriftzeichen bisweilen von den verschiedenen Händen recht wirr durcheinandergeschrieben sind, da ferner die bloßen Namen und die kurzen, oft nur durch die Anfangsbuchstaben angedeuteten Sprüche für die Mehrzahl der beteiligten Hände nicht genügende Schriftproben bieten, da zudem durch Moder und Länge der Zeit manches verblaßt oder verwischt ist, so läßt sich dies und jenes gar nicht entziffern oder die Lesung bleibt zweifelhaft.

Zur Vergleichung und als Hülfsmittel bei der Behandlung vorliegenden Stammbuchs leistet dasjenige des Freiherrn Friedrich von Reiffenberg, aus derselben oder nur wenig späterer Zeit (1588) und aus benachbarter Gegend (Mittelrhein) stammend und sich mit diesem mehrfach in Sprüchen und Namen berührend, gute Dienste: Nouveaux Souvenirs d'Allemagne . . . Par M. le Baron de Reiffenberg, T. I. Bruxelles & Leipzig 1843, S. 207—287. Beide Stammbücher weisen ganz dieselbe Anlage auf, auch das Reiffenbergsche enthält im ersten Teil vollständige Lieder, im zweiten bloße Nameneintragungen mit Sprüchen oder durch Buchstaben angedeuteten Formeln. Die Buchstaben, die besonders häufig für derartige, bei Stammbucheintragungen beliebte Formeln vorkommen und auch im folgenden mehrfach auftreten, sollen hier vorangestellt und zugleich mit Deutungsversuchen verbunden werden:

**E. G. M. E.** Ein Gott Mein Ein

(das ist: mein Ein und mein Alles; oder M. E. Meine Ehre?)

**G. G. G.** Gott Gibt Gnade

(oder Glück? oder Gunst? Reiffenberg a. a. O., S. 247 G G G G Gottes Gnade Gibt Glück? S. 277 G. G. G. A. Gott Gibt Glück Allein?)

**G. J. M. T.** Gott Ist Mein Trost.

Reiffenberg a. a. O., S. 279 ausgeschrieben „Gott ist mein trost". S. 277 einmal C L M T, wo die Handschrift wahrscheinlich G J M T hat, vielleicht unleserlich geschrieben; S. 277 sodann einmal G J M T A, das ist: Gott ist mein trost allein.

**G. W. G.** Gottes Wille Geschehe.
**G. W. G. W.** Geh's Wie Gott Will.
**G. W. M. G.** Gottes Wille Mein Glück.
**L. M. A. I. D.** Lieb Mich Als Ich Dich.

Bisweilen tritt noch hinzu N M B J oder N M T B J „Nichts mehr begehre ich“ oder „Nichts mehr thu begehren ich“. Im Liederbuch für Ottilia Fenchlerin, Straßburg 1592 (Alemannia 1, 1873, S. 38), findet sich unter anderen Sprüchen: „lieb mich, wie ich dich, nichts mehr begehr ich.“ Als Liedanfang, als Lemma mit seinen einzelnen Worten über die Strophenanfänge von Liedern verteilt und sonst als Motto bald ausgeschrieben, bald nur durch Buchstaben angedeutet, läßt sich der schöne Spruch mehrmals nachweisen. Hoffmann, Gesellschaftslieder Nr. 6 „Mit Lieb bin ich umfangen hart“ (Harnisch 1588, Nr. 7); Str. IV, Z. 1 und 2 „Lieb mich, feins Mädlein, als ich dich, Nicht mehr von dir begehre ich“. Hoffmann, Gesellschaftslieder Nr. 108 (Brieger Handschrift aus dem 16. Jahrhundert) „Schöns Lieb, mich thut erfreuen dein rosenfarber Mund“; Str. I, Z. 5 „Liebe du mich gleich als ich dich“. Joh. Stricerius, De Düdesche Schlömer, Lübeck Balhorn 1584, Bl. G 2ᵃ in dem Liede „Vor allen de dar syn gebarn, Hebb ick dy schöns Leeff vtherkarn“; Str. V, Z. 1 bis 3 „Leuestu du my, so als ick dy, Vnd nemandt ock beneuenst my, Nichtes beger ick mehr“. Paul von der Aelst, Blumm und Außbund 1602, S. 23 „Gedenk an mich, wie ich an dich, Sonst mehrers nichts begeren ich“. Joh. Ketzmanns Handschrift vom Jahre 1552, München Cgm. 980, Bl. 279ᵃ: „Herz lieb mich, als ich dich, nit mehr beger ich.“ Liederhandschrift des P. Fabricius: Alemannia 17, 1889, S. 254 „liebe mich alß ich dich | nichts mer begere ich“. Reiffenberg, Nouveaux Souvenirs d'Allemagne 1, S. 250 „Herzlieb, ich mus mich scheiden | itzundt in dieser zeit“: Str. II, Z. 5 und 6 „liebe du mich gleich wie ich dich, | wie du wilt so wil ich“; St. VI, Z. 5 bis 8 „einmal ja und kein mal nein, | einmal lieb und kein mal leit, | liebe du mich gleich wie ich dich, | herzlieb so gedenkstu stets an mich“.

**M. H. Z. G.** Meine Hoffnung Zu Gott. Einmal in unserem Stammbuch M. H. J. G. Meine Hoffnung In (oder Ist) Gott. Reiffenberg, S. 278 A M H J G das ist: All Meine Hoffnung In Gott. Hoffmann, Findlinge 1, S. 434 „Zu Gott mein' Hoffnung steht allein, | Das andre acht' ich alles klein“.

**W. G. W.** Wie Gott Will. Einmal auch W. G. W. W. Wie Gott will, will — (folgt Namensunterschrift). Hoffmann, Findlinge 1, S. 434 „Wie Gott will, halt' ich still“.

Ein bemerkenswerter Unterschied zwischen den beiden Stammbüchern fällt ins Auge; im namenlosen niederrheinischen fehlen den

einzelnen Eintragungen gewisse, meist nur durch Buchstaben angedeutete, dermaßen als allgemein bekannt vorauszusetzende, formelhafte Beteuerungen dauernder Freundschaft, Liebe und Treue, wie solche bei Reiffenberg fast überall angehängt sind, wogegen daselbst die vorangestellten Devisen und Sprüche[1]) weniger häufig auftreten: Reiffenberg, S. 278 ff. „d. d. sch. b. in dot" „dein dreu bis zu dott" „dein dreue schwester bis in dott" „d. d. sch. b. d." „d. sch. w. z. l." (vielmehr w. i. l. weil ich lebe) S. 281 „d. i. b. w. i. l." (vielmehr d. t. b. deine treue baß) „d. t. s. d. z." (vielmehr a. z. alle zeit) S. 282 „d. d. s. s. l. i. l." (dein dreue schwester so lang ich lebe) „d. t. s. w. i. l." „d. t. s. a. z." „d. d. s. w. i. l." S. 283 „dein treue schwester im hertzen bis in dott" S. 285 „d. d. s. i. h. b. i. m. d." (dein dreue schwester im herzen bis in meinen dot) u. s. w.

Bl. 126 A:

1 . 5 . 8 . 7.
W G W

Margritt van Trostroff
Wittwe van Hanxleder.

Bl. 126 B: 1587 | W G W | Katerinna von | Mueckhendall
1587 | G G G | Ottilia . . . | von Ostrach
1587 | . . . | Elisabett von | Hanxleden
1587 | G W G W | Maria . . .
1587 | G W M G | Anna van Ascheberch
1587 | G W G | Margareta van Galen.

Bl. 127 A: 1587 | W G W | Maria van Hochsteden.

Bl. 128 A, Nr. 70: Gantz lustigh ist spacieren ghan, Lieblich bei Sonnenschein . . . die beiden ersten Strophen eines gewöhnlich in 8 elfzeiligen Strophen verlaufenden Liedes: 1582 A 108. Fliegendes Blatt (Yd 7850. 38) Drey schöne Lieder. | Das erste / Gar lustig ist spatzieren gehn. | Das ander / Groß Lieb hat | mich vmbfangen. | Das dritte / Selig ist der Tag / der | mir dein Lieb verkündiget hat / ꝛc. (Bildchen.) (Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg / durch Val. Fuhrmann. 4 Bl. 8° o. J.) Dieser Einzeldruck enthält außer vorbezeichnetem Liede mit 8 nach Wortlaut und Reihenfolge der Fassung des Ambraser Liederbuchs entsprechenden Strophen auch das nächste Lied, das in diesem Stammbuch vorkommt. Das Lied „Gar lustig" bietet ferner mit gleichfalls 8, jedoch in anderer Folge geordneten Strophen des Paul von der Aelst „Blumm und

[1]) Außer einigen der oben gedeuteten Buchstaben siehe z. B. noch S. 209 M G W G F „Mir genügt wie's Gott fügt".

Außbund" Dev. 1602, S. 64 (Nr. 72) und in derselben Reihenfolge wie Paul von der Aelst das niederdeutsche Liederbuch (Uhland = Tübingen) 1883, S. 21, Nr. 35. Das Lied stammt von dem wiedertäuferischen Schuster Jörg Grünwald her, war lange Zeit sehr beliebt und wurde mehrfach durch seinen Strophenbau vorbildlich für andere Lieder. Vgl. noch Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage 3, 1866, S. 451. 456. 549.

Bl. 129 B: Sy mi fue tornascaes | sin esperar mas sera | o si fuese el tienpoya | de lo que sera despues | melancolia me fuit.

Bl. 130 A:

1580

Allen Gefallen Darff Kunst
Grossen Herren vnd Schonen Jungfrawen
Sol man viel dienen vnd wenig vortrawen
Jungfrawen lieb vnd lerchen gesang
Daß klingett wol vnd werett nichtt lang.
Hutte du dich vnd hutte du dich
Jungfrawen lieb vnd die ist mißlich
Jungfrawen liebe ist ein fahrende habe
Was heutt ist lieb ist morgen schababe.
Joachim Mordeissen
zu Waltterßdorff.

Werltspröke 1562, Bl. Aiiij Vorderseite:

Grothen Heren vnde schönen Frauwen
Schal men veel denen vnde weinich truwen.

A 1 Rückseite:

Groter Heren thosage vnd Lercken gesanck
Klinget wol vnde waret nicht lanck.

B 4 Rückseite:

Junge Geselle sue vor dick /
De Jundfrouwen synt bedriechlick.

A 6 Rückseite:

Sich vor dick / | Denn de truwe ys mißlick ...

G 3 Rückseite:

Such vor dick / truwe ys misslick ...

B 2 Vorderseite:

Bolschap ys ein farende hab /
Hüden leeff / morgen schabab.

Werldtsprökе 1601, Bl. 2 Vorderseite: Groter Herrn thosag ... 4 Rückseite: Groten Heren ... 6 Vorderseite: See vor dick ... 12 Vorderseite: Junge Geselle see vor dick ... 15 Vorderseite: See vor dick ... 24 Vorderseite: Boelschop ...

Seelmann, Reimbüchlein S. XIII Groter Heren thosag ... S. XIV Groten Heren ... S. XVI Junge Geselle, sehe vor dick ...

S. XVI Sehe vor dick ... S. XX Boelschop ... (S. 14 Sich vor dich ... S. 75 Sich vor dick ...) Koddige en Ernstige Opschriften 1, 1731, S. 19: Glas-Schrift. | Groote Heeren en schoone Jonkvrouwen | Zal men vlijtig dienen en weinig vertrouwen. | 1, 1731, S. 85: Glas-Schrift te Hamburg. | Groote Heeren en schoone Jonkvrouwen | Zal men dienen, maar weinig betrouwen ... In der von Helmstorfffchen Handschrift der Königl. Bibliothek zu Berlin (1569/75) steht am unteren Rande von Bl. 33 Vorderseite: „Herrn Gunst, Frauen lieb vnd lerchen gsang klingt wol aber wert nit lanng.“ Liederbuch für O. Fenchlerin: Alemannia 1, S. 9 „Lieb ist fahrende hab, | heut lieb, morgen schabab.“ S. 39 „Sihe erst für dich, | trew ist mißlich.“ Für letzteren Spruch vgl. noch Weimarische Handschrift vom Jahre 1537: Weimarisches Jahrbuch 1, S. 130; 1582 A nach Nr. 5. Ein Lied bei Melchior Franck, Flores Musicales 1610, Nr. 9 (Hoffmann, Gesellschaftslieder Nr. 140), beginnt „Sieh du für dich! Treu ist mißlich“. Paul von der Aelst, Blumm und Außbund 1602, S. 156 „Grossen Herrn und schonen Jungfrawen | Muß man gnaw dienen und wenig traw[e]n“. Töppen, Volkstümliche Dichtungen: Altpreußische Monatsschrift 9, 1872, S. 522 „Großen herren und schönen jungfrawen | Sol man gern dienen, aber wenig trawen“. Mone, Anzeiger 7, Sp. 501 „Bülen ist ein farent hab, | heut lieb, morgen schab ab.“

Bl. 131 A: 1589 | Honorr prior (nicht peior) Bonis | Flodroff.

Bl. 132 A: 1580 | G G G | Rudolff Mordeissen zu Walttersdorff.

Bl. 133 B: 1587 | G W M G | Mechtelt van Galen. |

1587 | ... | spes mea christus | Firmgart Wolff | Alder raedt got behuet | meig freu vnt spaet. |

Bl. 134 A:

1588

Wint vndt regen, ist mihr allezeyt legen,
Ducke dich laß vber gahn,
Daß wedter wil seyn willen han,
Hermman Christoffel Rusworm,
Erb sahs zu frauwen breydtungen (das ist: Erbseß zu Frauen-Breitungen).

Vgl. Reiffenberg, Nouveaux Souvenirs d'Allemagne 1, S. 287: „1590. | Windt vndt Regen | Ist mir allezeydt tegenn | Ducke dich loß vbergann | Das wetter wilt sein Willen han.“ Hoffmann, Findlinge 1, S. 447; Uhland, Volkslieder Nr. 296; Hoffmann, Gesellschaftslieder Nr. 307; Erk-Böhme, Liederhort 2, S. 694, Nr. 906.

Bl. 134 B:

...

Mai Morte Mutera Mia Mente Dura
Piu Presto Patiro Pena Perpetua.

21. Genar. 1591. Cornelis Landi.

Bl. 135 B: 1585 | G J M T | Elisabeth van Bredaw. |

1585 | ych achtt dy freudt off | Erden kleyn / o gott du | byst myn trost alleyn / hab | neitz das mich ehr frewen | kan / dan goettes genadt vnd seyn sann [?] | J H [?] A G (ich hoffe auf Gott?) | Beatrix van Honniepell | genant van der Ympell. |

Nachdem von Bl. 34 bis hierher keine Blätter entfernt sind, fehlen an dieser Stelle 4 Blätter.

Bl. 136 B, Nr. 71: Anno 1582 den 27 Decembris | Groeß liebt hat mhir vmbfangen, hertz alderliebste mein ... 5 neunzeilige Strophen.

M : H : Z : G :

Jost Degenhartt Blanckartt zu Odenhausen Est mihi confunctus | E la Corona de gli Amanti. | ...

In dem soeben (siehe Nr. 70) beschriebenen Einzeldruck (Yd 7850. 38) „Drey schöne Lieder" (Nürnberg, Val. Fuhrmann o. J.) trifft man dies Lied an zweiter Stelle mit 8, im Liederheft des Freiherrn von Reiffenberg, Nouveaux Souvenirs d'Allemagne 1, S. 219 mit 7 Strophen. Auch unter den niederdeutschen Liedern findet sich dies Lied, 1883, S. 41, Nr. 65 (61), mit 7 neunzeiligen Strophen. Ähnliche Lieder sind nicht selten, mehrere schon aus früherer Zeit; aber von diesem gerade stellt die Fassung der niederrheinischen Handschrift sich als die älteste dar, und es wäre möglich, daß hier die älteste, eigenhändige Niederschrift des Verfassers vorliegt. Verhältnismäßig am besten stimmt zu der Handschrift die fünfstrophige Fassung, die Hoffmann als Nr. 104 seiner Gesellschaftslieder aus dem 1599 zu Frankfurt bei Kopf gedruckten Liederbuche wiederholt, wobei jedoch die Anfangsstrophe mit ihren 10 statt 9 Zeilen arge Verwirrung aufweist und nach Maßgabe der anderen Fassungen geändert werden muß.

Bl. 137 B: 1577 | M H Z G | ...

1578 | W G D E | Dhederich Kessell.

1583 | Expecto motum | A. Heym.

1579 | M H J G | Joan von Gymmenich. | Durch iungfrawen lose ogen | wirtt manig gesel bedrogen.

Johann Quaedtt von Wickraedtt.

Coenn Blanckartt dem gott gnadt | Sthil heimlich vnnd from ist meinn | richtum.

1581 | R S E dem gott gnadt | Rutger ... bruggen.

Bl. 138 A: 1577 | plus pense[r] que dire | Dedrich von Benthenradt | dem gott gnadt. |

En amour, en cour, et la [lies: en] schasse | Chacun n'a pas ce qui pour chasse | Jan d'Anstenraedt etc. a. 1583 le 30 de Juin.

1583. 30 de Juing | Tousiours pretens | X J Dongnyés.

Ben balla a chi fortuna | sona | Egidio Reyngodt a. 1583 | a di 30 de Gunio.

Bl. 139 A, Nr. 72:

1. Hilf gott daß ich moß meiden
meiner lieben roeder mondt,
darumb drach [ich] heimlich leiden,
in herzen zu aller stundt,
wertt sy daß nicht erkennen
die werdige schone junckfraw,
mein herz moß mir verbrennen,
wan ich sy nicht anschaw.

2. Cupito angestochen
wie hastu mir allweill
mein junges herz durchschoessen
mit dienem fürigen pfeill,
kan ich ir nicht erwerben
welche lieb mich vmbfangen hadt,
vonn druckt so moß ich sterben,
daß schafft allein dein radt.

3. Darumb o venus schone junckfrawe,
aller liebhaber hochste kronn,
heilff mir auß diesem drawren,
daß sy dienens lonn,
daß sy zu mir wolt wenden,
welche mir gefelt allein,
darzu kan sy abwenden
groß schmerz vnd pitter pein.

4. Ir falken auglein clare,
ir rosserfarber mondt,
darzu ir gelb krauß hare
erfrewedt mein herz zu allerstundt,
ir zeuchtigh angesichte,
ir liebliche gestalt
kann all mein druck verlichtren
zu freuden manichfalt.

Bl. 139 B: 1578

5. Zu ir und anders keine
haydt sich mein herz gewandt,
offt ich ir gefell alleine,
ist ir gar woll bekandt,
hoeff nicht daß sy sall schawwen
meine diemodigheidt,
dweil ich euch auß alle drawen
zu dienen bein bereidt.

6. Darumb mein außerkoren
sich an mein genichtes herz,
mein dienst hab ich dir geschworen,
gelobt ohn allen scherz,
auch mocht ich zu dir kommen,
meins herzen zuversicht,
alle leyden wer mir verschwunden,
schwer ich bey der hochste[n] pflicht.

7. Diß ledelein sy gesungen
der herzallerliebster mein,
darzu mich [hat gedrungen]
lieb zeuchtigh und darzu rein,
vill glucks wilt dir zufeugen
gott der allmechtigh [ist]
und mir vur leidt beheuden
die liebste zu dieser freist —
zu gutter nacht
hab ichs gemacht
und dir zu lieb gesungen
und der mirs werdt
mich vonn dir kert
der hab (??) wunden.

G a M H t (?) L ♥ W D
Hanß Bertrum von Hauß. Dan gott du vnd ich.

Bl. 140 A: 1582 | B G G M (?) Z | Dederych Krummell | zu Weyer | G W G W | In gades gewalt haffs ichs gestalt | Christiina Krumell gebaren | van Hambroch | (?) Colin (?) | Heinrich von Dadenberch | Huelf gott nicht huelf ist klein | Hoffen vnd harren hat manchen gemacht zum narren. |

Vgl. Liederhandschrift für O. Fenchlerin: Alemannia 1, S. 38 „Ich habs gestalt in gottes gewalt“. Werltspröke 1562, Bl. Kiij

Vorderseite: „Man secht, dat höpen vnd harren | Maken vele Lüde tho Narren.“ Werldtspröke 1601, Bl. 38 B; Seelmann, Reimbüchlein S. XXIII. Löbe, Altdeutsche Sinnsprüche, 1883, S. 1 „In Gottes Gewalt | Haben wir es gestalt. (Hochzeitmedaille Kaiser Maximilians I. 1477)“. S. 2 „In Gottes Gewalt hab ichs gestalt, Der hat's gefügt, daß mir genügt“ (1524).

Bl. 141 A, Nr. 73: 1581

Ich haffenn meine saggenn zou denn leiffenn godtte gestelt er veirtes ouch vol machggenn vei das es oum gefelt.

Joumfroulleinn nou habet einnenn freiffenn vnd freienn mout ich hoffenn ounnssere saggen bei soullenn verdttenn goudt.

Ich weis meir einn meidttelleinn ouf deffer erdttenn vnd vannes dann der leiffer godt volt sei sol mich verdttenn.

Sei sol mich verdttenn inn aller louttenn danchk geschouchdtes dann mich houdtten so enn veirttes doch noumer lanch.

Godttert von der Portzenn

Daneben am linken Rande:

Hertz leiff halt fest geleicht vei der boum seine est | Ich enn las von der frountzschaft nich af man darget [!] mich zou dem grafe.

1582 A 209, B 170: Ich hab mein sach zu Gott gestellt, | er wirds wol machen wies jm gefelt . . .

Wegen des an den Rand geschriebenen Spruches vgl. oben Bl. 80 B hinter Nr. 43.

Bl. 141 B: 1584. | Spero dum spiro, mea spes est vnica Christus, | Huic viuo, huic morior, cætera curo nihil. | G W M G | Ludeloff von Bredow | Herr zu Vibede vnd Schwanebeck.

Bl. 142 A: 1585 | E G M E | Odo Hinrich Waltreck vonn Boßenheim.

Bl. 143 A: 1621 | Pour paruenir t'endure | Vf Geluck ich hoff | Zweiffel aber doch | Will Gott so geschcigts | Wo nit so brichts | J. H. von Flans | Haubtman.

Hoffmann, Findlinge 1, S. 435: Will's Gott, so geschicht's; | Hindert's Gott, so bricht's.

Bl. 144 A: 1588 | G J M T | ich haffs gestaldt in gattes gewalt | der wirdt es woll keren vnd wenden | nach seinem gefallen enden | Margreitt van der | Impell.

Vgl. Bl. 140 A.

Bl. 145 A: 1582 | G G G | Gotthart von Hall.

Bl. 146 A: 1588 | E C R | En humilité vertu | Johan von Oertzen | genandt Sintzigh.

Bl. 147 B: 1580 | G J M T | Der allein off gott hofft | vnd vertrawt, der hat | das allerbest gebudt | Margreidt vonn Ilem.

1580 | W G W W | Saphia van Ilem.

1584 | M H Z G | Clara . Raetz . von . Frenss. | De weill dat Doegt besser ist dan Golt | Daer vmb bin ich alzeit der Doecht holt. | Vgl. dazu Reiffenberg, Nouveaux Souvenirs d'Allemagne 1, S. 278: Anno 15 H C 96. | Rien sans Dieu. | dorum dhugent besser ist als golt, | bin ich derselben in meinem hertzen hult. | Wilhelma von Brumbach, | geborene von Bremst. |

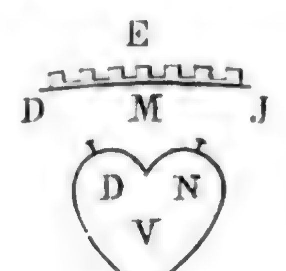
Bl. 148 A, Nr. 74: Vyll glucks spricht man haidt nyder vyll ... 7 sechszeilige Strophen. Anno 1580 | ... | Anton Wolffskeell | Den gutten weyn drinckt ehr leyden gern. | In gleichzeitigen Drucken ist das Lied nicht zu finden. Meistens tritt es mit einer viel größeren Anzahl von Strophen auf, so im niederdeutschen Liederbuch 1883, S. 27, Nr. 45 mit 17, im bedeutend späteren Venusgärtlein, 1656 herausgegeben durch Freiherrn von Waldberg: Neudrucke 86/9 S. 48, 1659 S. 65 mit 19 Strophen. Ferner Fliegende Blätter: Yd 9665 Ein Schön New Lied / | Gott helff mir vberwinden / mein jemmerliche | klag. Im Thon / Gar lüstig ist | spacieren gan / ꝛc. | Ein ander Lied / Vil glück | Man spricht hat Neider vil. Im Thon / | Ob ich gleich arm vnd | Elend bin. (Bildchen.) Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg / durch Friderich Gutknecht. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten und des letzten Blattes leer.) Hier hat das Lied 18 Strophen; wegen der in diesem Einzeldruck zur Bezeichnung der Weise herangezogenen Lieder „Gar lustig ist" und „Ob ich gleich arm" sehe man oben Bl. 111 B, Nr. 61 und Bl. 128 A, Nr. 70. — Berliner Handschrift vom Jahre 1575, Nr. 116 in 19 Strophen. Liederhandschrift des Freiherrn von Reiffenberg (1588): Nouveaux Souvenirs d'Allemagne 1, S. 226 in 18 nach Wortlaut und Reihenfolge dem Einzeldruck entsprechenden Strophen. In der Liederhandschrift des Rostocker Studenten P. Fabricius aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts Nr. 157 in 17 Strophen.

Bl. 148 B: 1578 | Ich beuelle alleß gott meinem | herrn waß dem geuelt ist vnmochlich zo whern.

1580 | M H Z G | Maria van Ilem | gienant Frenß.

1580 | Amicus vnius Inimicus nullius | D A S G | Winandt von Frens zo Schlend.

Bl. 149 A: 1578 | A G A G | Adolff v. Horst | Non sans raison G W G W | Hennrich von Schottenbech.




Daß sey der hertz allerleipsten geklagt
Hinrich von Eysenhusen
von der Versowe.

Derartige Zeichnungen von Herzen mit allerlei Buchstaben finden sich noch mehrere; doch mehr als diese Probe zu bieten, erscheint unangebracht — sonst müßte man die ganze Handschrift in Faksimile reproduzieren.

Bl. 151 A: 1582 | G J M T | Goddart Schall van Bell | zu Mulhem.

Bl. 152 A, Nr. 75: Anno 1590.

Wan eich gedenck der stounth das eich mous scheytten das eich mous scheytten wie dan geschieen weyrtt ein kurtzen dachen min hertz eim lib wil meyr vor leytt wil mir vor leytt verzachen.

Vnd eich nichtt seyn en wertt ein feylen zoren ein feylen zoren doutt mir meyn hertz bedrüblich klachen min hertz im leib wil mir vor leytt wil mir vor leytt verzachen.

Heilff gott das eich es ales gedulttich leytten gedulttich leytten hilff mir sulchs vngewennt ein schmertzen drachen ein schmertzen drachen min hertz im leib wil mir vor litt wil mir vor leytt verzachen.

Dan das eich dich soltt eiweichcklich vermeytt vermeytten doutt meyr min hertz bedrübellich klachen bedrübellich klachen meyn hertz eim leyb wil mir vor leytt wil mir vor litt verzachen.

Die wil ich mous dar van ein drouren varen ein drouren varen vnd ich nichtt sin en wertt ein filen zoren so wol dich gott ein lieb vnd leytt ein lib vnd leytt verwaren.

Vgl. Goedeke 2², S. 50 Regnart 1584; S. 52 Lechner 1579; S. 65 Ratz 1595; S. 79 Liedlein 1614.

Bl. 153 A: 1590 | L M A J D | Hanns Ainkhiern zum Schenkhenthurn vnnd | auf Hasperg.
1590 | W G W | Margreta van | Westerholt.

Bl. 154 B und 155 (letztes Bl.) A, Nr. 76:

1.

Hertzliep du bist mein hort, zu dir vor ich mein kleglich wort, erhoer mein kleglich pit, vnd spott doch meiner nicht, zu dir hab ich mein tzuversicht [g]estelt du gefels mir vor alles gût vnd gelt, neig [d]ein gemue[tt]e mir nach meines hertzenn beger ich kann nicht [sein] ohn dich dein gege[n]waert erfrewet mich want ich d[ich n]icht mach sehn thut mir alle frewd vergehn.

2.

Feines liep dein klarer schein der hatt entzund das hertze mein, mein hitzige liept tzu dir vertzert das hertz in mir, allein kanstu erkuelenn meine brunst, so du mir ertzeigest deine gunst, beud mir dein weisse hend nim mich auß dem ellend so will ich liebenn dich, in deiner liept ertzeigenn mich, nicht sall mir sein tzu schwer was dient tzu deiner ehr.

3.

Ich will fortan nicht trawren mehr du wirs nach meines hertzen beger o tzarte Junkfraw sein mir weiter gunstig sein nu nim von mir ietz alle thra[wrich]keit vnd gib mir deine volko[mmen]h[ei]t, beud mir [dein] roden mund, so wirt

mein hertz ge[sund] [die lieb d]ie schmalt [gar] woll sei ist sich aller soe[ßich]eit voll wann [ich] so mit ir schertz vor freud springt mir das hertz.

Froelich in ehrenn
kan niemans mir verkeren
dann allein ein vnslait
der verkeret guet vnd quait.

Wernher vonn Blanckhart.

Der bekannte Spruch, den die beiden ersten Zeilen bilden, diente vielfach als Leitwort für Liedersammlungen und andere weltlicher Lust geweihte Schriften. So führt das in Wolkans Besitz befindliche Liederbuch des 16. Jahrhunderts (Euphorion 6, 1900, S. 649) als Weihespruch die Worte „Frölich in Ehren, | Kan niemand verkehren“. Das Ambraser Liederbuch (1582 A) zeigt über dem eine heitere Gesellschaft darstellenden Bildchen des Titelblatts die Worte „Frölich in ehren | Sol niemand wehren“. Ebenso findet sich der Spruch in der Liederhandschrift des Seb. Eber von Nürnberg, 1592 (1596): Berliner Mgq 733: angewandt „Fröelich in Ehren | Khan Niemanndt wehrn“. Bei Val. Haußmann, Canzonetten Horatii Vecchi, Nürnberg 1610 (vgl. Hoffmann, Gesellschaftslieder Nr. 42), beginnt Nr. 34: „Fröhlich in Ehren | Kann niemand wehren.“ Auch im Venusgärtlein 1656, 1659 (und öfter) liest man über den Titelbildchen, Darstellungen heiterer Lust: „Frölich in Ehren | Kan niemand wehren.“ Am Schluß des Buches von Paul von der Aelst, De arte amandi 1602, 1629 (und öfter) heißt es ebenfalls „Frölich in Ehren | Kan niemand wehren“ und in der niederdeutschen Ausgabe desselben Buches vom Jahre 1610 „Frölick in Ehren | Kan nemant wehren“. Bei Hoffmann, Findlinge 1, S. 461 liest man „Fröhlich in Ehren | Soll niemand wehren“. Noch im Bergliederbüchlein des 18. Jahrhunderts (1700/10) schließt S. 26 das Lied „Ich muß nun des Neiders lachen“ mit den an solch einen Mißgünstigen gerichteten Worten: „so kanstu mirs nicht verwehren, | wenn ich lustig bin in Ehren“. Vgl. noch Lieder wie „Frölich in allen Ehren | Bin ich so manche Stund', | Wer wil mirs denn nun wehren“ oder „Frölich zu sein in Ehren | Bei gutem külem Wein | Dies soll mir niemand wehren“; ferner oben Bl. 78 A „Lieb haben in ehren | Kan mir niemand kehren“. Jetzt wird wohl am häufigsten sprichwörtlich angewandt „Ein Küßchen in Ehren | Mag niemand wehren“.

## Verzeichnis der Namen.

Ainkhiern zum Schenkhenthurn und auf Hasperg, Vorname Hans: Handschrift Bl. 153 A. — Kneschke, Deutsches Adels-Lexikon 1, 1859, S. 34 „Ainkhürn. Altes, erloschenes, bayerisches Adelsgeschlecht“ . . .

Anstenraedt, Jan d': Handschrift Bl. 138 A. Anderswo Anzenraidt.

Ascheberch, Anna van: Bl. 126 B. — Kneschke 1, 121 „Ascheberg, Aschenberg. Altes, schon 1296 und 1399 vorkommendes, westphälisches ... Adelsgeschlecht" ...
Bell siehe Schall.
Bentzenraedt, Dedrich von: Bl. 138 A. — Kneschke 1, 309 „Bensrath, Benzenrath, Benzerath, Benzerodt. Zwei Cölnische Adelsgeschlechter, welche sich nach dem gleichnamigen Sitze in der Unterherrschaft Frechen, Landkreis Cöln, nannten" ... „Die Familien hatten auch Jülichsche Lehen zu Altenrath und Schwerven. Mit Höfen zu Altenrath waren 1563 die Gebrüder Lambert und Diederich v. B. und mit Höfen zu Schwerven 1573 Diederich v. B. belehnt. Zu Ende des 16. Jahrhunderts waren die v. Bensrath auch adelige Lehnleute von Kurtrier" ...
Bersowe siehe Eynsenhusen.
Blanckartt. — Coenn (?? Conrad ??) Blanckartt: Bl. 137 B; Jost Degenhartt Blanckartt zu Odenhausen: Bl. 137 A; Wernher vonn Blanckhart: Bl. 155 A. — Kneschke 1, 409 „Blanckart ... niederrheinisches Adelsgeschlecht, welches im 13. Jahrhundert aus Spanien nach Frankreich, dann nach Lothringen und in das Cölnische, Triersche und Jülichsche kam und sich in die Linien zu Odenhausen und Alsdorf (Alstorf) und zu Ahrweiler schied."
Bredaw, Elisabeth van: Bl. 135 B; Ludeloff von Br. Herr zu Bibede und Schwanebeck; Bl. 141 B. — Kneschke 2, 37 „Bredow, Breda, auch Freiherren und Grafen ... Die Familie von Bredow ist ein sehr altes ... märkisches Adelsgeschlecht, welches aus der niederländischen Stadt Breda stammen soll, welche Stadt das Geschlecht als Bannerherren besaß. Aus den Niederlanden kam dasselbe in früher Zeit in die Marken, nach einigen zur Zeit des Königs Heinrich I." ...
Colin: Bl. 140 A. — Kneschke 2, 307 „Colin ... ein zur cölnischen Ritterschaft gehöriges Adelsgeschlecht, welches 1559 und noch 1600 Bensdal, sowie 1610 Linzenich ... besaß".
Dadenberch, Heinrich von: Bl. 140 A. — Kneschke 2, 399 „Dadenberg, rheinländisches Adelsgeschlecht" ...
Dongnyes: Bl. 138 A.
Eynsenhusen von der Bersowe, Hinrich von: Bl. 149 A. — Bersowe = Wersabe? B und W gehen vielfach in jener Zeit und Gegend durcheinander, wie für Barbara Warwara, für Sibilla Siwilla sich findet. Einer Clara Anna von Wersabe ist das Liederheft und Stammbuch des Freiherrn Frdr. von Reiffenberg zugeeignet, worin auch (a. a. O., S. 279. 281. 285) vorkommen „1590 Herman von Wersebe" (S. 284 noch einmal, im Jahre 1596), „1596 Anna von Wersebe geborn von Berlibsch," „1596 Margretta von Wersebe." — Ausführliche Nachrichten über das aus bremischem Gebiet stammende Geschlecht von Wersabe findet man im Universal-Lexikon, 55. Band 1748, Sp. 551—563.
Flans, J. H. von, 1621 Haubtman: Bl. 143 A. — Kneschke 3, 272 „Flanß, Flans, Flanz. Altes, brandenburgisches Adelsgeschlecht" ... „Hanns Flanß, Hauptmann zu Belitz und erbgesessen zu Wittbrietzen, und Christoph Fl., Ritter, treten urkundlich 1567 auf" ...
Flodroff: Bl. 131 A. — Kneschke 3, 283 „Flodorff, Flodroff, auch Freiherren und Grafen von Flodroff-Wartensleben. Altes Adelsgeschlecht des Herzogtums Limburg aus dem in demselben gelegenen gleichnamigen Stammhause, welches am Niederrhein und an der Niedermaas reich begütert war" ...
Frenß, Clara Raetz von: Bl. 147 B; Maria van Ilem gienant Frenß: Bl. 148 B; Winandt von Frens zo Schlend: Bl. 148 B. — Kneschke 7, 328 „Raitz von Frenz (Frentz, Frens, Brentze) ... Altes, stiftsfähiges, vorzüglich in den Herzogtümern Jülich und Berg seßhaftes, zu den ehemaligen reichsritterschaftlichen Kantonen am Rhein gehöriges Adelsgeschlecht, nicht zu verwechseln mit einem gleichnamigen, alten, jülichschen Adelsgeschlechte: Frentz, Frentz von Gey" ...

„Winand Hieronymus, Herr zu Schlenderhan, fürstlich jülichscher Rat und Amtmann zu Bergheim: erste Gemahlin: Marie von Illem zu Metinghoven" ... (Kneschke nimmt irrtümlich einen zweiten Winand R. v. F. an) ...

Galen, Margareta van: Bl. 126 B; Mechtelt van Galen: Bl. 133 B. — Kneschke 3, 431 „Galen ... Eins der ältesten, rheinländischen und westphälischen Adelsgeschlechter, dessen Name als Name des Dorfes Gahlen unweit Dinklage schon 1163 vorkommt" ...

Gymmenich, Joan von: Bl. 137 B. — Kneschke 1, 282 „Beissel von Gymnich, Gymmnich, Gimnich ... Die Familie ... gehört zu den ältesten und bekanntesten rheinländischen Adelsgeschlechtern. Dieselbe soll nach einigen römischen Ursprungs sein und der Legio Gemina ihren Namen verdanken, doch ist wohl richtiger anzunehmen, daß sie sich von ihrem Wohnsitze Gymmnich im Jülichschen genannt habe. Schon in früher Zeit teilte sich das Geschlecht in zwei Linien, von welchen die ältere den Namen Gymmnich allein führte, die jüngere aber sich Beissel v. G. schreibt" ... Im Stammbuch des Herrn von Reiffenberg, a. a. O. S. 287, kommt 1590 ein Ebbo von Gympnich vor.

Hall, Gotthart von: Bl. 145 A. — Kneschke 4, 166 „Hall ... Niederrheinländisches, in der jülichschen und bergischen Ritterschaft aufgeschworenes Geschlecht" ...

Hambroch siehe Krumell.

Hanxleden, Elisabett von: Bl. 126 B; vorher 126 A: Margritt von Trostroff, Witwe van Hanxleder [so!]. — Kneschke 4, 192 „Hanxleden, Hanxler ... altes, westphälisches Adelsgeschlecht, dessen Namen ein Gut im Kr. Eslohe führt" ... Trostroff, anderswo Trostorff, Troistorp und dergleichen.

Hauß, Hanß Bertram von: Bl. 139 B. — Kneschke 4, 251 „Hauß ... Altes, rheinländisches, später nach Westphalen und in die Altmark gekommenes ... Adelsgeschlecht. Dasselbe besaß schon 1320 in der Heimat die gleichnamige Besitzung im jetzigen Kr. Düsseldorf ... Die Familie ist nicht mit der niedersächsischen von Haus ... zu verwechseln."

Heym, A.: Bl. 137 B.

Hochsteden, Maria van: Bl. 127 A. — Kneschke 4, 391 „Hochstede, Hochsteden, Hochstaden, Hostaden, Grafen. Altes Dynastengeschlecht in der Eifel, welches das Erbkämmereramt des Erzbistums Cöln besaß und mit dem Grafentitel bis nach der Mitte des 13. Jahrhunderts vorkam" ... — 4, 392 „Hochsteden, Hochstetten, Reichsfreiherren und Grafen ... Altes, niederrheinisches Rittergeschlecht, welches einige für ein Ministerialgeschlecht der ... alten Grafen Hochstede halten, während andere den Stamm als ... Nachkommenschaft der alten Dynasten annehmen" ...

Honniepell siehe Impell.

Horst, Adolff von: Bl. 149 A. — Kneschke 4, 488—491 mehrere Geschlechter unterschieden, deren die meisten nach dem Niederrhein (Jülich, Cleve, Berg) weisen.

Ilem, Margreidt vonn und Sophia van: Bl. 147 B; Maria van J. genannt Frenß: Bl. 148 B, vgl. Frenß. — Kneschke 4, 569 „Ilem, Illem. Ein früher am Niederrhein begütertes Adelsgeschlecht, welches schon 1371 zu Illems-Mott im Geldernschen, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Wilich unweit Crefeld und zu Xanten bei Rheinberg und noch 1620 zu Muttinghoven im Kr. Rheinbach saß."

Impell, Beatrix van Honniepell genannt van der Impell: Bl. 135 B; Margreitt van der Impell: Bl. 144 A. — Kneschke 4, 575 „Impel, Empel, Honnepel, genannt von der Impel. Altes, clevisches Adelsgeschlecht, welches bereits 1263 zu Hönnepel, 1480 zu Empel im Kr. Rees und noch 1610 zu Groin in demselben Kreise saß."

Kessell, Dhederich: Bl. 137 B. — Kneschke 5, 73—75 mehrere Geschlechter unterschieden, deren die meisten nach dem Niederrhein (Jülich, Limburg) weisen.

**Krummell**, Dederych Krummell zu Weyer und Christina Krumell gebaren van Hambroch: Bl. 140 A. — Kneschke 5, 306 „Krümmel, Krummel, Krumel, Krummele. Altes pommersches Adelsgeschlecht" . . . 4, 175 „Hambroich. Altes clevesches Adelsgeschlecht, welches den Stammsitz Hambroich, das heutige Hammenbroich im Kr. Rheinberg, Reg.-Bez. Cleve, schon 1343 besaß" . . .

**Landi**, Cornelis: Bl. 134 B.

**Mordeissen**, Joachim und Rudolff M. zu Waltterßdorff: Bl. 130 A und 132 A. — Kneschke 6, 352 „Mordeisen. Ein früher zu dem meissenschen Adel gehörendes Geschlecht, welches um Freiberg mehrere ansehnliche Güter erwarb und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch in Schlesien angesessen war. Mehrere Angaben über den Ursprung der Familie sind unrichtig: als Ahnherr derselben ist Ulrich Mordeisen, der Rechte Doktor . . . anzunehmen, welcher mit seinem Bruder, Lorenz Mordeisen, den Reichsadel . . . erhalten hatte, denselben aber nicht gebrauchte. D. Ulrich Mordeisen, geboren 1519 zu Leipzig und gestorben 1572 zu Dresden, war zuerst Professor der Rechte zu Wittenberg und bald darauf Assessor des kaiserlichen Kammergerichts zu Speier von Seite der Kur Sachsen . . . Zu den von ihm erworbenen Gütern gehörten Waltersdorff, Lößnitz . . . Bei seinem Tode hinterließ er drei Söhne: Joachim auf Langen-Hennersdorf, Ulrich II. auf Stentzsch bei Mügeln und Rudolph, welcher allein den Stamm fortsetzte" . . . Vgl. Universal-Lexikon 21, 1739, Sp. 1594.

**Mueckhendall**, Katerinna von: Bl. 126 B. — Kneschke 6, 375 „Müggenthal, Muggenthal . . . altes, bayerisches Adelsgeschlecht, welches sich später auch in Franken und in den Rheinlanden ausbreitete" . . .

**Oerzen**, Johan von O genandt Sintzigh: Bl. 146 A. — Kneschke 6, 577 „Oertzen . . . altes, mecklenburgisches Adelsgeschlecht, welches in Mecklenburg dauernd fortgeblüht hat, sich aber auch in Sachsen, Preußen und Dänemark weit ausbreitete" . . . Sinzigh oder Sinsich Ort bei Bonn, vgl. Universal-Lexikon 37, 1712. 1739. 1755.

**Ostrach**, Ottilia . . . von: Bl. 126 B.

**Portzen**, Godttert von der: Bl. 141 A. — Kneschke 7, 220 „Portz, v. der Portz, Portzen. Altes, niederrheinisches Adelsgeschlecht."

**Quaedtt** von Wickraedt, Johann: Bl. 137 B. — Kneschke 7, 293 „Quadt oder Quaden, Quadt v. Wickerath, Quadt zu Wickerath und Hüchtenbrock . . . altes . . . ursprünglich westphälisches Adelsgeschlecht, welches in Jülich, Geldern und Cleve großen Grundbesitz an sich brachte" . . .

**Raetz** siehe Frenß.

**Reyngodt**, Egidio: Bl. 138 A.

**Rusworm**, Hermman Christoffel R. Erbsahs zu frauwen breydtungen: Bl. 134 A. — Universal-Lexikon 32, 1975 „Rußworm, Rußwurm, Roswurm oder Roßwurm, eine Adeliche Familie, welche von alten Zeiten her in Francken . . . floriret" . . .

**Schall** van Bell zu Mulhem, Godbart: Bl. 151 A. — Kneschke 8, 86 „Schall, Schall v. Bell . . . altes, rheinländisches Adelsgeschlecht, welches anfangs einfach v. Schall hieß, später aber vom 14. Jahrhundert an von dem Sitze Bell unweit Gladbach den Beinamen annahm. Die Familie ist ursprünglich ein adeliges Patriciergeschlecht der Stadt Cöln, welches sich zunächst im Bergischen und Jülichschen weit ausbreitete" . . .

**Schottenbech**, Hennrich von: Bl. 149 A.

**Sintzigh** siehe Oertzen.

**Trostroff** siehe Hanxleden.

**Waltreck** vonn Boßenheim, Odo Hinrich: Bl. 142 A.

**Westerholt**, Margreta van: Bl. 153 A. — Kneschke 9, 550 „Westerholt . . . sehr altes vornehmes westphälisches Adelsgeschlecht, dessen Stammhaus die noch jetzt demselben zugehörige Burg W. in der Herrschaft Recklingshausen,

welche sie als freie Bannerherren 1390 dem Kurfürsten von Köln zu Lehn gaben, um dafür in allen Fehden Schutz und Unterstützung zu haben“ . . .

**Wickraedt** siehe Quaedt.

**Wolff**, Firmgart: Bl. 133 B.

**Wolffskeell**, Anton: Bl. 148 A. — Im Reiffenbergschen Stammbuch a. a. O. findet sich S. 282 „1597 Margretha von Wolfskel zu Betzborgk.“ — Universal-Lexikon 58, 1296 „Wolfskehl, Wolfskeel, Wolffskehl, Wolffskeel, eine alte Adeliche Reichsfreye Familie am Rheine und in Francken, deren Stammhauß Wolffskehl in Hessen bey Darmstadt gelegen ist“ . . . Vgl. Kneschke 9, 600.

**Ympell** siehe Impell.

## Verzeichnis der Lieder.


Ach du heimlichs leiden, wie krenkestu mich so haerdt . . . . 3
Ach Got wem sol ich klagen mein leid . . . . . . . . . . 50
Ach Got wem sol ichs klagen, das heimlich leiden mein . . . . 51
Ach Jungkfrawe sollt ich mit euch gehen . . . . . . . . . . 30
Ach trauren so mues ich tagh und nacht . . . . . . . . . . 23
Ach winter kalt . . . . . . . . 47
Ade mir muessen uns scheiden . . 67
Brennende lieb du heysse flam . . 55
Der maenet stehet an der hogesten 6
Der wechter der blies an den tagh 40
Des ich mich erfrew, das muedt viel leudt . . . . . . . . 59
Die groese liebe zwinget mich . . 56
Die sonne ist verblichen, die sterne seind aufgegahn . . . . . . 36
Drei gesellen in einem weinhaus saessen . . . . . . . . . . 31
Ein knab an einem morgen spacieren wolt er gan . . . . . . . 9
Ein stediger beger . . . . . . 12
Es hat ein student ein medtlein lieff 28
Es reidt ein weidman mit sorgen 14
Es sprach sich ein wirdes dochterlein 26
Feur, eitel feur brendt mir mein herz im leib . . . . . . . . 29
Frisch und froelich so willen wir singen . . . . . . . . . . 60
Froelich so wil ich singen . . . 4
Ganz lustig ist spacieren gan . . 70
Groeß liebt hat mhir umbfangen . 71
Guet Henßlein über die Heidt ußreidt . . . . . . . . . . 20
Heimlich thet ich spacieren zauber allein . . . . . . . . . . 2
Herzallerliebstes frewelein, zu dir fuhr ich mein klag . . . . . 25
Herzliep du bist mein hort . . . 76
Hilf Got daß ich moß meiden meiner lieben roeder mondt . . . . 72
Hoerdt moeder liebste moeder mein 1
Ich ginck mit lust durch einen waldt 11
Ich hab groeß leid und ungemach 39
Ich hab so lang geiaget . . . . 13
Ich haben die zeit woll ehr gesehen 15
Ich haffen meine saggen zou dem lieben Gotte gestelt . . . . . 73
Ich hatt ein stedig medicken . . 16
Ich hat mich underwunden . . 42
Ich hort ein frewlein klaegen . . 38
Ich reid einmall zu Braunschweigh aus . . . . . . . . . . 53
Ich sahe mir vur einem walde ein feines hirzlein stahen . . . . 49
Ich schweigh und mues gedenken . 63
Ich weiß mir einen garten . . . 18
Ich weiß mir noch ein Jungkfrau fein . . . . . . . . . . 45
Ich wil mich gan verhoegen . . 41
Ich zempt mir einen falken . . . 32
Ist dieß nicht schwar verdreiet und darzu groessen last . . . . . 65
Kein lieb ohne leid mag mich nicht wederfaren . . . . . . . . 48
Kundt ich von herzen singen ein hubsche tageweis . . . . . . 21
Lieblich hat sich gesellet mein herz in kurzer frist . . . . . . . 17
Man singt mir von schoenen jungkfrawen vill . . . . . . . 5
Mir ist ein feines medtlein gefallen in meinen sinn . . . . . . 52
Mit einem bedruekden gefangen ich stedigh klaegen mues . . . . 64
Mit freuden hanthieren . . . . 69
Mit freundlichen augen winken . 24
Mit liebt bin ich umbfangen . . 27
Nach groener farben mein herz verlangt . . . . . . . . . . 10
Nach willen dein . . . . . . 22

Nu fal du reif du kalter schne . . 35
Nu hör nu hör zartz frewlein fein 8
Nu schein du liebe sonne . . . 44
Nu segen dich Gott mein schönes lieb 19
O Venus noet wie krenkstu mich so hart . . . . . . . . . . 62
Reich Gott wem sol ichs klaegen und klagen meine not . . . . 43
Reif ab reif ab du kalter schne . 66
Rosina war was dein gestalt . . 34
Schoen blomgen gent, ins herz geprent . . . . . . . . . 54
So wunsch ich ir ein guete nacht . 46
Umb deinent willen bin ich hir . 58
Vur zeiten war ich lieb und werdt 33
Vyll glucks spricht man haedt nyder vyll . . . . . . . . . . 74
Wahr seidt ir nhu mein lieff . . 68
Wan ich gedenk der stountt das ich mous scheytten . . . . . . 75
Wie schoen bloedt uns der mey . 37
Wie sült ich froelich wesen . . . 7
Wiewol ich ietz im ellendt bin . . 61
Wolauf gut gselle von hinnen . . 57

# Fischart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag.[1])

## VI.

## Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, der Schweiz und den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

### 8. Ein aus Mailand überschriebener Bericht. 1589.

Aus der Vorgeschichte zu diesem Bericht erwähne ich nur das Wichtigste, vor allem jene Ereignisse, auf die Fischart in der unten abzudruckenden Vorrede anspielt.

Die alten Schäden der Eidgenossenschaft: das Reislaufen in fremdem Kriegsdienst, die Bestechlichkeit der Räte, das Pensionswesen, die Bündnisse mit fremden Fürsten, gegen die schon Zwingli 1522 seine mahnende Stimme erhoben hatte, wuchsen im Verlaufe des 16. Jahrhunderts zu einer immer größeren Gefahr für den Bestand der Freiheit und Einheit der Schweizer Kantone heran. Denn seit der Glaubensspaltung trat die Eidgenossenschaft nicht mehr als Ganzes, als geschlossene Macht in die Kriege und allgemeinen Verwicklungen Europas ein, sondern jetzt schlossen die katholischen Orte einerseits, die protestantischen anderseits verschiedene Bündnisse mit Glaubensgenossen der Nachbarschaft ab. Immer mehr gingen die beiden Konfessionen in der äußeren Politik getrennte Wege. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts kam der neue Aufschwung des Katholizismus auch in der Schweiz zum kräftigsten

[1]) Vgl. Euphorion 3, 363 ff. und 705 ff.; 4, 1 ff. und 251 ff.; 5, 25 ff. und 226 ff.; 6, 663 ff.; 8, 529 ff.

Ausdruck. Jahrzehnte hindurch kann man die Bemühungen von Seite Roms, Mailands, Spaniens, Savoyens verfolgen, die katholischen Schweizer Orte von den Reformierten zu trennen oder eine gewaltsame Rekatholisierung der gesamten Schweiz zu versuchen. Bereits im April 1565 schlossen die fünf katholischen Orte ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Pabste. Dagegen wiesen die Freunde des Vaterlandes immer wieder warnend darauf hin, daß Bündnisse zwischen Alleinherrschaft und Freistaat, diesem den Todesstoß versetzen müssen. Namentlich bei den Reformierten war die Macht des eidgenössischen Gedankens doch stärker als alle Sondergelüste. Als im Jahre 1585 in der Schweiz für und gegen die Liga Truppen geworben wurden und ein vollständiger Zerfall drohte, traten die vier protestierenden Städte Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen im Oktober zu Aarau zusammen und sandten zwölf Ratsmitglieder mit einer schriftlichen Rede an die übrigen Kantone. Dieser Fürtrag, der am 18. Dezember 1585 in der Tagung zu Luzern vorgetragen wurde, bezeichnet als die eigentliche Wurzel des Zwiespaltes in der Schweiz die fremden Bündnisse und warnt vor diesen mit dem Hinweis auf Philipp von Macedonien, der die griechischen Freistaaten vernichtete. Dulden wir also nicht länger, daß sich einzelne Kantone mit Fremden ohne Teilnahme ihrer Brüder verbinden. Halten wir treu und einträchtig an unserem alten eidgenössischen Bund. So schloß der Fürtrag. Appenzell und Glarus antworteten freundlich. Die sieben katholischen Orte Uri, Schweiz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg, Wallis hingegen sandten erst im Frühling 1586 eine von dem Luzerner Stadtschreiber Rennwart Cysat verfaßte bissige und ablehnende Antwort, worin alle Schuld der Uneinigkeit auf die Glaubensspaltung geschoben und Rückkehr zum alten Glauben gefordert wird.[1])

Noch am 5. Oktober 1586 schlossen die genannten sieben Orte ein neues Sonderbündnis zu Schutz und Trutz und zur Aufrechthaltung der katholischen Religion. Dieses „christliche Bündnis" oder wie es später genannt wurde der goldene oder borromäische Bund, stellte die konfessionelle Politik über die gemeinsamen Interessen der Eidgenossenschaft und setzte so auf lange hinaus eine Sonderung der Schweiz in eine reformierte und in eine katholische Vereinigung fest.

---

[1]) Der Vortrag der protestierenden Städte, sowie die Antwort Cysats ist wiederholt gedruckt. Unter anderem in der Schrift: „Der alten, löblichen, mannlichen Eydgenossen oder Helvetier bestendige Vereinigung vnd Pündnussen, welche sich . . . verbunden, im alten Catholischen Römischen Glauben zu leben und sterben. Geschehen zu Lucern." München 1588. Mehrere Exemplare an der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Vgl. G. E. von Haller, Bibliothek der Schweizer Geschichte 5, S. 168 f., Nr. 596. 597.

Eine für jeden Vaterlandsfreund traurige Erscheinung, die bei den Reformierten große Entrüstung hervorrief. Unter anderem erschien gegen diesen Bund eine sehr heftige (Spanien und die Jesuiten grob angreifende) Schrift: „Ein sehr nothwendige vnd ernstliche Warnung vnd Vermahnungs-Schrifft an die dreyzehen Ort der loblichen Eydgnoschafft" 1586,[1]) die von Eusebius Philadelphus, also dem anonymen Verfasser des Reveille matin herrührt.

Schon ein Jahr nach dem goldenen Bunde gelang es Ludwig Pfyffer, dem Führer des Luzerner Gemeinwesens und der gesamten katholischen Eidgenossenschaft ein Bündnis mit Spanien abzuschließen, das durch die Erwerbung Mailands seit 1556 Nachbar der Schweizer geworden war. Nachdem die katholischen Orte mit Frankreich (wegen der schwankenden Haltung Heinrichs III.) gebrochen hatten, wurde ein näherer Anschluß an Spanien möglich. Philipp II. selbst ließ ein Bündnis antragen. Am 12. Mai 1587 kam der Vertrag zwischen Luzern, Uri, Schwiz, Unterwalden, Zug mit der Krone Spanien zu stande. Am 26. Februar 1588 trat Freiburg bei. Solothurn hielt sich des französischen Einflusses wegen völlig fern. Die feierliche Beschwörung des Bundesvertrages fand erst nach Jahresfrist am 16. Mai 1588 in der Domkirche zu Mailand statt. Gegen ansehnliche Pensionszahlungen bewilligten die katholischen Orte den Durchzug der spanischen Truppen, gestatteten dem König Philipp Werbungen gegen Sold in ihrem Gebiet und versicherten sich seiner ausgiebigen Unterstützung durch Truppen und Geld im Falle eines Religionskrieges mit den Reformierten Kantonen. Der gesamten Eidgenossenschaft wurde in dem Vertrage überhaupt nicht gedacht.

Die großartigen Festlichkeiten, die hierbei gehaltenen freudigen Reden, die außerordentlichen Ehrungen und Geschenke, die den Schweizer Gesandten zuteil wurden, zeigen deutlich, wie willkommen den Wälschen diese Abmachungen waren. Und wie kräftig standen nun auch die katholischen Schweizer Orte da. In sich geeinigt, mit dem Pabste, mit Spanien, mit der Liga verbunden! Welche Gefahr mußte aus der Einmischung Philipps II. und des Pabstes in die Schweizer Verhältnisse der religiösen und politischen Freiheit der reformierten Kantone erwachsen! Der allgemeinen Besorgnis und Entrüstung, die hier laut wurde, lieh Fischart seine Feder, um in einer eigenen Publikation die bedenklichen Folgen des neuen spanisch-schweizerischen Bündnisses scharf zu beleuchten und mit seiner ganzen Begeisterungsfähigkeit die alte ruhmreiche Eidgenossenschaft zu feiern.[2])

[1]) Vgl. Haller, a. a. O. S. 170 f., Nr. 602.

[2]) Die geschichtlichen Verhältnisse im allgemeinen sind verzeichnet bei Johannes von Müller, Geschichte der Eidgenossenschaft, fortgesetzt von Vulliemin 9, S. 250/7. Dändliker, Geschichte der Schweiz 2, S. 594/5. Einzelheiten

Dies ist in der nachfolgenden Schrift geschehen:

Ein auß Meyland vber-
schribener Bericht / inn was gestalt der
Schweitzerischen Catholischen Sechs Ortten Ge-
santen / von des Königs auß Spanien Legaten / zu Meyland / im
Meyen des jetzlauffenden / rc 88. Jares stattlich seind Empfangen / Vnd
endlich die zwischen dem König auß Spanien vnnd gemelten
Schweitzerischen Ortten angefangene Bündnisse voll-
zogen vnd bekrefftigt worden.
Sampt
Einer Rede / so ein Ritter vnnd Doctor / Tiburtius
Vicegraff genant / bey dem Actu hat gehalten vnnd zu
erinnerung einer Vorred von der Spani-
schweitischen Bündnuß.
Auß dem Lateinischen gezogen / vnd summarisch
ins Teutsch gebracht.
(Druckerstock.)
Im Jahr M.D.LXXXVIIII.

(s. l. 14 Bl. in 4° sign. Aii—Diii) Breslau. Zürich. (Das von Goedeke angegebene Göttinger Exemplar wurde mir aus Göttingen als nicht vorhanden bezeichnet.) Derselbe Druckerstock wie in der Beschreibung des Einfalls in Mümpelgard, also Jobinscher Verlag. Haller, a. a. O. S. 203, Nr. 625. Titel und Beschreibung dieser Schrift.

Diese Schrift enthält 1. die unten abzudruckende Vorrede Fischarts, 2. und 3. zwei (schwerlich von Fischart selbst) aus dem Lateinischen übersetzten Stücke: die höchst offiziöse Festrede des Tiburtius,[1] worin die Tugenden des um die Kirche so verdienten Königs Philipp II., der Kriegsruhm, die gesunde Kraft und die dem Pabste entgegengebrachte Ergebenheit der katholischen Schweizer Kantone, der Erzbischof, der Statthalter und endlich die Bürger Mailands in überschwenglichen Worten gefeiert werden, und ferners den von einem Mailänder als Augenzeugen entworfenen Bericht über die Bundesschließung und die dabei abgehaltenen Zeremonien und Festlichkeiten nebst dem Wortlaut des Vertrages und einer Besprechung der daraus zu erwartenden Vorteile, wobei die Bestechung der hervorragendsten Persönlichkeiten in den katholischen Kantonen offen zugestanden wird.

---

über das spanische Bündnis finden sich, wie mir Professor W. Oechsli durch freundliche Vermittlung von E. Hoffmann-Krayer gütigst mitteilt, in Segesser, Ludwig Pfyffer 3, S. 160 ff., Eidgenössische Abschiede 5, S. 103, Archiv für schweizerische Reformationsgeschichte 1, S. 746—760 (hier die Akten des Bundesschwurs in Mailand). Für Fischart kommen die Einzelheiten nicht in Betracht.

[1]) Das Original dieser Rede ist selbständig veröffentlicht worden. Tiburtii Vice-comitis, equitis atque doctoris Oratio in foedere ac societate regis Hispani cum Helvetiis peracta et Mediolani confirmata. Mediolani 1588. 4°. Vgl. Haller, a. a. O. S. 5, Nr. 623.

Dieser Bericht schließt mit einer freundlichen Schilderung der Schweiz und der Schweizer, ihrer Sitten und Lebensverhältnisse, ihrer politischen Verfassung und ihrer Sagen.[1]) Ihm folgt 4. ein kurzes Gedicht, ein Glückwunsch an Mailand zu dem neuen Bunde. Dieses Gedicht ist von Kurz 3, 130 als Fischartisch abgedruckt und von Besson S. 301 als Ironie aufgefaßt worden. Es rührt aber selbstverständlich gar nicht von Fischart her, sondern von dem lateinischen Autor des Berichtes. Es ist von Fischart nur übersetzt und mit der Warnung versehen worden: „Darauß das hefftig fürnemmen dieser Liga abzunemmen."

Zweifellos von Fischart aber rührt die Vorrede her, die, wie Haller sich ausdrückt, „mit gegen die römisch-katholischen Orte verbitterter Feder geschriebene Erinnerung". Sie zeigt durchaus Fischartische Ausdrücke und Wendungen, Sprichwörter und Gleichnisse, wie sie ihm gemäß sind, und seine politische Gesinnung. Der Verfasser nennt sich einen „trewen Eidgnossen zugewandten", was Fischart sein Leben lang gewesen ist.

Seine „treuhertzige Erinnerung" eröffnet Fischart mit dem sehr wirksamen Hinweis auf den bei den damaligen Schweizer Katholiken in pietätvoller Erinnerung verehrten Bruder Klaus, den seligen Nikolaus von Flüe, der als Einsiedler von Unterwalden weit und breit als Ratgeber gegolten und die Eidgenossenschaft auf dem Tage zu Stans 1481 durch seine Mahnreden vor der drohenden Zersplitterung bewahrt hat.[2]) Gerade die verstockten „romanistischen Orte" aber strebten in der letzten Zeit immer wieder die von ihrem Ratgeber so getadelten Bündnisse mit fremden Fürsten an. Vergebens sei die Warnung der Reformierten. Fischart gibt hierauf in kurzem den Inhalt des oben erwähnten Vortrages der vier protestierenden Orte mit dem sehr naheliegenden Beispiel Philipps von Macedonien und der griechischen Städte. Doch „mit was bitterem Vneidgnosischen Gemüth vnd Hertzen" sei dieser Fürtrag von den Katholiken erwidert worden. Die vorübergehenden Vorteile, die die katholischen Orte aus ihren Sonderbündnissen gewännen, würden sie mit ewigem Leide büssen. Auch der König Philipp von Spanien, mit dem sie jetzt den neuen Bund geschlossen, habe zu seinem Ziele die Störung des religiösen Friedens und die Vernichtung der löblichen politischen Freiheit der Schweizer. Gott bekehre die Verblendeten, strafe die „blutdürstigen Blindenleiter" und wecke die Schläfrigen und „Wahnsicheren" zum Segen der Eidgenossenschaft.

---

[1]) Auf die hier erwähnte Fassung der Pilatussage habe ich hingewiesen in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 10, S. 435.

[2]) Vgl. über ihn unter anderm Wetzer und Welte, Kirchenlexikon 9, S. 315.

## Die bisher noch unbekannte Vorrede Fischarts lautet:

Treuhertzige Erinnerung von folgender Verbündnuß der Päpstischen Schweitzerischen sechs Orten mit dem König auß Hispanien getroffen durch trewen Eidgnossen zugewandten gestellet.

Es muß doch ja heutigs tags ein grosse Verstockung vnnd blendung bei etlichen Romanistischen Orten des Schweitzerlands regieren, demnach sie weder auff Warnung noch Ermanung jhrer eigenen Glaubensgenossen noch Eydgenossen achten noch geben.

Dann halten sie nicht jhren Landsman Bruder Clausen zu Vnderwalden für einen rechten Heiligen, einen waren Einsidler vnd in vielen stucken gleichsam für einen Propheten? Noch hat derselbig offentlich vnd vnuerholen inmassen die Jesabelliten[1]) Pfaffen selber seine Historien beschrieben vnd anziehen, seinen lieben Eidgnossen trewlich gerathen, vorgesagt vnd sie ermanet, allein jhres Vatterlands zu achten, sich desselbigen zu benügen, vor Außländischen Kriegen zuhüten vnd insonderheit frembder Königen vnd Fürsten Vereinigungen, Bündnussen, Dienst vnd Jargelt zufliehen vnnd zumeiden rc. Mit anzeigung, welche hierinnen sich vnfürsichtig solten erweisen, daß dieselbigen eine zerrüttung vnd abgang der Eidgnossischen gemeinen Freiheit vnnd jhres Vatterlands Rhu vnd wolfart werden einführen vnd erregen rc. Was haben aber etliche Schweitzerische Ort seidher des 1520. Jars, daß gemelter frommer Einsidler gestorben,[2]) diser wolmeinenden Vermanung vnnd Guthertzig gegebenen weisen Rhats geachtet? Haben sie nicht, als wann sie mit sonderm fleiß vnd Vorsatz seine bedencken zuwiderstreben vorhetten, seidher derselbigen zeit nur je mehr mit frembder Nationen vnnd Sprachen Königen vnd Fürsten vmb Järliche vnd Wartgelt sich vielfaltig eingelassen.

Ja bei heutigen mißlichen Läuffen, da die Bündnussen gegen den Potentaten zum gefährlichsten vnnd schlupfferigsten seind be- (A 2[b]) schaffen, vbermachen sie es am allernechsten. Vngeacht, was auch jhre andere liebe Eydgnossen für trewe Warnungen jnen Schrifftlich vnd Mündtlich besonder vnd offentlich thun lassen.

Dann mit was bitterem Vneidgnosischen Gemüt vnd Hertzen von Lucern, Vry, Schweitz, Vnderwalden, vnd Zug newlicher zeit der fürtrag der vier Protestierenden Stätt Zürich, Bern, Basel vnd Schaffhausen in der Lucernischen Versamlung gethan, sei auffgenommen worden, das haben sie vor einem Jar genugsam durch offenen truck in jhrer weitläuffigen verkehrten stichigen vnd bissigen Antwort zuerkennen geben.

So doch dieser angedeitet fürtrag auff anders nichts dann eben auff die hie vorrige des Bruder Clausen Meinung vnd Vrtheil vnd auff sonsten wol bedenckliche Politische erfarnussen ist begründet vnd angesehen. Als da er in eigentlichen Worten fürhält vnnd meldet, daß der Eckstein zu aller trennung vnd zweiung in der Aidgnoschafft durch dieses gesetz werde, weil etlich Römisch Catholische Ort an gemeiner Eidgnoschafft[3]) auffgerichten Bündnussen kein genügen tragen, sonder sich täglichen an Newe Potentaten, Fürsten vnd Herren anhängig machen vnnd durch Miet vnd Gaben bestechen lassen, wenig zu Hertzen führend, wahin oder wie weit solcher Fürstlicher anhang gereiche oder was Vnheils jhnen selbst vnnd andern jhren Eyd vnd Bundsgenossen oder beider theils Nachkommenden vnd den benachbarten darauß entstehn möchte.

---

[1]) „Jesebelliter" in Fischarts Gedicht zur Zeitung vom Geistorden. Kurz, 3, S. 298.

[2]) Ein Irrtum Fischarts. Nikolaus ist schon 1487 gestorben und wurde erst 1669 selig gesprochen. Vgl. oben S. 641.

[3]) Nebeneinander Aidgnoschafft und Eidgnoschafft. Ebenso im Glückhaft Schiff, Vers 115 und 167.

Seiteinmal durch solche einreissende Bündnussen den Fürsten vnnd Potentaten ein Hertz gemacht werd, viel verderblicher Newerungen wider auffgerichte Verträg, Brieff vnd Siegel. Demnach doch viele klare Exempel vorhanden von vnsicherer Gemeinschafft der vieren Gemeinden vnd Stätt mit den Potentaten. Vnd damit man der Newlicheren (sowegen vnuerschmitzter Wunden zuberüren verdrüssig) geschweige, so het man allein die Geschichten der Freyen Stätt in Griechenland zuerwegen (deren Regiment man der Eidgnoschafft zuuergleichen pfleget) da wirde man finden, als diese Griechische Stätt einander nicht mehr verstehn wollen, mißtrawen vnder sich einreissen liessen, jede Stadt das Regiment an sich zuziehen vorhet vnd also anfiengen einander zuwider vnd leid zu (A 3ᵃ) leben, daß diese trennung König Philippus auß Macedonia zu seinem vortheil gezogen, den vnwillen zwischen den Stätten on vnderlaß gemehret vnd in mittels als auff einer Wart gelaurt vnd vmbgesehen wie er eine nach der andern mit listen vmb jhre Freyheit brächte vnd durch hülffleistung dem schwächern zugleich den Siger vnd Siglosen vnder das Joch vnnd seinen gewalt bezwengt. Als nuhn, wie man sprichwortsweiß sagt, die Katz auff dem Köffich gesessen vnnd der Reuterisch Schiedrichter beides das klagend vngezäumpt Pferdt gezäumpt vnnd den beklagten Edeln Hirtz auff jhrer streitigen Weid erlegt gehapt, da sei das Weidneidend Pferd die Rew vmb seine Freyheit zu spaat ankommen vnnd haben die gedachte Griechische freye Bundstätt als dann erst nach der That mit vnwiderbringlichem schaden erfahren, was ein jedes Ort verloren vnnd warauff der König vmbgangen:

Daher schliessen nun oben vermeldte vier Protestierende Eydgnossenstätt viel sicherer vnd besser sein, sich der Fürsten vnd Potentaten Bottschafften zuentschlagen, als die gemeiniglich nur deßhalben außgesandt werden, grosse sachen zuuerheissen, darauß mehrtheils nichts wird, gute Wort zugeben, dardurch ander leut vnrhühig vnd trennig zumachen, vnd bißweilen frisch Gelt außzuspenden der leut Freyheit an sich zulauffen. Seiteinmal sonsten den frembden Fürsten vnd Herrn jhr Gelt nit so schlechtlich feil sei, dann allein, wo sie hoffen, dasselbig hoch außzubringen, vnnd mit anderer leut nachtheil vnd schaden bessers dardurch zuerlangen.

Thun auch die Erinnerung, wie etlicher Potentaten geschwindigkeit dahin gerichtet sei, daß sie den Anlaß der Religionszweiung in der Eydgnoschafft fein wissen zur Bundstrennung der Eydgenossen vnder sich zugebrauchen. Da jhnen doch im grund an der Religion nicht weiters gelegen, dann so viel sie dadurch andere inn Rhuhen vnd Freyheit sitzende Leut in Vneinigkeit bringen vnnd gegeneinander auffhetzen mögen. Vnd im fall dann jhnen solche anschläg gelingen, könn jeder verstendiger erachten, was jamer, angst vnd not darauß erfolgen muß, wann ein theil vndersteht dem andern der Religion oder anders gesuchten scheins halben mit gewalt vnder zudrucken. Inn betrachtung: daß solche strenge sachen grossen an- (A 3ᵇ) hang hülff vnd beistand anderer Völcker suchen, deren man aber in einer Eydgnoschafft nichts zugeniessen hab, auch der obliegenden Parthei eben kein anderer Nutz darauß erfolgt, dann daß sie ein kurtze freud letzlich mit ewigem Leid findt zubeweinen.

Demnach gewißlich zu diesem fall kein andere Rechnung zumachen, als daß die Hässer der löblichen Freiheiten keinen theil schonen würden, sondern wo sie heut den Baum gestümmelt hetten, Morgens jne auff dem stammen abhawen würden: Dieweil es in solchen anstössen gemeiniglich ein gemein Wetter pflege zu geben. ꝛc.

Welchem Ehrliebenden vnd vmb das Heil des Vatterlands recht Eifferigen solt aber dise nun geführte wolbegründte guthertzige Eydgnossische, auch Glaubensgnossische vnd in Natürlicher billichkeit vnd Politische erfahrenheit beistehende Warnung vnd Manung nicht zu Gemüt vnd Hertzen gehn? Also daß man jha billich allertheils die Verbündtnussen mit frembden aufflaurenden Potentaten liesse fahren vnd sich der längsterkanten Eydgnossischen Verwandten zugesetzten trew vnd der Benachtbarten Zugewandten erfahrene bestendigkeit genügen?

Wie wenig aber von etlichen Orten dise Treuhertzigkeit werde Treuhertziglich bedacht vnnd erwogen, das bescheint leider allzu vil vnd klar auß der nun im nechsthin verschienenen Maio zu Meyland mit Königen Philippo auß Hispanien getroffener Verbündtnuß. Welche zu was zweck vnd end abgezielet vnd angesehen sei, ist merklich genug auß vorgangenen Tractationen hin vnd wider vnnd beuorab auch auß der bei dem Actu der Bundsendigung von eim Italiänischen Doctore vnd Ritter gehaltenen vnd hiernach gesetzten Oration vnnd anderen publicierten Welschen Rhithmis zuermessen. Nemlichen zu gäntzlicher vernichtigung vnd auffhebung der heilsamen vnnd löblichen auffgerichten Ordnung des gemeinen Land vnd Religionfridens.

Was aber dieses für ein schwere gefährliche Consequentz vnd vnzweiffeligen vndergang dieser freien Landen mit sich bringe, das ist guter massen denjenigen, welche Augen haben zusehen vnd hertzen zuuerstehen auß vorgehender Treuhertziger Erinnerung abzunemmen. Gott belhere die verführten, erleuchte die verblendten, steure (A 4ᵃ) den vnrhuigen, strafe die Blutdürstige, Blindenleitter, vnd ermuntere die Schläfferigen vnnd Wansichere,[1]) daß sie heutige gefehrliche zeit recht ansehen vnnd erkennen vnnd fortan mit mehr Gottsforcht vnd fürsichtigkeit sich darein schicken vnd des geliebten Vatterlands wolfahrt, rhu vnd friden bei heutigen ereigenden Vnrhuhen vngeacht der frembden mancherlei verhergung vnd verwirrung ihr einig ziel vnd Nachrichtigung sein lassen.

Demnach dann nuhn innmassen kurtz hieuor angezeigt, die Sechs Catholischen Schweitzerischen Ort mit dem Könige auß Spanien einen Bundt getroffen vnd denselben im Meyen dieses jetzlauffenden 88. Jares zu Meyland mit stattlicher Solennität vnd Herrlichem pracht endtlich bestetiget vnnd völlig bekräfftiget, ist derselbe tag mit grossem Fest vnd Pomp gehalten worden vnd seind die Schweitzerischen Legaten, welcher nammen hiernach folgen zum ehrlichsten empfangen, zum köstlichsten tractiert vnd mit guldinen Ketten verehrt worden: Die grossen Stück auff dem Schloß zu Meyland vnd in der Statt in grossem frolocken des Volcks mit vil Freudenschiessen offt abgangen: Vnd in Summa alles zum stattlichsten, herrlichsten vnd prächtigsten von den im nammen des Königs auß Spanien anwesenden Legaten bestellt vnd angeordnet gewesen. Warauff aber dieser zwischen dem Könige auß Spanien vnnd den gedachten Sechs Schweitzerischen Catholischen Orten auffgerichter Bundt etlicher massen vermuthlich beruhe, hat ein Ritter vnnd Doctor Tiburtius Visconte genant in einer zierlichen Lateinischen Rede, welche er in Sant Marien Kirchen denselben tag inn gantzer Versamlung gehalten etlicher massen entworffen vnnd angezeiget. Welche Rede, weil sie zu dieser gantzen sachen erklärunge durchauß wol dienet vnd dem Leser völligen bericht geben kan, demnach auch dieselbige die Nammen der Legaten vnd andere Vmbstände in sich haltet, wöllen wir sie gantz daher gesetzt haben, vnd haltet sich auff Teutsch in folgender gestalte:

Dem drohenden katholischen Bunde gegenüber mußte die reformierte Schweiz auch eine festere Stellung zu erringen trachten. Das naheliegendste Mittel einer Sonderverbindung der vier reformierten Orte, eines förmlichen protestantischen Gegenbundes war (aus Gründen, die hier unerörtert bleiben müssen) nicht zu erreichen. Bern und Zürich aber sahen sich infolge des katholischen Bündnisses doch genötigt, alten Überlieferungen folgend, einen Bund mit Straß-

[1]) Vgl. dazu den Titel der Fischartischen Schrift: „Wolsicherend Auffmunterung der inn Wansicherheit vnsicher verschlaffenen Welt". 1588 und daselbst Vorrede IIIIᵇ „am wansichersten". (Euphorion 3, 24 und 28.)

burg abzuschließen. Noch vor der feierlichen Beschwörung zu Mailand, schon Ende 1587 begannen die Verhandlungen zwischen den drei Städten. Als dann Straßburg 1588 von Lothringen aus bedroht wurde, suchte es bei Bern und Zürich unmittelbar um Unterstützung an. Am 30. März kam es zu einem Vertrage, der am 23. Mai 1588 in Kraft trat. Auf dieses Ereignis wird auch in dem von Fischart übersetzten Mailänder Bericht hingewiesen: (C 4[b]) „Vnd wie nuhn die sachen allhie schier zum Ende gelaufen, ist Zeitung kommen, das auch die Ketzerischen Örter der Eydgnoschafft mit Straßburg als dem Haupte vnd anderen freyen Stetten den Bundt aufgerichtet.“ Auch zu diesem Ereignis veröffentlichte Jobin eine Festschrift die „Ordenliche Beschreibung“, zu der Fischart bekanntlich fünf Gedichte, eine Festbeschreibung und eine Vorrede geliefert hat.[1]) Diese Vorrede, eine „Wolmeinende Erinnerung“, zeigt manche, wenn auch nur leise Beziehungen zur „Treuhertzigen Erinnerung“ des Mailänder Berichtes. Der Fall liegt nun freilich anders. Fischart hat oben die Bündnisse bekämpft, während er sie nun verteidigt und rühmt. Er hat aber oben vom Standpunkt der reformierten Schweizer geschrieben, während er jetzt als Straßburger auftritt. Hatte er früher die Schweizer Katholiken getadelt, daß sie sich mit fremden, wälschen, auf ihre Freiheit lauernden Tyrannen verbanden, so konnte er Zürich und Bern beglückwünschen, weil sie den Bund mit einer seit Jahrhunderten befreundeten freien deutschen Stadt eingingen, die nur zur Stärkung ihrer politischen und religiösen Freiheit beitrug. Darum wies er bei dem Mailänder Vertrag auf das abschreckende Beispiel Philipps von Macedonien hin, der die griechischen Städte unterjochte, hier hingegen auf den achäischen Städtebund, der im 3. Jahrhundert vor Chr. den Resten der griechischen Freiheit einen neuen Halt verlieh. Und deutlich spielt er in der neuen Vorrede auf die katholische Liga und das spanisch-schweizerische Bündnis an, wenn er ausruft, die Propheten hätten nicht alle Könige der Juden, die Bündnisse schlossen, gerügt, sondern nur jene, „so in jren Verbindungen vnd Liga auf den fleischlichen fälschlichen Arm, vnnd nicht in den Herrn jr vertrawen, stärck vnd sicherheit stellten, auch mit solchen Wüterichen sich vereinbarten, welche sie offentliche feind vnd verfolger der kundlichen warheitt vnd des gebottenen Gottesdienstes sein wußten“.

Fischart hat die beiden hier erwähnten Schriften noch im Jahre 1588 niedergeschrieben,[2]) und zwar sicherlich das ältere Ereignis den

---

[1]) Vgl. darüber meine Fischart-Ausgabe 1, S. XXXIII ff. Die Vorrede ist abgedruckt in Scheibles Kloster 10, S. 1127 ff.

[2]) Im Titel des Mailänder Berichtes: „Des jetzlauffenden 88. Jars“ im Titel der „Ordenlichen Beschreibung“ „dieses gegenwertigen 1588. Jars“.

katholischen Bund früher beschrieben, als den Straßburger Vertrag. Es ist aber der Mailänder Bericht mit der Jahreszahl 1589, also etwas später, als die „Ordenliche Beschreibung“ herausgekommen.

In der „Armada“ hat Fischart auch kurz auf das Mailänder Bündnis hingewiesen, indem er die Spanier sagen läßt (Kurz 3, S. 358):

Wir haben doch dem Schweitzer Bund
Zu Mailand gehawen schon ein Wund.

## 9. Discours. Ein fürtrefflichs Bedenken und Urteil vom heutigen Zustand in Frankreich. 1589.

Das französische Original, das dieser deutschen Flugschrift zu grunde liegt, und das im Frühsommer 1588 von einem Hugenotten geschrieben worden ist, ist in zwei Fassungen vorhanden: Discours sur l'estat de France. Avec la copie des lettres du Roy ... 1588. (Darmstadt)[1]) und Excellent et Libre Discours sur l'Estat present de la France. Avec la Copie Des lettres patentes Du Roy, depuis qu'il s'est retiré de Paris. Ensemble, La Copie de deux lettres du Duc de Guyse. Par un docte personnage, bien versé aux affaires d'Estat de la France. MDLXXXVIII (Wolfenbüttel). Dieses zweite Exemplar befand sich im Besitze Fischarts und ist von ihm auf dem Titelblatt mit der Eintragung *Τράχσχιφ* versehen worden.[2]) Die beiden Exemplare haben trotz der abweichenden Titel den gleichen Text. Der Wolfenbüttler Druck hat über den Darmstädter hinaus gegen den Schluß zu einige Zusätze.

Dieser Discours ist geschrieben in der Zeit, da sich König Heinrich III. in Chartres aufhielt, nachdem er durch den Aufstand der liguistisch gesinnten Pariser am Tag der Barrikaden 12. Mai 1588 aus Paris verdrängt worden war. In die Enge getrieben von dem nun allmächtigen Herzog von Guise, sah er sich zu neuen Zugeständnissen an die Partei der Liga genötigt. Da wandte sich nun der anonyme Verfasser[3]) des Discours an den König, um ihn zu bewegen, daß er sich ganz von den Guisen abwende und sich mit dem Haupte der Hugenotten, dem König von Navarra verbinde. Die Briefe, die der Herzog von Guise Mitte Mai an den König richtete, sind in dieser Flugschrift bereits abgedruckt, das Schicksal der spanischen Armada hingegen, das sich im wesentlichen vor Mitte August entschied, ist noch nicht bekannt, sondern wird mit Spannung erwartet. Der Discours ist also wahrscheinlich im Juli abgeschlossen worden.

[1]) Vgl. Adolf Schmidt im Centralblatt für Bibliothekswesen 10, 455.
[2]) Vgl. W. Crecelius in der Alemannia 1, S. 254.
[3]) Besson (S. 287) nennt ohne nähere Begründung als Verfasser Michel Hurault du Fay.

Die ganze damalige politische Lage Frankreichs legt der Verfasser dar. Er scheidet die drei Parteien: die Liga, den König mit seinen Getreuen, endlich Heinrich von Navarra mit den Hugenotten und den national gesinnten Katholiken — le plus juste et le plus seur partie — der Verfasser steht also in ihrem Lager. Nach dem Muster der parallelen Lebensbeschreibungen von Plutarch, die ausdrücklich angeführt werden, entwirft er hierauf einen Vergleich zwischen dem Herzog von Guise und dem König von Navarra, der natürlich sehr zu gunsten des Letzteren ausfällt. Dann charakterisiert er scharf, aber sachlich und ohne Schmähungen die Umgebung des Königs, besonders seine Mutter. Ausführlich werden dann die gefährlichen Absichten Philipps II. von Spanien aufgedeckt, ebenso die Pläne des Pabstes und der Liga. An einem geschichtlichen Überblick wird gezeigt, daß der Herzog von Guise von je nach der Krone gestrebt, und darum immer wieder Bürgerkriege und Religionshader in Frankreich erregt habe. Der König möge sich seiner Schwäche entäußern, ein Meister werden über alle, und im Verein mit dem König von Navarra dem Lande den Segen des Friedens und religiöser Duldung gewähren. Auf den letzten Blättern spricht der Verfasser den Herzog von Guise selbst an, zeigt, wie aussichtslos sein ehrgeiziges Streben sei und antwortet ihm auf die Schreiben, die er jüngst hat ausgehen lassen.

Diese Flugschrift ist im Jahre 1589 ins Lateinische und ins Deutsche übersetzt worden. Die Titel dieser beiden Übersetzungen lauten:

Discursus de rebus Gallicis, quo de totius Europae statu praesente accurate disseritur . . . Ex speculâ Halcyoniâ 1589. (Darmstadt.)

und:

DISCOURS.

Ein Fürtrefflichès frey
rundes vnd vngescheuchtes Bedencken /
vnd allerseits wol erwogenes Vrtheil / von
heutigem zustand Franckreichs.
Darauß nicht allein gantz eygentlich der
Vrsprung nunmals in gedachtem Franckreich schwe-
bender Kriegsvnrhuen / vnnd bevorab der an dem Hertzogen
von Guyse vollbrachter ab vnd hinschaffung /
verursachung zuvernem-
men.
Sonder auch gar mercklich heutiger Stand gantzes
Europae / vnd derselbigen König vnd Fürsten vermögen
vnd gelegenheiten / gleichsam vor Augen ge-
malt zusehen.
Durch ein fürneme Gelehrte / Weise vnd der beschaffenheit
Frantzösischer sachen wohlerfahrene Person / erstlich Frantzö-

sich gestellet / vnd nun seines Nutzes halben durch
verdolmetschung auch den Teutschen
gemeyn gemacht.
(Druckerstock.)
Getruckt durch Haloyonium Windstill /
zur Kleinen Rhuwart.
1589.
37 + 1 leeres Bl. in 4° sign. A ii — K (Exemplare in Berlin, Breslau, München, Universitätsbibliothek 4 Hist. 2142 und auf der Marienbibliothek in Halle).

Daß diese deutsche Übersetzung von Fischart besorgt worden sei, wurde schon früher vermutet, so von Hoffmann von Fallersleben (Meusebach, a. a. O. S. 173) und von Vilmar (a. a. O. S. 38 f.). Das ist auch sicherlich der Fall. Das Original befand sich, wie wir wissen, in Fischarts Händen. Der deutsche Druck ist augenscheinlich Jobinisch, der Stil, wie noch gezeigt werden soll, Fischartisch. Ebenso die scherzhaften Druckangaben auf dem Titelblatt: „Getruckt durch Haloyonium Windstill zur Kleinen Rhuwart." Der Ort ist also derselbe, in den Fischart in seiner Geschichtklitterung (Kapitel 54 ff.) die Abtei Theleme versetzt. Die Bemerkung Haloyonium mag aus der lateinischen Fassung herrühren, denn in den französischen Fassungen stehen nicht die Wörtchen ex speculâ Halcyoniâ. Im übrigen aber hat der Verdeutscher ganz sicher nach dem französischen Original gearbeitet. Abgesehen davon, daß die Briefe des Herzogs von Guise an den König in der lateinischen Ausgabe fehlen, zeigt eine Gegenüberstellung der drei Texte leicht die Abhängigkeit der Verdeutschung vom französischen Text.

| | | |
|---|---|---|
| On dit qu'il y a du plaisir à regarder du bort bouilloner les ondes, et à contempler de dessus la terre, comment l'orage et les vents se jouent de la mer, je le croy: et cela veut dire seulement, qu'il vaut mieux voir le danger de loing, que d'y estre. Mais si du haut d'une coste j'apercevois un navire où j'eusse part, où j'eusse mes amis enfermez, en hazard de se perdre et sans remede emporté contre les rocs, par les courant et par la tourmente, que j'aurois de regret de me ren- | Man sagt, es sei ein Lust, an dem gestadt zu sehen, wie die Wasser Prudeln vnd Blasen geben: vnd am Land zuschawen, wie die Fortun vnnd Sturmwind mit dem Meer gleichsam spielen. Ich glaubs gern. Vnnd ist dieses nichts anders gesagt, als das es wegerer sey, von fernem ein vnglück anzusehen, als darinnen selbs stecken. Wenn ich aber von einer höhe ein Galeen erplickte, daran ich theil hätte, da meine Freundt eingeschlossen weren vnnd in gefahr stünde, das sie on einig hindernuß oder mittel müste zugrund | Vetus est, de littore aestuantes spectare undas et de terra maria videre impetu procellarum tempestatumque agitata, non minimam afferre delectationem. Quod facile credo: quasi quis diceret, satius esse, procul venientia prospicere pericula quam subire praesentia. Verum enimvero si ex altera parte quasi de specula naviculam aspicerem, in qua vel de commodis vel de amicis meis ageretur, in discrimine versari et sine spe salutis adverso fluctu et turbine ad scopulos deferri, non sine dolore |

| | | |
|---|---|---|
| contrer à ce spectacle. Si la France ne m'estoit rien . . . | gehen, dieweil sie an ein Felsen angefaren durch vngestümmigkeit vnd gewalt der Wasserwellen, was für ein Hertzenleyd wirde es mir sein, wann ich mich zu zu eynem solchen Specktackel fände. Diese gelegenheit hat es mit Franckreich. | inciderem in istiusmodi spectaculum. Si Gallia . . . |
| C'est l'intercession, que tu veux dire et finalement petit et simple sujet tu denonces la guerre à ton Roy . . . Si le feu Empereur en eust autant dit à son pére, toute la Chrestienté eust été en armes d'un costé ou d'autre sur cette parole, si Dieu luy touche le coeur aussi, j'espere, que ce sera la derniere. | Diß ist die intercession, die du meinest. Zum beschluß so sagst du dein König kurtz rund den Krieg an. Wann der abgestorben Keyser so viel zu König Henrichen sein Vatter gesagt hette, so hette die gantze Christenheit auff einer oder der andern seiten in der Rüstung sein müssen vmb diese red allein, wenn Gott disem das Hertz berühret, so hoff ich, es werde auch dein letzte sein. | (Der erste Satz fehlt.) Si augustissimae memoriae defunctus imperator tantillum verbuli huius patri dixisset, totus orbis Christianorum in duas partes divisus mutuis inter sese armis congressi fuissent, hoc unico verbulo incitati. Deus modo immortalis pro sua infinita misericordia huic Regi nostro saniorem mentem largiatur. Tu Guisie, quam aliis jam diu machinatus sis, paratam tibi pestem putes ut participes patrem. |

Zur Charakterisierung der Übersetzung, die übrigens gar keine Zusätze oder Abänderungen bringt, füge ich noch hinzu die Beispiele: donner B $1^{b}$ „fürschlagen vnd antragen“ — procedures B $2^{b}$ „fürhaben vnd Proceß“ — passions A $2^{b}$ „affecten vnd neygungen“ — conditions de paix B $1^{b}$ „nechstverschienener auffruhr friedhandlungen“ — grande entrepreneur D $2^{a}$ „grosser Brillenreisser“ — deux forts abilles hommes „zwen geschnitzte Köpff“ — qu'il soit ou Roy ou ruiné F $1^{b}$ „er muß entweder Bischoff oder Bader sein“ — y faisait forts mauvais offices pour ce regard B $4^{a}$ „ettliche steinlin geruckt, also daß er jhn, da er sollte gelebt haben, stets wird auff der hauben gehabt haben.“[1])

### 10. Verzeichnis von der spanischen Armada. 1588.

Als Gesinnungsgenosse der gegen die Liga sich wehrenden Hugenotten in Frankreich, als Freund der um ihre Freiheit ringenden

[1]) Besson meint a. a. O. S. 288 irrtümlich, daß Vilmar S. 39 die Parallelen zu Fischarts Stil aus dem deutschen Discours genommen habe. Sie stammen aber aus der „Ermanung an die Bundbäpstler“.

Niederländer, als Nachbar der gefährdeten protestantischen Schweizer Kantone mußte Fischart in seinen politischen Schriften und Dichtungen vor allem wider den mächtigsten Gegner des Protestantismus, wider Spanien ankämpfen. Ihn erfüllte der glühendste Haß gegen die Spanier, die solche Greuel in den Niederlanden verübt hatten und mit grausamen Beutezügen auch wiederholt ins deutsche Reich eingefallen waren, gegen das Land Spanien, das die Stifter des Dominikaner- und des Jesuitenordens hervorgebracht,[1]) gegen den König des Landes, der sich an die Spitze der katholischen Liga gestellt hatte. In den meisten seiner politischen Schriften weist Fischart auf die Gefahren hin, die von Spanien und von Philipp II. für den Protestantismus drohen; wo er kann, bringt er in seinen Dichtungen Aussprüche voll Haß und Verachtung gegen die Spanier an. Er nennt sie wegen der Blutmischung mit den Mauren: Mauraner, Moraner, Mohren, vergleicht sie wegen ihres Aussehens und wegen ihrer Geilheit mit Faunen, Böcken, Affen und Hunden. Er verhöhnt sie wegen ihres Geizes, ihrer Goldsucht, wegen ihres Blutdurstes gegen die armen Indianer, wegen der „spanischen Krankheit".[2])

Die volle Lauge seines Spottes und Hasses aber konnte er über die Gegner ausschütten in den zwei Schriften, die sich auf das entscheidende Unglück Spaniens, auf die Niederlage der Armada bezogen, in seinem „Verzeichnis der Armada" und in seinem „Gegenbadstüblein".

Ein Ereignis von der weltgeschichtlichen Tragweite des Unterganges der Armada mußte auch auf die literarische Produktion der Zeit mächtig einwirken. Schon die Vorbereitungen der Spanier erfüllten die Welt mit ihrem Rufe. Über die Ausrüstungen der Armada erschienen bereits im Druck zahlreiche Verzeichnisse und Kataloge, dann über die ersten Zusammenstöße auf der See einzelne Berichte. Nach der vollständigen Katastrophe der Armada aber erschienen in ganz Europa eine Unmenge von lateinischen, englischen, französischen, spanischen, italienischen und deutschen Zeitungen mit genauen Mit-

[1]) Vgl. S. Dominici Leben, Vers 1757 ff.

[2]) Geschichtklitterung S. 337: „Aber an Spanniern fehlets, die essen gern weiß Brot vnd küssen gern weisse Meidlein, vnd sind sie stiffelbraun vnd Pechschwartz wie König Balthasar mit seim Affen. Vgl. ebenda S. 39. 61. 160. 348. 431. Trostbüchlein S. 19 f. Praktik bei Scheible S. 609: „Hüt dich vor dem Hundsantlitz, wie die Spanier haben." Vgl. ebenda S. 571. 597. Im Catalogus D 2a: Sepulvedae de Voraginoso sepulchro; „Beweisung, daß ein bewehrter ainen Nackenden vnd ligenden Mann wol schlagen mög, Exemplo Hispanorum wider die Indianer." In den handschriftlichen Randbemerkungen Fischarts zum Goropius Becanus: „Hoc verissimum Spanien steckt voll schwartz brauner moranischer gailer gaißmännlin, Satyren vnd Schütt den Samen; Ey daß sie ein dürren Ast schütteln müßten" und zum Pierius Valerianus: „Darum begegne mir nur kain Spanier oder Moran. Schwartz leut bedeiten Leich."

teilungen über die Einzelheiten dieses außerordentlichen Ereignisses. In England wurde damals die Journalistik erst eröffnet. Während des Krieges erschienen daselbst die sogenannten Mercuries, Kriegszeitungen, welche die einzelnen Siege der Engländer sofort zur allgemeinen Kenntnis brachten. In Deutschland wurde das schon seit Beginn des Jahrhunderts sich entwickelnde Zeitungswesen durch dieses Ereignis mächtig gefördert.[1]) Nach fremden handschriftlichen und gedruckten Berichten erschienen in Deutschland noch 1588 und im folgenden Jahre zahlreiche Zeitungen zu diesem Gegenstande.

In die Reihe dieser Zeitungen, als die umfänglichste und literarisch bemerkenswerteste unter ihnen, gehört Fischarts „Gantz gedenckwürdige vnd Eygentliche Verzeichnus, wie die mächtig vnd Prächtig . . . Spanische Armada . . . abgefahren . . . beschrieben durch H. Engelprecht Mörewinder von Fredewart auß Seeland" 1588.[2])

Die Schrift besteht aus mehreren Teilen. Zunächst am Anfang und am Ende finden sich Original-Beiträge von Fischart: die Vorrede und zwei deutsche Gedichte, auf die im Titel ausdrücklich hingewiesen wird: „Hierzu seindt auch neben einer nötigen Vorred, etliche solchem Rhümlich erhaltenen Sieg zu danck vnd Ehren gemachte Carmina kommen." In der Vorrede trägt Fischart seine bekannten politischen Ansichten mit glühenden Worten vor. Er beginnt mit einem Vergleiche, der ihm überhaupt geläufig ist.[3]) Wie es ein

---

[1]) Vgl. C. F. Duro, La Armada invencible. Madrid 1884. 1885, 2, 503—515. Armada Española. III. Apéndices. Madrid 1897, S. 455—480. Verzeichnet die handschriftlichen und gedruckten Berichte. — Für Deutschland vgl. besonders: R. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus 1, 142. — E. Weller, Die ersten deutschen Zeitungen (Bibliothek des literarischen Vereins. Band 111), S. 309 f., Nr. 672 ff. — B. Stübel, Einige Relationen über die Armada 1588. (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 20, S. 619—630.) — Weller, Nr. 672: „Andere Ausgabe" kenne ich aus München. Es ist nur ein trockenes Verzeichnis der Schiffe und des Schiffsvolks. Wie diese, so haben auch die folgenden zwei Zeitungen, die in Darmstadt aufbewahrt werden, keine näheren Beziehungen zu Fischart: „Warhaffte Beschreibung Der mechtigen Armada, so der König aus Hispanien wider Engelland, Hollandt vnd Seelandt außgeschickt vnd gäntzlich vermeinet . . ." Nider Wesel 1588 (H 1529) und: „Brief et simple discours des grans appareils de Philippe roy d'Espagne contre la roine et le royaume d'Angleterre" s. l. 1588 (H 1528).

[2]) Der ganze Titel bei Kurz 3, LV f.; Wendeler S. 328 f.; vgl. auch A. Schmidt im Centralblatt für Bibliothekswesen 10, 454. Exemplare in Aarau, Darmstadt, Ulm, Wolfenbüttel, Zürich. Es liegen zwei verschiedene Drucke vor: im Darmstädter Exemplar stehen die lateinischen Epigramme auf der vorletzten, in den übrigen Exemplaren auf der letzten Seite. Abgedruckt ist die Schrift in Scheibles Kloster 10, 1047—1122. Gegen Kurz und Goedeke bemerke ich, daß sich in München an beiden Bibliotheken kein Exemplar der Armada von Fischart befindet.

[3]) Ähnliche Gedanken finden sich im 5. Kapitel der Geschichtklitterung und im Ehezuchtbüchlein.

tüchtiger Hausvater kaum glauben werde, daß es widersinnige Hausherren gebe, die unter ihrem Gesinde Uneinigkeit pflanzen, so erscheine es treuen und redlichen Obrigkeiten seltsam, wenn gewissenlose Machthaber unter ihren Landschaften und Untertanen Unfrieden und Bürgerkriege anzetteln. Heutzutage aber haben vornehme christliche und überkatholische Monarchen (auf Frankreich wird nur leise angespielt) nach Macchiavellis[1]) Tyrannenlehre eine unaufrichtige und arglistige Form des Regierens im Brauche, so namentlich Philipp II. seit dem Jahre 1564 gegen die Niederländer. Er habe ihnen ihre alten Freiheiten und den Religionsfrieden verwehrt, die französischen Zerwürfnisse zu ihnen verpflanzt, ihr Land überzogen mit seinen „Maranischen Spaniern, so des Massacrierens, Blutgeudens vnd Statt- vnd Landaußmetzigens in den Newen Inseln gegen vnbewehrten Leuten bewohnt", er habe viele Befehlshaber gegen sie ausgesandt, den „Hertzog von Alba mit seiner Türckischen Tyranney, Dom Ludwig von Requisentza mit seiner Füchsischen Arglistigkeit, Dom Johann von Austria auf seiner Meineidigen betrieglichkeit vnd den Hertzog von Parma mit seinen vnverdrossenen Waaffen". Er habe zuletzt ein unnachsichtliches Urteil der heiligen Inquisition zu Madrid vom 16. Februar 1586 wider sie fällen lassen. Da aber trotz aller dieser Bedrückungen die Niederländer nur noch widerstandskräftiger geworden wären und sich mit England zur Gegenwehr verbunden hätten, sei nun von Philipp die große Schiffsmacht zur gänzlichen Eroberung der evangelischen Lande ausgerüstet worden.[2])

Am Schlusse des Berichtes steht ein sicher aus England stammendes, Th. B. V. gezeichnetes Carmen triumphale an die Königin Elisabeth, lateinische Distichen, die Fischart in seinem „Siegdanck oder Triumpffspruch zu Ehren der vortrefflichen Königin in Engellandt" verbreitert und mit einigen Zusätzen in Reimpaaren wiedergegeben hat. Ferner eine kurze lateinische Parodie auf den englischen Gruß an Maria, Ave mare anglicum, das Fischarten angeregt hat zu seinem übrigens ganz selbständigen umfänglichen Gedicht: „Satyrischer oder Freyhartischer Engelländischer (aber nicht englischer) Gruß an die Lieben Spanier." Auf dem letzten Blatte endlich stehen

[1]) Ähnliche Aussprüche gegen Machiavell finden sich bei Fischart öfters, siehe Euphorion 8, 555.

[2]) Kein Zweifel, daß diese Vorrede von Fischart herrührt. Fremde Anregungen hat er aber auch hiefür verwertet. In der noch unten zu nennenden deutschen Zeitung „Schiffsstreit" findet sich eine allerdings ganz kurze Vorrede mit ähnlichen Gedanken und einer fast wörtlich mit dem oben zitierten Satze übereinstimmenden Stelle: „Demnach aber dem Duca de Alba mit seiner Tyranney, Don Loys de Requisentz mit seiner listigkeit, Don Joan de Austria mit seiner betriegligkeit vnd dann der Prince von Parma mit seinen Waffen", — pointierte Charakteristiken, die auch aus einer gemeinsamen Quelle stammen könnten.

einzelne lateinische Distichen, die mit M. D. H. gezeichnet, sicher nicht von Fischart herrühren. Sie finden sich ganz ähnlich in anderen Zeitungen über die Armada. Gleich eine der ältesten: „Warhaffte Relation, vberschlag vnd Inhalt der Kriegsrüstung oder Armada ... auß Hispanisch in Teutsch vbersetzt zu Cölln den 6. Augusti 1588. Durch Michael Eytzinger Austriacum" hat zum Schluß das Distichon:

Ad Anglam (!) et eius Asseclas Europae.

Tu quae Romanas volusti (!) spernere leges,
Hispano disces subdere colla jugo.

Englischerseits wurde auf dieses auch sonst mitgeteilte[1]) Distichon folgendermaßen erwidert:

Ad Hispanum et eius Asseclas.

Tu, qui Christogonam voluisti perdere gentem,
Supremo disces subdere colla jugo.

Ganz ähnliche Distichen kehren in Fischarts Zeitung wieder:[2])

ΠΡΟΤΑΣΙΣ Hispani Regis.

Anglia Romanas ausa est quae spernere leges,
Hispano discat subdere colla jugo.

ΚΑΤΑΣΤΡΟΦΗ Jehovae Opt. Max.

Ausa Dei sacros Hispania perdere coetus,
Angliaco discat subdere colla jugo.

Aliter.

Viribus Hispanus classe et spoliatus et armis,
Subdidit insueto colla superba jugo.

ΔΑΛΩΣ.

Hispanus rabie votum qui terruis orbem,
Foemineo misere perditus ense jacet.
I nunc tolle animos, armisque lacesse Jehovam
Sic memores, quid sit ludere velle Deum.

M. D. H.

Der Hauptinhalt der Fischartschen Zeitung, die Berichte über die Ausrüstung und die Schicksale der Armada sind, wie der Titel besagt, „Auß gewissen Kundtschafften vnd vnderschiedenen wahren Berichten zusammengetragen." Für diesen Hauptteil hat Fischart fremde und deutsche Zeitungen benutzt, vielleicht auch aus Berichten

---

[1]) Vgl. Stübel, a. a. O. S. 621.

[2]) Ich teile sie hier mit, weil sie weder bei Scheible, noch bei Kurz und anderwärts abgedruckt sind.

geschöpft, die dem Verleger handschriftlich zugekommen sind. Die „Copey des Decrets oder Vrtheils, so durch die Meister der heiligen Inquisition vber die Niderland ... gefält worden“ stimmt wortwörtlich überein mit der Copey dieses Urteils in der Zeitung: „Schiffsstreit Das ist kurtze doch warhafftige Zeitung vnnd Beschreibung der mechtigen Armada ... Auß Englischer Sprach in Deutsch transferirt. Niderwesel 1588“.[1])

Fischart hat also dieses Urteil nicht selbst verdeutscht. Seine Zeitung bringt ferner mehrere Berichte verschiedener spanischer Gefangener, die dem Verleger aus England und Holland vielleicht auch schon übersetzt zugekommen waren. Wie denn auch der oben erwähnte „Schifffstreit“ einen Bericht des von den Engländern gefangenen spanischen Obersten Jakob de Medrago mitteilt. Bei Fischart geht aber den Aussagen der Gefangenen und den Verzeichnissen der untergegangenen spanischen Schiffe und Leute als eigentliches Hauptstück eine „Vil Denckwürdige vnd eygentliche Beschreibung“ (bei Scheible S. 1054—1082) voraus. Dieses umfängliche Stück gibt eine Gesamtschilderung des geschichtlichen Ereignisses: der stattlichen, ja protzigen Ausrüstung der Armada, ihrer Schiffe, Matrosen, Krieger, ihrer adeligen und fürstlichen Befehlshaber, anderseits der angestrengtesten Gegenrüstungen zur See und der Vertheidigungsmaßregeln zu Lande in dem von Opfermut und Vaterlandsliebe beseelten England, dann eine trockene Aufzählung der Zusammenstöße auf dem Meere und der Unglücksfälle der Armada Tag für Tag von Mitte Juli bis Anfang August. Die übermütige Prahlerei der Spanier wird verhöhnt, die Tapferkeit der Engländer gerühmt, zum Schlusse Gott gedankt, daß er so sichtbar den Schwächeren Schutz verliehen habe. Diese Beschreibung ist, nach dem Parteistandpunkt zu urteilen, zweifellos in England abgefaßt worden und nach dem lateinischen Original von Fischart oder doch unter dessen Mitwirkung verdeutscht worden. Daß das Original lateinisch war, ergibt sich aus den stehen gebliebenen lateinischen Namensformen und Redewendungen, während Fischarts Anteil aus der Art der Erweiterungen, aus den Wortspielen u. s. w. ersichtlich ist.

Fischarts Quelle zu dieser Beschreibung kann ich wenigstens indirekt nachweisen. Die lateinische Vorlage selbst ist mir nicht zu Gesicht gekommen, wohl aber deren Verdeutschung in der Zeitung: „Kurtze vnd warhafftige Erzehlung Von der Spanischen vnd Englischen Kriegsrüstung zu Wasser ... Aus Frantzösischer vnd Lateinischer Sprach verteutscht. Getruckt im Jahr 1589.“ (Dresdener

[1]) Dresdener Hofbibliothek Hist. Britann. 395, 32 und Münchener Universitätsbibliothek 4 Hist. 1447. Mischband mit mehreren deutschen Zeitungen über die Armada. Darunter auch Weller Nr. 673.

Hofbibliothek. Hist. Britann. 395, 34).[1]) Diese Zeitung stimmt mit Fischarts Beschreibung (abgesehen von kleinen Erweiterungen) sachlich völlig überein, und auch wörtlich, soweit dies überhaupt zwischen zwei selbständigen Übertragungen derselben Vorlage möglich ist.

Ich gebe ein Stück des Anfangs beider Zeitungen als Beispiel, aus dem man zunächst die echt Fischartischen Erweiterungen (in gesperrter Schrift) und im übrigen die genaue Übereinstimmung beider Berichte ersehen kann.

Fischart. S. 1054 f.

Nachdem der König zu Hispanien Philippus (welcher sich ein Monarcham beider Orientischen vnd Occidentischen Indien, vnd der Christlichen Inseln schreibet) in disem 1588. Jar, für vnd für in den verlauffenen Monaten, Maio, Junio, Julio vnnd Augusto mit einer grossen Armada im Oceano herumbgeschweifet, vnnd die Königin auß Engelland gleichsfalls nicht mit geringer macht vnd gewalt derselben vnder augen gezogen, seind darvon seidher hin vnd wider, nach dem ein jeder Affectioniret gewesen, viel vngewisse geschrey vnnd zeittungen, deßwegen spargirt worden, wann aber, wie man Sprüchwortsweiß sagt, die warheit ein Tochter der zeit heißt, das ist, daß mit der weil, wann die Famarumorisch zeitung fertig Lugenpost sich müd gerennet vnd geloffen, dermaleneins der lang auffgehalten vnd Arrestiert hinckend Warheitbott hinden nach kommet, So hab ich, als der gedachter beiderseits verhandlung an gewissen enden, eigentliche nachfrag vnnd erkündigung gehabt, mir nun fürgenommen, dieses verlauffenen handels, inmassen sich derselbe allenthalben zugetragen, gründtlichen bericht zu thun, damit die liebe Posteritet auch wissen möge, mit was ernst, eiffer vnnd vnkoste dieser Hauptkrieg zu Wasser sey getriben vnd vorgenommen worden. Als viel man aber auß der von beiden theilen hinc inde ergangenen schreiben vernemmen mögen, so hat ermelter König von Hispanien eine Armada von 126. Kriegsschiffen, an

Kurtze Erzehlung. A 2ᵃ.

Demnach der großmechtige König Philippus zu Hispanien zu jetzigen letzten zeiten der Welt vnd dieses werendes Tausent fünffhundert Acht vnd achtzigestes Jare die nechst verschienen Monat: Maij, Junij, Julij vnd Augusti vber mit seiner gewaltigen Armad sich auff dem Meer sehn lassen. Anderseits die Königin zu Engelland sich nit mit geringerem ernst zur gegenwehr gefast gemacht vnd aber hieuon viel vnwarhaffts vnd widerwerdigs dings, nach dem ein jeder diesem oder dem andern theil beypflichtig vnter die Leut ausgesprengt worden. Als hat man für ein notturft vnd rathsamb angesehen, den gantzen verlauff kürtzlich vnd inhalts der warheit an Tag zugeben, damit aller zweiffel vnd vngewißheit auffgehaben vnd der lieben Posteritet offenbar werde, was zu jetziger zeit mit auffwentnüß so mercklichen vnkostens vnd mit solchem hohen ernst verhandelt worden.

So viel man nun aus beyderseits außgangnen schrifften der gefangnen bekentnissen vnd aussagen auch von mehrerley örtern vber Meer gesandten Brieffen bißhero bestendige nachrichtung haben mögen, so hat höchstgedachter König in Spania hundert sechs vnd zwantzig Kriegsschiff aus vnterschiedlichen Spanischen Prouincien vnd andern Königreichen zuhauff gebracht, vngerechnet die dreissig last Schiff, darauff die Prouiant vnd nothwendige Commiß vorgedachter Armad hat sollen zu vnd nachgeführt werden.

Vber welche Schiff oder Armad ist zum Häupt general Obristen oder Ami-

[1]) Ein Breslauer Exemplar dieser Zeitung erwähnt Meusebach S. 329 ohne auf die Beziehungen zu Fischarts Armada hinzuweisen.

vnderschiedenen örtern in Hispanien vnd Italien, vnnd andern seinen Königreichen mehr zurüsten lassen, ohne die 30. Schiff, die allerley Prouiand, Munition vnnd Victualien, so man hierzu haben müssen, mit sich geführet.

Vber dise gantze Armada war Aloysius Peresius von Elquisina, Hertzog zu Medina Sidonia, Obrister Admiral verordnet, welchem noch viel andere mehr Fürsten vnnd Herzogen zu Mitverwaltern zugeben worden, damit die Armada desto besser regiert vnd versehen werden möchte.

ral verordnet gewest Don Alons Peresi von Elguisma, Hertzog von Medina Sidonia, dem seind vnterschiedliche Leutenant zugeordnet worden, welche jhm die Armad haben regieren helffen.

Wie in den letzten Sätzen so geht es mit der genauen Übereinstimmung fort durch die ganze Beschreibung. Ein kleines Beispiel füge ich noch an, wo Fischart ein Wortspiel mit dem Namen des Kapitäns Francis Drake anbringt.

Fischart 1064 f.

aber es hat keiner mit dem Feinde mehr als Franciscus Drach gestritten, welcher nur ein klein Büchsenschuß weit von jhnen gewesen vnnd mercklichen abbruch gethan. . . . Dann als sich gedachts Schiff gleich erstmals auß seins Gubernatoris vbermut von den andern schiffen hatte gesondert, wurde es jhe lenger, jhe mehr durch des gemelten Trachen geschwindigkeit, welcher sich damals nicht anders, dann wie ein dapfferer Jäger erzeiget, erobert, Seiteinmal dieses der Jäger brauch vnnd gewonheit ist, daß wenn sie vnter vilen Hirschen einen schiessen oder fellen wöllen, sie gemeinigklichen denselben von den anderen treiben vnd abscheiden, damit sie jhn desto füglicher allein fellen können.

Erzehlung B 4[b] f.

aber keiner ist so nahe als Capiten Tralh an den Feind gerückt, welcher nicht weiter als ein handrohr schuß vom selben gehalten vnd mercklichen abbruch gethan hat. . . . welches (Schiff) sich anfenglich aus vbermuth des Obristen von der andern Armad hinaus gethan, hernach durch geschwindigkeit des Tralhen, der damals handlet wie ein wackerer Jäger, je lenger je weiter herdan vnd beseits gebracht worden, denn es haben die Jäger im brauch, wenn sie vnter etlichen stück Wild oder Hirschen einen gewissen allein schiessen oder fangen wöllen, daß sie sehen, wie sie denselben von dem andern Wild hinweg vnd auff ein ort bringen, damit sie desto gewisser auff jn zihlen vnd seiner weniger fehlen mögen.

Bezeichnend für Fischart ist auch die Namensbildung „Graf von Machtswellen“ für Graf Maxouel.

Der letzte Abschnitt Fischarts (S. 1082) ist selbständig hinzugefügt für einen breiteren Schlußabsatz anderen Inhalts in der „Kurtzen Erzehlung“.

(Schluß folgt.)

# Verschollenes von Goethe.

Mitgeteilt von Max Morris in Berlin.

Am 14. September 1807 schreibt Goethe an Cotta: „Beykommendes zu beliebigem Gebrauch. Ich werde manchmal über unsre Zustände etwas einsenden und bitte dagegen von andren oft mißwollenden Federn nichts aufzunehmen; Seit einigen Tagen bin auch ich wieder hier und melde nächstens mehr."

Goethe war nach zehnwöchentlichem Aufenthalt in Karlsbad am 10. September in Jena und am 11. in Weimar eingetroffen. Ein Blick in das Tagebuch zeigt, welches Weimarische Ereignis er so unmittelbar nach seiner Rückkehr zu berichten fand:

„11. (September) . . . Um 8 Uhr von Jena ausgefahren und gegen ½11 Uhr in Weimar eingetroffen, wo die ganze Stadt mit den Anstalten zum Empfang der Erbprinzessin beschäftigt war . . . Gegen Abend ein Gang durch die Stadt um die Empfangsanstalten zu besehen.

12. . . Gleich nach Tisch strömte alles der Großfürstin entgegen, die nach 3 Uhr ankam . . .

13. Bey Durchlaucht dem Herzog, der gestern auch angekommen war."

Eine an Cotta zum Abdruck übersandte Notiz über Vorfälle in Weimar ist natürlich im Morgenblatt zu suchen. Dort findet sie sich denn auch in Nr. 231 vom 26. September:

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, 13 Sept.

Gestern führte der Erbprinz Carl Friedrich seine Gemahlinn, die allgemein geliebte und verehrte Großfürstinn, Maria Paulowna, in hiesige Residenz zurück. Ihre Kaiserl. Hoheit hatten solche bekanntlich im October vorigen Jahres, um den Unruhen und Schrecknissen des Kriegs auszuweichen, verlassen. Ihr bis jetzt verlängerter Aufenthalt in Schleswig hatte für Ihre Gesundheit, welche einer langen Reise vielleicht nicht auszusetzen gewesen, einen Jeden besorgt gemacht, der die glücklichste baldige Rückkehr wünschte; als diese nun wirklich erfolgte, war die Freude, der Jubel allgemein, und über alle Beschreibung. In einer kurzen Zeit, wo man dieses Ereigniß voraus erfahren, war das Mögliche zum fröhlichsten Empfang bereitet worden. Auf der Landesgränze hatten die Landleute einen großen, zierlich geschmückten Ehren-Bogen errichtet, und frohlockten den hohen Ankommenden zuerst entgegen. Hierauf trafen Dieselben auf die Menge der mit einem Husaren-Commando und der Herzogl. Jägerey entgegengekommenen Reiter aus allen Ständen. Von der hiesigen Stadt bewillkommten der ganze Magistrat, die nach den Innungen mit ihren Fahnen aufgezogene Bürgerschaft, und über hundert Mädchen, Töchter angesehener Herzogl. Diener, Bürger und Einwohner der Residenz.

In dieser Begleitung kamen Sie hier an. Die Strassen der Stadt waren mit Festons und großen horizontalschwebenden Kränzen von Eichenlaub, von einer

Seite zur andern, durchzogen; ein jedes Haus war besonders mit Guirlanden und Kränzen von frischem Grün, mit Blumen durchflochten, geschmückt, viele mit bunten und reichen Draperien dekorirt. Alles dieses, wie es mit Geschmack geordnet worden, gewährte einen neuen höchsterfreulichen Anblick. Ein ununterbrochener freudiger Zuruf begleitete[1]) den langen Zug; auf dem Markt erschallten Paucken und Trompeten, frohe Musik von allen Seiten.

Die Ankunft des regierenden Herzogs aus Dresden, nach einer Abwesenheit von einigen Wochen in den Bädern zu Töplitz, erfolgte fast in demselben Momente, wo die Erbprinzliche Herrschaft von der Herzoginn im Residenzschloß empfangen wurde, und erhöhte die Feyer des Tages, an welchem auch mancher fremde zufällig überraschte Augenzeuge gern Theil nahm, der mit Vergnügen sich daran erinnern wird.

Auf den Inhalt dieses Zeitungsartikels vom 13. September bezieht sich in dem Begleitschreiben vom 14. September die Wendung: „Seit einigen Tagen bin auch ich wieder hier.“ Daß Goethe die Notiz nicht nur übersandt, sondern auch verfaßt hat, ergibt sich aus der Sachlage und auch aus einigen stilistischen Merkmalen, z. B. der Vorliebe für den verstärkenden Superlativ: „die glücklichste baldige Rückkehr ... zum fröhlichsten Empfang.“ Nachdem er den Abdruck seiner Einsendung erhalten hat, schreibt er am 1. November an Cotta: „Auch das Morgenblatt habe ich erhalten schon bis über die Hälfte Octobers, wofür ich bestens danke und gelegentlich wieder etwas für dasselbe übersende.“ Das ist denn auch geschehen; am 5. Dezember bringt das Morgenblatt den Aufsatz:

## Die Zeichenschule in Weimar.

Jede Anstalt, die auf allgemeine Bildung und Industrie einen bedeutenden Einfluß hat, verdient zur Kenntniß des größern Publikums zu gelangen. Die herzogl. freye Zeichenschule in Weimar hat hierauf besondere Ansprüche, als eines der ältesten Institute der Art, das für verschiedene andere zum Muster dient, und das durch die sorgfältige Pflege des im vorigen Jahre verstorbenen würdigen Vorstehers Krause einen sehr bedeutenden Wirkungskreis erreichte. Bey der großen Anzahl der Schüler — es mögen etwa 320 seyn — ist die neue Einrichtung sehr zweckmäßig, daß nicht mehr, wie sonst, sämmtliche Lehrer sämmtliche Schüler nach Willkühr unterrichten, sondern wöchentlich abwechselnd ein jeder nur einer gewissen Anzahl seinen Unterricht ertheilt. Dieser wird dadurch gleichförmiger und zweckmäßiger, und unstreitig hat diese Veränderung größtentheils die merklichen Fortschritte, welche die Schüler im Laufe dieses Jahrs gemacht haben, bewirkt.

Müßte sich jeder Schüler bestimmt erklären, welchen Zweck er beym Zeichnen beabsichtige, so müßte die getroffene Einrichtung noch nützlicher werden. Denn soll das Zeichnen blos zur allgemeinen Bildung des Geschmacks dienen, oder hat es, wie bey den dürftigern Klassen es seyn sollte, mehrere Fertigkeit und Geschicklichkeit in irgend einem gewählten Erwerbszweige zur Absicht, so läßt sich die Art des Unterrichts näher bestimmen, und die Lehrer können mit größerem Erfolge darauf hinwirken. So muß der künftige Handwerker, z. B. Drechsler, Tischler 2c. vornämlich der Ornamente sich befleißen, und das Landschaftzeichnen wird ihm zu seinem Hauptgeschäft nicht so behülflich seyn.

[1]) Der Druck hat: begleiteten.

Da die Unzulänglichkeit der Werkzeuge kein geringes Hinderniß bei dergleichen Anstalten ist, so war der Gedanke des Herrn Legationsraths Bertuch, Schiefertafeln und Griffel für die Anfänger einzuführen, sehr glücklich, und es ist zu wünschen, daß man sich dieses Mittels, das für die ersten Versuche zum Auslöschen, Verbessern und Wiederholen so leicht und bequem ist, überall so lange bediene, bis Aug und Hand einige Fertigkeiten erlangt haben. Erst alsdann sollte, nach dem Wunsche der Direktion des Instituts, zu Umrissen mit Bleistift und mit der Farbe auf Papier übergegangen, dann dieselben angetuscht, und endlich mit Aquarellfarben ausgemahlt werden dürfen. Über dieses letztere hinaus sollte sich der Unterricht in den öffentlichen Lehrstunden nicht erstrecken, indem es hiezu an Raum und den übrigen Erfordernissen fehlen würde, und der erste und vornehmste Zweck des Instituts, eine allgemeine Geschmacks-Bildung, dennoch erreicht, und auf alle Schüler, ohne Unterschied, möglichst wohlthätig gewirkt werden kann. Dem Wohlbegabten ist die Entwicklung der Talente erleichtert, und den übrigen wird auf mechanischen Wegen beygebracht, was Nothdurft erheischt. Nach diesen Grundsätzen duldet das Institut auch selbst die Nachlässigen, da es immer noch besser ist, wenn man vom Zeichnen wenig, als wenn man gar nichts lernt.

Wie sehr das Institut seine schöne Absicht erreicht, zeugten die ausgestellten Arbeiten der Schüler, wovon das November-Heft des Journals des Luxus und der Moden das Nähere angibt, und wovon wir hier Folgendes anführen wollen, da es den Zweck des Instituts in einem so freundlichen, lieblichen Ton angibt, wie ihn nur ein Meister darzustellen versteht.

„Rühmlicher Erwähnung haben sich auch besonders werth gemacht F. E. Chr. Fiedler aus Jena, und Fr. Wilh. Schmidt aus Eckartsberge, der erste durch wohlgemahlte Landschaften in Aquarell und Gouache, der andere durch Köpfe und Figuren. Obschon nicht zu Künstlern bestimmt, haben sie sich demungeachtet beyde durch Talent und Fleiß bis zu der Fertigkeit emporgearbeitet, jeder in seinem Fache, jedes Kunstwerk, das man ihm etwa vorlegen möchte, befriedigend abzuzeichnen, oder erforderlichen Falls nachzumahlen; sie haben auch ferner, wie zu hoffen ist, während ihrer Übungen sich Fähigkeiten zu einem verständigen Urtheil in Sachen der Kunst und des Geschmacks erworben, und somit stellt sich in ihnen der ganze Zweck der öffentlichen Lehrstunden unsers freyen Zeichen-Instituts als wirklich erfüllt dar. Mögen sie nun, wenn es ihnen beliebt, das Institut noch ferner besuchen, gerne werden sie immer gesehen seyn, doch nicht als Schüler, sondern als Freunde, als Gäste; denn um noch weitere Vorschritte zu thun, bedürfen sie Unterricht und Uebungen höherer Art, und müßten ihre Zeit ungetheilt der Kunst zuwenden können."

Auch dieser Aufsatz ist von Goethe eingeschickt, dessen ausdrückliches Geheiß, nichts von anderer Seite über Weimarische Zustände aufzunehmen, Cotta zunächst gewiß befolgt hat. Nun läge es nahe, als Verfasser den Vorsteher der Zeichenschule, Heinrich Meyer, zu vermuten, aber diesem gehört vielmehr der hier mit so hohem Lobe zitierte Aufsatz über die Zeichenschule im Journal des Luxus und der Moden, der zwar auch nicht unterzeichnet ist, aber nach Inhalt und Ton offenbar von dem Leiter des Instituts stammt. Meyer hatte die Zeichenschule im November 1806 übernommen und gibt also dort seinen ersten Rechenschaftsbericht. Der Morgenblattaufsatz ruht in seinen tatsächlichen Angaben auf dem im Journal des Luxus und der Moden, bietet aber mehr allgemeine Erwägungen. Daß er von Goethe herrührt, ist nach dem bisher Dargelegten wahrscheinlich;

den bestimmten Beweis liefert die Vergleichung mit dem Wortlaute eines Blattes, das die Eltern der Schüler auszufüllen hatten. Goethe schickt am 7. Dezember 1806 dreihundert Exemplare davon an Meyer. Es heißt darin: „Denn es ist ein großer Unterschied, ob das Zeichnen blos zur Bildung des Geschmacks, zur Erweckung einiger Fertigkeit des Auges und der Hand oder zu besonderen Zwecken, z. B. zum Behuf der Stickerei getrieben wird; wie dann die Handwerker wiederum auf eine andere Weise anzuleiten sind.“ (Stichling, Goethe und die freie Zeichenschule in Weimar. Weimarische Beiträge zur Literatur und Kunst, Weimar 1865, S. 42.) Die Übereinstimmung des angeführten Passus mit dem zweiten Absatze des Morgenblattaufsatzes bestätigt nun auch zugleich Stichlings Vermutung, daß der Text des Blattes für die Eltern der Schüler von Goethe herrühre. Das ist nur scheinbar ein Zirkelschluß.

Goethe ließ sich herbei, das Morgenblatt mit solchen kleinen Artikeln zu versorgen, um mißwollenden Notizen von anderer Seite vorzubeugen, wie er das ja selber ausspricht. Das Nähere darüber ist Goethe-Jahrbuch 16, S. 16 nachzulesen. Vgl. auch Goethe an Cotta 25. Dezember 1806 und 30. August 1807. Dazu Schiller an Körner 29. Oktober 1798: „Goethe hat sich den Spaß gemacht, diese Relationen selbst zu machen, daß er sie Böttiger aus den Zähnen reiße.“

Später wurde dann Goethes Wunsch wieder außer Acht gelassen; denn die Korrespondenz-Nachrichten aus Weimar im Jahrgange 1808 (Nr. 82 über die Anwesenheit der Frau von Stael und Zacharias Werners und Nr. 243—244 über Napoleons Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander) stammen ihrem Tone nach keinesfalls von Goethe.

---

# Zu Otto Runges Leben und Schriften.

Von Reinhold Steig in Berlin.

---

Im Archiv für das Studium der neueren Sprachen 107, 277 habe ich über Otto Runges Märchen vom Machandelboom und dem Fischer und siner Fru gehandelt. Das erste Märchen erschien 1808 in der Einsiedlerzeitung. Beide zusammen wurden 1811, fast gleichzeitig, in Büschings Deutschen Volkssagen und in Grimms Kinder- und Hausmärchen gedruckt. Die Grimmsche Fassung erwies sich als beeinflußt erstens durch die Einmischung des Verlegers Georg Andreas Reimer und zweitens durch die später vorgenommene

und von Grimms akzeptierte Überarbeitung Daniel Runges. So daß also Arnims Druck des Machandelbooms und Büschings Druck des Fischers uns als diejenigen Gestalten der Märchen zu gelten haben, welche der Niederschrift des Maler-Dichters Runge am nächsten stehen und uns, soweit es geht, die verlorene (oder noch nicht wieder aufgetauchte) Handschrift Runges ersetzen müssen.

Wie für diese beiden Märchen Runges, stand mir auch für seine übrigen schriftstellerischen Erzeugnisse keine Zeile seiner eigenen Hand zur Seite. Wir sind in dieser Hinsicht allein auf die bekannten beiden, von seinem ältesten Bruder Daniel 1840 herausgegebenen Bände der „Hinterlassenen Schriften" angewiesen. Nun hat mir aber der Zufall und die Freundlichkeit des Herrn Dr. de Gruyter, der, als jetziger Besitzer der vormaligen Reimerschen Verlagsbuchhandlung in Berlin, mir die Durchsicht des erhaltenen Restes der Verlagspapiere bereitwilligst gestattete, fünf Rungesche Briefe an Georg Andreas Reimer in die Hände gespielt. Sie sind seinerzeit für die Herrichtung der genannten beiden Bände nicht benutzt worden, und so kommt es, daß ihnen einige neue Aufschlüsse entnommen werden können, und zwar in dreifacher Hinsicht: was nämlich Runges Lebensbeziehungen, seine dichterische Art und — mittelbar — die beiden Märchen anbelangt.

In den Hinterlassenen Schriften, auch in den Briefpartien, kommt Reimers Name, soviel ich sehe, überhaupt nicht vor. Die neuen fünf Briefe, aus der Zeit von 1803 bis 1808, setzen aber von Anfang an eine fertige Freundschaft voraus, die nicht erst im literarischen oder geschäftlichen Verkehre zu stande kam. Reimer und Runge waren Altersgenossen und Landsleute: jener 1776 zu Greifswald, dieser 1777 nicht weit davon in Wolgast geboren. Runge kam früh durch seinen Bruder in die buchhändlerischen Kreise Hamburgs hinein, die mit Reimer in Verbindung standen, und dann am Anfang des neuen Jahrhunderts genoß er in Dresden den vertrauten Umgang Ludwig Tiecks, dessen Verhältnis zu Reimer ja bekannt ist. Von den Hamburgern nenne ich Friedrich Perthes, der später die Hinterlassenen Schriften verlegte, um — wozu man auch Görresbriefe 9, 531 vergleichen möge — folgende Stelle über Runge aus einem seiner Briefe an Jacob Grimm anzuschließen (Gotha, 10. März 1840):

Ueberaus große Freude haben Sie mir gemacht durch den glänzenden Beweis Ihrer Theilnahme an den Runge'schen Schriften[1]).. Sehr recht haben Sie, daß

[1]) Jacob Grimm war damals in Cassel. Das Verzeichnis der Subskribenten, dem zweiten Bande vorgedruckt, weist 25 Namen aus Cassel auf. Die meisten standen in nachweisbarem Verkehr mit den Brüdern Grimm. Es ist anzunehmen, daß die Casseler Subskribenten durch Grimms gewonnen worden sind.

die Herausgabe vor 20 oder 30 Jahren mehr angezogen haben würde .. Otto's Anschauungen vereinigen in sich festen christlichen Glauben, feurige Phantasie und tiefen Forschungsgeist. Aber eben hier entsprangen bei mir die Bedenklichkeiten gegen die Herausgabe. Otto hatte das Wahre der Mystik Jacob Böhme's aufgefaßt, damit aber auch Manches von dessen Vorstellungsweise, und so kam er zu dem Gewagten, z. B. die Dreieinigkeit in den Farben zu finden und die gelbe dem Heiligen Geist zu vindiciren. Otto würde bei seinem klaren Sinn sich durch solch Phantastisches durchgearbeitet haben, wäre er leben geblieben — nun aber steht es abgeschlossen da und ist rohen und platten Geistern preißgegeben. Otto war nach Körper und Sinn ein derber, heitrer Pommeraner, aber tiefer Ernst war Grundlage; — so wendete er sich von dem Katholisiren bei Einigen der damaligen romantischen Schule ab, weil es ihm nur als ein Spiel erschien.

Von Perthes gibt es auch noch ein ganzes Päckchen Briefe an Reimer. So liefen zwischen Reimer und Runge viele Beziehungen hin und her, die die Grundlage ihrer Freundschaft bildeten.

Der erste Brief Runges an Reimer kam 1803 aus Dresden. Voraussetzung ist, daß Runge vorher in Berlin und bei Reimer, Bernhardi und anderen gewesen sein muß. Diese Reise machte Runge (Hinterlassene Schriften 2, 242. 492) mit seiner Braut Pauline Bassenge und deren Mutter von Dresden nach Wolgast und zurück vom 7. August bis 16. September 1803. Wieder in Dresden, schrieb er nunmehr an Reimer, und die Nachrichten, die er gibt, stimmen zum Teil mit denen zusammen, die sich in gleichzeitigen (im 1. Bande gedruckten) Briefen an andere Nahestehende sich finden:

Dresden d. 24. October 1803

Lieber Reimer

Ich habe schon sehr lange an Dich schreiben wollen hab es aber nicht gethan ich bin auch in Leipzig gewesen und bin so mit meinen Arbeiten auch sehr behaftet gewesen daß ich nicht viel Zeit gehabt habe, ich bitte Deine Frau und Schwiegerin recht von Herzen zu grüßen von uns und der Mutter, ich bin nun mit den Kupferstechern in richtigkeit und sie arbeiten auch frisch daran, ich werde zu Johannis, denke ich, mit allen fertig seyn was daran bummelt und bammelt eher aber nicht, ich schicke Dir auch das versprochen Lied hierin,[1]) Du kansts etwas für Dich behalten ich hab es für mich selbst gemacht und weil ichs nicht laßen konnte und niemand hatte den ich meine Noth klagen konte, doch das ist nun mit Gottes Hülfe alles vorbey, und ich denke sehr stark an meiner Abreise welche heut über 3 Wochen wol vor sich gehen wird, erkundige Dich doch unter der Hand ob A W Schlegel gegen die Zeit nach Waimar geht mir wäre es nicht sehr lieb mit ihm dort zu seyn. ich bin mit meinen Arbeiten hier fertig und räume jezt blos noch so auf, ich freue mich aufs Arbeiten in Hamburg. — ich habe mit einen Polnischen Grafen Biernacky mit dem ich auch nach Leipzig war, sehr genaue Bekantschaft gemacht und ihm versprechen müßen ihm mit den Jahren ein mahl eine Kirche in seinen Landen zu bauen wir werden sehn was dort zu machen ist, es könte wol sehr schön werden, ich werde mahl auf einige Zeit zu ihm reisen müßen.

---

[1]) über das Lied weiter unten.

Die Minnelieder sind wie ich merke noch nicht da, es wird noch wol an der Vorrede liegen, laß Dir nur die Zeit nicht zur unrechten Zeit lang werden, und werde auch zur rechten Zeit böse. Tieck ist ein bisgen ein Kind, das ordentlich ein bisgen gezwungen werden kann.

Wilst Du wol so gut seyn und nachfolgende Bücher an den Baron v. Hardenberg, Leutnant bey der Garde und wohnhaft auf der kleinen Schießgasse absenden, die Bezahlung kann gemacht werden wie Du wilst entweder an Gerlach oder an Dir gesandt werden 1. Fantasieen über die Kunst 1. Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders 1. Musen Almanach von Schlegel und Tieck 1. Heinrich Ofterdingen 1. und 2ter Theil 1. Genoveva von Tieck 3. Minnelieder. in Hamburg haben sie[1]) noch immer sehr viel zu thun so daß ich nur erst einmahl was geschriebenes von dort habe, ich freue mich alle Tage mehr zu meiner Pauline und wir lernen uns auch immer lieber haben, es ist eine schlimme Zeit und woll nötig daß mans weiß was die Liebe ist, es ist auch sonst nirgends Freude zu holen.

Ich weiß nicht ob Du von Enoch Richter[2]) gehört haben wirst daß er sich auch verliebt versprochen und verlobt hat, und hat also auch was beßers zu thun als an mich zu schreiben, ich kann hier auch nicht mehr recht was thun habe in Hamburg viel zu thun unter wegs alle Leute zu besuchen die nicht schreiben, Pauline fängt auch sehr an zu arbeiten, da ists hohe Zeit daß ich fort und wieder komme.

Indeß schreib mir doch einmahl wie Dirs geht auch mit Tieck[3]) ob Du von dorther was weißt, ich hab neulich an seine Frau geschrieben, habe aber noch nix gehört. Grüße Alle Deine lieben und bey Bernhardy sehr

Dein getreuer Freund

Philipp Otto Runge.

Die Reise über Weimar fand statt, und über den damaligen Verkehr Goethes mit Runge, woraus für beide Teile weiter wirkende fruchtbare Anregungen hervorgingen, haben wir ausführliche Berichte. 1804 im April verheiratete sich Runge in Dresden, und nun auf der Heimreise hielt sich das junge Ehepaar auch wieder in Berlin auf (wahrscheinlich im Hôtel de Russie), wo er unter anderen auch Tieck wiedersah. Der nächste Brief Runges an Reimer ist erst vom Jahre 1806:

Wollgast den 13 August 1806

Liebster Freund

Du erhältst diesen Brief durch meine Schwester Hellwig aus Mecklenburg die mit ihren beyden Kindern in Freyenwalde einige Zeit gewesen ist. sie baten mich, daß ich, da die Kinder gerne Berlin sehen wolten ihnen nachkommen und sie dorthin begleiten und herumführen mögte, da mir aber die Zeit zu einer solchen Reise zu knapp wird, und ich mit meiner vorhabenden Arbeit nicht fertig werden mögte so bitte ich Dich daß wenn Du einige Zeit übrig hast mir die Liebe thust und Ihnen sagst wie sie die Sache dort angreifen sollen und die Amüsements in der Geschwindigkeit beym rechten Ende anfangen, vorzüglich daß sie in der Comedie

[1]) das heißt: die buchhändlerische Compagnie, die sein Bruder und seine Freunde zusammen begründet hatten.

[2]) vgl. Hinterlassene Schriften 2, 214 und sonst.

[3]) Tieck war bei Reichardts in Giebichenstein zu Steffens' Hochzeit.

kommen, auch da es sehr leicht ist so bitte ich daß sie die Bilder auf den Schloß zu sehn kriegen wenigstens Minchen[1]) die nicht faul dazu seyn wird, es pflegte im Hotel de Russie ein guter Lohnlaquai zu seyn der es zu veranstalten weiß. wenn Du die großstätischen Merkwürdigkeiten ihnen ein wenig aufzählen kannst so können sie sich ja aussuchen ich bitte nur daß Du mirs nicht übel nimmst und mich bey Gelegenheit nicht verschonst wenn ich Dir auf eine solche Art dienen kann.

Ich mahle hier meine Eltern wo mein kleiner Siegmund und Jacob seiner hier mit darauf sind wobey ich noch ziemlich viel zu thun habe, herzlich gerne sähe ich Dich einmahl wieder was Du mit Deiner Frau und den lieben Kindern machst mein Kleiner ist ein fixer junge läuft schon allermeist und fängt an zu sprechen. Besser in Hamburg hat auch wieder ein klein Töchterchen, — zu künftigen Sommer könnte es sich gefügen, daß wir uns auf einige Tage wiedersähen. gieb mir doch in wenig Zeilen einige Nachricht von Dir, ich mag noch wol bis Anfang October hier bleiben, wenigstens bitte ich mir sagen zu laßen ob Du nichts von Tieck gehört hast.

Ich bin einige Tage mit meinem Vater in Gr[eifswald] auf dem Landtag gewesen, der noch dort ist als Deputirter und wir wißen noch nicht was vorgehen und wann es beendigt seyn wird, es ist jetzt in allen Landen schlimm und wann wird das gute kommen. Grüße Deine liebe Frau von mir und Pauline aufs herzlichste und Verzeihe mir wenn ich Dir mit meiner Bitte zu sehr belästige

Dein getreuer

P. O. Runge.

Dieser Besuch seiner Schwester und ihrer Kinder in Berlin aber führte, unabsichtlich auf beiden Seiten, zu einer Trübung der Freundschaft zwischen Runge und Reimer, die niemals mehr ganz beseitigt werden konnte. Im Reimerschen Hause, wie es scheint, machte ein Hofprediger die Bekanntschaft der ältesten Nichte Runges, Wilhelmine Hellwig; und Reimer übernahm es nach der Abreise, einen Antrag des Hofpredigers zu übermitteln. Sowohl die Mutter, wie Otto Runge, der sich gerade in Dahlen aufhielt, lehnten in zwei zusammengehörigen Briefen (Dahlen, 16. März 1807) den Antrag ab. Ich verfolge dies nicht weiter, sondern gebe aus Runges Briefe nur die eine Stelle allgemeineren Wertes: „Ich habe mich sehr gefreut, Lieber, was die Kinder mir von Dir und Deinen Kindern, Frau und Freunden erzählt wir sind auch . . wohl und gesund durch diese trübseelige Zeit durchgekommen im Vaterlande geht es außer wo die Armee steht noch ziemlich gnädig, im Verhältniß von andern ab, die Zeit ist aber im höchsten Grade drückend und wie wirds noch werden, ich hoffe vom Himmel ꝛc."

Von Dahlen ging Runge mit den Seinigen nach Hamburg weiter, wo er nun, ohne noch einmal fortzureisen, für die wenigen ihm beschiedenen Lebensjahre verblieb. Von hier aus schrieb er, nach langer Pause von Reimers Seite, an diesen:

---

[1]) Runges Schwestertochter Wilhelmine Hellwig, später Frau des Freiherrn von Langermann.

Hamburg den 26 Januar 1808

Liebster Freund

Ich hätte sehr gern einmahl wieder einige Nachrichten von Dir wie Du mit den Deinigen in dieser Zeit lebst, kürzlich habe ich durch meinen jüngsten Bruder und Stavenhagen von Dir gehört und so artet diese Neugierde in einen Brief aus. Ich hoffe daß Du wegen meines lezten Briefes aus Mecklenburg in einer so wunderlichen Sache nichts gegen mich haben wirst, und zweifle keinen Augenblick daß wenn wir uns einmahl wiedersprechen ich mich eben so offen und frey gegen Dich stehen kann wie sonst — ich bin mit meiner Frau Kind und meiner Schwester vorigen Frühling durch den Krieg glücklich hergekommen,[1]) und haben seit der Zeit noch ein klein Mädchen und sind alle woll — ich wohne nun mit meinen Bruder zusammen, welcher sich von seinen Associers getrennt hat, da dieses nebst Umziehn vielerley Geschäfte veranlaßte die außer den gewöhnlichen lagen so habe ich öfters mit eingreifen können und da wir nun ziemlich zur Ruhe sind so arbeite ich an meinen Sachen nun fort.

Ich habe jezt nur eine Beschäftigung nemlich meine 4 Blätter auszuarbeiten, nemlich die Gedanken welche darin als Ahndung liegen durch die Farben und der vollendeten Ausarbeitung der Gestalten so bestimmt und algemein wie möglich darzustellen, es mögte Dir vieleicht wie andern bey einer eigentlichen Umarbeitung und Erweiterung dieser Blätter bange werden, ich hoffe aber daß es jeden auf eine ähnliche weise befriedigen wird wie unsern Freund Steffens der Morgen mit seiner Frau von hier reist, ich schriebe Dir sehr gerne darüber wenn ich es könnte und so gut wie ich Gedult haben muß solche auszuarbeiten so gut kanst Du es auch — Es hat für mich auf eine sehr woltätige weise gewirkt mit Steffens diesen Sommer öfters zusammen getroffen zu haben, und besonders Genaue verständigung über unsern gemeinschaftlichen Zweck — es würde mir aber sehr großes Vergnügen machen zur rechten Zeit Tieck wieder zu sprechen, da ich nicht zweifle daß er Endlich aus einer unentschloßenheit heraus kömmt, die so üble folgen für viele hat. (Folgt die Bitte um eine Besorgung.)

Ich wünsche daß Deine Frau und Kinder frisch und gesund sind, Pauline und meine Schwester grüßen mit mir, zu Hause sind noch alle wohl auch die die kürzlich erst geboren sind woran es nicht fehlt schreibe mir bald einmahl und vergiß mich nicht ganz

Dein

P. O. Runge.

Jetzt erst antwortete Reimer, wie ersichtlich, noch immer böse über die Zurückweisung des von ihm vermittelten Heiratsantrages, worauf nun Runge:

Hamburg den 25 März 1808.

Lieber Freund

Ich will gern meine Ungeschicklichkeit im Schreiben eingestehen aber nicht daß ich mich in der sache geirrt hätte — —

Daß Du Stavenhagen kennen gelernt ist mir sehr lieb noch lieber daß sich bey dieser Gelegenheit er und Klinkowström näher berührt haben, denen nun der Schuh beyde auf eynerley Art drückt. man muß sich gebärden wie man kann . .

---

[1]) Das heißt: von Wolgast nach Hamburg zwischen den feindlichen Armeen hindurch, vgl. Hinterlassene Schriften 2, 503, wo indessen in dem Datum des 15. April, als des Tages der Abreise von Wolgast, ein Irrtum stecken muß, oder es wäre anzunehmen, daß Runge von Dahlen nochmals erst nach Wolgast zurückgekehrt wäre.

Wenn wir uns wieder sprechen, hoffe ich daß in vielen Dingen mehr Klarheit ist so auch in meiner Arbeit gieb mir einmahl Nachricht von Dir so wie ich die Gelegenheit auch benutzen werde viele grüße von meiner Frau und Schwester an Dich und die Deinigen

Dein getreuer Otto.

Sie haben sich nicht mehr wiedergesehen. Runge kränkelte mehr und mehr, und am 2. Dezember 1810 starb er. In Berlin hatten inzwischen die ehemaligen Heidelberger festen Fuß gefaßt und ihre Verehrung der Rungeschen Kunst mitgebracht. Brentano knüpfte von Berlin aus brieflich mit Runge an, was natürlich dem ganzen Freundeskreise, zu dem Reimer gehörte, bekannt wurde. In Kleists Berliner Abendblättern ist dann, aus Brentanos Feder, der sein künstlerisches Werk würdigende und feiernde Nachruf erschienen.

Ich habe die Briefe möglichst so wiedergegeben, wie sie Runge niedergeschrieben hat. Orthographie, Interpunktion, ja selbst Grammatik ist, wie man sieht, nicht ihre starke Seite. Bei manchen Schreibungen fühlt man noch die Einwirkung des Dialektes nach, den Runge sprach. Substantiva wechseln, ohne erkennbaren Anlaß, die großen und kleinen Anfangsbuchstaben; für manche Buchstaben, z. B. für das f, kann nicht entschieden werden, ob sie groß oder klein gemeint sind. All das aber beruht nicht auf Flüchtigkeit bloß in den Briefen an Reimer, sondern vielmehr auf einer Runge eigentümlichen Gewohnheit oder Gleichgültigkeit gegen derartige Dinge. Sieht man nun in die Hinterlassenen Schriften hinein, so erscheinen sämtliche Briefe, Brieffragmente und Schriftstücke in einem durchaus glatten, nach jeder Hinsicht korrekten Text. Es folgt daraus, daß sie von Runges ältestem Bruder, der auch Brentanos Briefe (8, 135) „modificirt“ abdruckte, für die Herausgabe bearbeitet worden sind. Ob aber vielleicht auch umgearbeitet, wie eingestandener und sichtlicher Maßen die beiden Märchen? Davon wird nunmehr die Rede sein.

In dem ersten Briefe an Reimer, 1803, sendet Runge das ihm „versprochene Lied“ mit: er habe es für sich selbst gemacht, und weil ers nicht lassen konnte und niemand hatte, dem er seine Not klagen konnte; das sei aber nun mit Gottes Hülfe alles vorbei. Die Annahme erscheint zwingend, daß Runge das Lied in Berlin Reimer vorgelesen oder ihm davon gesprochen hatte, und auf die Bitte des Freundes erbötig gewesen war, eine Kopie von Dresden aus mitzuteilen. Zum Verständnis des Gedichtes ist nötig zu wissen, daß ihm im Frühjahr 1802 die Hand seiner geliebten Pauline von deren Vater, im Hinblick auf ihre große Jugend, versagt worden war und daß damals keine Aussicht zu sein schien, den Sinn des Vaters zu beugen. Aus der unglücklichen Stimmung heraus, die sich Otto Runges bemächtigte, dichtete er:

(1.) Ewig schweigt die süße Silberstimme
Die mir tief bis in die Seele drang
sanfte Winde brachten sie hernieder
Daß im Hain es leise wieder klang
Und nun kömmt sie nimmer nimmer wieder.
O! die tiefste Seele war in diesen Tönen
Ewig hofnungsloß ist all mein stilles Sehnen

(2.) Und die wilden Büsche auf dem Felde
Blumen die an Bächen lieblich blühn
Bäume die im klaren See sich spiegeln
Ringsum all in diesen Ton erglühn
Selbst in Felsen und Bebuschten Hügeln
Alles ist von diesem Ton beseelt beweget
Der sich ewig mir im Herzen reget.

(3.) O sie kömmt herunter zu dem Thale
Alle Blumen kommen zu ihr hin
Gräschen, Veilchen, Rosen, MaienGlöckchen
Grüßen kränzend ihre Königin
Selbst das allerschönste Rosenstöckchen
Diese Lieblichste die je mein Aug gesehen
Seh ich mit Entzücken vor mir stehen.

(4.) Tief ins Auge in die Süße Seele
wie die Sonne sich im Meere kühlt
Senk ich meinen Blick mit stiller Freude
fühl sie wie man eignen Willen fühlt
Seelenvoller hallt der Wald um Beide
und diß alles, alles ist jetzund verschwunden
Ewig glühn in meiner Seele diese Stunden.

(5.) Alles was ich in der Welt nun liebe
Immer bringt es mir Ihr Bild zurück
Was ich tief in meine Seele denke
Alles gute, vorgegangne Glück
Wenn ichs einst im Lethestrom versenke
nur dich süßes Bild das mir von Ihr geblieben
Dich allein nur werd ich dann noch immer lieben.

(6.) Wird dis einz'ge Wesen mir genommen
Find ich mich so schrecklich dann allein
In Verzweiflung seh ich Tod das Leben
Jetzt und zukunft ist mir Todespein
Qualen sind mir dan wie Tod so leben
O der hat den Schmerz der Seele nie gefühlet
Den der Tod den glühnden Busen kühlet.

(7.) Was soll nun aus meinem Streben werden
Hin sind alle Pläne alle Kraft
Irre geh ich fort vom Thal zum Hügel
Ohne Ruh, dem Orte nur entraft
nur zu ihr ziehn meiner Seele Flügel.
Sinken mir nun auch erschöpft die Augenlieder
selbst im Tode find ich keine Ruhe wieder

(8.) Sprech mir keiner jemahls von vergeßen
Von zukünftgem schönerm größerm Glück
Von der Zeit die schwarzen [!] kan verbleichen
Ewig nicht kehrt ruhe mir zurück
Niemahls will ich mehr ein Glück erreichen
wütend will ich selbst mein Glücke mir zerstören
Sie nur liebend will ich an mein Leben zehren

So die eigene Niederschrift des Dichters, die ich wieder unberührt gelassen habe, um ganz rein die Vergleichung mit derjenigen Textgestalt zu ermöglichen, in welcher das Lied bereits in den Hinterlassenen Schriften (2, 130) erscheint. Es trägt hier die Datierung „Den 11 May 1802“ und ist einem Briefe Runges an Perthes vom folgenden Tage beigegeben, mit der Bemerkung: „um dir aber doch noch eine kleine Ergötzlichkeit zu machen, lege ich ein Gedicht bey, das in einer Reisebeschreibung in Knittelversen vorkommt, von einer Fußtour, die ich mit einigen Freunden kürzlich nach Tharand gemacht.“ Die dortige Gegend also ist es, der die Naturschilderungen des Liedes gelten. Runge selbst legte ersichtlich Wert auf dieses Gedicht, da er es, wie Perthes, ein Jahr später nun auch Reimer mitteilte. Runges ältestem Bruder Daniel hat die Reisebeschreibung noch vorgelegen; er urteilte aber (2, 463): „Sie mag unmitgetheilt bleiben, weil eine merkliche Anstrengung zur Heiterkeit, durch die Spannung in seinem Gemüth hervorgebracht, das Ganze etwas unlieblich gemacht hatte.“

Die beiden Textgestalten des Liedes weichen fast in jeder Zeile voneinander ab. Wer sie aber miteinander vergleicht, der wird mit mir der Meinung sein, daß die Textgestalt der Hinterlassenen Schriften nur aus einer nachträglichen Überarbeitung hervorgegangen sein könne. In der handschriftlichen Gestalt ist die Strophe so gebaut, daß immer fünf trochäische Fünffüßler von zwei trochäischen Sechsfüßlern beschlossen werden, ein Gesetz, das jedoch in den Strophen 2. 3. 6 insofern verletzt erscheint, als jedesmal hier die letzte Zeile nur f ü n f Füße hat. In den Hinterlassenen Schriften sind die beiden letzten Zeilen aber immer als fünffüßig behandelt, und gerade hier empfindet man die Gewaltsamkeit der — unursprünglichen — Änderungen; z. B. Strophe 1

O die tiefste Seel' in diesen Tönen! —
Hoffnungslos nun all' mein stilles Sehnen.

Nach der Handschrift redet der Dichter nicht unmittelbar die Geliebte, sondern das Bild allein, das ihm von ihr geblieben ist, im Du-Ton an: die Druckform dagegen läßt beide Anreden, an die Geliebte sowohl als an ihr Bild, nebeneinander zu und setzt an

die Stelle schlichter Einfachheit eine unrichtige Vermengung. Nach der Handschrift (die ich jetzt aber interpungiere) dichtet Runge zum Preise der Geliebten

O sie kömmt herunter zu dem Thale,
Alle Blumen kommen zu ihr hin,
Gräschen, Veilchen, Rosen, MaienGlöckchen
Grüßen kränzend ihre Königin,
Selbst das allerschönste Rosenstöckchen,

das heißt natürlich: die aufgezählten Blumen kommen und grüßen ihre Königin, die gleichsam selbst das allerschönste Rosenstöckchen ist. Diese Erklärung oder diese vom Dichter, wie ich glaube, gewollte Auffassung läßt unter den grüßenden Blumen die Rose mit Recht erscheinen: auch sie grüßt die allerschönste Rose, die zu dem Tale kommt. Setzen wir nun daneben die entsprechenden Zeilen der bisherigen Druckgestalt:

O sie kommt herunter zu dem Thale:
Alle Blumen streben zu ihr hin,
Gräschen, Veilchen, Primeln, Mayenglöckchen
Grüßen kränzend ihre Königin;
Selbst das allerschönste Rosenstöckchen.

Das Semikolon zeigt an, daß hier die letzte Zeile, abgetrennt von der Königin, für sich allein bestehen soll, und daß die Auffassung sei: „selbst das allerschönste Rosenstöckchen, als Blume in dem Thale, grüßt ihre Königin.“ Dann freilich durften, zwei Zeilen zuvor, die Rosen nicht schon auch genannt werden, und an ihre Stelle treten daher — die Primeln. Ebensowenig glücklich ist „streben“ als Ersatz für „kommen“ in der zweiten Zeile, offenbar nur um mit dem Ausdruck zu wechseln. Denn „streben“ ist blaß und unlebendig. Dagegen „kommen“ paßt ganz anders in die künstlerische Situation der Szene, wenn ich so sagen darf. Durch das „kommen“ werden die Blumen des Tales personifiziert, so daß sie wie schöne dienende Frauen der Königin entgegengehen. Aber dieser absichtliche und doch zerstörende Wechsel des Ausdrucks ist charakteristisch für die Druckgestalt, alles erscheint hier sprachlich „schön gemacht“, Fragen und Ausrufe unterbrechen den ruhigen Vortrag des Gedichtes, ein andrer Geist steckt in dem Ganzen: verschieden von der Einfachheit, die die handschriftliche Gestalt atmet und Runge, nach unserer Kenntnis seines Wesens, so wohlansteht. Ich verzichte auf weitere Hinweise im einzelnen, die sich leicht erbringen lassen, und sage, daß das Gedicht in den Hinterlassenen Schriften von Daniel Runge überarbeitet worden ist, und daß wir uns deshalb an die obige handschriftliche Form, als an die echte, zu halten haben. Es ist dem Lied also dasselbe, wie den Märchen vom Machandelboom und vom Fischer, zuteil geworden:

wer vermag zu sagen, welchen anderen Stücken nicht auch? Es folgt daraus, daß wir der gesamten Schriftstellerei des Malers Runge gegenüber auf schwankendem Boden stehen.

Und nun noch ein Blick auf den Machandelboom in der Einsiedlerzeitung (Nr. 29. 30, vom 9. 12 Juli 1808). Da stehen große und kleine Buchstaben am Anfange der Substantiva bunt durcheinander. Im Eingang wird noch eine Art Versuch mit Komma zu interpungieren gemacht, aber schon nach einer Spalte lesen wir in der Einsiedlerzeitung gedruckt: „da wurde se gans getrost un freute sik bett de neegte maand vorby was dar kreeg se een Kind so witt as Snee un so root als bloot un as se dat sah so freute se sik so dat se sturv.“ Also immer ohne Interpunktion über die Satzschlüsse, und ohne Regel über kleine wie große Anfangsbuchstaben hinweg. Das ist das Zeichen echter Rungescher Niederschrift, wie es uns aus den Manuskripten sichtbar wird. Bei Büsching ist es für den ersten Druck des Fischers bereits verwischt. Arnim hat also über unser Erwarten hinaus Runges Eigenart bewahrt.

# Ungedruckte Brieffragmente Heinrich von Kleists.

Mitgeteilt von S. Rahmer in Berlin.

Die hinterlassenen Briefe des Dichters Heinrich von Kleist sind zum großen Teil nur fragmentarisch bekannt. Das gilt von den Briefen an seine Schwester Ulrike, welche dieselbe vor ihrem Tode für die Veröffentlichung redigierte, dann vor allem von einigen Briefen, die nach der Ansicht der Herausgeber Tieck und Bülow an die Kousine des Dichters Maria von Kleist gerichtet sind. Zu einem dieser Briefe soll das folgende Fragment als Ergänzung dienen. Es ist wie das zweite Fragment dem Handexemplar von E. von Bülow entnommen, der bekanntlich im Jahre 1848 „Heinrich von Kleists Leben und Briefe“ herausgegeben hat. Ich fand eine genaue Abschrift davon in Th. Zollings, des verdienstvollen Kleistforschers, Nachlaß, der sie durch Vermittlung des Provinzialschulrats Buschmann in Coblenz erhalten hat. E. von Bülow hatte die Auszüge von Frdr. K. J. Schütz, welcher als Sohn des Herausgebers der allgemeinen Literaturzeitung in Halle und als Ehegatte der berühmten Schauspielerin Henriette Schütz-Hendel in einem Freundschafts-

verhältnisse zu Kleist stand. Die in dem Handexemplar Bülows nebst anderen Notizen eingetragenen Brieffragmente waren offenbar für eine erneute Auflage seines Kleist-Werkes bestimmt. Daß Kleist die Briefe geschrieben hat, kann niemandem, der Kleists Briefe gelesen, entgehen; auf sie trifft zu, was Erich Schmidt über Kleists Sprache äußert: Alles, was er geschaffen, sagt uns sofort: ich bin Kleistisch.

Wir geben im folgenden das Brieffragment im Zusammenhang mit dem Briefe, soweit ihn Tieck bereits veröffentlicht hat (erster und letzter Absatz):

Unaussprechlich rührend ist mir alles, was Sie über die Penthesilea sagen. Es ist wahr, mein innerstes Wesen liegt darin und Sie haben es wie eine Seherin aufgefaßt: der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele. Jetzt bin ich neugierig, was Sie zum Käthchen sagen werden, denn das ist die Kehrseite der Penthesilea, ihr anderer Pol, ein Wesen, das eben so mächtig ist durch gänzliche Hingebung, als jene durch Handeln.

Daß Ihnen, wie Sie in Ihrem Briefe sagen, das letzte, in seiner abgerissenen Form höchst barbarische Fragment der Penthesilea, worin sie den Achill todschlägt, gleichwol Thränen entlockt hat, ist mir, weil es beweist, daß Sie die Möglichkeit einer dramatischen Motivirung denken können, selbst etwas so Rührendes, daß ich Ihnen gleich das Fragment schicken muß, worin sie ihn küßte und wodurch jenes allererst rührend wird. Diese Ihre Neigung, sich auf die Partei des Dichters zu werfen, und durch Ihre eigene Einbildung geltend zu machen, was nur halb gesagt ist, bestimmt mich, mir öfter das Vergnügen zu machen, Ihnen im Laufe meiner Arbeiten abgerissene Stücke derselben einzusenden. Um alles in der Welt möchte ich ein so von kastrirten Varianten strotzendes Manuscript niemandem mitteilen, der nicht von dem Grundsatz ausginge, daß Alles seinen guten Grund hat. Doch Ihnen, die sich den Text mitten aus allen Correcturen, in voller Autorität, als wäre er groß Fraktur gedruckt, herausklauben, macht es mir Vergnügen zu zeigen, wo mein Gefühl geschwankt hat.

Ich habe die Penthesilea geendigt, von der ich Ihnen damals, als ich den Gedanken zuerst faßte, wenn Sie sich dessen noch erinnern, einen so begeisterten Brief schrieb. Sie hat ihn wirklich aufgegessen, den Achill, vor Liebe. Er ist hier schon zweimal in Gesellschaft vorgelesen worden, und es sind Thränen geflossen, soweit als das Entsetzen, das unvermeidlich dabei war, zuließ. Ich werde einige Blätter aus der Penthesilea vom Schluß zusammenraffen und diesem Brief einlegen. Für Frauen scheint es im Durchschnitt weniger gemacht als für Männer und auch unter den Männern kann es nur einer Auswahl gefallen. Pfuel's kriegerisches Gemüt ist es eigentlich, auf das es durch und durch berechnet ist. Als ich aus meiner Stube mit der Pfeife in der Hand in seine trat und ihm sagte: Jetzt ist sie tod, traten ihm zwei große Tränen in die Augen. (Sie kennen seine antiken Mienen). Wenn er die letzten Szenen liest, so sieht man den Tod auf seinem Antlitz. Er ist mir so lieb dadurch geworden und so Mensch.

Ob Penthesilea bei den Forderungen, die das Publikum an die Bühne macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die Zeit entscheiden muß. Ich glaube es nicht und wünsche es auch nicht, so lange die Kräfte unserer Schauspieler auf Nichts geübt werden, als Naturen, wie die Kotzebue'schen und Iffland'schen sind, nachzuahmen. Wenn man es recht untersucht, so sind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unserer Bühnen schuld, und sie sollten entweder gar nicht ins Schauspiel gehen, oder es müßten eigene Bühnen für sie, abgesondert von den Männern, errichtet werden. Ihre Anforderungen an Schicklichkeit und Moral ver-

nichten das ganze Wesen des Drama, und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären.

Das zweite Brieffragment bei Bülow, das wir zunächst hier unmittelbar anfügen, lautet folgendermaßen:

Derjenige, mit dem ich am liebsten, wenn ich die Wahl hätte, in ein näheres Verhältnis treten möchte, ist der gute, sonst nur zu sehr von mir vernachlässigte Achim Arnim. Aber dieser läßt sich, seitdem er verheiratet ist, weder bei mir noch einem anderen sehen. Er hat sich mit seiner Frau, ganz wie lebendig, in einem Pavillon des Vossischen Gartens begraben. — Auch Beckedorff, den ich sonst zuweilen sah, ist fort von hier, und ich kann wohl sagen, daß ich, von so mancher Seite verlassen, ihn mehr als sonst vermisse.

Aus welcher Zeit stammen Brief respektive Fragment, und an wen sind sie gerichtet? Kleist schreibt an Ulrike am 17. Dezember 1807, daß er im Besitze dreier völlig fertigen Manuskripte sei, und daß er hoffe, zu Ostern das nötige Geld zusammengebracht zu haben, um eines davon, Penthesilea, zu verlegen. Seit dem 25. Oktober hatte er nicht an die Schwester geschrieben; in die Zwischenzeit also, in den November oder Dezember des Jahres 1807 müssen wir den Ursprung des Briefes verlegen. An wen der Brief gerichtet ist? Tieck spricht von einer Freundin, und Bülow vermutet Maria von Kleist. Steig in „Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe“ spricht sich dagegen aus, weil der Dichter seine Kousine in den durch Paul Lindau veröffentlichten Briefen mit „Du“ anredet. Ich kann diesen Einwand nicht anerkennen, denn es wäre ja nicht ausgeschlossen, daß aus dem „Sie“ des Jahres 1807 sich 1811 ein „Du“ entwickelte. Aber andere Gründe bestimmen mich doch, die Briefempfängerin anderswo zu suchen. Wir ersehen aus dem Briefe, daß die Adressatin mit dem Freundeskreise des Dichters oder wenigstens mit von Pfuel genauer bekannt war; wäre das bei Maria von Kleist der Fall gewesen, so würden wir zweifellos über die uns vollkommen unbekannte Persönlichkeit der Kousine, die bestimmt war, am Lebensende des Dichters eine entscheidende, nach meiner Ansicht nicht genügend gewürdigte Rolle zu spielen, irgend welche Nachrichten empfangen haben. Dagegen sprechen auch die etwas derben Ausdrücke des Briefes, die im Verein mit den Auseinandersetzungen über Theater und Bühne mir die Vermutung nahe legen, daß die damals unverehelichte Henriette Hendel-Schütz die Briefempfängerin ist. Die berühmte Schauspielerin hatte, nach dem Tode ihres Mannes, des Militärarztes Dr. Hendel, ohne Engagement, in Halle bei ihrem Schwiegervater ein Asyl gefunden. Hier lernte sie Schütz kennen und ging auf sein Anraten Ende 1806 oder Anfang 1807 nach Dresden, wo sie in der Schule des berühmten Archäologen Boettiger das

Studium der Antike fortsetzte, welches sie vor einem Jahrzehnt in Frankfurt a. M. unter Pforr begonnen und in Berlin unter Engel wissenschaftlich betrieben hatte. Sie stand um diese Zeit im 35. Lebensjahre und auf dem Zenithpunkte weiblicher Schönheit. Daß Kleist mit der berühmten Schauspielerin und pantomimischen Darstellerin, die von den Grimms, Arnim und andern so hoch geschätzt wurde, in Berlin im regen geistigen Austausch stand, ist bekannt; und es hindert uns nichts anzunehmen, daß die Künstlerin der Figur der Penthesilea, die sie am 23. April 1811 im Berliner Nationaltheater pantomimisch verkörperte, von ihrer ersten Entstehung an das größte Interesse entgegenbrachte.

Das kurze zweite Brieffragment stammt zweifellos aus dem letzten Lebensjahre des Dichters. Achim von Arnim hatte am 11. März 1811 geheiratet, er verbrachte den Sommer teils in Wiepersdorf, teils im Pavillon des Vossischen Gartens und verließ Berlin im August des Jahres. Der in dem Briefe erwähnte Dr. Ludolph Beckedorff, Begleiter eines mecklenburgischen Grafen Voß „ein Gentleman in jeder Nerve" (Adam Müller an Gentz), war Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft und verließ Berlin Ende Juni 1811 (vgl. Steig: Berliner Kämpfe). Der Brief muß also im Juli oder Anfang August 1811 geschrieben sein, und ich vermute, daß er an Frau Wilhelmine Vogel, während sie im Bade weilte, gerichtet ist. Denn sie allein stand der Tischgesellschaft durch ihren Mann, der eben dort eingeführt war, so nahe, daß Kleist in so vertrautem Tone über seine Freunde und Tischgenossen schreiben konnte.

Das biographische, literarische und psychologische Interesse konzentriert sich ausschließlich auf das erste größere Brieffragment. Wie fast alles, was von Mund zu Mund über den Dichter berichtet wird, so erweist sich auch die Erzählung Wilbrandts nach Pfuel als falsch, nach welcher der exaltierte Freund eines Abends unter Tränen ausgerufen haben soll: „nun ist sie tod," womit er die Amazonenkönigin meinte. Der Vorgang, aus dem man auf eine besondere Exaltiertheit, eine übergroße Empfindlichkeit, eine krankhafte Impressionabilität des Dichters zu schließen pflegte (vgl. Sadger: H. von Kleist, eine pathologische Studie), hat sich nach seiner eigenen Darstellung ganz anders abgespielt; nicht er, sondern sein Freund Pfuel vergoß Tränen über das unglückliche Geschick der Amazonenkönigin.

Von großem Interesse sind des Dichters Äußerungen über die Entstehung der Penthesilea; sie beweisen, daß das Stück bruchstückweise geschrieben und in seiner endlichen Form das Ergebnis mannigfacher Überarbeitungen ist, wie es auch aus dem Vergleiche des

„organischen Fragments“ im Phoebus und der Berliner Handschrift hervorgeht (siehe Niejahr: H. von Kleists Penthesilea). Kleists Auslassungen über die Wirkung des Stückes auf den Zuschauer, die Vergleichung des antiken und modernen Publikums scheinen mir ein neuer Beweis für die Behauptung Niejahrs, daß das Schlußmotiv der Penthesilea erst nachträglich hinzugedichtet, und daß die Todesszene, welche Krafft-Ebing „ein gräßliches Gemälde des vollkommenen weiblichen Sadismus“ nennt, den Bacchen des Euripides nicht bloß nachempfunden, sondern stellenweise wortgetreu nachgedichtet ist.

Das kurze Brieffragment aus dem Sommer des Jahres 1811 gibt uns ein anschauliches Bild von dem Gefühle der Einsamkeit und Verlassenheit, das auf dem Dichter lastetete, nachdem fast alle seine Freunde und die Genossen der christlich-deutschen Tafelrunde — so Adam Müller, Beckedorff, Fouqué ꝛc. — Berlin verlassen hatten. Daß er mit A. von Arnim trotz dessen Verheiratung in gelegentlichem Verkehr stand, beweist das von Arnim bewahrte Autograph, worin Kleist, offenbar auf Arnims Bitte, die Wiener Wohnung Adam Müllers angibt (siehe Steig: Berliner Kämpfe). Auch Arnim verließ mit seiner jungen Frau im August die Hauptstadt, und die zunehmende Vereinsamung des Dichters hat zweifellos bei der Tragödie am Wannsee eine entscheidende Rolle gespielt.

# Drei Briefe an Fouqué.

Mitgeteilt von W. Pfeiffer in Heidelberg.

---

Durch die Liebenswürdigkeit des Herrn General z. D. von Fouqué in Hannover wurde es mir ermöglicht, den Nachlaß des Dichters durchzusehen. Ich fand darin die drei folgenden Briefe, die meines Wissens bis jetzt noch nicht veröffentlicht sind.

## I.

### Houwald an Fouqué.

Sellendorf d. 12. Sept. 1820.

Ihr letzter lieber Brief, mein Hochverehrter Herr und Freund, ist mir ein erfreuliger Zeuge gewesen, wie ein frommer ritterlicher Sinn Ihnen überall zur Seite steht, und welch ein Gewicht Ihr gegebenes Versprechen allenthalben hat. Ich eile aber durch diese Zeilen Sie in Hinsicht der kleinen Verzögerung zu be-

ruhigen, und Ihnen zu versichern, daß wenn ich nur in der Mitte des Oktobers Ihre Beiträge erhalte, sie immer noch zur rechten Zeit kommen.

Ihr Freund Hitzig hat versprochen, Contessa[1]) und mich in diesem Monate zu besuchen. Da werd ich mir denn erlauben, ihm ein Buch für Sie mitzugeben, was Sie wenigstens gewiß gern durchblättern werden. Es enthält eine Beschreibung aller früheren Waffengattungen, und der französischen Kriegskunst, und ist mit vielen Kupfern geziert. Sie werden dort auch die Helme mit den Geierfittigen und den Stierhörnern und manche andere von Ihnen geführte Waffe abgebildet finden. Contessa hat es unter vielen alten mir zugehörigen Büchern hervorgesucht, und es Ihnen bestimmt. —

Ihrer Frau Gemahlin meine hochachtungsvollste Empfehlung und Ihnen die Versicherung einer innigen Liebe und Hochachtung

Houwald.

## II.

### Fr. Perthes an Fouqué.

Gotha 1839. Januar 27.

Deinen Glückwunsch zu Neujahr hätte ich dir, mein geehrter Freund, schon erwiedert, wenn ich nicht grade in dieser Zeit einer Last von Arbeiten fast unterlegen hätte. Nun — Gottes Segen zu wünschen kommt nie zu spät — gebe Gott dir Gesundheit in den alten Tagen, so wird dir es an Muth und Kraft nicht fehlen zu tragen, was auferlegt ist. Daß deine liebe Frau kränkelt, thut mir sehr leid — wolle Gott helfen!

Du führst mir das Register dessen auf, was du alles kannst und weißt — mir ist das nicht unbekannt — wohl aber weiß ich daß du das beste in der Liste verschweigst: deinen Geist, deine schöpferische Phantasie, deinen strebenden reinen Sinn. Dennoch kann ich auf die Frage: „ob ich von dem Allen etwas gebrauchen könnte? — nicht bejaend antworten. Seitdem ich mich dem Verlagshandel allein gewidmet, habe ich mich wohl weislich auf ein paar Fächer beschränkt, um so ganz sichere Erfahrung darinn zu erwerben: ich habe nur historischen und wissenschaftlich theologischen Verlag, wozu in letzter Zeit Religionspädagogisches gekommen ist — und es ist mir geglückt. — Eine Ausnahme fand durch ganz besonderen Zufall statt, der Erwin von Steinbach,[2]) und die ist schnell genug abgelaufen. Uebersetzungen habe ich, Concurrenz wegen gänzlich abgewendet. Der Kuriosität wegen schrieb ich auf, welche Zahl von Verlagsanerbietungen (und man kommt mir eben nicht mit schlechter Waare!) ich in den Jahren 1837/38 zurückgewiesen habe — es sind deren nicht weniger als 179! — Darauf mach mal ein Sinngedicht. Ich könnte nun mich von dieser unter uns nicht erfreulichen Angelegenheit abwenden, aber es drängt mich doch dem alten Freund noch einige Worte bitteren Trostes zuzusprechen.

Man hat mir erzählt, daß du meintest: „die Buchhändler (Verleger) hätten gegen dich Verschwörung gemacht!" — ich mußte lachen! — Wenn's rentiert so drucken die Collegen den Teufel und seine Großmutter und keiner hält dem andren Wort.

Aber das Publikum hat einen Lasterbund gegen dich geknüpft. Geht's andern berühmten Autoren von A—Z besser? Wer unter den Dichtern seit 1750 steht

---

[1]) Karl Wilhelm Salice-Contessa 1777—1825.

[2]) Gemeint ist der Roman Erwin von Steinbach von Theodor Melas. Hamburg 1834. Fr. Perthes, Melas Pseudonym für Theodor Philipp Schwarz 1777—1850, Pfarrer in Wiek auf Rügen.

noch im Lesecours beim großen Publicum in dieser Zeit? Bis 1806 standen noch die Alten — dann war's aus. Auch die Neuern fielen von da an zurück — nur Schiller und Göthe sind Ausnahmen. Von den derzeitigen Dichtern — Rückert? — wohl; — sicher bin ich daß nach fünf Jahren auch mit ihm es vorbei ist. Verstehe mich recht beim großen Publikum, dem dummen, wandelbaren Kerl.

Aber dies ist nur der allgemeine Gang dieser Zeitläufte — gegen dich waltet besonders: deine reichste Autorzeit traf zusammen mit der Umwälzung der öffentlichen Meinung — du tratest stark auf in deiner fromm-ritterlichen Gesinnung und so warst du, wie so viele Andere auch in andern Verhältnissen, ein verlorner Autor. Haben nicht aber andere tüchtige Männer gleiches Schicksal früher und später gehabt? — Claudius war Liebling des Publikums, als aber sein fester christlicher Glaube bestimmt laut wurde, sah man ihn 20 Jahre lang verächtlich an — nun ist er wieder bei einem großen Theil des Publikums zu Achtung gelangt. W. Scott war in Deutschland verloren, als gegen den herrschenden Sinn sein Leben Napoleons in Deutschland erschien. Wie über die Achsel wird Tieck von den Neuesten jetzt angesehen — wie Steffens schimpflich ausgestellt — wo sind die Schlegel hin? — Nur einer, ohngefär aus deiner Zeit, windet sich mit tausend schlangenartigen Windungen noch nach Oben durch — Varnhagen. Aber mit Recht ist er schon als Geschichts-verfälscher angeklagt und bald wird ihm seine geschmeidige Schmeichel- und Heuchel-Haut abgezogen seyn.

Göthe — die Ausnahme —: als sein Großkophta, der Bürgergeneral, die natürliche Tochter erschien — war er nicht zwei Jahrzehnte hindurch im Studenten-Verschiß?

Schiller — die Ausnahme —: wäre er leben geblieben, so [war es] unwahrscheinlich, daß er zu christlichem Glauben, ja vielleicht zu einem festen Bekenntniß gelangt wäre — verloren war er wie alle Andern auf lange Zeit.

So ist der zeitige Lauf der Welt bei der Allgemeinheit von Aristophanes und Demosthenes bis nun — dennoch bleibt das Gute, das Wahre, das Schöne, auch unter uns Deutschen. — Deine Schriften; Sigurd, Zauberring, Undine und mehrere Andere werden bleiben — damit tröste dich theurer Fouqué, wenn die Buchhändler mit dir nichts mehr anzufangen wissen.

So wird dir auch mein Neffe Besser in Berlin nicht haben dienen können — vollends wenn ein Buchhändler dem andern etwas anträgt. Guten Willen hat er gewiß für dich.

Nun lebwohl, theurer Freund.

Dein treuer Freund

Friedrich Perthes.

Weil bei der Liebeslehre[1]) die Bedingung von Nach-Honorar steht, so leider noch hier ein Bittres: Bis heut sind im ganzen 45 Ex. abgegangen — Soll mich der und Jener holen, wenn ein Exemplar mehr.

[Am Rand der zweiten Seite]. Dir, dem alten Soldaten empfehle ich zu heitrer Stunde Kretschmans[2]) Kriegs und Lager-Leben — ein wackres Pommersch derbes Buch. Die Gedichte hätte ich dem Herrn Regierungsrath gern erlaßen.

---

[1]) Fouqué, Von der Liebeslehre. Hamburg, Perthes 1837.

[2]) Gemeint ist jedenfalls Joh. Carl Kretschmer Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben. Blüthen der Erinnerung aus dem Befreiungskriege; gesammelt 2 Bändchen. Danzig 1838 (nach Heinsius). Über Kretschmer habe ich nichts in Erfahrung bringen können.

### III.

Chamisso an Fouqué.

Theuerster, alter Freund.

Das Französische für den Druck zu schreiben ist eine Kunst die gelernt sein will und die ich nicht gelernt habe. — wie ist es mir mit dem schlemihl gegangen, den Ladvocat [1]) dergestalt überhobeln laßen, daß alles Gepräge verschwunden ist? — Ich habe zwar noch jetzt eine préface [2]) à mon corps descendant [?] mit grammatik und Lexicon geschrieben, aber ich zittere noch, wenn ich daran denke. —

Ich habe auch eben jetzt keinen Franzosen im Ärmel, an den ich denken könnte — nur Blanc würde noch der nächste sein — überlaße es dem Schragio [3]) Buchhändler haben in so etwas in der Regel ihre Leute.

Dem besagten Schragio habe ich eben die Schlemihliana [Schlemihliones?] zu schreiben, — ich lege hier ein Blättchen bei, das ich deiner Güte empfehle. Ich bin jetzt ein alter müder, kranker Mann, schier unfähig aller Arbeit. — Im Herbst war ich, volum solvens in Leipzig, [4]) die Eisen Bahn mit vorgespanntem Zeitgeist zu befahren. — ich hätte nicht ruhig sterben können hätte ich nicht vom Hochsitze dieses Triumpfwagens in die sich entrollende Zukunft hinein geschaut. — aber ich bin nicht nach Halle gekommen — weil ich dort neben dir noch zu viele Freunde habe, und dem Verkehr mit Menschen nicht mehr gewachsen bin.

vale χαῖρεque

13 Januar 1838. Dein alter Freund

Ad. v. Chammisso.

Adresse: Seiner Hochwohlgeboren

dem Herrn Baron Friedrich de la Motte Fouqué,

Ritter, Major a. D. u. s. w.

Halle an d. Saale.

---

# Grillparzer und Byron.

## Zur Entstehungsgeschichte des Trauerspiels „Ein treuer Diener seines Herrn".

Von Ludwig Wyplel in Wien.

Zu den frühesten Plänen, die sich der junge Grillparzer für kommende Tage zurechtlegt, gehört der Entwurf zu einem Marino Falieri. Ein anderer aber kommt ihm in der Durchführung zuvor

---

[1]) Die französische Ausgabe des Schlemihl: Pierre Schlémihl, Paris chez Ladvocat 1822.

[2]) Gemeint jedenfalls die Vorrede, die Chamisso zur französischen Ausgabe des Schlemihl von 1838 schrieb. (Merveilleuse histoire de Pierre Schlémihl enrichie d'une savante préface où les curieux pourront apprendre ce que c'est que l'ombre. Paris, Leipzig, Nuremberg 1838.

[3]) Leonhard Schrag, Buchhändler in Nürnberg, Verleger Chamissos, Fouqués 2c.

[4]) Chamisso unternahm im August 1837 eine Schnellpostreise nach Leipzig, die hauptsächlich den Zweck hatte, die erste Station der Leipzig-Dresdener Bahn zu befahren (Hitzig).

und kein Geringerer als Lord Byron. Was tun? Soll er noch seinerseits die Geschicke des Dogen von Venedig auf die Bühne bringen? Er zaudert. Für alle Fälle — und man kann sich denken, mit welchem Interesse — nimmt er das Stück Byrons vor, liest es, studiert es, macht es sich ganz zu eigen. Dann legt er sich seinesteils den Vorwurf zurecht, überdenkt, erwägt, formt und gestaltet. Die Frucht dieser Bestrebungen sind: kritische Notizen zum „Marino Faliero" (diese Form des Namens wählt Byron für sein Stück) und ein Plan zu einer eigenen Tragödie. Vorderhand aber legt er den Gegenstand zurück.

Die Beschäftigung mit dem „Marino Faliero" hat ihn aber zu den unmittelbar darauffolgenden Stücken Byrons geführt: „The two Foscari" und „Sardanapalus", und schon damals — so wird man wohl annehmen müssen — wirkt die Persönlichkeit des Dogen Foscari mächtig auf ihn, ergreift ihn das Schicksal jenes „Stoikers des Staats", der sein und der Seinen Wohl einem großen Staatsgedanken unterordnet und ganz im römischen Geist und mit einem Rechtssinn, der an Fanatismus grenzt, seinen letzten und liebsten Sohn dem Gemeinwohl aufopfert.

So weit waren die Sachen gediehen, als Grillparzer den Auftrag bekam, zur Krönungsfeierlichkeit der Kaiserin Carolina Augusta ein neues Stück zu schreiben. Er durchsucht die ungarischen Chroniken nach einem geeigneten Vorwurf und stößt auf die Geschichte des Banus Bank. Wer wird entscheiden wollen, was ihn bestimmte, gerade diesen Gegenstand aufzugreifen? Tatsache aber ist, daß er nahezu identisch ist mit der Fabel des ehemals geplanten Marino Falieri. Derselbe Stoff mit einer sehr willkommenen Steigerung des Hauptmotives! Er schreitet an die Ausführung, und wie der Vorwurf im Laufe der Zeit greifbare Form gewinnt, ist nicht zu verkennen, daß die historische Überlieferung einschneidende Veränderungen erfahren hat. Eine Verschmelzung der verwandten Stoffe hat sich vollzogen, und überdies ist der Held ein ganz anderer geworden.

Die Umformung scheint von dem Charakter des Helden ausgegangen zu sein. Der historische Bancban ist ein eifersüchtiger Hüter des Naturrechts, ein Mann, der Kränkung tief fühlt und blutig rächt, ein Empörer, der gegen die eigene Königin den Dolch zückt, um sein entehrtes Weib zu rächen.

Ein neuer Bancban ist an seinerstatt der Phantasie des Dichters entsprungen, geläutert, abgeklärt, fast gänzlich losgelöst von irdischem Wollen und Wünschen, emporgehoben zum Ideal der Selbstentäußerung. Eine Idealfigur mit einem seltsamen Einschlag von pedantischen Schrullen und Wunderlichkeiten. Er verkörpert den Heroismus

der Treue, einer ganz eigenartigen, durch und durch konservativ gefärbten Untertanstreue.

Kurz, wir erkennen in ihm Züge jenes Dogen Foscari wieder, der all sein Fühlen und Denken dem konservativen Prinzip, der erhaltenden Kraft der Gesetze unterordnet, der, obwohl ein Fürst, sich doch als Diener des Staates fühlt.

Dazu ist der Held, der jetzt im Mittelpunkt der Handlung steht — wie der Marino Faliero Byrons, und auch dort schon im Widerspruche mit der Geschichte — frei von jeder Eifersucht, voll Vertrauens zu seinem jugendlichen Weibe.

Um diese Verschiebung im Charakter des Helden zu ermöglichen, bedient sich Grillparzer eines sehr einfachen Kunstgriffs. Er schaltet ihn aus dem Getriebe der Handlung, soweit sie seiner neuen Gesinnung nicht entspricht, völlig aus und weist die Rolle des Rächers seinem Bruder Simon zu. Simon, nicht Bancban, stellt sich an die Spitze der Empörer, auf sein Geheiß wird der verhängnisvolle Dolch geschleudert, der den Tod der Königin herbeiführt.

Schon Sauer bemerkt, daß Grillparzers Entwurf zum Marino Falieri im „treuen Diener seines Herrn" aufgegangen ist. Aber nicht nur dieser Entwurf, auch Motive aus den Stücken Byrons. Eine neue Inspiration bemächtigt sich der Seele des Dichters, die von der historischen Quelle ausgeht, aber Elemente Byronschen Denkens und Dichtens in sich aufnimmt, vor allem die Gestalt des Bancban der Chronik nach dem Muster des Dogen Foscari modelt.

So ungefähr wird man sich die Entstehungsgeschichte von Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn" zurechtzulegen haben.

Die Einflüsse, die von „Marino Faliero" und von „The two Foscari" ausgehen, kommen im folgenden mit möglichster Vollständigkeit zur Besprechung, wohingegen auf die Einwirkungen des „Sardanapalus", die sich ausschließlich auf die Inszenierung der Verschwörungsgeschichte beziehen, nicht des Näheren eingegangen wird.

## Verwandtschaft der Charaktere.

### Bancban — Foscari.

In dem Dogen Foscari wird man also das Urbild des Bancban zu suchen haben. Die Verwandtschaft beider Charaktere ist bei dem heroischen Grundton, bei den sonderbaren Ecken und Kanten, die ihnen anhaften, augenfällig genug; freilich muß man in die tiefsten Tiefen ihres Wesens hinabsteigen, um die Triebfedern ihrer Handlungsweise zu erkennen.

Foscari legt im Verlaufe des Stückes seinen Charakter ausführlicher dar, beleuchtet ihn selbst nach allen Seiten. Wählen wir ihn also zum Wegweiser!

Beiden wird ein hohes, beziehungsweise das höchste Amt übertragen: Foscari die Dogenwürde, Bancban die Statthalterschaft im Reiche. Beide gelten für ganz besonders dazu berufen. Foscari kann mit Selbstbewußtsein von sich sagen:

The two Fosc. II, 1, S. 157.[1])

But I
Am, or at least was, more than a mere duke
In blood, in mind, in means ...

Auch König Andreas, der unter allen Höflingen gerade Bancban zum „Reichsgehilfen" erwählt, hat diesen Schritt wohl erwogen:

Tr. Dien. I, S. 172.

König. Du taugst, mein Freund, nur du.

Indes nehmen beide die Würde nur mit Widerstreben auf sich.

The two Fosc. II, 1, S. 155.

The state would not dispense me from those duties;
Twice I demanded it, but was refused
They must then be fulfill'd.

Tr. Dien. I, S. 170.

Bancbanus. Ach, Herr, bedenkt —

„Bewährt sich auch der Glanz" für beide „als unheilvoll", sie halten an ihren Pflichten fest, und beide können nicht mehr zurück: Foscari bindet ein Eid, Bancbanus der Auftrag des Herrn.

König. Stets warst du treuer Diener deines Herrn,
Du wirst's auch hierin sein.

Als Diener, obwohl der erste im Staat, fühlt sich auch Foscari. Gleich in seiner ersten Szene spricht er's aus:

The two Fosc. II, 1, S. 150.

I am the state's servant.

Und immer wieder taucht „the state's service" als Schlagwort auf.

Beide haben eine ähnliche Mission zu erfüllen. Die erste Amtshandlung, die der Doge vor Augen des Publikums ausführt, gibt Venedig den Frieden:

---

[1]) Die Zitate beziehen sich auf The Works of Lord Byron. Vol. V. Leipzig, Bernhard Tauchnitz und auf Grillparzers sämtliche Werke in 20 Bänden. Herausgegeben von Sauer. 6. Band. Stuttgart, J. G. Cottas Nachfolger.

Ebenda. S. 149.

Senator. Thus the act confirm'd
By you and by „the Ten" gives peace to Venice.

Und was fordert der König von Bancban?

Tr. Dien. I, S. 172.

Ruhe . . .
In Feld und Stadt, in Schloß und Hütten Ruhe.

Beide sind ihrer Aufgabe gewachsen. Stolz sagt Foscari von sich:

The two Fosc. II, 1, S. 161.

I have administer'd
My country faithfully — victoriously —
I dare them to the proof, the chart of what
She was and is: my reign has doubled realms.

Der glänzende Teil dieses Werks fällt naturgemäß dem König zu, der kämpfend in Galizien weilt. Doch seinen Teil hat auch Bancban daran, mag er immerhin den Schwierigkeiten mehr mit Einfalt als mit List begegnen.

Tr. Dien. V, S. 247.

König.
Ich gab mein Land dir ruhig und in Frieden.
Bancbanus.
Nu Herr! beruhigt geb' ich's Euch zurück.

Beide walten nicht frei. Dem Dogen steht der Senat, der Rat der Zehn zur Seite, Bancban untersteht der Königin. Beiden wird diese Einschränkung umso unbequemer, als der Beirat aus Gegnern besteht, die tötlich hassen und ihre Machtstellung mißbrauchen.

Byron führt einen Vernichtungskampf des Hasses vor, der auf den Untergang der Loredanos oder Foscaris abzielt.

Mit Bancban wird nicht viel glimpflicher verfahren, doch nicht mit kalt berechnenden Politikern, mit toller Zügellosigkeit hat er's zu tun.

Schon die Königin mißhandelt den eben Eingesetzten, der sich zum Handkuß drängt:

Tr. Dien. I, S. 171.

Königin (ihre Hand heftig zurückziehend).
Tolldreist und Thor!

Und erst Herzog Otto! er

(Ebenda. I, S. 160.)

. . . will ihn reizen, will! und gält's das Ärgste!

Er findet die empfindlichste Stelle, ihn zu kränken: sein Weib!

Doch mehr noch als durch Senat und Königin halten sich beide gebunden durch einen Rechtssinn, der in Strenge der Auffassung, in Peinlichkeit der Durchführung über alles Menschliche und über alle Menschlichkeit hinausgeht, ja durch starre Hartnäckigkeit und zähe Pedanterie geradezu zum Widerspruch reizt.

Welcher Rechtsfanatismus kommt in den Worten Foscaris zum Ausdruck:

The two Fosc. II, 1, S. 157.

.... in all things
I have observed the strictest reverence;
Not for the laws alone, .... but, as I said,
I have observed with veneration, like
A priest's for the high altar, even unto
The sacrifice of my own blood and quiet,
Safety, and all save honour, the decrees,
The health, the pride, and welfare of the state.

Gerade weil er Fürst ist, ist seine Abhängigkeit vom Gesetz umso größer.

Ebenda. S. 162.

Were I
A subject, still I might find parts and portions
Fit for amendment; but as prince, I never
Would change, for the sake of my house, the charter
Left by our fathers.

Noblesse oblige! — Und dann, ist nicht „Venedig unter diesen Gesetzen zu einem Staatswesen emporgeblüht, das sich mit Rom und Carthago messen kann“?

Bancbanus macht nicht so hohe Worte, er steht aber nicht um Haaresbreite in werktätiger Unterordnung unter das Gesetz zurück. Auch er fühlt sich als Reichsverweser für doppelt gebunden. Simon als Untertan kann eher seinem Temperament die Zügel schießen lassen.

Aus seiner Gesinnung zieht Foscari die rücksichtslosesten Folgerungen.

The two Fosc. II, 1, S. 163.

in such a state
An individual, be he richest of
Such rank as is permitted, or the meanest
Without a name, is alike nothing, when
The policy, irrevocably tending
To one great end, must be maintain'd in vigour.

Mit der ironisierenden Erläuterung Marinas:

This means that you are more a Doge than father.

und der epigrammatischen Entgegnung des Dogen:

It means, I am more citizen than either.

Foscari ist vor allem Bürger und Bancban zuerst getreuer Untertan, dann erst Gatte! Dies der Standpunkt, von dem aus sein Charakter verständlich wird: das Individuum zählt nicht, wenn das Gesamtwohl in Betracht kommt.

Der Opfersinn Foscaris kennt keine Grenzen.

Ebenda.

Had I as many sons
As I have years, I would have given them all,
Not without feeling, but I would have given them
To the state's service, to fulfil her wishes
On the flood, in the field, or, if it must be,
As it, alas! has been, to ostracism,
Exile, or chains, or whatsoever worse
She might decree.

Die Stelle ebenda S. 183 „but did the state demand" .... womöglich noch fanatischer.

Eine übermenschliche Gesinnung! Beiden bleibt es nicht erspart, sie in der Zeit härtester Prüfungen zu bewähren; ihr Liebstes müssen sie ihrer Überzeugung aufopfern; Foscari den „letzten, liebsten" Sohn, Bancban seine Erny.

Marina sagt von ihm

II, 1, S. 155.

A truer, nobler, trustier heart,
More loving, or more loyal, never beat
Within a human breast.

Bancban hat „man sein Heil, sein Glück getötet, sein Kind, sein Weib, sein alles auf der Welt".

Foscari würde Leben, Würden, alles für seinen Jacopo hingeben; und Bancban? er vergäße sogar seiner Treue und würde „nach dem Blute Ottos lechzen, gäb's wieder ihm sein Weib".

Es ist schwer zu entscheiden, wem die härtere Prüfung zufällt, ob Foscari, dessen Sohn fälschlich des Hochverrates angeklagt wird, ob Bancban, dem das schreiendste Unrecht widerfährt, dessen Weib den gewissenlosesten Nachstellungen zum Opfer fällt. Was ist härter: Vernichtung durch die hämische Anwendung des Gesetzes oder der Kampf mit der Gesetzlosigkeit?

Foscaris „Haus ist entehrt", seine Würde zwingt ihn, der Richter des eigenen Sohnes zu sein; vor seinen Augen wird Jacopo gefoltert, und man weiß nicht, wessen Marter größer ist, die des Vaters oder des Sohnes. Wenn beide Helden an der Leiche ihrer „Kinder" zusammenstürzen, gebrochen, fast wortlos vor Schmerz, da gelangen wir zu dem Punkt, in dem sich beide Stücke am innigsten berühren.

Doch nicht genug an all dem Leid. Jetzt, da ihm sein hohes Amt nicht mehr zur Marter werden kann, wird Foscari der Dogenwürde entsetzt.

Auch Bancban, allen Opfern zum Trotz, die er gebracht, droht die Ungnade des Fürsten:

Tr. Dien. V, S. 247.

König.

Bancban! Bancban! Du ungetreuer Knecht!
Wie hast du deines Herrn Haus verwaltet?

Als ihm spät die verdiente Anerkennung wird, lehnt er die verliehenen Ehren milde, aber entschieden ab.

Nicht Mangel an Fähigkeit läßt beide scheitern, vielmehr ihre weltfremde Anschauungsweise, die an das Wort Christi gemahnt: „Ihr sollt dem Übel nicht widerstehen, sondern, wenn dich jemand auf deinen rechten Backen schlägt, so reiche ihm auch den andern dar." Sie sind nicht wehrlos, aber sie machen sich wehrlos: List und Rache verschmähen sie und Ungemach scheinen sie zu suchen.

The two Fosc. II, 1, S. 157.

I never work'd by plot in council, nor
Cabal in commonwealth, nor secret means
Of practice against life by steel or drug,

sagt Foscari zu seinem Totfeinde, und gleich fügt er hinzu:

Ebenda.

be sure ..... had I held you
At so much price as to require your absence,
A word of mine had set such spirits to work
As would have made you nothing.

Beide haben die Gewalt in Händen und gebrauchen sie nicht, dies ist im Fall Bancbans umso auffälliger, als er der historischen Überlieferung gemäß den Dolch gegen die Königin zücken sollte. Was tut er statt dessen? Er vergilt Böses mit Gutem: er schützt, rettet und erhält seine Widersacher. Als er gewaltsam in die Gemächer Ottos dringt und die Königin alle Schuld auf sich nimmt, da wäre der Augenblick, wo die Gewalttat geschehen müßte. Auch hier beugt er sich noch dem Gesetz, legt sich übermenschliche Mäßigung auf.

Erst der Staat, dann die Familie! Dieser Grundsatz gilt auch für ihre Lebensführung. Foscari kann stolz von sich sagen:

The two Fosc. V, 1, S. 195.

every hour has been the country's.

Begreifen wir nun, weshalb sich auch Bancban so aufopfernd seinen Pflichten hingibt, so ganz und gar, daß ihm nicht Muße erübrigt, die Seinigen zu schirmen?

Wie strenge nehmen es beide mit ihren Pflichten!

Zu Beginn des „Marino Faliero“ entwirft Pietro ein rührendes Bild von dem unentwegten Pflichteifer des Dogen. Ganz ausgefüllt von dem Rechtsstreit, der eben zur Entscheidung kommt und ihm so zu Herzen geht, sucht er sich dennoch in aufopferndster Weise den Staatsgeschäften zu widmen:

Mar. Fal. I, 1, S. 10.

Placed at the ducal table, cover'd o'er
With all the apparel of the state; petitions,
Despatches, judgments, acts, reprieves, reports,
He sits as rapt in duty; but whene'er
He hears the jarring of a distant door,
Or aught that intimates a coming step,
Or murmur of a voice, his quick eye wanders,
And he will start up from his chair, then pause,
And seat himself, again, and fix his gaze
Upon some edict —

Innere und äußere Störungen bei Erfüllung der obliegenden Pflichten! Von dieser Stelle scheint die Anregung ausgegangen zu sein zu den Szenen, die im „treuen Diener“ die erste Hälfte des II. Aktes ausfüllen. —

Beide fordern die gleiche Unterwerfung von den Ihrigen. Foscari stünde das Recht zu, das peinliche Verfahren gegen seinen Sohn zu vertagen, selbst die Feinde gestehen dies zu. Doch immer wieder ohne Verzug fordert er ihn vor die Schranken. Beim letzten Abschied versagt er ihm den einzigen Trost: ein absehbares Ende der Verbannung. Bancban sendet Erny, die sich zu ihm geflüchtet, in den Ballsaal, in die Gewalt des Verführers zurück, ihrer Pflicht als Hofdame zu genügen, wie ihn die seinige im Audienzsaal zurückhält. Den Sohn mahnt Foscari zum Gehorsam, den aufrührerischen Geist Marinas, die nach Rache schreit, dämpft er und verlangt

The two Fosc. II, 1, S. 159.

The deference due even to the lightest word
That falls from those who rule in Venice.

Ähnliches fordert der „Mann des Friedens“ von seinen Anverwandten. Nach dem vergeblichen Versuch, den widerhaarigen Simon zu verhaften, mahnt er.

Tr. Dien. IV, S. 219.

Verwandte! Freunde! Haltet! Hört mich erst!

Das Schwert erhöbe er für die gute Sache, wenn ihn nicht völlige Erschöpfung zur Erde würfe. —

Das die große Seite des Charakters! Doch es gibt noch eine andere, eine kleinliche, pedantische. Ja, an Pedanterie denken wir vielleicht zuerst, wenn wir uns Bancbans Persönlichkeit vergegenwärtigen; denn das Kleinliche liegt an der Oberfläche, während die Bedeutung des Mannes erst aus dem Inneren herausgeholt werden muß.

Bei beiden ein Anklammern an den Buchstaben, ein peinliches Unterordnen, auch dort, wo Unterordnung widersinnig erscheint. Marina hat vom Senat die Erlaubnis erhalten, ihren Gemahl im Gefängnis zu besuchen. Der Kerkermeister verweigert ihr den Einlaß, da nichts Schriftliches vorliege. Der Doge entscheidet:

The two Fosc. II, 1, S. 151.

True
The form has been omitted.

In der Eile des Aufbruches vergaß der Rat, das Schriftstück auszustellen. Und wenn er wieder zusammentritt, wird Jacopo aufs neue gefoltert!

Wir erinnern uns an Bancbans Art, Recht zu sprechen.

Tr. Dien. II, S. 174.

Gewährt? Gewährt? Lag diese Schrift nicht vor,
So war nichts zu gewähren.

Und wie man Foscari seine Absetzung verkündet, protestiert er, nicht etwa, weil sie ungesetzlich ist, nein, das Dekret muß erst in aller Form erlassen werden:

The two Fosc. V, 1, S. 200.

(Doge.) The decree being rendered, I obey.

Ja, als ihm schließlich doch Worte gerechter Entrüstung entschlüpfen, meint er, dies sei ein Beweis seines Schwachsinns und rechtfertige das Vorgehen seiner Feinde!

Diese Auffassung der Pflicht erregt die Entrüstung der Angehörigen.

The two Fosc. II, 1, S. 162.

Marina.
thou
Observ'st, obey'st, such laws as make old Draco's
A code of mercy by comparison.

Ein ähnliches Verhalten legen die Verwandten Bancbans an den Tag, erst beim Fest und besonders im IV. Akt beim Ausbruch des Aufruhrs. —

Dieser blinde Gehorsam ist nicht etwa der Ausfluß der Schwäche, er ist vielmehr das Ergebnis gesinnungstreuer Festigkeit.

Zäh hält Foscari an der Dogenwürde fest, an die ihn sein Eid bindet. Auf das Drängen der Gegner hat er die männliche Entgegnung:

The two Fosc. V, 1, S. 199.

My only answer.
You have heard it.

Die Leiche des Sohnes wahrt er vor Unbill. Und merkwürdig, beide, Foscari nach seiner Absetzung, Bancban nach der Rückkunft des Königs, handeln selbständig und finden ihren eigenen Willen wieder.

Doch, solange sie in Amt und Würde sind, gehorchen sie wie Automaten.

Ein Senator deutet zaghaft an, der Doge möge sich Ruhe gönnen, sich schonen und seinen Sohn. Foscari erwidert bedeutungsvoll:

The two Fosc. II, 1, S. 150.

I have no repose, that is, none which shall cause
The loss of an hour's time unto the state.
I shall be found
Where I should be, and what I have been ever.

Ja, wo und was er ist! Von der Leiche des Sohnes erhebt er sich.

The two Fosc. IV, 1, S. 188

Sirs, I am ready.
und S. 199. I have obey'd your summons.

Dieser Zug ist im „treuen Diener" auf das mannigfachste variiert. Otto umgirrt nächtlicher Weile Bancbans Haus. Bancban „muß an den Hof". Der Herzog „umschwärmt Erny beim Feste". Der „Reichsgehilfe" erteilt Audienzen. Erny sucht Zuflucht bei ihrem Gemahl. Dieser hat einen Streit zu schlichten, den Otto — angezettelt hat. Erny ist außer sich, beichtet, fordert Strafe — Bancban muß zur Königin: er ist den Bericht über den Ausgang des Streites schuldig. Welche Starrheit der Anschauung! Und später, als Erny nicht mehr ist, hält er sich seinen Anverwandten, seiner eigenen Sache fern, so sehr nimmt ihn die Sorge um seine Feinde in Anspruch.

Mit Recht kann er sich einen treuen Diener seines Herrn nennen, wie Foscari stolz darauf ist, der Diener des Staates zu sein!

Und doch! trotz aller Aufopferung scheinen beide unklug, gefühllos, ja unmännlich und unmenschlich zu sein. Mit Unrecht! Nicht nur Gefühl, Feingefühl, die Empfänglichkeit eines Kindes ist diesen Männern eigen. Mit Erschütterung werden wir dies inne. Sie

empfinden, doch mit einer Seelenkraft ohnegleichen wissen sie ihre Empfindung zu bändigen. Foscari wird der Stoiker des Staates genannt, Bancban ist es nicht minder. Die Nächststehenden werden an ihnen irre. Marina begreift nicht, wie das Wort „Mitleid" auf Foscaris Lippen kommt, das „seinem Herzen fremd ist". Wo soll sie seine Teilnahme lesen?

The two Fosc. II, 1, S. 153.

'Tis not upon thy brow,
Nor in thine eyes, nor in thine acts, where then
Should I behold this sympathy? or shall?

Der Blick der Feinde ist schärfer. Barbarigo gewahrt genau die Qual des Vaters, der über seinen Sohn zu Gericht sitzt:

The two Fosc. I, 1, S. 147.

... the repress'd convulsion of the high
And princely brow of his old father, which
Broke forth in a slight shuddering, though rarely,
Or in some clammy drops, soon wiped away
In stern serenity ...

Als der Doge den Gerichtssaal verläßt, versagen die Kräfte, die Maske fällt, und ohnmächtig sinkt er an der Schwelle zusammen. Freilich auch die Gegner werden ungeduldig, die Einwirkung ihrer teuflischen Ränke ist zu wenig ersichtlich.

Ähnlich Otto über die Unempfindlichkeit Bancbans:

Tr. Dien. I, S. 161.

Er ist nicht aufzubringen, nicht zu ärgern!
Was ich beginn', er spottet meiner Wut.
Ich will ihm nach, ich will ihn stehen heißen,
Ihm lachen in sein glotzend Angesicht.
Ihr werdet seh'n, die hochgekniffnen Brauen,
Sie senken sich um keines Haares Breite:
Die Falten alle seiner Lederhaut,
Sie bleiben, wie sie Zeit und Stumpfheit bogen.
Ich zupf' ihn an dem Bart, er merkt es nicht;
Ich ras' und tob' — er aber frägt: Was nun?

Foscari hat soviel erfahren, daß er für alles Leid stumpf geworden ist.

The two Fosc. II, 1, S. 153.

I have borne so much,
That words have ceased to shake me.

Nach dem Tode seines letzten Sohnes können ihm auch Schicksalsschläge nichts mehr anhaben. Als man ihm seine Absetzung verkündet, ruft er aus:

Ebenda. V, 1, S. 196.

'Tis the fittest time;
An hour ago I should have felt it.

Wie fein hat Grillparzer diesen Zug veranschaulicht. Nach dem Begräbnis ist Bancban nur der Schatten dessen, der er war. Waltete er früher mit Leidenschaft und Laune seines Amtes, jetzt ist sein Herz nicht mehr bei der Sache, nur noch mechanisch tut er seine Pflicht, und nach der Rückkunft seines Herrn weist er alle Würden zurück, mit denen ihn dieser überhäufen will.

Zwei verwandte Typen! nur eines fehlt dem Urbild des Bancban: der Humor. Wollte Grillparzer durch diesen Allbezwinger, Allversöhner die Peinlichkeit des Vorwurfs mildern?

Die Parallele ließe sich weiter führen. Es entsprechen sich: die Lichtgestalten: Angiolina—Erny (samt ihren Kammerfrauen); die vornehmen Verführer: Steno—Herzog Otto.

## Verwandtschaft der Motive.

Die Motive, die beiden Dichtern gemeinsam sind, lassen sich scheiden in (A) persönliche, (B) öffentliche Angelegenheiten (der Aufstand).

Die ersteren beziehen sich auf einen Rechtsfall, beziehungsweise ein angetanes Unrecht, und umfassen:

I. Die Ehrenkränkung der Ehegatten durch einen jungen Adeligen (Steno im Marino Faliero—Herzog Otto);

II. die Stellungnahme der Getroffenen zu den Beleidigungen;

III. das gewaltsame Ende eines der Verfolgten (Jacopo Foscari—Erny);

IV. den Rechtsspruch (Fall Jacopo—Erny; Fall Steno—Otto).

## A. Persönliche Angelegenheiten.

Alles Unheil geht in Byrons Marino Faliero von dem Übermut eines Patriciers Steno aus. Schon dort läßt sich der Freche vornehmlich zwei Ausschreitungen zuschulden kommen: bei einer Festlichkeit in den Gemächern des Dogen tritt er der Tugend einer Hofdame zu nahe; er heftet verleumderische Worte an den Thronsessel des Dogen.

Schon in seinem Plane zu Marino Falieri zeichnet sich Grillparzer diese Motive in etwas veränderter Fassung auf. „Michael Steno, ein Mitglied der Guarantie, ein Hausfreund des Dogen, liebte die Frau desselben (die Dogaressa). Falieri bemerkt es. Am ersten Donnerstag in der Fastnacht ist der Doge mit Gefolge auf einem Gerüste, um den Zeremonien zuzusehen, mit denen ihn das Volk beehrt. Steno findet sich auch ein und hat die Dogaressa beständig in den Augen. Falieri befiehlt, man soll den Steno vom Gerüst hinabwerfen.“ „Die Beleidigung des Steno muß durchaus

entweder vor den Augen des Zusehers vorgehen oder durch einen besonderen Akt, z. B. die feierliche Anklage des Dogen vor der Signoria, dramatisch anschaulich gemacht werden." [1])

Während die letztere Bemerkung nur eine Weisung für die szenische Ausgestaltung des Vorwurfes enthält, trifft die erstere das Wesen des Motives: in beiden Fällen wird nun die Ehre der Dogaressa selbst bloßgestellt.

Beide Notizen hat Grillparzer im „treuen Diener" in Praxis umgesetzt. Überdies nimmt er eine Umstellung der Motive vor. Warum? ist leicht ersichtlich. Nicht mehr die Verleumdung, die den Gärstoff in die Falieri-Tragödie tragen sollte, stellt er in den Brennpunkt der Handlung, sondern die aufdringliche Leidenschaft Ottos, deren gewalttätiger Ausbruch dazu ausersehen wird, den Höhepunkt des Dramas zu bilden.

Der Vortrag des Schandliedes ergibt eine lebendige Eingangsszene, in der sich die Exposition eindringlich und klar und vor allem augenfällig vorführen läßt. Der andere Vorfall: der Skandal bei Hofe bildet den Schlußeffekt des 2. Aktes. Der Dichter bereitet ihn in zwei gesonderten, kunstvoll steigernden Szenen vor. Das erste Stadium, die Annäherungsversuche Ottos, ist hinter die Bühne verlegt; Simon und Peter berichten darüber; das zweite, der erste Angriff auf Ernys Tugend, spielt sich gleich darauf auf offener Szene ab. Diese Handlung findet in der Vergewaltigungsszene des III. Aktes einen energischen Abschluß.

Ein zweiter Typus von Szenen stellt die Rückwirkung der Beleidigungen Ottos, besonders auf die Ehegatten, dar. Sie gehen naturgemäß auf das lange Zwiegespräch zwischen Faliero und Angiolina im II. Akte zurück. Die erste, mit der Eröffnungsszene verknüpft, beruhigt das erregte Gemüt Ernys vollständig; die zweite (Erny flieht aus dem Ballsaal zu Bancban) löst den Konflikt nur vorläufig, nur äußerlich; erst die Hauptszene knapp vor Ende des II. Aktes bringt die innerliche Lösung des Problems.

## I. Erste Szenengruppe. Die Beleidigungen.

### 1. Die Verleumdung.

Indem sich Bancban ankleidet, erschallt von der Straße her das Spottlied Ottos:

Alter Mann
Der jungen Frau,
Ist er klug,
Nimmt's nicht genau.

[1]) Grillparzers sämtliche Werke. Band 12, S. 88 und 89.

Der Inhalt des Zettelchens, das Steno an den Sitz des Dogen heftet! Grillparzer im Plane zum Marino Falieri:

„Falieri besitzt eine schöne Gemahlin (vgl. aus der 2. Strophe: „Schön Erny, lieb und gut"), was hülft es ihm aber? Er unterhält sie, ein anderer liebt sie."

Bancban erträgt die Unbill stoisch in der Art Foscaris; Faliero hingegen gerät bei demselben Anlaß außer sich. Angiolina klagt:

Mar. Fal. II, 1, S. 31.

he of late
Has been more agitated than his wont.

Doch auch Bancban muß seinen Zorn erst gewaltsam niederhalten. Wie er erfährt, wer der freche Ruhestörer ist, „tobt er, mit halb gezücktem Säbel, wie ein Fant, stößt Scheltwort' aus". Doch mit Humor rügt er selbst die ungehörige Aufwallung:

Tr. Dien. I, S. 156.

Ein Rat des Königs! — Nu, ein feiner Rat!

„Von dem Schwager seines Herrn" darf er nichts „Übles" denken.

2. Die Vorfälle beim Feste.

Eine kurze Stelle im „Marino Faliero" berichtet von dem Verstoß Stenos beim Feste im Dogenpalast.

Mar. Fal. II, 1, S. 33.

Doge.
A villain, whom for his unbridled bearing,
Even in the midst of our great festival,
I caused to be conducted forth, and taught
How to demean himself in ducal chambers.

Über die Art des Vergehens:

the doubly felon.
(Who first insulted virgin modesty
By a gross affront to your (sc. Angiolinas) attendant damsels
Amidst the noblest of our dames in public.)

Hier hatte Grillparzer zu erweitern, zu entwickeln, erfindend auszugestalten. Er tut dies in 3 Szenen.

I. Szene.

Die erste derselben bringt Bancbans Zwitterstellung greifbar vors Auge. Während er sich gewissenhaft seinen Amtspflichten widmet, laufen Anklagen über Ottos unziemliches Gebaren (unbridled bearing) ein. Bancban ist noch ganz Vertrauen und Ruhe; er hält zäh an seinem Grundsatze fest: erst die Pflicht, dann die Sorge um die Seinigen.

Die szenische Einkleidung erinnert an eine Stelle in „the two Foscari": der Doge am Schreibtische, trotz der seelischen Bewegung in Staatsgeschäfte vertieft. Marina, die Gemahlin seines Sohnes, erscheint und überhäuft ihn, der nur mit Mühe die äußere Ruhe aufrecht erhalten kann, mit Vorwürfen. Dieselbe Entrüstung über die Ruchlosigkeit der Gegner, derselbe stoische Gleichmut des zunächst Betroffenen!

Derselbe Ausdruck des Unwillens darüber:

The two Fosc. II, 1, S. 153.

You
. . . feel it nothing.

Tr. Dien. II, S. 180.

Simon. Fühlst du denn nicht?
Peter. Fühlt Ihr denn nicht, daß Ihr der Spott des Hofes?

Selbst die Feinde werden über den Stoicismus Foscaris ungeduldig.

The two Fosc. I, 1, S. 135.

Lor. Feels he, think you?
Barbarigo. He shows it not.

## II. Szene.

Otto „erniedrigt" Erny, sucht sie zu sich herabzuziehen. Er zweifelt an ihrer Liebe zu Bancban, hält sie für Heuchelei.

Marianna, Angiolinas Zofe, gibt ähnlichen skeptischen Gesinnungen Ausdruck.

Mar. Fal. II, 1, S. 33.

Marianna.
Yet this strange disproportion in your years,
And let me add, disparity of tempers,
Might make the world doubt whether such an union
Could make you wisely, permanently happy.

Angiolina darauf in ihrer überlegenen Weise:

The world will think with worldlings.

Sie beteuert, mit „dieser Hand habe sie ihr Herz hingegeben." Und auf die direkte Frage Mariannas:

Mar. Fal. Ebenda.

And do you love him?

Ang. I love all noble qualities which merit
Love.

Auch den Gemahl versichert sie ihrer Achtung (estimation) — Den Allerweltsstandpunkt wählt Otto zur Operationsbasis.

Mit schonungslosem Hohn begegnet er Erny:

Tr. Dien. II, S. 187.

Die eine läßt sich trauen einem Greise
Mit grauem Bart und Haar, ein schlottrig Scheusal;
Voll Launen, abgeschmackt, zum Tollhaus reif —
Doch ehrt und liebt sie ihn!

Erny (im Sinne Angiolinas): Sie ehrt und liebt ihn.

Mariannas Zweifel führen zu verfänglichen Fragen über Angiolinas Verhalten vor und nach der Hochzeit.

Mar. Fal. II, 1, S. 34.

Marianna.

or since (seit der Hochzeit) have you ne'er seen
One, who, if your fair hand were still to give,
Might now pretend to Loredano's daughter.

Angiolina weist diese Zumutung mit Befremden zurück; sie „bedürfe keiner Antwort". Ist Ernys Gewissen ebenso rein? Hat nicht einmal Otto in ihrer Phantasie die Rolle dieses „Jemand" gespielt? Ja, es war eine Zeit, da „schien er ihr fromm und gut"; ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem schmucken Fremden.

Otto mahnt sie daran:

Tr. Dien. Ebenda.

Wenn je und dann sie schielt nach hübschen Jungen,
Minutenlang mit ihrem Blick verweilt —
Je, Neugier! Ei, zum Seh'n ward uns das Auge!

Freilich, diese Anwandlungen hat sie längst überwunden und ist nun ein Gegenstück zu Angiolinas Standhaftigkeit:

Tr. Dien. II, S. 189.

Erny. O pfui, pfui, pfui!
Erbärmliches Gefühl, du bleibst mir fremd.

Mit Recht fühlte sich Grillparzer gedrängt, Ottos Kühnheiten stärker zu motivieren. Sie entspringen aus seinem Charakter, wohl! doch setzen sie einiges Entgegenkommen voraus. Die Schwankungen im ersten Entwurfe weisen schon darauf hin, daß er hier frei gestaltet. Es galt Züge ausfindig zu machen, die eine Neigung zu verraten scheinen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Einen derselben hatte er schon für den Falieri in Aussicht genommen: den zweideutigen Blick Ernys (siehe oben). Er fügt den Vorfall mit der Locke hinzu. Den durch den Lockenraub bekundeten Anteil kann Erny nicht ohne weiteres wegleugnen. Otto nützt die erspähte Blöße unerbittlich aus. Eine Unterredung wird halb zugestanden, ein Brief in Aussicht gestellt. Dies führt zu öffentlichem Ärgernis.

### III. Szene.

Der Schlußeffekt, der Skandal bei der Festlichkeit am Hofe, die Dramatisierung der oben angezogenen Stelle ist zielbewußt vorbereitet. Otto droht.

Tr. Dien. S. 286.

wer mich kennt, der weiß: in Hofes Mitte,
Am offenen Markt heiß' ich Euch Rede stehn ...

Doch nicht so sehr Otto, als Erny selbst bricht den peinlichen Auftritt vom Zaun.

Wie stellen sich die Frauen zu den erlittenen Kränkungen? Angiolina im sicheren Bewußtsein ihrer Tugend bleibt heiter und denkt nicht an Abwehr. Erst, als der Frevel Stenos den tragischen Ausgang herbeigeführt hat, kennt ihre Verachtung, so gemessen sie sich auch äußert, keine Grenzen: öffentlich bei der Gerichtsverhandlung vernichtet sie den Übeltäter.

O, wie sie ihn verachtet!

Mar. Fal. V, 1, S. 107.

some men are worms
In soul, more than the living things of tombs.

Und gleich zu Beginn ihrer längeren Rede, die sie an den Vorsitzenden Benintende richtet — Steno würdigt sie keines Wortes! — findet sich das folgenschwere Wort, das auch das Verhängnis über Erny heraufbeschwört.

Ebenda. S. 106.

would that others had
Despised him as I pity!

Nur allmählich reift in Erny der Entschluß, Otto ihre Meinung zu sagen. Im Monolog II, S. 185 bittet sie Gott um „Mut und Kraft",

Der Unbill zu begegnen mit Verachtung!

Nach der bewegten Szene mit Otto gewinnt die Absicht festere Gestalt.

Ebenda. S. 190.

Und sagen will ich's ihm! — Doch hier, und jetzt —
Dem Rasenden, inmitten seines Hofs? —

Nach der Aussprache mit dem Gatten kennt sie nicht mehr Maß und Ziel. Sie will ihn „vernichten" trotz der Gegenvorstellungen Bancbans. Wie Otto sie aufs neue bedrängt, ruft sie inmitten der versammelten Festgäste laut:

Ebenda. S. 195.

Geht, ich veracht' Euch!

Und der Unsinnige greift das Wort auf

Verachten, mich? —
Warum verachtet Ihr mich? Ihr! Warum?

und tobt, bis die Königin einschreiten und das Amt des Dogen übernehmen muß, indem sie Erny mit Entschiedenheit zum Aufbruch mahnt.

Folgt, Gräfin, Eurem Gatten!

## II. Zweite Szenengruppe. Rückwirkung der Beleidigungen.

(Gegenszenen.)

Wie die Beleidigungen Stenos Stoff zu einer Reihe von Szenen geboten haben, so die Rückwirkung derselben: Die Unterredung zwischen Faliero und Angiolina im II. Akt des „Marino Faliero“. Jeder Angriffsszene folgt eine solche Gegenszene; also kommen drei in Betracht: das Verhalten der Ehegatten bei der Verhöhnung (1 Szene); ihr Verhalten bei den Ausschreitungen beim Feste (2 Szenen).

### I. Gegenszene.

Das Ärgernis ist noch in vollem Gange, als Erny erscheint. Sie fürchtet einen Zornausbruch des Gatten wie Angiolina.

Mar. Fal. II, 1, S. 31.

I tremble when I think
To what it may conduct.

Vgl. Tr. Dien. I, S. 157.

Erny (nach vorn kommend).
So zürnt Ihr nicht?

Die Rollen sind ausgetauscht: Bancban zürnt nicht, doch Erny fühlt die Kränkung; im Marino Faliero bleibt Angiolina ruhig und Faliero kann die Schmach nicht verwinden.

Mar. Fal. II, 1, S. 38.

My child!
My injured wife ....
how little deem'd
Thy father, wedding thee unto his friend,
That he was linking thee to shame! — Alas!
Shame without sin, for thou art faultless.
. . . . .
So young, so beautiful, so good, so pure,
To suffer this, and yet be unavenged!

Bancban erörtert das Mißverhältnis zwischen Schmach und Unschuld in seiner Weise:

Tr. Dien. I, S. 157.

Erny. Ha, Scham und Schmach!
Bancbanus.
Für wen? — Mein liebes Kind!
Nur eine Schmach weiß ich auf dieser Erde,
Und die heißt: Unrecht thun.

Angiolina und Bancban mißachten in gleicher Weise das kränkende Wort.

Mar. Fal. V, 1, S. 106.

Ang. ... To me the scorner's words were as the wind
Unto the rock.

und ebenda II, 1, S. 31.

Ang. 'Twas a gross insult; but I heed it not ....

Tr. Dien. I, S. 158.

Erny. Allein die Worte —
Des argen Liedes Worte, die sie sangen.
Bancbanus.
Ich achtete nicht drauf und rate dir ein Gleiches.

Mit der sentenziösen Bemerkung:

Der Vorzug ist's der Worte vor den Thaten,
Sie schäd'gen nur, wenn man sich ihnen leiht. —

Bancban endlich sucht Erny zu beruhigen, wie es Angiolinas ausgesprochene Absicht ist, das verstörte Gemüt Falieros zu besänftigen.

Mar. Fal. II, 1, S. 31.

Ang. Would he were come! for I alone have power
Upon his troubled spirit.

Und dem Dogen gegenüber.

Ebenda. S. 37.

I would soothe you back to what you were.

Für diesmal gelingt dies Bancban:

Bancbanus. Lärmet, lärmt nur zu!
(Die Hand auf Ernys Herz legend.)
Wenn's ruhig hier,
(auf seine eigne Brust)
ist hier auch alles Ruh!

Erny wird auf den Standpunkt gebracht, den Angiolina nie verlassen hat.

Noch ein Wort über den Schluß der Szene.

Faliero kann nicht länger verweilen, „Staatsgeschäfte“ harren seiner.

Mar. Fal. II, 1, S. 44.

I must to my cabinet;
There's much for me to do — and the hour hastens.

Während des ganzen Auftritts ist Bancban im Aufbruch begriffen:

Tr. Dien. I, S. 155.

Zweiter Diener. Vier Uhr.
Bancbanus. Hohe Zeit!

Ebenda. S. 158.

Bancbanus. Ich bin beschieden samt den andern Räten ...
Ich geh' aufs Schloß.

Vgl. auch Mar. Fal. II, 1, S. 30.

he was
That moment summon'd to a conference.

Erny und Angiolina bemühen sich vergebens, den Gemahl zurückzuhalten.

Ähnliche Übergänge verbinden die einzelnen Teile der Szenen.

Mar. Fal. II, 1, S. 38.

But let us change the argument.

Tr. Dien. I, S. 158.

Nun laß von andrem uns, von Röt'germ sprechen.

Endlich übersehe man nicht bei beiden Gatten die gleiche liebevolle Ansprache:

Faliero: Angiolina, sweet A., my A.; child, my child, my dear child, my dearest child, my gentle child.
Bancbanus. Erny, Kind, mein Kind, mein liebes Kind —
O Erny! O mein Kind, mein gutes, frommes Kind!

## II. Gegenszene.

Erny flüchtet vor den Zudringlichkeiten Ottos zu ihrem Gatten.

Tr. Dien. II, S. 183.

Erny. Nun ist es gut, weil nur bei dir! O, gut!

Die Gesinnung Angiolinas nur temperamentvoller ausgedrückt:

Mar. Fal. II, 1, S. 36.

I have nothing to desire, or to request,
Except to see you oftener ....

Und wie der Doge Geschäfte vorschützt:

Ebenda. S. 45.

Ang. Let me be
An instant — yet an instant your companion!
I cannot bear to leave you thus.

Erny wieder mit mehr Temperament:

Tr. Dien. II, S. 183.

Ich weiche nicht von deiner Seite!
. . . . .
Trotz sei geboten, wer von hier mich trennt.
. . . . .
Doch geh' ich nicht von dir.

Der Doge hat „viel zu tun".
Vgl. Bancban.

Ebenda. Und dennoch muß es sein. Sieh hier, Geschäfte.

Hier wieder der Grundgedanke: Erst der Staat, dann die eigenen Angelegenheiten! Um sich diesem Dilemma zu entziehen, hat Foscari zweimal angesucht, ihn seiner Würde zu entheben.

Erny mit ihrem Kindersinn tut denselben Vorschlag:

Ebenda. S. 184.

Gib sie zurück denn, dieses Amtes Würde!

Beide flehen vergebens.

Mar. Fal. II, 1, S. 45.

Doge. Let us begone, my child — the time is pressing.

Tr. Dien. II, S. 184.

Bancbanus. Dem Dienste folg' ich, folg dem Feste du!

In ähnlicher Weise, liebevoll und schroff, läßt Foscari seinem Sohne entbieten, er möge ‚dem Gesetze gehorchen'. Beide Weisungen führen das Äußerste: den Tod der Geliebten herbei. Auch Faliero, wie er sein Weib verläßt, ist im Begriff, sich den Verschwörern anzuschließen, was sein tragisches Ende herbeiführt.

(Schluß folgt.)

# Zwei fragmentarische Prosadichtungen Eduard Mörikes.

Aus dem Nachlaß herausgegeben von Harry Maync in Berlin.

Bei den Forschungen, die ich zum Zweck meiner Mörike-Biographie[1]) im Frühjahr 1900 unternahm, fand ich vielfach ungedruckte und unbekannte Manuskripte des Dichters, vor allem Niederschriften einzelner Gedichte, doch auch Fragment gebliebene Ansätze zu größeren Werken. In mehreren Fällen hat Mörike selbst eine Übernahme in seine Gesammelten Schriften oder eine Veröffentlichung überhaupt untersagt. In einem seiner Schreibbücher vom Jahre 1844, betitelt „Neuere und revidierte ältere Gedichte, welche mit einiger Auswahl für eine zweite Auflage meiner gedruckten Sammlung zu benützen sind", findet sich neben mehreren Gedichten, so dem in schwäbischem Dialekt abgefaßten, später von ihm selbst im ersten Bande von Frommanns „Deutschen Mundarten" publizierten „Der Schäfer und sein Mädchen" die Bemerkung: „Nie in die Sammlung aufzunehmen;" und an die Spitze des blauen Heftes in Großquart, in das Mörike sein Dramolett „Das Fest im Gebirge" vom Jahre 1841 eingetragen hat, setzte er, als er im Alter seinen handschriftlichen Nachlaß durchsah, mit dem Rotstift das Verbot, die Dichtung niemals auch nur auszugsweise zu veröffentlichen. Ich habe über diese wie über die anderen mir aufgestoßenen ungedruckten Fragmente Mörikes in meiner Biographie gehandelt.

Zwei dieser Stücke scheinen mir eine Publikation, der keine Willensäußerung des Dichters entgegensteht, aus verschiedenen Gründen besonders zu verdienen, wie man denn an sich von einem Poeten, der so unverhältnismäßig wenig produziert hat, wohl gern noch etwas mehr vernimmt, selbst wenn das Neue in ästhetischer Hinsicht hinter dem von ihm selbst Veröffentlichten weit zurücksteht. Und zwar gebe ich im folgenden:

1. das Bruchstück eines Dramoletts, das mangels einer Titelbezeichnung auf den Namen der Hauptperson „Spillner" getauft sei;
2. eine Anzahl von Fragmenten zu einer Mörikeschen Novelle „Die Geschichte von der silbernen Kugel oder Der Kupferschmied zu Rothenburg". Beide Dichtungen befinden sich unter Mörikes Nachlaß im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, dessen Direktion mir die Herausgabe der Papiere freundlichst anvertraut hat.

[1]) J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H., Stuttgart und Berlin 1902. 415 S.

## 1. „Spillner".

Die dramatische Dichtform, zu der Mörike lange Jahre im Verhältnis eines unglücklich Liebenden stand, lag ihm in seinen poetischen Anfängen besonders nahe. Mehrfach wählte er sie als Tübinger Stiftler. Über eine dramatische Satire auf das Burschenschaftsunwesen berichtet Karl Fischer in seinem Mörike-Buch.[1]) Über den „Spillner" habe ich auf S. 83 f. meiner Biographie gehandelt. Ein ins Jahr 1830 fallender Brief Mörikes berichtet von seinem Freunde Ludwig Bauer: „Er schickt mir ein komisch-ernsthaftes Produkt von etwa acht Bogen, das ich vor fünf Jahren eigens für ihn geschrieben hatte, und worin unser phantastisches Orplider Leben, seine nächtlichen Eruptionen aus dem Stift u. s. w. verherrlicht werden sollten." Möglicherweise liegt ein Teil dieser Arbeit eben im „Spillner" vor. Das Manuskript stammt von Mörikes Hand, dessen Verfasserschaft indessen nicht weiter beglaubigt ist.

Das Stückchen füllt 2½ Quartbogen Konzeptpapieres, das stark vergilbt und an den Ecken und Kanten ziemlich stark beschädigt ist. Die Schrift ist sehr eng und namentlich auf der ersten Seite außerordentlich verblaßt, so daß die Entzifferung Mühe macht. Das Stück ist offenbar sehr rasch niedergeschrieben worden; der Korrekturen sind verhältnismäßig wenige. Es kann sich sowohl um einen ersten Entwurf wie um eine flüchtige Abschrift handeln. Ich gebe weiter unten das Manuskript diplomatisch treu wieder, nur daß ich die in der Handschrift bloß angedeuteten Doppelkonsonanten ausschreibe und die Abkürzungen auflöse.

Das in der Hauptsache monodramatische Stück ist undatiert; es fällt unbedingt in die Zeit von Mörikes Aufenthalt im Tübinger Stift, also in die Zeit vom Herbste 1822 bis zum Herbste 1826. In den zahllosen ungedruckten Briefen an Mörike, die ebenfalls das Weimarer Archiv bewahrt, finden sich einige Angaben, die sich höchst wahrscheinlich auf den „Spillner" beziehen. Das Stück war demnach im Kreise der Mörikeschen Studienfreunde bekannt, und einige derselben haben den Anlaß dazu gegeben oder spielen eine kleine Rolle darin.

Auf einem offenbar an Mörike gerichteten Briefblatt, dessen Schreiber vermutlich des Dichters Freund und Komponist seiner Lieder, der im Jahre 1806 geborene Ludwig Hetsch — damals gleichfalls Stiftler — ist, findet sich unter anderem folgende Mitteilung: „Heut erhielt der gute Nast Befehl, zum 2ten Mal ins Karzer zu wandern, und zwar 3 Tage lang ob illegitimum dis-

[1]) Eduard Mörikes Leben und Werke. Dargestellt von Karl Fischer. B. Behrs Verlag (E. Bock). Berlin 1901. 240 S.

cessum e seminario. Da studirt er tüchtig an seinen Aufsätzen. Auch hat er sich mit Hoffmann[1]) vereinigt, ein Buch in die Lesewelt zu befördern. Der Titel ist noch nicht fertig. Nast meinte, es sollte heißen: ‚Abendstunden für die schöne Welt'." Der Brief enthält keine Jahreszahl, sondern nur das Datum des 22. März. Und in einem Briefe eben dieses Nast an Mörike (vermutlich aus dem Jahre 1827) heißt es: „Hier schicke ich dir mit vielem Dank das Lustspiel zurück, du hast wohl nichts dazugesetzt?" Der dritte Auftritt des Stückes macht es besonders wahrscheinlich, daß Nast dem Spillner zum Vorbilde gedient hat. Wilhelm Nast war, zwei Jahre jünger als Mörike, im Jahre 1804 geboren. Er war als Student ein lustiger, allbeliebter Bursche, der namentlich Mörike innig anhing und ihn auch während der Vakanz im Hause seiner Mutter zu Nürtingen besuchte. Nach beendigtem Studium ging er 1828 seinen Verwandten zuliebe nach Amerika, wo er es zum Haupt der Methodistenmission unter den Deutschamerikanern und zum Prediger in Cincinnati brachte. Bei einem späteren Besuch in der alten Heimat fand er sich auch bei Mörike ein, der damals in Mergentheim lebte und mit dem er lange einen herzlichen Briefwechsel unterhielt, in dem er seiner Zuneigung zu dem „lieben, unaussprechlich teuren Freunde" die wärmsten Worte lieh. Im Jahre 1839 gab er zum erstenmal ein auf Knapps Evangelischem Liederschatze beruhendes deutsches Gesangbuch für seine Gemeinde heraus. Gestorben ist er erst im Jahre 1899.

Das Stück spielt im Tübinger Karzer, mit dem Mörike als einer der meistbestraften Studenten und schwarzes Schaf des Stiftes wohl vertraut war. Zumal im ersten Auftritt ist er selbst der Sprecher. Dieser Auftritt steht dichterisch am höchsten mit seiner schönen Bildlichkeit und der psychologisch feinen Analyse des Halbschlummers. Er gehört durchaus dem Lyriker Mörike an und gipfelt denn auch in dem vortrefflichen, 1825 verfaßten Gedicht, das, später, stark erweitert und durch glückliche Varianten verbessert, als „Gesang zu Zweien in der Nacht" in die Gedichtsammlung aufgenommen wurde.

Zum Verständnis des Stückes sei endlich noch vorweg bemerkt, daß sich die akademischen Behörden in jenen zwanziger Jahren der Burschenschaftsbewegung und der Demagogenverfolgungen, die auch in Tübingen stark bemerkbar wurden, mit allerlei Reformplänen beschäftigten. So dachte man, wie schon öfter, auch im Jahre 1826 an die Aufhebung des Stiftes, dessen Fortbestand besonders die Schrift

[1]) Wilhelm Hoffmann, geboren 1806, gestorben 1873 als Hofprediger in Berlin, ein Studiengenosse Mörikes, bekannt durch seine leidenschaftliche Polemik gegen „Das Leben Jesu" von D. F. Strauß.

des Professors Dr. Steudel „Über die Bedeutsamkeit des evangelisch-theologischen Seminars“ vom Jahre 1827 sicherte. Auch die Verlegung der Universität von Tübigen nach Stuttgart wurde, namentlich im Jahre 1826, ernstlich erwogen. Eingehend berichtet über diese Verhältnisse Karl Klüpfel in seiner „Geschichte der Universität Tübingen“.

Ich lasse nunmehr den Text folgen.

1ter Auftritt.

**Karzer.**

Spillner, Student, spricht mit sich selber

Ich möchte doch in aller Welt mich nur darauf besinnen können, was mir diese Nacht geträumt hat. Es spucken noch allerley verworrene Eindrücke davon in meinem Kopf, aber wenn ich eben meyne, ich sey dem Faden auf der Spur, so ist er wieder entwischt, bald ahn' ich ihn ganz in der Ferne, bald schwebt er mir so nah, daß ich ihn mit der Hand zu ergreifen meyne, ich halte den Athem an, ihn nicht zu verscheuchen: noch einen Ruck in meinem Gedächtniß, so hätt ich den ganzen Traum! Wunderlich genug muß er gewesen seyn, denn niemals bin ich mit so seltsamen Empfindungen zu Bett gegangen. Ich war bis nach Mitternacht bei der Lampe aufgeblieben, mit Einmal bekomm ich das Klingen im Ohr, und als drücke irgend ein Zauber auf mein Gehirn, bin ich von dem Augenblick an in den wunderlichsten Gedankenkreis versezt; ich bin wie gebannt, ruhig dem tollen Mühlwerk zuzusehen, das unter Klingeln und Summen in meinem Kopf zu gehen anfängt; ich fühlte meinen Zustand klar, aber ich konnte den kleinen Wahnsinn nicht lösen, der sich leise, betäubend, mehr und mehr um mein Haupt legte. Ich besann mich, ob ich wache oder schlafe, einige Augenblicke glaubte ich hellsehend geworden zu seyn, es war als wenn meine Gedanken in die dünnsten Spitzen ausliefen. Es kam Geisterfurcht dazu und mein Zustand war in der That schrecklich zu nennen. Um diese Zeit fangt plötzlich in der Nachbarschaft eine Wachtel an zu schlagen, es war im Fenster meines Freundes J. Nichts hat mir in meinem Leben so im Innersten wohl gethan, mein Herz hüpfte mir im Leibe und hinweggestoben waren alle unheimlichen Gedanken vor dem einfachen Naturlaut dieses Vogels; ich trat ans Gitter und ließ die Nachtluft auf mich zu. Alles still in den Gassen. Ich empfand eine niegefühlte Frömmigkeit, Innbrunst, gesund hellängigt Leben; ich drückte mein Gesicht in das Gitter ob nicht der Morgenstern hinter einem Dach hervorkomme, aber es war nichts zu sehen. Die Wachtel schlug in langen Absätzen immerfort, dazwischen war mir, als vernähme ich ganz andere Klänge, das Zittern der Luft, das so eigen ist, wenn die Nacht die ersten Berührungen des Morgens spürt. Meine Einbildung versezte mich ins Freye und es formten sich unwillkührlich einige Verse auf meinen Lippen; die mir selbst so wohl gefallen, daß ich sie gleich wiederhole:

Wie süß der Nachtwind nun die Wiese streift
Und klingend jezt den jungen Hain durchläuft!
Da noch der freche Tag verstummt,
Hör ich der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge,
Das aufwärts in die oberen Gesänge
Der reingestimmten Lüfte summt.
Wie ein Gewebe zuckt die Luft und scheint
Durchsicht'ger stets und leichter aufzuwehen
Dazwischen hört man weiche Töne gehen
Von wunderlichen Geistern, die, vereint,
Flimmernde Spindeln hin und wieder drehen.

Hier akzentuirte die Wachtel wieder ihr helles Quak wa wak, ich sah sie in Gedanken aus einem hellgrünen Ackerfeld heraus mit ihrer Stimme die Wölbung des Himmels treffen und dem Morgen entgegenschlagen, der den Instinkt dieses Thiers so besonders begeistert. So mochte es eine gute halbe Stunde gedauert haben, als sich bei aufgelegtem Geist doch eine rechte Magenschwäche in mir meldete, ein Schwindel, der nicht unangenehm war; dennoch sah ich mich endlich nach der Bettstatt um, obschon im Grund mein Appetit zum Schlaf verdorben war; auch konnt ich vor Frost lange nicht einschlummern, doch schlüpfte ich noch eben glücklich über die wunderbar schwanke Schwelle, hinter der unser Geist zu schwärmen beginnt.

(Er sezt sich aufs Bette nieder und gähnt.)

Man kann im Karzer doch am End nichts bessers thun, wie schlafen — Ah ll Ah! ich hab mir zwar vorgenommen die 6 Tage, da ich nicht ausgehen darf, erstens auf ein Laxier zu verwenden, zweitens aber auf die Ausarbeitung irgend einer Broschüre, die mir allenfalls ein Verleger bezahlte, allein — man wird nirgends so, wie soll ich sagen, eigentlich mild vom unwillkührlichen und zerstreuten Denken wie in dieser Gattung von Einsamkeit. Ich glaube, daß mein Kopf in fünf Wochen nicht so angespannt war wie in den 5 Tagen, seit ich inn=sitze. Man hat da gar nicht den gewöhnlichen Gedankengang, man ist ein anderer Mensch. Wenn einer so zwischen 4 leeren geweißten Wänden eingeschlossen ist und nichts hört als seinen eigenen Fußtritt im Auf= und Abgehen, kanns einem so kurios werden, daß er sich gar vor ihm selber fürchtet. Da geh ich also gestern Nacht bis nach zwölf Uhr bey 2 Stund hitzig die Stub auf und ab, die Pfeif im Mund und denke vom hundertsten aufs tausendste, daß mir endlich der Kopf wirbelt und schwimmt; steh ich so auf einmal still und stiere an der Decke hinauf, wo sich der langgezogene Schatten von meinem Wasserkrug abmahlte, ich guck ihn eine gute Weile an, dann erschreck ich von der Stille umher und daß ich im Karzer sey, dreyfach verriegelt. Nicht der Wunsch in diesem Augenblick herauszukönnen sondern der lebhafte Gedanke an die Unmöglichkeit sezte mich außer Fassung und engte mir den Athem ein; Ich stelle mich mit verschränkten Armen drey Schritte vor das enorme Thürschloß hin, und weidete mich mit einer Art von erbitterter Wollust an seiner unerbittlichen, höchst gelassenen und dummdreysten Physionomie, dann, meiner nimmermehr mächtig, versezt ich ihm einen starken Tritt dessen Echo mir aber einen wahren Schauder durch die Haut nachsandte. Meine Phantasie war einmal in Aufruhr, mir kam alles wie Trug und Blend und Fabelwerk vor, ja ich zweifelte einen Augenblick an meiner eigenen Existenz ich befühlte meinen Kopf, und pfiff etwa 3 Noten, halb in Angst halb mit sonderbarem innerlichen Jauchzen, mir war nicht anders, als stünd ich auf bezaubertem Boden; ein bekanntes Stimmlein aber reflektirte aus einer Ecke meines Innersten heraus ganz nüchtern, ganz schlau dazwischen, es sey gar nichts besonderes an dem Allen, Alles sey so ganz in der Regel, ich sey halt hinten und vornen der theologiae candidatus Ferdinand Joseph Spillner aus Offingen, mein Vater der Spezerey=händler Wilhelm Jonathan Spillner daselbst, meine Mutter eine geborne Bachsteinin — Alles ganz richtig, ganz alltäglich ganz nett; ich solle mir nur nichts gegen die Möbels merken lassen (denn ich weiß nicht, deren ihre Mienen fingen an mich zu ängsten) ich solle was singen z. B. „Was gleicht wohl auf Erden etc." solle denken, wenn es jezt etwa Nachmittags um 2 Uhr wäre, wie gleichgültig mir das alte Stühlchen dort, der Ofen hier wäre, Alles sey also blos durch meine Einbildung verzerrt und angesteckt. Auf einmal sticht mich der Muth und quält mich der Einfall, ob ichs wohl wage die Zunge gegen alle 4 Wände herauszuhängen. Es kam mir wie eine Heraußforderung der ganzen Geisterwelt vor, aber ich weiß nicht was mich unabläßig dazu antrieb, ich thats, weiß der Henker, ellen=lang aber schnell und nur gleichsam verstohlen. Ha Ha Ha das war eine Guguks=

nacht. Aber bey Tage gehts nicht viel besser; ich bin in einer steten Exaltation, in einem besoffenen Zustand auf diesem Terrain; ich komme zu keinem Resultat bey den vorzüglichsten dichtrischen Compositionen die sich zu Duzzenden in mir anknüpfen, da redets und schwazt und jubilirt und zwitscherts aus zwanzig Ecken in meinem Kopf durcheinander, daß ich am End eben zu tanzen und zu springen anfange. Ich bin gewissermaßen zu voll und glücklich in dieser Art von Einsamkeit Dann werf ich mich nach so einer stundenlangen Jagd ermattet aufs Gestelle und lasse die Augen an der weißen Decke oben herumkreuzen oder schlaf ich ein. Und doch alle Wetter! es muß jezt was geschriftstellert werden, ich war noch nie so aufgelegt zu den exquisitesten Einfällen. — Still aber, was ist für ein Rennen in der Gasse? Es wird wieder was geben. Nun — was gehts mich an. Soll ich meine Predigten über Theophrasts Charaktere fortsetzen? Ich habe keine Lust. Holla! Horch! Was ist doch los dannten? Sieh da, ein Gesprang und ein Geschrey, Haufen an Haufen, Studenten und Bürger, ein Gelächter und Gejammer durcheinander. Was ist das? (ruft durchs Fenster) Du! Keppler! Keppler! Bst! Hörst nicht? Daß Dich! Jermer! Lohmann! Was gibts denn? (Stimme von unten: Tübingen wird ver —) Was — ver-? (Andere Studentenstimme: Aufs Schloß! Mir nach! wir feyern die Kanonen ab!) He! He! brennts denn in der Stadt, im Stift? Ums Himmelswillen und ich bin hier eingeschlossen! Wenn sie mich vergessen, wenn man mich morgen unterm Schutt hervorzieht — es wird schon Abend. (Er rennt an den Wänden umher und zieht in der Angst zwey Paar Stiefeln aufeinander an) Ich springe durchs Fenster! Wenn ich nur wenigstens eine Sprize hätte. (er singt.) Die irre Natur fängt zu singen an — sagt Jean Paul irgendwo im Titan, aber es paßt förmlich auf meinen Zustand. Mein Gott, was red ich da? (er brüllt entsezlich in die Gasse hinaus:) Mordjo! Feuer Feuer! — (Der Pedell ruft herauf: Halten Sie sich ruhig mein Herr! Welch ein Unfug, welche Bosheit! Wie heißen Sie? Nur schnell!) Eine geborne Bachstein — nicht doch — Spillner heiß ich, Spillner aus Offingen. (Pedell: Gut. Ich notire Sie. Sie sind verloren. Wissen Sie nicht daß das ganze Stift auf Befehl des Bürger Ausschusses vernagelt ist?) Vernagelt, o ja das weiß ich, aber auf Befehl des? Nun empfehle mich! — Aber wach ich, träum ich? Die Leute reden alle wie im Wahnsinn. Doch es ist Alles nur in meiner Phantasie; wie gesagt, diß Zimmer ist verhext, ich kann nichts machen. (Er legt sich den gestreckten Weg in die Mitte des Bodens und singt ganz resignirt:) Wehe, wenn sie losgelassen Wachsend ohne Widerstand, Durch die volksbelebten Gassen Wälzt den ungeheuren Brand. — Ach der gute Schiller, wo mag er jezt seyn? (Man läutet die Sturmglocke, er springt auf, reißt an dem Gitter ungefähr wie Herr Maurer als Ritter Balduin in den h. Kreuzfahrern, aber er zerreißt es wirklich und thut einen Sprung hinunter.)

## Zweiter Auftritt.

Spillner auf dem Pflaster unmittelbar unter[m] Karzerfenster.

Wo bin ich? Das war ein Stoß! Halt aber! Juchheißa, jezt hab ich meinen Traum von heute Nacht. Jezt geht mir Alles auf. Heda, guter Freund, halt er ein wenig: wird nicht die Universität verlegt? Nicht wahr, die Universität wird verlegt? Ist der Lärm nicht deßhalb?

Ein Bürger. Ja doch, ins Teufels Namen! Muß ja einer auf den Kopf gefallen seyn, der das noch fragt.

Spillner. Nicht auf den Kopf, aber hinten hab ich mich etwas aufgelegen; sieht Er, hier. Also deßwegen ist der Auflauf. Herrlich o herrlich.

Bürger. Was? Er spottet auch über unser Unglück?

(schlägt ihn)

Spillner. Ach nein! es ist mir nur, weil mir einfällt, daß ich meinen Traum so gut brauchen kann, es ist mir nur der Gelegenheit wegen, etwas darüber zu schreiben.

Bürger. Dafür oder dawider?

Spillner. Dawider! Dawider! versteht sich.

Bürger. (Gibt ihm seine Hand) Gott wirds Ihnen auch lohnen. Ich habe sieben Waisen, — nun, zwar ich lebe noch, also Kinder wollt ich sagen, aber wir sind ruinirt wenn die Universität fortkommt. Es ist alles ruinirt.

Spillner. Alles! Universa corruunt cum universitate!

Bürger. Aber, wenn ich Ihnen rathen darf, machen Sie, daß Sie auf der Stelle wieder ins Stift hineinkommen Herr Magister! Wenn Sie einer von uns attrapirt, so werden Sie gehenkt. Wir haben alle Thür und Fenster im Stift vernageln lassen, daß keiner herauskann. Wir haben bey 9000 Stück Nägel aufgewandt und alle Schreiner und Schlosser haben bey 3 Stunden en suite zugenagelt von außen. 9000 Stück Nägel, sag ich, das wollen wir auch nicht umsonst verunköstet haben. Verstehn Sie mich, das ist nicht herrschaftlich, und Sie zahlen keinen Kreuzer, aber bleiben müssen Sie wir müssen von Ihnen zehren und leben, wir haben Euch Herren so lieb, so lieb.

Spillner. Schon recht. Allein — was wollt ich doch sagen — ja, wie gelang ich denn für heute wieder hinein. Es ist fast Nacht.

Bürger. Will Ihnen sagen, mein Tochtermann der Schneider Nesz [?] steht gerad noch auf seiner Leiter mit der Laterne dort am Fenster von der Rothenburger Stube, er hämmert noch was zu; der läßt Sie hineinsteigen wenn Sie ihm meinen Namen sagen, ich bin der Hutmacher Hütle.

Spillner. Hier ist noch ein offenes Fenster, gerad über uns, hier geht es in die custodiam doctam, d. h. in den Magistersaal, hier laßt mich hinein.

Bürger. Gut. Ich will meinen Tochtermann schicken Gut Nacht, Herr Magister. Ach und verzeyhen Sie, wenn ich Ihnen vorig ungebührlichermassen am Kopf krapste. Sie wissen, was thut man nicht für Weib und Kind. (Verdammt, ich hätt ihm meinen Namen nicht sagen sollen, er kann mich wegen der Ohrfeige in Verschiß bringen.) Ich bitte Sie um aller Barmherzigkeit willen, stecken Sie mir auch Eins hinters Ohr.

Spillner. Bitt recht sehr. (Gibt ihm einen höllischen Schlag.) Bring Ers aber nicht auf die Hut-Rechnung, ich denke, damit kann er sich auf Lebenslang von mir bezahlt halten. (Bürger ab.)

Spillner. Canaillen das! — am vernünftigsten ists, ich beziehe heut Nacht noch mein altes Nest und schmiede das Eisen weil es warm ist. Ich brauche den Traum fast Wort für Wort nur abzuschreiben; die Ohrfeige hat mir ihn vollends ins Gedächtniß gebracht. Jezt hol ich nur noch 1 Bouteille rothen Wein bey dem Träteur daneben. (er geht und kommt wieder. indessen ist auch der Schneider mit der Laterne da, legt die Leiter an und Spillner steigt in das Karzerfenster; da sie aber ein Stock weiter hinauf reicht, so benuzen bey 30 andere Stipendiaten oben die Gelegenheit und gleiten rittlings unter großem Freudengeschrey daran herunter. Es entsteht darüber ein großer Tumult; der Schneider reißt aus.)

3ter Auftritt.

Spillner im Karzer; hat ein Licht angeschlagen und sizt am Schreibtisch.

Ich kann mit dem Werk doch nicht so geradezu in medias res eingehen. Man darf heutzutage nicht mehr sagen wie es einem auf der Zunge liegt, man muß in diesem wissenschaftlichen Zeitalter vor allen Dingen einige Sachen, die sich von selbst verstehen, dadurch neu und interessant machen, daß man sie von einer ganz entlegenen Seite her einfädelt und überhaupt etwas verdüstert und verdunkelt, diffizil macht u. s. w. Denn man kann ein Huhn braten, sieden, friccasiren, sulzen, verschiedentlich verlauçen, spicken bebändern, daß es ein Wunder ist und fast gar kein Huhn mehr. Allerwenigstens sollten einige definitionen, Distinctionen vorausgeschickt werden. Und so muß ichs auch machen. Aber wie denn? Was denn? Halt, ich

schlag einmal im Scheller'schen Lexicon auf — Universität, Academie. Der leztere Ausdruck der freilich nicht ganz das besagt, was der erste, hat doch was vornehmeres, brillanteres. „Ăcădēmiă, ae. f. 1.) ein angenehmer schattigter Ort bey Athen — hier stand das berühmteste Gymnasium 2.) Dieses Gymnasium selbst, hier lebte und disputirte Plato etc. — — Änderungen erlitt — daher Academia vetus, Academie nova." Halt. Das ist just auch meine Mühle! Die bisherige wäre also die weiland tübinger Acad: die vetus; die Stuttgarter wäre die nova! Vortrefflich! Diese Distinction hat zwar ursprünglich einen anderen Sinn, überhaupt weiß ich nicht, wie das hieher gehört, thut aber lediglich nichts, man kann die Leute erstaunlich prellen. Definition ist definition. Weiter heißt es: Quaestiones Academicä. So könnt ich mein Schriftchen titulieren. Und da ist noch ein guter Einfall, ich seze alle äußern und inneren Umstände, wodurch ich hiemit zum Schriftsteller geworden, als Vorrede voran, die zwar etwas lang ist, weßwegen aber eben das Werkchen selber desto kürzer seyn darf, denn es kommt in der Welt bey Sachen der Art nicht darauf an, daß etwas wirklich gesagt wird, sondern das Räuspern und Schwadroniren ist alles. Ich fange an.

Mörike hat das als Vorspiel gedachte Stück wohl als abgeschlossen betrachtet. Freilich eine Art Einheit der Handlung ist kaum vorhanden, denn der zweite Auftritt ist rein episodisch. Der Dichter wollte das Stück, das er zeitlebens im Pulte behielt, gewiß nicht für ein Kunstwerk gelten lassen, sondern nur für eine anspruchslose Studentenhumoreske zum Vergnügen der Freunde. Als Ganzes ist es auch nicht mehr, wohl aber im einzelnen, wo der echte Dichter sich nicht verleugnen kann. Es ist zum Teil schon der ganze und beste Mörike, der aus diesen Szenen spricht, nur weht noch ein Hauch vom Sturm und Drang seiner Jugend hindurch, den wir sonst nur aus dem „Letzten König von Orplid" und aus Briefen des Dichters kennen, und der sich z. B. in den coupierten Wortformen bemerkbar macht.

Es ist ein buntes Stilgemisch, aus dem der „Spillner" sich zusammensetzt. Das tiefe lyrische Naturgefühl, aus dem das eingelegte, in seiner Entstehungsart uns sicherlich wahrheitsgetreu entwickelte Gedicht sich heraus kristallisiert, ist eigenstes Eigentum Mörikes. Der Dialog des Mittelauftritts erinnert in seiner grotesk-burlesken Art und mit seinen barocken Faxen an die dramatisierten Szenen zwischen dem Buchdrucker und dem Barbier im „Maler Nolten" und an ihre Vorbilder, die Shakspereschen Quibbles. Vorbildlich gewesen ist auch die tolle Sprunghaftigkeit der Tieckschen Komödien und der Kernerschen „Reiseschatten", wie denn der „Spillner" wohl als Puppenspiel gedacht sein könnte gleich dem „Letzten König von Orplid". Dazu kommt die spukhafte Phantastik und furchtsame Geistergläubigkeit E. T. A. Hoffmanns und der sich an Jean Paul anlehnende Stil, der einige schale Witze und Späßchen nicht verschmäht.

Kommentierend sei noch nachgetragen, daß der im Stück genannte Keppler den Namen eines Studenten trägt, der einem un-

gedruckten Briefe Nasts vom 6. November 1826 zufolge ebenfalls dem Mörikeschen Kreise angehörte. Maurer war einer der geschätztesten damaligen Schauspieler des Stuttgarter Hoftheaters, den Mörike gern sah und gern nachahmte. Der Name Lohmann im „Spillner" könnte auf Mörikes, ebenfalls aus Ludwigsburg gebürtigen Studienfreund Lohbauer anspielen. Die im Stück geschilderte Aufregung, wie sie bei Feuerlärm zutage tritt, hat Mörike bei dem großen Brande des Tübinger Klinikums im November 1824 miterlebt. Auch Bauer beschreibt sie in einem Brief an seine Braut (Schriften S. XVII), und wie besonders Waiblinger von ihr ergriffen wurde, berichtet Canitz in der Einleitung (S. 122) zu seiner Ausgabe dieses Dichters. (Schluß folgt.)

---

# M. von Strachwitz' episch-lyrisches „Nordland" und „Romanzen und Historien".[1])

Von A. K. T. Tielo in Tilsit.

(Fortsetzung.)

## 13. Die Perle der Wüste. S. 287.

Fast alle Reisebeschreibungen, die Arabien, Kleinasien, die Türkei und die angrenzenden Territorien betreffen, verbreiten sich auch einmal über die Schönheit, Schnelligkeit und außerordentliche Klugheit der arabischen Rosse. Mit Vorliebe erzählen sie von ihnen erläuternde Anekdoten, wie z. B. Alphonse de Lamartine in seiner ehemals viele gelesenen Orientreise.[2]) Zur Not läßt sich der ganze Untergrund der Strachwitzischen „Perle der Wüste" aus diesen „Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken und Landschaftsgemälden" zusammensetzen.[3])

---

[1]) Vgl. oben S. 131 ff. 372 ff.

[2]) „Alphons von Lamartines Reise in den Orient in den Jahren 1832 und 1833. Erinnerungen, Empfindungen . . ." 4 Bände. Übersetzt von Gustav Schwab und Franz Demmler. Stuttgart 1835.

[3]) Lamartine kauft einmal einen Schimmelhengst, der ihm „die Perle aller Pferde der Wüste zu sein schien"; er preist der arabischen Pferde „dunkel- oder weißgraues Haar" (3, 87). Von einem perlgrauen bemerkt er: „Man glaubte auf einem Vogel zu sitzen, dessen Flügel unmerklich den Reiter vorwärts tragen" (2, 272). Er rühmt ihre Lebhaftigkeit. „Alle ihre Gedanken malen sich in ihren Augen und in der krampfhaften Bewegung ihrer Backen, ihrer Lippen, ihrer Nüstern mit ebensoviel Deutlichkeit als die Eindrücke der Seele auf einem Kindergesichte" (1, 261). „Eine Stute von erstem Geblüt schlägt der Araber um keinen Preis

Doch können die Aufzeichnungen des französischen Dichters und Reisenden nur dazu dienen, um das feste Fundament der deutschen Dichtung zu bestätigen. Strachwitz hat nach eigener Anmerkung seinen Stoff dem „Journal de Smyrne" entnommen.[1]) Des Poeten Blick für eine Historie, die das freundschaftliche Verhältnis des Arabers zu seinem Pferde und die Unzertrennlichkeit dieser beiden Kameraden dokumentiert, dem Verfasser der Ebbelin-Ballade ohnehin nahe gelegen — war durch lyrisch-epische Gedichte aus diesem Stoffkreise geschärft worden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er den „Ritt durch die Wüste" kannte, ein „Lied des Sturms" vom Grafen Alexander von Württemberg: Abdallah, „der kühne Held", entflieht den feindlichen Beduinen auf der Schimmelstute Kebron, „der Perle aller Stuten".[2]) Zweifellos hat er „das treue Roß" seines Breslauer Kommilitonen Alexander Scholz in Augenschein genommen: ein Araber wird von seinem raschen Rosse mit dem Verluste des eigenen Lebens aus der Gefangenschaft befreit.[3]) Endlich dürfte ihm auch „das Wüstenroß" seines Freundes H. von Mühler begegnet sein: ein Araber, von dem mächtigen türkischen Pascha zum Verkauf seines Pferdes gezwungen, entkommt diesem und seinen Reitern unvermutet auf dem bereits bezahlten, schnellen Tier, um am nächsten Tag zu dem gefoppten Käufer zurückzukehren. „Willst Du das Pferd? — willst Du zurück Dein Geld?"[4]) An Anregung zu seinem Thema hat es Strachwitz wahrlich nicht gefehlt.

---

los" (1, 262). Doch gibt es Ausnahmen; der ganze Stamm bedauert ihr Scheiden. Das Tier selbst „senkte traurig seinen von einer herrlichen Mähne beschatteten Kopf" (2, 217). Ein gefangener arabischer Räuber nimmt von seinem Rosse rührenden Abschied. „Armer Freund, was sollst du bei den Türken tun? man wird dich einkerkern unter dem Gewölbe eines Chans mit den Pferden eines Aga oder Bassa; ... du wirst nicht mehr frei in der Wüste umherjagen wie der Wind von Ägypten her, und nicht mehr wirst du die Wasser des Jordan mit deiner Brust zerteilen, das deine gleich dem Schaume weiße Mähne kühlte" ... (3, 203).

[1]) Es ist mir nicht gelungen, das „Journal de Smyrne" bibliographisch festzustellen. Nur soviel ist gewiß, daß in Smyrna französische Zeitungen erscheinen.

[2]) „Lieder des Sturms". Stuttgart 1839, wieder abgedruckt in den „Gesammelten Gedichten". Stuttgart und Tübingen 1841, S. 495.

[3]) „Musenalmanach der Universität Breslau auf 1843", Breslau, herausgegeben von G. Freytag, S. 68, zu dem Strachwitz bekanntlich ein paar Lieder beigesteuert hatte. Jener vorher zitierte Abschied des Räubers von seinem Rosse (Anmerkung 2) stammt aus der Anekdote, die Scholz versifiziert hat. Denselben Stoff hat noch 1874 Nora Gräfin Strachwitz — jedenfalls gleichfalls nach Lamartines Bericht — zu einer Ballade verwendet: „Jugend-Tage". Berlin 1891. S. 172 „Der Araber und sein Roß".

[4]) „Gedichte" S. 351 (2. Auflage. Jena 1879. S. 144). Die von Mühler bearbeitete Anekdote wird in Moltkes „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" S. 253 erzählt.

Über den Stoff und dessen erste Bewältigung spricht sich W. von Loos in einem seiner schätzbaren „Tunnel-"Referate aus: „Den Stoff zu Götz' „Szene aus dem Orient" hat die bekannte Anekdote[1]) von jenem Araber hergegeben, der im Drange der Not sein schönes Roß[2]) dem benachbarten Pascha verkauft,[3]) nach abgeschlossenem Handel aber sich von dem geliebten Tier nicht zu trennen vermag und um Rücktausch fleht, als dieser aber verweigert wird, dem Pferde mit einem Hiebe den Kopf abschlägt. — Wenn dieser Vorwurf ohne Zweifel für einen poetischen gelten kann, so scheint, daß sich das Urteil über den Wert der gegenwärtigen Behandlung derselben auf die Beantwortung der Frage zurückführen läßt, ob es dem Dichter gelungen sei, Sitte, Anschauungsweise und sinnlichen Eindruck des Originals wiederzugeben, ob die handelnden Personen lebendig individualisiert und die gegebenen Fakta als notwendige Ergebnisse ihres Charakters und ihrer Lage erscheinen, ob der Verfasser endlich jene dem Nordländer fremdartige Kameradschaft des Arabers mit seinem Pferde unserem Gefühle habe nahe rücken und dem Tiere selbst, ohne gegen die Natur zu sündigen, eine Persönlichkeit beilegen können, so man sich auch für dieses lebhaft zu interessieren vermöge? Alle diese Anforderungen[4]) hat Götz nach allgemeinem Urteil vollständig erfüllt und dazu noch das Verdienst einer Form gesellt, die korrekt und leicht ist, während sie die bunte Farbenpracht und Leidenschaftlichkeit des orientalischen Lebens vortrefflich widerspiegelt." Dem Lob folgte der Tadel mehrerer Mißgünstiger. Es sei der notwendige „stetig dramatische Fortschritt der Handlung" nicht genügend gewahrt worden; stellenweise habe sich die Schilderung — besonders im zweiten Teile des Gedichtes — „freilich an sich schön und im Einklang mit dem Tone" zu stark vorgedrängt; „dem Überreichtum" seien nicht „streng die Schranken angewiesen". Alle diese subjektiven Einwendungen entbehren der Überzeugungskraft. Es herrscht in der Erzählung, der Terzine angemessen, eine beschauliche und

[1]) W. von Loos setzt also die Verbreitung der Anekdote in der deutschen Lesewelt im großen und ganzen voraus. Aus diesem Umstande darf geschlossen werden, daß sie von Strachwitz nicht direkt aus dem entlegenen französischen Original bezogen wurde. Wahrscheinlich las er sie übersetzt in irgend einer deutschen Zeitung mit der zugehörigen Quellenangabe.

[2]) „Von der Koylani allerreinstem Blute". Koylans heißen die Nachkommen des Leibpferdes Salomos, des Propheten: Moltkes „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" S. 247.

[3]) In der 1. Fassung des Gedichtes: für 1000 Piaster (1 P. = zirka 3 M.), in der 2. Fassung gar — des Wohlklanges wegen! — für 1000 Tomans (1 T. = 10—66 M.).

[4]) Vermenschlichung oder Menschen-Annäherung des Rosses: Strophe 18, 22, 30. Auch in diesem Punkte hat der Dichter seine Phantasie zu zügeln gewußt: ein Zuviel hätte die Gestalt des Arabers in den Schatten gestellt.

langsame, aber immerhin fortschreitende Handlung: „Szene aus dem Orient“ lautet eben daher auch die ursprüngliche Überschrift des Gedichtes. Das gefällige Maß ist den Händen des Autors keineswegs entglitten. Vielmehr beherzigte er die Warnung, welche ihm der „Tunnel“ nach dem Vortrage der „Türkischen Justiz“ dediziert hatte. Während die erste Hälfte des Gedichtes (Strophe 1—16) von dem Angebot des Rosses bis zur Bezahlung des ausbedungenen Preises vorwiegend die äußere Beschreibung pflegt, verbindet sich in der zweiten Hälfte (Strophe 17—31) von der Bitte der Verkäufers um Rückgabe der Stute bis zu ihrem jähen Tode mit dem Reflex der äußeren Farben und Formen kluge Seelenmalerei. In keiner anderen Erzählung hat Strachwitz derartig anschaulich und feinfühlig die psychologischen Regungen seiner Personen verfolgt und nicht oft so absichtsvoll bestimmte Charaktere geprägt wie in der „Perle der Wüste“. Wie die Gegensätze zu vernichtender Gewalt emporwachsen! Der türkische Pascha, der gewiegte Pferdekenner, wie er über das preiswerte Geschäft schmunzelt, wie er dann den Mund zu einem schadenfrohen Lachen verzieht, wie endlich der anfangs gnädige Gebieter sich in einen drohenden, grausamen Tyrannen verwandelt — ihm gegenüber der hungernde Scheich, wollend und nicht wollend, hangend und bangend, zwischen bitterer Not und gewohnter Anhänglichkeit umhergetrieben, betrübt und demütig, zähneknirschend und wieder ein unterwürfiger Knecht mit gekrümmtem Rücken, bis ihn die Verzweiflung brennender Eifersucht todesmutig losfahren läßt, zu dem Verderben seines Pferdes und seines eigenen Leibes: das hat Strachwitz meisterlich dargestellt. Ganz in der bilderreichen, farbenprangenden rhetorisch glänzenden Sprache des Orients — man darf auch sagen Freiligraths — abgefaßt, zumal ausgezeichnet in der Schilderung des umworbenen Renners, von prunkenden Wortbildungen erfüllt und doch wieder von derben, schroff bezeichnenden, verbalen Ausdrücken durchsetzt, kann das Gewand des Poems nur bestechen. Der „Tunnel“ hatte freilich auch daran kleinlich und kläglich zu nörgeln. Der Verfasser erscheine „in bezug auf den Ausdruck vielleicht etwas zu stark als Liebhaber von Farben, Pferden und Kraftausbrüchen. Dieses Übermaß mache sich mitunter auch in dem übertriebenen Gebrauch technischer Effekte geltend, wie z. B. „die Stute“ dreimal hintereinander statt dreier Reime zu gebrauchen [Strophe 17, 18, 26, 27] das erste Mal pikant, das zweite manieriert heißen müsse“. Aber selbst die gestrenge „Tunnel“-Kritik mußte ein „Überwiegen der Schönheiten“ in der „Perle der Wüste“ anerkennen. Strachwitz' Vorgänger und Nachfolger auf diesem Terrain können mit ihm nicht im entferntesten konkurrieren. In diesen Terzinen ragt Strachwitz ebenbürtig neben Chamisso empor.

## 14. Der König immer der Erste.

Bisher ungedruckt.

1. König Styrbiörn kam an Säßnes Strand:
„Nun will ich erfassen das Schwedenland!"
In die Böte warfen sie Schwert und Schild,
Und ins Wasser sprangen die Helden wild:
Der König immer der Erste!

2. König Styrbiörn sprach: „Die Geier zieh'n;
Nun gilt's zu streiten und nicht zu flieh'n!
Daß keiner zurück mehr komme von Euch,
So sollen verbrennen die Schiffe gleich!
Des Königs Schiff das Erste!"

3. König Styrbiörn warf den ersten Brand,
Roth glühte die Fluth und roth das Land,
Und als verglommen der letzte Schein,
Da legten die Helden die Speere ein:
Der König immer der Erste!

4. Auf Fyriswall, da war die Schlacht,
Laut war der Tag und still die Nacht.
Da fragte wohl keiner nach Schiff und Meer,
Erschlagen die Helden, erschlagen das Heer,
Der König immer der Erste!

Als Strachwitz den „Herrn Donnerschild" gepriesen hatte:

Der war in Treffen und Wasserschlacht
Beim Entern stets voran, (S. 245, Vers 3, 4)

da machte er sich alsbald an einen schwedischen Seekönig derselben Art stürmischer Kühnheit. Jenen hatte er nur beiläufig in flüchtiger Rede verherrlichen können, diesen wollte er in der fortschreitenden Tat selber vorführen. Die Subjektivität mußte herber Objektivität Platz machen. — Den Stoff zu der neuen Ballade gewann Strachwitz wahrscheinlich aus Arv. Aug. Afzelius' „Volkssagen und Volksliedern aus Schwedens älterer und neuerer Zeit", speziell aus dem Kapitel „Styrbjörn der Starke und die Fyriswall-Schlacht" 2, 47.[1]) Nur den dürftigsten Grundriß der Geschichte hat Strachwitz wiedergegeben. Man erfährt nichts von Styrbjörns Verhältnis zu Schweden und zu König Erich, der schwedische Usurpator wird nicht einmal erwähnt. Die Hilfe und Feigheit seiner Bundesgenossen, der Dänen,

---

[1]) Von Erich dem Siegreichen und Björn dem Starken wurde freilich auch schon z. B. in Rühs' „schwedischer Geschichte" 1, 24 und Erik Gustav Geijers „Geschichte Schwedens". Deutsch von Swen P. Leffler. Hamburg 1832 f. 1, 117 berichtet — vgl. auch Allens „Geschichte von Dänemark" S. 60; Afzelius' Erzählung ist am ausführlichsten und lebhaftesten besonders in der Darstellung der für Strachwitz wichtigen Fyriswall-Schlacht gehalten.

und die feindselige Einmischung Odins ist gleichfalls übergangen worden. Nicht drei Tage währt in der Ballade die Fyriswall-Schlacht; an Einem Tage wird Styrbjörns Macht und Lebenskraft gebrochen.[1]) Strachwitz stellt nur die Gestalt des todesmutigen Helden im Kreise der Seinen dar. Die Schilderung der verhängnisvollen, kriegerischen Landung (Strophe 1—3) ist die Hauptsache; kurz knüpft sich daran der Bericht des Kampfes und seines unheilvollen Ausganges (Strophe 4). Der König ist der Erste, der das Schwedenland erfaßt, der Erste, der sein Schiff am Strande verbrennt, der Erste, der den Speer zum Streite einlegt, der Erste, der in dem Treffen sinkt.

Der Dichter hat — eine schlimme Wirkung der strengen „Tunnel"-Kritik an der breit ausgeführten „Szene aus dem Orient" — in dem anerkennenswerten Streben nach der prägnanten und reservierten Gedrungenheit und Sprunghaftigkeit des Volksliedes des Guten zu viel und zu wenig getan. Wohl hat er des Königs Aufzug an Säßtnes Küste und die Verbrennung seiner Flotte mit großartiger Einfachheit und prächtiger Anschaulichkeit in Szene gesetzt; die dritte Strophe ist in dieser Hinsicht unübertrefflich geraten. Schwieriger schon ist die erste Strophe in ihrer gedrängten Fülle und skizzenhaften Eile zu verstehen; der „Tunnel" interpretierte: Styrbjörn sei der Erste, „aus dem Schiff ins Boot zu springen". Ebenso verläuft die Sprache in markiger Knappheit, schroff und rauh ziehen Sätze und Gegensätze heran wie in dröhnendem Stahlschritt. Aber die Vorzüge der Ballade werden von ihren Nachteilen überflügelt. Strachwitz gibt in seinem Gedicht oft nur so leise Andeutungen und vorübergleitende Bilder, daß ihnen klare Ausdeutung und lichtvolle Verinnerlichung mangeln muß. So rasch rollt er die Handlung auf und wieder ab, daß man keine Zeit erübrigt, sich für seinen Helden zu erwärmen. Er

---

[1]) Afzelius berichtet: Styrbjörn, Sohn König Olofs von Schweden, landete nach mannigfachen, ruhmvollen Wikingerfahrten (von denen Rühs gründlich handelt) an der Ostsee-Küste und zwang König Harald Gormson von Dänemark ihm seine Tochter Thyra zur Gemahlin und 200 Schiffe zur Hülfe zu geben (wovon Rühs auch im Gegensatz zu Geijer — ganz schweigt). Mit seiner so verstärkten Kriegsmacht wendete er sich gegen seinen Oheim, König Erich Segerjäll von Schweden, den ehemaligen Mitregenten seines Vaters, der ihm die Krone vorenthielt. Er segelte in den Mälarsee und den Fyrisfluß hinauf nach Upsala. „Dort verbrannte Styrbjörn seine Schiffe; denn er war entschlossen, entweder zu siegen oder zu sterben. Auf Fyriswall [nach Geijer um das Jahr 983] stellte sich König Erich dem Feinde entgegen; die Schlacht währte drei Tage . . . Die Dänen entflohen gleich anfangs auf ihre Schiffe und kehrten heim, wodurch Styrbjörns Schlachtordnung sehr gelichtet wurde." Gegen Abend opfert der letztere dem Thor, sein Gegner dem Odin; am folgenden Tage zeigen sich beide Götter den schlachtgerüsteten Kriegern. „Odin verhieß dem Könige Erich den Sieg . . . Am 3. Tage fiel Styrbjörn und die meisten seiner Streithelden." Thor und Odin werden von Rühs nur erwähnt.

befriedigt nur die Phantasie, nicht die Empfindung. Man weiß gar nicht, weshalb der König kämpft, und wofür er fällt; die Triebfeder seines Ringens kennt nur der Historiker. „Der König immer der Erste" berührt wie kühle, marmorne Schönheit. Daher „lobte der Verein die Enthaltsamkeit des Dichters, mit der er allen Versuchungen zu Schilderungen im Interesse des Fortschrittes der Handlung widerstanden hatte". Aber die Begebenheit werde „weder dem Gefühl, noch dem Verständnis des Lesers wesentlich näher gerückt, als durch eine Erzählung in Prosa hätte geschehen können. Auch erschien der Refrain insofern unglücklich gewählt, als ihm zuliebe der König auch zuerst im Kampfe fallen muß, worin man keinen Beweis gewaltiger Kraft sah, wenn auch der Mut des Kämpfers daraus hervorgeht. Einige, selbst monarchisch gesinnte Mitglieder hätten diesmal den König lieber zum Letzten gemacht".

## 15. Rolf Düring. S. 251.

Von jeher haben Sage und Märchen den Sieg geistiger und körperlicher Gewandtheit über plumpe Prahlerei und rohe Stärke gestellt. Von dem Kampfe Davids mit dem ungeschlachten Goliath,[1]) von des „erfindungsreichen" Odysseus List dem einfältig barbarischen Polyphem gegenüber bis auf Däumlings Triumph über den unbeholfen wütigen Menschenfresser[2]) trifft man allenthalben in Vers und Prosa diese ungetrübte Freude an einer geistig verfeinerten und veredelten Kraft.[3]) Auch Strachwitz hat sich der Figur eines derart verhältnismäßig kleinen Helden bemächtigt und mit Lust und Liebe ihn und sein ungefüges Visavis in dem „Rolf Düring" fixiert. Die von Lesebüchern weitverbreitete „Geschichte von Goliath und David, in Reime gebracht" von Mathias Claudius[4]) im allgemeinen, Uhlands

---

[1]) Anspielung auf Goliath in Strachwitz' Ebbellin-Ballade.

[2]) Vgl. Odyssee, 9. Gesang. „Manche Fabel der Odyssee hat ganz die Natur eines Märchens wie etwa die von Polyphem": Brüder Grimm, „Kinder- und Hausmärchen". 7. Auflage. Göttingen 1857, 14. Auflage 1876 1, 2; 3, 1856, 3, 435, ferner 1, 37, 3, 66 „Daumesdick", 1, 223, 3, 71 „Däumerlings Wanderschaft"; 2, 387 „Der Riese und der Schneider"; 1, 109, 3, 29 „Das tapfere Schneiderlein"; Caroline Stahl, „Erzählungen, Fabeln und Märchen für Kinder". Nürnberg 1818, S. 13 „Däumling"; Ludwig Bechstein, „Deutsches Märchenbuch" (1. Auflage. Leipzig 1846. S. 136); 9. Auflage. 1850. S. 131 „Der kleine Däumling" ꝛc. In diese Kategorie gehört auch das alte Märchen „Der kleine und der große Claus" vorzüglich naiv in des Dänen Hans Christian Andersen „Sämtlichen Märchen". (Übersetzt von H. Denhardt. 2 Bände. Leipzig bei Reclam, 1, 12 f.)

[3]) Diesen Sagen eignet ein tiefer Gehalt: sie symbolisieren die wachsende Macht der Kultur über die roh und wahllos waltenden Urkräfte.

[4]) „Asmus omnia sua secum portans oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten". Wandsbeck 1774 f. 3, 108 (Breslau 1778, 3, 73).

Ballade „Roland Schildträger“ [1]) besonders stilistisch, vor allem aber die dänischen Volkslieder haben nicht bloß zu dem Keim, sondern auch zu dem Kern seiner Dichtung redlich beigetragen.[2]) Die äußere Form,[3]) teilweise die Namen [4]) und selbst die Charaktere und Gestalten, sowie Motive und Situationen fand er auf dänischem Boden vorgezeichnet. Zerstreut vorkommende Figuren und Fakta erscheinen in diesem „Volksmärchen“ gesammelt und neu geordnet.

Das dänische Volkslied erzählt von einem Degen „Klein Grimmer“,[5]) wie dieser auf das Gebot von Ingeborgs Vater auszieht, um den Kämpfer von Birtingsland zu erlegen und zum Lohne die Braut zu empfangen. Der junge Streiter siegt, und „am Monatstag, der darnach kam, da mußte die Hochzeit geschehn“ (Strophe 35). Bedeutsamer tut sich die Ballade „der Berner Riese und Orm der junge Gesell“ [6]) auf. Der wilde Berner Riese reitet in die Burg des Königs von Dänemark und verlangt des Burgherrn Tochter zur Frau oder sein halbes Reich zur Herrschaft. Oder er möge ihm einen seiner guten Kämpfer stellen. Der König bietet die Prinzessin und

[1]) Weniger oder gar nicht kommen in Betracht: Uhlands „Romanze vom kleinen Däumling“: „Gedichte“ S. 259, August Kopisch' „Wie Ralf dem Riesen half“: „Gesammelte Werke“, 3 Bände, Berlin 1856, 3, 189 und selbst Karl Egon Eberts „Der Fürstentochter Laune“: „Gedichte“. 1. Auflage. Prag 1814. S. 134. 3. Auflage. Stuttgart und Tübingen 1845, S. 378, eine versifizierte „altdänische Sage“.

[2]) Strachwitz ist auf seiner Nordlandsfahrt von oder nach Kopenhagen vielleicht auch auf den unmittelbar angrenzenden „klassischen Boden Dänemarks“ (G. A. von Kloeden) geführt worden, nach Lethraborg und Leire; doch ist es ziemlich unwahrscheinlich, daß ihm dort der Stoff zu seinem „Volksmärchen“ direkt überliefert worden sei.

[3]) Vgl. in den „Altdänischen Heldenliedern“ S. 227, Nr. 57 „Held Bonved“ und besonders S. 132, Nr. 22 „Herr Jon“, wo auch der bewegliche Refrain auftritt.

[4]) Ein König Erich in den „Altdänischen Heldenliedern“: S. 382, Nr. 89 „Marske Stig“: Erich V. (1259–1286); gemeint ist wohl von Strachwitz der von seinem Volke hochverehrte Erich I. Eiegod, das ist der Gute (1095—1103); vgl. F. C. Allens „Geschichte des Königreiches Dänemark“ S. 81, Dahlmanns „Geschichte Dänemarks“ (in Heerens und Ukerts „Geschichte der europäischen Staaten“. Hamburg 1835 f.) 1, 205, Georg Webers „Allgemeine Weltgeschichte“. 2. Auflage. Leipzig 1885, 8, 428. Die Königsburg Leire büßte schon gegen Ende des 10. Jahrhunderts ihren ehrwürdigen Glanz ein: G. A. von Kloeden, „Handbuch der Länder- und Staatengeschichte“ 3, 335. Nach Holbergs „Dänischer Reichshistorie“ S. 88 wurde Rothschild (Roeskilde) schon unter Blaatand (980 †) Residenzstadt. — Rolf: Rollo in Strachwitz' „Faustschlag“, in der jüngeren Edda (Rolf Krake): Simrock S. 311, Gering S. 380, in dem „Morgengesang im Kriege“: Herders „Volkslieder“ in den „Werken“ 5, 248. — Düring: „Altdänische Heldenlieder“ S. 147, Nr. 30 „Die Mutter im Grabe“, deutsche Übersetzung: Hertz' romantische Tragödie: „Das Haus Svend Dyring“. Hamburg 1839 2c.

[5]) „Altdänische Heldenlieder“ S. 298, Nr. 74.

[6]) „Altdänische Heldenlieder“ S. 39, Nr. 8.

seine halben Lande dazu demjenigen seiner Helden, der das Gefecht mit dem Unhold wagen will. Des Königs Mannen schweigen. Orm allein unterfängt sich, Leib und Ehre für die „Lilien-Maid" einzusetzen. Der Riese verspottet seinen Gegner als Mäuslein, kleinen Mann und unseligen Bub. Doch der „unselige Bub" erschlägt im Zweikampf den klobigen Prahlhans und gewinnt mit dem Siege Herz und Hand der Königstochter.[1] In dieser Episode hat man vielleicht den Grundstock des Strachwitzischen Gedichtes zu erblicken.

Vier Personen umfaßt das neue „Volksmärchen". Neben dem König Erich und seiner Tochter, die wie in den dänischen Heldenliedern passiv und ziemlich farblos im Hintergrund verweilen, fällt das zweite Paar, der Titelheld und sein Partner um so gründlicher auf. Rolf Düring, ein Fant und Zaunkönig gleich den andern kleinen dänischen Degen ist mit all den Eigenschaften dieser Kämpen ausgerüstet: er bewährt sich als mannhaft bis zur Tollkühnheit, als fröhlich und zorngemut in einem Atem. Der Riese ist als ein langer Gesell charakterisiert worden, der seinen Feind wie der Berner vor dem Streit verlacht und nach dem Streit fürchtet. Seine Prahlerei ist im Vergleich mit jenem erheblich gemildert, seine Feigheit erheblich verstärkt worden. Wie die Charaktere verleugnen die Vorgänge in „Rolf Düring" wohl schwerlich gewisse Beziehungen zu dem an zweiter Stelle namhaft gemachten dänischen Volksgesange. Was dort bloß in Angriff genommen wurde, das ist hier nach einer andern Seite entwickelt worden: der Riese hat die Prinzessin geraubt.[2] Orms Absicht, den Besiegten gefangen fortzuführen, ist in dieser Geschichte verwirklicht worden.[3] Zum Schluß die lustige Hochzeit mit dem mutwilligen, sinnlichen Hinweis auf das Ehebett entspricht ganz dem Tone der dänischen Volkslieder überhaupt.[4] — Die Zeit dieser Ereignisse ist natürlich die unbestimmbare Zeit des Märchens.[5] Es herrscht jene Zeit, in der noch am grauen Nordmeer das Riesenheim existierte.[6]

---

[1]) Der Bekämpfung des Riesen folgt in der dänischen Ballade noch ein zweiter Kampf und Sieg Orms.

[2]) Solche Räubereien erzählen auch Afzelius „Schwedische Volkssagen" 1, 61 ꝛc.

[3]) Strophe 19 „Du mußt mein Gefangener sein", wie es bei Strachwitz heißt Strophe 5: „Du mußt verloren sein". Rolf Düring rudert nach Riesenheim wie Klein Grimmer sein Schifflein nach Bratingsburg steuert.

[4]) Vgl. „Altdänische Heldenlieder" S. 105, Str. 12, S. 117, Str. 10, S. 213, Str. 6.

[5]) Wenn man nicht etwa an Erich I. denken will.

[6]) Rolf Düring gelangt von Leire aus über den Sund (das ist der Nordsee und Ostsee verbindende Oere-Sund: Egli, „Nomina geographica" S. 663, W. Hoffmanns Enyklopädie 2, 1763) nach Riesenheim, welches also in diesem Falle Schweden vorstellt. In Schweden wohnten die Jüttar (Riesen), ein riesenhaftes, wildes Geschlecht: Afzelius, „Schwedische Volkssagen" 1, 52. Jedenfalls war

Das elfstrophige Gedicht ist trefflich disponiert worden: Strophe 1—7, Hauptaktion, Auszug und Kampf — Strophe 8—11 Reaktion, Rückkehr und Hochzeit des Helden. Nicht minder sticht der Stil des „Rolf Düring" hervor. Die schlichte, ungeschminkte Sprache klingt, als wäre sie dem Volksmunde abgelauscht worden. Vorzüglich ist es dem Poeten gelungen, in einzelnen Wendungen und Worten eine derbe und kernige Frohlaune zu entfalten, just wie sie dem derben und kernigen Stoffe angemessen ist. Zunächst fallen ein paar lose hingeworfene Metaphern auf, welche das lächerliche Größenverhältnis der beiden Gegner spiegeln. Doch weit wirksamer agieren mancherlei vulgäre und archaistische Ausdrücke, namentlich solche, die das täppische Benehmen des Riesen markieren. Nicht zu vergessen den frisch beweglichen Refrain: ungleich sicherer als jenen in der vorangehenden, gleichförmigen Ballade „Der König immer der Erste" kennzeichnet er die Höhen der Erzählung.

„Rolf Düring" gefällt durch seine keck kräftige Haltung. Wie Strachwitz in dem „Diner in Walhalla" das himmlische Ruhedasein der „toten" Helden unter dem Gesichtswinkel der höheren Komik betrachtet, so hat er in dieser Ballade ihrem irdischen Kampfleben die heitere Seite abzugucken gesucht. Nur vielleicht noch etwas urwüchsiger bricht sein Humor heraus. Darum freute sich der „Tunnel", „dem Dichter auf diesem Felde zu begegnen".

## 16. Die Jagd des Moguls. S. 275.

Am 19. November 1843 folgte im „Tunnel" auf Strachwitz „Rolf Düring" Gildemeisters „Türkische Friedensstiftung". In dieser orientalischen Kriegsgeschichte wird ein finsterer Vezier vergegenwärtigt, wie er ein aus Missolunghi geraubtes, reizendes Mädchen jäh entschlossen köpft, „um welches zwei seiner besten Krieger einander zerhacken wollen". Man lobte die Schönheit der Form. An dem Inhalt hatte man weidlich herumzumäkeln. Z. B. rede der entschlossene Vezier zu viel [?], und ein Gleichnis von Tiger- und Löwenkampf wurde von der einen Partei „vielgebraucht" geheißen. Schließlich verständigte man sich doch zu dem Prädikat „Sehr gut".[1]

Riesenheim nach altnordischer Anschauung am Meeresstrand gelegen, wohin es die Götter wiesen: Simrocks „Edda" S. 246, F. C. Allens „Dänische Geschichte" S. 4, Weinholds „Altnordisches Leben" S. 358. Es soll im russischen Lappland und in Schweden ein Jotunland bestanden haben: Ludwig Albr. Gebhardi, „Die allgemeine Geschichte des Königreiches Norwegen". Halle 1768. S. 41, Geijer, „Geschichte Schwedens" 1, 31, P. E. Müller, „Sagenbibliothek des skandinavischen Altertums" 1, 268. — Schweden ist das Land der Riesenhügel: J. Grimms „Deutsche Mythologie" S. 701.

[1]) Aus dem bisher ungedruckten Gedicht Gildemeisters (8 Strophen) gebe ich zwei charakteristische Proben:

Diese „Türkische Friedensstiftung“ spornte den Dichter der „Türkischen Justiz“ und der „Perle der Wüste“ dazu an, abermals sein Glück in der Ferne zu erproben. Wie Gildemeister schildert er in „Dschehan-Gir“, später betitelt „Jagd des Moguls“, einen kühnen Despoten, der über seinen Untertanen eine gewaltsame Gerechtigkeit walten läßt. Auch in seiner Dichtung wird ein Aufruhr oder doch eine Neigung zum Aufruhr mit einem Schlage aus der Welt geschafft, auch hier „rollt ein Kopf auf dem Sande“, auch hier treten Löwe und Tiger in einem auffallenden Bilde zusammen, und auch hier gibt zuguterletzt der Fürst die Moral von der Geschichte zum besten. Diese Ähnlichkeiten sind unverkennbar.

Durch seinen „Faustschlag“ war Strachwitz auf einen Stoff wie „Die Jagd des Moguls“ vielfach vorbereitet worden.[1]) Die nordischen Gestalten und Fakta mußten, unter die morgenländische Sonne versetzt, entsprechende Modelung erfahren. Es scheint denn auch die Quelle seines Gedichtes der eigenen Phantasie entsprungen zu sein.[2]) Doch wurde seine Phantasie nicht bloß von Gildemeisters

---

5. Und sie blicken sich an, und sie drohen stumm
Und es greifen zum Säbel die Krieger,
Und es funkelt der Stahl blaugoldig und krumm —
So kämpft am entlegenen Niger,
Trotzbietend des Herrn majestätischem Dräun,
Mit dem bärtigen Läun
Um die zarte Gazelle der Tiger.

8. Und die Wildesten stehn voll Staunen und stumm,
Vom ehernen Schrecken gekettet,
Doch der Pascha spricht, und er blicket sich um,
Indessen den Bart er sich glättet:
Was steht ihr so bleich und mit zitterndem Leib?
Ich erschlug ein Weib;
Und habe zwei Männer gerettet.

[1]) Des Moguls Kampf mit dem Tiger bildet natürlich auch ein Seitenstück zu dem Kampfe Pipins mit dem Löwen: „Pipin der Kurze“ von Ad. Friedr. Karl Streckfuß („Gedichte“. 2. Auflage. Leipzig 1823. S. 103) hat Strachwitz vielleicht zu seinem „Faustschlag“ angeregt.

[2]) Einen Dschehan-Gir habe ich in J. Hammer-Purgstalls Werken über orientalische Herrscher (Quelle für Freiligrath!) nicht entdecken können. Dagegen vgl. Dgihanghir, Fürst von Mesopotamien und Cappadozien (1460 n. Chr.): „Anecdotes orientales“ (anonym). 2 Bände. MDCCLXXIII, 1, 480. Über Hindostan, den Himalaya und dergleichen kann sich Strachwitz beispielsweise aus Carl Ritters „Erdkunde“. 2. Auflage. Berlin 1833, 2, 407 f. Auskunft geholt haben. Über Ostindien erschienen in den dreißiger Jahren und später zahlreiche Reisebeschreibungen und Spezial-Artikel, z. B. in dem „Magazin für Litteratur“ 1838, Nr. 92—94 „Ostindien. Ansichten des Himalaya“ ꝛc. Den „Geri“ vermochte ich nicht nachzuweisen. Endlich waren mir auch die zwischen 1833 und 1840 veröffentlichten „Anekdoten und Erzählungen aus dem Orient“. Leipzig — vielleicht außerdem für die „Perle der Wüste“ wichtig — leider nicht zugänglich.

„Türkischer Friedensstiftung" befruchtet.[1]) Der Aufwand der Darstellung, die ausführliche Beschreibung des farbenprächtigen Jagdzuges und der gold- und purpurschimmernden Erscheinung des Herrschers, dann aber auch der grause Abschluß und seine grelle Pointe gemahnen an Freiligrathisches Kostüm und Kolorit. In eine ethnographische Schilderung, wie sie von Freiligrath hie und da versucht wurde,[2]) ist Strachwitz glücklicherweise nicht hineingeraten. Einzelne Züge seiner Dichtung findet man jedoch in den exotischen Dichtungen des westphälischen Poeten vorgebildet: Schauplatz, gewisse Vorgänge und Figuren, wenn auch nur in ihren äußersten Umrissen. Die Gestalt des „Mohrenfürsten", der Mameluckentrupp der „Vier Roßschweife", die wild phantastische Despotenherrlichkeit der „Afrikanischen Huldigung" und der bekannte „Löwenritt"[3]) mögen schon den jungen Dichter entflammt haben. Doch sind die Komposition der zunehmend spannenden Handlung und die charakteristische, vollflutende, üppige Sprache jedenfalls ganz auf seine Rechnung zu setzen. Strachwitz hat das Auftreten des Fürsten in der Menge (Strophe 2, 3) und seinen Kampf mit dem Tiger (Strophe 5, 6)[4]) vorzüglich herauszuarbeiten gewußt. Noch mehr zu rühmen ist die monumentale Gegenständlichkeit der Schlußstrophe (7): „Und er sprach und sein Säbel war noch nackt . . . ." Als „Dschehan Gir" im „Tunnel" von dem Dichter vorgetragen war, da ertönte „lauter" Beifall. Tatsächlich kann auch „die Pracht und sinnliche Gewalt der Darstellung — ein Überreichtum, der hier notwendig erscheint, um den Gegenstand würdig vorzuführen — der überraschende und donnernde Schluß" elektrisieren. Nur W. von Loos wagte einen Tadel vorzubringen. Das Gedicht hinterlasse „keinen wohltuenden Eindruck"; denn es werde „eine Handlung vorgeführt, die eine schnöde Undankbarkeit genannt werden müsse". Eine solche Tat könne nur aus der „ungemessenen Selbstüberhebung des Helden" hervorgehen; die „menschliche Würde" werde von ihm mit Füßen getreten, und dies müsse das sittliche Gefühl des Abendländers notwendig verletzen. „Der Held werde zu der Tat zuletzt nur durch seinen Übermut getrieben,

[1]) Erinnert werden darf auch an W. Hauffs „Karawane" in den „Märchen" 1, 13 f. und an „Tausend und Eine Nacht": übersetzt von M. Habicht, Breslau 1824, 26; von Hammer-Purgstall „Der Tausend und Eine Nacht noch nicht übersetzte Märchen". Stuttgart 1823, 24; von Gustav Weil, Stuttgart 1838—1841.

[2]) Zum Beispiel „Am Congo" in den „Gedichten" S. 147. Vgl. auch Gottschalls „Poetik". 2 Bände. 5. Auflage. Breslau 1882, 1, 70.

[3]) In Freiligraths „Gedichten" S. 49. 133. 135. 234.

[4]) Seinen Bart — „aufsträubte der Zorn" Strophe 5, Vers 7 wie in Byrons „Giaur" (Gildemeisters Übersetzung 1, 20; „Bei zornigen Muselmännern eine nicht ungewöhnliche Erscheinung": ebenda 1, 44). Dasselbe geschieht freilich auch dem zornigen Donnergotte Thor: Simrocks „Edda" S. 61.

in dem eine wahrhafte Energie deshalb nicht liege, weil der Sklavensinn der Umgebung die Tat völlig gefahrlos mache. Wenn der Dichter auch mit Recht dagegen protestiere, als habe er eine Verherrlichung der despotischen Willkür beabsichtigt, so müsse man doch, trotz aller Objektivität der Behandlung, eine ähnliche Idee in dem Produkte erkennen." Aber Strachwitz fand in Dr. Siegmund Stern und andern Kollegen beherzte Verteidiger. „Der Gedanke des Gedichtes sei allein der einer riesigen Persönlichkeit, die gerade im Gegensatz zu ihrer erbärmlichen Umgebung wie ein Wesen höherer Art erscheine; ihre Energie sei allerdings der Gefahr gewachsen, wie der Dichter sehr schön im Vorhergehenden gezeigt habe: auch die angefochtene Tat gehe nur aus dem edelsten Selbstgefühl und aus einem großartigen Ehrgeize hervor; der Tod des Scheichs sei in gewissem Sinne die gerechte Strafe seiner Vermessenheit." Der Tadler „verwechsele das moralische Gesetz mit dem ästhetischen und scheine von seiner subjektiven Rechtsansicht verblendet, wenn er dem Mogul zumute, seine Regierungsmaximen aus dem contrat social oder irgend einer andern modern-europäischen Theorie der Menschenrechte zu schöpfen".

Die Gegner des Autors legten jedenfalls darauf Gewicht, daß die Tat des Moguls unmöglich allgemeine Befriedigung hervorrufen kann. Die Tat ist eben eine Schreckenstat. Die schreckliche, unheilvolle Größe dieses Fürsten empört, beängstigt, erdrückt. Ein Herrscher, der ganz von seinem souveränen Ich beherrscht wird! Wohl hat der Mogul nichts mit dem europäischen Sittlichkeitsgefühl zu schaffen. Weil er aber einen aparten Standpunkt einnimmt, darum ist er auch dem Herzen ferngerückt. Die große Masse kann den Gewaltigen allenfalls bewundern; sympathisieren wird sie mit ihm nie und nimmermehr. Doch ihre Gefühlsenge darf nicht den Maßstab für die Wertung eines Kunstwerkes abgeben. Strachwitz' Fürsprecher waren zu ihrer geharnischten Entgegnung vollkommen berechtigt. „Die Jagd des Moguls" appelliert an kraftvollstes, unbefangenes Empfinden. Dem Unbefangenen[1]) schenkt sie schauernde Erschütterung.

### 17. Das Herz von Douglas. S. 267.

Unter allen Lords in meinem Reich
War keiner doch dem Douglas gleich,

rühmt das alte Erbschwert des altschottischen Adelsgeschlechtes.[2]) Von dem sagenhaften schwarzen Douglas (um 770) und von dem ersten

[1]) Zum Schlusse muß ich eingestehen, daß ich selber meine Unbefangenheit, ohne die ein ästhetischer Genuß unmöglich ist, diesem Kunstwerk gegenüber nicht allezeit zu wahren vermag! —

[2]) „Schwertspruch" Strophe 1. Übersetzt aus dem Englischen in Fontanes „Gedichten" S. 438.

beglaubigten Vertreter der Familie, Sir William an gerechnet, hat es an den politischen Schicksalen des Vaterlandes den feurigsten und schwerwiegendsten Anteil genommen. Es sind lauter eherne, sturmgewohnte Herren, die ihrem Volk und Fürsten in Lust und Leid, in Sieg und Tod voranzogen.[1]) Nationale Heroen, frühzeitig von Sage und Poesie umwoben und umworben.[2]) „Ihr großer Name leuchtet mächtig bis in Ewigkeit."[3]) Als der leuchtendste dieser Namen kann der des Sir James Douglas gelten, zubenannt der „Schwarze" wegen seiner Gesichtsfarbe, der „Gute" wegen seines treuen Herzens: der Sohn des vorher erwähnten Familienhauptes. Sein Leben schloß der Mann des Krieges und Kreuzes erschütternd und zugleich erhebend wie eine Tragödie. Es fordert die Verherrlichung durch Dichtermund förmlich heraus.

Nicht von ungefähr griff Strachwitz zu dem großen Stoffe, den die Geschichte des achten Lord Douglas repräsentiert. Einen Einblick in die Geschicke der Douglas hatte er längst erhalten, als seine Aufmerksamkeit auf diese Heldengestalt gelenkt wurde. Es mag dahingestellt bleiben, ob er Fouqués phantastischen Roman „Der Todesbund" (Berlin 1815)[4]) und Heines trauriges Trauerspiel „Ratkliff" (Berlin 1822), die auch einen Vertreter dieses Hauses verkörpern, jemals durchblättert hat. Eher mochten ihn Shakespeares „König Heinrich IV." (1. Teil)[5]) und Scotts „Beherrscher der Lande" (Bearbeitung von F. P. E. Richter, Leipzig 1822) und „gefährliches Schloß" (Übersetzung von G. N. Bärmann, Zwickau 1832 ꝛc.)[6]) —

---

[1]) Vgl. George Calmer's „Caledonia". 4 Bände. London 1807 f. 1, 579—584. „The origin of the numerous family of Douglas." — Vor allem: David Hume of Godscroft, „History of the Houses Douglas and Tugus". Edinburgh 1644.

[2]) Home's „Douglas" S. XVI:

He cames, the hero of your native land!
Douglas, a name thro' all the world renow'nd,
A name that rouses like the trumpet' sound!

[3]) „Jakob Douglas" in George Hesekiels „Neuen Gedichten". Berlin und Leipzig 1866, S. 14, Str. 25. — In einer fingierten poetischen Selbstverherrlichung werden Sir James die Worte in den Mund gelegt: „The world appears too little for my fame" (Godscroft S. 53, S. 52 in lateinischen Versen).

[4]) Vom 3. Buche an spielt der Roman in Schottland. S. 30 wird an die „Chevi-Jagd" erinnert.

[5]) Douglas: IV 1. Sc. Vers 11, 12 „Auf Erden lebt kein so gewalt'ger Mann, | Dem ich nicht trotzte" (A. W. Schlegels Übersetzung)

[6]) Auf die Schlacht von Bannockburn — Scotts Roman spielt in den Jahren 1306/7, wie sein älteres Epos (1815, vgl. 6. Dichtung S. 175 f.) mit der Schlachtschilderung schließt — wird nur zum Schlusse hingedeutet. Das 1. Kapitel ist mit einem Motto versehen, welches wie das Motto zu dem „Herzen von Douglas" die Unterschrift John Home trägt. Aber während sich Scotts Zitat in Homes Tragödie wirklich vorfindet, ist Strachwitz' Zitat darin nicht zu ermitteln. Bemerkenswert

dort der furchtbare Archibald Douglas, hier Jakob Douglas selbst in stolzer, jugendfrischer Ritterlichkeit — seinem Ziele nähergebracht haben. Sicher war er mit der tugend- und tränenreichen Tragödie „Douglas" (London 1791) von John Home, welcher er das Motto zu seinem Gedicht entnommen haben will — wenigstens flüchtig und mit ein paar Douglas-Balladen,[1]) so vor allem mit der „Chevy-chase" gründlich bekannt geworden. Den entscheidensten Anstoß zu einer eigenen Douglas-Ballade empfing er indessen wiederum erst im „Tunnel" durch eine tüchtige Übersetzung Gildemeisters. Am 26. November 1843 trug dieser, nachdem Strachwitz mit seinem „Dschehan Gir" Ehre eingelegt hatte, die „Douglas-Tragödie"[2]) vor, eine blutig düstere Entführungsgeschichte, die mit dem Tode der Liebenden wie ihrer Verfolger schließt. Der Verein fand die rauhe Kunstlosigkeit alter nordischer Strophen geschickt wiedergegeben und hob namentlich hervor, daß „die wilde Einfachheit und rührende Melancholie" dieser Ballade „einen merkwürdigen Gegensatz mit dem Pomp der vorangegangenen orientalischen Erzählung bildete". In dieser Bemerkung liege für Strachwitz durchaus kein Vorwurf. Dieser fühlte sich auch nicht gekränkt. Aber eine Woche später brachte er ein selbstverfaßtes Douglas-Drama zum Vortrag: „Das Herz von Douglas".

Vielleicht hatte sich Strachwitz, angeregt von der Gildemeisterschen Übersetzung, zunächst nur in der schottischen Geschichte über die Douglas informieren wollen, und bei dieser Gelegenheit war er zufällig — wenn nicht gleichzeitig Scotts vorhin zitierte Werke und ein paar Reimereien von Pocci und Görres in Betracht kamen — auf seinen Helden gestoßen. Wie dem auch sein mag: unter der Voraussetzung, daß der Dichter des Englischen nicht mächtig war, konnte er nur zwei historische Berichte über Robert Bruce und James Douglas durchsehen, Scotts und Wilh. Adolf Lindaus schottische

---

hebt Hesekiel in seiner Ballade extra hervor: Jakob Douglas „lieb und treu" Strophe 20; seine Quelle ist jedenfalls „Holland's Buke of the Houlate" (published from the Bannatyne Ms. etc. By Arthur Diebler. Leipzig 1893, S. 36, Nr. 31, frühere Ausgabe von Laing 1828): „O Dowglas, Douwglas, Tendir and trew!" — Sollte Strachwitz das Motto „O! Douglas, Douglas, stolz und treu" aus zweiter Hand empfangen und die Namen Home und Holland schließlich aus Nachlässigkeit vertauscht haben? Mit dem Zitat hat er es ja auch an anderer Stelle nicht genau genommen („Aurea mediocritas" S. 78).

[1]) „The battle of Otterbourne", „Northumberland betrayed by Douglas": Percy S. 34 f., 196 f.; Pocci, Görres, „Festkalender" Heft 5, S. 6 „Robert Bruce" (Schottlands Befreiung), Heft 15, S. 4 „König Robert und die Spinne".

[2]) Scotts „Minstrelsy of the Scottish border". 3 Bände. Edinburgh 1821, 2, 218. Übersetzt: „Halle der Völker" 1, 76, Warrens' „Schottische Volkslieder" S. 106.

Geschichte.[1]) In ersterer zeigt sich die vordere, in letzterer die hintere und Hauptpartie der Fabel, aus welcher die Strachwitzische Ballade hervorgewachsen ist, lebendiger ausgestaltet. Manche Einzelheiten der Dichtung, Namen, weisen indessen über beide Historiker hinaus.[2]) Immerhin wird es fruchtbringend sein, ihr geschichtliches Fundament aus Scott einerseits und Lindau anderseits, zumal aus dem deutschen Geschichtsschreiber, in den Grundzügen zusammenzustellen.

Robert Bruce hatte in langjährigen, heißen Kämpfen Schottland der Oberherrschaft Eduards I. von England entrissen. Sein Waffenbruder James Douglas war in allen Nöten treu zu ihm gestanden und hatte sich auch in der großen Befreiungsschlacht an dem kleinen Flusse Bannockburn am 22. oder 24. Juni 1314[3]) unter den schottischen Heerführern ausgezeichnet. Das ist kurz zusammengefaßt die Vorgeschichte zu Strachwitz' Ballade (Lindau 1, 96. 99 f.). Die eigentliche Fabel trat dem Dichter aus einem an sich enger begrenzten Raume entgegen (Lindau 2, 8—10).

„Robert überlebte nicht lange den Frieden, der die Unabhängigkeit seines Reiches bestätigte und erlag im Jahre 1329 den Folgen früher erduldeter Beschwerden. Als er sich dem Tode nahe fühlte, ließ er sich in sein Schloß Cardrohs unweit des Sees Lewen bringen und rief seine Waffengefährten und obersten Räte an sein Sterbelager, um ihnen seine letzten Wünsche zu eröffnen. Er sprach zuerst von den Angelegenheiten des Vaterlandes und verlangte dann, daß man sein Herz[4]) in das heilige Land bringen sollte, welches zu besuchen er so oft gewünscht hätte." Während nun Lindau nach Bar-

[1]) Scott, „Die Geschichte von Schottland". Aus dem Englischen von G. A. Bärmann. Zwickau 1830, 2, 144 f.; Lindau, „Die Geschichte Schottlands". 4 Bände. Dresden 1827.

[2]) Strachwitz läßt Bruce in „Scones Saal" sterben: Scone, gelegen in der Grafschaft Perthshire, war die Residenz- und Krönungsstadt der schottischen Könige bis auf Jakob II. Der Dichter wurde auf Scone z. B. durch Shakespeares „Macbeth" gewiesen: 2, 4. Sc. Vers 41, 42. — „Nun vorwärts Angus und Lothian" Strophe 12. Natürlich sind die Grafen dieser Ländereien gemeint. Vgl. über Scone ꝛc. Kloedens „Handbuch der Erdkunde" 3, 226, 233, Chalmers „Caledonia" 1, 510, 832 ꝛc. 252. Unter Douglas' Begleitern wird ein Robert Logan genannt: Boece 111b, Barbour S. 511 f. (Sir Robert und Sir Walter Logan). —

[3]) Vgl. über diese Schlacht: John Mackintosh, „The history of civilisation in Scotland". 4 Bände. London und Edinburgh 1778, 1, 317 f.; Patrick Fraser Titler, „History of Scotland". Edinburgh 1826, 2. Auflage 1841—49, 1, 275 f.; Burns' Gedicht „Bannockburn", übersetzt in Fontanes „Gedichten" S. 113. — „Douglas was knighted on the battle-field, and had command on the left wing of the Scots" („Dictionary of National Biography. Edited by Leslie Stephen." London 1888. 15, 301 ꝛc.). — Vgl. Godscroft S. 32 f.

[4]) Mittelalterlicher Brauch. Uhlands „Castellan von Couci" („Gedichte" S. 269), im Morgenlande sterbend, befiehlt, seiner Dame von Faiel sein Herz zu überbringen.

bours Reimchronik[1]) weiterhin berichtet, der König habe es seinen Getreuen „überlassen, den Mann zu wählen, der diesen Auftrag erfüllen sollte", erzählt Scott, daß Robert seinen alten Freund Douglas nach der Erledigung des politischen Testamentes gesondert zu sich gerufen und ihn beschworen habe, selbst die Mühe zu übernehmen, sein Herz zur Lösung seines Gelübdes nach Palästina zu bringen.[2]) Der Herrscher starb am 7. Juli 1329, 55 Jahre alt. Lindau hält sich im Gegensatz zu Scott mit der Schwur- und Sterbeszene nicht lange auf. Er fährt fort (S. 9)[3]):

„Bald nach Roberts Tode machte sich Douglas, von vielen Rittern und Edlen begleitet, auf den Weg, um den Wunsch seines königlichen Freundes zu erfüllen. Nach Boece[4]) erreichte er wirklich Palästina. Barbour läßt ihn sogleich in Sevilla[5]) landen, wo König Alfonso VI., der gegen Granada Krieg führte, ihn ehrenvoll empfangen ließ." Da der Kampf gegen die abendländischen Mauren als ebenso verdienstlich taxiert wurde wie der Kampf gegen die morgenländischen Sarazenen, so bot er dem Spanier seine Dienste

---

[1]) „The Bruce or the history of Robert I. etc. published by J. Pinkerton". 3 Bände. London 1789. Neu herausgegeben: „The Bruce: or the book of the most excellent and noble Prince, Robert de Broys ... compiled by Master John Barbour" (1375) von Walter W. Streat. London 1874, 1877, S. 502, Vers 178 f. — Ebenso Buchanan und William Guthrie in ihrer „Geschichte von Schottland" u. s. w.

[2]) Noch ausführlicher Tytler 1, 337. Bruce ruft Douglas: „... and when I was hardest beset, I made a vow ... [to] ... carry on war against the enemies of my Lord and Saviour. I entreat thee ... you will undertake this voyage and acquit my soul of its debt to my Saviour ... and thus shall I die in piece ..." Von seinem Zuge ins gelobte Land wurde er abgehalten „by reason of his home — bred Seditions, or else being broken with age" etc. — Godscroft berichtet zunächst, daß Robert Bruce den Ritter aus eigenem Antriebe, rein von persönlichem religiösen Eifer gedrängt, dazu auserkoren habe, sein Herz in Jerusalem „neare the holy Grave" beizusetzen (S. 49).

[3]) Nach Barbour S. 507, Vers 304 f. Barbour erzählt freilich, daß der König von Spanien dem Schotten seinen Schatz anbietet, um seine Hülfe zu gewinnen u. s. w.

[4]) „Scotorum Historiae prima a gentis origine ..., Hectore Boethio Deidonato auctore. Parisiis 1574." S. 111 b. „Acceptum igitur Douglas Robertis regis cor, ... comitantibus Hierosolyma ingressus, cum debito dignitati honore sepulturae tradidit, ac deinde copias suas ... in hostes edidit, ingentemque nomine Christiano victoriis crebris peperit gloriam." Auf der Heimfahrt durch einen Sturm nach Spanien getrieben, findet er hier im Kampfe mit den Mauren seinen Tod. Auf diesen Bericht machen auch David Dalrymples „Annals of Scotland". Edinburgh 1779, 1, 135 rc. aufmerksam. Ebenso Godscroft S. 51: der Held starb am 20. August 1330.

[5]) Es wird auch von einer Landung in Sluys (Flandern) gemeldet: dort hofft Douglas Gefährten zu bekommen. Da aber hört er von dem Kampfe des Königs von Spanien gegen die Mauren, und dieser Versuchung vermag er nicht zu widerstehen: Dalrymple 1, 135.

an. Gern wurde sein Beistand angenommen. ‚Als der Kampf begann, warf er, wie Barbour erzählt,[1]) die Kapsel mit dem Herzen seines Freundes vor sich hin, in Erinnerung der glorreichen Siege, die er einst gekämpft hatte, wenn Robert Bruce an der Spitze des Heeres war, und ihr folgend, eroberte er sie wieder. Einstimmig mit dem schottischen Reimer rühmt auch Froissart (7. 1, Kapitel 27)[2]) die Tapferkeit der Schotten, die den Sieg errungen haben würden, wenn Alfonso sie unterstützt hätte. So wurde Douglas von den Feinden überwältigt[3]) und mit Mühe von seinen Gefährten Roberts Herz gerettet.'"

Der Stoff zerfällt, wie schon ein flüchtiger Blick erhellen kann, in zwei große Abschnitte: Robert Bruces und Jakob Douglas' Tod. Auf der einen Seite das enge Sterbebett, auf der andern Seite das weite Schlachtfeld — so hat denn auch Strachwitz seine Ballade aufgebaut. Die Schilderung von des Königs letzter Stunde legte ihm die Geschichte unmittelbar nahe; außerdem gestattet sie eine in Form eines Testamentes angelegte, tiefgreifende Exposition; Vergangenheit und Zukunft konnten in der Gegenwart lebhaft zusammenströmen (Strophe 1—11). Das politische Element vermochte der Dichter in knappem Raume rasch und bedeutungsvoll zu entwickeln: aufs innigste verknüpfte er eine von Douglas' glänzenden Waffentaten, diese zur glänzendsten erhebend — Schottlands Befreiungsschlacht und des Königs Gelübde. Und wie trefflich verstand er auf diese wichtige Szene vorzubereiten! Die Berufung des Helden, sein sausender Ritt, sein schwerer Tritt die Treppen empor zu dem Saale des sterbenden Königs, der sehnsuchtsvoll den Freund erwartet — das bringt allein schon die Lebensgeister in Glut und Spannung. Wenn man so vertraut die beiden Gewaltigen beisammen sieht, dann kann man voll empfinden, warum Douglas später für ein totes Herz opfermutig sein Herz in die Schanze schlägt. Man ist im voraus davon überzeugt, daß der überlebende Ritter für Robert das Gelübde, welches der schlachtenmüde Herrscher zu seinem Schmerze

---

[1]) Barbour S. 501, Vers 423 f.:

The bruces Heart, that on his brest,
Was hinging, in the field he cest,
Vpon a stane-cast, and well more:
And said „now passe thou fourth before,
As thou was wont in field to be,
And I shall follow, or els de.

Ähnlich lautet diese Stelle in Hollands „The Howlat" S. 611.

[2]) Sire Jean Froissart, „Histoire cronique mémorabile". 4 Bände. Paris M.D.L.XXIIII S. 23 (nichts vom Morgenlande!).

[3]) Nach Barbour schlägt er die Sarazenen in die Flucht; er fällt, als er seinen Freund Sir William Sinclair aus feindlicher Umarmung befreien will.

nicht einzulösen vermochte, um jeden Preis zu erfüllen trachten werde. —

Der zweite Teil der Dichtung ergab die Frage: Spanien oder Morgenland? Strachwitz entschied sich für das letztere. Einmal war er aller Motivierung ledig, die Douglas' Landung in Spanien und seine Teilnahme an der spanischen Maurenschlacht erfordert hätte: zu der syrischen Sarazenenschlacht wird der Held ganz naturgemäß gezwungen. Wie leicht wäre obendrein im ersten Falle sein ohnehin gedehnter Gegenstand vollends in die Breite geflossen! Von diesen ökonomischen Rücksichten abgesehen, war es ebenso sehr aus inneren Rücksichten angebracht, den Kreuzfahrer das Morgenland wirklich erreichen zu lassen: er hat den heiligen Boden betreten, Jerusalem, sein Ziel, winkt ihm aus der Ferne; aber er fällt, ehe er den letzten Weg zurückgelegt hat. Das ist echt tragisch. Endlich mochte es den Dichter, der von der Darstellung der „Jagd des Moguls“ kam, gereizt haben, nun auch einmal eine orientalische Schlacht zu inszenieren.

Zunächst skizziert Strachwitz die Seefahrt des Schotten, um gleich in seiner Abfahrt seine verhängnisvolle Zukunft anzudeuten (Strophe 12). Ebenso knapp schildert er den Ritt der Kreuzfahrer durch die glühende Wüste: um so prächtiger kann er in unmittelbarer Folge die furchtbare Annäherung der Feinde ausmalen.[1]) Eigentümliches orientalisches Kolorit hat er dabei aufgeboten. Speerwerfendes sarazenisches Reitervolk überfällt Douglas' Reiterschar, die allein, nicht als eine Hülfstruppe, der Übermacht zu trotzen hat. Nun tritt Douglas in Aktion. Mächtig rollt seine Anrede an das tote Herz, und namentlich glücklich erfunden ist sein Ausruf vor dem bekannten Wurfe:

Wer dies Geschmeid' mir wiederschafft,
Des Tages Ruhm sei sein! (Strophe 24.)

Hat er es doch in erster Reihe zurückzuerobern! Unvergleichlich wird darauf der brausende Angriff der schottischen Reiter veranschaulicht; ein Stoß, eine Flucht, rasender Tod ringsum, und die Wüste verstummt. Dieser Sieg auf einen einzigen schmetternden Anprall erscheint nach der vorangehenden Mutprobe ihres Führers vollkommen wahrscheinlich. Mit ihrem Triumph hat der Dichter den Untergang eben dieses Mannes wirkungsvoll in Verbindung gesetzt. Ganz objektiv meldet er zum Schlusse: unter dem Schilde des toten Grafen „festgeklemmt lag König Roberts Herz“ (Strophe 30).

---

[1]) Für eine solche Schilderung fand Strachwitz ein treffliches Vorbild in Hauffs „Karawane“ (Werke 1, 13): „. . . eine dichte Staubwolke, die ihr [der Karawane] vorging, verkündete ihre Nähe, und wenn ein Luftzug die Wolke teilte, blendeten funkelnde Waffen und helleuchtende Gewänder das Auge.“

Strachwitz hat sich im wesentlichen — ausgenommen etwa in einem letzten Punkte, der den Sieg der Schotten und die dazu gehörenden Tatsachen betrifft — an die Tradition angeschlossen. Seine Erzählungskunst bewährt sich augenfällig. Dies zeigt sich auch darin, daß die Länge seines Gedichtes die Intensität des Gesamteindruckes nicht schmälert. Als Epiker hat er den Stoff behandelt, so sehr er auch mit seinem Helden harmoniert: er legt auch auf äußere Momente entschieden Gewicht, ohne sich in Weitschweifigkeiten zu verlieren; sehr charakteristisch hat er z. B. die verschiedenen Rittszenen dargestellt. Die knappe Breite seines Stils hält sich hervorragend in den Grenzen der älteren, gleichfalls zweiteiligen „Chevy-chase". Der schottische Held legte die schottische Form nahe. Die prägnante Wucht und die schlagende, antithetische Gewalt der Ausdrucksweise, identische Reime und dergleichen deuten auf die alte Percy-Ballade zurück.[1]) In der Einfachheit gebietet der Dichter hie und da über außerordentlich kühne Bilder; zuweilen springt aus der Schlichtheit ein köstlicher Glanz wie beispielsweise gleich aus der Eingangsstrophe hervor. Und wie wußte Strachwitz selbst die spezifisch volkstümliche Anschauung zu verwerten! So sind die Verse:

Der Totenwurm pickt in Scones Saal,
Ganz Schottland hört ihn hämmern. (Strophe 2.)[2])

nicht genug zu schätzen: gleichzeitig wird hier zu verstehen gegeben, daß dem sterbenden König die höchste Teilnahme und Anhänglichkeit seines Volkes danke.

Von den Poeten, welche nach Strachwitz das gleiche Thema bearbeitet haben, kann nur Weilen als würdiger Rivale in Frage kommen. Indessen herrscht in dem „James Douglas" des österreichischen Autors zu viel aufdringliche Pracht und theatralische Mache, um eine wirklich tiefe und nachhaltige Wirkung zu erzielen.[3])

[1]) Z. B. Strophe 3 „Und als sie kamen vor Königs Pallast" — ähnlich wie in „King Estmere" Strophe 8, 9, in „Johnie Scot": „Halle der Völker" 1, 15, Strophe 24, 27.

[2]) Über den Totenwurm oder das Totenürlein vgl. E. L. Rocholz' „Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit". Berlin 1867, 1, 144; J. Grimms „Deutsche Mythologie" S. CVVI, Nr. 901.

[3]) „James Douglas" von Josef Weilen in A. Sterns „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung" (mutmaßlich Weilens „Gedichten". Wien 1863 entnommen) S. 560. — Von Weilens Landsmann Joh. Nepomuk Vogl: „Der Ritter mit dem blutigen Herzen" in den „Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden". Wien 1846, S. 55. — Hesekiels Gedicht ist bereits in den Anmerkungen zitiert worden. — Schon in der Auffassung von Douglas Charakter divergieren die vier Bearbeiter: als einen Ritter ohne Furcht und Tadel haben ihn der Geschichte gemäß alle gezeichnet, aber unter Hervorkehrung eines gewissen, eigentümlichen Zuges. Bei Vogl erscheint der Held sentimental und ahnungsvoll, bei Hesekiel weichherzig

Strachwitz hat vorwiegend zum Nächsten und Natürlichsten gegriffen, und was er ergriffen hat, mit dem bewegtesten Leben und urkräftigsten Schwung erfüllt. „Götz hat diesen schon an sich sehr anziehenden Stoff in seiner glänzendsten Weise ausgeführt," referierte W. von Loos. Der „Tunnel" war Feuer und Flamme.[1]) Anerkanntermaßen ist „Das Herz von Douglas" eine Perle in Strachwitz' Poesie. Es ist eine Perle in der gesamten Douglas-Lyrik überhaupt.[2]) Es ist die herrlichste Nachblüte und Neugeburt der „Chevy-

und pflichtergeben, bei Weilen selbst- und siegesbewußt, bei Strachwitz fromm, frei und todesmutig. Mit Ausnahme von Vogl haben alle diese Dichter Bruces Sterbestunde geschildert und — Strachwitz ausgeschlossen — Douglas sein Ende in Spanien finden lassen; der erstere läßt ihn noch vorher in Sluys vor Anker gehen. Der Held fällt im dichtesten Schlachtgetümmel: es ist nur von Strachwitz' Rivalen ausführlich, und zwar ziemlich allgemein wie jedes beliebige Handgemenge fixiert worden. Vogls Gedicht sticht nur durch seine farblose Umständlichkeit, durch die lose Verknüpfung der spannenden Fäden und durch seine triviale und phrasenhafte Sprache hervor. Hesekiel steht trotz seines ebenso kunstlosen Stils und trotz der auch von ihm verwendeten, teilweise ungeschickt geformten, steifen spanischen Trochäen auf etwas höherer Stufe. Er hat den zweiten Teil seiner Dichtung durch eine außerordentlich einfache Prämisse (Bruce: „Und so führe mich zum Kampfe | Tot noch in das Mohrenland") trefflich fundamentiert; aber die Hauptsachen ragen aus seiner breiten Erzählung nicht machtvoll genug hervor. — Weilen erweist in der energischen Führung der Handlung, welche immer auf Höhenpunkte zielt und psychologische Konflikte anstrebt, seine dramatische Begabung („Dramen". Pest 1868). In der metaphorischen Belebung seiner Darstellung hat er das Menschenmögliche geleistet. Überall kommt der gesuchte Schwulst seiner Diktion zum Vorschein: sein Douglas stirbt mit einem geistreichen Vergleich auf den Lippen. — Hub setzt Hesekiels und Strachwitz' Ballade in Parallele („Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter". 4. Auflage, S. 381): „Im ‚Herz von Douglas', des schottischen Helden stolz und treu, ist dessen Schicksal anschaulich und prägnant zusammengefaßt; die Balladenmelodie tönt in der rechten Volksweise. Denselben Stoff hat auch Strachwitz mit poetischem Geiste behandelt; hinsichtlich der objektiven Einfachheit geben wir Hesekiels Darstellung den Vorrang." Wie dieser Kritiker den „Jakob Douglas" meint und von dem „Herzen von Douglas" spricht, so hat er auch wohl nur durch ein kleines Versehen (!) Hesekiel über Strachwitz erhoben.

[1]) Leider ist das betreffende „Tunnel"-Protokoll nur zum geringsten Teil erhalten. Die Abschrift des Gedichtes ist dem Vereinsarchiv sogar völlig verloren gegangen: die erste Fassung wich von der vorliegenden gewiß mannigfach ab.

[2]) C. Beyer führt in seiner „Deutschen Poetik". Stuttgart 1882 f., 2, 268 unter anderm als „Gute Romanzen" auf: Strachwitz' „Herz von Douglas", Dahns „Ralph Douglas" [„Gedichte". Stuttgart 1873, 2, 141] und Fontanes „Archibald Douglas". Vgl. auch Dahns „Childe Arthur": „Gedichte" 2, 135 und Fontanes „sterbenden Douglas": „Gedichte" S. 134, am 10. Mai 1846 im „Tunnel" vorgetragen, am 31. August 1846 im Stuttgarter „Morgenblatt" (anonym) gedruckt. — Detlev von Liliencron erklärt in seinem Roman „Der Mäcen". 3. Auflage. Berlin und Leipzig 1900, S. 59: „Die herrlichste, unvergleichlichste Ballade, die je gedichtet ist, schrieb . . . Graf Strachwitz: ‚Das Herz von Douglas'". — Ausführlichste Würdigung von R. M. Meyer in der „Nation" 1901: er betont die „individuelle Luftgebung" und zugleich „symbolische Bedeutung"

chase", zugleich die vollendetste Verkörperung der königstreuen und gottgläubigen Ritter-Romantik vor 1848, dem Anbruch einer demokratisierenden Lebensströmung.

---

# Miszellen.

## Stammbuchblätter von Goethe und Klinger.

Mir sind durch die Freundlichkeit eines Landsmanns, des Herrn Oberbaurats Franz Hoffmann in Dresden, zwei Abdrücke nach dem Lichtpauseverfahren von Stammbucheinträgen Goethes und Klingers zugekommen. Das Stammbuch (durch Erbgang im Besitz eines Herrn Modes in Dresden) ist gestiftet von Ludwig Schneider BRB (beider Rechte beflissenem) aus dem Darmstädtischen, der als königlicher Kammerrat in Dresden geendet hat. Der Eintrag Goethes lautet auf S. 86:

The most ingenuous way of becoming foolish is by a system.
Shaftsb.
Nos in diem vivimus. Cicero.
Zum Andenken
schriebs Goethe.

Weit früher, vorn im Stammbuch hat sich Klinger folgendermaßen eingetragen:

Lieber will dir ein Geschichtgen erzählen — kurz und vielsagend. Mein bester gab mirs mit auf den Weg.

War ein großer breiter Fluß. Stand einer am Ufer, mußte hinüber, konte aber doch nicht. Auf der andern Seite saß ein Poet, sang ihm langes Lied vor, wie Pegasus über Flüsse, Berg u. alles geflohen — das machte den guten Kerl endlich ungehalten. Kam einer, sagte zu ihm: hör da hab ich dir einen Kahn, er ist leech (sic). Das ist zwar wahr, will dich aber doch hinüber bringen. Er setze (sic) sich in den Kahn, der Schiffer lavirte — so kamen sie ans Ufer — was er zum Dichter sagte — Lieber wer wird sich in das mischen. Du weißt es [fehlt: ist] ihnen nicht zu helffen. Mspt. Das leidende Weib.

Zur Erinnerung schriebs
October 1774. Klinger.

Das hat einen kleinen literarhistorischen Wert. Im Leidenden Weib, wo der Doktor als Goethes Repräsentant unverkennbar ist (Akt 1, Szene 6, S. 33), sagt

---

der Ballade, weil „allgemein menschliche Verhältnisse von den Douglas zu den Strachwitz, den Bismarck, den Geschlechtern der Fontanischen ‚Wanderungen in der Mark Brandenburg' hinübersprangen". Ihn erfreut die Subjektivität der Erzählung. Zu Strophe 8: „Der Schwur wird falsch, mein Herz steht still" meint er: „Es klingt wie eine Anspielung auf die Losung des Königs von Preußen: ‚Meine Zeit in Unruh', meine Hoffnung in Gott", wie eine Beziehung selbst vielleicht auf das vertagte Versprechen der Verfassung". — Christen und Ritter würden dem „Heidengezücht" und „falschen Heiden" gegenübergestellt. In dem „Herzen von Douglas" „klingen machtvoll Altschottlands und Altpreußens Romantik zusammen. Und die Eigenart des historischen Moments, in dem das Gedicht entstand, macht es selbst zu einem historischen Denkmal, wie die alten, echten Douglas-Balladen".

der Geheimderath zu Franz: Was dein Doktor letzt sagte, fällt mir immer ein. Es war ein breiter Fluß, sagte er, saß einer am Ufer, mußte hinüber, und wußte doch nicht hinüber zu kommen. Auf dem gegenseitigen Ufer saß ein Poet, sang ihm das Lied vor vom Pegasus, wie der über Berg, See und alles geflohen. Das ärgerte den Kerl. Kam einer zu ihm, sagte: hör, ich will dich hinüber bringen. Ich hab da einen Kahn, er ist zwar lech, ich will dich aber hinbringen. Der Kerl ruderte, und so kamen sie hin über den Fluß. Er gab dem Mann ein Trinkgeld, schmiß den Poet hinter die Ohren — und so geht die Welt, junger Herr!

Das Stammbuchblatt beweist, daß diese kleine Parabel wirklich von Goethe herrührt, der sie dem notdürftig versehenen angehenden Studenten als Lebensregel mitgab. „Mein bester" kann niemand als Goethe sein.

Ferner sieht man daraus, wie es zu verstehen ist, wenn Klinger aus den Ferien von Frankfurt aus schreibt: „Hab vier gute Tage gehabt, als ich hier ankam. Da ward ein Stück heißt leidendes Weib." Er hatte nur die letzte Hand an das Manuskript gelegt, das dann nach Leipzig abging, aber schon im Oktober war es vorhanden, also offenbar noch in Frankfurt geschrieben oder doch begonnen. Daher die Frankfurter Tradition, dieses Drama sei von Klinger noch auf der Schule verfaßt worden.

In den vier Tagen wird der kräftige Zug, der der Parabel im Stammbuch fehlt, hinzugekommen sein.

Alsbach. M. Rieger.

---

## Zur Kritik von Eckermanns Gesprächen.

In der Einführung zu meiner kürzlich erschienenen Ausgabe von Eckermanns Gesprächen (Leipzig, Max Hesse) habe ich den Versuch gemacht, die in Goethes Tagebüchern vorkommenden Äußerungen über Eckermann zu sammeln, die vielfachen Lücken in den Gesprächen durch diese Notizen auszufüllen, manche Widersprüche zwischen diesen authentischen Aufzeichnungen und den Niederschriften Eckermanns nachzuweisen. In dieser Richtung läßt sich auch nach den fleißigen Ausführungen Düntzers gewiß noch manches tun. Einen kleinen Beitrag möchte ich an dieser Stelle geben. Eine wichtige Besprechung, die unmittelbar nach Veröffentlichung der beiden ersten Teile der Gespräche erschien, ist die von Soret in der Bibliothèque universelle de Genève, N. S. 4 (1836) p. 90 ff. Soret, dessen Tagebücher später von Eckermann im dritten Teil so ausgiebig benutzt worden sind, gibt aber, nachdem er das neue, von ihm im Manuskript eingesehene Werk charakterisiert und eine Anzahl Stellen (24. Februar 1825, 31. Januar 1827) in Übersetzung mitgeteilt hat, eine Probe aus seinen eigenen Unterhaltungen, nämlich das ausführliche Gespräch vom 14. Februar 1830. Eckermann hat sie in dem dritten Teil aufgenommen, im wesentlichen treu nach der ursprünglichen Überlieferung. Doch kommen auch einzelne Abweichungen vor. Soret kam im Auftrage der neuen Großherzogin, der Großfürstin Maria Paulowna, um Goethe wegen des Todes der Großherzogin Luise einen Kondolenzbesuch zu machen. Der Dichter empfing den Trauerboten gefaßt und sagte, so berichtet Eckermann, nachdem Soret auf Papiere und Bücher als Tröster hingewiesen hatte, zu ihm: „solange es Tag ist, wollen wir den Kopf schon oben behalten, und so lange wir hervorbringen können, werden wir nicht nachlassen." Bei Soret heißt es dagegen:

Ah, oui, dit-il, tant qu'il fait jour nous saurons tenir tête, il n'y a pas moyen de céder aussi longtemps que l'on crée; mais la nuit, la grande nuit viendra où tout travail devra cesser. — Il ne faut pas laisser à la nuit le temps d'arriver, me suis-je écrié, la pensée est un fil qui n'a point de bout, et lorsqu'il se rompt on trouve toujours un être qui peut le rattacher à un autre être.

Dann wird bei Eckermann ein Ausspruch Ninons ausgeführt; darauf heißt es: „Sie lebte noch darauf über 70 Jahre, liebenswürdig und geliebt und alle Freuden des Lebens genießend, aber bei diesem ihr eigentümlichen Gleichmut sich stets über jeder verzehrenden Leidenschaftlichkeit erhaben haltend. Ninon verstand es, es gibt wenige, die es ihr gleich tun.“ Statt dessen heißt es bei Soret:

Ensuite elle a goûte de tout avec plaisir, mais sans passion. Gardons notre assiette, n'exagérons pas des souffrances sur lesquelles nous ne pouvons rien et ayons soin de ne point rejeter loin de nous les jouissances que le sort peut nous offrir encore. —

Nach den auf dieses Wort unmittelbar folgenden Ausführungen über den Brief des Königs Ludwig von Bayern (vgl. Goethe-Jahrbuch, Band 23, S. 53) folgt bei Soret die im nachstehenden abgedruckte charakteristische Stelle:

Goethe passant ensuite à des sujets purement littéraires et s'excitant de plus en plus, a parlé avec un brillant et une vivacité remarquables. C'était un feu d'artifice continuel, on y remarquait la tension produite par un acte vigoureux de volonté; il chassait intentionnellement de son esprit toutes les idées qui auraient pu le rapprocher de la nouvelle du jour et l'on pouvait comprendre dans toute sa manière d'être combien il redoute de se livrer aux impressions naturelles parce que probablement il en souffre trop.

In der Unterhaltung über Gozzi, die sich diesen Betrachtungen anschließt, hat Eckermann offenbar Soret nicht verstanden. Eckermann schreibt nämlich als Goethes Äußerung: „Gozzi wollte behaupten, daß es nur 36 tragische Situationen gebe, Schiller gab sich alle Mühe, noch mehrere zu finden, allein er fand nicht einmal so viel als Gozzi.“ Statt dessen heißt es bei Soret:

„Gozzi soutenait mais sans l'appuyer sur des preuves, l'opinion, qu'il n'y a que 36 situations tragiques possibles: Schiller s'est donné beaucoup de peine pour les trouver, sans y parvenir.“

In der Ausführung über die spöttische Beurteilung Arnaults durch die Zeitschrift „le Globe“ bezeichnet sich Goethe bei Eckermann als „einen alten Kenner“. Besser heißt es bei Soret:

„Moi qui suis un vieux pilier des lettres, un vieux connaisseur de l'école romantique.“

Endlich wird bei der Erzählung über Melchior Grimm von den französischen Assignaten und den für diese gekauften teueren Manchetten die folgende hübsche Charakteristik Grimms, die Soret gibt, bei Eckermann nicht mitgeteilt, sie lautet so:

„Grimm était un homme d'un grand esprit et de beaucoup de bon sens, un homme vraiment distingué; il l'était à Paris et n'a rien perdu de ces aimables qualités de retour en Allemagne; c'est tout dire, car rien de plus rare que de voir un Allemand supérieur chez soi, tous vont se distinguer à l'étranger; les médiocres nous restent à partir du cordonnier jusqu'au philosophe.“

(Die Anekdote selbst deutet Goethe kurz in den Annalen 1801 an, aber weder dort noch an einer anderen der ziemlich zahlreichen Stellen der Werke, in denen der merkwürdige Deutschfranzose vorkommt, wird eine so lobende Charakteristik von ihm gegeben.)

Schade, daß Soret im Jahre 1836 nur dieses eine Gespräch veröffentlicht. An seiner vollkommenen Authentizität zu zweifeln liegt kein Grund vor. Ebensowenig läßt sich annehmen, daß Soret etwa, als er Eckermann seine Aufzeichnungen zur Benutzung überschickte, sie änderte und die oben mitgeteilten Äußerungen ausließ. Die angeführten Abweichungen und Kürzungen sind also gewiß als willkürliche Änderungen Eckermanns aufzufassen.

Berlin. Ludwig Geiger.

# Rezensionen und Referate.

Krause K. Chr. Fr., Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Aus dem hinterlassenen Nachlaß des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und August Wünsche. Leipzig 1901, Dieterich. 3 M.

K. Chr. Fr. Krause war in der klassischen Zeit der deutschen Philosophie der Einzige, der auch die Sprache selbst als Mittel und als Erschwerung der Erkenntnis systematischer Betrachtung unterwarf. Das sollten wir Philologen ihm nicht vergessen; die Linguisten sollten bedenken, daß er vielleicht zuerst den Terminus „Umlaut“ angewandt hat (1814: S. 21), und wir alle sollten uns seiner schönen Freude an der deutschen Sprache freuen. Aber auch philosophisches Interesse können diese Abhandlungen gerade heute wieder erregen, wo das Problem der Weltsprache („Wesensprache“ sagte Krause S. 104. 121 f.) wieder zur Diskussion gestellt ist und wo besonders Mauthner die Sprachkritik mit so viel Schärfe und Energie als erkenntnistheoretische Disziplin in Angriff genommen hat.

Krause sucht aus dem Begriff des „Zeichens“ heraus das Wesen der Sprache zu bestimmen (S. 79 f. und öfter) und erörtert deshalb neben der Lautsprache (S. 86) auch die „Gesichtszeichensprache“ (S. 57. 117 f.) — die von Wundt neuerdings so eindringend analysierte Gebärdensprache. Gewiß läßt sich eine allgemeine Sprachtheorie aufstellen auf Grund einer solchen Definition, wie sie etwa R. Dedekind in seinem vortrefflichen Schriftchen „Was sind und was bedeuten die Zahlen“ von einer bestimmten Klasse der „Zeichen“ gegeben hat. (Vgl. auch die von mir in den Indogermanischen Forschungen 12, 311 zitierte wichtige Schrift von Marzolo.) Krause ist aber hier doch ganz von der Empirie abhängig geblieben und hat sich trotz der (S. 127) gerühmten Vorteile der „Wesensprache“ mit einer ungefähren Organisation des deutschen Sprachmaterials begnügt. Wie er dies im übrigen durch kühne Neu-

bildungen (S. 29 f.) verunstaltete, ist bekannt genug; um so mehr verdient hervorgehoben zu werden, daß Krause im allgemeinen einen kräftigen guten Stil schreibt und hier keineswegs so unverständlich ist, wie sonst oft.

Den Schluß des Bandes bildet eine Geschichte der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache (S. 136 f.), die den Dilettantismus dieser wohlmeinenden Gesellschaft zeigt und den Spott Platens über die Zigeunerzeunedeutschberlinerei oder Grabbes über Heinsius wohl verzeihlich macht.

Berlin. Richard M. Meyer.

Weitbrecht Carl, „Das deutsche Drama". Berlin 1900. (Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.) Brosch. 6 M., geb. 7.50 M.

Weitbrecht verfolgt mit seinem Buch einen ähnlichen Zweck wie G. Freytag mit seiner „Technik des Dramas". Er will eine Art von dramaturgischem Regelkodex aufstellen, da nach seiner Meinung unsere Dramatiker „fast ausnahmslos" nicht mehr wissen, was sie wollen. Er will anderseits aber auch mithelfen, dem Drama ein wirkliches Publikum zu erziehen, das er heute noch vollständig vermißt. In letzterem Punkt muß man ihm unbedingt Recht geben. Auf das billige Jammern über den Verfall des deutschen Theaters — Klagen, die in jedem Jahrzehnt mit absoluter Sicherheit laut werden — könnten ästhetische Kritiker, wie beispielsweise Adolf Bartels und die Kunstwartleute, ruhig verzichten. Mut für literarische Experimente findet man heute selbst an mittleren und kleinen Theatern. Man „reformiere" das Publikum, und man hat die „Reform des deutschen Theaters".

Um gleich zum Kern des Weitbrechtschen Buches vorzudringen, möge seine Definition des Dramas angeführt sein. „Das Drama ist eine aus Willenskonflikten aufsteigende, durch Willenskonflikte zu einheitlicher Handlung verkettete und durch Willenskonflikte interessierende, zusammenhängende Reihe von Begebenheiten, welche einem zuschauenden Publikum auf einem bestimmten Schauplatz als lebendiges Spiel vor die ästhetische Anschauung gestellt wird" (S. 46). Diese Definition paßt für das Drama Shakespeares, Schillers und mit einiger Einschränkung auf das Hebbels. Auf das Goethesche Drama ist sie schon kaum anwendbar, weder auf den „Egmont", noch auf die Gretchentragödie. Und doch ist die Gretchentragödie unser größtes „Drama". Goethe kommt in Weitbrechts ganzem Buche nur ein paar Mal vor, während Schiller das zweite Wort ist. Die Darstellung menschlicher „Naturen" in Goethes unerschöpflich reicher Fülle und Lebendigkeit ist Weitbrecht lange nicht so wichtig wie der Willenskonflikt. Man höre, in welchem Zusammenhang Goethe genannt wird. „So bescheren uns manche ganz wackere, als Lyriker oder Erzähler

vielleicht treffliche Dichter nur allzu oft schwache oder ganz unmögliche Dramen — so gut wie die Nichtdichter und Scheindramatiker ihre poesieverlassenen Bühnenstücke uns als wirkliche Dramen ausgeben. Und wie das Publikum sich diese oft genug aufschwatzen läßt, so wird es auch nicht selten stutzig oder unwillig, wenn die dramaturgische Kritik sich genötigt sieht, auszusprechen oder nachzuweisen, daß dieses oder jenes Drama eines sonst beliebten oder gefeierten Dichters zwar einen bestimmten poetischen Wert allgemeiner Art, aber einen geringen oder gar keinen dramatischen Wert oder bedenkliche dramatische Schwächen habe — heiße der Dichter nun Goethe oder Uhland oder Geibel oder Heyse oder wie sonst."

Weitbrechts Definition trifft gewiß ein wichtiges Element des Dramatischen, sie ist aber eng und einseitig, und zeigt wieder einmal, wie mißlich es ist, der ewig regen Fülle schöpferischer Kunst die dürre Abstraktion einer ästhetischen Formel gegenüber zu stellen. — Die Konflikte des Dramas sind nach Weitbrecht die ewigen großen, fast könnte man sagen normalen Konflikte der Menschheit. Spezialfälle läßt er nicht zu. In dieser Beziehung sind ihm Hebbels „Maria Magdalene" und Ludwigs „Erbförster" nicht einwandfrei (S. 137). Weitbrecht übersieht nur, daß Spezialfälle durch die Kunst eines großen Dramatikers als typisch erscheinen können. Man denke an den Spezialfall des „Gyges".

Ist nun aber mit jener Formel selbst etwas Neues gesagt, ist sie geeignet, die ästhetische Einsicht in das Wesen des Dramatischen zu vertiefen? Ich glaube, nein.

In seinen im Wintersemester 1802/1803 zu Jena gehaltenen „Vorlesungen über Philosophie der Kunst" hat Schelling das Wesen des Dramas, das bei ihm mit der Tragödie identisch ist, als den Widerstreit zwischen Freiheit und Notwendigkeit bestimmt (Gesamtausgabe 1. Abteilung, Band 5, S. 353—763). Und Weitbrecht sieht „das, was die dramatische Handlung erst macht", in „jenem lückenlosen kausalen Zusammenhang zwischen menschlichem Wollen und schicksalvollem Geschehen, zwischen Freiheit und Notwendigkeit" (S. 84). Daß Weitbrechts Buch im Kerne an die Definition Schellings anknüpft, soll und kann natürlich kein Vorwurf sein. Es soll nur zeigen, daß hier sich wieder einmal das Wort Ben Akibas erfüllt und gegen eine Kritik Einspruch erhoben werden, die meint, mit der Forderung des „Willensdramas" sei die Ästhetik des Dramas um eine neue fruchtbare Erkenntnis bereichert worden.

Aber auch im einzelnen hat mich Weitbrechts langatmiges Buch enttäuscht. Es soll zum Vergleich gar nicht einmal auf Ludwigs und Hebbels gründliche und reiche ästhetische Abhandlungen hingewiesen werden, auch die schulmäßige Ästhetik hat z. B. in Volkelts Buch vom Tragischen, das vorurteilslos und auf Grund reichster Anschauung geschrieben ist, Förderndere geschaffen.

Auch Weitbrechts Buch hat, wie so manche neuere ästhetische Schrift, einen gewissen Wert als Zeitdokument. Es ist geschrieben in einer Zeit der Reaktion, die auf den dogmatisch gewordenen Naturalismus folgte. Es erinnert mit trotziger Entschiedenheit an gewisse Fundamente, die die Philosophie Hegels und Schellings festgelegt, an ästhetische Besitztümer, die wir besaßen oder zu verlieren im Begriff standen. Das ist gut und nützlich. Daß der konservative Ästhetiker Weitbrecht dem naturalistischen Drama den Krieg erklärt, war bei seiner ästhetischen Grundauffassung zu erwarten. Daß er aber bei einer Besprechung des modernen Stoffgebietes sich zu dem geschmacklosen Ausspruch versteigt: „Kommt das glatt und brutal auf die Bühne, so offenbart es höchstens (!), daß auch der Durchschnitt der Bühnenstückverfertiger sich nicht hoch über dieses Gesindel erhebt" (S. 171), wirkt doch bei einem Manne der Wissenschaft des Schönen überraschend. Das sind Entrüstungstöne aus der Zeit, als der Naturalismus zuerst auf dem Plan erschien und die „Gesellschaft" ihre literarischen Fehden begann. Damit ist heute nichts mehr zu machen.

Dresden. Karl Zeiß.

Die Meister des deutschen Briefes. In einer Auswahl herausgegeben und bearbeitet von Th. Klaiber und O. Lyon. Bielefeld und Leipzig 1901, Velhagen und Klasing. Geb. Kaliko 6 M., Halbfr. 7 M.

Ich hatte mich auf dies Buch besonders gefreut; nach der Durchsicht kann ich eine gewisse Enttäuschung nicht verbergen. Gewiß wird des Guten und Schönen eine reiche Fülle eingebracht und an guten Einzelbemerkungen fehlt es so wenig wie an orientierenden Übersichten allgemeinerer Art; aber man wird den Eindruck nicht los, daß die lockende Aufgabe viel vollkommener hätte gelöst werden können. Doch gilt dies fast nur von den Teilen, die Klaiber bearbeitet hat — allerdings dem weitaus größeren Bestand des Werkes. Lyon hat (S. 23—246) das 18. Jahrhundert mit guten allgemeinen Einteilungen gegeben, innerhalb deren allerdings eine zu große Freiheit herrscht. Der Platz, der (chronologisch!) den Briefen der Frau Rath angewiesen wird, ist mir z. B. unbegreiflich. Lyons Charakteristik Goethes (S. 203) und seine Herabminderung unserer Bewunderung für den kraftgenialischen Stil seiner Jugendbriefe (S. 218) wird lebhaften Widerspruch erregen, wie ihm denn auch die Auswahl hier am wenigsten gelungen zu sein scheint: wie gern gäben wir den langen, so gar nicht briefmäßigen Bericht an Christiane (S. 221) für ein paar Zettelchen an Charlotte von Stein, an Herder, selbst für eine Plauderei mit dem gar nicht vertretenen Zelter! Das „klassische Zeitalter des deutschen Briefes" (S. 95) erstreckt sich doch wohl bis tief in die Romantik hinein! Und so wäre noch manches zu

beanstanden: weshalb etwa sowohl von Lessing als von der Frau Aja die mit Recht berühmtesten Briefe (über den Tod des Söhnchens dort, über Wolfgangs Ankunft in Italien hier) fehlen. Aber dafür sind Lessing und Schiller als Briefschreiber (S. 95. 131) trefflich charakterisiert; dafür enthalten die Bemerkungen über „Lebensfülle im deutschen Brief" (S. 209) die Beobachtungskunst eines rechten Schülers unseres Rudolf Hildebrand. Nicht ganz so gelungen ist Lyons Enklave im 19. Jahrhundert (das Zeitalter der nationalen Erhebung; Politiker: S. 403 f. 421 f.). Wie beide Herausgeber überhaupt den Begriff des „Briefes" zu weit fassen (offizielle Diplome wie S. 57 oder S. 406 gehören doch eher unter die Staatsschriften!), so zerreißt hier die lange Ansprache G. Freytags an Treitschke (S. 406) störend den Kontext. Bismarcks Briefe sind auch, wie mir scheint, nicht so glücklich gewählt wie etwa Gellerts: das Familienhafte tritt etwas zu stark hervor. Aber wieder entschädigt die hübsche Auswahl aus Moltke.

Schließlich kann eine Anthologie nie einem anteilsvollen Leser ganz genügen. Er hat immer noch Lieblinge, die er vermißt, und darf doch von einem Andern nicht genau den eigenen Geschmack verlangen. Und „mit dem Beding" kann ich Lyons Wahl wohl vortrefflich nennen. Allerdings habe ich auch objektivere reservationes mentales, die dem ganzen Buch gelten. Viel zu ausschließlich scheint mir (wie in Flathes Deutschen Reden) der Inhalt zum Maßstab der Auslese gemacht; das Charakteristische ist (etwa bei Felix Mendelssohn in Klaibers, bei G. Freytag in Lyons Anteil) über dem „Erfreulichen" oder „Schönen" zu sehr vernachlässigt. Damit hängt denn auch ein wesentlicher Mangel zusammen: daß die allgemeinen Charakteristiken sich beinahe völlig auf Inhalt und Ton beschränken. Wie interessant müßten durchgehende oder doch periodische Beobachtungen über die Komposition der Briefe sein, wie sie Steinhausen gibt! In bestimmten Perioden herrscht der monologische Brief — z. B. bei Hebbel und O. Ludwig; andern ist ein intimes Eingehen auf den Gegenbrief wesentlich, z. B. bei Lessing. Ganze Briefreihen sind von der Mode, fast der Manie des literarischen Porträts beherrscht: die der Romantiker besonders. Ja rein äußere Dinge wie Anrede und Unterschrift — verdienen sie nicht ein paar Noten?

Auch in Anmerkungen könnte wohl (im Text selbst!) mehr geschehen. Goethes Brief am 16. August 1797 wird ganz anders lebendig, wenn man Börnes Kommentar abdruckt, mag man auch sonst von diesem so scharf (und, wie ich meine, ungerecht) denken wie Klaiber (S. 338). K. Hases Worte (S. 333) erhalten ein ganz anderes Relief durch den Hinweis auf zahlreiche Konversionen. Bismarcks politische Briefe bedürften nun gar eines knappen historischen Kommentars.

Nun, diese Mängel liegen im Plan; die Herausgeber wollten lieber mehr für den unbefangenen Leser tun als für den literarhistorisch an-

spruchsvolleren; freilich hätten sie sich durch manche Rücksicht auf diesen auch jenen verpflichtet. Aber ganz in der Ausführung liegen die zahlreichen und bedauerlichen Mängel des Klaiberschen Teils. Schon der nonchalante Ton verdrießt uns ein wenig: „der bekannte Brief J. A. Bengels" (S. 17) — wie viel Leser werden ihn kennen? ich wenigstens bitte um nähere Nachricht. Ebenso (S. 43) „der bekannte Brief Rabeners an Ferber" oder (S. 323) „der berühmte Brief von Gentz an Joh. von Müller" — wer diese kennt (die kenne ich glücklicherweise), braucht im Grunde keine Brief-Anthologie. In derselben allzu bequemen Art werden (S. 282. 333. 372. 529) allerlei Übergehungen (man verzeihe das Pendant zu „Vergehungen") zur allgemeinen Kenntnis gebracht.

Nun, das sind Akzentfragen. Aber die Auswahl hier, die einen unserer größten Briefschreiber, E. M. Arndt, mit einer höchst unbedeutenden Probe abgespeist und Dingelstedt, wirklich einen recht beliebigen Korrespondenten, breit bedenkt! Dem Schwaben wird man die landschaftliche Vorliebe gern verzeihen (was man bei einem Preußen nicht täte!), zumal sie wirklich hervorragenden Briefmeistern wie B. Auerbach, Fr. D. Strauß oder den schwäbischer Art verwandten, vortrefflichen Max Eyth (wohl dem einzigen Lebenden, der vertreten ist) zugute kommt. Aber wie sind die Gelehrten gesiebt! ein Wörtchen über Gregorovius (S. 372 — Ranke hat Klaiber S. 524 nachtragen müssen), dagegen nichts von den vortrefflich schreibenden Philologen, Lachmann, Lehrs, Lobeck; nichts von Nietzsche! kein einziges Exemplar der „Fernbriefe", die eine so charakteristische Gattung bilden und von denen z. B. Nachtigal so wunderhübsche hinterlassen hat!

Gleich befremdend ist die Kritiklosigkeit, die die stilisierten Briefe Scheffels (S. 361) oder gar der Bettina (S. 307) mit dem naivsten Ergießen vergleicht. Unbefriedigend im höchsten Grade sind — recht zum Unterschiede von Lyons Charakteristiken — die Charakterbilder. Etwa (S. 346) von Annette: „Eine kernhafte Natur, die sich freizuhalten wußte von der problematischen Art der Zeit." Ich meine, sie hätte wahrlich genug von dieser problematischen Art — ohne deshalb geringer zu sein. Hier kommt aber Klaibers allzu subjektiver Standpunkt zum Ausdruck, wie bei den Urteilen über die Romantikerbriefe (S. 249), über das Junge Deutschland (S. 354; nur Heine S. 336 ist gut gezeichnet) oder gar bei der Versündigung an Charlotte Stieglitz (S. 354). Man könnte ebenso gut die Spielerei Lessings (S. 111) zum Zentrum der Beurteilung machen.

Und zum Schluß etwas Stilistisches: die Übergänge! Was ist mir alles über die Verbindungen in meiner Literaturgeschichte gesagt worden! Aber eine Brücke wie diese „Auch Gottfried Keller war Schweizer, wie Meyer" (S. 393) glaube ich doch nicht gebaut zu haben.

Einiges zu loben bleibt doch auch hier. Seine Landsleute kennt Klaiber und weiß Auerbach (S. 372) gut zu charakterisieren. Daß er Alexander von Villers (S. 510) und die Feldbriefe von Rindfleisch (S. 527) heranzieht, mag ihn für das Fehlen unseres leidenschaftlichsten Briefvirtuosen, Th. Fontane, exkulpieren.

Aber schade ist es doch. Das Buch ist auch so sehr brauchbar: es bringt zahllose schöne und interessante Briefe in zumeist übersichtlicher Anordnung, manches gute Urteil — aber das haben wir schon im Eingang gesagt. Nun, so bleibe das stehen als Beweis, daß der Haupteindruck denn doch ein günstiger war.

Berlin. Richard M. Meyer.

Consentius E., Lessing und die Vossische Zeitung. Leipzig 1902, Verlag von Eduard Avenarius. 3 M.

Seinen früheren Untersuchungen über die literarischen Anfänge Lessings läßt Consentius hier eine etwas umfangreichere Schrift folgen, in der er eine stattliche Reihe von Aufsätzen aus den Jahren 1747—1754, die bisher dem jungen Lessing zugeschrieben wurden, nach Form und Inhalt auf ihre Echtheit hin prüft. Der Fleiß und die Sorgfalt, wodurch jene früheren Arbeiten sich auszeichneten, ist auch an der neuen Studie zu rühmen; namentlich hat Consentius in größerem Maße als seine Vorgänger die gleichzeitigen Schriften und Briefe von Lessings Freunden und Bekannten, darunter besonders mehrere nur handschriftlich erhaltene Äußerungen, für seine Forschung verwertet. Weniger dürfte die Art gefallen, wie er seinen Stoff geordnet hat; denn ziemlich willkürlich und oft ohne genügenden Grund springt er von einem Aufsatz zum andern, aus einem Jahr in das andere, von einer Zeitschrift zur andern über, so daß man sich ohne die am Schlusse beigefügte „Übersicht“ auch nach mehrmaligem Lesen in dem Büchlein kaum zurecht finden würde.

Consentius sucht nachzuweisen, daß man im Laufe der letzten Jahrzehnte viele Zeitungsbeiträge, namentlich Bücherbesprechungen in der „Vossischen Zeitung“ und in den „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“, für Lessings Eigentum erklärt habe, die vielmehr von Mylius, Naumann und andern Genossen des Literatenkreises, zu dem auch Lessing gehörte, herrührten. Er geht dabei von der Überzeugung aus, daß sich die Aufsätze des jungen Lessing formal und selbst geistig im allgemeinen kaum von denen jener Genossen unterscheiden lassen, daß sich namentlich an den stilistischen Merkmalen, die man bisher stets für Lessing besonders gelten lassen wollte, seine Autorschaft nicht erkennen lasse, ja daß auch die geistigen Vorzüge, die man an seinen Besprechungen bisher im Gegensatz zu denen seiner Zeitgenossen rühmte, um deren willen wir in ihm den Begründer einer über den Parteien stehenden literarischen

Kritik in Deutschland verehrten, nicht von ihm zuerst errungen worden seien. Ob in dieser Überzeugung und in der ganzen Art, wie Consentius aus ihr eine Folgerung nach der andern zieht, nicht eine — ihm selbst natürlich unbewußte — Voreingenommenheit gegen Lessing liegt, ein — wissenschaftlich bedenkliches — Streben, ihn gegen seine bisher weniger bewunderten Freunde zurückzusetzen und der führenden Rolle zu berauben, mag zunächst dahingestellt bleiben.

Wenn Consentius Recht hat, so dürfen fortan für Lessing nur solche Aufsätze mehr in Anspruch genommen werden, bei denen uns ein bestimmtes äußeres Zeugnis für seine Autorschaft vorliegt, oder deren Inhalt der Art ist, daß sie unmöglich irgend einer von allen denen geschrieben haben kann, die allenfalls als Mitarbeiter der Zeitschrift, die den fraglichen Beitrag enthält, in Betracht kommen können; und solcher Mitarbeiter sind nach Consentius' Meinung viel mehr, als man bisher glaubte. Die Zahl der Lessingischen Zeitungsartikel wird dadurch auf den zehnten oder vielleicht auf den zwanzigsten Teil dessen, was man ihm bisher zuschrieb, vermindert werden; denn dann dürfen wir auch nicht mehr, wie bisher, auf die bloße Wahrscheinlichkeit hin, sei diese Wahrscheinlichkeit auch noch so bestrickend, einen Aufsatz für Lessing in Anspruch nehmen. Besonders viele Beiträge wird man ihm dann für die Zeiten absprechen müssen, in denen er den gelehrten Artikel der „Vossischen Zeitung“ redigierte, nach bisheriger Vermutung also auch den weitaus größten Teil der Bücherbesprechungen selbst schrieb; denn über eine gewisse Wahrscheinlichkeit hinaus zu einem äußerlich zwingenden Beweise für seine Autorschaft gelangen wir hier, wie überhaupt bei allen diesen Rezensionen, nur überaus selten.

Freilich, auch Consentius kommt bei seinen Zweifeln an Lessings Autorschaft in den allermeisten Fällen über die bloße Möglichkeit nicht hinaus, daß Mylius oder Naumann oder ein anderer einen bisher für Lessingisch gehaltenen Aufsatz geschrieben habe; nur einige ganz wenige Male bringt er es zu einer einleuchtenden Wahrscheinlichkeit, zu einem unwiderleglichen Beweise vor der Hand niemals.

So möchte ich z. B. die Möglichkeit nicht leugnen, daß, wie Consentius vermutet, Mylius das im Dezemberheft des „Neuesten aus dem Reiche des Witzes“ gedruckte Schreiben über den „Hermann“ und den „Nimrod“ verfaßt habe. Ebenso gut aber kann es von Lessing selbst herrühren. Denn der von Consentius angeführte Brief Schönaichs an Gottsched zwingt uns noch lange nicht zum unbedingten Glauben an Mylius' Autorschaft, noch weniger natürlich der Umstand, daß das Schreiben mit einem S. unterzeichnet ist — Consentius betont dieses S. viel zu stark und bezeichnet es wiederholt geradezu als „Mylius' Signatur“, als ob in aller Welt niemand außer ihm ein S. als Unterschrift führen könne. Gegen Mylius spricht aber sein eigener Brief vom

29. November 1751, dem gemäß er damals nicht mehr als die erste Seite des „Nimrod“ gelesen hatte, während das fragliche Schreiben eine beträchtlich größere Kenntnis dieses Gedichts voraussetzt. Auch daß Lessing von dem „unbekannten Verfasser“ des eingesandten Schreibens redet, läßt sich eher erklären, wenn wir es mit einem fingierten Brief zu tun haben, als wenn Mylius, der in Berlin damals wohlbekannte Schriftsteller, es ihm geliefert hatte. Die gleiche Möglichkeit, daß Mylius, ebenso aber auch, daß Lessing der Verfasser ist, gilt natürlich von dem mit jenem Schreiben bisweilen wörtlich übereinstimmenden Aufsatz in der „Vossischen Zeitung“ vom 4. März 1752.

In ähnlicher Weise kann Mylius, wie Consentius will (S. 3 f.), die zweite Auflage von Cunos „Ode über seinen Garten“ in der „Vossischen Zeitung“ vom 21. Dezember 1751 oder schon ebenda am 18. November 1749 Gottscheds „Neueste Gedichte auf verschiedene Vorfälle“ (Consentius S. 27 ff.) besprochen haben, dann wieder am 19. August 1751 Schwarzens „Reise in Ostindien“ (Consentius S. 43 f.), wenn er eben damals überhaupt etwas für die „Vossische Zeitung“ lieferte, was gegenüber der bisherigen Annahme doch erst noch anders bewiesen werden müßte als durch die meist fadenscheinigen Vermutungen, die Consentius vorbringt: denn der Brief Lessings vom Mai 1749, auf den er sich S. 37, Anmerkung 4 für die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Mylius und Voß beruft, bedeutet für unsere Frage nichts, da er anderthalb Jahre vor dem Zerwürfnis zwischen Mylius und Vossens Schwiegervater geschrieben ist, und die S. 38 in der Anmerkung angeführten Briefe zeugen mit ihrer ausdrücklichen Hervorhebung, daß Mylius die Arbeit an der „Vossischen Zeitung“ um Neujahr 1752 „von neuem“ und „wieder wie vorher“ übernommen habe, eher dafür, daß er sich während der Lessingischen Redaktion von der Zeitung zurückgezogen, als daß er die Mitarbeit daran gar nie unterbrochen hatte. Ebenso kann Consentius mit den Vermutungen Recht haben (S. 87 ff. 97 ff. 100 ff. 102 ff.), daß Mylius am 7. Januar 1749 Wallbergens „Sammlung nützlicher Zauberkünste“, am 12. Juli 1749 den „Schriftsteller nach der Mode“, am 14. April 1750 die Schrift von Camenz und am 30. Juli 1751 das medizinische Gedicht Reinhards besprochen habe. Und gleichermaßen besteht die Möglichkeit (Consentius S. 56 ff. und 82 ff.), daß Naumann der Verfasser der Rezension von Benzins Schrift über Nicolinis Pantomimen in der „Vossischen Zeitung“ vom 12. November 1751 sowie schon des mit C. unterschriebenen Briefes im 10. Stück des „Naturforschers“ von 1747 sei. Auch kann am Ende ein anderer als Lessing gemeinsam mit Mylius die Ankündigung des Jahrgangs 1751 der „Kritischen Nachrichten“ geschrieben und ebenso wieder ein anderer am 16. November 1748 den Rüdigerschen Auktionskatalog und am 22. Dezember 1753 Offenfelders „Oden und Lieder“ angezeigt haben

(Consentius S. 66 f. 85 ff. 90 ff.). Alles das ist möglich; um kein Haar weniger möglich ist aber, daß alle diese Aufsätze, wie man bisher glaubte, wirklich Lessings Eigentum sind. Mitunter spricht sogar die Wahrscheinlichkeit mehr für ihn als für die von Consentius vermuteten Verfasser, so z. B., wenn sich, wie bei der Rezension der Schrift von Camenz, der philologische Sinn des Kritikers besonders bekundet.

Mit größerer Wahrscheinlichkeit weist Consentius (S. 1 ff.) die drei Besprechungen von Gedichten Cunos vom Oktober 1749, die bisher für Lessingisch galten, und ebenso (S. 16 ff.) das Schreiben über La Mettrie vom 29. Oktober 1751 Mylius zu: seine Briefe an Haller, desgleichen die Unterschrift des letztgenannten Aufsatzes, die sich bequemer auf ihn als auf seinen jüngeren Freund deuten läßt, zwingen uns zwar nicht unbedingt, seine Autorschaft anzunehmen, machen diese aber in hohem Grade glaublich. In ähnlicher Weise deuten die von Consentius (S. 50 ff.) mitgeteilten Stellen aus Briefen Naumanns mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit darauf, daß er und nicht Lessing Uhlichs „Beichte eines christlichen Komödianten“ am 29. Oktober 1751 angezeigt habe. Und so mag auch das von den bisherigen Herausgebern nicht beachtete Sternchen vor den Besprechungen der Richterschen „Ichthyotheologie“ und der „Begebenheiten des Mylord Kingston“ vom 11. Juli und vom 12. September 1754 nach der besonderen Untersuchung, die Consentius (S. 67 ff.) diesem Zeichen zuteil werden ließ, uns der Ansicht geneigt machen, daß wir es hier nicht mit dem kritischen Urteil Lessings zu tun haben, sondern nur mit einer rühmenden Buchhändleranzeige, die vom Verleger der besprochenen Werke eingesandt war.

In den zahlreichen übrigen Fällen aber, wo Consentius gegen Lessings Autorschaft ankämpft, wird man ihm schwerlich beistimmen können. Wenigstens sind die Gründe, mit denen er verschiedene Besprechungen Lessing ab- und Mylius zuerkennen will, nichts weniger als beweiskräftig, selbst da, wo er die Wahrscheinlichkeit für jenen um eine Kleinigkeit vermindert oder für diesen um eine solche erhöht.

Wenn er z. B. darlegt (S. 21 ff.), daß sich Mylius schon vor Lessing in schroffer Weise feindlich über Gottsched aussprach, so ist damit die Ansicht früherer Forscher noch nicht entkräftet, daß ein gewisser Grad und eine gewisse Art von Hohn im Urteil über Gottsched eher auf Lessing deute, der niemals dem Leipziger Diktator persönlich nahe gestanden hatte, als auf Mylius, der lange dessen Schüler und Anhänger gewesen war; denn „daß Mylius bis zu seinem Tode Gottscheds Interessen dienstbar blieb und bewundernd zu der Magnifizenz aufblickte“, hatten ja auch die niemals behauptet, welche etwa seine spätere Abkehr von seinem ehemaligen Lehrer nicht ganz nach ihrer rücksichtslosen Entschiedenheit gewürdigt hatten. Noch weniger kann die Hochachtung, die Lessing Jahre lang dem Dramaturgen Gottsched bewahrt hat, oder etwa

selbst die von Köster angenommene Möglichkeit, daß Lessing vielleicht zu Anfang des Jahres 1751 an Gottsched einen Beitrag für das „Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit" gesandt habe, einen Grund darbieten, warum Lessing nicht die farblose Anzeige dieses „Neuesten" in den „Kritischen Nachrichten" vom 26. März 1751 geschrieben haben sollte (Consentius S. 25). Denn um den Dramaturgen Gottsched handelt es sich hier so wenig wie bei den andern Besprechungen, deren Autorschaft etwa in Frage stehen könnte; was aber jene vorläufig nur vermutete, nicht zur Gewißheit erhobene „Möglichkeit" betrifft, so steht dieser die kurze, friedliche Besprechung des „Neuesten" durchaus nicht im Wege: wenn Lessing nach allem, was er vorher schon über Gottsched geschrieben hatte und in den nächsten Wochen über ihn zu schreiben im Begriffe stand, gleichwohl damals daran denken konnte, an einer Monatsschrift Gottscheds mitzuarbeiten, so konnte er es wegen jener harmlosen Besprechung erst recht tun.

Desgleichen kann der Umstand, daß Sulzer erst im Herbst 1751 nach der großen Messiaskritik auf Lessing aufmerksam wurde, nichts gegen Lessings etwaige Autorschaft bei früheren Zeitungsaufsätzen über die literarischen Parteien und ihre Leistungen beweisen (Consentius S. 26 f.). Ebensowenig ein — schon von früheren Forschern nicht als vollgültiges Zeugnis anerkannter — Brief von Oelrichs an Gottsched, welcher Mylius nirgends als Verfasser der von Consentius (S. 33 ff.) angezweifelten Rezensionen, sondern nur als Herausgeber der Zeitschriften, in denen sie standen, verantwortlich machte. Ja selbst, wenn Schultheß 1750 im Hinblick auf eine Kritik der „Vossischen Zeitung" an Bodmer geradezu schrieb, Mylius habe den „Noah" rezensiert (Consentius S. 29 f.), so bleibt es noch immer sehr fraglich, ob er damit ausdrücklich Mylius als den Verfasser bezeichnen wollte oder nur den Redakteur meinte, der einen Aufsatz über den „Noah" in seine Zeitung aufgenommen hatte; ganz abgesehen davon, ob Schultheß den eigentlichen Verfasser nur überhaupt mit unbedingter Sicherheit hätte nennen können. Für Lessings Autorschaft spricht dagegen in der Anzeige von Bodmers „Jakob und Joseph" vom 2. Juli 1751, deren innere Verwandtschaft mit der Rezension des „Noah" Consentius richtig hervorhebt (S. 30), neben anderen Dingen besonders auch die Unterscheidung zwischen dem „geistreichen Verfasser des Messias" und „seinen Affen", die bei Lessing auch sonst nicht selten und in jenen frühen Jahren für ihn charakteristisch ist.

Und so bekämpft Consentius noch öfters Lessings Autorschaft ohne zureichenden Grund oder tritt für die Zuweisung von Aufsätzen, die bisher für Lessingisch galten, an andere Verfasser mit nichts weniger als triftigen Gründen ein. Es lohnt nicht, auf alle einzelnen Fälle hier genauer einzugehen; nur auf die Erklärung über Voltaire in der „Vossi-

schen Zeitung" vom 20. Januar 1753 sei noch kurz hingewiesen. Daß diese Erklärung auf Erkundigungen zurückzuführen sei, die Lessing selbst bei Voltaire angestellt hatte, hat von all denen, die bisher Lessing für ihren Verfasser hielten, keiner geglaubt; Consentius (S. 40 f.) hätte sich also den Zweifel ersparen können, ob Lessing noch 1753 bei Voltaire Besuche gemacht habe. Gewiß konnte die Unterredung mit dem französischen Autor, von der Mylius damals an Haller berichtete, Anlaß zu der Erklärung in der „Vossischen Zeitung" gegeben haben; nur die Form dieser Notiz, ihre eigenartig ironische Fassung schrieb man bisher Lessing zu und wird man ihm wohl auch ferner zuschreiben. Jedenfalls läßt sich aus dem Brief an Haller nimmermehr herauslesen, daß Mylius jene Erklärung selbst verfaßt habe. „Nun soll gar die Welt glauben, er [Voltaire] habe die Diatribe nicht gemacht. Ich weiß es zum wenigsten gewiß," schreibt Mylius. Das heißt doch: Im letzten Stück der „Vossischen Zeitung" steht ein Aufsatz, der das Gegenteil von dem behauptet, was ich weiß. Eine seltsame Ausdrucksweise für den, der diesen Aufsatz selbst geschrieben hätte!

Übrigens wird keiner, der sich jemals mit den von Consentius behandelten Fragen beschäftigt hat, seine Untersuchung darum geringer schätzen, weil sie über Vermutungen, mehrmals auch über haltlose Vermutungen, nicht hinausgekommen ist und günstigsten Falls es nur zu Wahrscheinlichkeitsbeweisen gebracht hat. Denn unwiderleglich sichere Ergebnisse waren, wie die Sachen hier einmal liegen, überhaupt nicht zu erwarten. Nur sollte dessen auch Consentius selbst immer eingedenk bleiben. Er vergißt aber leider mehrmals, daß er fremden Vermutungen eben auch nur Vermutungen gegenüberstellt, und baut so in seiner Darlegung öfters auf bloß wahrscheinliche Annahme mit einer Zuversicht, wie sie nur bewiesenen Tatsachen gegenüber am Platze ist, neue Behauptungen auf. Dagegen urteilt er über die Gründe seiner Gegner bisweilen recht schnell und mit geringschätziger Miene ab, auch wo er sie nicht völlig widerlegt. Auch sachlich treffen seine Gegengründe nicht immer ganz zu.

So betont er mehrfach, daß Parallelstellen in verschiedenen Aufsätzen nichts für die gleiche Autorschaft beweisen können. Ob er mit dieser Ansicht Recht oder Unrecht hat, mag hier unerörtert bleiben; um sie zu stützen, führt er aber wiederholt Äußerungen verschiedener Verfasser an, die angeblich den gleichen Gedanken oder den nämlichen Ton aufweisen sollen, in Wirklichkeit aber grundverschieden voneinander sind und keineswegs als Parallelstellen gelten, also auch nichts beweisen oder widerlegen können (S. 28 f. 31 f. 95 f. u. s. w.).

S. 11 ff. bestreitet er, daß die Schreibung „betauern" für Lessing charakteristisch sei. Gewiß hat er insoferne Recht, als diese Schreibung allein noch nicht als Beweis für Lessings Autorschaft gelten kann — in

so schroffer Form wird das aber auch niemand mehr behaupten wollen —; dagegen steht fest, daß die Originalhandschriften Lessings in der Tat fast durchweg „betauern“ lesen. Kaum in einem Falle unter fünfzehn bis zwanzig dürfte sich die Schreibung „bedauern“ finden. So steht denn auch in dem Brief vom 4. August 1767, den Consentius für diese Form (mit d) anführt, in der Handschrift beide Male, wo das Wort vorkommt, ein t: wie konnte sich Consentius für solche Dinge auf die Hempelsche Ausgabe berufen, in welcher eine einheitliche moderne Orthographie durchgeführt ist?! Dagegen heißt es in dem ferner von ihm erwähnten Brief vom 2. November 1750 auch in der Handschrift wirklich „es dauert mich“, und wie selten auch die andern ähnlichen Fälle sein mögen, sie genügen allerdings, um uns gegen die Beweiskraft einer solchen orthographischen Kleinigkeit mißtrauisch zu machen.

In seiner Polemik gegen frühere Forscher hätte Consentius wohl auch schärfer scheiden sollen zwischen ganz haltlosen Behauptungen, die vielleicht jemand vor Jahren einmal aufgestellt hat, heute aber niemand mehr aufrechthalten wird, und Vermutungen, die mit wissenschaftlichen Gründen gestützt sind und auch, wenn sie unrichtig sein sollten, eine ernste Widerlegung verdienen. Er wirft gelegentlich nicht nur beide wahllos zusammen, sondern führt sogar jene Behauptungen in einer Fassung an, die geeignet ist, seinen Gegner (der an dieser Fassung natürlich ganz unschuldig ist) als geschmacklosen Toren erscheinen zu lassen. So sagt er S. 24: „Und wenn der Rezensent das Wort ‚Pantomime‘ hinschreibt, so spricht das (wie ich erwähnen will) auch noch nicht für Lessing.“ Gewiß nicht; nur hatte diesen Unsinn auch niemand behauptet. Man hatte nur darauf hingewiesen, daß Lessing sich in jenen Jugendjahren mit einer gewissen Vorliebe öfters über Pantomimen ausgesprochen habe. So wird auch niemand jetzt mehr „sich getrauen“ oder „weitläuftig“ und Ähnliches als für Lessing charakteristische Wendungen und Formen bezeichnen, wie man aus Consentius’ Bemerkungen auf S. 15 und 29 schließen könnte. —

Bei seiner Untersuchung geht Consentius zunächst von meiner Ausgabe der Lessingischen Schriften aus; so richten sich denn auch seine Zweifel und Einwände naturgemäß in erster Linie gegen mich. Dazu war er vollauf berechtigt; denn zweifellos bin ich für das verantwortlich, was ich in meine Ausgabe aufgenommen habe. Hübsch wäre es immerhin gewesen, wenn er in den vielen Fällen, wo ich mit meinem Urteile nicht allein stehe, sondern Männer wie Lachmann, Danzel, Redlich, B. A. Wagner und ähnliche zu Bundesgenossen habe, auch diese mitgenannt und so vor aller Augen mitangegriffen hätte. Dann und wann tut er das ja; oft aber unterläßt er es. Und gerade weil er meine Vorgänger manchmal nannte, mußte er sie billigerweise immer nennen, wenn er nicht den Anschein erwecken wollte, als wäre da, wo er ausschließlich

gegen mich kämpft, außer mir wirklich noch niemand auf den verkehrten Einfall gekommen, an Lessings Autorschaft zu denken. Diese Pflicht lag ihm um so mehr ob, als er es nicht leicht versäumt, wenn ich mich etwa einmal im Urteil von meinen Vorgängern trenne, diese gegen mich als seine Bundesgenossen anzuführen.

So verschweigt er z. B. bei der Erklärung über Voltaire (S. 40 f. seiner Schrift), daß sie vor mir bereits Danzel, Maltzahn, Redlich und Boxberger für Lessing in Anspruch nahmen, bei der Besprechung der „Reise in Ostindien" von Schwarz (S. 43 f.), daß sie schon Lachmann und nach ihm alle Herausgeber für Lessingisch hielten. Die Anzeigen der zweiten Auflage von Cunos „Ode über seinen Garten" (S. 3 f.) und der „Begebenheiten des Mylord Kingston" (S. 69 f.) hat schon Redlich, die von Richters „Ichthyotheologie" (S. 69 f.) schon Groß in die Hempelsche Ausgabe aufgenommen. Bei den Rezensionen des „Schriftstellers nach der Mode" (S. 87 ff.) und der „Äsopischen Fabeln" von Christ (S. 99 f.) haben sich vor mir Maltzahn und Boxberger in der zweiten Ausgabe des Danzelschen Werkes, bei denen des „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit" (S. 25), des „Noah", des „Jakob und Joseph" und der „Sündflut" (S. 29 ff.) B. A. Wagner, dem Boxberger folgte, für Lessings Autorschaft erklärt. Von dem allen sagt Consentius nichts. So hatten auch schon Redlich, B. A. Wagner, Boxberger und andere vor mir geglaubt und es mehrfach ausgesprochen, daß Lessing, so lang er Redakteur an der „Vossischen Zeitung" war, den gelehrten Artikel nach der Sitte der Zeit zum größten Teile selbst geschrieben habe, und demgemäß wies ihm B. A. Wagner 1889 im Vorwort zu seinem Neudruck alle Besprechungen in diesem gelehrten Artikel des Jahrgangs 1751 mit einer einzigen Ausnahme zu, billigte also damit nachträglich mein Urteil in allen den Fällen, wo ich zuerst Rezensionen dieses Jahrgangs für Lessings Arbeit gehalten hatte. Darauf deutet Consentius auch gelegentlich; wo er aber am heftigsten gegen jene von ihm stets spöttisch zwischen Anführungszeichen gesetzte „Sitte der Zeit" ankämpft, da bin es immer ich und nur ich allein, der eine solche augenscheinliche Torheit behauptet hat. Ja selbst zahlenmäßig zeigt er, wie ungeheuerlich ich die Summe der Lessingischen Rezensionen vermehre. Da erschreckt er S. 42 den Leser mit der Nachricht, daß ich mit meinem „weitherzigen Verfahren" in dem einzigen Jahrgang 1754 volle 85 Bücherbesprechungen für Lessings Eigentum halte. Daß aber meine Vorgänger von diesen 85 Besprechungen nach und nach bereits 76 in Lessings Schriften aufgenommen hatten, davon verrät er kein Sterbenswörtchen. Zwei Seiten vorher sagt er, nach der Zahl der Rezensionen, die meine Ausgabe aus der Zeit von Lessings Rückkehr aus Wittenberg (Ende 1752) bis zu Mylius' Abreise (Schluß des Februars 1753) darbietet, müßte man annehmen, daß Lessing, sobald er in Berlin war, wieder den gelehrten

Artikel schrieb. Ganze vier Rezensionen weise ich aus der Zeit vom November 1752 bis zum 1. März 1753 Lessing mehr zu als meine Vorgänger, die Consentius auch hier wieder völlig vergessen zu haben scheint.

Zudem hatte ich selbst nirgends behauptet, daß alle von mir aufgenommenen Besprechungen unbedingt zuverlässig aus Lessings Feder stammten. Vielmehr hatte ich gelegentlich den Zweifel ausgesprochen, ob ich, und ebenso, ob meine unmittelbaren Vorgänger mit der Aufnahme neuer Artikel unter Lessings Schriften stets das Richtige getroffen haben. Als kritischer Herausgeber aber glaubte ich dem Leser das Material möglichst vollständig vorlegen zu sollen. Daher wollte ich lieber zu viel als zu wenig tun — wie dies ja auch z. B. Erich Schmidt (Lessing² 1, 704) in einem ähnlichen Falle von dem Herausgeber fordert trotz seiner von Consentius einseitig verwerteten Äußerung, daß die Diaskeuasten neuerdings zu viel aus den Berliner Zeitungen auf Lessings Rechnung gesetzt hätten — und nahm, wie ich mehrmals ausdrücklich betonte, sogar Aufsätze, die ich für unecht hielt, deren Unechtheit aber wenigstens nicht unwiderleglich bewiesen werden konnte, in meine Ausgabe auf, wenn sie sich bereits in einer andern wissenschaftlichen Ausgabe der letzten Jahre befanden. Consentius steht hier auf einem andern Standpunkt als ich: er will die Aufnahme in Lessings Schriften allen Aufsätzen verwehrt wissen, bei denen sich Lessings Autorschaft nicht unwiderleglich beweisen läßt; ich möchte auch die Besprechungen zulassen, bei denen sie bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich gemacht werden kann, wenn diese Wahrscheinlichkeit auch nicht allen Forschern auf dem gleichen Gebiete, ja nicht einmal mir selbst ganz überzeugend einleuchten sollte. Beide Standpunkte haben gewiß ihre Berechtigung; wer mich aber angreifen will, darf zum mindesten meinen Standpunkt nicht verkennen. Sonst läuft er Gefahr, mit seinen Hieben, die auf mich gezielt sein sollen, die leere Luft zu treffen. So bestreitet z. B. Consentius S. 84 f. Lessings Autorschaft für den kurzen, mit „Horribilicribrifax II." unterzeichneten Brief im „Naturforscher" von 1747 und sagt dabei in der Hauptsache doch nur dasselbe, was ich schon gesagt hatte. Denn ausdrücklich hatte ich hervorgehoben, daß dieser Brief nicht von Lessing selbst verfaßt sei, und ihn daher unter die meines Erachtens unechten Aufsätze in den Anhang verwiesen; nur einen gewissen Anteil Lessings an dem Inhalt des Schreibens, das der Verteidigung des Anakreontischen Dichters galt, nahm ich an, und diese gewiß vorsichtige Vermutung wird durch die Vermutungen, die Consentius gegen sie ins Feld führt, kaum über den Haufen geworfen werden.

Mehrmals, wo Consentius meine — meist auch schon von früheren Forschern geäußerte — Ansicht bekämpft, beruft er sich auf Briefe von Mylius oder Naumann an Haller, und gerade diese Briefe geben auch in meinen Augen seiner Meinung öfters einen ziemlichen Grad von

Wahrscheinlichkeit. Diese Briefe aber sind, was man aus seinen Worten an den bezüglichen Stellen nicht unmittelbar herauslesen kann, teils erst ein Jahr nach dem Erscheinen meiner Ausgabe veröffentlicht, teils überhaupt noch ungedruckt, so daß mir kein Vorwurf daraus erwächst, wenn ich ihren Inhalt nicht kannte. Denn daß ich auf die bloße Möglichkeit hin, in diesen Briefen vielleicht etwas über Lessings Autorschaft zu finden, nach Bern hätte reisen und die Handschriften, welche, wie Consentius selbst zugibt, von der dortigen Stadtbibliothek nicht verliehen werden, hätte durchprüfen sollen, als ich Lessings Anteil an den Berliner Zeitungen festzustellen suchte, wird wohl kein billig Denkender verlangen. Consentius lernte diese Briefe zum Teil aus einer Abschrift Erich Schmidts kennen, von der ich 1889 noch nichts wußte, und verfolgte dann die so gefundene Spur dankenswerterweise in Bern weiter.

Noch möchte ich gegen eine formale Kleinigkeit Verwahrung einlegen, gegen die Art nämlich, wie mich Consentius gelegentlich zitiert. S. 9 unterstreicht er eigenmächtig in einem Satze aus meiner Vorrede zum vierten Bande des „Lessing“ das Wort „konnte“ und verändert damit wie auch mit der folgenden Deutung meines Satzes einigermaßen den Sinn meiner Äußerung. Ich hatte zwei Gründe für Lessings Autorschaft gleichwertig nebeneinandergestellt, einen sprachlichen und einen inhaltlichen; Consentius erweckt den Anschein, als komme für mich der zweite Grund neben dem ersten nur so nebenher, also kaum ernstlich, in Erwägung. S. 67 spricht er von meiner Ansicht, daß ein gewisser Aufsatz „‚eine gemeinsame Arbeit‘ von Mylius und Lessing sei, die sich auch ‚irgendwie als Lessings Eigentum erweisen läßt‘“. Ein solches Undeutsch habe ich nie geschrieben; Consentius hat es aus zwei verschiedenen, stilistisch unbedenklichen Sätzen von mir auf eigene Faust zusammengeschweißt.

Endlich erfordert die ausführliche Verteidigung, die Consentius seiner früheren Schrift über einen angeblich Lessingischen Aufsatz im „Wahrsager“ gegenüber meinen Zweifeln angedeihen läßt, noch einige Worte. Der künstlich gewundenen Art, mit der er meine Bedenken abzuweisen sich bemüht, dabei sich bald auf vermeintliche Zugeständnisse, bald auf angebliche Mißverständnisse meinerseits beruft und äußerlich geschickt noch mehr ähnliche Kriegslisten braucht, ohne doch im wesentlichen Neues und Treffendes vorzubringen, habe ich nichts entgegenzusetzen; der Leser, der an unserer Streitfrage Anteil nimmt, mag meine Erörterungen im „Anzeiger für deutsches Altertum“ (Band 26, S. 319 ff.) nachprüfen und selbst entscheiden. Vielleicht kommt er dann zu demselben Urteil über Consentius' Beweisführung wie Erich Schmidt, dessen Worte (Lessing[2] 1, 696) „scharfsinnig, doch nicht zwingend“ vollständig zu dem von mir Gesagten stimmen.

Wenn Consentius am Schluß dieser Verteidigung S. 82 behauptet, ich hätte in meiner Besprechung seiner Schrift die kurze Bemerkung über den Gebrauch oder Nichtgebrauch der Hülfszeitwörter am Ende der Nebensätze aus Briefen von ihm genommen, so gebe ich ihm das ohne weiteres der Wahrheit gemäß zu. Und hätte ich geahnt, daß er auf seine Beobachtung über diese Hülfszeitwörter solches Gewicht lege, wie das freilich jetzt aus mehreren Stellen seiner neuen Schrift ersichtlich ist, so hätte ich ihn in meiner Rezension bei dieser Gelegenheit gewiß auch ausdrücklich genannt, ebenso wie ich zwei Seiten vorher einer andern brieflichen Belehrung gedachte, die ich ihm verdankte. Ich glaube, dieser vorhergehende Hinweis auf seine Briefe genügt, um jeden Gedanken, als hätte ich mir unvermerkt eine fremde Entdeckung aneignen wollen, im Keime zu ersticken. Er hätte freilich wohl auch Consentius bestimmen sollen, in einem andern Tone seine „persönliche Anmerkung" vorzutragen. Sachlich nicht berechtigter Spott ersetzt auch hier die mangelnde wissenschaftliche Beweisführung nicht. Zudem täuscht Consentius sich, wenn er meint, jene Bemerkung über die Hülfszeitwörter hätte ich nur seinen Briefen, wohl gar in blindem Glauben, entnommen. Ich prüfte sie sehr genau nach, und während seine Briefe sich auf Lessings Jugendbriefe und Aufsätze im „Naturforscher" beschränkten, verglich ich auch mehrere der übrigen gleichzeitigen und späteren Schriften Lessings. Erst dann schrieb ich die paar Sätze nieder, die sicherlich auf keinen unbefangenen Leser den Eindruck gemacht haben, als wollte ich hier eine neue, eigene Entdeckung vortragen, gerade weil ich der Kürze halber auch auf meine frühere, anders geartete Meinung nicht hinwies.

Zur Sache selbst möchte ich bemerken, daß ich jetzt allerdings in der Weglassung der Hülfszeitwörter bei Aufsätzen aus jenen ersten Jahren von Lessings literarischer Tätigkeit kein Merkmal mehr für seine Autorschaft erblicke, ohne daß ich aber deswegen gleich mit Consentius (S. 11) in das entgegengesetzte Extrem ausschweifen und auf Grund der spärlichen handschriftlichen Zeugnisse, die aus jenen Jahren von Lessing auf uns gekommen sind, sagen möchte: „Der junge Lessing liebte es, im Gegensatze zu seinem Freunde Mylius, die Hülfsverba auszuschreiben." Doch war für mich, ebenso wie für B. A. Wagner, auch früher das bloße Fehlen einiger Hülfszeitwörter niemals an und für sich schon ein genügender Grund, um einen Aufsatz für Lessingisch zu halten; das hätte Consentius gerade aus den beiden, von ihm erwähnten Rezensionen von 1750 sehen können (S. 9, Anmerkung 2). In seinen späteren Jahren ließ übrigens Lessing die Hülfsverba überaus oft weg, wie seine gedruckten Werke und noch mehr seine Handschriften zeigen; die Freunde, die diese nach seinem Tode herausgaben, ergänzten sie gelegentlich unbefugtermaßen. So lesen wir z. B. in allen Ausgaben des Briefes an Gleim vom 6. Juni 1771, „daß ich nun einmal leider so weit herunter

gekommen bin"; in der Handschrift fehlt „bin". Zahlreiche ähnliche Beispiele finden sich in Eschenburgs Ausgabe der Entwürfe zum „Sophokles" und sonst.

Mehrfach wirft Consentius mir vor, ich wollte die Entscheidung über die Echtheit eines Aufsatzes dem Gefühl des mit Lessings Schriften vertrauten Kritikers überlassen. Das ist nicht richtig; ich sage in der Besprechung seiner früheren Schrift nur „ein gut Teil der Entscheidung" und beziehe mich dabei ausdrücklich auf einen Fall, in welchem ein mathematischer Beweis für oder gegen die Echtheit unmöglich ist. Überdies habe ich in dieser Rezension gleichwie bei all den Aufsätzen, die ich in meiner Ausgabe Lessing zuschrieb oder absprach, stets sogenannte „gelehrte Gründe" stofflicher oder formaler Art als maßgebend für mich angeführt, bin also dem Grundsatz Lachmanns, den Consentius S. 81 gegen mich ausspielen möchte, durchaus treu geblieben. Aber allerdings bin ich der Überzeugung, daß recht oft jene durch philologische Beobachtung zu gewinnenden Gründe, die Consentius ausschließlich für beweiskräftig erachten möchte, allein noch nicht genügen, namentlich bei stilistischen Untersuchungen, wo die verschiedenen Elemente des Stils eines Schriftstellers wirklich vereinzelt da und dort auch bei andern Verfassern vorkommen mögen, die Vereinigung und Häufung dieser Elemente aber gleichwohl charakteristisch nur für jenen Schriftsteller sein kann (so, wie es in unserem Falle meines Erachtens mit Lessing im Verhältnis zu Mylius und andern Jugendgenossen steht). Hier, glaube ich, muß sich mit der philologischen Einzeluntersuchung ein vielleicht philologisch nicht so leicht zu erfassendes Gefühl für den Stil des fraglichen Autors vereinigen. Beide, die philologische Einzelbeobachtung und das stilistische Gefühl, werden mancher Täuschung preisgegeben sein, wenn sie für sich allein, eines ohne das andere, entscheiden wollen; miteinander verbunden werden sie wohl nur selten irre gehen.

München. Franz Muncker.

Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Von Dr. Franz Pomezny. (Beiträge zur Ästhetik. Band VII.) Hamburg 1900, L. Voß. 7 M.

Dies Buch stellt dem Kritiker eine eigentümliche Aufgabe. Der Verfasser ist in seinem 27. Lebensjahre von einem vorzeitigen Tode ereilt worden; aus seinem Nachlaß hat B. Seuffert die Dissertation herausgegeben. Wir haben es also mit der Arbeit eines Anfängers zu tun; aber alle ermunternden oder warnenden Worte, die wir dem Autor zurufen möchten, verhallen ungehört, da das Schicksal — wer weiß, ob es grausam oder gütig war? — den Jüngling dieser Welt entrissen hat, in der wir uns noch tummeln. So mag es denn genügen, wenn gesagt

wird, daß die Arbeit, trotz manchem Ungeschick in der Anordnung und trotz vielen Breiten, der nachträglichen Veröffentlichung durchaus würdig ist.

Wir hören zunächst von der Entwicklung des Anmutsbegriffes in der Theorie des 18. Jahrhunderts, lernen dann die Grazien in der deutschen Anakreontik und bei Wieland kennen, und begegnen schließlich der Charis bei Salomon Geßner, J. G. Jacobi und Herder. Obgleich der Begriff der Anmut auch früher bekannt war, ist er doch vornehmlich im 18. Jahrhundert ausgebildet worden. Die Theorie des Reizenden und Zierlichen geht teils auf Breitinger, teils auf Shaftesbury zurück; verfolgt man sie weiter, so erstaunt man über die Fülle der Wendungen, die Pomezny aufzuzählen weiß, meist leider nur durch den Grundsatz der Zeitfolge geleitet, der den inneren Zusammenhängen nicht immer gerecht wird. Zwei Richtungen heben sich voneinander ab: die eine vertritt die Anmut als äußeren sinnlichen Reiz, die andere legt das Hauptgewicht auf seelische Schönheit. In der poetischen Praxis beginnt jene Richtung, die französische, bei Hagedorn, diese, die englische, bei Pyra; bei Wieland sind sie vereinigt und von bestimmten Vorstellungen über die griechischen Grazien durchzogen. Es wird nun gezeigt, wie antikes Vorbild, philosophische Lehre und literarische Wandlungen einander bedingen, und zugleich wird damit die Lebensauffassung des 18. Jahrhunderts an einem der ihr eigentümlichsten Züge berührt. Denn in der Tat zeigt das Gesamtbewußtsein jener merkwürdigen Zeit einen Übergang vom Großen zum Kleinen, von der Ruhe zur Bewegung, vom Allgemeinen zum Individuellen, wodurch der Begriff des Liebreizes lebendig werden und in den Gestalten der Grazien dichterische Form annehmen konnte.

Berlin. Max Dessoir.

Emanuel Schikaneder, Komorzynski E. von, Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Berlin 1901, B. Behr. 4 M.

Der Monographie Raabs über Kurz (siehe Euphorion 6, 350 ff.) folgt nun eine über Schikaneder; die zwei bedeutendsten Theaterunternehmer Wiens im 18. Jahrhundert haben damit ihren wohlverdienten Platz in der Literaturgeschichte erhalten. Wer die Schwierigkeiten kennt, auch nur der unbedeutendsten Nachrichten über das Theaterleben Wiens in älterer Zeit habhaft zu werden, wird für die Mühe, welche sich beide Verfasser so redlich gegeben haben, sich dankbar bezeigen. Gemeinsam ist beiden auch ein Mangel, der bei dem einen aus seiner dilettantenhaften Beschäftigung mit Theatergeschichte, bei dem andern aus seinem schriftstellerischen Anfängertum, das aus jeder Seite spricht, entspringt: sie vermögen es nicht, sich kritisch über den Stoff zu stellen. Komorzynski hat sich, wie es durch die andauernde Beschäftigung leicht begreiflich ist, in seinen Helden förmlich verliebt. Er spricht von einem „Genie“

(S. 78 und öfter), muß aber dieses Prädikat ihm sofort durch die stärksten Einschränkungen wieder abnehmen. Er hat sich fleißig in der Altwiener Theaterliteratur umgetan: aber so weit, daß er Schikaneder unter Genossen und Vorgänger zu stellen vermag, konnte er nicht dringen; so blieb der Mann isoliert, und dazu ist er denn doch nicht Persönlichkeit genug. Ihn als Einzelwesen fesselnd erscheinen zu lassen, dazu fehlt dem Verfasser bis jetzt noch die Darstellungsgabe. Er versteht es gar nicht, seinen Stoff zu beleben, er disponiert ziemlich unübersichtlich, indem einmal im ersten Teile, der Schikaneders Leben betrachtet, dann wiederum im zweiten, der seine Werke umfaßt, Nachrichten, die einander ergänzen, gegeben werden. Leider hält sie auch das sehr sparsame Register nicht zusammen. Seine Analysen sind nicht sehr anschaulich. Stilistisch fallen zahlreiche recht fragwürdige Wendungen auf, z. B. S. 10 „der Kaiser . . . war den fortwährenden Kabalen der Freunde der italienischen Oper größtenteils unterlegen" und andere. So läßt sich, was Verfasser hier vorlegt, als ein testimonium diligentiae wohl freundlichst begrüßen. Ein Buch aber aus seinem schönen Materiale zu machen, ist ihm für spätere Zeit noch vorbehalten. Daß er die nötige kritische Schulung besitzt, beweist die sehr hübsch geführte Untersuchung über die „Zauberflöte" (S. 109—140), eine kleine Monographie für sich, die das beste Kapitel des Buches bildet. Als Leitfaden einer Studie über Schikaneder würde ich mir allerdings das etwas harte Wort eines zeitgenössischen Kritikers denken: „Schikaneder hat Verdienste, aber nur als Schauspieldirektor, einige als Schauspieler, wenige nur als Dichter." In den beiden ersten Eigenschaften hat Verfasser ihn nur sehr obenhin gewürdigt: seine Direktionsführung speziell bedarf eines Kapitels, das wohl das interessanteste des Buches werden könnte. Sei es ihm vorbehalten, seine Arbeit in diesem Sinne zu erweitern und auszugestalten. Ich möchte hier nur zu den Einzelheiten, die er vorträgt, andere Einzelheiten beibringen, das Bild zu vervollständigen.

Das erste Kapitel behandelt Schikaneders Jugend- und Wanderjahre (1751—1789). Über seine Teilnahme an der Moserschen Gesellschaft gibt Hampes „Geschichte des Theaterwesens in Nürnberg" S. 210—212 neuerdings Aufschlüsse. Moser spielte auch Lessingsche Dramen, z. B. „Emilia Galotti oder der übereilte Kindesmord, ein mit den beweglichsten Auftritten vermischtes Trauerspiel", auch Goethe wird vorgeführt mit „Clavigo oder das auf der Todtenbahre geschlossene Bündnis", Schikaneder übernimmt 1778 die Gesellschaft und kommt 1779 wieder nach Nürnberg. Im Repertorium stehen Götz, Lear, Philotas, Stücke Gotters und viele Singspiele. Den „Makbeth, König von Schottland" gab er als tragisches Ballett. Dort brachte er auch sein Drama, den „Siegwart" (S. 6), den folgende „Nachricht" ankündigte: „Siegwart? hör ich fragen. Siegwart? Wo blieb denn dieses Drama bisher, daß es nicht bekannt

wurde? Freilich, teuerste Gönner, konnts nicht bekannt werden, weils erst kürzlich aus meiner Werkstatt — Apollens wünscht ich sagen zu können — gekommen ist. Mit einem Worte, ich — zwar einer der geringsten im Gefolge der Musen, nachdem ich befunden, wie beliebt der Roman Siegwart durchgehends ist, und wie viel sanfte Grazien, wie viel erhabene, rührende Bilder allenthalben verstreut sind, habe mich gewagt, ein Stück daraus zu dramatisiren." — Was er selbst alles zu spielen hatte, gibt der „Theater-Calender" für 1780 an: „Principal Herr Schikaneder. Erste Liebhaber, edle Väter, Könige, Helden und Bauern, kurz alle affectvolle, Laune und Anstand erfordernde Rollen, auch alle ersten komischen Rollen in Singspielen." Seine Frau hat „erste Liebhaberinnen und Heldinnen im Lustspiel und Trauerspiele, alte Bäuerinnen, junge und naive Rollen, ist zweite Sängerin, tanzt". Daß er und seine Truppe sich schon eines gewissen Ansehens erfreuten, geht aus einer Korrespondenz-Nachricht „Laibach 28. Hornung 1782" hervor, die in der Beilage zur Wiener Zeitung Nr. 17 Platz fand: „Heute reiste Herr Schikaneder, Directeur der deutschen Schauspieler nacher Grätz ab, alwo er gleich nach Ausgang der Fasten die deutsche Schaubühne in dem landschaftlichen prächtigen Theater eröffnen wird. Laut Nachrichten siehet der größte Theil des dortigen Publicums, so von der Einförmigkeit der italienischen Opern gleichsam ermüdet sich durch abwechselnde deutsche Stücke zu erholen wünschet, seiner Ankunft mit sehnsuchtsvoller Ungeduld entgegen. Bey uns hat sich diese Gesellschaft durch ihre gute Aufführung in ein unvergeßliches Andenken gesetzt und durch ihre Geschicklichkeit einen allgemeinen Beyfall erworben, bey uns sage ich, wo die deutsche Sprache eben nicht die Hauptsache ist ... diesem ungeachtet war das Schauspielhaus in Trauerspielen so gedrängt voll, daß man sich kaum rühren konnte und Niemand ist es, den Herr Schikaneder nicht überzeuget, wie sehr er nicht nur unsere Thränen und Freuden in seiner Gewalt hatte; sondern auch selbst unserer Herzen Meister war." 1783 spielte er in Wien bei der Gesellschaft Gensikes, die Schink in seinen „Briefen über den Zustand des deutschen Theaters in Wien" (1783) abfällig charakterisiert. Nach dem „Spion von Wien" 1784, Heft 3 „trat dieser vortreffliche Schauspieler in vier Rollen auf, nämlich: Otto von Wittelsbach (hier wurde er unter dem Titel Wilhelm von Ortenburg aufgeführt) (vgl. S. 15), als Hamlet, als Beaumarchais in Clavigo und endlich auch in einer komischen Rolle, im Kapaunendieb, einem Singspiel, wovon sowohl der Text als auch die Musik von ihm verfaßt war". (Das letztgenannte Werk fehlt in dem Verzeichnisse seiner Dramen S. 183.)

Daß Schikaneder in Preßburg täglich fünfzig Gulden Unkosten bei schlechtem Besuche habe, melden Friedels „Briefe aus Wien an einen Freund in Berlin" (1784). Kumpf und Schikaneder beginnen in Wien nicht am 5. November (S. 10), sondern nach der „Wiener Kronik" am

5. Oktober mit der „Entführung aus dem Serail“. Das Repertoire gibt das „Wiener Blättchen“ 1784 (vgl. Teuber: Geschichte des Hofburgtheaters 2, S. 85 Anmerkung). Am 13. Oktober ist „Natur und Liebe im Streit“ und „Der Chargenverkauf“, dazu die Anmerkung: „Herr Schikaneder wird in beiden Stücken auftreten und man kann sich schon zum Voraus viel Gutes versprechen, da er schon vor 2 Jahren einen Beweis seiner Talente abgelegt hat, als er bey Herrn Gensicke einige Gastrollen spielte.“ Vom „Fremden“ Friedels, der am 17. Dezember gegeben wurde, heißt es am 22. „es ist schön, macht ihm Ehre“. Stücke Schikaneders spielt auch das Leopoldstädter-Theater. So 1783 „Das Regensburger Schiff“, 1784 den „Grandprofos“ und „Eltern reizet eure Kinder und Kinder reizet eure Eltern nicht“, „Die Schneckenpost oder ein Zufall beim Theater“, „Die getreuen Unterthanen oder der ehrliche Bandit“ (S. 183 nur unter dem zweiten Titel verzeichnet), „Kasperl der Müller-Thomerl oder das Bergmandl“ (S. 184 als „Der Müller-Thomerl“), „Kasperl als Krautschneider oder das Weiber-Regiment“ (S. 183 „Der Krautschneider“); unbekannt blieben dem Verfasser: „Kasperl das Vater-Söhnl oder Große Gesellschaft zwischen Laternbuben und Kästenbraterinnen, ein neues Lustspiel in 3 Aufzügen“ (13. Mai 1784) und: „Der Housteufel oder Kasperls neu errichtetes Caféhaus“ (28. März 1785). Dieses Stück liegt offenbar zugrunde der komischen Oper Perinets „Kasperls neu errichtetes Caféhaus oder der Hausteufel“ nach einem Manuskript frey bearbeitet. Wien 1803 (siehe Goedeke 5², S. 333, Nr. 24). Gleich macht daraus ein einaktiges Lustspiel: „Der neue Kaffehsieder“ (Leopoldstädter-Theater 6. Mai 1822), wozu die Theater-Zeitung bemerkt „schon vor 30 Jahren als „Kasperls neu errichtetes Kaffeehaus“ gegeben.“ Es würden sich wohl noch mehr Stücke Schikaneders eruieren lassen, wenn das „Wiener Blättchen“ nicht so unvollständig vorhanden wäre. Nicht zuzuschreiben ist ihm „Die Hochzeit des Figaro“. Sie wurde am 2. Februar 1785 zur Darstellung angekündigt als Stück „übersetzt von Rautenstrauch“ (Wiener Blättchen). Selbiges Lustspiel hat, wie es am 4. heißt, von der Zensur die Erlaubnis „zwar zum Drucke, aber nicht zur Vorstellung erhalten“. Was sein Auftreten im Burgtheater als „Essex“ betrifft, ist die Darstellung des „Wiener Künstler- und Schriftsteller-Lexikon“, der Verfasser (S. 11) folgt, nicht präcis. Es heißt dort, Brockmann habe ihn „zu sehr in den Schatten gestellt“. Im Wiener Blättchen vom 2. Mai wird aus der Wiener Zeitung vom 27. April 1785 folgende „lieblose Anmerkung“ zitiert: „Die am 21. April erfolgte Darstellung des Trauerspiels: Die Gunst der Fürsten, worinn Herr Schikaneder als Essex auftrat, ist zwei Tage vorher — vielleicht aus Versehen — in einem so ridiculen Tone angekündigt worden, daß ein und andere, denen öffentlicher Unfug ein Gaudium ist, es gleichsam als die Losung ansahen, diesen Tag aus dem

Nationaltheater ein Hetzhaus machen zu dürfen." Dagegen protestiert Brockmann, der die Ankündigung am 19. April zu machen hatte, eine solche „Niederträchtigkeit" sei ihm nicht in den Sinn gekommen. Eigentümlich ist die Ehrenerklärung, die Perinet Schikaneder gibt (Wiener Blättchen 24. Juli). Er habe bei seinem Essex ein boshaftes Impromptu auf ihn gemacht, wie er ihn kennen gelernt als „wackern, biedern, edlen Mann, der vielleicht das Muster mancher Schauspieler sein könnte", tue er ihm Abbitte, um so mehr, da Schikaneder bei seinem (Perinets) Debut im Leopoldstädter-Theater freundlich seinen Hervorruf mitangesehen habe.

In Wien bezieht Schikaneder, wie der erste Abschnitt des zweiten Teiles ausführt, zunächst das Freihaustheater, über das wir noch immer recht wenig orientiert sind. Zur Erbauung desselben durch Roßbach vgl. Glossy „Aus der guten alten Theaterzeit" (Neues Wiener Tagblatt 1901 Nr. 15, 18). Christian Roßbach (nach Glossy 1760, nach dem Theater-Calender für 1783 1752 zu Fulda geboren) spielte 1787 im Theater auf dem neuen Markt und vom 8. Juli ab im Theater auf dem Spittelberg, vereint mit der Bernerschen Gesellschaft. Sein Repertoire steht im „Wiener Blättchen". Vom Freihaustheater, das er am 7. Oktober 1787 eröffnete, haben wir nur wenig Schilderungen. Die ausführlichste in Castellis Memoiren 1, 229, auf die S. 26 kurz gewiesen wird.

Der „Neueste Wienerische Wegweiser für Fremde und Inländer vom Jahre 1792" sagt: „Das Theater ist nur zwei Geschoße hoch, aber sehr artig eingerichtet." Friedel übernahm das Theater, „nachdem die andere Truppe Schulden halber daraus getrieben worden war" (Pezzl, Skizze von Wien, Heft 3. 1788). Sein Repertoire und die Truppe wird im „Kritischen Theater-Journal von Wien" recht ungünstig besprochen. Da es mit dem Schauspiele schlecht geht, versucht es bereits Friedel mit deutscher Oper, ein Plan, zu dem ihn das „Kritische Theater-Journal" sehr ermuntert: „Man erinnere sich z. B. der Opern, die vor einigen Jahren unter der Direkzion der Herrn Kumpf und Schikaneder im Kärntnerthortheater aufgeführt wurden. Außer einem paar Sängern und einer Sängerin war die ganze Gesellschaft sehr mittelmäßig; doch war das Haus immer voll." Wenig Beifall findet hier Frau Schikaneder als Schauspielerin. Friedel (Gesammelte Schriften 1784) hatte ihre Natürlichkeit, besonders in Bauernrollen, worin sie viele über die Jaquet stellen, sehr bewundert, nur für tragische Rollen „ist ihre Brust zu enge, ihr Ton zu kreischend, ihr Armspiel zu steif". Jetzt nennt man sie gemein, „eine Waschfrau" und ähnlich. Die Wiener Theaterkritik 1800 nennt sie „die erste und feinste Karrikaturenmalerin unserer Zeit". Friedel versucht durch Novitäten die versagende Zugkraft seines Theaters wieder herbeizulocken; im Februar gibt er in 14 Tagen 9 neue Stücke und das „bei einer Gesellschaft, die nicht einmal noch mit

den notwendigsten Schauspielern versehen war, so daß sie oft gezwungen ward, Frauenzimmer in Hosen zu stecken". Das Publikum murrt gegen ihn. „Er genießt schon drei viertel Jahre eine nachsichtsvolle Unterstützung und was hat er seit der Eröffnung seiner Bühne daran vervollkommt: alte Mauern eingerissen und andere dafür hingebaut, das Parterre erweitert, Schauspieler entlassen und ihre Stellen mit schlechteren besetzt und sonst — nichts mehr." Das Theater ist eine erbärmliche Schmiere. Es hat keine Dekorationen: so spielt in einem Stücke eine Szene beim Fürsten und eine beim Schuster in demselben Zimmer. Im Ritterstücke behilft man sich teilweise mit modernen Kleidern: so trägt in „Thusnelda oder der Ritter vom goldenen Sporn" die Titelheldin „einen Kopfputz mit Federn und brilliantenen Nadeln reichlich durchspickt", der Ritter „ein Portdepée" (!) und der Fürst „einen Orden". Die Novitätenhetzjagd bringt es mit sich, daß nie jemand seine Rolle kann. Drastisch schildert dies der „Spion von Wien" (1789, Heft 7): „Gewöhnlich klagt man über das schlechte Memoriren der Schauspieler. Herr Friedel besitzt in dieser Rücksicht gewiß ganz außerordentliche Subjekte. Vorige Woche gab er durch 6 Tage jeden Tag ein neues Stück, endlich gar die neue Operette „Im Dunkeln ist nicht gut munkeln". Die Zuseher wollen bemerkt haben, daß die Mitglieder seiner Schaubühne ungeachtet der so häufigen Aufführung neuer Stücke sich ganz nicht um den Souffleur bekümmern; weil jeder Theatralische Routine genug hat, um das Gesicht gegen den Hintergrund gekehrt, seine Rolle aus dem Buche nachzulesen. Die daraus entstehenden Pausen werden, wie sichs gebührt, mit Räuspern, Schnäuzen und Hem Hem — und Eh Eh gar niedlich ausgefüllt." So nennt auch das „Kritische Theaterjournal" die ersten Vorstellungen „Leseproben". Auf welch künstlerischem Niveau die Darsteller standen, lehrt die Schilderung einiger ihrer Sterbenuancen: „Frau Kettner drehte sich ein paarmal im Kreise und fiel dann, daß es pumpte. Herr Leßl stürzte sich gar von dem Felsen herab und frug dann einen auf dem Parterre, ob es schön gelassen habe." So wird es schon im Februar allgemeiner Wunsch, daß Friedel „einem erfahrenen Mann die Direkzion übergebe".

Es ist notwendig, ein Bild dieses Theaters vor Augen zu haben, um zu begreifen, was Schikaneder geleistet hat. Nichts ist schwieriger, als eine verkommene Bühne zu heben. Seine Tätigkeit erstreckt sich nach drei Richtungen: Marinelli auf seinem eigensten Gebiete, dem des Lokalstücks zu schlagen, den Gedanken Friedels aufzunehmen und eine deutsche Oper zu schaffen, die später den Kampf gegen das Hoftheater führt, und durch Schaustellungen aller Arten den Zuschauer zu verblüffen. Sein Personale (S. 27) wird in Castellis Memoiren ausführlich charakterisiert. Schikaneder als Schauspieler (S. 28) wird ausführlich von Friedel (Gesammelte Schriften 1784) geschildert, natürlich überaus

günstig. Er habe, stellt Friedel gegenteiligen Behauptungen entgegen, für jeden Charakter seinen eigenen Ton und in diesem Tone unendlich viel Abwechslung. Seine Sprache sei die der Natürlichkeit; dabei muß er aber zugeben, daß Schikaneder „oft nur zu sehr mit seinen Tönen gurgelt; ich will sagen, daß er es zu oft sichtbar zeigt, daß er der geschworene Feind der Monotonie ist und also oft Absprünge in seinen Tönen von einer auch zwo Octaven macht; welches zwar in vielen Stellen vortrefflich läßt, aber auch manchmal zu hart ausfällt. Ich kann Ihnen keinen sichereren Beweis geben, daß Schikaneder nicht einmal monoton sein kann, weil er Baß, Tenor und Falset zugleich singt". Er geht mit Begeisterung an seine Aufgabe, seine Hauptfächer sind Helden und niedrig komische Rollen. Die ersteren hielt er zeitlebens als sein Hauptfach fest, aber auch seine tragischen Helden führte er noch bis in seine letzten Tage dem Publikum gerne vor. Ein „guter komischer Schauspieler" wird er mehrfach genannt. Was seinen Papageno betrifft, wird man wohl Pezzls Worten Glauben schenken dürfen. (Neue Skizze von Wien 1805, Heft 1.) „Ich habe den guten Emanuel, der gegen 6 Fuß hoch ist, einen Speckhals hat wie Vittelius weiland, eine gute Klafter in der Peripherie mißt und so ein dritthalb Zentner wiegt, stets einen zu schweren Papageno gefunden." Seine Komik mag wohl der des La Roche verwandt gewesen sein. — Seine ältere Produktion hat Schikaneder, wie Komorzynski S. 30 angibt, in zwei Bänden zusammengefaßt. Aber die „sämtlichen theatralischen Werke", wie der Titel lautet, sollten nach der Ankündigung in der Wiener Zeitung 1792, Nr. 21 (14. März) zwölf Schauspiele in vier Bänden umfassen, im nächsten Jahre sollten dann ebensoviele Opern folgen. Man willfahre mit dieser Veröffentlichung „dem Wunsche von Tausenden". Der erste Band, der am 21. März ausgegeben werden soll, bringt tatsächlich die angezeigten Stücke zum Abdruck (Goedeke 5² 320), der zweite für Pfingsten angekündigt, soll enthalten: „Herzog Ludwig von Steiermark — Der Hauszins oder der Schneider als Protecteur — Die getreuen Unterthanen". In der Ausgabe wurde das Mittelstück durch „Philippine Welserin" ersetzt. Der dritte Band (bis 30. Juli auszugeben) soll enthalten: 1. „Das Schwert der Gerechtigkeit". Das Stück, nach Schikaneders Tod 1812 gegeben (S. 182), wird S. 186 um 1808 angesetzt. Nachweislich ist eine Aufführung im Jahre 1804, wo ein deutscher Reisender das Stück in Wien gesehen hat (Neuer deutscher Merkur 1798, 1, S. 291), daß es ein viel älteres Stück ist, ergibt sich hier. 2. Der Hausteufel (vgl. oben). 3. Der Farbenreiber (fehlt im Verzeichnis). Der vierte Band, zu Michaelis fällig, soll bringen: Philippine Welserin — Die Hexe von Augsburg — Die Schneckenpost. — Sowohl für die Biographie als auch die spätere Besprechung der Stücke hätten die Bemerkungen des „Eipeldauer" viel mehr Verwertung finden können. Auch die „Wiener Zeitung" äußert sich

ausführlich über eine Oper, die bisher nirgends genannt wurde (1794, Nr. 96, 29. November): „Aladins Wunderlampe“ von Emanuel Schikaneder ist gegenwärtig die Bewunderung des ganzen Publicums — immer sind auf acht Tage hindurch die Logen bestellt und alles fährt und lauft dem Wiedner Theater zu, dies ist ein Beweis, daß das Wiener Publicum wahre Verdienste zu schätzen weiß — auch kann man mit Recht sagen, daß diese Oper die einzige in ihrer Art ist — ein erhabener Plan mit Moralität und Scherz verknüpft leuchtet aus jeder Szene hervor. Die Musik des Herrn Süßmayer gehört unstreitig in die erste Klasse der Tonsetzer — jedes Stück ist kunstreich ausgeführt, befriedigt zugleich auch Herz und Ohr. Kenner und Freunde der Bühne stimmen überein, daß Dichter und Tonsetzer sich selbst beinahe übertroffen — und daß der größte Teil des Publicums mehrere Producte dieser Art von diesen zwey Männern zu erhalten wünscht.“ So glänzend es Schikaneder in dieser Zeit ging, im Jahre 1791 ist er oft genötigt gewesen, eine öffentliche Erklärung gegen die Gerüchte, daß sein Theater ganz verschuldet sei, abzugeben (Wiener Zeitung, 1. Februar). Aus der „Wiener Zeitung“ (1794, Nr. 97, 3. Dezember) stammt auch die Stelle, die Komorzynski S. 36, Anmerkung 3 aus dem „Brünner Europäischen Journal“ abdruckt über den „Spiegel in Arkadien“. In Nr. 100 (13. Dezember) stimmen „Freunde der Literatur“ dem reichlich gespendeten Lobe Süßmayers zu, aber sie müssen „gegen die Erklärung, der Dichter habe ein Meisterstück gemacht, feyerlichst protestiren“. Eine scharfe Charakteristik des alten Schikaneder-Theaters und der Produktion seines Direktors liefert das „Neueste Gemälde von Wien“ 1797. In Schikaneders Stücken sei für alles, „nur für die schöne Kunst nicht“, gesorgt. Seine Gemälde sind „mehr thier- als kunstreich“, zum Schlusse löse sich alles in einen „elenden Gassenhauer“. Dem Wiener sei „das edle freie Spiel eines Brockmanns, die naive Ungezwungenheit einer Adamberger nichts mehr und nichts weniger als die einförmige Unbehülflichkeit eines Schikaneders und die verzerrten Wendungen eines La Roche. Ihm behagt der Tiroler Wastel ebenso wie das Mädchen von Marienburg“. — Die Vorgeschichte des neuen Theaters hat bereits Glossy in dem erwähnten Artikel kurz dargestellt. Jedenfalls hatte Braun für seinen Protest im Wortlaute seines Vertrages eine Handhabe; noch in einer Eingabe an Colloredo vom 27. November 1803 (Archiv der General-Intendanz der Hoftheater) kommt Braun auf seine Benachteiligung zu sprechen. „Schon eine geraume Zeit her macht es sich der Magistrat zum vorzüglichen Augenmerke mir ungefällig und dem Wiedner Theater gefällig zu seyn. Welchen Nachtheil mir überhaupt die Erlaubnis der Erbauung und Vergrößerung dieses Theaters verursacht, ist Euer Excellenz zur Genüge bekannt,“ und am 26. August desselben Jahres sagt er in einer Eingabe an den Kaiser (ebenda): „Folgende Umstände machen den gänz-

lichen Verfall (der Hoftheater) gewiß, 1$^{mo}$ die dem Zitterbarth dem 7. § meines Kontrakts ganz zuwider laufende ertheilte Befugniß das Theater von seinem Standort zu versetzen und zu vergrößern, 2° die wesentlichen Vortheile, welche derselbe den Hofschauspielern anbiethet, dadurch selbe ganz leicht der Pensionsfähigkeit entbehren ..... 4° daß Zitterbarth nebst der so beträchtlichen Vermehrung der Gagen auch die Bezahlung ihrer Schulden übernimmt." Diese Bemerkungen beziehen sich auf einen ganz bestimmten Fall. Nach der „Zeitung für Elegante Welt" (1802, Nr. 15, 4. Februar) hatte er Koch, der wegen bedeutender Gagenerhöhungen für sich und seine Tochter mit der Direktion in Konflikt war, und ihrem Gemahl Roose glänzende Anerbietungen gemacht, indem er ersterem die Mitdirektion und 3500 Gulden Gage, Roose und Frau zusammen 6000 Gulden in Aussicht stellte. Auch Rosenbaum weiß in seinen Tagebüchern, die, wie ich nebenbei bemerke, nicht 1794 (S. 22 Anmerkung 1), sondern 1797 beginnen, von dem geplanten „Abgange des Koch und der Rooses" (16. Januar 1802). — In Nr. 29 (April) meldet die Zeitung, daß die Differenzen behoben worden seien, der Vermittler der Angelegenheit sei zum Theater-Sekretär ernannt worden (von Escherich). — Von einer Grundsteinlegung „im Beyseyn einer großen Menge Schauspieler, Musikchöre und Künstler jeder Art" am 27. Mai 1800 berichtet die „Wiener Theater-Kritik". Auch Rosenbaum verfolgt den Bau; wo mögen Platzers Bemerkungen über den Bau des Theaters stecken, die er (17. August) zustimmend liest? Von dem Gespräch Perinets zwischen Mozart und Schikaneder (S. 52 f.) sagt auch dieser Gewährsmann: „Sehr mittelmäßig und plumper Witz" (vgl. Eipeldauer Nr. 24). Über den „Thespis" (S. 53) sagt Rosenbaum: „Ganz die Geschichte Brauns mit Schikaneder, als er ihm den Theaterbau hindern wollte. Manches sehr plump aufgetragen." Selbst uns zeigen sich noch heute die Spitzen deutlich. Agathokles wird gebeten, den Schauspieldirektor Thespis zu vertreiben, man fürchtet nur, er werde sich von Ikaria nach Athen begeben. Agathokles meint, das werde er nicht wagen, er werde mit Verachtung empfangen werden. „Ich habe seine bacchantischen Lieder, sein Larvenspiel, seine Theater-Nymphen geschildert." Thespis fleht ihn an, weiter spielen zu dürfen: „Freund! Bruder! setze dich an meine Stelle, denke, daß so viele Menschen durch mich ihr tägliches Brot erwerben; denke, daß ich auch schon dem Alter nahe." Thespis ordnet eine Probe an. In Versen werden Regeln für Schauspieler gegeben:

In jeder Leidenschaft studire die Natur,
Gib durch den Ausdruck stets Gesinnungen die Kräfte,
Flieh immer Frost und Zwang, halt dich an Wahrheit nur,
Die Stellung, Miene, Ton sey ganz in deiner Kraft;
Geist der Philosophie, Geschmack, Gefühl der Kunst,
Dieß ist Dramaturgie, das andere ist Dunst.

Er wird wirklich vertrieben, ein kleiner Genius führt ihn nach Athen. Er ist ängstlich: Was werden die großen Künstler sagen? Doch er tröstet sich „ihre Denkungsart ist so edel wie ihre Kunst".

Schilderungen des Neuen Theaters sind sehr zahlreich, z. B. Schwaldopler Taschenbuch, Jahrgang 1, S. 250 ff. Über die Eröffnungsvorstellung siehe Neuestes Sittengemählde von Wien, Teil 2, Heft 3 (1801) und besonders Rosenbaums Bericht, der die große Verwirrung mit den Pferden, welche den Triumphwagen umwarfen, schildert. Im Vorspiel „Thespis' Traum" ist die Tendenz gegen Braun weit weniger aufdringlich, schon weil das Stück viel kürzer ist, aber sie kommt doch zur Geltung. Agathokles warnt ihn wieder vor Athen, sagt ihm, daß seine Stücke nichts taugen. „Thespis. Es gab eine Zeit, wo du sie schätztest." Von der Oper „Alexander" behauptet Rosenbaum, daß sie nicht sehr gefiel. Daß Schikaneder vom 8. August bis 4. Dezember in Oberösterreich weilte (S. 57), kann nicht richtig sein, da er nach Rosenbaum am 12. September im „Grandprofos" gerufen wurde. Die „Trutzaufführung" der Zauberflöte (S. 58) 4. Januar 1802 fand nicht Rosenbaums Beifall: „Die Aufführung entsprach nicht meinen und allen berechtigten Erwartungen. Zwei fälschlich unter Mozarts Namen eingelegte Musikstücke sind elend und wurden mit Mißfallen aufgenommen. Die Decorationen gingen schlecht. Schikaneders mittelmäßiges Lied wurde nach dem ersten Act ausgeworfen. Am Schlusse verfehlte Mozarts Portrait ganz seine Wirkung. Es war auch einem Schreckbild ähnlich." Den Erfolg, den schon die Ankündigung seiner Lebensgeschichte hatte, schildert der Junge Eipeldauer (Heft 7). Bei der Pränumerationsstelle, habe er „bortirte Lakayen, Laufer und Bürgersmänner und sogar gemeine Bauern troffen, die alle mit Freuden ihre zwei Gulden hintragen haben. Über tausend Namen sollen schon auf der Liste stehn, und wanns Ding so fort geht, so kriegt er d'halbe Wienerstadt zu Pränumeranten". Kaum hatte sich Schikaneder 1802 zurückgezogen, waren viele Leute schon wieder der französischen Opern überdrüssig und verlangten deutsche Stücke und Singspiele; „da kriegen wir," rufte der ‚Junge Eipeldauer', „unseren lustigen Schikaneder wieder öfters zu sehen." Er trat auch schon, wie Rosenbaum meldet, am 14. Januar wieder auf als Papageno und „sang ein Lied: Das Haus, das nicht mehr mein gehört, ist itzt meinem Freund beschert u. s. w. Es wurde sehr mittelmäßig aufgenommen, es war leer, nichts ging con amore zusammen." „Die Entlarvten" (S. 65) sind eine Fortsetzung der „Waldmänner", ein „elendes Machwerk. Mißfiel ganz" (Rosenbaum). Über den Theaterskandal bei den „Hauern in Oesterreich" (S. 66) berichtet Rosenbaum: „der erste Akt eine Anspielung auf Schikaneders Direction gefiel ziemlich. Die übrigen Akte sind ein reiner Unsinn, es wurde gezischt, gelacht und sogar gepfiffen. Ich sah und hörte nie etwas Schlechteres. Weiß wollte annonciren, einige riefen Schikaneder. Er er-

schien und nun begann ein tumultuarisches Betragen. Über fünf Minuten stand Schikaneder auf der Bühne ohne zu Wort zu kommen." Sein Treiben in diesen Jahren, wie seine Stücke machen Komorzynski den Eindruck „eines Verblödenden" (S. 69). Das ist einer jener beliebten Rückschlüsse von seinem späteren Schicksale auf sein früheres Geistesleben. Wenn man so urteilen wollte, lassen sich in der „Philippine Welserin" deutliche Spuren geistiger Störung nachweisen. Gewiß sind „Vestas Feuer" und andere noch schlechter und konfuser als seine früheren Arbeiten. Aber sie werden erklärlich durch sein rastloses Hetzen nach einem nie wieder erreichten großen Erfolge, durch sein Streben, die möglichsten szenischen Effekte zu häufen. Die Zeit war eben vorbei, wo „nur schöne Decorationen und Pferde die Säle füllten, wo ein von dem Mond gefallener Spaßmacher das Zwerchfell erschütterte und eine alltägliche Jammer- und Trauergeschichte eines kalmückischen Prinzen, gegen den sich alle Elemente gerühret, uns zu Thränen bewegten" (Monatsschrift für Theaterfreunde 1805). Daß er „nur mehr wenige seiner alten Rollen geben konnte", steht im Widerspruch damit, daß er in seinen „Kurgästen in Sauerbrunnen" die Hauptrolle und zwar, wie die erwähnte, ihm durchaus nicht wohlgesinnte Zeitschrift sagt, so zu geben wußte, „daß man ihm sein verdientes Lob nicht versagen kann." Schon im August 1805 hatte Schikaneder, wie Rosenbaum hört, eine Unterredung mit Braun, in der er „mehr pouvoir oder die Aufhebung des Contracts verlangte".

Nach seiner Direktion in Brünn kehrte Schikaneder zunächst wieder nach Wien zurück. Am 19. August 1809 trat er als Gast in den „Waldmännern" bei gesteckt vollem Hause auf. „Schikaneder wurde glänzend empfangen. Aber er machte doch nicht viel. Zuletzt war der Beifall nicht groß" (Rosenbaum). Aus diesem Jahre stammt ein Brief Schikaneders an den Regisseur Mayer (14. Oktober 1809) (in Frankls Sonntags-Blättern, Beilage: Wiener Bote 1847, Nr. 39), da erkundigt er sich um das Schicksal seines Trauerspiels „Friedegilde" (siehe S. 186). Er hat es Treitschke übergeben. „Ich glaube nicht, daß Herr Treitschke die Wirkung meines Trauerspiels verkennen soll. Nur meine Vorliebe für das Theater an der Wien hat mich bestimmt, es hinzugeben. Da die Kosten sehr klein sind, hoffe ich, daß man das Honorar nicht überspannt findet." Am Abende seines Lebens versucht er noch eine Anknüpfung mit dem Burgtheater. Schon 1798 hatte er sich neben Anderen als Pächter gemeldet, wie J. H. F. Müller im „Abschied von der k. k. Hof- und Nationalschaubühne" S. 300 berichtet. In den Akten findet sich nichts von ihm. Ende des Jahres 1810 richtet er eine nicht erhaltene Eingabe an das Burgtheater, in der er sich anheischig macht, für zwanzigtausend Gulden das Kärntnertortheater zu pachten oder, wenn das nicht der Fall sein könnte, bittet er „ihn als Mitglied denjenigen Männern bey-

zugeben, welche die Theaterleitung bisher mit der möglichsten Thätigkeit geführt haben". Die Antwort, von Sonnleithner am 13. Januar 1811 ausgefertigt, lautet: „Die vereinigte Direction der k. k. Hoftheater und des Theaters an der Wien bedauert, daß Herr Schikaneder durch ein falsches Gerücht getäuscht und auf die Meinung gebracht worden, daß man das Hoftheater nächst dem Kärntnerthore zu verpachten gesonnen sey. So sehr man übrigens auch von den schätzbaren Eigenschaften des Herrn Schikaneders überzeugt ist, erlauben doch die dermahligen Zeitumstände nicht, im Personalstand und der Unterleitung des Theaters eine Veränderung zu treffen und die Direkzion muß daher mit Bedauern erklären, daß sie sich außer Stande findet, den Wunsch des Herrn Schikaneder zu erfüllen" (Archiv der General-Intendanz der Hoftheater).

Der zweite Hauptteil des Buches ist der Besprechung der einzelnen Dramen gewidmet. Sie gliedern sich leicht sowohl chronologisch als nach Gattungen, Schikaneders letzte Werke kehren wieder in das Stoffgebiet der Jugendstücke zurück. Daß der Verfasser immer wieder Worte des Lobes findet, dürfen wir erwarten, selbst von „wahrer Anmut und Lieblichkeit" ist bei Schikaneders Sprache die Rede. Schon in der türkischen Verkleidung im „Regensburger Schiff" ist der Einfluß Molières merkbar, viel stärker tritt er in der Verhaftungsszene der „Raubvögel", die ganz an den Schluß des Tartuffe gemahnt, zutage. — Über die „Postknechte" läßt Bäuerle in der „Dame mit dem Todtenkopfe" Kotzebue ein sehr freundliches Urteil fällen. Zur „Philippine Welserin" sei Castellis Bemerkung in den Memoiren angeführt: „Ich weinte heiße Thränen in Schikaneders erbärmlicher Philippine Welserin und konnte mich wälzen vor Lachen in ‚Lumpen und Fetzen'." Eine Überarbeitung des Hanns Dollinger wurde als „Ritter Eisenfaust oder Die gefürchtete Rache" im Josefstädter-Theater am 30. März 1832 gegeben. Im „Bucentaurus" sei die Ansprache an den Dogen mit „Eurer Durchlaucht" noch hervorgehoben. Eine entschiedene Förderung unserer Kenntnisse bedeuten, wie schon erwähnt, die Ausführungen des Verfassers über die „Zauberflöte". Einige seiner Ergebnisse hat Verfasser schon in seiner Rezension der Junkschen Schrift (Euphorion 7, 172 ff.) dargelegt. Die freimaurerische Tendenz des Werkes wird in Hofmanns antijosephinischer Wiener Zeitschrift (1792, Heft 3) betrachtet, die denunziatorisch auf Bücher hinweist, in denen viel von geheimnisvollen Symbolen die Rede sei. „Sollte nebst anderen nicht die bekannte Zauberflöte eine solche Prüfung verdienen? Es scheint doch in dieser Volksoper nicht blos auf Auge und Ohr abgesehen zu seyn .. Man stellt da Dinge auf, welche eine gewisse Tradition immer als die heiligsten Geheimnisse in tiefes Dunkel verhüllte. Gehören solche geheime Heiligkeiten heut zu Tage als Schauspiel für das große Volk? Warum denn?? Und warum wurden doch diese Heiligkeiten mit einem so ehrwürdigen, anziehenden, einladenden und höchst

kostbaren Gepränge dargestellt?" Bäuerle spottet (in der Dame mit dem Todtenkopf), daß man in den neunziger Jahren der Zauberflöte „einen außerordentlich tiefen Sinn unterlegte und sogar in Flugblättern beweisen wollte, daß Sarastro und seine Brüder nichts anderes als Freimaurer seien". Als Autor, erzählt Bäuerle weiter, nannte Eberl in einem „Commentar zur Zauberflöte Thomas Peter Wimmer, den Pfarrer bei den Paulanern". In den Kurzschen Arien, die S. 126 herangezogen werden, erscheint in „Bernardon, Zettelträger der Comödianten von Lyon" (Nr. 111) Bernardon „als Vogel-Jäger" und lockt mit der Pfeife. Im Jahre 1791 machte La Roche zu seinem Benefize am 3. März in „Kasperl der glückliche Vogelkrämer oder Das Glück kennt seine Lieblinge" die folgende Einladung (Theater-Calender 1797, S. 71): „durch 14 Jahre habe ich das Vorzügliche Glück Sie, Schätzbarste, mit meiner geringen Waare zu bedienen. — — Ach! möchte mein Vogelsang so schön, wie der im Prater klingen, so wäre ich wahrhaft glücklich!!" — Im selben Bande des Theater-Calenders ist auch die Rede von der 100. Vorstellung, die mit neuen Sängern und Dekorationen gegeben wurde. Da die Sonne röter ausgefallen war als die frühere, machte man den Witz, sie schäme sich, weil die Oper zum hundertsten Male schlechter als je aufgeführt werde. Am 12. Februar 1801, unmittelbar vor der Aufführung der Zauberflöte im Kärntnertortheater (siehe S. 51) gab man angeblich zum 300. Male die Oper im Freihaustheater. „Schikaneder sang als Papageno ein neues Lied „Der Vogelsänger bin ich ja" von Perinet. Sehr voll. Schikaneder wurde mit Klatschen empfangen und mußte das Lied wiederholen. Die Aufführung war weit besser als je eine der vorigen. Zwischen dem ersten und zweiten Akt wurden die Lieder ausgeworfen" (Rosenbaum) (vgl. Eipeldauer, Heft 24). Eines der ersten vernichtenden Urteile bringen die „Vertrauten Briefe zur Charakteristik von Wien" 1793: „Dieses lächerliche widersinnige und fade Product, dabei der Verstand stille stehen wie die Critik erröthen muß." Zu den Urteilen über die Zauberflöte S. 239 führe ich noch O. Ludwig (Werke 5, 449) an. Im „Überblick des neuesten Zustandes der Litteratur, des Theaters und des Geschmacks" 1802 heißt es: „Werden Sie nicht erschrecken, lieber Freund, wenn ich allen Kennern und Halbkennern zum Trotze eine Vertheidigung des Schikanederschen Textes übernehme, und selbst die Anlage des Plans für eine Zauberoper sehr schicklich finde? Freylich halte ich sie nicht für eine allegorische Darstellung der höchsten Menschenwürde im Gegensatze mit gutmüthigem Natursinne oder des Kampfes und Sieges der Aufklärung mit der Finsterniß; auch finde ich, daß der Verfasser schlecht versificirt hat, aber doch gibt der Text genug Gelegenheit zur herrlichsten Musik." Unter den Nachfolgern der Zauberflöte nenne ich noch: Carl Schikaneder's „Der Kampf mit der Riesenschlange oder der Leuchtthurm auf der Rabeninsel"

(Leopoldstädter-Theater 17. April 1817), Meisl's „Travestie der Zauberflöte" (Leopoldstädter-Theater 13. August 1818) (wie S. 174 erwähnt); die Wanderung durchs Wasser kehrt wieder in „Das Schloß Theben oder der Kampf der Flußgötter" (wahrscheinlich von Kanne, Wiedner-Theater 28. Dezember 1818). In Gleich's „Die bezauberte Leyer" (1809) haben wir die Wanderung durchs Feuer, die Leier macht alle Menschen tanzen. Unter den Stücken des Carl Schikaneder wird auch „Die Papageno-Insel" angeführt. Die Papageno-Figur scheint noch nachzuwirken in: „Goldkönig, Vogelhändler und Pudelscherer oder die Prüfung durch die Macht der Elemente" (wahrscheinlich von F. Hopp, Wiedner-Theater 5. November 1833). Auf eine Reihe Schikanederscher Produkte nimmt Bezug das „Sendschreiben von Hannswurst aus dem Reiche der Todten an seine würdigen Nachfolger bey den Wiener Vorstadt-Theatern" 1795, da heißt es: „Ihr stellt sogar, was ich mir meiner Zeit selbst nie z'thun getraut hab, wenn Ihr z. B. einen plumpen Bauern von Eipeldau oder 'n dummen Gartner oder 'n groben Fiaker zum Helden einer Komedi macht, heut ein hinters und morgen ein vorders Viertl von ihm vor und zerstückelts eine Handlung, die keine Katz intressirt und oft für ein Kreuzerspiel in der Markthütten z'schlecht wär, in ein Dutzend Haupt- und Staats Actioni oder sogenannte Nazional-Lustspiele, dergleichen d' Welt bis auf Eure Zeiten noch bey keiner Haupt- und Residenzstadt gsehn hat." Als Muster für das echte Hannswurststück wird „Der Spiegel von Arkadien" genannt. Wie in diesem Stücke, sollen Jupiter und Juno nur immer „in holländischer Tracht" kommen, „durch die Mauern abgehen statt durch die Thüren" u. s. w. Ausführlich erzählt vom „Spiegel von Arkadien", zugleich das Theater schildernd, Bäuerle in seinen „Memoiren". Die Ähnlichkeit des „Königssohn aus Ithaka" und der Zauberflöte (S. 143) zeigt sich auch in markanten Sätzen wie „die Liebe läßt sich nicht erzwingen", das Jägerlied Valentins im Verschwender klingt vor in Kolofonio's Gesang: „Der Teufel hol das Jagen, Man wird davon nicht satt, Ich lob es wenn der Magen Was zu verdauen hat. — Im „Höllenberg" (S. 144) soll Klingklang in das Haus des Magiers gelockt werden. Er retiriert vor den Löwen: „Nein nein nein, ich bin kein Esel, Geht hinein — ich bleib heraus, denn die saubern Bologneserš Speisen mich zum Abendschmaus." Der Witz kehrt fast wörtlich in Raimunds Gefesselter Fantasie wieder (Werke 2, 162). Über „Babylons Piramiden" berichtet sehr interessant J. Richters „Wahrheit in Maske", die so selten gewordene Ergänzung der Eipeldauer Briefe (1798, Heft 3): Mercur und Momus inspizieren die Erde, in Wien treten sie beim Traiteur Jahn ein. Dort ist die Rede von „Babylons Pyramiden". „Die einen erhoben das Stück bis zum Himmel, die andern stürzten es in die Hölle hinab." Die eine Partei meint, es sollte lieber „der babilonische Thurm" heißen, die andere sagt, die Oper hätte „das Privilegium

Unsinn zu seyn". Sie berufen sich auf die Oper der Italiener und selbst auf deutsche Meisterstücke: „Die Zauberflöte und den Spiegel von Arkadien". Man rühmt die Verwandlungen: „Man glaubt nicht in Babylon, man glaubt in der Feenwelt zu seyn. Und dann erst die göttliche Musik und der originelle Einfall, dem Kindlein zwei verschiedene Komponisten gleichsam zwei Väter zu geben .. wie meisterlich und zweydeutig zugleich ist nicht die Arie, die Schikaneder singt: daß er die übrigen Mädchen, die er auf der Welt nicht alle geküßt habe, im Himmel küssen wolle und das Duett, wo er sich mit seinem Weibe versöhnt. Und wenn auch dieser Dichter nichts anderes durch seine Oper geleistet hätte, so hat er sich schon dadurch unsterblich gemacht, daß er die junge Tänzerin so fein und unerwartet in sein Stück zu verweben wußte, und durch sie das Andenken an die göttliche Vigano in uns wieder aufleben machte." Ein anderer Herr, der sich ins Gespräch mischt, meint, zu schönen Dekorationen und Musik könne doch auch „gesunder Menschenverstand" kommen. „Ich glaube auch, daß uns Herr Schikaneder, der so viele Theaterkenntnisse besitzt und wirklich ein ausgezeichneter Kopf ist, etwas sehr Gutes leisten könnte, wenn er seine Opern nicht so stückweise bearbeitete und nicht, wie ich von guter Hand weiß, die Arbeit öfters sogar von hinten anfinge." — Den verschollenen „Löwenbrunn" (S. 148 Anmerkung) ahmte Gleich in seinem „Wolfsbrunnen" (1823) nach. —

Was das Lokalstück Schikaneders betrifft (S. 156 ff.), wäre meiner Meinung nach einmal gründlich die Bedeutung Kringsteiners und sein Einfluß auf die ganze nachfolgende Produktion zu untersuchen. Auch für Hafner (S. 158) fehlen derartige Forschungen; ich habe in meiner Theatergeschichte, die Komorzynski anführt, keineswegs erschöpfend über ihn gehandelt. Im „redlichen Landmann" (S. 159 f.) ist der junge Schneeberg ein Abkömmling des ABC-Schützen Bernardon und Kätchen eine vergröberte Gurli. Charakteristisch ist folgende Anmerkung: „Lorenz geht ins Vorzimmer, bleibt so lange, als er glaubt, daß Hanns die Zuschauer unterhalten kann mit seinem dummen Spiel. Sollte Hannsens Spiel ohne Unterhaltung sein, so tritt Lorenz schnell wieder ein." — Dem „abgebrannten Haus" rühmt Komorzynski (S. 163) einen „flotten, humoristischen Charakter" nach. Da sieht er wohl sehr freundlich über die vielen Roheiten des Dialogs und über den ganz im Stile der alten Fürstschen Praterpossen sich demaskierenden Fürsten hinweg. Ein Seitenstück dazu schrieb Welling: „Schuster Sebastian oder Niemand hat die Wette gewonnen," das im Leopoldstädter-Theater am 15. Oktober 1817 gegeben wurde. Da versucht das Schusterpaar, dem Fürsten und der Fürstin Geld zu entlocken, indem eines von des andern Tod erzählt und um Begräbniskosten bettelt. Also auch Nachahmung von Bäuerles Freund in der Not. Die schwäbische Magd kehrt wieder in Stegmayers „Alles muß heiraten", der Harfenist (S. 173) in Tolds: „Der Harfenist

und der Violinspieler oder Orpheus und Euridicens Leiden ober und unter der Erde" (1831), „Der Harfenist vom Verfasser der Liebe auf der Alm" (A. Schmiedl) (Leopoldstädter-Theater 20. April 1831) wohl auch in Fenzls „Der Musikant von Lerchenfeld" (Leopoldstädter-Theater 24. November 1820), Tiroler und Tirolerin in Fenzls: „Der Tiroler Kaspar und seine Lisel-Mahm oder die Ränke im Pusterthal" (Leopoldstädter-Theater 15. April 1815), und Gleichs: „Die Frau Mahm aus dem Pusterthal" (Josefstädter-Theater 1826), ein Stück, das der Sammler (1826, Nr. 122) „den wiedergekäuten Tiroler Wastl" nennt. Praterszenen in C. Steiners: „Stieglitz, Spatz und Zeiserl oder die Thierhütte im Prater" (Josefstädter-Theater 13. November 1819), Jos. Schusters „Der wilde Mann im Prater" (Leopoldstädter-Theater 20. Mai 1824), eine große Praterszene in Bäuerles Aline und Geweys 3. Teil der Modesitten (22. Mai 1805 gespielt). Nicht erreichbar war dem Verfasser „Die bürgerlichen Brüder oder die Frau aus Krems". Castelli sagt (Memoiren 4, 126): „Eigentliche Volksstücke wie Schikaneders Fiaker in Wien und dessen Bürgerliche Brüder sieht man jetzt nicht mehr." Die Zusammenstellung der zwei Stücke ist auch literarisch unbedingt gerechtfertigt, wie ein Blick in die jetzt der Hofbibliothek einverleibte Theaterhandschrift des letztgenannten Stückes zeigt. Kontrastierend werden zwei Brüder, der Fleckfieder Lorenz Schlägel und der Hafnermeister Sebastian, vorgeführt, der erstere ein einfacher Wiener Bürger, der andere ein Verschwender, voll Hochmuth. Jeder von ihnen lebt in einer seinem Charakter entsprechenden Umgebung. Die Hauptgeschichte dreht sich um Sebastians Tochter, die beim Onkel erzogen, seine einfachen Neigungen angenommen hat und vom Vater plötzlich gezwungen wird, in sein nobles Haus zurückzukehren, um einen windigen Baron zu heiraten, während sie einen braven Friseur liebt. Ganz wie im „Bauer als Millionär" läßt sich Theresie nicht Fräulein nennen, der Vater wettert über ihren Küchengeruch und nennt sie ein „dummes Mensch übereinander", reißt ihr die bürgerliche Haube herunter und stößt sie aus dem Haus; Lorenz bringt mit seiner Derbheit seinen Bruder schließlich zur Überzeugung, daß er ein „blitzdummer Ochs" sei, nachdem sich der Baron als ehemaliger Reitknecht entpuppt hat. Die Komik besorgt hauptsächlich den Lehrbub Poldl, der bei Sebastian zum „Hausofficiant" avanciert. Während der Herr einer vornehmen Dame nachsteigt, bandelt er mit dem Stubenmädchen an. Gelungene Späße bringt die Szene, wo Sebastians Frau zurückkehrt und den verwirrten Poldl ins Gebet nimmt. Hannswurstisch ist seine Gefräßigkeit; da Sebastian die Absicht hat, die Theaterdirektion in Warschau zu übernehmen — vielleicht eine Reminiszenz an Kurz' letzte Entreprise 1772 bis 1781 (vgl. Raab, Kurz S. 181) — will er auch Schauspieler werden und probiert Richard III. Er zeigt besonders die Gesten, wie er die Angst vor dem Geist durch das Zittern eines Fußes ausdrückt „Und

der Fuß wie er sich fürchtet — Einer hat den Geist noch nicht gesehen," eine Nuance, die Hasenhut zu besonderer Wirkung brachte. Interessante Anekdoten über eine Aufführung der „Ostindier vom Spittelberg" nach Erzherzog Carls Sieg über Jourdan erzählt Bäuerle in dem öfter angeführten Roman „Die Dame mit dem Todtenkopfe", den Verfasser (S. 194) wohl nennt, aber nicht genügend verwertet. In den Bäuerleschen Erzählungen steckt gewiß nicht immer volle Wahrheit, aber sie liefern so viel Charakteristisches und Miterlebtes, daß sie als Quellen nicht ganz zu umgehen sind. Aus „Lumpen und Fetzen" (S. 177) erwähnen Bäuerles Memoiren, daß ein Betteljunge einem reichen Manne die Wahrheit sagt und alles Geld, das man ihm bietet, stolz zurückweist (vgl. Freymüthige 1806, Nr. 40).

Wien. Alexander von Weilen.

Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Georg Friedrich Benecke. Mit Anmerkungen begleitet und herausgegeben von Dr. Rudolf Baier. Leipzig 1901, Th. Weicher. 3·60 M.

Zu der stattlichen Reihe von Briefwechseln, die uns Blicke in Leben und Werkstatt der Begründer unserer Wissenschaft tun lassen, gesellt sich vorliegende dankenswerte Sammlung. Schon vor etwa 30 Jahren war sie zur Veröffentlichung bereit gestellt, aber durch die ‚fata', die den ‚libelli' oft schon vor der Herausgabe gefährlich werden, mehrfach am Erscheinen gehindert. Der Fülle der Erläuterungen ist aber jedenfalls diese Wartezeit zu gute gekommen. Es sind 81 Briefe, die sich vom Jahre 1810 bis in den Anfang von Beneckes Todesjahr hinziehen, die meisten stammen aus den zwanziger Jahren. Elfmal ist Lachmann, zehnmal Laßberg vertreten, dann folgt Haupt mit acht jedoch nicht allzu inhaltsreichen Briefen, während die acht Briefe Jacob und die sechs Wilhelm Grimms mehr des Anziehenden und Bemerkenswerten enthalten. Sieben Briefe von Beneckes Verleger G. Reimer, aus den Jahren 1814—16, beziehen sich auf die Bonerausgabe und die von Reimer lebhaft gewünschte Bearbeitung eines englischen Wörterbuchs. Fünfmal ist sodann Graff mit meist sehr kurzen Briefen vertreten, die sich zum größten Teil auf seine althochdeutschen Arbeiten beziehen; der letzte, aus dem Jahre 1841 ist voll schmerzlicher Beschwerde über Jacob Grimm („mit dem ich früher auf dem herzlichsten, freundschaftlichsten Fuße stand und Duzbruder bin .... mein ganzer Rest des Lebens ist nun vollends mir verbittert"). An persönlichen Bemerkungen ist die vorliegende Sammlung überhaupt nicht arm: wie alle der darin enthaltenen Briefschreiber bereitwillig und dankbar Beneckes Bedeutung anerkennen, ihm von ihren Forschungen mitteilen, in selbstloser Weise Gefundenes zur Verfügung stellen, so halten sie auch nicht mit Äußerungen über eigene Verhältnisse und Wünsche

zurück, mag etwa ein früherer Schüler um Ratschläge für seine Habilitierung, oder andere um Besprechung ihrer Schriften aus Beneckes Feder in den Göttingischen gelehrten Nachrichten bitten. Naturgemäß werden ja in diesen Briefen mehr Angelegenheiten der Absender als des Empfängers aufgehellt; nur zwei wichtigere Ereignisse aus Beneckes Leben kommen vor: den Versuch, ihn als Bibliothekar für die Advokatenbibliothek in Edinburgh zu gewinnen, betreffen die Briefe des Professors Sir William Hamilton und des J. Campbell, während anderseits das Schreiben des hannöverschen Geheimen Rats Hoppenstedt die Verhandlungen andeutet, durch die Benecke für Göttingen erhalten wurde. Das andere Ereignis ist das Fest seiner fünfzigjährigen Wirksamkeit an der Bibliothek (1842), wozu Lachmann, Haupt, der Historiker Heinrich Leo und Hoppenstedt ihn beglückwünschen.

Ehe wir zu den eingangs genannten großen Germanisten zurückkehren, um ihren Briefen einige Bemerkungen zu widmen, fügen wir diejenigen noch nicht genannten an, von denen nur ein bis zwei Briefe in der Sammlung enthalten sind: am Eingang ein Brief des Philologen Christian Gottlob Heyne, ein Zeichen gleichsam für den Ausgang, den unsere Wissenschaft von der älteren Schwester genommen hat; im Anschluß an dessen „Minnelieder“ (Beyträge zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Literatur I.) macht er Benecke den Vorschlag, eine Art mittelhochdeutsches Handbuch für Anfänger als Grundlage für Vorlesungen, mit Text und Glossar, zu schaffen. Dann sind zu nennen Eschenburg, der Straßburger Bibliothekar J. Schweighäuser, E. von Groote, Mone, der Ansbacher Kreisdirektor Karl von Lang (mit etwas kapriziösen Witzen), Hoffmann von Fallersleben (mit Bericht über seine Arbeit am Georgsliede), Primisser, W. Wackernagel, Beneckes Schüler Emil Braun, Schmeller (mit charakteristischen Stellen wie die ‚Sonne Jacobs‘ — die Grammatik —, ‚ein erstes schönes Licht über den Dämmergestalten altvaterländischer Dichtung‘ — Beneckes ‚Beyträge‘ —, oder wenn er berichtet, daß er sich von der Arbeit am Heliand zum Bairischen Wörterbuch gewandt habe, in diesen Worten: ‚da ward ich bedeutend gemahnt, daran zu denken, wie ungewiß das Morgen ist, und da wars mir, als müßte ich lassen von meinem Heiland, der da leben wird ohne mich, und mich wenden zu den Sündern und Zöllnern meines Landes, die einen so gutwilligen Dolmetscher nicht leicht wieder bekommen würden‘), J. M. Lappenberg, K. A. Hahn und der Wiener Josef Bergmann (mit Beschwerden über Lachmann).

Am anziehendsten aber sind die Briefe Lachmanns, der Brüder Grimm und Laßbergs. Durch erstere ziehen sich wie ein roter Faden die Bemerkungen zu dem gemeinschaftlichen Werke Beneckes und Lachmanns, der Iweinausgabe, neben äußerlichem allerlei textkritisches und sprachlich-exegetisches; zu Beneckes Jubelfeier übersendet Lachmann die ersten Bogen

der zweiten Ausgabe, in größerem Format als die erste („Wilhelm Grimm freut sich darauf, den Iwein mit dem Gregor zusammen binden zu lassen“); der letzte Brief bezeichnet die Empfänger der Geschenkexemplare. Daneben laufen Bemerkungen zu andern von Lachmann herausgegebenen Dichtern einher, methodische Grundsätze entwickelt er bei Erwähnung seiner Nibelungen; er erwähnt, daß er im Nibelungenkolleg (1836) acht Zuhörer habe, wobei es ihm tröstlich ist, daß von der Hagen „wieder nur einen“ hat. Tadelnde Worte über diesen, wie auch gegen Büsching und eine besondere Abrechnung mit A. W. Schlegel sind nicht ohne Würze; aber wie anders klingt doch in solche kampfesfrohe, selbstbewußte Töne hinein das Lob von Jacob Grimms Grammatik, über die er „immer mehr erstaunen und demütig werden muß“, oder eine Stelle wie diese (Nr. 41): ‚Meine philologischen Lehrer haben mich von der Liebe zur Wahrheit und vom Faktischen ausgehen gelehrt, nicht von blendendem Schein und vornehmem Wortprunk.‘

Der zweite Brief Jacob Grimms, der längste von allen, enthält einen Bericht über seine im Jahre 1811 nach Sachsen und Thüringen unternommene Bibliotheksreise. Von der Arbeit an seiner Grammatik berichtet er mehrmals; in Nr. 66, vom Jahre 1840, wird die ‚Vorbereitung des Wörterbuchs‘ erwähnt. Wie in Lachmanns Briefen, so findet sich auch hier und bei Wilhelm manch kräftiges Wörtlein gegen die unwillkommnen Mitarbeiter an der jungen Wissenschaft („diese Leute helfen uns wahrlich nicht das geringste, sondern verderben und verwirren bloß das Publikum und den Markt“), aber auch eine Stelle über Lachmanns Nibelungen und den empfindlichen Mangel einer Einleitung und näheren Begründung seiner Kritik ist beachtenswert. Laßbergs „lobwürdiger und nützlicher Eifer“ wird gerühmt. — Von Wilhelms Briefen erwähnen wir den ersten aus dem Jahre 1815, der von seiner Rheinreise und dem Zusammentreffen mit Goethe bei Boisserée erzählt; ebenda spricht er sich auch über seine und Jacobs Grundsätze in der Textkritik aus.

Beziehung auf Lachmanns Nibelungenkritik nimmt Nr. 27 (der im übrigen hauptsächlich von Entstehung und Wesen des Alphabets handelt); daselbst auch eine schöne Stelle über Lachmanns wissenschaftliche Wahrheitsliebe. Besonders anziehend ist endlich (Nr. 36) der Bericht von seiner Eheschließung mit goldenen Worten über das Glück wissenschaftschaftlicher Arbeit (allerdings bereits von Reifferscheid, wie auch Nr. 38, im Anzeiger für deutsches Altertum 22 abgedruckt). — Laßbergs meist sehr umfängliche Briefe spiegeln auch hier die liebenswürdige Persönlichkeit ihres Verfassers wieder. Zwischen ihm und Benecke gingen zahlreiche Handschriften hin und her, ausführlich berichtet er von seinen neuen Funden (Barlaam und Josaphat, Oswalt, Teufels Netz, Boner, St. Martinenbuch und Legende von der heiligen Katharina und andere); merkwürdig bleibt der Bericht über zwei angeblich in Uncialen geschriebene große

Codices, von denen ein Schweizer Antiquar ihm Mitteilung machte (S. 80): weder Baier noch Steinmeyer (Anzeiger für deutsches Altertum 28) geben darüber Aufklärung, und es scheint Laßberg getäuscht worden zu sein, aber ergötzlich ists doch zu lesen, wie er in der Hoffnung schwelgt, daß eine der Handschriften wohl gar eine gotische Bibel sein möchte. Über die Fortschritte seines ‚Bildersaales' berichtet er regelmäßig und mehrfach über seine Absicht, im fünften Bande die Heidelberger und Weingartner Minnesängerhandschrift zu bringen, wobei er sich über von der Hagens geplante Ausgabe ereifert. Lachmann, den er 1824 kennen lernte, preist er als einen ‚Mann, der Teutsch verstehet' und von ‘seinem lieben Gevatter' J. Grimm sagt er: ‚Ich liebe diesen J. Grimm nicht weniger als vortreflichen Menschen, als ich jn als großen Gelerten verere'.

Zu den tüchtigen Anmerkungen des Herausgebers hat Steinmeyer in der obengenannten Rezension eine Anzahl Nachträge gegeben, auf die hier zu verweisen ist; einige Kleinigkeiten möchte ich hinzufügen: zu den Bemerkungen über Docen (S. 149) ist Strauchs Mitteilung im Anzeiger für deutsches Altertum 28 zu vergleichen, über die Geschichte der Heidelberger Handschriften der Vaticanischen Bibliothek (S. 121) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901 Nr. 96, Laßbergs Zitat S. 106 steht Vergils Aeneide 4,653; falsch ist die Anmerkung zu S. 74: Delia heißt vielmehr Tibulls, Lesbia aber Catulls Geliebte. Eine Mißbildung ist das mehrfach in den Anmerkungen erscheinende ‚conjecturiert'.

Sondershausen. Friedrich Weidling.

Briefe von Friedrich August von Stägemann an Karl Engelbert Oelsner aus den Jahren 1818 und 1819. Herausgegeben von Franz Rühl. Berlin 1901, Richard Schröder (= Bausteine zur Preußischen Geschichte. 1. Jahrgang. Heft 3.) 4 M.

Den vielen bereits gedruckten Briefen des preußischen Tyrtäus, welche der gründliche Artikel in Goedekes Grundriß (7, 846) verzeichnet, gesellt sich der erste (ältere) Teil seiner Korrespondenz mit dem originellen und hochbegabten Schlesier K. E. Oelsner (1764—1828), über den Wippermann in der Allgemeinen Deutschen Biographie und besonders fördernd Alfred Stern in der Revue historique 63 (1897), 72 ff. gehandelt haben. Oelsner hat, wie so viele Deutsche, die großen französischen Umwälzungen zwischen dem ancien régime und der Restauration in Paris selbst miterlebt, und wenn einmal die interessante Geschichte der Pariser deutschen Kolonie während der ersten Republik und des ersten Kaiserreiches geschrieben werden sollte,[1]) wird sein Name neben den

---

[1]) Viel Material in G. A. von Halems Reiseberichten (S. 347 und öfter), die A. Chuquet unter dem Titel „Paris en 1790" 1896 vorzüglich herausgegeben

Schlabrendorf, Reinhard, Cramer, Saiffert, C. B. Hase genannt werden müssen. Rastlos und auf den verschiedensten Gebieten publizistisch und diplomatisch tätig, ohne doch, wie Reinhard oder Hase, zum Franzosen zu werden, tritt Oelsner erst 1817, an der Schwelle des Greisenalters, in die Dienste seines Vaterlandes und erscheint von 1818—1825 der preußischen Gesandtschaft in Paris attachiert, in welcher Stadt er dann 3 Jahre nach seiner auf eigenes Ansuchen erfolgten Entlassung starb; er hatte Paris während mehrerer Jahrzehnte nur selten und auf verhältnismäßig kurze Zeiten verlassen. Die Nachwelt hat seiner vergessen; seine Zeitgenossen bewunderten an ihm große politische Einsicht, vielseitiges Wissen, gewandten Stil und schätzten seinen liebenswürdigen Charakter, so daß wir uns nicht wundern dürfen, den bürgerlichen Schlesier in Verbindung mit den höchsten gesellschaftlichen Kreisen Preußens, Englands, Frankreichs zu finden. Mit ihm in Briefwechsel zu treten, hieß sich der trefflichsten politischen Berichterstattung aus Paris zu versichern; Halem und Varnhagen gehörten zu seinen Korrespondenten, desgleichen durch zwölf Jahre (1815—1827) Stägemann, der überdies seit 1819 an Oelsner einen unschätzbaren Mitarbeiter seiner „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung" besaß.

Was den letztgenannten Briefwechsel betrifft, so hat W. Dorow bereits 1843 in seinen „Briefen preußischer Staatsmänner" (Einleitung zu Band 1) die Berichte Oelsners abgedruckt; die Ergänzung hiezu, die entsprechenden Briefe Stägemanns, legt uns nun, 60 Jahre nach Dorows Publikation, der verdiente Königsberger Historiker Franz Rühl vor, und zwar zunächst die Briefe ex 1818 und 1819; die andere Hälfte (1820—1827) werde, verspricht er, in nicht zu langer Zeit folgen. Er hat seiner Ausgabe nicht die Originale zugrunde legen können, sondern sich mit Abschriften behelfen müssen, wodurch es für ihn notwendig wurde, gewisse kritische Prinzipien aufzustellen (S. 6 f.), mit denen man sich unbedenklich einverstanden erklären wird. Einige wenige von Dorow aus Bedenken politischer Natur weggelassene Briefe Oelsners werden von Rühl nach den Originalen abgedruckt.

„Wo sich kleine Verbesserungen des Textes, die durch den Sinn erfordert wurden, mit Sicherheit ergaben, sind sie vorgenommen worden" (S. 7); auch dem Referenten sind einige Kleinigkeiten, die wohl dem Abschreiber zur Last zu legen sind, aufgefallen. S. 76, Z. 3 von oben heißt es: „Er ... trank des Königs Gesundheit gewiß redlicher mit, als Manche seiner Widersacher, die man nur zu den Pirouetten zählen kann," aber Stägemann hat doch wohl „Girouetten" geschrieben. Daß K. W. F. Solger (S. 101) von Stägemann als „tüchtiger Philologe"

---

hat; einiges habe ich in dieser Zeitschrift 5, 332 ff. und in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 11, 484 zusammengestellt, dem hier die liebenswürdige Selbstbiographie des Historikers G. B. Depping „Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris" (1832) beigefügt sei.

bezeichnet worden sei, glaube ich auch nicht, trotz Solgers Sophokles-Übersetzung; entweder hat sich Stägemann verschrieben oder der Kopist sich beim Worte „Philosoph" geirrt. Der virgilische Vers S. 104 beginnt richtig „dat tellus gemitum". — Anmerkungen hat Rühl nur in ganz geringer Zahl beigegeben. Nun erläutert sich ja freilich viel in Stägemanns anspielungsreichen und gleich seiner Lyrik kommentarbedürftigen Briefen, wenn man sie mit den Oelsnerschen Antworten zusammenhält; da indessen der Verfasser doch nicht ganz auf das Amt des Erklärers verzichtet hat, hätte er als solcher gewiß noch mehr tun können. Hin und wieder wären tatsächliche Berichtigungen nicht von Überfluß. Der abenteuerliche Pole Hoene-Wronski (1778—1853), anfangs Soldat, später philosophischer Sonderling, von dem S. 49 die Rede ist, wird „unstreitig", aber tatsächlich irrig als Jude bezeichnet. Th. H. Friedrich (siehe unten) endigte 1819 wirklich durch Selbstmord, obwohl Stägemann es (S. 121) in Abrede stellt.

So dankenswert die vorliegende Publikation ist, an dem Bilde Stägemanns, wie es sich den Erforschern seines Zeitalters eingeprägt hat, wird sie nicht viel ändern. Die unsympathischen Seiten eines im Grunde sehr tüchtigen Charakters treten in dieser trotz aller kurialen Wendungen zwanglosen Korrespondenz mit einem vertrauten Freunde besonders hervor: vornehmlich eine an Varnhagens Tagebücher gemahnende Lust am Berliner Klatsch. Stägemanns böse Zunge schont weder eines Humboldt noch eines Wolf; seine politische Mittelstellung erlaubt ihm, Liberalen wie Konservativen eins anzuhängen, und wenn er manchmal die Nadelspitze seinen Spottes in unscheinbaren Adjektiven und Relativsätzen verbirgt, so kann er gelegentlich auch gröber werden (vgl. unten bei Hobhouse), als sich mit der Würde des Geheimen Staatsrats vertragen mag. Sentimentalität ist seine Sache nicht, und wollte man boshaft sein wie er, so brauchte man nur die harten Worte, die er für den hingeschiedenen Blücher findet, mit dem überschwänglichen Lobe zu kontrastieren, welches die „Preußischen Krieges-Gesänge" demselben Feldherrn spenden. Überhaupt verrät sich der Dichter Stägemann, über den seine Nation schon längst durch gänzliches Vergessen schweigend abgeurteilt hat, in den vorliegenden Briefen sehr selten, es wäre denn durch häufige Mitteilung von allerlei Persönlichem aus der Schriftstellerwelt und gelegentliche metrische Exkurse. Ästhetische Werturteile begegnen selten und erfreuen noch seltener; und natürlich interessiert sich Stägemann insbesondere für solche Schriftsteller, die zugleich mit den politischen Vorgängen jener Tage in irgendwelcher Verbindung stehen: Gentz, Görres, W. von Humboldt, Jahn, Kotzebue, Varnhagen, nennt er am häufigsten.

Vielleicht wird der Herausgeber dem Schlußbande ein Register beifügen; einstweilen mag den Literarhistoriker nachstehender Nominalindex

auf diese oder jene von Stägemann (beziehungsweise Oelsner) erwähnte Persönlichkeit aufmerksam machen:

Arndt (Anstellung in Bonn) 10, (Untersuchung gegen ihn) 71, 76.
Baour-Lormian (Übersetzer Tassos) 87. Börne („spielt zu sehr den Hanswurst des Morgenlandes") 101. Byron (wird rundweg abgelehnt) 121.
Catalani 89.
Derché (übersetzt aus Schiller) 24, 68.
Fouqué (Gedicht auf die Ermordung Kotzebues) 50, 53, 108 f. Friedrich Th. Heinr. (preußischer Satiriker) 121.
Gentz 35, 67, 89, 102, 107. Görres (Abneigung des Königs gegen ihn) 10, (Aufsatz über die Ermordung Kotzebues) 52; 53, (Reibungen mit der preußischen Regierung) 93, 95, 98 ff., 102, 105, 110, 112. Goethe 62, 89. Grimm Jakob 64.
Heeren 91. Hobhouse (J. C., der Intimus Lord Byrons; „ist ein schweinischer Kerl") 92. Humboldt Alex. von 39; Wilhelm von (Ernennung zum Unterrichtsminister) 10, 18—21, 25, 33, 45, 50, 61, 77, 80, 90, 120 f.
Jahn (Schließung des Turnplatzes; J. in Untersuchung gezogen) 34, 40, 47, 76, 80, 82, 84, 86, 88, 90, 95, 98, 101, 105, 107.
Kant 102. Karl August 39. Kotzebue (seine Ermordung in ihrer Nachwirkung auf die öffentliche Meinung und die Regierungskreise) 34, 37—41, 43, 44, 47 f., 50, 52, 54.
Manso 90. Metrisches 50, 64 (vgl. Minor[2] 144, 156 f.), 87, 104. Müller Adam 77. Müllner 109.
Oken 39, 54, 101.
Raumer Friedr. von 109, 113. Richter J. P. Fr. 64, 72.
Salvandy 68, 118. Schlegel A. W. von (ehelicher Skandal) 46. Schleiermacher 75. Schmalz (boshafter Witz über ihn) 34. Spontini (Ernennung zum Hofkapellmeister) 89. Stägemann (als Dichter) 10 f., 24 f., 28, 68, (Verhältnis zum Tugendbund) 83. Steffens 19.
Tieck 62.
Varnhagen (von seinem Posten in Karlsruhe abberufen) 74, 77, 80, 82, 96, 98, 101, 115, 119. Villemain 43. Voß (gegen Stolberg) 111.
Welcker (in Untersuchung gezogen) 71. Wieland Ludwig 121. Wolf Friedrich August 72, 87, 101 f.

Wien. Robert Franz Arnold.

Holzhausen Paul, Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung. Frankfurt a. M. 1902, Moritz Diesterweg. 3 M.

„Zweimal kurz vor dem Hinscheiden Goethes erschüttert der Tod eines Mannes von allseitig anerkannter Genialität die Kulturwelt: 1821 stirbt Napoleon, 1824 Byron. Wir können hier, so verlockend es wäre, nicht ausführen, welcherlei psychologische Erscheinungen solcherlei Geschehnisse bei ihren Zeitgenossen auslösen: es genügt zu bemerken, daß die Trauer des Weltteils in diesen beiden Fällen einen politisch oppositionellen und wesentlich literarischen Charakter aufwies. Leichenfeierlichkeiten, Denkmäler, öffentliche Aktionen irgendwelcher Art verboten sich von selbst; aber um Napoleon klagen Béranger und Manzoni, um Byron, auf den sich dann der ganze hero-worship überträgt, Lamartine und Goethe.

Unzählig sind die Gelegenheitsgedichte und Zeitungsartikel; die Erfindung des Steindrucks trägt die Bilder der Toten in jedes Haus. Eine eigene, von heutiger Mache sehr abweichende, weil vorwiegend lyrisch-elegische schriftstellerische Technik entwickelt sich für den Verkehr lebender Zwerge mit den toten Riesen. Man macht die alte Form des Totengesprächs wieder mobil; Freunde und Gegner beeifern sich, persönliche Beziehungen, Gespräche, Briefe zu veröffentlichen; die slavischen Völker beteiligen sich zum ersten Male literarisch an europäischen Kulturereignissen."

Was ich im Anschluß an die eben zitierten Worte vor sechs Jahren in ganz kleinem Maßstab versucht habe, die Wirkung der Nachricht vom Tode eines Ganzgroßen auf Grund vornehmlich literarischer Zeugnisse darzustellen,[1]) unternimmt nun der Verfasser der vorliegenden interessanten Schrift auf der durch den Titel angedeuteten breiten Basis, und daß er der Lösung seiner Aufgabe so nahe als möglich gekommen ist, sei bereitwillig zugegeben. Er vermochte dies um so leichter, als er von vornherein auf Vollständigkeit im bibliographischen Sinne des Wortes Verzicht geleistet hat — gewiß mit Recht, denn wie wäre diese für ein solches Thema wohl zu erreichen gewesen! Auch gegen die Disposition des trotz jener Einschränkung immer noch sehr weitschichtigen Stoffes ist nichts wesentliches zu erinnern. Holzhausen, kein Neuling in der energischen Verarbeitung so bröckligen Materials,[2]) charakterisiert zunächst (etwas aphoristisch) das Wesen des Nekrologs im allgemeinen, um sodann die speziellen Bedingungen zu entwickeln, welche für die durch Napoleons Ende ausgelöste Literatur maßgebend sein mußten: die Gruppierung der Parteien gegen und für den gestürzten Kaiser, die im Grunde seltsame, nur durch Gemeinsamkeit des Angriffspunktes erklärliche Verschmelzung liberaler Ideen mit bonapartistischer Schwärmerei, rheinländische und rheinbündische Reminiszenzen, endlich das intensive Mitleid, welches Napoleon als Beispiel des grausamsten Glückswechsels, als Gefangener Hudson Lowes, als der vom heißgeliebten Sohne getrennte Vater, als Opfer eines angeblichen Giftmords, als fern der Heimat Begrabener in nicht minderem Maße erweckte als ehedem erbitterten Haß, und zwar bei denselben Völkern, Gesellschaftsschichten, sogar Personen, die sich nicht lange zuvor der rücksichtslosen Phantasiepolitik des Korsen begeistert entgegengeworfen und auf sein Haupt ein Jahrzehnt hindurch allen Haß konzentriert hatten. „Bei den Deutschen," zitiert Holzhausen sehr passend aus Varnhagens Denkwürdigkeiten,[3]) „bedarf es nur eines auffallenden Unglücks, um ihre menschliche Teilnahme auch für diejenigen zu erwecken, denen sie noch eben feindlich gegenüberstanden."

[1]) „Goethes Tod und Wien". Goethe-Jahrbuch 18, 256 ff.
[2]) „Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher" (1900), „Der Urgroßväter Jahrhundertfeier" (1901).
[3]) 9, 133.

Als Vorspiele der eigentlich nekrologischen Literatur mustert Holzhausen die von kecken Fälschungen wimmelnde Masse der während des sechsjährigen Exils entstandenen und auf dasselbe Bezug nehmenden Schriften, die fast ausnahmslos für den Verbannten Stimmung machten und machen mußten. Solchermaßen wird die europäische Gesellschaft allerdings hinlänglich vorbereitet, um 1821 auf die Todesnachricht kräftig, doch je nach Nation und Partei verschiedenartig zu reagieren. Die französische Journalistik macht aus dem erschütternden Ereignis einen Agitationsbehelf für oder wider die bourbonische Restauration; in England erheben sich manche der angesehensten Zeitungen, so die Times, zu möglichst objektiver Betrachtung; den ungleichartigen Zensurverhältnissen, den Stimmungsnuancen Deutschlands entsprechend erklingt hier ein vielstimmiger Chor. Mit S. 34 ff. setzt die Betrachtung zunächst der „fremdländischen" Poeten, soweit sie in Holzhausens Interessenkreis fallen, ein: Victor Hugo,[1] Lamartine, Delavigne, P. A. Lebrun und als Abschluß der Franzosen natürlich Béranger, welcher der napoleonischen Legende den finishing touch gegeben hat, Lord Byron, die vielen Pseudo-Byrons und Shelley, Puškin, Nicander, bis die Linie endlich ihrem Zenith zugeführt wird, der von Goethe und Stendhal (vgl. S. 65) mit vollem Recht gepriesenen monumentalen Ode Manzonis, „vergin di servo encomio e di codardo oltraggio".

Da sich Holzhausen hier und auch im folgenden (mit einer einzigen wichtigen Ausnahme) auf die unmittelbar nach Napoleons Tode ertönenden Klagen bedeutender Dichter einschränkt und Poesien späteren Datums wegläßt, hat er es mit lauter fast genau gleichzeitigen literarischen Dokumenten zu tun, woraus ihm Gelegenheit zu verhältnismäßig sicheren Schlüssen vergleichend-literarhistorischer Art erwächst. Von Manzoni läßt sich leicht eine Brücke nach Deutschland schlagen: zu den Übersetzern der Ode, unter denen von Zeitgenossen Goethe und Fouqué hervorragen, wie zu Chamisso, dessen Dramolet „Der Tod Napoleons" seine Abhängigkeit von der Dichtung des großen Mailänders freimütig bekennt. Der viel zu wenig bekannte Elsäßer August Lamey, der Sachse Mahlmann, die Preußen Stägemann und Immermann, unsere Landsleute Grillparzer und Zedlitz (Die „Totenkränze" erschienen freilich erst 1827) vertreten am Sarg Napoleons die diesem voreinst so gefährlich gewordene deutsche Lyrik, und S. 89 ff. zieht der Verfasser gleichsam das Fazit seiner Betrachtungen. Er konstatiert zunächst die Tiefe des Eindrucks, indem er das den vielen journalistischen und poetischen Äußerungen Gemeinsame herauszuheben sucht; überall verrät sich ihm Gefühl für die Bedeutung des Ereignisses. Nur selten wird der Tote schlechthin verdammt. Aber auf

[1] Vgl. zu dessen Gedicht „Les deux îles" (S. 39) Goethes Gespräche (von Biedermann) 6, 2.

den verschiedensten Wegen suchen all die Leichenredner nach der Formel jener rätselhaften Persönlichkeit, und nur wenige bescheiden sich wie Manzoni mit einem non liquet. Für die Romanen erhält Napoleon in jenen Tagen endgiltig den Typus des antiken Imperators, während er unter den Händen deutscher Dichter, wie Holzhausen treffend bemerkt, zum nordischen Balladenhelden wird, mit welcher Vorstellung freilich auch eine andere, schon von Andreas Fischer[1]) charakterisierte, speziell rheinbündische eines leutseligen humanen, gelegentlich humoristischen, gelegentlich sentimentalen Monarchen konkurriert. — Wenn Holzhausen schon bei Erörterung der einzelnen literarischen Dokumente auf gewisse im Stoffe begründete poetische Fiktionen, Anschauungen, Vergleiche, Beiwörter, selbst Reime hinweist, welche immer und immer wiederkehren, so erkennt er nun (S. 90) in solcher Gemeinsamkeit die „Elemente“ (genauer vielleicht ein Stadium) „moderner Mythenbildung“ und zeigt den starken Anteil der Romantik an dieser Glorifizierung ihres alten Gegners auf.

Anhangsweise druckt Holzhausen jenen Nekrolog der Times vom 5. Juli (!) 1821 ab und läßt uns nur bedauern, daß bei diesem Anlasse nicht noch einige andere (etwa französische und deutsche) Artikel gleichen Themas der Vergessenheit entrissen wurden. S. 95—111 werden die hierher gehörigen Pariser Pamphlete, Broschüren, Flugblätter ꝛc. — ihr Name ist Legion, und wo sie Versform annehmen, reimen sie stets victoire, mémoire, gloire — schnell aber genügend charakterisiert, und zuguterletzt (S. 111—117) findet ein ebenso seltenes wie seltsames Produkt deutscher Dichterlinge, zugleich ein merkwürdiges Denkmal des rheinländischen Bonapartismus, Besprechung und gutmütige Würdigung: das von Nikolaus Müller (über den jetzt Goedekes Grundriß 7, 236 ff. gut unterrichtet) 1837 herausgegebene „Liederbuch für die Veteranen der großen Napoleonsarmee von 1803 bis 1814“. Auf ein ähnlich kunstarmes anonymes Produkt, das zum Unterschied von diesen Veteranenliedern unter dem unmittelbaren Eindruck der Todesnachricht entstand („Hast du denn auch müssen sterben, Großer Held Napoleon?“[2]), sei beiläufig hingewiesen.

Verdienstvoll und anziehend wie die beiden oben genannten Schriften des kenntnisreichen Verfassers enthält dieses Buch gleichwohl manches, was mancher anders oder gar nicht geschrieben hätte. Ein vorsichtigerer Stilist hätte gewiß einige allzu kühne Bilder gemieden und wunderliche Komposita wie „Pyramideneroberer“ nicht gewagt; ein Philologe strenger Observanz hätte Platens Tagebücher nicht nach der glücklich überwundenen Ausgabe Pfeufers zitiert und die kleine Mühe, einen Index anzulegen, nicht wiederum gescheut, und ein minder tempe-

---

[1]) „Goethe und Napoleon“² (1900) S. 5.

[2]) Ditfurth, Historische Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871 2 (1872), 13.

ramentvoller Schriftsteller als Holzhausen hätte bei den von ihm zu betrachtenden Personen seltener über Einseitigkeit geklagt und den Anschein dieses Fehls in eigenen Äußerungen vorsichtiger gemieden, würde vielleicht auch finden, daß der Verfasser mit der Rehabilitation seines Helden bisweilen offene Türen einstößt. Ich meines Orts verhehle mir nicht, wie viel der flotte devil-may-care-Ton dazu beiträgt, die fleißigen Arbeiten Holzhausens auch zu einer wirklich erfreulichen Lektüre zu machen.

Zum Schlusse noch einiges Tatsächliche. S. 74 heißt's von August Mahlmann (1771—1826), er habe „den Kaiser Napoleon in den Tagen des Glanzes besungen, dann 1813 mit den Sachsen auf dem Leipziger Schlachtfelde die Schwenkung zu den Verbündeten hinüber gemacht". Im allgemeinen gewiß richtig; aber wenn von Mahlmann schon einmal die Rede ist, bleibe doch auch unvergessen, daß er schon 1809 in seiner „Zeitung für die elegante Welt" gegen die „Leipziger Zeitung" für Österreich und den Herzog von Braunschweig eintrat, vgl. Mahlmanns Sämtliche Schriften 1 (1839), XX f., dann O. Planer und C. Reißmann, J. G. Seume (1898) S. 679. — S. 78 bespricht Holzhausen Grillparzers herrliches Gedicht „Napoleon" und fügt hinzu: „Eine solche Auffassung, zu deren offenem Bekenntnis in Wien ... unzweifelhaft Mut gehörte"; aber die schönen Verse sind erst 1851 gedruckt worden. Grillparzers Gedicht „Der Schiffer und sein Sohn auf der Höhe der Insel St. Helena im Jahre 2315"[1]) gehört allerdings nicht unter die Nekrologe, da es ein halbes Jahrtausend vor seinem fingierten Datum geschrieben wurde, hätte aber doch Erwähnung finden sollen, da es den Dichter im Banne ganz anderer Anschauungen zeigt als sein „Napoleon" und überdies in der Konzeption zufällige, aber auffällige Verwandtschaft mit vielen der von Holzhausen zitierten Dichtungen aufweist. — S. 80: Stägemanns „Kriegs-Gesänge" erschienen zuerst nicht Halle 1814, sondern Berlin 1813. — S. 98 wäre den französischen Totengesprächen hinzuzusetzen: „Louis XVIII et Napoléon, dialogue suivi de plusieurs autres" (1828) des André Augustin Saint-Prosper (1791—?).[2]) — Die beiden deutschen Curiosa, welche S. 98 f. Anmerkung 1 besprochen werden, besitze ich zufällig und habe über „Buonaparte und Londonderry, Ein Gespräch im Reiche der Toten" (1822) bereits 1896 ausführlich im zweiten Ergänzungshefte dieser Zeitschrift S. 79 f. berichtet, ohne noch den Verfasser zu kennen, der inzwischen, was Holzhausen leicht übersehen konnte, im 7. Bande des Grundrisses von Goedeke S. 183 als der Münchner Jacob Ignaz Sendtner (1784—1833) erkannt worden ist.

[1]) [5]2, 87.

[2]) In dem 1830 aufgeführten und gedruckten einaktigen Vaudeville „Napoléon en paradis" der Kompagniefirma (Antoine-Jean-Baptiste) Simonnin, Benjamin (Artier-Chevrillon) und Théodore N.(ezel) tritt nicht Napoleon selbst auf, sondern verschiedene poetische Darstellungen seiner Gestalt werden persifliert.

Von der zweiten Schrift „Geheime Papiere des Teufels“ (1828) mit dem Untertitel „Napoleon in der andern Welt. Eine Erzählung, von ihm selbst geschrieben und bei seinem Grabhügel gefunden auf der Insel St. Helena von Xongo-Tee-Foh-Tchi, Mandarin der dritten Klasse“ kann ich wenigstens soviel behaupten, daß die Titelangabe „Aus dem Englischen“ stimmt, denn der flüchtige Übersetzer hat 1, 42 einen König „Johann Lackland“, 1, 246 die Stadt „Leghorn“ stehen lassen. Ein Jahr früher schon war eine französische (Londres 1827) und eine englische Fassung (London 1827) erschienen; der Katalog des British Museum sieht die erstere als den Urtext an und schreibt sie dem Strategen Henri de Jomini (1779—1869) zu: aber da liegt wohl eine Verwechslung mit dessen anonymer, ebenfalls von 1827 datierenden vierbändigen, nur ganz äußerlich als Totengespräch aufgefaßten Schrift „Vie politique et militaire de Napoléon, racontée par lui-même au tribunal de César, d'Alexandre et de Frédéric" vor, ganz abgesehen davon, daß das konfuse Zeug des Mandarins dritter Klasse einem ernsten Manne wie Jomini überhaupt nicht zuzutrauen ist. Aus inneren Gründen, die darzulegen hier nicht der Ort ist, halte auch ich indes die französische Fassung für die originale und leite von ihr die englische, von dieser die bei Holzhausen erwähnte deutsche ab.

Wien. Robert Franz Arnold.

Kopp Heinrich, Die Bühnenleitung Aug. Klingemanns in Braunschweig. Mit einem Anhang: Die Repertoire des Braunschweiger Nationaltheaters. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. XVII.) Hamburg und Leipzig 1901, Leopold Voß. 3 M.

Es ist eine verdienstvolle, gehaltreiche und anregende Gabe, die H. Kopp unsrer theatergeschichtlichen Forschung geliefert hat, wir bekommen einen klaren Einblick in Klingemanns Bedeutung für die deutsche Bühne. Das Buch enthält sehr viel mehr, als man von dem knappen Umfang von nur 90 Seiten Text erwarten durfte; es zerfällt in zwei Teile, einen theatergeschichtlichen im engern Sinn, die Darstellung von Klingemanns Wirken an der Braunschweiger Bühne, und einen ästhetischen, die Würdigung seiner dramaturgischen Theorien. Ausdrücklich — in der Einleitung — ausgeschieden wird die Behandlung von Klingemanns eigenen dramatischen Werken. Wir müssen wohl dem sorgfältigen Forscher, wie sich uns Kopp in dem Buche sonst darstellt, glauben, daß Klingemanns Dramen einer wissenschaftlichen Analyse keine neuen Resultate liefern. Wir empfangen vom Dramaturgen Klingemann denselben Ein-

druck, den er als Dramatiker nach Kopps Behauptung macht, daß er Epigon war. Darin steckt der Kern und Schlüssel seiner künstlerischen Persönlichkeit. Kopp selbst faßt die Beurteilung seiner Gesamterscheinung am Schluß seiner Schrift in die Worte zusammen: „Was dem Dramatiker Klingemann zum Verhängnis wurde, seine, um es mit einem Worte zu sagen, Unpersönlichkeit, verhalf ihm gerade als Dramaturgen und Bühnenleiter zu der Bedeutung, die unseres Erachtens ihm zukommt. Seine hochentwickelte Fähigkeit, sich in die Werke anderer zu versenken und dieselben nachzuempfinden — dort war sie ein Hindernis zur eigenen freien Entfaltung, hier gab sie die Möglichkeit zu einem tatenreichen Leben im Dienste des Schönen." Das ist fein empfunden und sehr glaubwürdig. Im Verlauf der Darstellung selbst hätte ich gern an mehreren Stellen die Durchführung dieses Themagedankens deutlicher wahrgenommen.

Die allgemeinen Tatsachen von Klingemanns Person und Wirken waren bekannt. Eine Fülle neuer Einzelnheiten wird von Kopp aus zeitgenössischen Quellen wie Memoirenwerken, Zeitungen, Klingemannschen eigenen Aufsätzen beigebracht, uns das Bild des bedeutenden Theatermannes nahezuführen. Es ist eine Freude, zu sehen, wie die verschiedensten älteren, neueren und neuesten Darstellungen der Literatur- und Theatergeschichte durch das kleine Koppsche Buch bestätigende oder berichtigende Ergänzungen erfahren. Wir erkennen aus dem Ergebnis solcher Arbeiten, wie notwendig die eingehendste Einzelforschung der Theatergeschichte der beiden letzten Jahrhunderte erst noch ist, ehe wieder an eine zusammenfassende Darstellung herangetreten werden kann. Ein erfreuliches Zeichen für das Steigen des Interesses für Theatergeschichte überhaupt ist es, wenn sich in diesen Tagen Freunde der Bewegung zu einer Gesellschaft von weitesten Dimensionen nach Art der Goethe-Gesellschaft in Deutschland und ähnlich auch in Österreich zusammenscharen. Aber als Warnung muß gerade unsrer jungen Wissenschaft bei solchem Schritt, der weitere Kreise in sein Gebiet hereinzieht, gesagt werden, nicht in oberflächliche und eilfertig abschließende Veröffentlichungen populären Stils zu verfallen, die wissenschaftlicher Forschung nur geringen Dienst erweisen, wenn sie ihr nicht gar schaden. Die Schwierigkeit liegt für uns wie für jede Kunstgeschichte darin, die rechte Mitte mit sicherem Takt zu wahren zwischen künstlerischer Anregung und wissenschaftlicher Zuverlässigkeit. Nichts nützen uns zusammengestopfte ungleichwertige Sammelwerke wie das jüngst erschienene „Goldene Buch des Theaters" aus Spemanns Verlag, auf dessen unruhig schimmernder Decke wie eine Selbstironie als Motto auch noch das Goethewort steht: „Was glänzt ist für den Augenblick geboren u. s. w."

Einen wohltuenden Gegensatz bietet Kopps gediegenes, schlichtes Werkchen. Der erste Teil des Buches erzählt uns, wie der Registrator Klingemann zur Bühne kam, eine Schauspielerin heiratete, der Walther-

schen Gesellschaft als Mitdirektor, bald in selbständiger Stellung zugehörte und deren Repertoire und Verfassungen mit bestimmte. Langsam nur konnte er seine Reformen dem wenig bildsamen Publikum gegenüber durchsetzen. Von besonderem Interesse ist der Abschnitt über Klingemanns Hamleteinrichtung. Sie bedeutet der Schröderschen Bearbeitung gegenüber einen Fortschritt im pietätvollen Zurückgehen auf die Absichten des Dichters selbst, zeigt aber anderseits auch in den Abweichungen, Strichen und gar Zusätzen den einer andern Zeit notwendigen Kompromiß bei der Wiederbelebung vergangener Kunstwerke, die auf anderem Boden gewachsen sind. Dem Literarhistoriker ist an Klingemanns Inszenierung besonders interessant, daß die Abweichungen von Shakespeare sowie von Schröders Bearbeitung auf Goethes Andeutungen im „Wilhelm Meister“ zurückgehen.[1]) Der Nachweis hierfür ist von Kopp einleuchtend durchgeführt. Ich hätte gewünscht, daß ihn R. Loening schon zu seinem Buch über „die Hamlettragödie“ (1893) hätte benutzen können. In diesem Hamletabschnitt bei Kopp wäre, wie mir scheint, eine, wenn auch gedrängte Anführung der szenischen Anordnungen Klingemanns, nach denen der Verfasser dem dramaturgischen Leser den Mund schon wässerig macht, wertvoller gewesen als dem Literarhistoriker die Kenntnis der rührseligen Klingemannschen Poesien des Chores bei Opheliens Begräbnis.

Über Klingemanns Streben zur Hebung seines Standes erhalten wir zum Teil neue Aufschlüsse aus dem Bericht über seine 1816 eingerichtete „Kunstschule für Schauspieler“, nicht eine Theaterschule im heutigen Sinn, sondern eine Einrichtung, um die Mitglieder seines Theaters bewußt zu bilden und weiterzubilden. Leider haben sich Klingemanns 1818 erschienenen, jetzt vergriffenen „Vorlesungen für Schauspieler“ noch nicht wiedergefunden. Es müßte interessant sein, sie kennen zu lernen und — besonders in Verbindung mit seinen Theatergesetzen — mit ähnlichen Veranstaltungen und Äußerungen anderer Bühnenleiter zu vergleichen, wie: Ekhofs bei Schönemann (Theatergeschichtliche Forschungen Nr. XI. S. 209—240, 336—340) und Schröders, die auf Riccobonis „Vorschriften“ zurückgehen (F. L. W. Meyer, Schröder II. 2. 180 ff.) sowie Goethes Schauspielerregeln, besonders „Punkte, zu welchen sich die Mitglieder der Weimarischen dramatischen Akademie verbindlich machen“. (Weimarer Ausgabe Band 40, S. 139—168, 426—429.)

Den Höhepunkt in Klingemanns Bühnenlaufbahn bildet seine Errichtung und Leitung eines Braunschweiger Nationaltheaters 1818—1826. Zur selben Zeit, als Klingemann diese Umgestaltung der Waltherschen Bühne vornahm, hat er eine weitere bedeutende Einrichtung zum Zusammenschluß seines Standes, einen Verein aller Theater-

[1]) Klingemann gibt das selbst auf dem Titel seiner Bearbeitung zu (Goedeke 6, 442), worauf A. Rosenbaum mich bei der Korrektur aufmerksam macht. A. S.

direktoren anregen wollen. Es blieb ergebnislos wie spätere gleiche Versuche. Kopp läßt Klingemanns „Anzeige an sämtliche deutsche Bühnen" mit Recht als frühsten Vorläufer des späteren deutschen Bühnenvereins erscheinen. Auch diese Tatsache war bisher für die Geschichte des Schauspielerstandes noch nicht verwertet.

1802 schon hatte Klingemann theoretisch die Frage behandelt: „Welche Grundsätze müssen einen Theaterdirektor bei der Auswahl der aufzuführenden Stücke leiten?" Im Repertoire seines Nationaltheaters suchte er dieselben Grundsätze in Wirklichkeit umzusetzen. Jene Schrift Klingemanns ist von größter Bedeutung. Ein Theatermann von feiner Bildung spricht sich über alle einschlägigen Fragen, die auch in unseren Tagen aktuelles Interesse haben, mit fachmännischer Treffsicherheit aus. Seine ästhetischen Betrachtungen — über Moral und Kunst z. B. — gehen bis in die Tiefen von Kants „Analytik des Schönen" zurück, und anderseits sind seine praktischen Sätze alle mitten aus dem vollen Bühnenleben herausgegriffen, für jeden Theaterleiter und Regisseur sehr lesenswert. Wir besitzen so wenig Urteile über die Triebfedern des theatralischen Uhrwerks, daß der Hinweis auf solche Äußerungen eines ebenso ideal gerichteten, als nüchtern die Dinge erfassenden Dramaturgen sehr dankbar zu begrüßen ist.

Das Repertoire des Nationaltheaters wird von Kopp im Anschluß daran kritisch beleuchtet und besonders durch den Vergleich mit Goethes zeitgenössischem Repertoire, neben dem sich das Braunschweiger sehr wohl sehen lassen kann, vom richtigen Standpunkt aus gewürdigt. Im Anhang wird das Repertoire selbst in Tabellen mitgeteilt. Ich hätte zur Vergleichung und Beurteilung gern auch das Repertoire der Waltherschen Gesellschaft unter Klingemann und das des Hoftheaters, so lange er es führte, dabei gehabt. Nicht oft genug kann auf das Wünschenswerte solcher Spielpläne für die vergleichende Betrachtung hingewiesen werden. Vielleicht nimmt sich Stümckes Gesellschaft für Theatergeschichte auch dieser Seite einmal an. Der Forscher könnte auch zur Benutzung des Koppschen Buches ein Register wünschen; wer es gelesen hat, wird aber rasch bei dem übersichtlichen Druck der Theatergeschichtlichen Forschungen und Kopps guter Anordnung Gesuchtes wiederfinden.

Der dritte Abschnitt von Klingemanns Wirken bringt uns den tragischen Ausgang seiner theatralischen Laufbahn. Auch er mußte den Schmerz so vieler Vorkämpfer der deutschen Bühne erfahren, sein Lebenswerk mit Undank gelohnt, ja zerstört zu sehen. Kopp stellt das ruhig und sachlich, ohne Sentimentalität dar. Klingemann war als verständiger Bühnenleiter im Zusammenstellen von Spielplan und Personal Gegner des Virtuosentums, er wußte, daß nur durch ein zusammenstimmendes, einheitlich durchgebildetes Ensemble dem Dichtwerk höchste Rechnung getragen werden könne; ebenso wies er unwürdige Spektakelstücke unbedingt

von seiner Bühne ab, auch gegen den schwerwiegenden Wunsch des Publikums. Die Masse der Zuschauer wollte sich nicht bilden lassen, der Gebildeten waren zu wenig, oder sie ließen ihn im Stich. Die Bühne machte schlechte Geschäfte, das Unternehmen konnte sich nicht lange selbst erhalten. Der Herzog, dessen bisherige Zuschüsse nicht genügt hatten, übernahm die Erhaltung des Theaters ganz, Klingemann wurde Generaldirektor des Hoftheaters; aber damit nahm der Hof, vertreten durch den Oberstallmeister, die oberste Entscheidung in allen wichtigen Fragen für sich in Anspruch. Der Herzog selbst spielte den Regisseur hinter den Coulissen, seine Maitressen, die dem neu angestellten Personal angehörten, regierten. Klingemanns Ensemble war bald gesprengt. Vier Jahre mußte er den unleidlichen Zustand mit ansehen, da nahm ihn der Tod mitten aus der Tätigkeit heraus, die noch zu größerem, ungestörtem Wirken bestimmt schien.

Es kommt einem wie Ironie vor, daß Klingemann gerade in dieser letzten, traurigen Epoche die dramaturgische Leistung schuf, die ihn in der Literaturgeschichte am meisten bekannt gemacht hat, die erste Bühnenaufführung des Goetheschen „Faust" (Erster Teil). Kopps Schilderung dieser Inszenierung ist natürlich wieder von besonderem Interesse, zumal er Quellen heranziehen kann, die bisher in diesem Zusammenhang noch nicht benutzt worden sind. Klingemann hat den ersten Teil des „Faust" in sechs Abteilungen gegeben. Das Bestreben, möglichst viel von der Dichtung zu bringen, ist unverkennbar. Die Vorspiele sind fortgelassen, die indessen zur Bühnendarstellung geeigneter sind als Kopp zu meinen scheint. Ich weiß nicht, warum Kopp die sogenannte Mysterieneinrichtung meines Vaters ganz ignoriert, die an vielen großen und mittleren Bühnen — jetzt noch jährlich in Leipzig und auch wiederholt in freilich arg vernachlässigter und verstümmelter Gestalt in Weimar — gegeben worden ist. Sie hätte ihm über einige Punkte der Wiedergabe des Gedichtes auf der Bühne andere Ansicht geben können. Der erste Monolog ist bei Klingemann ungekürzt gesprochen worden, dafür die Osterchöre und der Geistergesang fortgelassen. Im Spaziergang ist viel gestrichen, da sich Klingemann an die gewöhnliche Bühne gebunden sah. Aus dem gleichen Grund fehlt die Walpurgisnacht, im Gretchendrama selbst die Brunnenszene und aus unbegreiflicher Scheu vor dem lyrischen Monolog „Meine Ruh ist hin", den er — wieder aus szenischen Gründen — nicht an die folgenden Auftritte anzuschließen wagte. Amüsant ist, daß Klingemann, dem der Klatsch nachsagte, er sei wie Goethe dem Hund des Aubry einst bei der Waltherschen Truppe auf der Bühne gewichen, jetzt nicht riskierte, sprechende oder auch nur fingierte Tiere auf die Szene zu bringen und deshalb alle Pudel- und Meerkatzenstellen ausschied. Auch szenische Verschiebungen anderer Art sind interessant und zeigen fast immer den Regisseur, der die einfachen Mittel seiner Bühne sehr wohl kannte. Alles das stellt Kopp sehr geschickt zusammen. Unglaublich finde ich nur eine

von Kopp akzeptierte Behauptung und Einrichtung Klingemanns, wonach Gretchen am Schluß mit den Worten „Heinrich, Heinrich!" sterbend niedersinke. Wie Kopp dann trotz seiner eigenen ganz richtigen Einwände dagegen dazu kommen kann zu sagen, durch jene Klingemannsche Auffassung sei der „Bühnengebrauch für alle Zeiten bestimmt" worden, verstehe ich wieder nicht. Ich habe noch bei keiner Faustaufführung verschiedener Inszenierungen, die ich gesehen habe, den Eindruck gewonnen, die Gretchenspielerin habe sterbend niedersinken wollen. Das bräche meines Erachtens der ganzen Gretchentragödie die grausig ergreifende Spitze ab, auf die in der Erscheinung der Walpurgisnacht schon so erschütternd hingewiesen wird. Sie flieht vor dem Geliebten und ergibt sich dem schaudervollen Gericht. Und die Stimme von oben mit ihrem „ist gerettet" verlöre ja alle Größe, wenn es sich nicht wirklich um ihren sühnenden, ihre Seele, nicht ihren Leib rettenden Tod durch irdische Obrigkeit handelte. Diesem Tode darf sie nicht durch einen deus ex machina entzogen werden. Demnach scheint man mir gerade „aus inneren Gründen" der Ansicht H. Düssels nicht mit Kopp beipflichten zu können. Auch das zweite angebliche Zurückgehen eines heutigen Bühnenbrauches auf Klingemann scheint mir ebenso wenig belegt: Klingemann hat die lustigen Gesellen in Auerbachs Keller aus naheliegenden Gründen als Studenten bezeichnet. Ich glaube, es bedarf nicht einer Klingemanntradition, um heute die Zecher im berühmten Leipziger Lokal auch noch als Studenten zu bezeichnen, außerdem ist diese Bezeichnung gar nicht so allgemein auf heutigen Theaterzetteln, wie Kopp annimmt. Abgesehen von diesen beiden Punkten mag sich immerhin Klingemanns Fausteinrichtung über viele Bühnen Deutschlands verpflanzt haben, besonders, wie Kopp zeigt, durch die Gastspiele der beiden Braunschweiger Hauptdarsteller, Schütz und Marr. Und mit jenen beiden meines Erachtens unrichtigen Beispielen weist Kopp allerdings auf eine sehr richtige und wichtige allgemeine Tatsache der Theatergeschichte hin, auf die Schauspielertradition. Sie ist ein Faktor, der in die für das Publikum so rasch verfliegende Kunst im Guten wie im Schlechten ein Fortleben bringt über die Einzelerscheinung hinaus.

Eine schöne, nicht minder wertvolle Ergänzung findet bei Kopp die Darstellung von Klingemanns Theaterlaufbahn in der Besprechung seiner dramaturgischen Theorien. Es würde zu weit führen, hier auf alle Einzelheiten einzugehen. Ich kann nur auch diese zweite Hälfte des Buches der Lektüre der Theaterfreunde und -forscher dringend empfehlen, besonders auch zum Antrieb, Klingemanns eigene Schriften, sein „Kunst und Natur" und anderes neu hervorzuziehen. Wir finden Klingemann auch hier auf Schritt und Tritt als Nachfolger Goethes und Schillers. Alle Schwankungen, alle Kunstbahnen der beiden Großen macht er treulich mit, versteht ebenso Schillers Romantik

in der „Jungfrau" wie den Klassizismus der „Braut von Messina". Als Prinzip seiner Kunstanschauungen hätte dieses pietätvolle Epigonentum auch hier noch schärfer herausgehoben werden können. Bei dem Vorschlag der Wiedereinführung von Masken und Kothurn war an Goethes Versuche zu erinnern. Immer mehr sehen wir ihn in Goethes Spuren wandeln. Das geht bis auf die Schauspielerschulung. Doch muß ich Klingemann in etwas gegen seinen Biographen in Schutz nehmen. Ich kann nicht finden, daß er ein so einseitiger und extremer Vertreter der damals „neuen", d. h. der Weimarer oratorischen Schule gewesen sei, wie Kopp an einer Stelle (S. 74 ff.) glauben macht. Klingemann wußte nur als feiner Kenner der Dichtkunst wie der Schauspielkunst, daß ein jedes Gedicht einen eigenen Stil habe, den nachzuschaffen Aufgabe der Bühne sei. Dieses Stilgefühl ist etwas, das so oft ausgesprochenen Persönlichkeiten unter den Bühnenleitern abgeht, die den ihrer Individualität oder ihrem Geschmack zunächstliegenden Stil meinen allen Kunstwerken aufzwingen zu dürfen. Jenen Standpunkt Klingemanns zeigt Kopp in dessen interessanter und gerade unsrer Zeit lehrreicher Beurteilung des Ifflandschen Spiels im realistischen Konversationston einerseits, im Darstellen idealer Gestalten, besonders in gebundener Rede, anderseits. Ganz klar hat Klingemann außerdem schon durchschaut, daß bei der „Weimarer Schule" ein Unterschied zu machen sei zwischen Goethe selbst und den Goetheanern. Kopp zeigt, wie das gleiche Verhängnis wie sein Vorbild auch ihn traf, auch seiner Schule wurde der Vorwurf salbungsvollen Deklamiertons gemacht von der darauffolgenden oder ihm begegnenden entgegengesetzten (wieder mehr realistischen) Schule, wie sie die Wellenbewegung kulturgeschichtlichen Fortgangs zu allen Zeiten aufgeworfen hat.

Im letzten Kapitel, das von Klingemanns Inszenierungsgrundsätzen handelt, zeigt ihn uns Kopp als Vorläufer der Meininger in seinem Betonen des Ensembles, seinem Verwerfen des Virtuosentums. Er folgt darin wieder seinen Meistern Goethe und F. L. Schröder und fördert bedeutend in dieser Richtung seine Kunst, wenn er die Rollenfächer (wie Goethe) abschafft, auf die Leseproben (wie schon Ekhof) das größte Gewicht legt, wenn er für Massenwirkungen das malerische Moment mit heranzieht (wie Goethe), die Statisterie durch Dazwischenstecken von geübten Schauspielern lebendig macht und auf Kostüm und Dekorationen sein gebildetes Auge richtet, zur Verstärkung charakteristischer und stimmungsvoller Wirkung. Er weiß von einem feinen Gesetz, das die modernen Nach-Meininger wieder ganz vergessen haben, „daß der Farbenton der Gewänder sich dem geistigen Grundton des Gedichtes anschließe": Alles, um die vom Dichter angeschlagene Totalstimmung zu erreichen. Den historischen Nachweis zu bringen, der die Übereinstimmung von Klingemanns Regiegrundsätzen mit der Meininger Spielweise erklärte, sieht sich Kopp (S. 89) außer stande. Ganz richtig scheint er mir auf den Anteil

der Schriften Klingemanns wie auf die Tätigkeit Marrs und auf die mündliche Tradition als Quelle der Überlieferung hingewiesen zu haben. Ich bin vielleicht in der Lage einen Fingerzeig zu geben für eine der mutmaßlichen Brücken von Braunschweig nach Meiningen. Eduard Devrient hat Klingemanns theoretische Schriften — wenigstens zum Teil — gut gekannt, wie ich aus seinem Bücherbesitz und aus der Verwertung in der „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ ersehe. Er stand in enger künstlerischer Gesinnungsgenossenschaft und persönlicher Freundschaft zu Heinrich Marr (Briefwechsel in unserem Familienbesitz), auch mit Rötscher war er persönlich und literarisch wohlbekannt. Daß Ed. Devrients literarische wie praktische Tätigkeit, besonders an der von ihm reformierten Karlsruher Hofbühne, auf die Meininger von Einfluß gewesen ist, wird aus direkten und indirekten Zeugnissen erwiesen. Doch muß bei aller solcher Abhängigkeit einer Kunstentfaltung von der andern immer die selbständige Bedeutung der einzelnen Persönlichkeiten und das meistens mehr Unbewußte derartiger überkommener Tradition betont werden. Die Übereinstimmung der Grundsätze der Kunst zwischen Klingemann und Ed. Devrient geht aus einer Vergleichung der beiderseitigen theoretischen Schriften klar hervor.

Erfreut bekenne ich, aus der Lektüre von Kopps Büchlein reiche Anregung und vielseitige Belehrung erfahren zu haben und das schöne Gefühl, wieder einmal eine bedeutende, zielbewußte Persönlichkeit unserer Theatergeschichte mit wenig schlichten Worten neu belebt zu sehen: eine nicht unwichtige Bereicherung, zu der sich unsere Kunstgeschichte im allgemeinen wie Litzmanns schönes Sammelwerk im besonderen beglückwünschen mag.

Weimar, April 1902. Hans Devrient.

## Zwei Mörike-Biographien.[1])

Das gebildete deutsche Publikum hat auf die ausführliche Lebensbeschreibung eines Dichters von Eduard Mörikes Bedeutung entschiedenen Anspruch. Die mancherlei vorhandenen biographischen Abrisse haben bis jetzt eine solche nicht zu ersetzen vermocht, und auch die zahlreichen Briefpublikationen, Studien zu seinen Dichtungen und dergleichen, die uns im Laufe der letzten Jahrzehnte beschert worden sind, haben ihren hauptsächlichen Wert als Vorarbeiten zu einer zusammenhängenden Darstellung

[1]) 1. Eduard Mörikes Leben und Werke. Dargestellt von Karl Fischer, Gymnasialdirektor in Wiesbaden. Mit vielen Abbildungen. B. Behrs Verlag (E. Bock) 1901. Berlin W. 35, Steglitzerstraße 4. Preis broschiert 5 M. — 2. Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten dargestellt von Harry Maync. Stuttgart und Berlin 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Preis geheftet 7.50 M.

gehabt. Schon oft genug ist eine solche geplant gewesen, und zwar von berufenen Gelehrten. Nichtschwaben erblickten eine Gefahr darin, ohne intime Kenntnis des schwäbischen Wesens das Leben eines Mannes beschreiben zu sollen, der als Mensch und Poet tief, wie wenige, in jenem Wesen wurzelte und damit verwachsen war. Aber auch Schwaben scheuten die Klippen der ebenso schönen als schwierigen Aufgabe. Denn es ist nichts weniger als leicht, Mörikes Gesamtpersönlichkeit so zu fassen, daß zugleich ein einleuchtendes Bild seiner dichterischen Eigenart entsteht und seine äußere menschliche Existenz mit Lebenstreue wiedergegeben wird. Etwas andres ist es, aus seinen Werken die ästhetische Deutung seines geistigen Wesens zu geben, etwas andres, der Wirklichkeit seines Erdenwandels nachzuspüren. Der Ästhetiker muß es von seinem Standpunkte aus gut heißen, daß Mörike nichts Fremdes an sich herantreten ließ, alle äußeren Einflüsse entschieden von sich abschüttelte, sich ganz den Besonderheiten seiner Natur hingab; der Biograph wird vom historischen Standpunkte aus nicht umhin können, die Schuld seiner gedrückten Existenz auf dieselben Eigenschaften zu schieben, die zum guten Teil seine Dichtergröße bedingt haben. Er wird, sofern er der Wirklichkeit ihr Recht lassen und nicht zum bloßen Lobredner herabsinken will, die Weichlichkeit, die Energielosigkeit, die Unfähigkeit, den Anforderungen des äußeren Lebens gerecht zu werden und die von Natur in ihn gelegten apathischen Elemente zu überwinden, ja auch nur ernsthaft zu bekämpfen, gebührend betonen müssen; er wird an seinen hypochondrischen Grillen, an seiner Neigung, die halbe Lebenszeit im Bett zu verträumen, nicht vorübergehen dürfen. Nicht auf dem „Frühlingshügel", nein auf dem Federnlager hat Mörike die Mehrzahl seiner herrlichen Gedichte entworfen oder doch empfangen. Die Wahrheit in einer Weise zu Ehren zu bringen, daß nicht alles Ideale zerstört wird und nichts Lächerliches sich einmengt, ist in diesem Fall eine äußerst heikle Sache. Und dann tritt noch etwas anderes hinzu. Man kann die letzten Jahre seines Lebens schlechtweg nicht richtig darstellen, ohne an der häuslichen Tragödie zu rühren, deren Opfer er gewesen ist. Dieses Hin- und Herziehen von Ort zu Ort, von Wohnung zu Wohnung, dieses Verkriechen in entlegenen Schlupfwinkeln, diese innere Unlust zum Produzieren begreift nur, wer in jene mißlichen Verhältnisse eingeweiht ist. Darf man aber ihre Einzelheiten ans Tageslicht bringen, so lange die Hauptbeteiligten noch unter uns weilen? In dieser Hinsicht kommt eine ausführliche Mörike-Biographie vielleicht auch heute noch zu früh.

In andrer Beziehung ist dagegen die Zeit für eine solche jetzt um so glücklicher gewählt. Die Wertschätzung Mörikes hat gegenwärtig einen Höhepunkt erreicht, auf dem sie sich ohne Frage behaupten wird, ohne voraussichtlich mehr beträchtliche Fortschritte zu machen. Das literarisch gebildete Publikum ist für eine umfassende Lebensbeschreibung Mörikes

reif, was vielleicht vor einem Jahrzehnt noch nicht oder doch nicht in demselben Grade der Fall gewesen wäre. Überdies leben jetzt noch eine Anzahl Personen, die mit Mörike in vertrauteren, ja in den denkbar vertrautesten persönlichen Verhältnissen gestanden haben und über Intimitäten seines Charakters, seiner Lebensweise, seines äußern Menschen authentische Aufschlüsse zu erteilen vermögen. Diese Generation kann schon in kurzer Frist vollends verschwunden sein, und damit versiegt dem Biographen eine überaus wertvolle Quelle, die ihm allein über das gedruckte und handschriftliche Material hinaus lebendig gefärbte, porträttreue Einzelzüge liefern, über das Konventionelle und Legendenhafte mündlich fortgepflanzter Tradition hinweg unmittelbar Geschautes und Erlebtes vermitteln kann.

Die beiden Gelehrten, die uns gleichzeitig im Spätjahr 1901 mit Lebensbeschreibungen Mörikes beschenkt haben, haben offenbar die fördernden Momente höher veranschlagt als die hindernden. Es ist freilich die Frage, ob nicht zwei solche Werke auf einmal zu viel sind, ob Autoren und Verleger dabei auf ihre Rechnung kommen. Auch für das Publikum wäre vielleicht eines besser gewesen. Leicht läßt es sich durch doppeltes Angebot verwirren, und häufig genug geschieht es, daß infolge von Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten das minderwertige mehr Käufer und Leser findet. In dem vorliegenden Falle haben wenigstens beide Leistungen bestimmte Vorzüge, haben beide Verfasser die Aufgabe von verschiedenen Seiten angefaßt, wenden sich beide an verschiedene Kreise. Schon in ihrer äußeren Erscheinung unterscheiden sich die Bücher merklich voneinander. Professor Dr. Karl Fischer, Gymnasialdirektor in Wiesbaden, bietet einen hübsch ausgestatteten Band in ziemlich großem Quartformat. Eine Menge Zitate in Prosa und Versen lösen seine zusammenhängende Darstellung aus; allerlei Bildwerk schmückt die Blätter: Porträts des Dichters und ihm nahestehender Personen, Ansichten von Orten, wo er geweilt, von Häusern, die er bewohnt, Zeichnungen von Mörikes eigner Hand und dergleichen mehr. Das Werk Dr. Harry Maynes, des jungen Berliner Literarhistorikers und Schülers von Erich Schmidt, gibt sich schlichter, in den üblichen Formen der wissenschaftlichen Biographie. Beide aber haben lesbare Bücher geschaffen, deren Text nicht mit wissenschaftlichem Apparat beschwert ist. Die äußere Einteilung ergibt sich aus den Lebensabschnitten und -Stationen von selbst und ist in beiden Werken so ziemlich dieselbe. Fischer gliedert das seinige in acht Kapitel: 1. Kinder- und Knabenjahre 1804—1818. 2. In Urach 1818—1822. 3. In Tübingen 1822—1826. 4. In Sturm und Drang (Wanderjahre des Pfarramtsverwesers) 1826—1834. 5. In Cleversulzbach 1834—1843. 6. Fränkische Ruhejahre 1843—1851. 7. In Stuttgart am Katharinenstift 1851—1866. 8. Lebensabend und Ausgang 1866—1875. Mayne zieht die zwei ersten Perioden in ein Kapitel zusammen, fügt dagegen zwei

besondere ästhetische Abschnitte, „Der Dichter des Maler Nolten“ und „Mörike als Lyriker“, ein, so daß seine Kapitelzahl auf neun steigt. Die Gelehrsamkeit ist vom einen wie vom andern in den Anhang verbannt, der neben gründlichen Literatur- und Quellennachweisen fortlaufende Anmerkungen zum Text enthält. Mayne hat außerdem ein sorgsames Namenregister angefügt, das man bei Fischer schmerzlich vermißt.

Drei Klassen von Quellen haben den beiden Mörike-Biographen zur Verfügung gestanden: gedruckte, handschriftliche, persönliche. Nicht ohne Staunen entnimmt man den zwei Büchern, wie stark die gedruckte Mörike-Literatur allmählich angeschwollen ist. Wie wenig dem Sammeleifer Fischers und Maynes entgangen sein mag, so machen doch ihre über die Anhänge zerstreuten Angaben eine systematisch angeordnete Mörike-Bibliographie nicht entbehrlich. Bis zu einem gewissen Grade wenigstens wird dieser Wunsch durch die Neubearbeitung des Goedekeschen Grundrisses erfüllt werden, wenn sie einmal bis zu Mörike vorgedrungen sein wird. Die Hauptmasse des Nachlasses und der Korrespondenz verteilt sich fast gleichmäßig auf das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar und die königliche Landesbibliothek in Stuttgart. Hat Mörikes Witwe die eigentlichen Nachlaßschätze an ersteres veräußert, so ist es dagegen der letzteren gelungen, die fünf stattliche Bände füllenden unvergleichlichen Briefe Mörikes an Hartlaub, die gleichfalls überaus wertvollen an seine erste Braut Luise Rau und manches andre zu erwerben. Quantitativ sind die Weimarer Mörike-Papiere den Stuttgarter überlegen, qualitativ gebührt diesen der Vorrang. Ein überaus mißliches Ding ist und bleibt eine solche Zersplitterung. Mörikes Freundesbriefe sind meist in Stuttgart, während man die Antworten darauf in Weimar zu suchen hat. Das erschwert dem Gelehrten die Arbeit außerordentlich. Neuerdings hat auch noch das Schwäbische Schiller-Archiv nicht unbeträchtliche Mörike-Autographen erworben. Die Benutzung des in den drei genannten öffentlichen Anstalten verwahrten Materials steht jedermann frei. Außerdem ist noch mancherlei in Privatbesitz von Verwandten und Freunden Mörikes oder Nachkommen solcher oder auch von autographensammelnden Privatleuten zerstreut. Auch aus diesen Quellen haben die Biographen geschöpft, und zwar vielfach aus denselben. Doch hat auch jeder über spezielle, dem anderen unzugängliche Manuskripte geboten. Fischer redet viel von einem ihm zur Verfügung gestellten Teil des Nachlasses, enthaltend eine Anzahl ungedruckter Verse (ohne Belang), eine dreiteilige dramatisierte Satire auf die Tübinger Burschenschaftsverhältnisse, Bruchstücke eines Romans aus dem Jahre 1833, Briefe von und an Mörike, Tagebücher, Kalender mit Einträgen, Schulhefte, den Entwurf zu einer Kindheitsgeschichte, Scherze, Zeichnungen u. s. w. Woher ihm diese reichen Schätze zugeflossen sind, hat er in Geheimnis gehüllt. Mayne kann dagegen manches andere ins Feld führen, namentlich die bisher noch nicht ausgebeuteten Briefe

Mörikes an Friedrich Vischer. Zudem hat er Jakob Bächtolds und meine Materialiensammlungen verwerten können. Den handschriftlichen Quellen sind endlich auch die amtlichen Akten zuzurechnen, die beide Mörike-Biographen zu Hilfe genommen haben: Zeugnisse der Lehranstalten, die der Dichter besucht hat, Konsistorialakten, Kirchenkonventsprotokolle und dergleichen.

Weder Fischer noch Maync hat es unterlassen, die Personen in Anspruch zu nehmen, von welchen mehr oder weniger wichtige Auskünfte zu erlangen waren. Beide haben dieselben teils persönlich aufgesucht und mündlich ausgeforscht, teils sich mit ihnen brieflich verständigt. Maync ist in dieser Hinsicht weiter gegangen als Fischer. Insbesondere hat er sein Werk gewissermaßen unter fortlaufender Kontrolle von Mörikes greiser, aber geistesfrischer Schwester Klara geschrieben, die ihm 20, zum Teil mehrere Bogen umfassende Briefe dazu gesandt hat. Er hat darum auch ihr gemeinsam mit seinem Lehrer Erich Schmidt das Buch gewidmet. Mörikes Witwe ist vermöge ihres Gesundheitszustandes nur noch wenig zugänglich. Von sonstigen Verwandten und Freunden lebt in Frau Luise Walther das Andenken Mörikes besonders kräftig fort; auch sie hat für Maync Erinnerungen an den Dichter aufgezeichnet. Die Besuche, die Fischer und Maync dem Schwabenlande abstatteten, hatten natürlich zugleich auch den Zweck, sich mit dem landschaftlichen und landsmannschaftlichen Rahmen vertraut zu machen, in den ihre Biographie hineinzustellen war, die vielen Orte kennen zu lernen, wo Mörike gelebt und gewirkt hat, sich in die Natur zu versenken, die den für seine Poesie so bedeutungsvollen Untergrund abgegeben hat. In verhältnismäßig kurzer, nur nach Wochen zu berechnender Zeit konnten sich die beiden Biographen das, was man unter dem heute beliebten Schlagwort Milieu zusammenfassen kann, bei größter Aufmerksamkeit und entsprechender Fassungsgabe doch nicht wohl vollkommen aneignen. Um so mehr mußte der Beistand Einheimischer in Anspruch genommen werden. Fischer stand von Haus dem Schwabentum immerhin etwas näher als der Berliner Maync. Dieser ist sich dessen wohl bewußt gewesen und ist deshalb mit verdoppelter Vorsicht und Sorgsamkeit zu Werke gegangen; ein Blick auf die fast endlose Liste von Danksagungen in seinem Vorwort legt Zeugnis davon ab, wie viele Personen verschiedenster Art er in Bewegung gesetzt hat. Hat er doch sogar den bekannten und bewährten Spezialforscher auf dem Gebiete der württembergischen Landes- und Familienkunde, Julius Hartmann, dafür gewonnen, eine vollständige Korrektur seines Werkes zu lesen. Auf diese Weise ist es Maync gelungen, den Eindruck, daß hier ein Nichtschwabe schreibt, der sich die Kenntnis schwäbischer Landessitten erst mühsam ad hoc erwerben mußte, bis auf einen verschwindend kleinen Rest zu verwischen. Bei Fischer sind Verstöße in erheblicherer Anzahl stehen geblieben, ohne indessen eine wesentliche Störung zu verursachen.

Es mag sein, daß ein geborener Schwabe das Eigentümliche der schwäbischen Kultur, wie es sich in Mörikes Erscheinung verkörpert, noch tiefer hätte ausschöpfen, seine Persönlichkeit noch klarer aus dem altwürttembergischen Boden hätte herauswachsen lassen können: jedenfalls wird diesen minimalen Abmangel an Maynes Leistung unter hundert kaum einer herausfühlen; nur täuscht er sich darin, daß der norddeutsche Ursprung der Familie auf Mörike selbst noch irgend wie Einfluß gehabt habe. Auch die Einwände gegen das Fischersche Buch liegen weit mehr nach anderen Richtungen.

Auf Grund vorzüglichen Materials ist es Fischer wie Mayne geglückt, Mörikes Leben als solches in anschaulicher und zugleich fesselnder Weise zu beschreiben. Ersterer spürt den Einzelzügen mit der sorgfältigsten Liebe nach und reiht sie zu einem ansprechenden, in warmen Farben gehaltenen Gesamtbild mosaikartig aneinander. Darin erblickt er offenbar seine Hauptaufgabe. Da er in manchen biographischen Einzelheiten ausführlicher ist als Mayne und, wie schon erwähnt, auch Quellen gehabt hat, die dem andern nicht zu Gebote gestanden haben, bildet sein Werk eine wichtige Ergänzung zu dem Maynes, und es bleibt nur zu bedauern, daß letzterer Fischers mehr genrehafte Biographie zu seiner eigenen, sozusagen monumentaleren nicht mehr benutzen, sondern nur noch im Anhange gelegentlich darauf Bezug nehmen konnte. Mayne selbst verweilt natürlich auch beim Beschaulichen, beim Idyllenhaften in Mörikes Leben, zumal aus Anlaß der Cleversulzbacher Zeit: aber es ist ihm nicht Selbstzweck, nicht Hauptsache. Beide Biographen erteilen gern Mörike selbst oder Personen, die über ihn etwas mitzuteilen haben, das Wort; doch macht wiederum Mayne von diesem Mittel weit bescheideneren und behutsameren Gebrauch als Fischer, dessen selbständige Darstellung oft allzu lange unterbrochen wird. Beide erfüllen eine Hauptforderung, die man gegenwärtig mit Recht an den Biographen stellt, daß sie nämlich die räumlichen und zeitlichen Bedingungen des Wachsens und Werdens ihres Helden in den Kreis ihrer Schilderungen mit einbeziehen. Sie unterrichten uns über Mörikes Vorfahren und Familie, über die Bildungsanstalten, die er durchlaufen hat: das Uracher Seminar und das Tübinger Stift. Mayne zumal legt an beide Institute das kritische Messer, wägt ihre Vorzüge und Nachteile gewissenhaft ab; nach meinem Dafürhalten hätten beide ein noch strengeres Urteil verdient. Tragen sie doch die Schuld, daß viele reiche schwäbische Talente verkümmert sind, und wenn man sich so gerne auf die zahlreichen Größen beruft, die aus dem Stifte hervorgegangen sind, so dürfte hier ein „trotzdem“ eher als ein „weil“ am Platze sein. Wir erhalten aus Maynes Feder eine anschauliche Skizze der Tübinger Hochschule in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Höchst lehrreich sind die Mitteilungen beider aus den Zeugnissen, die Mörike von Lehrern und Vorgesetzten ausgestellt er-

halten hat. Große Mühe hat sich der eine wie der andere mit Erforschung der merkwürdigsten Episode in Mörikes Leben gegeben: seiner leidenschaftlichen Neigung zu der als Peregrina besungenen Maria Meyer. Fischer hat mehr als Mayne über das Vorleben des Mädchens ermittelt, das fernerhin nicht mehr als geheimnisvolle Fremde gelten kann. Aber in der Darstellung ihrer Beziehungen zu Mörike weichen beide stark voneinander ab, und es ist unmöglich, ihre widersprechenden Angaben zu vereinigen. So viel Neues jeder im einzelnen beibringt, läßt sich doch nicht einmal aus einer Kombination ihrer Darstellungen ein vollständiges Bild gewinnen. Man wird nach wie vor über den eigentlichen Charakter dieser Dichterliebe so wenig klug wie über die Rolle, die Maria gespielt hat. Auch über die Ursachen des Bruchs herrscht keineswegs volle Klarheit. Die Hoffnung, solche je zu erhalten, ist in der ganzen Angelegenheit leider so gut wie ausgeschlossen, da die wichtigsten Dokumente an Mörikes Schwester und Vertraute Luise und nach deren frühem Tode an ihre Freundin Lotte Späth übergingen, die sie offenbar vernichtet hat. — Die ehelichen Zerwürfnisse tut Fischer kurz und taktvoll ab. Rücksichten auf Lebende haben dabei den Ausschlag gegeben. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß auf diese Weise das Verständnis der letzten Lebensperiode des Dichters erschwert wird. Mayne hat sich auf eine Schilderung dieser Verhältnisse mehr eingelassen und dadurch die in Frage stehende Epoche heller belichtet. Er ist dabei ebenso gerecht als schonend zu Werk gegangen: nichtsdestoweniger kann es sein, daß ihm Vorwürfe in dieser Hinsicht nicht erspart bleiben. — Aus beiden Büchern erfahren wir eine Menge Einzelheiten über Mörikes Leben, die auch intimen Kennern desselben bis jetzt unbekannt gewesen sind. So z. B. (bei Mayne S. 299), daß Mörike seine Professur am Stuttgarter Katharinenstift nur durch Verwendung der bekannten königlichen Favoritin Amalie Stubenrauch erhalten, daß er (Mayne S. 339) in den fünfziger und sechziger Jahren den Cottaschen Verlag in ziemlich umfassender Weise literarisch beraten hat u. s. w. Daß der eine mehr dieses, der andre mehr jenes betont, ist ja ganz natürlich: Wesentliches ist von beiden Seiten nur ausnahmsweise übersehen. Licht und Schatten sind jedenfalls bei Mayne gleichmäßiger verteilt, der die menschlichen Schwächen Mörikes ehrlich zugibt. Fischer hat gemeint, die Mängel in der Natur seines Helden weniger deutlich hervortreten lassen zu dürfen; die Begeisterung für diesen hat seiner kritischen Schärfe Abbruch getan. Gerne würde man in seinem Buche das novellistische Beiwerk missen. Z. B. S. 2: „War da anno 1694 in der Hof- und Stadtapotheke (zu Neuenstadt) ein schmucker Provisor weither aus den Kurbrandenburgschen Landen angekommen.“ Da Fischer von dem Äußeren des Apothekers Bartolomäus Mörike nichts wissen kann, verletzt das Beiwort „schmuck“ unsern historischen Sinn. Oder warum läßt Fischer auf S. 3 die bekannten Ludwigsburger Ori-

ginale aus Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ aufmarschieren? Die werden zu Mörikes Jugendzeit längst unter der Erde geruht haben, soweit sie nicht überhaupt Ausgeburten Kernerscher Phantasie waren.

Der kritisch-ästhetische Teil tritt bei Fischer stark hinter dem biographischen zurück. Die Besprechung der größeren Werke ist ziemlich oberflächlich; vor allem aber fehlt eine zusammenfassende Behandlung der Lyrik, während über einzelne Gedichte sich da und dort treffende Bemerkungen zerstreut finden. Noch mehr ist zu bedauern, daß Mörike ganz für sich ohne die großen literarischen Zusammenhänge, ohne die Vergleiche mit anderen schwäbischen und nichtschwäbischen Dichtern geschildert ist. Nicht einmal über seine Stellung zu Hölderlin erfahren wir etwas, wozu doch das persönliche Zusammentreffen beider in Tübingen die schönste Gelegenheit geboten hätte, geschweige denn, daß über sein Verhältnis zu Uhland und Kerner, zu den Jungdeutschen, Heine und den politischen Dichtern Bemerkenswertes beigebracht wäre. So schwebt Mörikes poetische Persönlichkeit gewissermaßen in der Luft. Allerdings erklärt Fischer in seinem Vorwort, daß er sich für eine spätere Gelegenheit vorbehalte, des Dichters Werke im einzelnen zu behandeln. Was soll uns aber jetzt noch ein weiteres Buch über Mörike taugen? Warum hat Fischer nicht vielmehr die ästhetische Würdigung Mörikes in das vorliegende aufgenommen? Unwillkürlich muß man da auf den Verdacht verfallen, er habe aus äußeren Gründen seine Arbeit möglichst rasch zu vorläufigem Abschluß gebracht, um gleichzeitig oder, wo möglich, noch vor seinem Konkurrenten Mayne auf dem Plan erscheinen zu können. Das Überhastete und Überstürzte an Fischers Werk kommt auch in Kleinigkeiten zum Ausdruck: in mangelhafter Interpunktion, Druckfehlern und sonstigen Folgen allzu eilig und sorglos gelesener Korrektur. Andrerseits hat das unvermutet rasche Erscheinen der Fischerschen Publikation auch auf den Verlag der Mayneschen und damit auf Mayne selbst einen Druck ausgeübt, ohne welchen dieser vielleicht seine Arbeit noch länger zurückgehalten und in manchen Teilen noch mehr vertieft hätte. Wie fast immer in literarischen Dingen, hat auch in unserem Fall die scharfe Konkurrenz keinen Segen gestiftet. An Verständnis der Dichternatur Mörikes fehlt es übrigens Fischer durchaus nicht, und er hätte wohl auch die ästhetische Seite des Gegenstands bewältigen können, wiewohl es etwas bedenklich machen muß, daß er sich dem Helden seiner Biographie gegenüber mehr panegyrisch als kritisch verhält. Will er doch sogar die innere Einheit des „Maler Nolten“ retten, dessen Duplizität schon die ältesten Kritiken Gustav Schwabs und Friedrich Vischers überzeugend nachgewiesen haben, gibt er doch nicht einmal die technischen Mängel der Bodensee-Idylle zu. Nach einer gewissen Richtung hat Fischer schon in dem vorjährigen Wiesbadener Gymasialprogramm „Eduard Mörike. Seine Stellung in der

Literaturgeschichte und im deutschen Unterricht" auf etwas schwerfällige Art seinen Mann behandelt.

Was wir bei dem einen vermissen, das alles beschert uns das Buch des andern in reichem Maße. Mayne stellt von Anfang an Mörikes allgemeine Bedeutung fest, ohne Überschätzung, wie er überhaupt bei warmer inneren Anteilnahme an seinem Helden sich diesem gegenüber doch stets die kritische Unbefangenheit bewahrt. Er stellt ihn in den Zusammenhang der deutschen Literatur, er weist ihm seinen Platz innerhalb der schwäbischen Dichtergruppe an. Nur ganz selten stößt man dabei auf Stellen, die wie erzwungene Erzeugnisse literarhistorischer Theoreme anmuten. In einer von umfassender Literaturkenntnis und Belesenheit zeugenden Weise werden die fremden Einflüsse auf Mörike festgelegt, Anklänge und Anlehnungen aufgespürt, Parellelen zu zahlreichen andern Dichtern gezogen. Zwei besondre ausführliche Kapitel sind ja dem „Maler Nolten" und der Lyrik gewidmet. Im ersteren nimmt die Auseinandersetzung über das Verhältnis zum Roman Goethes, der Romantiker im engeren Sinne, Jean Pauls den gebührenden Raum ein. Weite psychologische Perspektiven eröffnen sich, über Komposition, Darstellung, Sprache wird ausführlich gehandelt, die technischen Fehler bleiben nicht zugedeckt. Auch über äußere Dinge, wie Entstehung, Erfolg und Kritiken des Werks, werden wir unterrichtet, endlich in die Geschichte der zweiten Bearbeitung des Romans eingeweiht. Vorzüge und Schattenseiten beider Ausgaben werden sorgsam gegeneinander abgewogen. Daß Mayne schließlich doch die Neubearbeitung bevorzugt, kann ich nicht gutheißen; denn sie ist Stück- und Flickwerk, und der Kardinalfehler, die Duplizität in der Handlung und ihrer inneren Motivierung, konnte doch nicht ganz beseitigt werden. Stören diese Mängel am Ur-Nolten auch noch mehr, so ist er dafür mehr aus einer einheitlichen poetischen Stimmung heraus geschrieben. Mit Recht rieten die Freunde dem Dichter ab, an einem Buche, das schon der Literaturgeschichte verfallen war, zu ändern. Heute jedenfalls soll uns keine mißverstandene Pietät mehr hindern, die ursprüngliche Dichtung dem umgestalteten „Maler Nolten" frischweg vorzuziehen. — Ebenso gründlich ist das Kapitel ausgefallen, das Mayne dem Lyriker Mörike gewidmet hat. Er betrachtet die Gesamtheit seiner Gedichte vom literarhistorischen, ästhetischen und philologischen Standpunkt, trägt mancherlei über ihre Entstehung zusammen, vergißt weder die sprachliche noch die metrische Seite, zieht zuletzt sogar ihre Vertonungen in den Kreis seiner Betrachtung. Es war ja allerdings von Maynes Vorgängern nach den verschiedensten Richtungen schon viel geschehen. Aber er hat sich keineswegs darauf beschränkt, das Vorhandene zu sammeln und geschickt zu verarbeiten, sondern hat mancherlei, zumal lehrreiche Parallelstellen zu andern Dichtern, aus dem Eigenen hinzu getan. Auch hier zieht Mayne objektiv die Grenzen Mörikeschen Talentes und betont namentlich seine Inferiorität

als Balladendichter. Dieselbe eingehende Betrachtungsweise läßt er der „Idylle vom Bodensee", der Mozartnovelle und allen anderen Dichtungen oder sonstigen Publikationen Mörikes angedeihen; ja seine Sorgfalt erstreckt sich bis auf die Übersetzungen aus dem klassischen Altertum, beziehungsweise Revisionen solcher, auf die ein vielleicht die Ungeduld mancher Leser erregendes Maß philologischer Gelehrsamkeit verwendet ist.

Fischer hat von den ungedruckten Dichtungen Mörikes, die ihm zur Verfügung gestanden haben, einzelne in den Text aufgenommen: es sind meist unbedeutende Gelegenheitsverse, Nachlesen von Nachlesen, aus der wir nach keiner Seite hin neue Eindrücke gewinnen. Viel wertvoller ist das, was Fischer wie Mayne über nicht veröffentlichte größere Arbeiten des Dichters berichten, die sich ganz oder bruchstückweise erhalten haben. Vollständige Mitteilung solcher Manuskripte ist uns von beiden Autoren in Aussicht gestellt.

Zunächst handelt es sich um zwei dramatisierte Satiren aus der Studentenzeit. Die eine, auf 14 Quartseiten geschrieben, gehört zu dem Fischer übergebenen Nachlaß und ist also Mayne unbekannt geblieben. Das Stück, in kurzen Reimpaaren abgefaßt, verleiht namentlich den Gesinnungen Mörikes gegen die Burschenschaft nicht mißzuverstehenden Ausdruck (Fischer S. 41—43 und 233). Das zweite Dramolet, aus einer Lage (nach Fischer: 5) flüchtig beschriebener Blätter bestehend, befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. Es spielt im Karzer und behandelt gleichfalls in ironisierender Weise Tübinger Verhältnisse mit groteskem Humor; Mayne hat es nach der Hauptperson „Spillner" getauft (Mayne S. 84, Fischer S. 233). [Vgl. oben S. 699 f.] Die innere Zusammengehörigkeit beider Satiren sticht sofort in die Augen. Aus dem Jahre 1833 stammen Bruchstücke eines religiösen Romans, die, 48 eng geschriebene Quartseiten füllend, wieder in dem Fischer überlassenen Teile des Nachlasses enthalten sind (Fischer S. 111 f. und 236). Das zu Ehren der 60. Geburtstagsfeier König Wilhelms I. von Württemberg am 27. September (nicht November, wie bei Mayne S. 217) gedichtete dramatische Spiel „Das Fest im Gebirge" hat sich in einer zu Weimar aufbewahrten, stark durchkorrigierten Reinschrift erhalten, die in ein blaues Heft in Großquart eingetragen ist (Fischer S. 154 und 238, Mayne S. 217 f. und 395). Gleichfalls im Goethe-Schiller-Archiv befinden sich die aus einem Päckchen loser und undatierter Konzeptblätter bestehenden Vorarbeiten zu dem Romane „Der Kupferschmied von Rothenburg" (auch „Geschichte von der silbernen Kugel"), mit welcher Arbeit sich Mörike noch im Herbst 1851 beschäftigt hat (Fischer S. 183 f und 239, Mayne S. 289—292 und 401). Die Handschrift des Hohenstaufen-Dramas „König Enzio", das während Mörikes Vikariatszeit in der Ausführung ziemlich weit gediehen sein muß, scheint leider unwiderbringlich verloren zu sein.

* * *

Im folgenden habe ich noch zu den beiden oben besprochenen Mörike-Biographien eine Anzahl Berichtigungen und Ergänzungen zusammengestellt, nicht bloß im Hinblick auf etwaige Neuauflagen jener Werke, sondern auch zum Frommen anderer Forscher; denn wenn nicht alles trügt, ist die literarwissenschaftliche Beschäftigung mit Mörike auch jetzt entfernt noch nicht abgeschlossen. Zugleich habe ich die Gelegenheit benutzt, um einige längere Mitteilungen aus entlegenen handschriftlichen oder aus mündlichen Quellen einzuschalten.

## I. Zu Fischer.

Zu S. 2 (und Mayne S. 6). Die Genealogie der Familie Mörike läßt sich noch weiter zurückverfolgen. Der Großvater jenes aus Havelberg nach Neuenstadt a. d. Linde im heutigen Württemberg eingewanderten Apothekers Bartolomäus Möricke, der am 5. Dezember 1675 zu Havelberg verstorbene Bürger und Böttcher Andreas Möricke, stammte aus Breddin (bei Havelberg); sein genealogischer Zusammenhang mit Andreas Möricke aus Nienstedt (bei Sangerhausen in Provinz Sachsen), der von 1560 bis 1610 lebte, ist sehr wahrscheinlich. Dessen Vater wiederum war wahrscheinlich Hans Möricke in Sangerhausen und Nienstedt (1513—1580), der älteste nachweisbare Stammvater der Familie. (Nach authentischen Forschungen eines geschätzten Genealogen.) Die auch von Mayne mitgeteilte Tradition, daß die Mörickes ursprünglich ein ostpreußisches Adelsgeschlecht gewesen seien, hat bis jetzt die genealogische Forschung noch nicht zu bestätigen vermocht.

Zu S. 3. Der Vollständigkeit halber sei noch den zu Jahren gekommenen Geschwistern Mörikes die am 6. August 1809 geborene und am 19. desselben Monats schon wieder gestorbene Friederike Mörike beigefügt. — Man vermißt übrigens die Geburtsjahre der drei jüngsten Geschwister. (Bei Mayne S. 14.)

Zu S. 9. Die Schwäbische Kronik vom 12. Mai 1815 S. 209 bringt die Notiz: „Wildbad 8. Mai. Hier angekommene Kurgäste: Landvogteiarzt D. Möricke und Gattin von Ludwigsburg."

Zu S. 14. Wer ist Gustel, der hier erwähnte „liebste Kamerad" des vierzehnjährigen Gymnasiasten?

Zu S. 15. Über die Vermögensumstände der Familie Mörike hätte um so eher etwas gesagt werden müssen, als diese für die Berufswahl Eduards maßgebend waren.

Zu S. 20. „Wermutshausen in der Grafschaft Hohenlohe." Richtig: im ehemaligen Fürstentum Hohenlohe.

Zu S. 26. In Strophe 4, Vers 7 des bisher ungedruckten Gedichts auf den Senior der Uracher Promotion setzt Fischer „Nunquam committere stuporum (?)" und bemerkt im Anhang S. 283 dazu: „Die Lesart stuporum ist unverständlich." In einer Abschrift, die ich mir von

dem Gedicht genommen habe, lautet der Vers „Nunquam committere stuprum", was gewiß verständlich ist. Mörike hat ihn außerdem mit folgender Fußnote begleitet: „Ein Hebdomadar-Vers von Dietzsch." Die übrigen Varianten meiner Abschrift herzuzählen, lohnt sich nicht der Mühe.

Zu S. 33. Die deutsche Übersetzung des lateinischen Epigramms Sannazaros auf Venedig stammt sicher von Mörike (vgl. Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1895, S. 148).

Zu S. 36. Waiblingers Besuch in Urach Ende Juni 1822 hätte erwähnt werden müssen. Für den Verkehr zwischen diesem und Mörike liefert mein Vortrag „Wilhelm Waiblinger im Verkehr mit seinen schwäbischen Freunden" (Schwäbische Kronik vom 6. und 17. April 1895) wichtiges Material; Fischer scheint er entgangen zu sein, er nennt ihn auch nicht bei der „Übersicht über die Literatur".

Zu S. 41. Hier vermißt man den Hinweis, daß Mörike und Waiblinger (vgl. dessen ungedruckten Roman „Vampyr Olura") in der Verspottung der Burschenschaft zusammentrafen.

Zu S. 45. Fischer meint, Mörike habe Waiblinger mehr studiert, als daß er sich ihm hingab. Der Ausdruck studiert ist wenig glücklich; solcher kalten Selbstsucht war Mörike einem Freunde gegenüber nicht fähig.

Zu S. 60. Man vermißt einen Hinweis auf L. Bauers Orplid-Dramen.

Zu S. 79. „Prälat Grüneisen". Der damals 26jährige Grüneisen, noch ein Studiengenosse Mörikes, war 1828 erst Hofkaplan und noch nicht Prälat. Sein Vater war der Mörike wohlgesinnte Konsistorialrat Grüneisen (siehe Mayne S. 129 und 130).

Zu S. 95 f. Die Absetzung und Bestrafung von Mörikes Bruder Karl, Amtmann in Scheer, schnitt nicht bloß darum, weil der Dichter mit dem Verunglückten von Jugend auf sehr intim stand, sondern auch weil ersterer selbst in die widerwärtige Angelegenheit verwickelt wurde, tief in sein Leben ein. Nähere Nachrichten darüber auf Grund aktenmäßigen Materials dürften darum erwünscht sein. Aus den Rechtserkenntnissen der Gerichtshöfe des Königreichs Württembergs (Beilage des Regierungsblattes) von 1831 S. 264: „In der vor dem Oberamtsrichter D. Probst zu Biberach kommissarisch verhandelten Untersuchungssache wurde durch Erkenntnis vom 23. Juni, eröffnet den 16. Juli, der suspendierte K. fürstlich Thurn und Taxissche Amtmann Karl Mörike zu Scheer wegen mittelst Anheftung von Plakaten und Verbreitung anonymer Schreiben, sowie mittelst falscher Berichtserstattung verübter grober Täuschung der Staatsregierung zur Entsetzung von seinem Amte und zu einjähriger Festungsstrafe, auch zum Ersatze des verursachten Schadens und der Untersuchungskosten verurteilt." Im Jahre 1833 nach Verbüßung seiner Strafe brachte Karl Mörike nachstehende Erklärung zu Papier, die im Archive der württembergischen Stände-

kammer ruht: „Die sog. verbrecherischen Umtriebe, wegen deren ich bestraft wurde, hatten ihren Grund in einer gerechten Erbitterung, welche durch mehrere zu meinem Nachteile verübte ungerechte und parteiische Handlungen verschiedener zum Teil mir vorgesetzter Personen erregt wurde, in einer Erbitterung, die besonders dadurch auf's höchste gesteigert wurde, daß ich mit meinen dringenden Beschwerden, die ich von Instanz zu Instanz verfolgte, nirgends gehört wurde und man mir, anstatt durch eine unparteiische Untersuchung auf offenem und geradem Wege eine Abhilfe herbeizuführen, nur durch die dritte Hand Winke und Ermahnungen zum Stillschweigen geben ließ. Auch bei der gerichtlichen Untersuchung wurde die Herausstellung dieses Gesichtspunktes absichtlich und durch künstliche Umwege vermieden. Infolge der über ein solches Verfahren an einen Teil meiner Richter gemachten geheimen Insinuationen wurde mir nun zwar eine Strafe diktiert, deren Milde jeden Unkundigen in Erstaunen setzte, und ich erhielt noch bis auf die neueste Zeit von Personen, die erkennen, daß sie an meinem Unglück mit Schuld sind, durch die dritte Hand Geldgeschenke mit beschwichtigenden Versprechungen und der Bitte, die Sache nicht zur gerichtlichen Untersuchung kommen zu lassen. — Überdies ließ mir auch der Festungskommandant . . . . ., nachdem er durch eine besondere Veranlassung mit in das Geheimnis gezogen worden, gegen seine Pflicht mehr Freiheit als den andern Festungsgefangenen, nur wollte er mir dafür das Versprechen des Stillschweigens abnehmen, welches ich ihm aber nicht gab. — Aber ich erkläre, daß mir dies alles nicht genügt. Ich habe mir einen Termin gesetzt: wenn ich innerhalb dessen nicht in meinen billigen Wünschen befriedigt werde, so lege ich die ganze Sache nebst den betreffenden Dokumenten einem Richter vor, welcher nicht gewohnt ist, parteiischen und pflichtvergessenen Beamten durch die Finger zu sehen; wogegen ich aber auf der andern Seite, wenn ich nur sehe, daß man den tätigen und eifrigen Willen mir zu helfen, hat, und wenn mir infolge dessen die so nötige Hilfe wirklich zu teil geworden, gerne feierlich gelobe, jener Sache nicht mehr zu gedenken." Einen besonders günstigen Eindruck macht diese Erklärung nicht. — Karl Mörike war von Dezember 1833 bis Juni 1834 in der Kanzlei der württembergischen Abgeordnetenkammer als Assistent beschäftigt; eine Eingabe vom 17. Juni 1834 um weitere ähnliche Verwendung wurde Tags darauf abschlägig beschieden, auch ein erneutes derartiges Gesuch vom 9. November 1834 scheint keinen besseren Erfolg gehabt zu haben.

Zu S. 97. Die hier als ungedruckt mitgeteilten Verse stehen schon in Deutsche Dichtung XVIII, Heft 1, S. 21.

Zu S. 111. Hier vermißt man Angaben über das spätere Schicksal von Mörikes Braut Luise Rau. Sie hat einen württembergischen Pfarrer Schall geheiratet.

Zu S. 115. Der Satz, daß Mörike sich von seinen Amtsgenossen wenig angezogen gefühlt habe, ist in seiner Allgemeinheit nicht ganz richtig. Mit einem zum mindesten hielt der Cleversulzbacher Pfarrherr beste Nachbarschaft, mit dem früh verstorbenen Pfarrer Otto Schmidlin in Bürg (O. A. Neckarsulm, Dekanat Neuenstadt). Nachdem Schmidlin im Herbst 1841 sein Pfarramt angetreten hatte, bildeten sich zwischen den beiden Amtsbrüdern bald angenehme Beziehungen, die sich nach und nach — trotz einem Altersunterschied von neun Jahren — in warme persönliche Freundschaft umwandelten. Seit Anfang 1843 duzten sie sich. Als sich Schmidlin kurz nach seinem Amtsantritt vermählte und die junge Frau (Karoline, geborene Faber, die in zweiter Ehe den bekannten Dichter und Schriftsteller Friedrich Notter heiratete) sich an Mörikes Schwester Klärchen anschloß, wurde der Verkehr von Haus zu Haus vollends lebhaft. Mörike und Schmidlin waren in mancher Hinsicht gleich gestimmte Naturen mit ähnlichen Neigungen und Interessen. Mehr als einmal half auch der Nachbar aus Bürg dem durch Kränklichkeit an regelmäßiger Ausübung seiner geistlichen Pflichten verhinderten Dichter aus, wenn gerade kein Vikar zur Stelle war. Zehn ungedruckte Briefe Mörikes an Schmidlin haben sich in der Handschrift erhalten (im Besitze der Frau Karoline Notter in Stuttgart); sie wären des Druckes nicht ganz unwert. Übrigens entspann sich eine Neigung zwischen Mörike und Schmidlins Schwägerin Friederike Faber, die vielleicht zur Ehe geführt hätte, wenn er nicht gerade damals sein Amt aufgegeben hätte.

Zu S. 136 letzte Zeile. Wermbrechtshausen ist nicht von Mörike erfundenes „Kosewort" für Wermutshausen (wie allerdings Klepperfeld für Cleversulzbach), vielmehr alte, historisch überlieferte Form des Ortsnamens.

Zu S. 150 oben. Daß ihn Prälaten um das Muster seiner Pfarrregistratur angegangen haben, ist natürlich einer der beliebten Scherze Mörikes.

Zu S. 154 unten. Die zwei Dialektverse sind nicht, wie Fischer meint, ungedruckt, vielmehr in der Besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1896, S. 287 veröffentlicht.

Zu S. 163, Z. 5 und 4 von unten. „Bosseln und Posseln" sind nur verschiedene dialektische Abwandlungen desselben Wortes.

Zu S. 168. Mörikes Schwiegervater war nicht ehemaliger bayerischer Oberstleutnant, wie auch Mayne (S. 276) und vor diesen beiden neuesten Biographen die früheren (darunter ich selbst) fälschlich angeben. Mörikes Witwe hat mich auf den Irrtum zuerst aufmerksam gemacht. Ich lasse hier biographisch-genealogische Notizen über Valentin von Speth folgen. Er stammte aus einer am 14. November 1747 in den Reichsadel erhobenen Familie, war 1779 zu Mannheim geboren, trat als Kadet in die bayerische Armee ein, ging jedoch schon am 29. August 1801 als

Leutnant in württembergische Dienste über, wo er es bis zum Oberst-leutnant brachte. Am 20. Oktober 1814 wurde er pensioniert. Er war mit Josephine Schaupp vermählt. Von den sechs dieser Ehe entsprossenen Kindern waren vier schon gestorben, ehe Mörike zur Familie von Speth in Beziehungen trat: es lebten damals nur noch die beiden jüngsten Geschwister, Wilhelm, das Sorgenkind der Familie, und Mörikes zukünftige Gattin Margarete.

Zu S. 171 und 191. Fischer erwähnt Aufsätze, die Mörike von Mergentheim und Stuttgart aus an die Allgemeine Zeitung, z. B. über Waiblinger, gesandt habe. Sind solche dort wirklich erschienen? Wenn ja, wäre eine nähere Bezeichnung der Nummern in den „Bemerkungen“ des Anhangs sehr erwünscht gewesen, wie überhaupt ein vollständiges Verzeichnis aller zerstreuten Publikationen Mörikes eine sehr dankenswerte Beigabe einer Mörike-Biographie wäre. Mir ist von seiner Mitarbeiterschaft an der Allgemeinen Zeitung nichts bekannt.

Zu S. 174, Z. 11 von oben. Der Vers „Ohne Salz und Schmalz essen wir es jedenfalls“ ist ohne Gedankenstrich oder sonstige trennende Interpunktion zwischen „Schmalz“ und „essen“ ganz sinnwidrig.

Zu S. 191. Der Brief an die Verleger des „Salon“, womit Mörike auf die schon angenommene Redaktion dieser Zeitschrift wieder verzichtete, ist für ihn so bezeichnend, daß er hier wörtlich abgedruckt werden soll (Original im Besitze des Schwäbischen Schillervereins): „Lassen Sie sich es, verehrteste Herren, nicht allzu sehr verdrießen, wenn hiermit unerwartet ein hinkender Bote erscheint, der nichts Geringeres als die Bitte hat, mir zu erlauben, daß ich von der besprochenen Redaktion zurück und in die Reihe der Mitarbeiter trete. — Meine gleich anfangs gegen den freundschaftlichen Vermittler Ihres gütigen Antrags, Herrn Professor Mährlen, geäußerten Zweifel, ob ich für ein solches Geschäft überhaupt der Mann sei, und insbesondere, ob ich der Konvenienz Ihres Blatts entsprechen könne, haben sich durch eine ganze Kette von Erwägungen hindurch zuletzt vollkommen klar und mit unwiderstehlicher Gewißheit zu der Einsicht entschieden, daß ich einen falschen Schritt getan habe.'— Indem ich meinen Irrtum aufrichtig und lebhaft beklage, wünsche ich Ihnen und mir dennoch Glück, desselben noch bei guter Zeit gewahr worden zu sein. Sie werden mich ihn nicht entgelten lassen und meine ernstliche Absicht genehmigen, Ihrer Zeitschrift auf andere Weise zu dienen, wozu ich mich als Ihren offenbaren Schuldner von Herzen verpflichtet ansehe. — Es folgen zugleich die mir übergebenen Arbeiten zurück, mit deren Durchsicht ich den ganzen Tag beschäftigt war. Sie dienten allerdings nicht zur Erhöhung meines Muts. Für den Salon scheint mir von prosaischen Sachen nur allenfalls „Die gelbe Schlange“ und „Rubens bei Velasquez“ brauchbar. Frl. Elise Steudels „Gabriele“ wird als Ganzes im Buche ohne Zweifel ihr Publikum finden, Bruch-

stücke dagegen für den Salon auszuheben, riete ich kaum, wohl aber aus dem sehr anziehenden Gedichte Scheffels. Von Dr. Notter wären wohl zunächst einige angenehme Beiträge zu erhalten.

Stuttg. 21. Okt. 1853.

Mit wahrer Hochachtung

Ihr ganz ergebner

E. Mörike.

Nachschrift d. 22. Okt.

Es ist mir über Nacht ein Ausweg eingefallen. Ich schlage Ihnen vor, das Redaktionsgeschäft für den Salon — wie es lange Zeit beim Morgenblatt unter Gustav Pfizer der Fall gewesen — in zwei ungleiche Hälften an zwei Redakteure zu teilen. Der eine besorgte den prosaischen, der andere den poetischen Teil. Ich würde letzteren übernehmen und könnte hoffen, diesem Fache, welches bis jetzt mehr nur als Lückenbüßer angesehen wurde, durch meine persönlichen Verbindungen und eigene Mitwirkung, Revision 2c. ein höheres Interesse zu verschaffen, ohne daß ihm ein unverhältnismäßig großer Raum auf Kosten der prosaischen Unterhaltungsartikel zugedacht werden sollte. — Ihrer Entschließung entgegensehend, behalte ich inzwischen den betreffenden Teil der Manuskripte noch in Händen."

Zu S. 198 unten. Die Behauptung, daß Hermann Kurz „im Jahre 1848 Führer der Radikalen in Stuttgart" gewesen sei, entspricht den Tatsachen nicht ganz.

Zu S. 199, Z. 19 f. Der Zylinder wird in Schwaben allgemein Schlosser genannt, nicht Mörike speziell nannte den seinigen so. Auch Mayne (S. 54) begeht einen ähnlichen Irrtum, indem er annimmt, „Schlosser" sei eine speziell unter den Stiftlern übliche Bezeichnung für jene Kopfbedeckung gewesen. Beide sind offenbar durch mißverständliche Anführungszeichen in einer Publikation der Deutschen Dichtung X (nicht XI, wie Mayne S. 386 falsch zitiert) S. 287 zu der Täuschung verleitet worden.

Zu S. 204, Z. 8. Der Herausgeber der Freya hieß nicht Dr. Kray, sondern Dr. Krais.

Zu S. 206, Z. 15 von unten. Bernhard Gugler, Professor am Stuttgarter Polytechnikum, war mit Mörike persönlich befreundet.

Zu S. 209. „Seine Schülerinnen schieden in Trauer von ihm und hörten nicht auf, seinen Abgang zu beklagen und seine Lehrtätigkeit zu rühmen, die sie so erquickend und erfrischend an ihren Herzen erfahren hatten." Diese weit verbreitete (auch von Mayne S. 303 wiederholte) Legende wird leider durch die übereinstimmenden Zeugnisse noch lebender Schülerinnen Mörikes grausam zerstört. Mit ihren Erinnerungen an den

gefeierten Dichter verknüpft sich in erster Linie der Begriff der Langeweile. Schon die äußere Erscheinung, das persönliche Auftreten des Mannes, dem Alter und Leiden die einstige Schönheit des Jünglings fast bis auf die letzten Reste geraubt hatten, imponierte durchaus nicht. Aus Furcht vor Erkältung trug er meist den Kopf verbunden. Nichtsdestoweniger waren natürlich die Besucherinnen des Katharinenstifts darauf erpicht, einen Eintrag des berühmten Lehrers in ihr Stammbuch zu erhalten. Mit unerschütterlicher Langmut willfahrte er stets solchen Bitten und dichtete fast für jede Schülerin einen eigenen, auf ihre individuellen Eigenschaften gemünzten Spruch. Frau Mörike bewahrt noch ein ganzes Heft auf, das mit derartigen Versen gefüllt ist (Proben daraus bei R. Krauß, Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter S. 135—140).

Zu S. 220, Z. 10. Unter Mörikes Freunden wird ein Hansen aufgeführt; gemeint ist wohl Hofbibliothekar Hemsen. — Der Verkehr mit Friedrich Notter ist nicht gebührend hervorgehoben. Sein Haus gehörte zu den wenigen, wo Mörike fast bis zuletzt in kleinem Kreise gerne weilte, sich ungezwungen fühlte, selbst dann und wann vorlas.

Zu S. 230. Das Verzeichnis der gedruckten Briefe ist unvollständig; namentlich fehlen die in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge 9, S. 352—367 von mir veröffentlichten.

Zu S. 232, Z. 19. Die Zeitung heißt „Rems- und Leinthalbote" (nicht Feinthalbote).

Zu S. 240, Z. 2 von unten. Der Bildhauer, der Mörikes Grabmal gefertigt hat, heißt Rudolf Dietelbach (nicht Dittenbach).

## II. Zu Mayne.

Zu S. VII. „Archiv der Schwäbischen Schiller-Stiftung", das heißt des Schwäbischen Schillervereins; die Schillerstiftung ist bekanntlich etwas ganz anderes.

Zu S. 18. Das Städtchen, wo der Schäferlauf abgehalten wird (nicht „wurde", wie es bei Mayne irrtümlich heißt), führt jetzt den Namen Markgröningen (nicht mehr bloß „Gröningen").

Zu S. 24. „Joh. Christ. Friedrich Haug". Warum behält doch Mayne hier und an anderen Stellen den Zopf bei, statt des Rufnamens alle Taufnamen zu setzen?

Zu S. 38. Eine zweite Knabenliebe Mörikes (neben Klärchen Neuffer) ist kaum anzunehmen; wenn nicht alles einfach auf Klärchen zu deuten ist, so muß es sich um ein Spiel der Phantasie des werdenden Dichters gehandelt haben, der in diesem Stück nicht hinter Waiblinger zurückbleiben wollte.

Zu S. 47. „Als erster Stern glänzte unter den Stiftlern der große Johannes Kepler ..... als zweiter Graf Reinhard." Solche Rangverleihungen sind gefährlich. Gewiß hat einer großen Anzahl von Stifts-

studenten das Dreiblatt Hegel-Schelling-Hölderlin weit mehr gegolten als Reinhard.

Zu S. 55. Das Wirtstöchterlein Rikele Beck aus der Beck-Beckei, die in Mörikes Studentenleben eine harmlose Rolle spielte, heiratete den Schulmeister Hiller in Lustnau bei Tübingen.

Zu S. 91. Man vermißt Angaben über Mörikes theologisches Examen und dessen Ergebnis.

Zu S. 98. Daß Mörike längere Zeit mit der Theatertruppe, der er als Hofmarschall Kalb ausgeholfen hat, herumgezogen sei, halte ich für völlig ausgeschlossen.

Zu S. 103. Die Vorliebe der schwäbischen Dichter für die Hohenstaufen war weit älter als Raumers Geschichtswerk. Schon Conz hat dem Konradin eine Tragödie, der oberschwäbische Dialektdichter Karl Borromäus Weitzmann ein von Konradin Kreutzer komponiertes Libretto gewidmet; an diese schließt sich zeitlich Uhlands Konradin-Fragment an.

Zu S. 107 unten. Vischers angebliches Urteil über Luise Rau, das durch den trüben Kanal der Frapanschen „Vischer-Erinnerungen“ (S. 131) geflossen ist, sie sei „gar zu einfältig“ gewesen, wäre besser nicht wiederholt worden.

Zu S. 116. „Der Hochwächter“ wurde zwar verboten, aber nicht aufgehoben, vielmehr als „Beobachter“ unmittelbar fortgesetzt.

Zu S. 117, Z. 3. Albert Zeller war auch Dichter; seine „Lieder des Leids“ erlebten sogar bis 1882 sieben Auflagen.

Zu S. 119. In Ochsenwang war Mörike nicht „Verweser des Pfarramts“, sondern „ständiger Vikar“; er hätte also dort, wenn er nur gewollt hätte, beziehungsweise das Klima seiner Gesundheit zuträglich gewesen wäre, bis zu seiner definitiven Anstellung bleiben können.

Zu S. 120. „Dabei sah Mörike zu Fastnacht auch die Maukler, die er später im ‚Hutzelmännlein‘ einführte.“ Dieser Satz ist für jeden Leser unverständlich, der nicht den Kommentar zum Hutzenmännlein (Gesammelte Erzählungen S. 425 f.) zu Hülfe nimmt.

Zu S. 166. Mayne hat gewiß recht, wenn er „Die geheilte Phantastin“ nur als (von Kurz erfundene) Titel-Variante zur zweiten Bearbeitung der „Lucie Gelmeroth“ auffaßt, während Fischer eine geplante neue Novelle annimmt.

Zu S. 245 und 259. Das Stormsche Pseudo-Schwäbisch, das Mörike in den Mund gelegt ist, hätte Mayne in Schriftdeutsch oder in echten Dialekt verwandeln sollen.

Zu S. 280. Mayne verlegt die Verhandlungen Mörikes wegen Übernahme der Redaktion des „Salon“ in das Jahr 1843, wie ich fürchte, durch einen Fehler in der von mir genommenen Abschrift des betreffenden Briefes irregeführt. Er gehört in das Jahr 1853 (siehe oben zu Fischer S. 191). Die seit 1. Januar 1852 im Verlage der

J. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung erschienene „Frauenzeitung" erhielt vom 4. Quartal an als Beilage ein „Salon" betiteltes Unterhaltungsblatt; in der Ankündigung heißt es: unter Mitwirkung von Eduard Mörike. Am 1. Oktober 1852 erschien Nr. 1 des „Salon". In Nr. 3 steht Mörikes „Häusliche Szene"; zum ganzen folgenden Jahrgang steuerte er dagegen nichts bei.

Zu S. 331 unten. Hier ist bemerkt, Rudolf Gottschall habe sich gegen Mörike gerecht und wohlwollend gezeigt. In einer Rezension des 2. Bandes meiner Schwäbischen Literaturgeschichte (1. Beilage zur Leipziger Zeitung 1900, Nr. 73) sagt der genannte Schriftsteller: „Wenn in Bezug auf den letzteren (Mörike), der einige schöne, an den Goetheschen Stil anklingende Gedichte, aber auch manches Verquickte von wenig genießbarem Humor geschaffen hat, eine gewisse Überschätzung unverkennbar ist, so stimmt Krauß hierin nur in den Ton der vornehmen Literarhistoriker ein, welche Mörike, je weniger ihn das große Publikum kennt, umsomehr zu ihrem Liebling gemacht haben."

Zu S. 385, Z. 9 von unten. „Krauß, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1886, Nr. 9." Dieser Aufsatz (Nekrolog Hartlaubs) rührt nicht von mir her, ist vielmehr J. B. (wohl Jakob Bächtold) gezeichnet.

Zu S. 400, Z. 11. Uhlands Dankbrief für die Bodensee-Idylle ist zuerst abgedruckt worden von Karl Mayer in dessen Werk „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen" 2, S. 250 f.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

Friedrich Hebbels Briefe. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers von Richard Maria Werner herausgegebene Nachlese in zwei Bänden. Berlin 1900, B. Behrs Verlag (E. Bock). 8 M.

Die beiden Bände Hebbelbriefe, die hier R. M. Werner darbietet, bezeichnen den Anfang einer Reihe größerer Publikationen auf dem Gebiet der zur Notwendigkeit gewordenen Hebbelphilologie, die seit einigen Jahren sich überaus regsam und ergiebig entwickelt hat. Hebbel hat einmal die Pietät als den Kern aller Religion und Sittlichkeit bezeichnet. R. M. Werner, der Sohn des dem Dichter engbefreundeten österreichischen Schulmannes Karl Werner, hat dieses Geistes einen starken Hauch verspürt, denn mit einer seltenen geistigen Energie und einer alle Hemmnisse überwindenden Unermüdlichkeit ist er an der Arbeit, immer neues, aufs zuverlässigste bearbeitetes Material zur Biographie des Dichters herbeizuschaffen. Wer sich bisher mit Hebbel philologisch beschäftigt hat, empfand mit Unmut, wie willkürlich Bamberg bei seinen Veröffentlichungen seinerzeit vorgegangen ist, wie oft er Stellen, die ihm nicht genehm waren, unterdrückt hat, so daß die von ihm besorgten 4 Bände Briefwechsel und Tagebücher Hebbels noch einmal werden herausgegeben werden müssen.

Freilich ist auch diese, am Ende etwas zu rasch zum Abschluß gebrachte Arbeit Werners nur als eine Vorarbeit zu betrachten. Natürlich aus einem anderen Grunde. Noch fehlen immer wichtige Teile der Korrespondenz Hebbels, die Briefe an Amalie Schoppe, an Öhlenschläger, an Marshall, Rudolf Kolbenheyer, Kuno Fischer, zum Teil die an Cotta, Campe und an Elise Lensing. Der Herausgeber hat sich eifrig bemüht, auch diese zu erhalten. Manche von ihnen sind verschollen; Campe hat die Bitte Werners nicht vollständig erfüllt, „weil er sein Archiv sonst ganz hätte durchsuchen müssen". Bei dem Zurückbehalten anderer Briefe sind aber zu respektierende Gründe maßgebend gewesen. Daß der Briefwechsel mit Elise Lensing jetzt noch nicht vollständig veröffentlicht wird, ist ganz in der Ordnung, obwohl ich der Meinung bin, daß er dem Dichter kaum schaden dürfte, vielmehr mancherlei in der so arg verurteilten Handlungsweise Hebbels erst völlig verständlich machen wird. Für den erklärenden und nicht aburteilenden Literarhistoriker ist allerdings die Psychologie des Bruches zwischen dem Dichter und Elise längst klar, es wird aber ganz gut sein, wenn später einmal gewissen alten Gegnern des Menschen Hebbel auch die noch fehlenden Tatsachen vorgerückt werden. Nur ist dann unbedingt nötig, daß auch die Briefe Elisens, nicht nur die des Dichters, unverkürzt gedruckt werden.

Auch bei anderen Briefen Hebbels war Abstandnahme von vollständiger Veröffentlichung geboten. Daß z. B. Adolf Stern an dieser Auffassung festhält, ist mir nach den privatim mitgetheilten Proben aus den bisher unterdrückten Briefen an ihn sehr verständlich.

Für einen Neudruck sämtlicher Hebbelbriefe, mit dem auch Werner als einmal nötig rechnet, wird also die Zeit sobald noch nicht da sein.

Was Werner jetzt an neuem und sorgfältig durchgearbeitetem älteren Material uns darbietet, ist aber bedeutsam genug. Für seine Sammlung hat Werner auch die schon früher in Zeitschriften veröffentlichten Briefe benutzt. Meist sind sie von Fritz Lemmermayer herausgegeben worden, allerdings wenig zuverlässig. In den Jahrgängen des „Magazins für Literatur" fanden sich arge Druckfehler und Versehen (Diele für Dinte, Mutter für Matteo, dieses Monats für voriges Monats, Stiller für Schiller, hält sich das Haus für füllt sich das Haus). Diese Versehen sind, obwohl bei den Briefen an die Familie Rousseau die Originale nicht wiederzuerlangen waren, von Werner getilgt worden. Veröffentlicht waren bereits vollständig oder doch zum größeren Teil und bedürfen daher keiner besonderen Besprechung: die Briefe an die Familie Rousseau, an die Familie Voß in Wesselburen, an Schacht, an Holtei, Adolf Pichler, Heinrich Laube, Gustav Kühne, Adolf Strodtmann, Adolf Schöll, Schloenbach, Bogumil Dawison, Grailich, Julian Schmidt, Th. Hedde, Luck.

Daß Werner diese schon gedruckten Briefe in die „Nachlese“ aufgenommen hat, müssen wir ihm danken, denn sie sind schon jetzt teilweise schwer zu erlangen.

Wenn wir nun das neue Material darauf hin prüfen, was es für die Biographie des Dichters Neues bietet, so ist zunächst eine Einschränkung zu machen. Bei der großen Korrespondenz Hebbels und dem Umfang seiner Tagebücher waren Wiederholungen leicht möglich, und so finden wir unter den charakteristischen Aperçus, Urteilen und Darlegungen der „Nachlese“ manchen alten Bekannten aus den Tagebüchern und den beiden schon veröffentlichten Briefbänden wieder. Trotzdem aber begegnen wir in Werners Veröffentlichung einer solchen Fülle von Neuem, daß man ein Buch schreiben müßte, wollte man eine erschöpfende Übersicht desselben geben.

Eine größere Gruppe bilden zunächst die Briefe an Elise Lensing. Der Brief an Elise Lensing vom 2. August 1837, der mit einer überraschend geschmacklosen Bemerkung (Du erlaubst mir doch, von dem Hintern eines Briefes zu sprechen?) eröffnet wird, enthält manches Tiefe über den Zusammenhang des Menschen mit der Natur; die Unveränderlichkeit der Natur erscheint dem Dichter als die einzige Basis unseres Friedens. Dieser Winter habe ihm, so heißt es an einer anderen Stelle, tiefere Einsichten in die Natur des echt Komischen gebracht. Hebbel befand sich über diesen Punkt damals wie später in einer nach seinem ganzen Wesen begreiflichen Selbsttäuschung. Wir können ihm nach seinen poetischen Schöpfungen auf diesem Gebiet allenfalls einen gewissen Sinn für das Grotesk-Komische zugestehen. Ein weiterer Brief an Elise (vom 3. September 1837) gibt uns eingehenden Aufschluß über seine Münchner Wohnung und seine Lebensgewohnheiten. Der nächste Brief (vom 19. Oktober 1837) an Elise Lensing enthält schlimme Anklagen über den Geist der Zeit, über das jüdelnde Zeitalter, in dem der Metallkönig herrsche und das ein rechtes Legat des Teufels sei. Gedanken dieser Art hat Hebbel in seinem nicht zu stande gekommenen Roman „Der deutsche Philister“ auseinandersetzen wollen. Sich selbst empfindet er schon damals im scharfen Gegensatz zu dieser Zeit, denn er verstehe sich ganz und gar nicht auf die Bearbeitung der Goldminen seines Talents und sei nicht so glücklich wie die „Verschnittenen und Lumpe“, in den Bedürfnissen der Zeit zugleich seine eigenen Bedürfnisse zu erblicken. Offenbar auf Grund dieser letzten Bemerkung hat Bamberg auf diesen Brief die Notiz „Zu vernichten“ gesetzt. Das war wissenschaftlich unehrlich und auch sonst ganz unangebracht, denn Hebbel hat im späteren Leben oft genug bewiesen, daß antijüdisches Empfinden ihm gänzlich fern lag. Er hat im Juden immer und zuerst den Menschen gesehen. Seine zahlreichen jüdischen Freunde beweisen das ja am schlagendsten. Das hat ihn aber anderseits auch nicht abgehalten, für gewisse Auswüchse des Kapitalismus den

jüdischen Geist verantwortlich zu machen. Die übertreibende und zuspitzende Ausdrucksweise in einem Jugendbrief hätte einen mit dem gesamten Lebensgange des Dichters wohl vertrauten Mann wie Bamberg nicht überraschen sollen. In demselben Brief findet sich viel tief bohrende Reflexion über sein eigenes Wesen; am Schlusse die Aufforderung an Elise Lensing (Fräulein von Lensing steht in einem Brief an Voß auf S. 58), ihm ein Gedicht zu analysieren.

Ein prachtvolles Stück höchster psychologischer Kunst, einer der schönsten Hebbelbriefe überhaupt, ist das Schreiben an Elise vom 3. September 1840. Nur eine Stelle sei angeführt: „Ich möchte den ganzen Tag vor dir auf den Knien liegen und dich um Vergebung bitten, daß ich dich so oft gequält, im Tiefsten verletzt, bitter geschmäht habe. O, es ist oft eine solche Verwirrung in meiner Natur, daß mein besseres Ich ängstlich und schüchtern zwischen diesen chaotischen Strömen von Blut und Leidenschaft, die durcheinander stürzen, umherirrt, der Mund ist dann im Solde der dämonischen Gewalten, die sich zum Herrn über mich gemacht haben, und ganz bis in das Innerste zurückgedrängt, sitzt meine Seele, wie ein Kind, das vor Tränen und Schauder nicht zu reden vermag und nur stumm die Hände faltet, und erst, wenn der Sturm sich gelegt hat, wieder zum Vorschein kommt“ (S. 127).

Der Brief an Elise vom 13. November 1842 aus Kiel enthält einen Bericht über den Anfang seiner Reise nach Kopenhagen. Der Brief aus Rom vom 16. Dezember 1844 unterrichtet uns von dem Mißlichen seines römischen Aufenthalts, von seiner dortigen Krankheit, die das schlechte Klima verursachte. Zum Besuch der Galerien fehlte ihm das Geld. „Ich habe nicht so viel Geld, mir einen anständigen Hut anzuschaffen.“ Was die Wirkung seiner Dichtung auf das Volk anlange, so zweifelt er vollkommen daran. Auch sei sein Talent bereits tot, mehr als einmal habe er sich schon einen Gehirnschlag gewünscht, er werde mit keinem Werk wieder vor dem Publikum erscheinen. An die zur Heirat drängende Elise richtet er die verzweifelten Worte: „Ein Kind ist für mich ein Wechselbrief, den ich nicht bezahlen kann, weiter nichts. Und eine Ehe, die kein reelles Fundament in einem Vermögen hat, das die Existenz sichert, ist ein Sprung in den Abgrund.“ Bei dem letzten Teil dieser Bemerkung beruft er sich auf Öhlenschlägers bekannten Rat.

Dann folgte der erste Brief an den in Rom gewonnenen treuen Freund Gurlitt (vom 10. Juli 1845). Der Aufenthalt in großen Städten sei ihm Bedürfnis, heißt es da unter anderm. Fernerhin: für seine Produktion sei der Sommer, namentlich der italienische, ganz ungünstig, er bringe nur, wie das Jahr, im Herbst Früchte. Sein Blick in die Zukunft ist jetzt wieder heller und freudiger. Er fühlt seine Spannkraft wachsen und seinen Wert für die Welt, denn „es ist niemand da, der in meine Stelle treten könnte“.

Die weiteren Briefe an Gurlitt enthalten viel des Neuen und Interessanten. Sie berichten über die warme Aufnahme, die er in Wien bei Löwe vom Burgtheater, beim Fürsten Schwarzenberg u. a. fand und über Christine Enghaus. Anfangs habe ihn ihr großes Talent angezogen. Jetzt mache ihn ihre Liebe namenlos glücklich. Es beginnt die Zeit des Bruches mit Elise. Über sein bisheriges Verhältnis zu ihr heißt es: „Alles Unrechte, Fundamentlose muß einmal ein Ende nehmen und so auch diese Verbindung ohne Liebe! Wie ein Todesschleier hat sie nun fast 10 Jahre über meinem Leben geruht, es ist genug.“ (25. Februar 1846.) Er bezeichnet den Bruch als eine innere Notwendigkeit, sein Unglück könne nur scheinbar eines anderen Glück sein. Eine heitere Ruhe ist jetzt über ihn gekommen, die Liebe Christinens, deren Gemüt in schwerem Leid geläutert worden sei, schafft ihm das neue unerhörte Glück. Er ist stolz auf ihr schauspielerisches Talent, ihre Beliebtheit beim Publikum. Sie sei jetzt die einzige große Schauspielerin in Deutschland. Er erwähnt ihre Darstellungen der Raupachschen Chriemhild und der Judith. In einem neuen Brief an Gurlitt (26. Juni 1846) findet sich ein treffendes Urteil über seine Lyrik: „Das lyrische Element hat bei mir einen zu dramatischen Wellenschlag.“ Unter dem 23. Juni 1847 schreibt er an Gurlitt begeistert über die Ehe, ähnlich wie unter dem 23. Mai 1850 an Palleske: „Es ist ein Unglück, wenn der Mensch in die unnatürlichen Verhältnisse, wie sie unsere Zeit fast notwendig mit sich bringt, so tief verwickelt wird, daß er sich an der Ergänzung seines Wesens durch ein geliebtes Weib zu lange verhindert sieht.“ Sein Verhältnis zu Goethe beschreibt er im Kernpunkt geradezu klassisch: „Der Unterschied zwischen Goethe und mir besteht darin, daß Goethe die Schönheit vor der Dissonanz, die Traumschönheit ... ich dagegen die Schönheit, die die Dissonanz in sich aufnahm, die alles Widerspenstige zu bewältigen wußte, zu bringen suche.“ Die Briefe an Gurlitt aus den Jahren 1848 und 1849 enthalten vor allem Hebbels bekannte Ansichten über die Revolution. Sie erzählen unter anderm von den Absichten, die er mit der Übernahme des Feuilletons der Österreichischen Reichszeitung verfolgte. „Ich will den Versuch machen, ob sich in Wien eine prinzipielle Kritik etablieren läßt“ (S. 273). Diese kurze Tätigkeit verstärkte nur die Verachtung, die er der Presse gegenüber empfand. Der Brief vom 29. August 1850 bestätigt, daß er das einst in bitterer Not erhaltene Darlehen Gurlitts auf Heller und Pfenning zurückerstattete.

Weitere Briefe enthalten private Kleinigkeiten, und als Gurlitt nach Wien gezogen war, hörte der Briefwechsel auf. Die Briefe Nr. 168 und 169 sind Billets, die die gegenseitigen Besuche der beiden Familien betreffen.

Eine weitere größere Gruppe neuer Briefe bilden die Briefe an den Verleger der meisten seiner Werke, an Julius Campe in Hamburg.

Sie reichen bis in die Zeit unmittelbar vor dem Tod des Dichters. Die Briefe aus den ersten Jahren sind vorwiegend geschäftlichen Inhalts. Sie zeigen uns, daß der Dichter für diesen Verlag eine Art von freilich unbezahltem Lektoramt versah. Er begutachtete aufzunehmende Verlagswerke, wie Dingelstedts „Nachtwächterlieder", über die er, wie über Rückerts Werke, anerkennend urteilte. Rückert als dichterische Persönlichkeit stellte er allerdings nicht sehr hoch, doch erkannte er sein Talent an als das eines Mannes, dem es gleich ihm sehr schlecht im Leben ergangen sei. Hebbels ohne Grund vielfach angegriffene Denkweise über Orden und Auszeichnungen zeigt eine charakteristische Stelle in dem Brief an Campe vom 17. Februar 1859: „Übrigens ist ein rothes Band nicht zu verachten, wenn man mit Thürstehern zu thun hat; die öffnen schneller, sobald sie es erblicken und einem solchen Falle würde ich das meinige auch einknöpfen." Im Brief vom 17. November 1859 heißt es: „An unsere öst. Geld-Verhältnisse mag ich mich jetzt, wo ich arbeite, gar nicht erinnern; ein Blick auf den Cours-Zettel und alle neun Musen laufen zum Teufel" und weiterhin mehr derb als richtig: „welcher Poet wäre nach dem 55. Lebensjahre noch einen Schuß Pulver werth? Den alten Goethe hätte man nach den Wahlverwandtschaften hängen sollen!" Über Gutzkows „Zauberer von Rom" fällt er das Urteil: „Trotz der satirischen Geistesblitze, . . . welch eine töbtende Langeweile", während der verbotene Roman „Dissolving views von Leo Wolfram (Prantner), der seinerzeit großes Aufsehen machte, etwas besser wegkommt. Die berühmte, gegen die Slaven gerichtete Stelle in dem Gedicht „An den König von Preußen" erfährt folgende Kommentierung: „ich griff nicht an, ich gab bloß Antwort auf all den Schimpf, womit Dänen, Polen und Böhmen den deutschen Namen überhäuften" (28. Dezember 1861). Für seinen körperlichen Zustand findet er im Brief vom 1. Mai 1862 die Worte: „Oft schon, und im Frühling gewöhnlich, trug ich statt eines Kopfes eine Kanonenkugel auf den Schultern; jetzt aber, zum ersten Mal, haben sich gläserne Beine hinzugesellt". Im Brief vom 10. August 1862 wird die französische Übersetzung der „Maria Magdalena" durch Cosima von Bülow in der Revue germanique erwähnt und ein sehr scharfes Urteil über J. L. Klein gefällt. Im Brief vom 12. Februar 1863 steht der später oft nacherzählte Witz von dem österreichischen Minister Grafen Wickenburg, der sich, als ihm Hebbel vorgestellt wurde, „ungemein freute, den Verfasser der Nibelungen und — der Alemannischen Gedichte kennen zu lernen". In seltsamen Widerspruch zu einer Stelle in dem Brief an A. Dulk (Band 2, S. 289) steht in dem Brief an Campe vom 25. April 1863 die Bemerkung über den Vorschlag Cottas, betreffend die Gesamtausgabe der Hebbelschen Werke. Über sein Verhältnis zur Bühne äußert er sich in dem Brief vom 19. Oktober 1863: „Ich habe das Theater stets im Auge gehabt und keine Scene geschrieben, die nicht

gespielt werden könnte, aber freilich nicht den Polizei-Codex oder gar die Grillen oder das Hof-Gewissen eines Intendanten."

Die Briefe an Campe aus den sechziger Jahren haben ihren Hauptwert in dem, was für die Bühnengeschichte der „Nibelungen" beigebracht wird.

Ziemlich zahlreich sind sodann die Briefe an Moritz Kolbenheyer. Der erste stammt aus dem Jahre 1851. Unterm 13. Juni 1854 heißt es vom dramatischen Schaffen: „Das dramatische Producieren ist nun einmal ein Traum und Nachtwandeln" (vgl. auch den Brief vom 7. Dezember 1854) und im Brief vom November 1854 (Band 2, S. 24) über das Landschaftliche oder Bodenständige als Grundbedingung aller Poesie: „Dies autochthonische Element, wie ich es nennen möchte, scheint mir aber so gut bei der Poesie wie beim Wein den Ausschlag geben zu müssen, wo es sich um Verpflanzung handelt. Was der eigene Boden in reichlichem Maße erzeugt, soll aus der Fremde nur dann eingeführt werden, wenn es dort neue Verbindungen eingegangen ist, die seine Natur verändern oder noch tiefer erschließen." Im Brief vom 4. März 1855 steht das böse Wort über Otto Ludwig, das in anderer Form auch in anderen Teilen des Hebbelschen Briefwechsels wiederkehrt (vgl unter anderm Band 2 der Nachlese, S. 291). Es ist eine betrübende Erscheinung, daß die beiden Männer sich so im innersten Kerne mißverstanden. Eine Untersuchung des Kapitels „Hebbel und Richard Wagner" liefert ja leider dasselbe Resultat. Die drei Großen vom Jahre 1813, die die Geschichte des deutschen Dramas bei aller Verschiedenheit so nahe zueinander stellt, waren im Leben und in ihrem Wesen durch Abgründe getrennt.

Ähnlich wie später an Strodtmann schreibt er am 9. August 1855 an Kolbenheyer: „Dieser Lakonismus liegt in meiner Natur." Wichtig für die Geschichte der dramatischen Ideen Hebbels ist der Ausspruch im Brief vom 24. März 1859: „Demetrius ist mein ältester dramatischer Gedanke, mit dem ich mich schon in meinem siebzehnten Jahre trug." Im Brief vom 16. April 1863 steht ein gerechtes und maßvolles Urteil über Laube (vgl. auch Band 2, S. 287). Der letzte Brief an Kolbenheyer stammt bereits aus der Gmundner Leidenszeit des Dichters, aus den Tagen der letzten tödlichen Krankheit (1. August 1863).

Den wertvollsten und umfangreichsten Teil der „Nachlese" bilden die Briefe an Christine. Sie beginnen mit dem Jahre 1850, also in einer Zeit, in der Dichter fast völlig schon zu jener ruhigen Klarheit durchgedrungen war, die die Signatur der Höhezeit in Hebbels Dichten und Leben bildet. So findet sich begreiflicherweise nichts mehr in ihnen von jenem seelischen Sturm und Drang, der die Briefe an Elise durchzittert, nichts mehr von den wilden Verzweiflungsschreien einer vom Schicksal zu Boden getretenen Dichterseele, nichts auch mehr von jener

in alle Abgründe des Daseins hineindringenden Reflexion. Sie sind darum an psychologischer Ausbeute lange nicht so reich wie die Briefe aus München und Italien an Elise Lensing. Wertvoll genug aber für einen Ausbau der Biographie Hebbels sind sie immerhin. Sie enthalten eine unendliche Fülle kleiner Züge, die uns den Menschen Hebbel lieb und wert machen und geeignet sind, das Bild, das die Literaturgeschichte zumeist auf Grund der Jugendperiode von dem Menschen Hebbel entwarf, stark zu modifizieren. Sie zeigen uns Hebbel von seiner gewinnendsten Seite, in jenem Kreis, der für ihn das Dasein umschloß, im Verkehr mit Gattin und Kind. Leuchtend, in seelischer Schönheit strahlt uns aus ihnen aber auch das Bild Christine Hebbels entgegen, jener seltenen Frau, die dem Dichter Leben und Dichten rettete und auf seine reifsten Werke den Stempel ihres Geistes gedrückt hat. „Ich lebe nur noch durch und für Hebbel," sagte mir die Achtzigjährige im Sommer 1898 im Landhaus zu Gmunden (vgl. meinen Aufsatz „Im Hebbelhaus", Westermanns Illustrierte Monatshefte", Juli 1901). Die Treue, die sie ihm im Leben hielt, beseelt sie auch heute noch in unverminderter Echtheit und Kraft. Wie rührend und innig die Gemeinschaft der beiden Menschen war, bezeugen die neuen, von Werner mitgeteilten Briefe auf Schritt und Tritt.

Die Briefe an Christine stammen aus den Zeiten der Reisen Hebbels, wie er sie in den fünfziger und im Anfang der sechziger Jahre, zumeist nach dem Norden, unternahm. Für die äußere Biographie des Dichters enthalten sie mancherlei Neues, aber natürlich auch belanglose Kleinigkeiten. Daß Hebbel „prinzipiell" nur dritter Klasse fuhr, wußte man. Hier (Brief vom 13. April 1851) erfährt man, daß der Dichter diese Gewohnheit in einer Art begründete, wie es andere Sterbliche auch zu tun pflegen. Und auch bei ihm war schließlich das Entscheidende: „Der Gedanke, du giebst nur halb soviel Geld aus . . . tröstet für vieles." Die Briefe aus Berlin vom Jahre 1851 drehen sich in der Hauptsache um das projektierte Gastspiel Christinens am Schauspielhaus. Wir erfahren allerhand über die Theaterleute, über Küstner, Baron von Hülsen, Hofrat Teichmann. Eine Hamletaufführung im Schauspielhaus (Ophelia: Fräulein Hoppé, Hamlet: Dessoir) findet er im ganzen erbärmlich. Intim verkehrt er mit Mundt und Rötscher. Besonders deutliche Zeugnisse für des Dichters ausgeprägten Familiensinn und die innige Liebe, die er für Frau und Kind hegte, sind die Briefe aus München (1852). In Heinrich von Kleists Art schreibt er: „Weißt Du, was mich diese drei Tage aufrecht gehalten hat? Einzig und allein der Gedanke an Dich oder vielmehr das Gefühl von Dir!" Der ganze eigene Hebbel spricht dann aber aus den folgenden Zeilen: „Ich grub mich hinein in Dich, sah Dein teures Angesicht über mich geneigt, faltete die Hände und schloß die Augen", oder aus einem Brief vom 25. Februar 1852, wo er ihre

Digitized by Google

Briefe „lebendige Boten Deiner Seele“ nennt und in dem es unter anderm heißt: „Deine bloßen Schriftzüge sind für mich elektrisch, mir ist, als ob ein Teil Deines Wesens in sie übergegangen wäre.“ Was Hebbel äußerlich erlebte, als er zur Aufführung seiner Agnes Bernauer in München weilte, wissen wir aus der Biographie Kuhs, dem diese Briefe bereits als Quelle vorlagen. Daß Lachner, den der Dichter kennen lernte, die Absicht hatte, eine Musik zur „Maria Magdalena“ zu schreiben, und zwar zum ganzen Stück, wird mancher mit dem Dichter für „sehr merkwürdig“ halten. Sehr erwünscht war ihm aber Lachners Plan, eine Musikbegleitung zum „Moloch“ zu schreiben, wenn auch Richard Wagners Streben, „das ganze Drama in Musik aufzulösen,“ seinen entschiedenen Widerspruch herausforderte. Mit Bezug auf seine Audienzen bei den beiden bayerischen Königen schreibt er bezeichnenderweise: „Laß Kuh all die Auszeichnungen in die Blätter bringen! Des Pöbels wegen!“

Über Dingelstedt äußert er damals: „ein Mensch von ganz eigener Complexion, etwas schwankender Natur, aber im Kern seelengut“ und: „er ist wirklich von Herzen ein sehr edler Mensch.“ Der Brief vom 26. März 1852 berichtet über die Première der Agnes Bernauer, die schauspielerisch ganz unzulänglich gewesen sein muß. Das Jahr 1858 führte Hebbel zu einer größeren Reise nach Norddeutschland. Mancherlei Eigenartiges weiß er über Land und Leute zu berichten. Leipzig findet er langweilig, zur Zeit der Messe wahrhaft entsetzlich, Dresden dagegen weiß er nicht genug zu rühmen. „Die schöne Stadt, die in lauter Grün eingewickelt ist, wie die Weihnachtsdörfer der Kinder, hat mir wieder ausnehmend wohl gethan“ (vgl. auch Band 2, S. 113, 157). Niemals versäumte er den Gang in die Galerie zur Sixtina. Seine Erlebnisse in Weimar, die er eingehend in den Briefen schildert, kennen wir gleichfalls schon aus Kuhs Biographie, ebenso wie den Aufenthalt in Paris (1860). Im Brief aus Weimar vom 3. Februar 1861 steht das schöne Urteil Karl Alexanders über die Nibelungen: „Ich halte Ihre Nibelungen für das höchste, was seit Schiller und Goethe in Deutschland gemacht ist, ich bin als deutscher Fürst stolz darauf, daß solch ein Werk zu meiner Zeit entstehen konnte und freue mich vom ganzen Herzen, daß ich es zuerst hören durfte.“ Ein Brief aus Magdeburg vom 12. Oktober 1861 bringt manches Neue über Hebbels Dresdner Beziehungen. Die Aufführung seiner Nibelungen suchte, wie er schreibt, Dawison, mit dem er nach der Hamburger Duell-Affaire zerfallen war, zu hintertreiben. Für den allzeit getreuen Adolf Stern hat er Worte aufrichtiger Freundschaft. Das Jahr 1861 führte ihn auch nach Hamburg und in die Heimat nach Holstein. Auf der Rückreise sieht er in Berlin Freytags „Fabier“ mit Hendrichs, Dessoir und Döring und fällt daran anknüpfend ein sehr treffendes ablehnendes Urteil über den Dramatiker Freytag (Band 2, S. 183). Nicht minder treffend ist das Urteil über Geibel (2, S. 127). Über Dingel-

stedt fällt jetzt manches bittere Wort. Er zitiert unter anderem die angebliche Äußerung der Großherzogin von Weimar: „un caractère abominable.“ Über die Rolle, die Dingelstedt in den Verhandlungen, Hebbel und Frau nach Weimar zu ziehen, spielte, sind wir aber immer noch nicht genügend unterrichtet.

Eine Reihe von Briefen (Nr. 292 ff.) unterrichtet uns sodann ausführlich über die Reise Hebbels nach London. Er verkehrte dort hauptsächlich mit Marshall und S. Engländer. Über das englische Leben fließt manche feine und tiefe Bemerkung ein: „Am nachhaltigsten wirkt auf mich das moralische Klima, das, wie das physische, jeden Atemzug tingiert, die freie Bewegung des Volkes innerhalb der Schranken strenger Gesetzlichkeit, mit einem Wort: der Respekt, den es vor sich selbst hat“ (Band 2, S. 229). Gegenüber den beginnenden modernen Strömungen des Industrialismus, des Kunstgewerbes und anderem äußert er sich sehr skeptisch, teilweise schroff ablehnend. Die Schattenseite des englischen Lebens berührt er mit den Worten: „in der Woche der krasseste Egoismus in brutalster Form und Sonntags eine noch scheußlichere Abfütterung des Gewissens und der Moral durch den Puritanismus.“ Im Sinne Nietzsches erkennt der Dichter aber doch, wenn auch widerwillig den „unerschrockenen Egoismus“ als Bedingung für „die historische Größe der Nationen“ (Band 2, S. 239).

Im August 1862 weilte Hebbel auf Einladung des Großherzogs von Weimar in Wilhelmsthal bei Eisenach und verlebte dort im Kreise der hohen Herrschaften beglückende Stunden. Die dort geschriebenen Briefe an Christine enthalten manches Wort aufrichtiger Verehrung und Wertschätzung, die der Dichter dem Großherzog und ganz besonders der feingebildeten Großherzogin entgegenbrachte.

Ende August und Anfang September ist Hebbel wieder einmal in Dresden. „Es ist doch eine wahre Sonntagsstadt und ich möchte wohl hier leben,“ heißt es im Brief vom 1. September 1862. Im Sommer 1863 geht er seiner Krankheit halber eher als sonst nach Gmunden. Von dort sind wieder eine Reihe von Briefen an Christine gerichtet. Daran schließen sich die Briefe aus dem Herbst desselben Jahres, in Baden bei Wien geschrieben.

Nach dieser Besprechung der Hauptgruppen neuer Briefe in der „Nachlese“ sei noch auf einzelne bemerkenswerte Briefe hingewiesen.

Unter Nr. 36 wird das Bruchstück eines Briefes an den Bürgermeister Möller in Tönning, der mit zu den Hamburger Wohltätern Hebbels gehörte, mitgeteilt. Der folgende Brief und der Brief Nr. 45 sind Belege für die literarischen Beziehungen zwischen Hebbel und Hermann Hauff, dem Redakteur des einflußreichen „Morgenblatts“, in dem Episoden aus der „Genoveva“, die Novelle „Matteo“ und einige Gedichte zuerst gedruckt wurden. Von der „Judith“, die einige „unrasierte

Stellen", geeignet, Anstoß zu erregen, enthalte, heißt es wieder, sie stelle sich der Weiberemanzipation schroff gegenüber. Für das eminent Sittliche seiner Judith führt der Dichter das Urteil eines angesehenen Hamburger Theologen als Zeugnis an. Im zweiten Brief an Hauff findet sich die Bemerkung, der Dichter habe sich mit Hegel erst in Kopenhagen vertraut gemacht (?).

Die Briefe an den Hamburger Arzt Krämer (Nr. 49 und 52), der Elise in schwerer Stunde rücksichtslos behandelte, gehören zu der Gattung temperamentvoller Abfertigungen, wie sie Hebbel liebte. Er erwähnt dabei, um seiner Persönlichkeit mehr Gewicht beizulegen, seinen „ehrwürdigen Freund" Öhlenschläger.

Nr. 19 ist ein bisher ungedruckter Brief an den Kaufmann Hansen in Wesselburen (vom 16. September 1838), ein rührender Dankbrief an den Mann, der seiner kranken Mutter große Wohltaten erwies. In einer Anmerkung teilt Werner aus dem Tagebuch eine eingehende Schilderung der letzten Lebenstage von Hebbels Mutter mit, wie sie dem Dichter sein Bruder Johann zugehen ließ.

Nr. 24 ist ein inhaltlich wenig sagender Brief an Janinski. Werner setzt auf Grund einer Tagebuchnotiz als Datum den 2. Mai 1839 an. Doch ergibt sich aus der verwerteten Stelle und dem Wortlaut des Briefes ein um ein paar Tage früheres Datum.

Unter Nr. 30 wird das 29 Druckseiten lange Memorial an Amalie Schoppe nach einer zum größten Teil von Elisens Hand herrührenden, im „Goethe- und Schiller-Archiv" befindlichen Abschrift zum erstenmale gedruckt (vom 25. Mai 1840). Werner macht in einer längeren Anmerkung auf die gereizten seelischen Zustände des Dichters wie der Empfängerin des Schreibens aufmerksam, die manches erklären; Hebbel selber spricht von der „unendlichen Sensibilität", die mit dem dichterischen Talent verbunden sei. (S. 97.) Trifft so die Schoppe auch nicht alle Schuld, so erscheint sie doch auf Grund der Tatsachen als eine kleinliche, ja niedrige Natur, die für das, was sie für Hebbel tat, Wucherzinsen forderte. Daß sie Hebbels Dankbarkeit benützte, um ihn zu einer moralischen und juristischen Unrechtmäßigkeit (er gab seinen Namen für eine Schmähschrift der Schoppe gegen einen mit ihr geschäftlich zerfallenen Buchdrucker her) zu veranlassen, genügt allein schon zu ihrer Verurteilung. Die im höchsten Grade unerquicklichen, Hebbel selber anekelnden und von ihm nur aus Notwehr unternommenen Erörterungen stellen aber eine Anklageschrift dar, deren sich kein Staatsanwalt zu schämen brauchte, und zeigen im schärfsten Licht Hebbels Meisterschaft juristisch-philosophischer Dialektik. Menschlich schön und ergreifend ist nach allem Unschönen der Schluß des Memorials, der zugleich dem Biographen die Richtlinie vorschreibt: „Am unglücklichsten ist der Mensch, wenn er durch seine geistigen Kräfte und Anlagen mit dem Höchsten zusammenhängt und durch seine

Lebensstellung mit dem Niedrigsten verknüpft wird. Wenn es ihm auch nach und nach durch die geistige Ausdehnung gelingt, seine Fesseln zu sprengen, so geht ihm doch die reine Freude am Dasein verloren und aus seinem Wesen entwickelt sich etwas Herbes, Bitteres, worin andere eine Krankheit, aber keine Sünde sehen sollten" ꝛc. (S. 119.) Bei seinen Erfahrungen, die er mit Wohltätern machen mußte, kommt Hebbel in Erinnerung, daß schon „der Mann, der mehr als ein Jahrhundert repräsentiert, der große Goethe, auch in diese Verhältnisse mit seinem Sonnenauge hineingeschaut und Licht in sie gebracht hat".

Aus dem ungedruckten Teil des Tagebuchs wird der Brief an Gravenhorst vom 19. Februar 1837 beigesteuert, bemerkenswert durch die darin vorgetragenen, allerdings oft phrasenhaften und unklaren Ansichten über die Philosophie des Lebens. Wichtig für die Entstehungsgeschichte der Judith sind die Auslassungen über die Natur des Weibes, über Frauenemanzipation. „Die Gesellschaft hat sie emanzipiert, statt, daß nur der Mann sie emanzipieren sollte. Darin steckt die Wurzel alles Übels" (S. 43). Neben dem prägnanten Ausdruck „das Weib, diese Marketenderin des Augenblicks" findet sich der im Zusammenhang wohl verständliche, an sich aber recht unglückliche Ausspruch: „Das Weib bildet die Topographie des Lebens" (S. 44). Wie bescheiden Hebbel in München gelebt hat, geht aus der Bemerkung in dem Briefe an Voß vom 13. März 1837 hervor, wonach er jährlich mit 600 M. banco auskam.

Ein Brief an Pastor Schmalz in Hamburg (Anfang 1836) handelt von seinem Entschluß, zur Universität nach Heidelberg zu gehen. Schmalz bezweifelt, daß Hebbel die nötige wissenschaftliche Reife besitze, dieser betont seine Unfähigkeit, nachzulernen und sein tiefstes Bedürfnis nach einer anderen Beschäftigung als der mit Vokabeln. Er habe dafür Ersatz in anderer Beziehung, wovon der Herr Pastor vermutlich wenig Ahnung gehabt hat.

Ein Brief vom 14. Juni 1836 ist gerichtet an den Leihbibliothekar Laeisz in Hamburg; in diesem wird mit den „Prätensionen des Hamburger Oberpriesters" scharf ins Gericht gegangen. Wir erfahren einiges Neue über den Ränkeschmied Alberti, über den leidigen Klatsch der Schoppe, über Heidelberg und sein Studentenleben, über Leihbibliotheken und Hebbels erste vollständige Lektüre Goethes und Shakespeares in dem Heidelberger Sommer von 1836.

Die in dem Brief an Voß vom 14. Juli 1836 erwähnten Verse auf das Sophienfest (Namenstag der Großherzogin Sophie von Baden, 18. Mai 1836) haben sich trotz W. von Waldbergs Bemühungen nicht finden lassen. Dieser Brief bringt mancherlei neue Belege für das frühe Vorhandensein gewisser hervortretender Züge in Hebbels Wesen.

Schon 1836 ist der Grundzug seines Wesens ein konservativer. „Solche Zustände der Unsicherheit des Eigentums und bürgerlicher Ord-

nung sind schlimm; der Selbsthilfe sind entsetzlich, mögen sie entspringen, woher sie wollen .... Durchbricht das Volk die Schranken, so kennts keine Grenzen mehr und verrückt jeden Grundstein der Natur." Das ist später der Grundton in seinen Berichten über die Wiener Revolution, die in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen. Hebbels ungewöhnlich starke Neigung zu Tieren erhält für diese Zeit eine neue Bestätigung (S. 32). Das Landschaftliche in Hebbels dramatischer Dichtung erscheint gering entwickelt, Naturschilderungen und Naturbeseelungen in Goethes Art finden wir in seiner Lyrik kaum; in seinen Briefen finden sie sich, und es gibt kaum eine stimmungsvollere Schilderung der Heidelberger Ruine als die Hebbels in diesem Brief an Voß (S. 32). Bezeichnend ist auch der Ausspruch: „ums Plastische wird sie (die Poesie) sich ewig umsonst bemühen", er weist uns deutlich auf ein Fehlendes in des Dichters lyrischer Kunst. In den Briefen an Voß kommt auch (S. 41. 42) zum Ausdruck, daß Hebbel in seinen jungen Jahren, ganz ähnlich wie H. von Kleist, von einem wahren Reisefieber befallen war.

Über Hebbels innerliches Verhältnis zu Heinrich von Kleist bringt der Brief an den Lehrer Eggers (15. November 1847) eine interessante Stelle: „Die menschliche Situation ist von gräßlichen Zufälligkeiten abhängig, denen sich wenige entziehen können. Der einzige Trost, der bleibt, ist der, daß man sich durch redliches Kämpfen und Ringen innerlich steigert. Auf den sieht sich auch der Künstler verwiesen. Denn wer würde, der stumpfen Welt gegenüber, nicht verzweifeln, wenn er bemerkt, wie wenig er sie zu ergreifen vermag und wie sie oft die Uhr, die er ihr hinreicht, damit sie wisse, wie viel es an der Zeit sei, für eine Kugel hält, womit sie bosseln soll. Auf dieser Stufe der Erkenntnis blieb Kleist stehen und erschoß sich. Man soll aber weiter gehen und erkennen, daß der wahre Lohn in der Entwicklung selbst liegt und daß die Tat, die nicht erkannt wird, das Kunstwerk, das ins Wasser fällt, den Vollbringer und Urheber veredelte, erweiterte und erhöhte. Seit ich zu dieser Erkenntnis durchgedrungen bin, kann mich nichts mehr verwirren (vgl. dazu das Vorwort zur „Julia")." In demselben Brief spricht er verächtlich vom „Hundegebell der Gutzkowianer". Auf den tieferen Grund der wenig erfreulichen Behandlung, die Hebbel von Seiten der artistischen Leitung des Hofburgtheaters erfuhr, weist die Stelle hin: „Am Wiener Hofburgtheater wird sie (Christine) darniedergehalten, wie ich in der Literatur, und aus dem nämlichen Grunde, damit sie die liebe Mittelmäßigkeit nicht geniere."

Eine interessante Bemerkung über sein Verhältnis zu den Schauspielern findet sich in dem Brief an Kühne vom 28. Januar 1847: „Ich selbst schreibe dem Schauspieler in meinen dramatischen Arbeiten ungern etwas vor und bestrebe mich, nach Art der Alten, ihm durch kleine Fingerzeige im Dialog selbst die Geberden, die ich zur Begleitung wünsche, leise anzudeuten." Als die psychologische Wurzel seines Ver-

hältnisses zu Gutzkow, der kein Mittel verschmähe, um sich einen momentanen Triumph zu verschaffen, bezeichnet er nicht die persönliche Abneigung, sondern den in diesem Falle unbedingt gebotenen „sittlichen Haß". Nr. 67 eröffnet eine Reihe bisher ungedruckter Briefe an Emil Palleske. In zwei Punkten, heißt es da im ersten Brief vom 23. Juni 1847, fühle er sich der Kritik gegenüber unantastbar, in der inneren Wahrheit und dem sittlichen Ernst seines Strebens. Mit dem von ihm über alle seine vorausgehenden Werke gestellten „Diamanten" glaubt er für das historische Lustspiel die Bahn der Zukunft betreten zu haben. „Ich nehme hier, wie überall, nur das Wegweiser-Verdienst in Anspruch." Der bestehenden Gesellschaft gegenüber fühlt er sich als Henker und erwartet darum ihren Beifall für seine Werke (Moloch, Trauerspiel in Sizilien) nicht.

Im Brief vom 23. Dezember 1847 spricht Hebbel von dem Plan einer Tragödie „Achill", die sich mit dem Ende des Helden beschäftigen sollte. Die im Herbst 1846 vollendete „Julia" hänge mit der Maria Magdalene aufs genaueste zusammen. (Vgl. auch die Stelle im Brief an Janinski vom 14. August 1848: „diesen zweiten Teil der Maria Magdalene".) Er verspricht sich von ihr eine gewaltige Bühnenwirkung. Die weiteren Briefe an Palleske behandelten eine ästhetische Differenz, in die die beiden Männer gerieten. Palleskes „Achill" war die Ursache. Neues für Hebbels Kunstanschauung gewinnen wir daraus nicht. Mit besonderer Präzision legt er darin aber den Unterschied dar zwischen dem Drama, das bloßen „Bilderwert" und demjenigen, das „im doppelten Sinn der Abspiegelung und Fortentwicklung historischen" Wert besitzt. (S. 246.) Im Brief vom 25. Mai 1850 erwähnt Hebbel sein dramatisches Fragment „Das erste Todesurteil", das Werner in seiner Ausgabe zu veröffentlichen gedenkt. Sehr scharf lautet auch hier sein Urteil über die Wiener politischen Zustände und insbesondere über die „elende Journalistik".

Die vier Briefe an Rötscher sind zumeist ästhetisch-kritischen Inhalts und enthalten Urteile über seine eigenen Werke, die kritisch weit treffender und maßvoller sind als die namentlich jüngeren Freunden und Bekannten übermittelten. Sehr wichtig ist das, was er (Band 1, S. 238) über „Herodes und Mariamne" sagt. Der Schauspieler Döring bekommt im Brief vom 6. Oktober 1851 den Vorwurf, daß er sich mit seinem Wiener Gastspielrepertoir ein geistiges Armutszeugnis sondergleichen ausgestellt habe. Der letzte Brief vom 10. Februar 1854 enthält eine interessante Bemerkung über die Wiener Darstellung der Genoveva, im besonderen über Wagner als Golo und La Roche als Klaus.

Der Brief an Frz. von Holbein Nr. 72 handelt von einer Bearbeitung der „Maria Magdalene" unter dem Titel „Clara" für das Burgtheater, in welcher, wie der Dichter hofft, nichts stehen geblieben sein dürfte, was den Wiener Theaterverhältnissen widerspricht. Er erwähnt darin fernerhin eine französische Übersetzung des Stückes von Vaquez. Der

zweite Brief an Holbein (Nr. 95) war bereits von Kalbeck gedruckt, aber, wie Werner nachweist, fälschlicherweise an Laube adressiert. Die Briefe an Dr. Landsteiner enthalten die Verhandlungen, die Hebbel mit ihm wegen der Übernahme des Feuilletons der „Österreichischen Reichszeitung" führte und die Gründe seines baldigen Ausscheidens. In dem von Werner neu mitgeteilten Brief an Laube Nr. 107 (die übrigen waren, wie bemerkt, schon veröffentlicht) führt Hebbel die Verteidigung seiner Frau gegenüber dem artistischen Direktor, der ihr zumutete, auch zweite Rollen zu spielen.

Der Brief Nr. 124, an Adolf Kolatschek, unterrichtet über literarische Cliquen, wie die „Freytag-Griepenkerl-Lewaldsche" Clique, die sich dem Dichter hindernd in den Weg stellten und spricht von anderen seiner damaligen Widersacher wie Julian Schmidt, Hettner, Stahr.

Nr. 129, ein Brief des Dichters an Varnhagen enthält die für Hebbels dramatische Laufbahn bezeichnenden Worte: „Vielleicht beweist Ihnen das Stück (Michel Angelo), daß ich, wenn der Weg von der Judith zur Iphigenie auch weit ist, ihn wenigstens betreten habe."

Vier Briefe sind gerichtet an Alexander Jung in Königsberg, vier weitere an Baron Zigésar in Weimar. Von „Michel Angelo" heißt es in einem der letzteren (Nr. 160): „es predigt das, was unserer zerfahrenen, sich selbst zerfressenden Zeit am meisten not tut: Pietät." Unter Nr. 157 wird eine sehr wichtige Selbstbiographie des Dichters, die an F. A. Brockhaus in Leipzig gerichtet ist, abgedruckt (S. 409—425). Ich will daraus nur eine Stelle zitieren, um Adolf Bartels zu begegnen, der behauptete („Lit. Zentralblatt 1900, Nr. 22), ich sei im Irrtum, wenn ich in meiner Hebbelausgabe (Biographie, S. 8) die Dithmarscher als Friesen bezeichnete. Hebbel selber schreibt: „Auch ist dem Dithmarscher bis in die jüngste Gegenwart hinein seine Eigentümlichkeit geblieben; er sieht auf die übrigen Friesen, die das Joch viel früher trugen, wie er, mit einem Stolz herab, wie die anderen Griechen auf die Böotier."

In Nr. 171, einem Briefe an Th. Hell in Dresden, empfiehlt Hebbel für die dortige Judith-Aufführung den „Wiener Schluß" (nicht den Münchner). Für die Aufführung (9. September 1854) erhielt er 10 Friedrichsd'or.

In einem Brief vom 8. Februar 1861 bedankt sich Hebbel für einen liebenswürdigen Brief Cosimas von Bülow über seine „Nibelungen".

Zu den bisher schon veröffentlichten Briefen an A. Schlönbach fügt Werner zwei neue. Der eine vom 3. Juni 1856 enthält eine Reihe erklärender Bemerkungen zum „Gyges" und schließt mit dem interessanten Bekenntnis: „Sie möchten einen Macchiavell von mir. Er ist längst da. Was Berechtigung in Macchiavell hat, lebt in meinem Herzog Ernst". In einem Brief an den Grafen von Beust ist man überrascht, der Wendung zu begegnen: „Indem ich mich Sr. Königlichen Hoheit untertänigst zu Füßen lege" (Band 2, S. 157).

An Dr. A. Dulk schreibt der Dichter unter dem 12. März 1863: „... sonst würden Sie mich schwerlich den Pessimisten beigezählt haben, denn Wenige auf Erden dürften Welt und Leben so rund finden und aus so klaren Augen blicken wie ich.“

Ein Brief vom 31. März 1863 ist an Freiligrath in London gerichtet. Er übersandte ihm, dessen persönliche Bekanntschaft er in London gemacht, sein Bild, das ähnlich sei bis „auf einen gewissen griesgrämlichen Zug im Gesicht“. Der Brief berührt auch politische Dinge, in denen ja die beiden Dichter keineswegs einer Meinung waren und polemisiert stark gegen Ruge, den Politiker und Ästhetiker. Des letzteren abstrakter Ästhetik gegenüber betont er: „Der ärgste Feind wird's nicht bestreiten, daß ich zu denjenigen Geistern gehöre, die sich aus sich selbst bestimmen.“ Zum Schluß berührt er seinen fünfzigsten Geburtstag, und es stimmt wehmütig, wenn man den Dichter im Jahre seines Todes sagen hört: „Doch für Sie sind fünfzig noch nichts, Sie rechnen auf hundert, und da das Holz in Dithmarschen ebenso knorrig wächst, wie in Westphalen, so sehe ich nicht ein, warum ich Ihrem Beispiel nicht folgen soll.“ Zum Schluß sei noch auf die drei Briefe an Dr. Schulz, den Hausarzt Hebbels, die aus der letzten Leidenszeit des Dichters stammen, hingewiesen. Sie geben nach dem Ausspruch des Arztes ein durchaus getreues, präzises Krankheitsbild. —

Diese Andeutungen mögen genügen, um auf die Fülle des Inhalts, den die beiden Bände der „Nachlese“ bergen, hinzuweisen. Was die Behandlung des Textes durch Werner anbelangt, so erscheint sie mir doch etwas gar zu konservativ. Die Akribie in Ehren, aber was soll damit bezweckt sein, wenn Werner offenkundige Versehen des Dichters stehen läßt und ein sic! dazu setzt, z. B. Kuno Vischer für Fischer, Tylli für Tilly, Wolters für Wolter, Fenzel für Frenzel, Rink für Ring, reißte für reiste und anderes mehr. Hier geht doch für die Wissenschaft nichts verloren, wenn man stillschweigend ändert. Anmerkungen gibt Werner nur gelegentlich. Oft vermißt man aufklärende Hinweise (Band 1, 229. 255. 257. 263; 2, 67. 192. 296. 304. 346. 348 und andere), während die Anmerkung Band 2, S. 68 „Sie (die Tinte) ist ganz schwarz geworden“ zum mindesten überflüssig ist.

Sehr bedauerlich ist, daß ein Register gänzlich fehlt. Der Hebbelspezialist kann ja zur Not ohne ein solches auskommen. Für andere wird aber dadurch die Benutzung des Briefwechsels sehr erschwert.

Werners großes Verdienst soll durch die paar Einwendungen, die ich machen mußte, keinesfalls herabgemindert werden. Mit seiner „Nachlese“ hat er, wie eingangs betont, der literargeschichtlichen Forschung ein neues, ungemein wichtiges und sorgfältig bearbeitetes Quellenmaterial dargeboten.

Dresden. Karl Zeiß.

Jlges F. Walther, Ernst Ortlepp. Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen. München 1901, E. Reinhardt. 3 M.

Der Verfasser hat in anerkennenswerter Weise der Versuchung widerstanden, aus dem verschollenen Helden seiner sorgfältigen Darstellung ein „verkanntes Genie" zu machen; um so besser tritt die typische Geltung der Persönlichkeit hervor. Ortlepp ist eine Figur, wie sie in der um 1848 anschwellenden Epoche nur zu häufig waren. Eine gefährliche Formgewandtheit steuert schon in Schulpforta zu den von 1543—1813 dort skandierten zehn Millionen und achtmalhunderttausend Versen (S. 35) eifrig bei. Der Poetenberuf erscheint im verlockendsten Lichte. Ein Besuch bei Goethe (S. 56) und eine Rheinfahrt (ebenda) bleiben die Höhepunkte der Existenz, obwohl der große Dichter den kleinen vor Versmacherei warnt. Er produziert dann, zum Teil unter gesuchten Pseudonymen („Zickzack" S. 63), unendlich viel (S. 95); nimmt an der obligaten Polenliteratur (S. 82) teil, macht Freiligrathische Reime (S. 84), übersetzt mit Eifer (S. 93. 106) und schiebt die Schuld mangelnder Erfolge auf den „Neid" der Kritiker und zumal des freilich harten Laube (S. 87). In Wirklichkeit liegt das Verhängnis in ihm: seine Poesie bleibt ohne Mittelpunkt und Kern, weil er nichts wahrhaft erlebt. In seinen Romanen glücken fast nur die Selbstporträts (S. 100. 113. 159), in seinen Gedichten einzelne echte Ausrufe (S. 128). Seine politische Poesie (für die Jlges auffälligerweise die Anlehnung der „Lieder eines politischen Tagwächters" S. 114 an Dingelstedts „Nachtwächter" unerwähnt läßt) entbehrt jeder persönlichen Ausprägung; sie reicht gerade nur hin, um ihn „oben" mißliebig zu machen. So wird er hin und her geschleudert von Leipzig nach Stuttgart und in die Heimat zurück. Er sinkt immer tiefer, schreibt Betteldedikationen und Bettelcarmina in der Manier der alten „Wappendichter" (S. 129. 154); bestiehlt seine eigenen Bücher (S. 164. 176) und verzichtet auf den ganzen Dichterkatechismus, den er einst in ganz charakteristischer Weise (S. 61) aufgestellt. Er verfällt dem Trunk wie Grabbe und Griepenkerl; macht bestellte Gelegenheitsgedichte (S. 174. 177) und entgeht nicht einmal schimpflicher Gefängnishaft (S. 168. 178). Zuletzt findet der arme, gutmütige, bis zuletzt eine gewisse Dichterpose wahrende Vielschreiber seinen Tod im Straßengraben . . . (S. 180).

Ein trauriges Bild. Wie es da vor uns steht, Schritt für Schritt belegt, gerade durch den rein typischen Charakter lehrreich, läßt es uns nur zu viel auch an Größeren begreifen, die ein stärkeres Talent vor dem literarischen, aber kein stärkerer Charakter vor dem menschlichen Schicksal des Verschollenen rettete.

Berlin. Richard M. Meyer.

Siegfried Walther, Adolf Stäbli als Persönlichkeit. Zürich 1902, Orell Füßli.

Wie kommt die Anzeige dieser mit Bildern geschmückten Schrift über den am 21. September 1901 zu München gestorbenen Schweizer Landschaftsmaler in den „Euphorion"? Nicht bloß, weil auch jeder Leser dieser Zeitschrift seine Freude haben wird, die menschliche Eigenart des trefflichen Künstlers kennen zu lernen, sondern weil er auch, sei er Forscher oder Freund der Literatur, seine Rechnung finden wird. Walther Siegfried, der Schweizer Poet, versteht die seltene Kunst, die „Persönlichkeit" uns wirklich nahe zu bringen. Wir sehen durch ihn das ernste Antlitz des Mannes vor uns, der eine Jugend voll bitterer Not durchzumachen hatte, mit seinen tiefen Furchen, den großen blauen Augen, den üppigen rötlichen Locken und dem gleichfarbigen Bart; wir hören die drastischen Aussprüche des in sich gekehrten, bescheidenen Malers, dessen Unbeholfenheit nicht der Manierlosigkeit, wie sie manchem seiner Landsleute anhaftet, vielmehr einem übertriebenen Zartsinn entsprang, des Künstlers, der nur dann derb wurde, wenn er respektlos von achtunggebietenden Dingen reden hörte; auch seine Scherzkünste in der Malerkneipe belächeln wir, denn „der Stab" wußte komische „Moritaten" zur Guitarre zu singen und die Laute der Tiere meisterhaft wiederzugeben. Aber der Literarhistoriker lernt auch manches aus dem Büchlein, das frühere Beobachtungen bestätigt oder ergänzt. Stäbli, zu Brugg im Aargau, dem „Prophetenstädtchen" geboren, der Freund und Verehrer Böcklins, war voll Bewunderung für Gottfried Keller. Er lebte in seiner Poesie und mit seinen Gestalten. Ihm ist Stäbli auch darin gefolgt, daß er bei aller Liebe zu seiner schönen Heimat nicht dauernd in der Schweiz blieb. Er wußte, was gerade jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, von neuem eingeschärft werden sollte, daß die feste Brücke, die durch unsere großen Künstler, Dichter und Denker zwischen dem deutschen und schweizerischen Geiste gebaut worden ist, durch kein noch so lautes Gepolter der Zeitungsmänner hüben und drüben abgebrochen werden kann. Von Bedeutung blieb ihm, wie Siegfried betont, Kellers Ausspruch: Für den Poeten ist die Schweiz ein Holzboden. Dazu die Überzeugung Kellers, daß die künstlerische Einsamkeit, der Mangel einer zahlreichen ebenbürtigen Kunstgenossenschaft schädigend wirken müssen. „Liebhaber, Dilettanten, Schreibekritiker," sagt Keller, „regen weder an, noch ist etwas von ihnen zu lernen; der wirkliche Kunstgenosse dagegen weiß auf den ersten Blick, was er sieht, und beim Austausche der Urteile und Erfahrungen verständigt man sich mit wenigen Worten." Zu dieser Darlegung Kellers fügt Siegfried den Gedanken hinzu, daß der Künstler in der Schweiz mehr eine unverständliche als eine gute Figur macht. „Wo die Nützlichkeitsfrage als Wertmesser für alle menschliche Tätigkeit obenan steht, kann der

Künstler nicht bestehen." Und tiefe Kenntnis seiner Landsleute offenbart sich in dem folgenden Satze: „In unsrem republikanischen Staatswesen regiert, was eine große Stärke der Schweiz ausmacht, ein strenger Bürgergeist, der es nicht gerne sieht, daß neben dem Willen des Ganzen der Einzelwille sich zur Geltung bringe." Da aber jeder von seinen Mitbürgern in dem Maße geschätzt werde, als er an seinem Teil sichtlich zur Erhaltung und Förderung des gemeinsamen Ganzen beitrage, so werde der sich bald als ein Unnützer fühlen, der sich in Gegensatz zu diesen Forderungen stelle und für die Ausbildung seiner Individualität Sonderrechte in Anspruch nehme. — Diese Gedanken beleuchten das Schicksal so manches Schweizer Poeten und geben weiteren Aufschluß über die scharfe, ja herbe Selbstzucht, mit der Gottfried Keller, unbeschadet seiner Ganzheit und Ursprünglichkeit, in der Heimat sich mit männlicher Kraft im Zaum hielt, um seinen Landsleuten nicht als „Übermensch" lästig zu werden.

15. Juli 1902. Daniel Jacoby.

K. Hegel, Leben und Erinnerungen. Mit 1 Porträt in Heliogravüre. Leipzig 1900, S. Hirzel. 5 M.

Gleichzeitig erschienen die Autobiographien zweier fast gleichaltriger bedeutender Historiker: Karl Hegels und Rudolf Hayms. Aber welch ein Abstand! ein Abstand, der durch den unleugbaren Unterschied der persönlichen Begabung allein nicht zu erklären ist. Sicher war Hegel nur ein tüchtiger Fachmann, Haym auf einem weiten Gebiet der unbestrittene Meister; gewiß Haym Forscher und Künstler zugleich, Hegel durchaus nur das eine. Dennoch hätte der Meister der biographischen Kunst den verdienten Erforscher der Städteverfassung so weit nicht hinter sich zu lassen brauchen. Bei Haym spricht jede Zeile Leben; die Personen sehen wir vor uns, in die Diskussionen werden wir hineingezogen; wir treten in sein Leben hinein wie jener chinesische Kaiser in das wundersame Gemälde seines Lieblingsmalers. Hegel bringt es nirgends über ein trockenes Erzählen. Wenn er die Autobiographie abbricht, weil er weiter nur Persönliches zu berichten habe, so möchte man antworten, er berichte ja nie anderes; nur daß eben leider auch das Persönliche bei ihm nicht „persönlich" im höchsten Sinne ist, sondern nur zufällig von gerade ihm Erlebtes. Die Revolution von 48 und ihre Folgen, der Krieg von 70, die berühmte Bonner Universitätsfeier, in der Mühlers Sturz sich ankündigte — hier liest sich das alles so familienbriefmäßig wie die Mitteilungen über das Familienleben seines großen Vaters oder (S. 96) über seine Begegnung in Venedig mit Heinrich Stieglitz, der den Dolch seiner Frau auf der Brust trug. —

Ein individuelleres Element bringen nur die spärlichen Kunsturteile: Abneigung gegen Michelangelo (S. 82), Entsetzen über die „Ahnfrau“ (S. 101). Dann ein paar matte Charakteristiken über ihm antipathische Persönlichkeiten wie Aufseß (S. 135) und Moritz Wiggers (S. 166) oder Anekdoten vom mecklenburgischen Adelsstolz (S. 137) und Hofdünkel (S. 169). Anzuerkennen ist die politische Objektivität; der Mann, der 48 gegen die Demokratie kämpfte und (wie Haym) mit einem Seufzer über die Sozialdemokratie (S. 206) schließt, trägt kein Bedenken, das Verfahren der Regierungen und Juristen in der mecklenburgischen Verfassungsfrage (S. 162) „nichtswürdig“ zu nennen. Inzwischen ist zwar das Resultat dieser Nichtswürdigkeiten längst „allgeheiligtes Recht“ geworden!

Konnte Hegel denn aus seiner wissenschaftlichen Laufbahn gar nichts erzählen? Wie seine Zurückführung der italienischen Städteverfassung auf germanische Grundlagen mit dem Aufschwung des nationalen Bewußtseins zusammenhing oder der Kampf um eine Kompagnie einen wichtigen Wendepunkt in der mittelalterlichen Geschichtskritik bedeutete — wie scharf hätte das Haym ausgeführt. Aber die Söhne großer Männer, wenn sie sich nicht gewaltsam selbst ins Erbe einsetzen, sind oft allzu bescheiden. Der liebenswürdige Greis, der dies Buch für seine Familie hätte schreiben mögen, besitzt zu wenig von der Unbescheidenheit, ohne die eine Autobiographie nur ganz ausnahmsweise einmal einem Wilhelm von Kügelgen gelingen mag!

Berlin. Richard M. Meyer.

Th. Matthias, Bismarck als Künstler nach den Briefen an seine Braut und Gattin. Leipzig 1901, Brandstetter. 3 M., geb. 3.50 M.

Die dankbare Aufgabe, den großen Virtuosen der natürlichen Beredtsamkeit als Meister da zu packen, wo er es am unmittelbarsten ist: im naiven Ausdruck seiner innerlichsten Empfindungen — diese schöne Aufgabe ist erfreulicherweise nicht in ungeeignete Hände gefallen. Mit großer Sorgfalt und oft mit feinsinniger Interpretation hat Matthias aus dem herrlichen Buch herausgeholt, was Bismarcks künstlerische Kraft kennzeichnet, und hat auch deren Grundlage bloßgelegt: eine gefestigte lebendige Weltanschauung. Freilich betont der Verfasser die dogmatischen Bestandteile dieser Weltanschauung vielleicht etwas zu stark; es ist doch wohl eben die starke einheitliche Auffassung als solche, die künstlerisch wirkt, nicht die spezifisch religiöse Färbung, die etwa einem Goethe oder Lenau fehlt, ohne daß das ihre künstlerische Kraft verringerte.

Auch sonst haftet Matthias etwas zu sehr an seinem Material. Recht oft werden Ausdrücke oder Wendungen als charakteristisch hervorgehoben, die allgemein üblich sind: Königsberg „die Stadt der reinen Vernunft“ (S. 46); „die Altchen“, ostpreußisches Kosewort (S. 55);

die Verdeutschungen (S. 35) oder gar das Wort „gewittern“ (S. 31) sind keineswegs spezifisch. Das Zitat „derjenige, welcher“ (S. 66) ist nicht als solches erkannt. Der Satz „das Leben wäre um vieles angenehmer, wenn die Vergnügungen nicht wären“ (S. 67) stammt, wenn ich nicht irre, von Palmerston. Allgemein lehrreich sind dagegen die Nachweise über Zusammensetzungen (S. 21 f.), Wortableitungen (S. 27 f.), Bildersprache (S. 91 f.), Zitate (S. 96 f.), besonders auch die über den Gebrauch der Präfixe (S. 30) und die Transitierung intransitiver Verba (S. 32).

Gewisse kleine Verstöße gegen den Geschmack wie die gespreizte Überschrift (S. 136) stören weniger als die oft gewaltsame Anordnung; man ist doch überrascht, Bismarcks starken Appetit (S. 187) als erstes Zeugnis für den Satz zu treffen: „Sein Glaube verlieh Bismarck die echt künstlerische Freude auch an allem Irdischen.“ Etwas gesucht ist zuweilen das Bemühen, in seinen Lieblingsblumen (S. 204), seinem Musikgeschmack (S. 206) oder seinem Naturgenuß (S. 203) spezifisch deutsche Nuancen auszufinden, während das Verhältnis zu den Seinen (S. 158) und die große Zartheit, die dem Titanen in vielen feineren Fragen eigen war (S. 145), hübsch geschildert und belegt werden. Die Beispiele für seine Freude am Spielen mit der Sprache (Namenswitze S. 120, Hyperbeln S. 63, seltene Epitheta S. 73, Auffrischung der Sprache S. 74 f., Komik S. 219 u. s. w.) hätten es wohl verdient, an einer Stelle gesammelt zu werden.

Wir haben eine Sammlung erhalten, die ebenso liebevoll angelegt als lehrreich durchgeführt ist. Ein wenig künstlerischer hätte die Darstellung des Künstlers Bismarck freilich geraten können.

Berlin. Richard M. Meyer.

Robert von Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck. Berlin und Stuttgart 1901, W. Spemann. Brosch. 12 M., geb. 13.50 M.

Wären diese Erinnerungen des früheren Botschafters in Rom vor einigen Jahren erschienen, so hätten sie wohl einen weit lebhafteren Widerklang erweckt als nun der Fall ist. Jetzt sind wir durch die reichen Schätze verwöhnt, die aus dem Nachlaß des großen Kanzlers vor seinem Volke ausgebreitet wurden; und was Keudell bringt, wirkt kaum wie ein schmaler Nachtrag. Immerhin können wir von Bismarcks persönlichen Beziehungen nicht leicht zu viel erfahren!

Das Buch zerfällt in zwei etwas frei durcheinandergeschobene Teile: eine knappe Darstellung der politischen Laufbahn Bismarcks und eine Schilderung der Beziehungen des Verfassers zu Fürst und Fürstin Bismarck. Dem letzteren Teil kommt die größere Wichtigkeit zu, obwohl Neues auch hier nicht eigentlich vorgebracht wird. Bismarcks geniale Schnelligkeit des Urteils, seine herzliche Liebenswürdigkeit im Umgang,

seine nervöse Heftigkeit in geschäftlichen Dingen werden mit charakteristischen Belegen (besonders S. 457) wiederholt illustriert; auch kleine Züge wie die Abhärtung gegen den Regen ziehen nur längst bekannte Linien nach. — Die Fürstin schreibt hübsche Briefe einer guten Hausfrau, voll zärtlicher Liebe zu ihrem „allerbesten Schatz"; interessant in höherem Sinne ist doch nur ein aufgeregter Brief nach Königgrätz (S. 298), in dem sie als Werkzeug der Konservativen ihren Gatten zu größerer Härte gegen die Besiegten aufstacheln möchte — glücklicherweise erfolglos. Sonst bestätigt Keudell nur, was wir nach Erscheinen der Briefe Bismarcks an seine Gattin hier ausführten: daß gerade der Mangel an politischem Interesse, die ruhig feste Ergebenheit der Frau sie ihrem großen Gatten so unschätzbar machte.

Der politische Teil des Buches bringt etwas mehr Neues, das sich dafür aber in einem zu großen Umfang von Rekapitulationen verliert. Bismarcks politische Stellung wird mit Stellen aus seinen Reden erhärtet, die gut ausgewählt, aber doch naturgemäß schon gut bekannt sind. Daneben kommen doch aber aus Keudells eigener Hülfsarbeiterschaft wichtigere Nachrichten zum Vorschein: über den Ursprung des Konflikts (S. 97 f.; S. 104 schreibt der überhaupt recht objektive Verfasser die Hauptschuld den Ministern zu) und der Indemnität (S. 269 f. 303 f.), über die preußischen Landräte als Verweser von Mittelstaaten (S. 278), das allgemeine Wahlrecht (S. 253. 351), die Verstimmung gegen Moltke (S. 452) und besonders die Hohenzollernsche Thronkandidatur (S. 429). Gegen frivole Verleumdungen Moriz Buschs hat (S. 478) auch er sich seiner Haut zu wehren.

Allgemeinere Bedeutung können wir schließlich nur dem Kapitel über Bismarcks Verhältnis zur Musik (S. 61 f.) zuschreiben. Das ganze Buch wirkt etwas monoton: solche „Natur" angesehen durch solche Temperamentlosigkeit hindurch!

Berlin. Richard M. Meyer.

Landsberg H., Friedrich Nietzsche und die deutsche Literatur. Leipzig 1902, Herm. Seemanns Nachfolger. 2·50 M.

Weder von der Erkenntnistheorie noch von der Psychologie Nietzsches handelt dies Buch; es könnte auch betitelt sein: Nietzsche als Prophet (nicht Schöpfer!) einer neuen Kultur, Nietzsche als Erzieher.

Der Denker von Sils Maria ist dem Verfasser Künstler, nicht Philosoph. Er besaß nicht die synthetische Kraft, das Leben von olympischer Höhe aus in seiner Gesamtheit zu überschauen und in ein begriffliches System zu bringen. Ein Mann der blitzartigen Erkenntnisse, die mit einem Schlage weite Fluren des Lebens taghell erleuchten, bewies er sich durch den Reichtum und die Glut seiner Ideen als ein großer An-

reger, als ein ungeheuer suggestiver Geist. Er will keine Wahrheiten lehren, die Wahrheit für jedermann sind. Strebenden Geistern, die sich auf demselben Wege der Entwicklung befinden, will er ein Versucher sein, der sie vorwärts lockt, auf daß sie ihm folgen und — ihn verlassen. Die Deutschen zu einer nationalen Kultur zu erziehen, ist sein eigentliches Ziel, seine Lebensaufgabe, seine Leidenschaft.

„Nietzsche und die deutsche Kultur" lautet die Überschrift des ersten Abschnittes; von der Aufnahme Nietzsches bei Feinden und Freunden handelt der zweite; von seinen Vorläufern der dritte. Der vierte erst schildert „die neue Lyrik", für die Nietzsche den Acker bestellt und vielfach auch den Samen gespendet hat, und der fünfte beschäftigt sich mit der Kunst der Zukunft. Inhalt und Gedankengang der knappen fünf Hauptstücke lassen sich im Auszug nicht wiederholen, wollte man auch, wie ich oben getan, fast ausschließlich die Worte des Buches brauchen. Man kann unmöglich kürzer sagen, was da gesagt ist: nicht nur kurz, sondern, von einigen auffallenden Nachlässigkeiten und schiefen Bildern abgesehen, gut gesagt — geprägt; nicht aphoristisch abgezirkt, aber in zusammenhängender Darlegung oft Satz für Satz gerundet zu Aphorismen, die herausgenommen und aneinander gereiht, eine ganz andere Fülle dar, böten, als die jetzt so beliebten Aphorismensammlungen. Das Buch wendet sich auch nicht an irgend welche „Fachgenossen", sondern ebenfalls an strebende Geister, die sich mit denselben Problemen als mit wichtigsten Fragen ihres inneren Lebens befassen und ihren Standort zu finden suchen gegenüber einem Geiste, der die Zeit erschüttert hat in Haß und Verehrung und noch in die Zukunft belebend wirken wird, trotz dem Aburteil der Unfreien, der Voreingenommenen und Ewig-Gestrigen.

Allein, wenn auch nicht für uns Wissenschaftsbeflissene geschrieben — wir dürfen an Landsbergs ebenso scharfer wie gerechter Charakteristik der neuesten Dichtkunst oder der älteren und neueren Romantik so wenig vorübergehen, wie z. B. an Ricarda Huchs anders geartetem, aber an feinen Beobachtungen und fruchtbaren Gedanken nicht minder reichem Werke über den Kreis der Schlegel und Tieck und Novalis. Wir dürfen nicht übersehen, daß solche Schriften eine überaus wertvolle Ergänzung bilden zu streng wissenschaftlichen Forschungen, die nur allzu häufig für die Masse des Gesammelten eines frischen, unbefangenen Auges und einer rasch ordnenden Hand benötigten. Und wann immer sich mehr mit anschauender Erkenntnis Begabte unseren Aufgaben zuwenden, sollte man, statt ärgerlich abzuwehren oder den Beckmesser zu spielen, selbstlos das Eigene an dem Fremden, das Fremde an dem Eigenen messen und prüfen, und sich freuen, daß, auf verschiedenen Wegen der Betrachtung umschritten, der Gegenstand um so klarer erschaut, um so vielseitiger dargestellt werde.

Freiburg i. B. R. Woerner.

---

# Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag.

---

## Zeitschriften.[1]

### Philologische und literarhistorische Zeitschriften.

**Jahresbericht** über die **Erscheinungen** auf dem **Gebiete** der **germanischen Philologie.** 23. Jahrgang 1901. Erste Abteilung.

I. Schayer S. mit Beiträgen von J. Luther, Geschichte der germanischen Philologie. A. Biographie. B. Encyklopädie und Bibliographie. — II. Boetticher G., B. Allgemeine vergleichende Literaturgeschichte. — V. Deutsch in seiner Gesamtentwicklung. A. Bethge R., Grammatik. B. Saran F., Metrik. C. Boetticher G., Literaturgeschichte. — VIII. Schayer S., Neuhochdeutsche Sprache. A. Grammatik. B. Wortkunde. C. Namenkunde. D. Geschichte der Schriftsprache und des Stils. E. Aussprache, Schrift, Zeichensetzung. — IX. Bolte J. und J. Luther, Neuhochdeutsche Literatur. A. Literaturgeschichte. B. Denkmäler. — X. Meyer H., Deutsche Mundartenforschung. A. Allgemeines. B. Einzelne ober- und mitteldeutsche Mundarten.

**Jahresberichte** für **neuere deutsche Literaturgeschichte.**

9. Band (Jahr 1898). 3./4. (Schluß-)Abteilung. IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 2. Sauer A., Lyrik. 1897, 1898. — IV, 5 b. Kronenberg M., Geschichte der Wissenschaften. — IV, 8 b. Strack A., Goethes Leben. — IV, 8 c. Pniower O., Goethes Lyrik. — IV, 8 d. Alt C., Goethes Epos. — IV, 8 e. Weißenfels R., Goethes Drama.

10. Band (1899). 2. Abteilung. I. Allgemeiner Teil. — I, 2. Reifferscheid A., Geschichte der deutschen Philologie. 1898, 1899. — I, 4. Stötzner P., Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens. — I, 5. Golther W., Geschichte der neuhochdeutschen Sprache. — I, 6. Saran F., Metrik. 1898, 1899. — I, 7. Stiefel A. L., Stoffgeschichte. 1898, 1899.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 1. Allgemeines. a) Stern A., Literaturgeschichte (Nr. 73 Paudlers Leipaer Dichterbuch enthält keine Dialektgedichte). — b) Brandenburg E., Politische Geschichte. — IV, 9. Müller E., Schiller. — IV, 10. Walzel O. F., Romantik. — IV, 11. Elster E., Das junge Deutschland. 1896, 1897, 1898.

---

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1902 zu ergänzen.

**Jahrbuch** der **Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.** 38. Jahrgang.

Schick J., Die Entstehung des Hamlet. Festvortrag.

Zollinger O., Ein französischer Shakespeare-Bearbeiter des 18. Jahrhunderts. — Louis-Sébast. Mercier. S. 102/6 Chn. Fel. Weißes „Romeo und Julie" (1767) zum Teil wörtlich übersetzt in Merciers „Les Tombeaux de Vérone" (1782), wahrscheinlich unter Benutzung einer älteren französischen Bearbeitung. Die d'Ozincourtsche kann nicht Merciers Hauptquelle sein.

Münch W., Shakespeare-Lektüre auf deutschen Schulen.

Fresenius A., Der getanzte Shakespeare. — Bearbeitungen Hamlets, Macbeths, des Sturms und des Sommernachttraums als Ballette.

Meyer C. F., Englische Komödianten am Hofe des Herzogs Philipp Julius von Pommern-Wolgast. — Nach den auf dem königl. Staatsarchiv zu Stettin aufbewahrten Akten des alten herzoglichen Archivs in Wolgast. Die des städtischen Archivs konnten nicht benutzt werden. Mitgeteilt werden unter anderm je ein Brief des Hofpredigers Gregorius Hagius an den Herzog, die Herzogin-Mutter und die herzoglichen Räte (1606 August) und drei Bittschriften englischer Komödianten (Richard Jones, Johann Kostreßen, Robert Dulandt und Richard Farnaby) aus den Jahren 1623 und 1624.

Conrad H., Grundsätze und Vorschläge zur Verbesserung des Schlegelschen Shakespeare-Textes. I. — 1. König Johann.

Westenholz F. P. von, Vischer: Shakespeares Macbeth .. übersetzt.

Dibelius W., Zeitschriftenschau.

Wechsung A., Statistischer Überblick über die Shakespeare-Aufführungen der deutschen und einiger ausländischen Theater. 1901.

Schröder R., Shakespeare-Bibliographie 1901. Mit Nachträgen zur Bibliographie .. 1865—1900.

**Goethe-Jahrbuch.** 23. Band.

I. Neue Mitteilungen. 1. Aus dem Goethe- und Schiller-Archiv: Schöll F., Ein Brief Goethes an Friedrich Preller [1829 Dezember] nebst Briefen Prellers, einem an Carl August, fünf an Goethe und neun an A. Kestner: 1822/52. [Nachwort C. Rulands über Prellers Zeichnung Goethe auf dem Todtenbette]. — 2. Aus dem Goethe-National-Museum: Ruland C., Aus Goethes Schreibtisch: Carl August, Großherzogin Luise, Großfürstin Maria Paulowna, König Ludwig von Bayern, Friederike Herzogin von Cumberland, Frau Antonie Brentano, Graf Reinhard und Clementine Cuvier an Goethe [Goethe-Erinnerungen des Großherzogs Carl Alexander:] Diktat. Eigenhändige Niederschrift. — 3. Verschiedenes. Zwei Briefe Goethes mit einem Briefe Carl Augusts: Hoffmann-Krayer E., An Verlohren (1811 Februar 28). S. 70 Schilderung Goethes von Baron Andreas Adolf Merian 1810; Witkowski G., An Carl August nebst dessen Antwort (1818 Juli 14). — Geiger L., Briefwechsel zwischen Heinrich Meyer und K. A. Böttiger. Zur Würdigung Heinrich Meyers.

II. Abhandlungen. 1. Vogel Th., Zu Goethes Urteilen über Schiller. — 2. Krauß R., Schubart und Goethe. — 3. Kruse G. R., Goethe und die Lortzings [Albert, Friedrich, Beate und Karoline Lortzing]. — 4. Morris M., Mephistopheles. II. — 5. Dalmeyda G., Goethes Tasso und Vignys Chatterton. — 6. Funck H., Zu Lavaters Goethe-Bildnissen.

III. Miszellen, Chronik, Bibliographie: Miszellen. A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken. 1. Weizsäcker P., Zwei Blätter aus Goethes Labores iuveniles. — 2. Weizsäcker P., War Götz von Berlichingens eiserne Hand die rechte oder die linke? [letzteres]. — 3. Kluge F., Faust II. v. 6235 ff. — 4. Kluge F., Zum „Schwager Kronos". — 5. Petsch R., Zum „Schwager Kronos". — 6. Petsch R., Zu „Mahomet". — 7. L. G., Zum Gedicht „Schneidercourage". — 8. L. G., Ein französischer Aufsatz über Hermann und Dorothea [von Joh. Gfr. Schweighäuser.

Vgl. Goedeke² 7, 521, 12. ¹)]. — 9. Kluge F., Wanderjahre III, 12 (= Werke 25, I, 217). — 10. Morel L., Goethes Gelegenheitsverse an eine Genferin [Marie Duval „Glücklich Land, allwo Cedraten"]. — 11. Oettingen W. von, Eine Goethe-Statuette. — 12. L. G., Goethes Kurzsichtigkeit. — 13. Cohn H., Goethe über den Impfzwang. — 14. Obser K., Goethe in Straßburg. — 15. Froitzheim J., Zum Straßburger Freundeskreise Goethes [Joh. Meyer aus Lindau]. — 16. Nuß, Goethe in Teplitz 1810. — 17. L. G., Goethe und Carl Maria von Weber. — 18. L. G., Zu Goethe in Dresden 1813. (Vgl. Goethe-Jahrbuch XX, 47, 86.) — 19. Obser K., Bei Goethes 80. Geburtstag. — 20. Distel Th., Falsche Nachricht von Goethes Tod (1830). — 21. Distel Th., Eine Goethe-Gedächtnisfeier in Darmstadt 1832. — B. Nachträge und Berichtigungen.

Chronik. Suphan B., Carl Christian Redlich (1832—1900). — Meyer R. M., Eugen Joseph (1854—1901). — Frenzel K., Hermann Grimm (1828—1901). — Meyer R. M., Heinrich Düntzer (1813—1901): Aus der „Nation" 1901/2 Nr. 12. S. 184 f.

Bibliographie. Bericht der Redaktoren und Herausgeber [der Weimarer Ausgabe].

Paulsen F., Goethes ethische Anschauungen. Festvortrag.

**Zeitschrift** für **deutsche Philologie.** 34. Band.

Heft 1. Witkowski G., von Stockmayer: Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts.

Fischer H., Müller: Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken.

Hauffen A., Petsch: Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels.

Panzer F., Kopp: Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit; Uhl: Das deutsche Lied; Bruinier: Das deutsche Volkslied.

Steig R., Ranftl: Ludw. Tiecks Genoveva.

Meier J., Züricher: Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern.

Meyer R. M., Boucke: Wort und Bedeutung in Goethes Sprache.

Heft 2/3. Vogt F., Karl Weinhold. — S. 144 Gutachten Jakob Grimms über Zacher und Weinhold (1848 Juni 7), der Breslauer philosophischen Fakultät erstattet. — S. 153 f. Karl von Holteis Beziehungen zu Weinhold.

Englert J., J[oh.] Engerds Übersetzung von J[oh.] Aurpachs „Odae Anacreonticorum" [Original: Monaci 1570. Übersetzung: Ingolstadii 1584].

Golther W., Wilhelm Hertz. — Mit Schriftenverzeichnis.

Kauffmann F., Baier: Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an G. F. Benecke. — S. 401/4 acht bis dahin ungedruckte Briefe von Benecke an Moritz Haupt (1839/42).

Meyer R. M., Deetjen: Immermanns „Kaiser Friedrich 2."; Castle: Nik. Lenau.

Jellinek M. H., Zu Theobald Hock. — Anknüpfend an Goetzes Artikel in den nachfolgend verzeichneten „Beiträgen".

**Beiträge** zur **Geschichte** der **deutschen Sprache** und **Literatur.** XXVII. Band.

Heft 1. Goetze A., Zu Theobald Hoeck.

Heft 2. Franck J., Alte Orthographie und moderne Ausgaben.

**Zeitschrift** für **deutsches Altertum** und **deutsche Literatur.** 46. Band.

Heft 1/2. Herrmann M., Die Überlieferung des Liedes vom hürnen Seyfried. — Zusammenstellung des bisher bekannten Materials. — 1. Die Bilder. — 2. Die Texte. — 3. Das Ergebnis.

Stickelberger H., Zum Lied und zum Volksbuch von Herzog Ernst. — Das Basler Volksbuch (1610) und ein in Burgdorf vorhandener Druck des Liedes, der nicht über die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückweist. Der Text des letzteren mit Haupts Abdruck kollationiert.

Köster A., Deutsche Daktylen.

**Anzeiger** für **deutsches Altertum** und **deutsche Literatur.** XXVIII.
Heft 1/2. Steinmeyer, Baier: Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an G. F. Benecke. — Mit Berichtigungen und Ergänzungen.

Hauffen A., Hoffmann-Prahl: Unsere volkstümlichen Lieder.[4] — Mit Nachträgen. S. 63 f. Statistisches. S. 66 ff. zur Definition des Begriffs „Volkstümliche Lieder".

Hirsch F. E., Stockmayer: Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts; Carrington: Die Figur des Juden in der dramatischen Literatur des 18. Jahrhunderts.

Köster A., Minor: Goethes Faust.

Wackernell J. E., Müller: Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken.

Minor J., Heilborn: Novalis Schriften; Heilborn: Novalis der Romantiker. — Umfangreiche eindringende Rezension. S. 109 ungedruckter Brief Frdr. von Schlegels an Reimer (1827 März 19).

Strauch Ph., Zur Geschichte der deutschen Philologie. Briefe an B. J. Docen. — G. F. Benecke über B. J. Docen (1829 Februar 22). — Briefe an Docen von: W. F. H. Reinwald (Oktober 1807), J. und W. Grimm (1813 Juli 18), J. Ch. Siebenkees (Landshut 1813 November 13), K. F. L. Arndt (Ratzeburg 1815 März 15), J. A. Zeune (Berlin 1815 Mai 1. 1818 Juni 6), K. Th. Gemeiner (1815 Juli 17), G. F. Benecke (Göttingen 1816 März 29), F. D. Gräter (Hall 1816 November 18), K. Lachmann (Königsberg 1820 Juni 15. November 1. Berlin 1825 August 14. September 23), H. A. Hoffmann (von Fallersleben: Breslau 1824 März 2), J. von Laßberg (Heiligenberg 1826 Junius 2), F. H. von der Hagen (Berlin 1828 August 19).

Wrede F., Berichte über G. Wenckers Sprachatlas des Deutschen Reichs. XIX. — 82. Schreien (Satz 22). 83. Schneien (Satz 2). 84. Bauern (Satz 37).

Heft 3. Baesecke G., Drescher: Arigo, der Übersetzer des Decameron. — Ergebnis: Der Übersetzer war „ein Deutscher, nach der Sprache ein Nürnberger, volkstümlich, ungelehrt, ein Mann mit kanzlistischen und theologischen Gewöhnungen und Interessen, vielleicht ein Mönch, kein Bettelmönch, vielleicht von Wyle und seinem Kreise beeinflußt, ein Heinrich, nicht Heinrich Leubing.

Steinmeyer, Kippenberg: Die Sage vom Herzog von Luxemburg.

Jellinek A. L., May: Die Behandlungen von der Sage von Eginhard und Emma.

Devrient H., von Komorzynski: Emanuel Schikaneder.

Berdisch A., Moser: Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers; Kraeger: C. F. Meyer.

Literaturnotizen. Werner R. M., Suphan: Allerlei Zierliches von der alten Excellenz. — Keiper W., Reinhard: Schillers Einfluß auf Theodor Körner; Richter: F. Freiligrath als Übersetzer.

**Zeitschrift** für den **deutschen Unterricht.** 16. Jahrgang.

Heft 1. 2. Wünsche A., Die Pflanzenfabel in der neueren deutschen Literatur. — I. Die Pflanzenfabel im Unterschiede von der Tierfabel. — II. Die Pflanzenfabel in der vorklassischen Zeit: Hagedorn, Haller, Gleim, Gellert, Lichtwer, Pfeffel, Zachariä, Willamov, Ludw. Meyer von Knonau, Dan. Wilh. Triller, „[Neue] Fabeln und Erzählungen" von P. [K. M. W. Petermann. Vgl. Goedeke[2] 4, 45, 13] Coburg 1754 [1756], Fabeln und Erzählungen u. s. w. Köln am Rhein 1759, Gtlo. Wilh. Burmann, Frdr. Karl Frh. von Moser. — III. Die Pflanzenfabel in der klassischen und nachklassischen Zeit: Fabelsammlungen von Lessing, Abraham Emanuel Fröhlich (S. 77/90), Julius Sturm, Otto Weddigen; Einzelne Fabeln von: Friedrich Rückert, E. M. Arndt, H. Heine, Just. Kerner, Lebr. Dreves, Frdr. von Sallet, Fr. Förster, Adolf Stöber, Frdr. Güll, Gust. Theod. Fechner, Wilh. Curtman, Ferd. Naumann, Ludw. Pfau und anderen.

Heft 1. Sprechzimmer. Löschhorn K., Zu Schillers politischen Ansichten.

Löschhorn K., Erwiderung [Schillers „Ring des Polykrates"].

Heft 2. Matthias Th., Herder-Satyros.

Sprechzimmer. Schmidt K., Schweizerdeutsch. — Weidling F., Zu XV, 726 f. der Zeitschrift [Fremdwörter in der Kölner Mundart]. — Nestle E., Die Präposition ob mit Genitiv.

Heft 3. Schwarze W., Ein sächsischer Pädagog [Richard Richter † 1901].

Heft 3. 5/6. Keiper Ph., Imperativische Namen.

Heft 3. Lange E., Heinrich Kruse [† 13. Januar 1902] als Dichter.

Sprechzimmer. Schnupp W., Zu dem Aufsatze „Warum erleidet Emilia Galotti den Tod?" (Zeitschrift XV, 703 f.). — Scheil G. [Schillers Ring des Polykrates]. — Söhns F. [Schillers „Munter fördert seine Schritte". Zeitschrift XIV, 664]. — Schmidt K., Weitere Beispiele volkstümlicher Onomatopoesie, vgl. XV, 208 f.

Heft 4. Boll H., Eine Rudolf Hildebrand-Erinnerung. — Brief Hildebrands an Boll (1886 Juni 20).

Söhns F., Volksetymologische Plaudereien. Erweiterungen und Ergänzungen zu Andresens deutscher Volksetymologie.

Bräutigam L., Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unserer Zeit. Vorträge, gehalten von A. Kalthoff.

Seidl A., Wieder einmal Goethes Egmont.

Römpler, Fragwörter — Wortklassen.

Sprechzimmer. Wilhelm F., Zu Annette von Droste-Hülshoff [„Die Vergeltung"]. — Sprenger R., Zu Rückerts Männlein in der Gans; Zu Kleists Hermannsschlacht; Zu Gellerts Till; Zu Brentanos Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl; Zu Goethes „Der getreue Eckart"; Zu Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande. — Heintze A., Zu den Aufsätzen von W. Schwarz über Eigennamen im Deutschen (Zeitschrift XV, 167 f.). — Glöde O., Windeweh. Zu Zeitschrift XIII, 140 f.

Klee G., Meyer: Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte. — Mit Berichtigungen und Nachträgen.

Glöde O., Böhrig: Die Probleme der Hebbelschen Tragödien; Gudopp: Dramatische Aufführungen auf Berliner Gymnasien im 17. Jahrhundert.

Heft 5/6. Reichel W., Deutsche Art in deutschen Versen. Offener Brief an das Überbrettl.

Steffen E., Uhlands „Lerchenkrieg".

Esymant P., Friedrich der Große und das deutsche Schrifttum.

Lyon O., Eine neue Zeitschrift für höhere Schulen [Monatsschrift für h. Sch.].

Ladendorf O., Altes und Neues über Magnus Gottfried Lichtwehr.

Sprechzimmer. Draheim H., Goethes Wandelnde Glocke in Loewes Komposition. — Sprenger R., Zu Grimms Märchen „Hänsel und Grethel". — Schuller H., Zur Betonung einiger Stellen in Schillers Prolog zum Wallenstein; Die Mundart, ein Mittel, auf frühere Gestalt der Wortstämme zu schließen. — Glöde O., Überall = überhaupt.

Sahr J., Grisebach: G. A. Bürgers Werke.[5] 1894.

Diestel, Gräf: Goethe über seine Dichtungen.

### Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte.

Band 2. Heft 1. Zeidler J., Romeus Capelletus et Julietta. Ein Zeugnis für „Romeo und Julie" in der Jesuitenliteratur. — Masenius (vgl. Euphorion 6, 345) empfahl in der „Palaestra Eloquentiae Ligatae" (Nova editio 1664. S. 95) den Stoff zur dramatischen Bearbeitung.

Stanger H., Der Einfluß Ben Jonsons auf Ludwig Tieck. Ein Abschnitt aus Tiecks Leben und Dichten. II. Der „Anti-Faust" 1801.

Jellinek A. L., Konradin-Dramen. — Vermehrt die in Gabriels „Friedrich von Heyden" zusammengestellte Liste.

Röttecken H., Stern: Einfühlung und Assoziation in der neueren Ästhetik.

Jantzen H., Nagl-Zeidler: Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. 1. Band. — Nennt das Erscheinen des Werkes, anderen Urteilen gegenüber, sachlich zweifellos berechtigt.

Sulger-Gebing E., Johann Jakob Bodmer. Denkschrift .. herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. — Am Schlusse seiner eingehenden Besprechung wünscht der Referent noch zwei weitere Abhandlungen „Bodmer und die antiken Literaturen" und „Bodmer und die altdeutsche Literatur."

Heft 2. Stiefel A. L., Zu den Quellen der Fabeln und Schwänke des Hans Sachs. I. — Einer Antikritik der V. Michelsschen Rezension seiner „Hans Sachs-Forschungen" (Anzeiger für deutsches Altertum 27, 49) schließt Stiefel Untersuchungen über H. Sachsens Verhältnis zu den Gesta Romanorum an.

Tardel H., Gerhart Hauptmanns „Schluck und Jau" und Verwandtes.

Schladebach K., Tennysons und Wildenbruchs Haroldsdramen.

Stanger H., Zu den Romantikern. — I. Vermutet, daß Schlegel den Namen „Lucinde" Tiecks „William Lovell" entnommen habe. — II. Name und Charakter des Tieckschen „Lovell" weist auf Ben Jonsons „The New Inn".

Bassermann A., Pochhammer: Dantes göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet.

Caro J. [Über die Veranlassung von Al. von Humboldts sibirischer Reise. Vgl. „Studien" 1, 390].

Heft 3. Petzet E., Goethe und Macco. Mit Briefen von Alexander Macco und Friedrich von Müller. — Maler Macco (geb. 1767, † um 1852). Lieferte eine Ölskizze des „Charon", auf den Goethe die Maler hingewiesen hatte. Briefwechsel mit Kanzler Müller. Goethe an Macco (1824 Juni 15), bereits „Grenzboten" 1874 II, 1, 189 f. gedruckt, hier jedoch nach dem Original berichtigt. Macco an Goethe (1824 Mai 17. Juli 11. 1828 September 30). S. 299 An Macco („O schöner Traum, wer ruft dich mir in's Leben"), wahrscheinlich von Kanzler Müller verfaßt.

Heidenheimer H., Uhlands „Des Sängers Fluch" und „Reuchlins Triumf". Eine Frage an die schwäbischen Literarhistoriker. — „Was er spricht, ist Geißel und was er schreibt, ist Blut" sei möglicherweise Reminiszenz an eine ähnlich lautende Stelle in des Eleutherius Byzenus Triumphus Reuchlini (1518).

Golz B., Hebbel: Sämtliche Werke .. besorgt von R. M. Werner, 1/5. Band; Hebbels Briefe herausgegeben von R. M. Werner; Piper: Beiträge zum Studium Grabbes.

Menne K., Brand: Müller von Itzehoe.

Heft 4. Sulger-Gebing E., Ein Zeugnis deutscher Dantekenntnis im 17. Jahrhundert. — Abdruck einer deutschen Behandlung des Inferno, „die nach einer kurzen Vita für jeden Gesang eine knappe Inhaltsangabe und außerdem für eine ganze Reihe von Gesängen auch allegorische Deutungen beibringt". (Handschrift in Wolfenbüttel; aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhundert.)

Neubauer K., Zur Quellenfrage von Andreas Gryphius' „Cardenio und Celinde". — Die zweite Novelle „La fuerça del desengaño" in Juan Perez de Montalvans Sammlung „Successos y prodigios de amor" (Madrid 1624), die Gryphius vermutlich aus der italienischen Übersetzung von P. D. B. Cialdini (Venedig 1628) kennen lernte und benutzte.

Tielo A. K. T., M. von Strachwitz' „Romanzen und Märchen". — 1. Ein Faustschlag. 2. Rolands Schwanenlied. 3. Richard Löwenherz' Tod. 4. Herrn Winfreds Meerfahrt. 5. Das Elfenroß. 6. Ballgeschichte. 7. Wie der Junker Ebbelin die Nürnberger foppen tät. 8. Gute Jagd. 9. Ein Märchen.

Stiefel A. L., Hans Sachs und der Ritter vom Thurn.

Pollak V., Arnold: Geschichte der deutschen Polenliteratur.
Piillet A., Kippenberg: Die Sage vom Herzog von Luxemburg.
Golther W., Benedict: Die Gudrunsage.
Dessoff A., Tardel: Die Sage von Robert dem Teufel.
Heft 1/4. Jellinek A. L., Bibliographie.

**Zeitschrift** des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.** 17. Jahrgang.

Nr. 1. Bruns K., „Juristenstil".

Scheffler K., Zentralbahnhof oder Hauptbahnhof? — Für letzteres. Dazu A. Blum in Nr. 4.

Nr. 2. Z., Die Sprache des neuen Zolltarifgesetzes. — Vergleiche Nr. 3, Spalte 72 f.

Polzer A., Theodor Vernaleken. Ein Gedenkblatt zu seinem neunzigsten Geburtstage. 28. Januar.

Heilig O., Noch einmal Rüppur. — Zur Etymologie dieses Dorfnamens = Haus im Ried (riotbur).

Kleine Mitteilungen. Pennsylvania-Deutsch im amerikanischen Eisenbahndienst.

Der „trockene" Schaumwein. — Sec irrig „trocken", statt „herb" übersetzt.

Nr. 3. Matthias Th., Goethe und die Fremdwörter nach den Neubearbeitungen seiner Werke. — Dazu E. Nestle in Nr. 9, Spalte 254 f.

Reichel W., Folgen des papiernen Stils.

Nr. 4. Brunner A., Ein lustiger Aufsatz J. A. Schmellers. — Auszug aus dem unter dem Decknamen Jean Louis Allemand in den „Erheiterungen" (Aarau, Sauerländer. 1812. 2. Jahrgang. 1, 558/66) erschienenen Aufsatze Schmellers „Höchstimportantes linguistisches Projekt", der die Fremdwörtersucht der Deutschen verspottet.

Engel A., Die Rache des Sprachgeistes. — Beispiele dafür, „daß dem Fremdwort häufig der sich mit ihm deckende deutsche Ausdruck hinzugefügt wird und auf diese Weise ungewollte . . Doppelbezeichnungen zu Tage treten". Guerilla-Krieg = Kleinkrieg-Krieg u. s. w. Dazu Nr. 7/8. Spalte 209/11.

Nestle E., Der rote Faden. — Gedankenlosigkeiten beim Gebrauche dieses Bildes.

Rauter G., Deutsch-Französisches aus Belgien.

Scheffler K., Kaltschmidt-Lehnert: Deutsches Wörterbuch. — Mit Einwänden.

Nr. 5. Eine ernste Gefahr für Deutsch-Südwestafrika. — Sprachverwilderung durch Einmengen holländischer Wörter. Dazu O. Streicher in Nr. 6, Sp. 170 f.

Dünger H., Crematist, Crematistik.

Nr. 6. Kr., Heeressprache und Klassikerübersetzung.

Dunger H., Schlein haben, Schwein haben, Schleim haben auf jemand.

Nr. 7/8. Brenner O., Was dürfen wir von der besten Rechtschreibung fordern?

Nr. 7/8. 9. Äußerungen und Aussprüche über die deutsche Sprache in ungebundener Rede. — Von J. G. Herder, Jak. Grimm, Geo. Curtius, Fr. Th. Vischer, Wilh. Raabe, Alex. Herculano, Frdr. Ldw. Jahn.

Nr. 7/8. Sprenger R., Mauke (Obstversteck) und Verwandtes.

**Wissenschaftliche Beihefte** zur **Zeitschrift** des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.** Vierte Reihe.

Heft 21. Martin E., Zur Geschichte der deutschen Sprache. Festvortrag. — Über Bedeutungswandel und die ihn veranlassenden Triebkräfte.

Matthias Th., Lessing auf den Bahnen des Sprachvereins.

Pietsch P., Dem Andenken Karl Weinholds († 15. August 1901).

**Zeitschrift** für **deutsche Wortforschung.** 3. Band.

Heft 1/2. Steglich W., Über die Ersparung von Flexions- und Bildungssilben bei kopulativen Verbindungen.

Materialien zur neuhochdeutschen Wortbildung. 2. Baumgartner E., Die neuhochdeutschen Adverbia auf -lings.

Fabricius W., Zur Studentensprache. — In der Einleitung S. 91 ff. wird der wahre Verfasser von J. Vollmanns burschikosem Wörterbuch (1846), einer sehr verdächtigen Quelle, enthüllt: es war der aus Grabs im Kanton St. Gallen stammende Johann Gräßli, der 1839/41 das Wetzlarer Gymnasium besuchte und im Sommer 1841 in München die Rechte studierte.

Albert P. P., Badener oder Badenser?

Kluge F., Kneipe.

Weise O., Firlefanz, Quirlequitsch, Tripstrille.

Stosch J., Müdling.

Hintner V., Troje Tribweg, Viehweg, Viehtrib.

Sprenger R., Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz.

Goetze A., Gleich.

Gombert A., R. Arnold über R. Meyers Vierhundert Schlagworte.

Heft 3. Gombert A., Noch einiges über Schlagworte und Redensarten.

Goetze A., Lutherisch.

Stosch J., Tölpel. (Nachtrag zu Zeitschrift 2, 294 ff.)

Wunderlich H., Schriftsteller.

Behaghel O., Die Stammformen des Wortes klein; Metze = leichtfertiges Weibsbild.

Singer S., Beiträge zur vergleichenden Bedeutungslehre.

Bilfinger G., St. Veitstanz.

Weise O., Worterklärungen. — 1. verpfuschen, verfumfeien. 2. Federfuchser; es fuchst mich. 3. Mädchenhengst, Mädchenfist. 4. Mutterseelenallein.

Hintner V., slegikar, Butterfaß, Butterkübel.

Müller C., Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz.

Sprenger R., Kleine Beiträge.

Beiheft zum 3. Band. Göpfert E., Die Bergmannssprache in der Sarepta des Johann Mathesius.

**Zeitschrift** für **hochdeutsche Mundarten.** 3. Jahrgang.

Heft 1/2. Brandstetter R., Die Mundart in der alten Luzerner Dramatik. Ein Beitrag zur Methodik der mundartlichen Forschung. — Auch als Ergänzung zu Brandstetters „Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart“.

Hoffmann-Krayer E., Suffix-is, -s in schweizerischen Mundarten. — I. -us. II. -inez, -enez. III. -en(n)es. IV. Adverbien. V. Vereinzeltes.

Weise O., Ad calendas Graecas und Verwandtes. — Redensarten für Unmögliches.

Unseld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten. (Fortsetzung.)

Weber H., Wörtersammlung von Eichstätt und Umgebung.

Hertel O. und L., Die Pfersdorfer Mundart. A. Lautlehre.

Meisinger O., Lotekhölisch. Ein Beitrag zur Kenntnis der fränkischen Händlersprache. — Beruht auf Erkundigungen des Verfassers in seinem Heimatsorte Rappenau und dessen Umgebung. Den Grundstock des Wortschatzes bilden hebräische Wörter, die ganz nach Art der deutschen behandelt werden, daneben finden sich altdeutsche und lateinische. — Dazu S. 319.

Heft 1/2. 3. 4/5. Gartner Th., Fremdes im Wortschatz der Wiener Mundart. — Entlehnungen aus dem Schrift- und Gebildetendeutsch, aus dem Romanischen, Slavischen, Magyarischen und Jüdischen.

Heft 1/2. Wäschke H., Kahl: Deutsche mundartliche Dichtungen.

Weber H., Pautsch: Grammatik der Mundart von Kieslingswalde.

Wunderlich H., Weise: Syntax der Altenburger Mundart.

Heft 3. Bohnenberger K., Von der Südostecke des Schwäbischen.

Hintner V., Mundartliches aus Tirol.
Heilig O., Aus badischen Ortsnamen.
Weise O., In die Wicken gehen, flöten gehen und Verwandtes. — Dazu S. 319 f.
Heft 4/5. Schöner G., Spezialidiotikon des Sprachsatzes von Eschenrod (Oberhessen). — S. 265/72 Einzelne Kinderspiele.
Gerbet E., Mundartprobe aus dem Übergangsgebiet vom Erzgebirgischen zum Vogtländischen.
Weise O., An dem ist kein gut Haar [= der ist rothaarig = falsch].
Weise O., Das Suffix-s in mitteldeutschen Mundarten.
Haldimann Hedw., Die Sprache des Hans Rudolf Manuel.
Holder A., Gustav Seuffer †. — Geb. 1835, † 1902.

**Chronik** des **Wiener Goethe-Vereins.** XVI. Band.

Nr. 1/2. Horner E., Die erste Aufführung der „Iphigenie" in Wien. Vortrag. — Im Burgtheater 1800 Jänner 7, mit Betty Rooje als Iphigenie.
Guglia E., Ein Engländer [George Jackson] über Goethe 1813.
Die „English Goethe Society".
Nr. 3/4. Weilen A. von, „Proserpina". Vortrag.
Arnold R. F., Zur Erklärung einer Goethischen Textstelle. — „Serbische Volkslieder": (Hempel) 29, 581, 32. Die Verweisung bezieht sich auf Talvj Volkslieder der Serben" 1, 51 (nicht 1, 33).
Nr. 5/6. 7/8. Buck H., Handschriftliches aus dem Westöstlichen Divan, mitgeteilt. — Faksimile zweier Gedichte (Prooemion: Weimarer Ausgabe I. 3, $73_{1-14}$; „Vom Himmel steigend Jesus bracht'": I. 6, 235), die J. P. Eckermann an die Königin Friederike von Hannover sandte. Die zwei Briefe Eckermanns an die Königin nebst deren Antwort (1838) werden abgedruckt.
Nr. 7/8. Schmidt E., Lotte Kestner und [Ant. Matthias] Sprickmann.
Nr. 9/10. Brandes A., Auf Goethes Spuren von Verona bis Rom. Vortrag.
Arnold R. F., Wilhelm Meisters Meisterjahre. — Pustkuchen, dem dies 1824 erschienene Werk unter anderm auch von Goedeke zugeschrieben wird, ist nicht der Verfasser. Er lehnte die Autorschaft entrüstet ab (Zeitung für die elegante Welt 1824 Nr. 184).
Meyer R. M., Cardinal Consalvi in Goethes „Faust" [II, V. 7003/4].
Jellinek A. L., Goethe-Bibliographie 1902.

**Monatsblätter** für **deutsche Literatur.** 6. Jahrgang.

Heft 4. 5. Wünsche A., Die hervorragendsten Mädchen- und Frauengestalten in Gottfried Kellers Romanen und Novellen.
Heft 5. Meerheimb H. von, Einiges über „Schreiben und Gedrucktwerden".
Jenny E., Goethe-Feinde um 1830.
Promber O., Daniel Sanders als Spruchdichter.
Heft 6. Schröder L., Gustav Frenssen.
Knodt K. E., Ein Elsässer Poet.
Benzmann H., Marie Eugenie delle Grazie.
Heft 7. Knodt K. E., Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.
Heft 7. 8. Wünsche A., Die Poesie des Todes im deutschen Soldatenliede.
Heft 7. Busse C., Bismarck und die deutsche Dichtung.
Baumgarten B., Religion und Dichtung.
Heft 8. Strauß-Torney L. von, Die Masken des Todes.
Heft 9. Schröder L., Heinrich Seidel. Ein Gedenkblatt zu seinem 60. Geburtstage.
Promber O., Alice Freiin von Gaudy.
Heft 11. Promber O., Nikolaus Lenau.
Kolbe E., Goethes Gretchen und Klärchen.

Heft 12. Löser L., Wilhelm Raabe.
Girschner W., Friedrich Hebbel.

**Archiv** für das **Studium** der **neueren Sprachen** und **Literaturen.** 108. Band. (Neue Serie 8. Band.)

Heft 1/2. 3/4. Bleich E., Die Märchen des Musäus, vornehmlich nach Stoffen und Motiven.

Heft 1/2. Kleine Mitteilungen. Ritter O., Zu Goethes Sprüchen in Prosa; P. Heyse und R. Burns. — Geiger L., Ein Brief Macaulays [an Adolf Stahr].

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen: vom 26. März 1901 Cornicelius über Ulrich Hegner; 26. April Mackel über Wesen und Entstehung der Dialekte.

Jellinek A. L., Kuhnau: Der musikalische Quack-Salber. Herausgegeben von K. Benndorf.

Brandl A., Joh. Jak. Bodmer. Denkschrift.

Meyer R., Frdr. Hebbel: Sämtliche Werke .. besorgt von R. M. Werner.

Heft 3/4. Meyer R. M., Harnack: Geschichte der K. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Walzel O. F., Komorzynski: Emanuel Schikaneder.

Petsch R., Neue Literatur zur deutschen Volkskunde.

**Die neueren Sprachen.** 9. Band.

Heft 10. Kester F. F., Deutsch-Amerikanisch. Eine Sprachstudie.

**Literaturblatt** für **germanische** und **romanische Philologie.** 23. Jahrgang.

Nr. 1. Lambel H., Uhl: Die deutsche Priamel.

Nr. 2. Minckwitz M. J., Betz: La littérature comparée.

Harnack O., Pomezny: Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts.

Nr. 3/4. Bahder K. von, Drescher: Arigo.

Köhler W., Thiele: Luthers Sprichwörtersammlung.

Petsch R., Friedrich Hebbel: Sämtliche Werke .. besorgt von R. M. Werner.

Nr. 5. Reuschel K., Uhl: Das deutsche Lied.

Nr. 6. Schuchardt H., Martinak: Psychologische Untersuchungen zur Bedeutungslehre.

Löschhorn, Waag: Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes.

Günther L., Kluge: Rotwelsch.

Nr. 7. Gaehde Ch., Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart.

Nr. 8/9. Schuchardt H., Finck: Der deutsche Sprachbau.

Petsch R., Wörner: Fausts Ende.

**Modern Languages Notes.** Vol. XVII.

No. 1. Heller O., Keller: Romeo und Julia auf dem Dorfe. Edited .. by W. A. Adams.

Allen Ph., Lewis and Zschokke [„Abellino"].

No. 2. 3. Thieme H. P., The development of Taine criticism since 1893.

No. 2. Hohlfeld A. R., Schiller's Wallenstein. — Besprechung der zwei 1901 in New-York erschienenen Ausgaben von M. Winkler und W. H. Carruth.

Becker H. K., Bonafous: Henri de Kleist.

No. 3. Hoyt P. C., The nineteenth annual meeting of the Modern Language Association of America. — I. Literature. a. German.

Shumway D. B., Notes on the life and poems of Anna Margaretha Pfeffer. — Die dürftigen biographischen Daten bei Goedeke² 3, 329 werden berichtigt (Geburtsjahr 1679, nicht 1689) und ergänzt und über die handschriftlich

auf der Göttinger Bibliothek erhaltenen meist geistlichen Dichtungen der Pfefferin unter Mitteilung von Proben eingehende Auskunft gegeben.

Batt M., Contributions to the history of english opinion of german literature. I. Gillies and the Foreign Quarterly Review. — Über Gillies 1827/8 darin erschienenen Rezensionen deutscher Dichtungen und Schriften.

No. 4. 5. Scholte Nollen J., Heine and Wilhelm Müller.

No. 5. Thieme H. P., Müller: Die Technik des romantischen Verses.

Hildner J. A. C., Lessing: Hamburgische Dramaturgie ed. by Ch. Harris.

No. 6. Ferguson R., Goldsmith and the notions ‚Grille' and ‚Wandrer' in Werthers Leiden.

Scholte Nollen J., Meyer: Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte. — Mit Berichtigungen und Ergänzungen.

**Museum. Maandblad voor Philologie en Geschiedenis.** 9de Jaargang.

No. 12. Koßmann E. F., Herrmann: Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

**Philologus.**

Müller A., Goethe und Epicharm.

**Svenska Literatursällskapets Tidskrift Samlaren.** XXII. 1901.

Wrangel E., Tysklands litteratur under 1700talet före Klopstock och dess förhållende till den svenska.

Borelius H., Gessners inflytande på svenska litteraturen.

**Beiblatt** zur **Anglia.** XIII. Band.

Nr. 1. Westenholz F. P. von, Heydrich: Otto Ludwig, Shakespeare-Studien. 2. Auflage.

Nr. 4. Gensel J., Brauchen wir eine neue deutsche Shakespeare-Ausgabe? — Ja. Vgl. Euphorion 8, 200. 815. 838. 839. 9, 228. — Nach S. 112 ist der Bearbeiter des „Hamlet" in Meyers Volksbüchern L. Seeger.

**Revue** de **Philologie Française** et de **Littérature.**

XVI. Baldensperger F., Une définition de la poésie romantique par Charles de Villers. — Dessen Brief an Millin im Magasin encyclopédique 1810. V, 5 ff. (September).

**Revue critique d'histoire** et de **littérature.** 36e Année.

No. 13. Fischer H., dictionnaire souabe II. III.

No. 14. Kittel, Humboldt et sa philosophie d'histoire.

Braig, Fr. Xavier Kraus.

---

**Zeitschrift** für **hebräische Bibliographie.** 1901. 5. Jahrgang.

Nr. 6. Steinschneider M., Zur Parabel von den drei Ringen.

**Indogermanische Forschungen.** Band XIII.

Heft 1/2. Meyer R. M., Zur Geschichte einiger linguistischer Hypothesen. — S. 130 f. Daniel Jenisch der eigentliche Entdecker des germanischen Akzentgesetzes (1796).

---

## Akademieschriften und Verwandtes.

**Abhandlungen** der **Königl. Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Göttingen.** Philologisch-historische Klasse. Neue Folge. Band V. Nr. 1.

Roethe G., Brentanos „Ponce de Leon", eine Säkularstudie. 1901.

Säkularstudie heißt die Abhandlung, weil Brentanos Ponce de Leon vor hundert Jahren in Göttingen fertig wurde und an Goethe abging. Diesem Lustspiele widmet Roethe auf dem Grunde der vorhandenen Vorarbeiten und eigener Studien eine eindringende und auf möglichste Vollständigkeit des Materials ab-

zielende Monographie. Nachdem er die allgemeinen historischen und speziellen Vorbedingungen für die Entstehung des Stückes angeführt hat, legt er die inneren Eigenschaften dar, indem er den Wortwitz und die Stilmittel des Dichters bespricht und mit zahlreichen Beispielen belegt. Durch Cardauns Märchen-Studie gelangte er glücklich zu der Nouvelle espagnole „Ponce de Leon" der Madame d'Aulnoy, die den Grundstock für das Stück hergegeben hat. Allerdings viel mehr als die äußere Geschichte hat Brentano nicht beibehalten, den eigentlichen Inhalt erfand er selber, wie in den nun folgenden Erörterungen über die Charaktere umso deutlicher hervortritt. Dann wird Brentanos Ponce mit gleichzeitigen Literaturerzeugnissen in Vergleich gestellt, und den Schluß macht eine Betrachtung der Wiener Bühnenbearbeitung und verunglückten Aufführung vom Jahre 1814 aus. Die umfangreiche Monographie ist in ihrer Art sehr lehrreich und zeigt, wie solche Aufgaben behandelt werden können. R. Steig.

**Nachrichten** von der Königl. **Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Göttingen.** Geschäftliche Mitteilungen.

1901. Heft 1. Kielhorn F., Max Müller.

Heft 2. Bericht des vorsitzenden Sekretärs über das hundertfünfzigjährige Jubiläum der Gesellschaft.

1902. Heft 1. Leo F., Zu Georg Kaibels Gedächtnis.

Frensdorff F., Karl Hegel.

**Göttingische gelehrte Anzeigen.**

163. Jahrgang. 1901. Nr. 9. Kolde Th., Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. 19. Band.

Nr. 10. Köster A., Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift.

Nr. 11. Kolde Th., Thiele: Luthers Sprichwörtersammlung.

Nr. 12. Walzel O., Herrmann: Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

164. Jahrgang. 1902. Nr. 1. Seuffert B., Johann Jakob Bodmer. Denkschrift . . herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee.

Nr. 7. Walzel O. F., Lichtenberg: Briefe herausgegeben von Leitzmann und Schüddekopf. 1. Band. — Hebt die literarischen Ergebnisse hervor. S. 556/67 zum Hamburger Theaterstreit (1769), zur Kontroverse Lavater-Mendelssohn, über Hallers Verhältnis zu Wieland und anderes.

Nr. 8. Ulmann H., Guglia: Friedrich von Gentz.

**Abhandlungen** der **philosophisch-philologischen Klasse** der **königlich bayerischen Akademie** der **Wissenschaften.**

22. Band. 1. Abteilung. Paul H., Die Umschreibung des Perfektums im Deutschen mit haben und sein.

**Abhandlungen** der **königlich preußischen Akademie** der **Wissenschaften** zu **Berlin.**

Schmidt E., Gedächtnisrede auf Karl Weinhold.

**Sitzungsberichte** der **königlich preußischen Akademie** der **Wissenschaften** zu **Berlin.** Philos.-historische Klasse.

1901. XLI. Schmidt E., Lenziana. — Bericht über einige besonders wertvolle Materialien aus dem Lenz-Schatze der königl. Bibliothek. Vgl. oben S. 258. — S. 986/8 über zwölf handschriftliche Abhandlungen Lenzens. — Beilagen. 1. Klinger an Dumpf (1819 Oktober 17). 2. Dumpf an Petersen. 3. F. L. Graf zu Stolberg an Lenz (1776 Februar 5). Lenz an F. L. Graf zu Stolberg [1776 April?]. 4. Über Götz von Berlichingen. 5. Zweyerley über Virgils erste Ekloge. d. 6ten 9mbr 1773. 6. Epistel an B[ürger] über seine homerische Übersetzung. S. 1000 f.: Lenzens Übersetzung von Ilias 9, 307/55. 7. Aus der Familien-Correspondenz. Jakob an: den Vater, den Bruder Johann Christian und die Mutter; Bruder Carl Heinrich Gottlob an Johann Christian; Vater Christian

David Lenz (an Pastor Sczibelsky?). 8. J. D. Salzmann an Lenz. 9. J. G. Schlosser an Christian David Lenz. 10. Oberfiscal Carl H. G. Lenz an Dumpf. 11. Christian David Lenz an Herder. 12. Weimar. Lenz an: Goethe, Frau von Stein (?), Carl August, Herder und die Herzogin Luise; Philipp Seidel an Lenz.

1902. XXV. Koser R., Über eine Sammlung von Leibniz-Handschriften im Staatsarchiv zu Hannover.

XXIX Schmidt E., Die Weiber von Weinsberg. — I. Uhlands Bruchstück [Abdruck]. — II. Erläuterung: Zuerst von Ad. von Keller (Uhland als Dramatiker 1877. S. 358 ff.) veröffentlicht. Uhland beschäftigte sich März 1816 mit dem Stoffe. — III. Beilage. Richthonius: Nachgewiesen wird, daß die Comödie „Weinspergische Belägerung . . . in Druck gegeben. Durch Petrum Richthonium [Richthorn] Vinimontanum (Nürnberg, Fuhrmann 1614) nichts anderes ist als ein von Karl Christoph Beyer 1602 verfaßtes, nun verschollenes Schauspiel, das Richthonius ohne Nennung des wahren Autors drucken ließ. Auf diesen Sachverhalt wurde Schmidt durch einen Artikel in J. J. Herwigs „Journal für Freunde der Religion und Litteratur“ (Augsburg 1780. Heft 7. S. 63/74) geleitet. Beyer, geb. 1527 in Speier, übersetzte auch Nikodemus Frischlins „Würtembergische Hochzeit“ (Tübingen 1578). — S. 654*) eine Notiz über Joseph Alois Gleich Original-Schauspiel „Albert der Bär oder die Weiber von Weinsberg“ (Wien, Wallishausser 1806). Richthorns und Gleichs Stücke kannte Uhland 1816 schwerlich.

XXXIV. Antrittsrede des Hrn. Burdach und Antwort des Hrn. Vahlen.

**Sitzungsberichte** der **kaiserlichen Akademie** der **Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse.** CXLIII. Band. Jahrgang 1900.

XII. Schönbach A. E., Mitteilungen aus altdeutschen Handschriften. Siebentes Stück: Die Legende vom Engel und Waldbruder. — S. 38 ff. Geschichte des Stoffes. S. 62 f. Dessen Fortleben bis zur Gegenwart.

**Sitzungsberichte** der königl. **böhmischen Gesellschaft** der **Wissenschaften.** Klasse für Philosophie, Geschichte und Philologie. 1901.

VII. Zubaty J., Zu Schleichers litauischen Studien. — Beitrag zur Vorgeschichte von Schleichers Handbuch der litauischen Sprache (Prag 1856/7). Mitteilungen aus acht auf der Prager Universitätsbibliothek verwahrten Briefen Schleichers, mit genauer Wiedergabe alles dessen, was weder in seinem Lesebuche noch sonst veröffentlicht worden ist, darunter elf Lieder und zwei Märchen.

VIII. Podlaha A., Ein deutsches Theaterspiel aus dem Jahre 1662. Herausgegeben. — „Ein nagelnewes Spiel, traurig und lustig von Mayster Bartholomaeo Schepelio Schulmayster daselbst in hochdeutsche Reimen verfasset.“ Nach der Abschrift in des P. Evermondus Georgius Kossieticius „Quodlibetica“ Band 2, Bl. 25/41 (Bibliothek des Strahover Klosters in Prag) 1662 dreimal in diesem Kloster aufgeführt. Offenbar eine Nachahmung des Handwerkerspieles in Shakespeares „Sommernachtstraum“. Mutmaßlicher Verfasser: P. Bruno Lindtner, geb. in Iglau, 1659 Probst in Czarnowanz (Schlesien), † 2. Mai 1666. Von ihm stammen auch zwei Kontroversschriften: Labyrinth Lutherischer Reformation . . . (Prag 1658. 8.) und Ariadnae Faden . . . (Prag 1664. 8.).

**Acta et commentationes** imp. **universitatis Jurievensis** (olim **Dorpatensis).**

1899. Nr. 4. Kvačala J., Neue Beiträge zum Briefwechsel zwischen D. E. Jablonsky und G. W. Leibniz. Herausgegeben.

1900. Nr. 2. Kvačala J., J. V. Andreäs Anteil an geheimen Gesellschaften. — Veranlaßt durch das Erscheinen des von Kvačala abgelehnten Werkes von Ferd. Katsch (Die Entstehung und der wahre Endzweck der Freimaurerei. Berlin 1897), kommt die Abhandlung zu folgenden Ergebnissen: „Die äußeren Beweise für Andreäs Antheil und Autorschaft an den Rosea Crux-Schriften sind

nicht stichhältig. Andreä selbst, ein Gegner der Rosea Crux-Brüderschaft, läugnet eine Theilnahme an derselben. Zur Annahme, daß Andreä Unwahrheit gesagt, dafür reichen persönliche . . und sachliche . . Gründe nicht aus. Dagegen ergiebt sich aus einer Prüfung der freilich nur mangelhaft . . auferhellten Andreäschen Bestrebungen um Bildung geheimer Vereine, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, daß die Brüderschaft-Schriften die Gründung einer ernsten Vereinigung . . anstrebten, ohne aber . . ein organisirtes Bundesleben geschaffen zu haben" (S. 14).

**Verhandlungen** der **Gelehrten Estnischen Gesellschaft.** 20. Band. 1900. 2. Heft. Kallas O., Achtzig Märchen der Ljutziner Esten. Gesammelt. — Inhaltsangabe und teilweise Übersetzung der mitabgedruckten estnischen Originale.

Besonders gedruckte Beilage zum 20. Bande: Inhalts-Verzeichnis zu den ersten zwanzig Bänden der Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft. Dorpat 1900.

**Sitzungsberichte** der **Gelehrten Estnischen Gesellschaft.** 1900. Dorpat 1901.

652. Sitzung. Schlüter W., Professor Leo Meyer und seine Werke innerhalb der gelehrten estnischen Gesellschaft.

656. Sitzung. W[oldemar] von Gutzeit, † 24. Mai 1900.

657. Sitzung. Gerhard von Kügelgens Porträts von Goethe, Wieland, Schiller und Herder. — Abdruck von Johanna Schopenhauers Aufsatz dieses Titels im Journal des Luxus und der Moden 1809.

**Anzeiger** der **Akademie** der **Wissenschaften** in **Krakau.** Philologische und historische Klasse. 1901.

Nr. 8. Heck C., Simon Szymonowicz (Simonides). Sein Leben und seine Werke. 2. Teil (1594—1629).

**Sitzungsberichte** der **Kurländischen Gesellschaft** für **Literatur** und **Kunst** und Jahresbericht des Kurländischen Provinzialmuseums aus dem Jahre 1900.

852. Sitzung. A. von Lieven über die Authenticität eines dem Museum gehörigen Elisa von der Recke darstellenden Ölbildes.

855. Sitzung. Vortrag von H. Diederichs über Kants Beziehungen zu den baltischen Provinzen. Referat.

857. Sitzung. Rahden A. von, Abschrift des Nachlaßinventars von J. Kant (S. 81/108 vollständig abgedruckt).

**Mitteilungen** der **Litauischen literarischen Gesellschaft.** 1901. Heft 26 (V. 2).

Rademacher, Chronik der Kirche und des Dorfes Ruß nach traditionellen Quellen. Angefangen den 12. August 1856. In gekürzter Form mitgeteilt von W. Gaigalat.

Zur Geschichte der Freiheiter Volksschule zu Tilsit. Mitteilungen aus dem .. Vortrage des Rektors Lenkeit.

Koncewicz J., Abenteuer eines Dummen. (Übersetzung des litauischen Märchens auf S. 87 ff.)

Die feierliche **Installation** des **Rektors** der k. k. **deutschen Carl-Ferdinands-Universität** in **Prag** für das Studienjahr 1901/1902. Am 6. November 1901.

Wieser F. Frh. von, Über die gesellschaftlichen Gewalten. Rektoratsrede.

**53. Bericht** der **Lese-** und **Redehalle** der **deutschen Studenten** in **Prag** über das Jahr 1901.

Batka R., Die moderne Oper.

**Berichte** des **Freien Deutschen Hochstiftes** zu Frankfurt am Main. Neue Folge. 17. Band. 1901.

Heft 3/4. Harnack O., Wandlungen des Urteils über Goethe.

Müller E. H., Franz Melde. Abriß seines Lebens und Wirkens. — Hessischer Mathematiker und Physiker, der sich auch als Dichter (vgl. S. 374. 375. 376) versuchte. † 17. März 1901.

Koch M., Neuere Goethe- und Schillerliteratur. XXII.

**Monatsblätter** des **wissenschaftlichen Klub** in Wien. 23. Jahrgang.

Nr. 10. Sadger J., Zur Psychologie des Theaters.

Nr. 11. Arnold R. F., Ein Volkslied auf seiner Wanderung.

---

## Zeitschriften für Volkskunde.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

**Zeitschrift** des **Vereins** für **Volkskunde.**

11. Jahrgang. 4. Heft. Roediger M., Karl Weinhold. Gedächtnisrede. Chronologisches Verzeichnis der Schriften Weinholds.

Bolte J., Eine geistliche Auslegung des Kartenspiels. I. Verbreitung und Inhaltsübersicht. II. Die älteste deutsche Fassung. III. IV. Die portugiesische und italienische Fassung. V. Die Deutungen der Zahlenreihe 1—12.

Negelein J. von, Das Pferd im Seelenglauben und Totenkult.

Bacher J., Von dem deutschen Grenzposten Lusern im wälschen Südtirol. III. Meinungen. Bräuche und Sprüche.

Kleine Mitteilungen. Abler M., Zwei Volkslieder aus dem Geiseltal bei Merseburg. — Schütte O., Braunschweigische Abzählverse.

12. Jahrgang. (Nach Weinholds Tode herausgegeben von Johannes Bolte.) Heft 1. 2. Lemke Elisabet, Die Eibe in der Volkskunde. I. Namen der Eibe. II. III. Abgeleitete Orts- und Personennamen. IV. Verwertung des Holzes. V. Heilkunde. VI. Allerlei.

Bolte Joh., Zum deutschen Volksliede.

Bartels M., Märkische Spinnstuben-Erinnerungen.

Heft 1. Schönbach A. E., Zeugnisse zur deutschen Volkskunde des Mittelalters.

Negelein J. von, Das Pferd im Seelenglauben und Totenkult.

Kopp A., Alter Kernsprüchlein und Volksreime für liebende Herzen ein Dutzend.

Reichhardt R., Sagen aus Nordthüringen.

Kleine Mitteilungen. S(chröder) E., Jakob Grimm über Volkskunde. — Rödiger Else, Segen aus Rollsdorf bei Höhnstedt.

Bolte J., Kippenberg: Sage vom Herzog von Luxemburg.

Bolte J., Grigorovitza: Libussa.

Heft 2. Steig R., Jakob Grimms Plan zu einem altdeutschen Sammler.

Arnold R. F., Die Natur verrät heimliche Liebe. I. Das Volkslied.

Bacher J., Von dem deutschen Grenzposten Lusern im wälschen Südtirol. III. 5. Vorkommnisse im täglichen Leben.

Kleine Mitteilungen. Meier John, Zu den beiden Volksliedern aus dem Geiseltal. — Bolte J., Eine Predigt-Parodie.

**Das deutsche Volkslied.**

3. Jahrgang. Heft 9. Pommer J., Der steirische Wulatza in zehn Lesarten.

Heft 10 und 4. Jahrgang Heft 1. Liebleitner K., Über Dialektdichtung und den Dialektdichter Thomas Koschat. (Das Gemachte und Unvolksmäßige in Koschats Texten wird scharf hervorgehoben.)

Pommer J., Rosegger und das Volkslied.

Heft 2—6. Ditfurth F. W. von, Poesie alten deutschen Volksglaubens. (Fortsetzung.)

Ramisch F. J., Die Pflege des Volksliedes in Schule und Kindergarten.

Bender August, Sammelt und pflegt das Volkslied.
Hartmann A., Ein Wort über das Krippenspiel aus Traismauer.
Prahl J., Das Volkslied an der westpreußischen Wasserkante.

**Deutsche Volkskunde** aus dem **östlichen Böhmen.**

1. Band. Heft 3/4. Langer E., Über Mittel zur Pflege unserer Volkskunde. — Goethe im Braunauer Ländchen. (Schluß.) — Sagen und Volkslieder aus dem östlichen Böhmen. — Hochzeitsgebräuche und Gespräche der deutschen Sprachinsel Stecken-Iglau.

2. Band. Heft 1. Langer E., Sagen aus dem Adlergebirge. — Hochzeitsgespräche von Wichstadtel bei Grulich. — Hochzeits- und Tuschlieder aus Stecken. — Uffo Horn. (Mit dem Abdruck der Erzählung: Bunte Kiesel.)

**Unser Egerland.** Blätter für Egerländer Volkskunde.

5. Jahrgang. Nr. 6. John A., Fünf Jahre Egerländer Volkskunde. — Volkstümliches im Egerländer Roman. (Über H. R. Krauß.)

6. Jahrgang. Nr. 1—4. John A., Die Glocke im Volksglauben des Egerlandes.
Schmidt Georg, Zur Geschichte des Bauernhofes Nr. 14 in Voitersreuth.
John A., Aus Alt-Eger.

**Hessische Blätter** für **Volkskunde.** Herausgegeben im Auftrage der Vereinigung für hessische Volkskunde von A. Starck. 1. Band (in größerem Format und Umfang statt der bisher erschienenen „Blätter für Hessische Volkskunde".)

Heft 1. Usener H., Besprechung. (Geschichte des Zaubersegens gegen Beinverrenkung.)
Haupt H., Aus Karl Bernbecks Sammlungen zur oberhessischen Volkskunde.
Dieterich A., Himmelsbriefe.
Drews P., Religiöse Volkskunde.
Strack A., Hessische Vierzeiler.
Heft 2. Schulte O., Kirchweih im Vogelsberge.
Ebel K., Gießener Flurnamen vom Ende des 15. Jahrhunderts.
Wünsch R., Aus der Kinderstube.
Köhler W., Zu den Himmels- und Höllenbriefen.
Strack A., Volkskunde.

**Zeitschrift** für **österreichische Volkskunde.**

7. Jahrgang. Heft 5/6. Haberlandt M., Karl Weinhold.
Reinhofer H., Volksaberglaube aus dem Koralpengebiete.
Bagerl Marie, Hirschauer Stückln. (Aus dem Böhmerwalde.)
Taubmann J. A., Das Narrenlaufen im Riesengebirge.
8. Jahrgang. Heft 1/2. Nuzersdorfer E., Sagen aus Klaffer und Umgebung in Oberösterreich.
Polek J., Aus dem Volksleben der Zipser in der Bukowina.
Heft 3/4. Dachler A., Beziehungen zwischen den niederösterreichischen, bayerischen und fränkischen Mundarten und Bewohnern.
Lutsch J., Kirchweihtänze in Kohlheim. (Böhmerwald.)
Polek J., Bibliographie der Bukowiner Volkskunde. 1897—1900.

**Mitteilungen** des **Vereins** für **sächsische Volkskunde.** II. Band. 5—10. Heft.

Müller Kurt, Aus dem Reichtum der Volkssprache.
Giersner E., Ein Königsspiel. — Ein Spiel aus Löwenhain im Erzgebirge.
Herrmann O., Volkstümliches in den Gebräuchen und in der Sprache der Südlausitz.
Wille E., Inschriften an altem Hausgerät und Gegenständen.
Zinck P., Zur Charakteristik der Bevölkerung des platten Landes im Regierungsbezirke der Leipziger Kreisdirektion.

Zimmermann R., Volkslieder.
Zinck P., Beiträge zur Volksdichtung.
Richter, Kinderreime aus der Schweinsburger Pflege.
Zinck P., Aus dem Universitätsleben des 16. Jahrhunderts.
Zschalig H., Dreschrufe und Eßreime aus der Rochlitzer Pflege.
John E., Aus einer alten Dorfkirche. (Mit Sprüchen.)
Herricht Th., Aberglauben in früheren Jahrhunderten.
Benndorf P., Haus- und Schutzbrief aus der Lausitz.
Bergmann Alwin, Beiträge zur Geschichte der Christmetten in Sachsen.
Pfau W. C., Rochlitzer Einzelheiten aus der Volkskunde.

**Mitteilungen** der **Schlesischen Gesellschaft** für **Volkskunde.**

Heft VIII. Nr. 4. Kühnau, Gebräuche beim Säen und Ernten besonders in Patschkau und Umgebung. (Mit Sprüchen.)
Zur Benennung des Erntefestes in Schlesien.
Nr. 5. Vogt F., Karl Weinhold und die Schlesische Volkskunde.
Wahner, Die Erntefeste im Grottkauer Kreise.
Drechsler P., Volkstümliche Orts- und Zeitbezeichnung.
Coglo R., Zwei Abenteuer, erzählt von dem Flinsberger Raubschützen Wunderlich.
Heft IX. Nr. 1—4. Vogt F., Deutsche Monatsnamen in Schlesien. (Mit Beiträgen von Coglo, Wahner, Pautsch.)
Stäsche, Schlesische Sagen. — Der Nickel in Oberschlesien.
Bauch B., Bemerkungen über einige Tiere im Glauben des Volkes.
Wahner, Variante des Marlborough-Liedes.
Scholz O., Drei schlesische Volkslieder.
Kühnau, Wasserdämonen.
Wahner, Sagen aus dem Grottkauer Kreise.
Bartsch A., Sagen aus Oberschlesien.
Scholz O., Der jüngste Tag. (Volkslied.)
Kühnau, Die Feuermänner.
Görlich A., Volkslieder aus Ziegenhals.
I. Beiheft. Pautsch O., Grammatik der Mundart von Kieslingwalde. (Kreis Habelschwerdt.) Ein Beitrag zur Kenntnis der glätzischen Dialekte. I. Teil. Lautlehre.

**Schweizerisches Archiv** für **Volkskunde.**

5. Jahrgang. Heft 1. Marriage M. E. und Meier John, Volkslieder aus dem Kanton Bern.
Hoffmann-Krayer E., Bibliographie der schweizerischen Volkskunde 1900.
Heft 2. Keßler H., Spitznamen und Schildbürgergeschichten einiger ostschweizerischer Ortschaften.
Meier S., Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. (Namen, Ortsneckereien.)
Miszellen. M. S., Alpsegen vom Urnerboden. — Küchler A., Kniereiterreime.
Heft 3. Stoll O., Erhebungen über Volksmedizin in der Schweiz.
Miszellen. Küchler A., Schneiderlied. — Ithen A., Splitter aus der Zuger Volkskunde. — Meier S., Lieder. — Hoffmann-Krayer E., Karl Weinhold.
Heft 4. Sütterlin G., Sagen aus dem Birseck.
Jegerlehner J., Sagen aus dem Val d'Anniviers.
Hoffmann-Krayer E., Die Berufe in der Volkskunde. (Nach Liedern und Scherzfragen.)
6. Jahrgang. Heft 1. Zindel-Kressig A., Volkstümliches aus Sargans.
Miszellen. Jenny G., Aderlaßregeln.
Hoffmann-Krayer, Bibliographie der Schweizer Volkskunde 1901.
Heft 2. Fient G., Hemd und Hosa. Kulturskizze in Prättigauer Mundart.
Meier S., Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. (Bräuche.)
Sprenger A., Einige Sagen aus dem St. Galler Oberlande.
Häberlin-Schaltegger J., Aus dem thurgauischen Volksleben.

# Nachrichten.

Vom 1. Januar 1903 angefangen erscheint bei Mc Clure, Phillips and Company in New-York eine Vierteljahrschrift: Journal of comparative Literature, herausgegeben von George E. Woodberry, J. B. Fletcher und J. E. Spingarn (Preis jährlich 12 M.).

W. Uhl in Königsberg gibt bei Gräfe & Unzer daselbst Arbeiten zur germanischen Philologie unter dem Sammeltitel Teutonia heraus. Das erste Heft enthält Das Spiel von den sieben Farben von Walther Gloth. Angekündigt ist unter anderm: L. Goldstein, Moses Mendelssohn und die deutsche Ästhetik; G. Thurau, Romanisches im deutschen Liederschatz, W. Uhl, Die Priameln des Hans Rosenplüt (kritische Ausgabe).

Eine neue Paracelsus-Ausgabe. Der Leipziger Verlag Eugen Diederichs gedenkt Februar 1903 mit der Herausgabe von den erwiesen echten Schriften des großen deutschen Naturphilosophen und Arztes Theophrastus Paracelsus [1493—1541] zu beginnen. Wissenschaftlicher Herausgeber und Bearbeiter ist Dr. phil. Franz Strunz [Berlin-Gr. Lichterfelde]. Dem ersten Bande der Neuausgabe geht eine eingehende Studie über das Leben, die Persönlichkeit und das System des Paracelsus als selbständiges Buch voran. Das „Buch Paragranum" soll die Sammelausgabe eröffnen. Auch handschriftliches, bisher ungedrucktes Material will Dr. Strunz veröffentlichen.

Der verstorbene Goetheforscher A. Bielschowsky hat den zweiten Band seiner Goethe-Biographie in der Handschrift nahezu vollständig hinterlassen, so daß dessen Erscheinen im nächsten Jahr zu gewärtigen ist.

Eine Enkelin von Theodor Körners Braut Antonie Adamberger, Freifrau von Eiselsberg, geb. Arneth, in Temberg (Oberösterreich) hat dem Dresdner Körnermuseum 32 an Toni gerichtete Gedichte Theodor Körners aus den Jahren 1812 und 1813 in den Urschriften schenkungsweise überlassen.

Eine Sammlung von Briefen der Historiker F. Ch. Schlosser und Gervinus an G. L. Kriegk ging durch Schenkung in den Besitz der Heidelberger Universitätsbibliothek über.

Alle, welche Handschriften von Briefen von oder an G. E. Lessing besitzen, bitte ich, mir freundlichst Nachricht davon zukommen zu lassen und, wenn irgend möglich, mir die unmittelbare Benutzung dieser Handschriften für die neue Ausgabe der Briefe von und an Lessing zu gestatten, deren erster Band bereits im Frühling des Jahres 1903 erscheinen soll.

München, Glückstraße 7, im Nov. 1902. Prof. Dr. Franz Muncker.

Egon von Komorzynski in Wien bereitet eine umfassende Untersuchung über Entstehung und Entwicklung des Stiles der deutschen Romantiker vor.

---

## Nachträge und Berichtigungen.

Zu Euphorion 8, 701 und 9, 417. E. Horner weist auf folgendes Geschehnis hin: In Glogau wurde 1803 eine Rumfordsche Suppenanstalt gegründet. Arme Leute erhielten die Suppe gratis. Als nun im Sommer 1804 das Städtchen Primkenau abbrannte und die Einwohner Not litten, richtete man auch hier eine solche Anstalt ein, die Bürger litten aber lieber Hunger, ehe sie die Suppe aßen und nannten sie spottweise: die Glogausche Bettelsuppe. Vgl. Schlesien, wie es ist. Von einem Österreicher. Berlin 1806.

9, 44 Zeile 23 lies: Quinto
9, 59 Zeile 7 lies: Witkowski
9, 117 Zeile 5 und 6 ist beidemal: 2, statt: 1, zu lesen.
9, 242 Zeile 20 lies: des
9, 255 Zeile 17 von unten lies: Leon de

Zu 9, 273 ff. Th. Distel in Dresden weist darauf hin, daß er in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 14, 204 f. Anklänge an das Kindergebet schon auf dem Grabstein des Markgrafen Friedrich I. von Meißen, des Freidigen († 1324) gefunden habe.

9, 393 Zeile 4 von unten lies: Mephistopheles

Zu 9, 423. Ernst Kraus in Prag weist auf die Stelle in Grillparzers Selbstbiographie hin (Werke[5] 19, 154 f.): „Ich saß einmal im Théâtre français zwischen zwei Herren, die in mir leicht den Deutschen erkannten. Sie sprachen daher von deutscher Poesie, indem sie dabei auf einen etwas seitwärts von uns auf der vorderen Bank sitzenden Mann wiesen, den sie als einen grand connoisseur de littérature allemande bezeichneten. Während sie nun von Schillair und Go—ëthe sprachen, wendete sich der Kenner um und verbesserte: „on prononce Gouthe."

9, 558 Zeile 8 lies: September 27) S. 260 f. —

---

## Zu Hauffs Märchen.

Wie ich in meinem „Wilhelm Hauff. Eine nach neuen Quellen bearbeitete Darstellung seines Werdeganges. Mit einer Sammlung seiner Briefe und einer Auswahl aus dem unveröffentlichten Nachlaß des Dichters. Frankfurt a/M. Moritz Diesterweg 1902" es ausspreche, und wie auch Max Mendheim in seiner soeben erschienenen Neuausgabe des 2. und 3. Märchenalmanachs im einzelnen ausführt, sind für Hauffs Märchen nur in einzelnen Fällen bestimmte Quellen nachzuweisen, und es ist demnach die vage Angabe zu berichtigen, daß Hauff aus 1001 Nacht geschöpft habe. Gerade für die orientalischen Märchen ist kaum eine Vorlage bis jetzt beigebracht (vgl. übrigens Mendheim a. a. O.). Doch bin ich so glücklich, gleich nach Erscheinen meines Buches meine dortige ziemlich aussichtslos klingende Erklärung infolge eines Fundes einschränken zu können, der zwar für das Buch nicht mehr verwertet werden konnte, den ich aber dem Leserkreis dieser Zeitschrift gleich mitteilen möchte. Es betrifft gerade das Märchen, das bezüglich seiner literarischen Vorgeschichte mit am meisten Rätsel aufgab, „Die Höhle von Steenfoll". Nach Hauffs Angabe mußte es auf „einer der Felseninseln Schottlands" spielen, dem widerspricht aber, wie schon Mendheim sehr treffend hervorhob, daß deutsche, holländische und schottische Namen in der Erzählung bunt durcheinandergehen, außerdem die Örtlichkeit selbst auf den besten Karten nicht zu finden ist. Mit Hülfe eines Londoner Bekannten ist es mir nach mancherlei vergeblichen Versuchen nun gelungen, die Quelle Hauffs wieder aufzufinden. Die Angabe eines zeitgenössischen Kritikers, daß Hauff sein Märchen einer Sammlung „Tales of a Voyager" entnommen habe, die Mendheim anführt, aber als unzuverlässig und zu unbestimmt anzweifelt, hat mich auf die Spur gebracht. Sie hat sich als richtig erwiesen. Der Titel des Buches ist „Tales of a Voyager to the Arctic Ocean" in two series and six volumes, London 1826 und 1829. Anonym erschienen, aber von Robert Pearce Gillies, einem Schriftsteller, der viel für die Einführung deutscher Literatur in England getan hat und der erste Herausgeber der ‚Foreign Quarterly Review' war. Die Geschichte, aus welcher die Hauffsche Erzählung entnommen ist, befindet sich im ersten Bande der ersten Serie und ist dort betitelt „The Nikken Holl". Ich behalte mir vor, Näheres über die Art der Benutzung und über den Inhalt des Originals mitzuteilen. Für gütige Nachweisung möchte ich Herrn R. Garnell M. A., Bibliothekar am Britischen Museum, auch hier danken.

Solingen. Hans Hofmann.

---

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Oktober, im Satz am 13. Dezember 1902.

# Register.[1])

Von Alfred Rosenbaum in Prag.


Abeken Bernh. 527.
Abel Jak. Frdr. 117.
Abendblätter, Berliner, s. Kleist Heinr. v.
Abraham a Sancta Clara 491. 523
Accorambona Vittoria (in Dichtung und Geschichte) 310/6.
Achilles Tatius 50.
Ackermann Ernst Wilh. 256.
Acta apostolorum 45 f. 47. 53.
Adamberger Antonie 841.
Adamberger Maria Anna 756.
Adami Kajet. 544.
Adelmann Bernh. und Konr. 252.
Adelphus Muling Joh. 529.
Adolph von Merseburg 241.
Advocatus (Studentenkomödie) 251.
Ährenkranz von Balladen (1837) 373.
Aelst Paul von der 21/41 passim. 281/310 passim. 623/32 passim
Aesop 167.
Ästhetik (s. Bibliographie) 228. 748 f. 829. 841. — Vgl. Korrektheitsprinzip.
Afzelius Arv. Aug. 711 f.
Agricola G. 241.
Agricola Joh. 241. 273.
Ahlefeldt Elisa v. 556.
Aich Arnt v. 41.
Aignan St. 454.
Akademieschriften, s. Zeitschriften.
Akzentgesetz, Germanisches, 834.
Albers Joh. Abr. 256.
Alberti 812.
Alberti Gtfr. 527.
Alberti Konr. 221.
Albertus Magnus 329.
Albertus Stadensis 62.
Alberus Erasm. 167. 609/21 (Zu den Quellen seiner Fabeln).
Alcaeus 298.
Alexander der Große 44.
Alexander Graf von Württemberg 135[1]. 229. 708.
Alexis Willib., s. Häring G. W. H.
Alfieri Vitt. 250.
Allemand J. L., s. Schmeller J. A.
Allmers Herm. 260. 590.
Almquist 96.
Alten, Die drei, 167.
Alten Frdr. 117.
Altrock, Geschlecht v., 568.
Alxinger Joh. Bapt. von 470. 485.
Amalie, Herzogin von Cleve (Liederbuch) 285. 287. 301. 303.
Amalie, Prinzessin von Sachsen 439.
Amantus Bartol. 58.
Amerbach Veit 241.
Amerika 510/9 (Aufsätze über deutsche Literatur).
Amerikanische Revolution 511. — Dichter 231 f.


[1]) Sämtliche Abteilungen wurden einbezogen, umfassende Vollständigkeit ausgeschlossen, historische und geographische Namen z. B. nur in besonderen Fällen gebucht. Das Verzeichnis der zum Stammbuche der niederrheinischen Liederhandschrift Beitragenden ist S. 632/6, das der Gedichtanfänge, ohne die S. 636 f. registrierten, unter dem Stichworte Lyrik zusammengestellt. — Grabbe 222 (3) bedeutet: Auf Seite 222 stehen drei Aufsätze über Grabbe.

Digitized by Google

Ammianus Marcellin. 598 ff. 604 f.
Amort Euf. 544.
Ampère J. J. 424.
Amsdorf Nikol. v. 241.
Amyntor Gerh. v., s. Gerhardt Dagob. v.
Anakreon 67. 293. 295. 298.
Anakreontik 469. 749.
Andernach Joh., s. Winther v. Andernach.
Andersen Hans Chn. 163. 223. 713².
Andreä Joh. Val. 836 f.
Andreas Helias 293. 295. 298.
Anekdoten und Erzählungen aus dem Orient (zwischen 1833/40) 717².
Angelus Silesius, s. Scheffler Joh.
Angiolini Luigi 418/21 (über Weimar).
Anmutsbegriff 749.
Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar 419 f. 527. 568.
Annette, s. Droste-Hülshoff A. v.
Annunzio Gabr. d' 217.
Anonymität 363.
Anshelm Valer. 566.
Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig 527 („Römische Octavia").
Anzengruber Ldw. 188. 221. 230. 260. 398/417 (Bolin). 498. — Brief an die Hamburger Freunde 411/3. — Der Einsam 413/5. — Meineidbauer 411/3.
Apokalyptische Literatur 233.
Apollonius von Tyrus 50.
Apostel, Die zwölf, 277. 279. 280.
Aquila 49.
Araber, Der, und sein Roß 707/10.
Arigo 223. 827. 833.
Ariosto Lod. 419.
Aristophanes 183 f.
Aristoteles 218. 236.
Armada, Spanische, 649/56.
Arnault E. L. 730.
Arndt Ernst Mor. 148². 226. 238. 239. 268. 397¹. 487. 489. 550. 736. 771. 827.
Arndt Karl Frdr. Ldw. 827.
Arnim Bettina v. (geb. Brentano) 339. 350. (674). 736. Vgl. 455. — Billet an B., s. Arnim L. A. v. — Anteil an Bartholdys ‚Tyroler Krieg' 122 f. 126/30. — Ilius Pamphilius 122.
Arnim Hans Geo. 550.
Arnim Ldw. Achim v. 116. 130. 239. 347 f. 440. 487. 489. 672. 673. 674. Beziehungen zu: Bettina 347 f. (Billet. Vgl. 349). — Görres 202/5. 534. — Wagner E. 205 f.
Bittschrift für ein armes kleines Mädchen 347/9. — Gräfin Dolores 203 f. — Wintergarten 204/6 (rezensiert von Wagner). — Zeitung für Einsiedler (s. d.).
Arnold Gabr. 553.
Arnold J. G. Dan. 530.
Arnswaldt Anna und Marie v. 239.
Arresto Chsti. Geo. Heinr. 540.
Artier-Chevrillon Benj. 775².
Aschenberg Wilh. 234.
Aschhausen Joh. Gtfr. v. 522.
Ἀσκληπιεῖον (Wochenblatt) 117 f.
Assing Ludm. 361.
Assing Rosa Maria (ps. Rosa Maria) 339.
Association, Modern Language (Cambridge) 270.
Asztalos Elisa v. 219.
Auerbach Berth. 188. 237. 261. 270. 522. 736. 737.
Auersperg Alex. Graf. v. (ps. Anastasius Grün) 214. 261. 266. 373. — Pfaff vom Kahlenberg 263. 426. — Turm am Strande 149. 152¹.
Aufbahrung einer Person (typische Szene) 359.
Aufklärung 226. 240. 427 f. 429. 432. 434. 435. 445 f.
Aufseß Hans Frh. v. u. zu 820.
Augrafschaft 546.
Auguste Prinzessin von Württemberg 529.
Augustinus 276¹.
d'Aulnoy 835.
Aurpach Joh. 826.
Avianus 167.
Avicenna 329.
Ayrer, Familie, 544.

Baader Frz. v. 581.
Babo Jos. Mar. J. N. 436.
Babrius 167.
Bach Alex. Frh. v. 237.
Bach Joh. Chn. 577.
Bach Joh. Seb. 577.
Bachem J. P. 237.
Bachmann G. L. E. 237.
Bachmann Karl Frdr. 547.
Bachoven 520.
Back Gtfr. 237.

Digitized by Google

Bacon J. B. Pierre 165.
Bader Jos. 237.
Badius Jodoc. 237.
Bächtold Jak. 801.
Baedeker 237.
Baensch W. 237.
Baer Karl Ernst v. 237.
Bärmann Geo. Nikol. 379 Anm. 720. 722[1].
Baetke, Familie, 569.
Bäuerle Ado. 760. 761. 762. 763. 764. 765.
Bagatellen (Period. Schrift. 1777) 152 f.
Bagel Joh. 237.
Bagge Osk. 237.
Bagieński-Hoffmann, Familie, 361 f.
Bahrdt Karl Frdr. 115.
Baldung Hans 154.
Balmer J. 243.
Bamberger Ldw. 237.
Bandel Ernst v. 235.
Baour-Lormian L. P. M. F. 771.
Bapst Val. 237.
Barack Karl Aug. 522. 530.
Barbey 163.
Barbour John 722 ff.
Bardendichtung, Deutsche, 215.
Bartelmus Traug. 547.
Bartels Ado. 221.
Barth J. A. 237.
Barthélémon F. H. 166.
Bartholdy Jak. L. Sal. (Salomon) 123/5. 426. — „Krieg der Tyroler" 122/30.
Bartoli Petri Santi 256.
Basedow Joh. Bernh. 114.
Basilides 47.
Bassenge Pauline (O. Runges Braut) 662. 663. 666.
Baudissin Wolf Graf 168. 237. 261.
Bauer, Der, in der deutschen Literatur 198.
Bauer Ldw. 700. 707. 794.
Bauernfeld Edu. v. 228. 237.
Baum Joh. Wilh. 574.
Baumbach Rud. 73.
Baumgarten Alex. Gtli. 69. 70. 71.
Baur Frdr. Wilh. 237.
Baur Gust. A. L. 237.
Beaulieu-Marconnay Karl Oliv. Frh. v. 237.
Beaumarchais (752).
Beaumont und Fletcher 431.
Bebel Heinr. 609. 611.
Bebel Joh. 237.
Bechstedt (Pfarrerin) 256.
Bechstein Ldw. 229 (2). 231. 238. 713[2].
Bechtolsheim Kath. Frfr. v. 571.
Beck Chn. Friedr. 373[3].
Beck Karl Isid. 237.
Beck Nikele (vereh. Hiller) 800.
Beckedorff Ludolf 612. 673. 674.
Becker Aug. 237.
Becker Nik. 147.
Bedeutungswandel u. ä. 236. 830. 833.
Beer Mich. 439. 440.
Beethoven Ldw. van 365[1]. 368. 577.
Befreiungs-(Freiheits-)Kriege 235. 240.
Begas Rho. 579.
Begebenheiten des Mylord Kingston 740. 744.
Behla Rob. 526.
Behm Heinr. Wilh. 526.
Behr Isasch. Falkens. 237.
Beichtvater als Postillon d'amour 161.
Beireis Gtfr. Chph. 203 f. 446.
Belege, Redende, 216.
Belisar (Sage) 559.
Belli-Gontard Marie 237.
Belphegor 158 Nr. 2. 164/6 (Stoffgeschichte).
Benda Geo. 170.
Benecke Geo. Frdr. 826. 827. — Briefe an ihn 219. 560. 765/8. 826. 827.
Benedek Ldw. v. 571.
Benedix Rod. 439.
Benfey Theod. 237.
Bengel J. A. 736.
Benoit de Sainte-More 62. 63. 66. 67.
Bentham J. 491.
Bentzen Pet. Chn., s. Hertz Henrik.
Benzin 739.
Benzler Lor. 237.
Béranger P. J. de 771. 773.
Berchem Karl Graf 521.
Bereith Joh. 536 (2).
Berghaus Heinr. Karl 237.
Bergk W. Theod. 237.
Berg-Lieder-Büchlein (1740) 37. 302.
Bergmann Frdr. Wilh. 237.
Bergmann Jos. 766.
Bergstraeßer Arn. 237.
Bericht, Ein auß Meyland vberschribener (1589) s. Fischart Joh
Berlage Ant. 237.
Berlepsch Karol. Frfr. v. 237.

Digitized by Google

Berlin 265. 340. 346 f.
Berliner Patrioten (1811) 346/50. — Salons 316.
Berling Thom. 352 Anm.
Bernays Jak. und Mich. 237.
Bernbeck Karl 839.
Bernersche Gesellschaft 753.
Bernhandtsky Jos. v. 544.
Bernhard Floriacensis 62.
Bernhardi Aug. Ferd. 422. 662. 663.
Bernhardi Sophie, s. Knorring Sophie v.
Bernhardi F. Theod. v. 237. 421/3 (= v. Knorring, in Goethes Tageb. 1823) 571.
Bernheim Ernst 155.
Bertheau Ernst und Karl 237.
Bertola A. di Giorgi 418 f. Anm.
Bertuch Frdr. Just. 659.
Berzelius Joh. Jak. v. 560.
Beseler Geo. und Wilh. H. 237.
Besseldt Karl 522.
Besser 664. 676.
Bethlehemitischer Kindermord 217.
Bethmann Frdrke. 255.
Bettellieder 230.
„Bettelsuppen, Breite", 417 f. Vgl. 811.
Bettina, s. Arnim Bett. v.
Beulwitz Karl Aug. v. 171 (‚Deserteur').
Beust, Graf v., 815.
Beyer Frdr. Günth. 256.
Beyer Karl Chph. 836.
Beyle Henry (Stendhal) 222. 232. 313. 773.
Bibel, Bibelübersetzungen 254. 510 f. 518 f. 575.
Bibliographie.
1. Zeitschriften, s. dort.
2. Bücher:
Bibliotheken 576.
Buchdruck und Buchhandel 575 f.
Geschichte und Kulturgeschichte 562/73.
Geschichte der Musik und des Theaters 576/8.
Geschichte der Philosophie 580/3.
Geschichte der Publizistik 576.
Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte 560/2.
Kirchengeschichte. Theologie 240/5. 573/5.
Kunstgeschichte 579 f.
Die deutsche Literatur in der Schule 245 f. 586 f.
Literaturgeschichte. Ästhetik. Sammelwerke 231/40. 558/60.
Pädagogik und Geschichte des Unterrichts 583/6.
Neuhochdeutsche Schriftsprache. Standessprachen. Mundarten. Metrik 587/9.
Stoffgeschichte 250. 587.
Volkskunde 246/50. 587.
15. u. 16. Jahrhundert 251/3. 589.
17. Jahrhundert 253. 589.
18. Jahrhundert 253/60. 589 f.
19. Jahrhundert 260/7. 590/2.
Bibliographie, Deutsche, s. Deutsche B.
Bibliotheken (s. Bibliographie) 261: Breslau 538 (Zierotin). — Erfurt 531. — Heidelberg 841. — München 230. — Olmütz 537. — Straßburg 531. — Wien 231. — Zwickau 240 f.
Bidermann Jak. 253.
Biedenfeld Ferd. Frh. v. 368.
Biedermann Aloys Eman. 243.
Biedermann Joh. Gtfr. 556.
Biedermann Wold. Frh. v. 338.
Bielschowsky Alb. 841.
Bierbaum Otto Jul. 221. 498.
Biernacky, Graf, 662.
Biese Alfr. 107.
Bilfinger Wendelin 118.
Birch-Pfeiffer Chlotte 262. 439.
Bismarck Johanna Fürstin 820. 821 f.
Bismarck Otto Fürst 223. 226. 238. 496. 568. 571. 728 Anm. 821 f. (v. Keudell). 832. — Briefe 591. 735. 820 f. (als Künstler).
Bismarck Wilh. Graf 571.
Bittner, Der Gründische, 543.
Bitzius Alb. (ps. Jer. Gotthelf) 234. 262. 498. 590.
Björnson Björnstj. 1/21 (‚Über unsere Kraft').
Blankenburg Chr. Frdr. v. 486.
Bleibtreu Karl 231. 232. 498.
Blessig Joh. Lor. 574.
Blücher, Fürst, 215. 525. 770.
Blüthgen Vikt. 542.
Blumauer Alois 470.
Blumenbach Joh. Frdr. 547.
Blumenthal Leonh. Graf. v. 571.
Boas Edu. 119 f. Anm.
Boccaccio Giov.: Decamerone 159 f. 162. 163. 827. Vgl. Arigo.
Bodenstedt Frdr. 168. 216 (Orient). 261. 314.

Digitized by Google

Bodmer Joh. Jak. 72. 73. 131[2]. 162. 220 (829. 835. 835 Denkschrift). 258. 423. 589. 741. (741).
Boeck J. M. 120.
Böckh Aug. 205. 560.
Böcklin Arn. 226. 503. 504. 506. 579. 818.
Böhm Frz. Jos. 543.
Böhme Frz. Magn. 38.
Böhme Jak. 225. 481 f. 483. 581. 662.
Böhmer Joh. Frdr. 546.
Böhmerwalddichter 239.
Böhmische Gesellschaft 520.
Boëllmann Léon 577.
Börne Ldw. 735. 771.
Böser Blick 597.
Böttger Ado. 386[2]. 558.
Böttiger Karl Aug. 179 (im „Faust"?). 523. 660. 672 f. 825.
Bogner Wilh. 262.
Bohne Erich Chphor. 567.
Bois Jules 165.
Boie Heinr. Chn. 239. 442. 533.
Boisserée Sulp. 332. 337. 767.
Bolle Karl 526.
Bonaparte, s. Napoleon I.
Bondeli Julie v. 530.
Boner Ulr. 166. 167.
Boorgeest Joach. 533.
Borowski Ldw. Ernst 521. 581.
Borromeo Carlo 242.
Bossi Gius. 317. 320. 322. 323. 325. 326. 327.
Boudard J. B. 110/12 (Iconologie).
Boulay-Paty 425.
Boyesen Hjalm. Hjort 327 f.
Brachvogel A. Emil 379 Anm.
Brahm Otto 157. 500.
Brameyer Joh. 533.
Brand Ado. 526.
Brandes Chlotte 544.
Brandes Joh. Chn. 169 f. 544.
Brandis J. D. 255.
Braun 756/9 (und Schikaneder).
Braun Emil 766.
Braun Heinr. 544.
Braun von Braunthal Karl Joh. 260.
Braut, Unterschobene, 160. 163.
Brawe Joach. Wilh. v. 429 f.
Bray-Steinburg Otto Graf v. 571.
Breitinger Joh. Jak. 749.
Bremer Asm. 536.
Brentano Antonie 825.
Brentano Bettina, s. Arnim Bettina v.
Brentano Clem. 130. 216. 349 f. 666. 828. — An die Grimms 349. Gründung der Stadt Prag 260. — „Philister" 347. 350. — Ponce de Leon (Valeria) 260. 834 f. — Romanzen vom Rosenkranz 193.
Brentano Maximiliane 228.
Bresch Frdr. 530.
Bresnicer Alex. 241.
Brevio Giov. 164[2].
Breysig Kurt 157.
Briefe 236 (734/7 Klaiber-Lyon). — über das Mönchswesen 552.
Brigido 164.
Brinckmann John 227. 260.
Brockengespenst 525.
Brockhaus F. A. 815.
Brockmann Joh. Frz. Hier. 752 f. 756.
Brodhagsche Buchhandlung 371.
Bröndsted Pet. Oluf 256.
Brown 93.
Brown John 481. 483.
Bruchmann K. 107.
Bruchschützen 528.
Bruch-Sinn Karol. 263.
Bruck Jul. 231.
Brück Geo. 241.
Brühl K. F. M. P. Graf 256. 368.
Brüning in Itzehoe 446. 447.
Brunold F., s. Meyer Aug. Ferd.
Bruschius Kasp. 553.
Bryant Will. C. 231.
Bube Ado. 151[1]. 397[1].
Bucer, s. Butzer.
Buchdruck und Buchhandel, s. Bibliographie.
Buchholtz Geo. 243.
Buchner Hieron. 539.
Büdinger Max 524.
Bühne, s. Theater.
Bülow Edu. v. 166. 670 f. 672.
Bülow Cosima v. 806. 815.
Bürger Gtf. Aug. 84. 109. 159. 217. 221 (Prolog zur „Eulalia"). 227. 269. 377[1]. 393 (394[3]. 396[7]: Lenore). 397[1]. 441 f. 468. 469. 479. 533 (Grab). 534 (Denkmal; B.s Molly). 828. 835.
Bürgermeister von Erfurt u. s. w. 159.
Bürgertum 188 (deutsche Literatur).
Büsching Joh. Gust. 217. 660 f. 670. 767.

Digitized by Google

Büßende, Die, 161 f.
Bütner Wolfg. 68.
Büttner Joh. Heinr. 537.
Bugenhagen Joh. 241. 543. 584.
Bungert Aug. 230.
Bunsen Phil. Ldw. 446. 447.
Bunsen Rob. Wilh. 560.
Buonaparte und Londonderry (von Sendtner) 775.
Burckhard Max 79.
Burckhardt Jak. 519.
Burg, Die (als Szene der Schauerdramen) 358 f.
Burggeist 355 f.
Burmann Gtlo. Wilh. 827.
Burmester Heinr. 238.
Burns Rob. 722[3]. 833.
Burschenschaft 186. 792. 794.
Busch Mor. 822.
Busch Wilh. 579.
Busse Karl 199. 217. 459[1].
Butler Sam. 486.
Butz Kasp. 231.
Butzer (Bucer) Mart. 240. 545.
Buyten-Zingel, De nieuwe Amsteldamsche, 30.
Byron Lord 90. 232. 425. 771. 773. — Tod 530. 771. — Einfluß 232. 351. 559.
Werke (übers.) 558. — Giaur 141/3. 718[4]. — Manfred 237. — Marino Faliero; The two Foscari 677/98 (Einfluß auf Grillparzers „Treuen Dieners").
Byzenus Eleuther. 829.

C. siehe auch K.
Calaminus Geo. (Rörich) 545.
Calderon 364. 534.
Calvin Jhns. 240. 243.
Camener Tim. 556.
Camerarius Joach. 58 241. 616 (618/21 Fabulae Aesopi).
Camerarius Phil. 58.
Campbell J. 766.
Campe Joach. Heinr. 179.
Campe Jul. 802 (805/7 und Hebbel).
Campi 123. 129.
Capranica Luigi 315.
Capri, Die Mädchen von, 230.
Carneri Barth. v. 230.
Caroline, s. Schelling.
Castelli Ign. Ferd. 219. 235. 753. 754. 760. 764.
Catalani Aug. 771.
„Catilina" (von Ibsen) 593/7. 600 f. 608.
Catull 298. 289 Anm. 768.
Cervantes Mig. 79. 215
Chamberlain H. St. 156.
Chamisso Adelb. v. 194. 207. 228 426. 710. 773. — Brief an Fouqué 677. — Fortunat 341/6 (Quelle). — Gedichte 138 f. (Nächtliche Fahrt). 389 Anm. 590. — Peter Schlemihl 677.
Chappuis Gabr. 164[2]. 165.
Charis (Rhein. Morgenztg.) 118.
Charpentier 481.
Charpentier Julie v. 480.
Chasot, Graf („Teutsch") 238. 525.
Chatterton Thom. 825.
Chaucer Geoffr. 162 Nr. 10.
Chevy-chase 387 f. 391. 720[4]. 721. 726. 727 f.
Chinese und Jesuit 180.
Chodowiecki Dan. 259.
Christ Joh. Frdr. 744.
Christel, Goethes, 239.
Christen Ada 263. 400 Anm. 407.
Christherrechronik 57.
Christiani Rud. 491.
Christiansen 166 am Ende.
Christmann Jak. 535.
Cialdini P. D. B. 829.
Cicero 114 f. 595 f. 600. 728.
Claudius Matth. 222 (‚Bekränzt mit Laub'). 253. 377[1]. 676. 713.
Claus, Bruder, s. Nikolaus von Flüe.
Clavel Frz. Xav. 552.
Clementinen (Recognitionen) 48/59 (Inhalt; Verhältnis zum „Faustbuch". Vgl. 68).
Climmbeck Joh., s. Schmolck Benj.
Cobenzl Ldw. Graf 570.
„Cocceji", s. Mühler Heinr. v.
Cochläus Jhns. 544.
Cohn Ferd. 560.
Colet Louise 425.
„Collin", s. Stern Siegm.
Collyer Jos. 510.
Comedy vom jüngsten Gericht 250.
Commer Frz. 371.
Congreve Will. 430.
Consalvi Herk. 124. 125. 832.
Conta Karl Frdr. Ant. v. 225.
Contessa Karl Wilh. Salice 675.
Conz Karl Phil. 373[3]. 526. 800.

Digitized by Google

Cooper James Fenim. 150 f.
Corneille Pierre 206.
Cornelius Pet. 124.
Cotta (Verleger) 256. 657 ff. 789. 802. 806.
Cousin Vict. 424.
Cramer Karl Frdr. 372. 485. 533. 769.
Crispin-Typus 174 f. 177.
Cronegk Joh. Frdr. Frh. v. 173.
Cumberland Rich. 431.
Cuno 349. 350.
Cuno Anna Maria 347/9.
Cuno Joh. Chn. 739. 740. 744.
Curland Doroth. Herzogin v. 255.
Curtius Geo. 239. 830.
Curtman Wilh. 827.
Cuvier Clementine 825.
Cyprian von Antiochien 51[1].
Cysat Rennwart 638.
Czerny Albin 547.
Czerny Jos. 248 f.

D. A. E. (in den Heidelberg. Jahrbb.: H. Voß; E. Wagner) 204 f.
Dach Sim. 557.
Dämonische, Das, 254.
Däumling-Motiv 713 ff.
Dahn Felix 221. 727[2].
Dalberg Karl v. 531. 571.
Dalwigk zu Lichtenfels Rich. Frhr. v. 571.
Dannenmaier Matth. 553.
Dante 51[2]. 215. 229. 513. 829 (2).
Dares Phrygius 61. 62. 63. 65. 66. 67.
Dartois 165.
Darwin Charles 222. 254 (Darwinismus). 519 (Theorie).
Dasypodius 44. 55. 60.
Daumer Geo. Frdr. 268.
Dauthendey Max 507.
David Jacq. Louis 206.
David Jak. Jul. 198.
David d'Angers P. J. 268.
Dawison Bog. 802. 809.
Debrois van Bruyck Karl 215. 263.
Defregger Frz. 198.
Dehmel Rich. 199. 224. 542.
Deinet Joh. Konr. 113.
Deinhardstein J. Ldw. 219.
Dekker Thom. 166.
Delavigne Cas. 773.
D'E[lpons], W. v. [C. Hanisch?] 367. 368.
Demmler Frz. 707[2].
Depping Geo. Bernh. 769 Anm.
Derché 771.
Desiderius, König, 147.
Dessoir Ldw. 808. 809.
Destouches Phil. Nér. 172. 173. 174. 175. 431.
Deus ex machina 170.
Deußen P. 227.
Deutsch-Amerikanisch 833.
Deutsch-böhmisches Dichterarchiv 269.
Deutsche 823.
Deutsche Bibliographie 270 f. 576. — Dichter des 19. Jahrh. 269. — Dichterdenkmal-Stiftung 270. — Kultur 215. 823. — Sprachinseln 247. — „Thalia" (Zeitschr.) 269.
Deutschland 190. S. auch Junges Deutschland.
Deutschtum 224.
Devil Divorced 166.
Devill a married man etc. 166.
Devrient Edu. 224. 228. 229. (780). 783.
Devrient Ldw. 264. 363.
Dialekte, Dialektdichtung, s. Mundarten.
Dialog 177. S. auch Romandialog.
Dichter und Dichtungen der Neuzeit 195/200 (Werner).
Dichterarchiv, s. Deutsch-böhmisches D.
Dichterdenkmal-Stiftung, s. Deutsche D.-St.
Dichtung, Deutsche, s. Literatur, Deutsche.
Dickens Charles 79.
Dictys Cretensis 61. 63. 65.
Diderot Den. 270. 423. 430. 431 f. 434. 435. 437. — Rameaus Neffe 214. 439.
Dientzenhofer 579.
Diesbach Ph. Otli. Jf. v. 524.
Diest-Daber Otto v. 571.
Dietelbach Rud. 799.
Dietenberger Joh. 575.
Dietrich Veit 241.
Dietzsch 794.
Dilich Wilh. 564.
Dilthey Wilh. 155.
Dimitz L. 266.
Dingelstedt Frz. 224. 238. 736. 806. 809 f. 817.
Dinter Gust. Frdr. 522.
Discours. Ein Fürtreffliches . . Bedencken (1589), s. Fischart Joh.
Dittrich Ant. 256.

Doblhoff Jos. Baron 212.
Docen Bernh. Jos. 768. 827 (Briefe an ihn).
Döbereiner 255.
Döderlein Ldw. 585.
Doehn R. 231.
Döllinger Ign. v. 231. 243.
Dönhoff Gerh. Graf v. 557.
Döring Theod. 809. 814.
Dörpfeld Frdr. Wilh. 585.
Dohm Chn. Wilh. v. 253. 256. 534.
Dohna Pet. v. 522.
Dombrowski Ign. 199.
Dominicus Jak. 255.
Doni Ant. Frc. 161. 164².
Doppler Ado 263.
Dorfgeschichte 198.
Dorothea, s. Schlegel Dor. v.
Dorow Wilh. 239. 364. 367. 769.
Dorpius Mart. 609. 620. 621.
Dorsch Edu. 231.
Douglas-Stoff 719/28.
Drachenkampf 135.
Drändorff Jhns. 528.
Drama 1/21. 79 f. 215. 225. 226. 231. 235. 253. 262. 559. 586. 598/608. 671 f. 831. — Definition 732 f. — Arbeiter-, Bauernschauspiele 223. — Buchdramen 217. — Bürgerliches Drama 427/40 (Eloesser). — Deutsches Drama 189 bis 195 (Berendt). 732/4 (Weitbrecht). S. auch: Volks-Schauspiele. Essex-, Feen-, Geister-, Hohenstaufen-, Konradin-, Ritter-Dramen. Fastnacht-, Faustus-, Lichtenstein-, Lust-, Passions-, Weihnachts-Spiele. Schicksalstragödie. Soldatenstück. Volksdramatik. Ferner: Theater.
Dramaturgie 229. 496/9 (Bulthaupt). 776/83 (Klingemann).
Dreikönigs-Lieder 219. 230. — Spiel s. Spichtig Pet. — Tag 219.
Drei Ringe 227. 517. 834.
Dreves Lebr. 827.
Dreyer Joh. Matth. 533.
Dreytwein Dionys. 251.
Droste-Hülshoff Annette v. 224. 234. 590. 736. 828.
Droste-Hülshoff Jenny v. 239.
Droysen Joh. Gust. 155. 239.
Duboc Edu. (ps. Rob. Waldmüller) 195.
Dürer Albr. 228.
Dühring Eug. 80.
Dümmere suchen 161.
Dümml G. N. 249.
Düntzer Heinr. 228. 230. 269. 327. 330². 331¹. 826.
Dürer Albr. 579.
Dufresny Charl. Riv. 175.
Dujon Frç. 535.
Dulk Alb. 806. 816.
Dumanoir 165.
Dumas Alex. d. j. 199. 310.
Du Moulinet 165.
Dumpf Geo. Frdr. 835. 836.
Duncker Karl Frdr. Wilh. 256.
Duncker & Humblot 370 f.
Duval Marie 826.
Dyherrn Geo. Frh. v. 224.

E., J. 309.
Eben Karl Theod. 231.
Eber Seb. 632.
Eberhard Konrad 252.
Eberhöfer Jos. 242.
Eberl 761.
Eberlin von Günzburg Joh. 251 f.
Ebert Karl Egon 231. 260. 263. 714¹.
Ebner-Eschenbach Marie v. 188. 220. 262.
Eck Frau von der (= Elise von der Recke) 349.
Eckermann Joh. Pet. 224. 332. 422 f. 832. — Gespräche mit Goethe 254. 332. 333. 334 f. 422 f. 453. 513 f. 729 f. — Goethes Faust 215. 223. 257.
Eckstorm Heinr. 567.
Edda 133. 148². 151¹. 376. 382². 393 ff. 714¹. 718¹.
Eduard 3., König von England 250.
Eeden, van, 95.
Egestorff Geo. Heinr. Chph. 510.
Eggers, Lehrer, 813.
Eginhard und Emma 160. 827.
Ehemann, Blinder, 162 f. Vgl. 174.
Ehepaar, Glückliches, 161 f.
Ehlen Ottilie 263.
Eichberg Fritz 526.
Eichendorff Jos. Frh. v. 148. 191. — Werke 261. — Ahnung und Gegenwart 261. 270. — Hochzeitnacht 138 f. — Incognito 219.
Einfalt Jak. 530.
Einsiedel Alex. v. 166.
Einsiedel, Oberbergrat v., 255.
Einsiedler (Waldbruder) und Engel 158. 559. 836.

Digitized by Google

Einsiedlerzeitung, s. Zeitung für Einsiedler.
Eisenhart Aug. v. 230. 231.
Ekhof Konr. 175. 778. 782.
Elbische Wesen, Elfen, 148.
Ellinger Geo. 361.
Elze Karl 231.
Emmerich Geo. 536.
Enea Silvio de' Piccolomini (Pius 2.) 560.
Engel, s. Einsiedler. Schutzengel.
Engel Joh. Jak. 434. 673. — Der dankbare Sohn 169 f. 433. 434.
Engelmann Jos. 366².
Engels Frdr. 561.
Engerd Joh. 826.
Enghaus Christine, s. Hebbel Chr.
Engländer Sigm. 338. 810.
Englische Komödianten 516. 578. 825. — Literatur 232. 558. 590 (Kotzebue).
Englisches Drama 226. 430 f.
Enslin Chph. 549.
Enzio, König, 150.
Eobanus Hel. 620.
Epicharm 834.
Epigrammata aliquot Wormatiensia (1540/1) 241.
Erasmus von Rotterdam 560.
Erdmannsdörffer Bernh. 546.
Erhardt Melch. 529.
Ernst, Lied und Volksbuch vom Herzog, 826.
Ernst der Fromme, Herzog, 229. 531. 569. 586.
Ernst Otto, s. Schmidt O. E.
Erscheinungen und Träume am Ende des 18. Jahrhts. 233.
Eschelbach Hans 222.
Eschenburg Joh. Joach. 255. 441. 748. 766.
Escherich, von, 757.
Eskeles 426.
Espinel Vic. 161.
Esserdramen 265.
Esslingische Chronik, s. Dreytwein Dionys.
Esterhazy Paul Ant. Fürst 255.
Estorf Otto v. 536.
Eucken Rud. 584.
Eugen, Prinz von Savoyen 570. 571.
Eugen, Herzog von Württemberg 256.
Eulenspiegel 163.
Eunike Jhna. 368.
Euripides 258. 674.
Europäische Literaturen 231. 559.
Evangelien 317/26 passim.
Evêque de Tournay Frç. Jos. 258.
Ewald 532.
Ewald Heinr. 237.
Ewald Jhns. 151¹.
Exau, Die von, 539.
Ex-libris 226.
Extrakt aus einem Schreiben u. s. w. 1696 (‚So geht der Feldzug wieder an') 529.
Eyth Max 736.
Eyzinger Mich. 653.
Fabeln, s. Alberus E. — Pflanzenfabeln 827.
Faber Frdrke. 796.
Faber Joh. Heinr. 70.
Fabricius P. (Liederhandschrift) 27. 34. 41. 281. 282. 283. 291. 292. 299. 300. 303. 623. 630.
Facius Frdr. Wilh. 420.
Fagiuoli 165.
Falbaire Ch. G. F. de 432.
Falk Jhns. 449 (451 f. F. u. Goethe). 589.
Falke Gust. 224. 542.
Falkenstein Karl 349.
Farquhar Geo. 430 f. 433.
Fastnachtspiel 252.
Fauche-Borel L. 125¹.
Faust 58 f. (der historische). 240. 589 (in Erfurt). 833. S. auch Goethe.
Faust und Mefistafel (Puppenspiel) 591.
Faustbuch (Spies 1587) 43/5 (60. 65. 66 f. 68 f.: Helenakapitel). 50. 51 f. 52 f. 53/9 (Einwirkung der Recognitionen, nicht des Zauberteufels). 64. 65. Vgl. 555.
Faustinus (Nicetas) 49.
Faustsage 43/69 (Simon Magus; Helena u. s. w.). 237.
Faustus (Vater des Clemens) 49 f.
Faustus-Spiel, Prettauer, 226.
Fechner Gust. Theod. 73. 75. 225 (2). 228. 560 f. 827.
Feendramen 352.
Fellenberg Dan. 524.
Fellner R. 500.
Fenchlerin Ottilia (Liederbuch) 22. 25. 29. 39. 41. 285. 286. 288. 297. 301. 302. 304. 623. 626. 628.



Digitized by Google

Fenton 587.
Fenzl 764.
Ferber 736.
Ferguson Adam 113³.
Fernow Karl Ldw. 179.
Ferrari Gaudenzio 321.
Feßler Ign. Aur. 205.
Feuchtersleben Ernst Frhr. v. 217.
Feuchtersleben Helene v. 217.
Feuerbach Ans. v. 369.
Feuerstein Mart. 580.
Fichte Joh. Gtli. 181. 186. 481. 482. 539. 547. 581.
Fiedler F. E. Chr. 659.
Fielding Henry 444. 445. 446.
Fink von Mattsee, s. Radnitzky Aug.
Fischart Jhns. 240. 637/56. — Ein aus Mailand überschriebener Bericht (1589) 637/46. — Discours (1589) 646/9. — Gargantua 38. — Glückhaftes Schiff 252. — Verzeichnis von der spanischen Armada (1588) 649/56.
Fischer Joh. Geo. 389 Anm.
Fischer Joh. Phil. 527.
Fischer Kuno 802.
Fischer R. 157.
Fischer Val. Frz. 121.
Fischer Wilh. 199. 263.
Fitger Arth. 497. 498.
Fitzball 378².
Flathe Theod. 540.
Fleischer Gerh. 255.
Fletcher, s. Beaumont.
Floerke Gust. 230.
Floia 521.
Förster Frdr. 827.
Foglar Ado. 262.
Foglar Ldw. 263.
Folz Hans 252.
Fontane Theod. 197. 199. 239. 389 Anm. 500. 526. 548. 719². 722³. 727². 728 Anm. 737.
Formeln bei Stammbucheintragungen 622 ff.
Forster Geo.: Liedlein 22. 29. 41. 304 u. ö.
Forster Ther. (I.), s. Huber Ther.
Forster Ther. (II.) 523.
Forteguerri Nic. 164².
Fortunatus (Volksbuch) 341/6.
Foucher P. 425.
Fouqué Frdr. dela Motte 82. 193. 194. 361. 364. 365. 368. 369. 371. 372. 378. 394. 426. 539. 674. 720. 771. 773. — Briefe von Houwald, Perthes und Chamisso 674/7. — Held des Nordens 132. 193.
Fouqué Karol. de la Motte 256.
Fournier M. S. 165.
Frambach Joh. Heinr. 520.
Francisci Erasm. 180.
Franck Melch. 31. 626.
Franck Seb. 252. 617.
Franckenberg Frdrke. Freifr. v. 256.
Franckh, Gebrüder, 370 f.
François Luise v. 261.
Frankenthal (14 Nothelfer) 275. 276. 280.
Frankfurter gelehrte Anzeigen 112 5. 270.
Frankl Ldw. Aug. 197. 200. 219.
Frankreich 423/6 (842 Goethe).
Franz 2. (1.), Kaiser von Österreich 262.
Franz Rob. 239. 270.
Franz Joseph 1., Kaiser von Österreich 216.
Französische Herrschaft 520. — Schauspieler 578. — Schriftsteller 232. — Sprache 587.
Französisches Drama 173/8. 431 f.
Frapan Ilse 800.
Frauen-Frage 217. Vgl. 812. — Lyrik (Dichtung), Deutsche, 221. 235. — Schriftstellerei 363.
Freher Marqu. 535.
Freiheitskriege, s. Befreiungskriege.
Freiligrath Ferd. 80. 82. 87. 88 (Piraten-Romanze). 95. 142 (Seidne Schnur). 221 (Prosa). 225 (u. Grabbe). 231. 232. 235. 382. 710. 717². 718. 816 (u. Hebbel). 827. Vgl. 208. 817.
Freiligrath Ida (225).
Fremdwörter 87 f. (102 in Dichtungen). 215. 253 (Grimmelshausen). 525. 830.
Frenssen Gust. 832.
Frenzel Abrah. 536.
Frenzel Karl 497. 498. 500.
Freßant, s. Hermann Freßant.
Frey Jak. 160. 163.
Frey Justus, s. Jeitteles Andr.
Freystedt Karol. Freiin v. 571.
Freytag Gust. 188. 245. 397¹. 519. 708³. 732. 809. 815. — Briefe 124. 538. Vgl. 735. — Vermischte Aufsätze 261. — Fabier 262. 809.
Friderici Dan. 577.

Digitized by Google

Friedel Joh. 751. 752. 753/5.
Friederike Hzgin. von Cumberland (nachher Kgin. von Hannover) 825. 832.
Friedrich 3., deutscher Kaiser 570.
Friedrich, Gßhzg. von Baden 570.
Friedrich 2. (der Große), König von Preußen 190. 225. 255. 372. 434. 470. 525. 527. 568. 569 f. 828. — De la littérature allemande 253. 259 (269 Möser). Vgl. 828. — Gedichte 239 (Ode). 253. 525.
Friedrich Theod. Heinr. 770. 771.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg 190. 570.
Friedrich Wilhelm 3., König von Preußen 223. 367.
Friedrich Wilhelm 4., König von Preußen 362. 570.
Fries Corn. Janson 520.
Frischlin Nikod. 836.
Fröbel Frdr. 225.
Fröhlich Abr. Eman. 827.
Fröhlich, Schwestern, 262.
Frölich Geo. 553.
Frommel Emil 243.
Fronhofer Ldw. 544.
Fuchs Gtli. 539.
Fülleborn Geo. Gust. 447.
Fürst 763.
Fugger, Graf, 523.
Fulda Ldw. 163.
Funkel A. 266.

Gärtner Wilh. 536.
Ganymed und Helena 62.
Garat D. J. 423.
Gartenlaube, Die (Wochenschrift) 188.
Gartner Andr. 286.
Garve Chn. 112/5 (und die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Vgl. 270). 239.
Gaß Joach. Chn. 239.
Gaudisches Journal 563.
Gaudy Alice Freiin v. 832.
Gaudy Frz. Freih. 261 f. 378[2]. 380 f. Anm. 526.
Gast Joh. 58. 609 f.
Gauß J. K. Frdr. 237.
Gautier Théoph. 424. 425.
Gautieri Gius. 255.
Gedichte 529. 536. S. auch Hochzeitsgedichte.
Gefangener (Gedichtmotiv) 150/2.
Gegenbauer Karl 561.
Geib Karl 397[1].
Geibel Eman. 198 f. (200 Werner). 238. 264. 270 (u. Mörike). 733. 809 am E. — Gedichte 151[1]. 218. 153 f. (188 Tod des Tiberius). 239.
Geier Pancrat., s. Vulturinus.
Geiler von Kaysersberg Joh. 252. 589.
Geister-Dramen 352/6. — Erlösung 353 f. — Schiff (Totenschiff, Fliegender Holländer) 377/86.
Geizhals 160 Nr. 6.
Gelehrtengeschichte, s. Bibliographie.
Gellert Chn. Fürchteg. 173. 177. 253. 429. 539. 735. 827.
Gemeiner Karl Theod. 827.
Gemeinsprache 229.
Gemmingen Eberh. Frdr. v. 258.
Gemmingen Otto. Heinr. Frhr. v. 435 f. 437.
Genast F. Edu. 339.
Gengenbach Pamph. 252.
Genie 222. 227. 254.
Genieglaube 274.
Gensichen Otto Frz. 526.
Gensicke Frdr. 751. 752.
Gentz Frdr. v. 223. 257. 268. 490/2 (Guglia). 673. 736. 770. 771. 835.
Gentz Heinr. 257.
Georg 243.
Georg 2. von Wertheim 545.
George Stefan 262. 507.
George-Mayer Aug. 263.
Gérard de Nerval 423.
Gerbel Nikol. 238.
Gerhardt Dagob. v. (ps. Gerh. von Amyntor) 223.
Gerlach 663.
Gerlach Chn. Heinr. Gtho. 536.
Germonik Ldw. 263. 266.
Gerning Joh. Isak Frh. v. 233.
Gerok Karl 375[1].
Gersdorf Wilhelmine v., s. Richter F. P. E.
Gersdorff Ernst Chn. Aug. v. 256.
Gerstell Albr. 379 Anm.
Gerstenberg Heinr. Wilh. v. 485. 511.
Gervinus Geo. Gtfr. 168. 262. 841.
Geschichte, s. Bibliographie.
Geschichtschreibung 500 ff.
Geschichtsphilosophie 155/7 (Lindner).
Geschmackswechsel 73/5.
Geschnällz, Sieben lächerliche, 38.

Digitized by Google

Gesellschaft 185/9
ski). — Zur
Wissenschaft u. s.
269. — Für deut
270. — Der „vert
Isarstrom" 544.
deutsche Sprache 73
geschichte (Berlin)
779.
Gesellschaften 225 (deutsch
836 f. (geheime).
Gespensterschiff, s. Geisters
Geßler Karl Frdr. v. 55
Geßner Sal. 198. 495. 74
Gesta Romanorum 154. 15
Gestalt, Die blutende, mit D
Lampe 351.
Gevatter Tod 164.
Gewey Frz. H. Karl 764.
Geyer Florian 545.
Gibecière, La, de Mome etc. 165.
Giech Frz. Frdr. Karl Graf v. 256.
Gildemeister O. 716 f. (718 „Türkische Friedensstiftung"). 721.
Gillies Rob. Pearce 834. — Tales of a voyage 842 (Quelle für Hauff).
Gilm Herm. v. 523.
Giotto 324.
Giovanni, s. Juan.
Giovanni, Ser, 160.
Girardin Saint-Marc 424. 523.
Gisevius Timoth. 521.
Giulio Romano 256.
Gleich Jos. Alois 752. 762. 763. 764. 836.
Gleim Joh. Wilh. Ldw. 113. 153. 179 (im „Faust"?). 222. 469. 512. 530 (u. Leuchsenring). 747. 827.
Glover Rich. 486.
Gneisenau Neidh. v. 487/90. 525.
Gnoli D. 312 f. 315. 316.
Göckingk L. F. G. v. 485.
Goedeke Karl 213 f. 223. 527. 540. 832. 833.
Goedsche Herm. 397[1].
Görres Guido 373[3]. 721.
Görres Jos. 147[1]. 193. 200/6 (Schultz). 491. 492. 770. 771. — Briefe 202/5. 206. 534.
Goethe Alma v. 339 f.
Goethe Aug. v. 256. (339. 455).
Goethe Christiane v., geb. Vulpius 184. 256. 734.
Goethes Eltern 254.

25
B
heim
128. 1
— Bre
232. B
Cotta 65
Diderot 27
— Duval M
224. 254. 72
— Fouqué 53
berland 825. —
parzer 351. —
Grüner S. 248.
J. v. 451. — Hey
734. — Hompesch
— Karl Alexander
Karl August v. Weimar
114. — Klinger 728
179. — Knebel 233. —
(= Th. v. Bernhardi) 421
S. v. 479. — Lacépède 4
thieri 451. — Lavater 233.

Digitized by Google

Goethe:
114. 825. — Lenz 836. — Leuchsenring 530. — Loewe K. 577. — Lortzings 825. — Luden 335. — Ludwig v. Baiern 825. Vgl. 730. — Luise v. Weimar 184. 825. — Lyser (?) 338/41. Macco 829. — Maria Paulowna v. Weimar 825. — Meyer J. 826. — v. Müller (Kanzler) 449. 454 f. — Napoleon 214. 254. 424. 449. 452/4. 774. — Ortlepp 817. — Preller 825. — Prokesch-Osten 451. — Purgstall 451. — Reinhard K. F. v. 825. — Runge 663. — Sartorius (Witwe) 221. — Schiller 180. 254. 335. 590. Vgl. 339. — Schönkopf K. 268. — Schubart 825. — Scott 232. — Société philomatique 215. — Soret 729 f. — Stein Ch. v. 734. — Sternberg 268. — Verlohren 825. — Vulpius Ch. 184. 734. — Weber K. M. v. 826. — Werner Z. 212. — Willemer M. v. 451. — Winckelmann 254. — Zauper 268. — Zelter 734.

Urteile Goethes über: seine Dichtungen (Gräf) 220. 257. 828. — Frankfurter gel. Anzeigen 112. 114. — Gerning 233. — Gozzi 730. — Grimm F. M. v. 730. — Impfzwang 826. — Kotzebue 438. — L'Enclos 730. — Manzoni vgl. 773. — Schiller 825.

Über Goethe 838. Von: Angiolini 418 f. — Hebbel 805. Vgl. 806. 812. — Hugo vgl. 773. — Jackson 832. — Naturalisten 498. — Novalis 462. — Tieck vgl. 491.

Braunauer Ländchen 839. — Dresden 826. — Elbogen 219. — Heidelberg 448. 451. — Italien 832. — Koppenfahrt 550. — Nassau 541. — Preußen 254. — Rußland 559. — Sesenheim 530. Vgl. 217. — Steiermärker 448. 451. — Straßburg 826. — Teplitz 826.

Altertum 222. — Antike 254. — Aristophanes („Ritter") 183 f. — Epicharm 834. — Indien und Persien 216.

Weltanschauung 583. — Religion 240. 331. Vgl. 820. — Christentum 254. 590. — Bibel 215. 254. — Darwinismus 254. — Okkultismus 254. — Polarität 270. — Urpflanze 227. 253.

Goethe:
Theaterleitung 778. 779. 780. 781/2.
Werke 214 (254/6 Weimar. Ausg.). 256 f. — Handschriftliches in Neapel 229.

Lyrik

226. 245. 257. 824. Vgl. 801. 813.
An Lord Byron 90.
Auf Christianen R. 239.
Balladen 590 (Parodien).
Braut von Corinth 396[7].
West-östlicher Divan 449. 832.
Der getreue Eckart 828.
Römische Elegien 217.
Ergo bibamus 268.
Erlkönig 391[3].
Wandelnde Glocke 828.
Glücklich Land, allwo Cedraten 826.
Liegt dir Gestern klar und offen 217.
Der fünfte Mai (Manzoni) vgl. 773.
Mignon (97).
Deutscher Parnaß 183.
Schneidercourage 825.
Schwager Kronos 825.
Seinem .. Tischbein 115 f. 117.
Totentanz 396[7].
„Volkslieder" 38.
Vorklage 511.
Weissagungen des Bakis 183 f.
Xenien 180.

Epos 824.

Achilleis 217. 218. 230. 257.
Hermann und Dorothea 237. 238. 245 (3). 449. 825 f.
Plan eines philosophischen Naturgedichts 222.

Drama

190. 732 f. 824.
Die Bestohlenen (Kotzebue) 254 f.
Bürgergeneral 676.
Claudine von Villabella 354 Anm.
Clavigo 199. 245. 750. 751.
Egmont 215. 517. 732. 828. 832 (Klärchen).
Epimenides Erwachen 256.
Faust 80. 217 (Danteskes). 218 (Hohlfeld). 219 (229. 231. 827 Türck; Minor u. a.). 223 (französ. Kunst). 227. 237. 245 (2). 255. 257 (religiöse Probleme). 340. 513 f. (Pionier). 515. 582 (825 Mephistopheles, s. dort). 590. Vgl. 191. 425.
Paralipomena 180 f. 182. 183.

Digitized by Google

Goethe:
Urfaust 257. 513.
I. Teil: 245. 257. 269. 393⁵. 597. 780 f. (Klingemanns Inszenierung). — Auerbachs Keller 781. — Disputationsszene 180/2. — Gefängnis 517. — Böser Geist 512. — Gretchen 182 f. 732. 780 f. 832. — Hexenküche 183. 417 f. („breite Bettelsuppen". Vgl. 841). — Studierzimmer 181. — Wald und Höhle 182. — Walpurgisnacht (und Intermezzo) 179 f. (literarische Polemik). 182.
II. Teil: 84 (Inkorrektheiten). 245. 262. — (Vers 6235 ff.) 825; (Vers 7003/4) 832. — Am Hofe des Kaisers (Eckermann) 215. 223. 257. — Baccalaureusszene 180. 182. — Helena 183. 513. 514. Vgl. 18 (Euphorion). — Laboratorium 182 (514 Homunculus). 327/31 (Krystallisiertes Menschenvolk). — Klassische Walpurgisnacht 257. — Letzter Akt 331/8. 590. 833.
Finale zu Johann von Paris 255.
Götz von Berlichingen 230. 255. 512 f. 586. 750. 825. 835. Vgl. 191.
Großkophta 676.
Iphigenie 449. 586. 590. 832. Vgl. 10. 190.
Jahrmarktsfest zu Plundersweilern 179. 214. 219. 530. 834. 835.
Lila 256.
Löwenstuhl 256.
Mahomet 497. 825.
Nachspiel zu Ifflands Hagestolzen 255.
Nausikaa 257.
Paläophron 255.
Pandora 184.
Pater Brey 530.
Prologe, Theaterreden 255.
Proserpina 832.
Satyros 515. 828.
Schutzgeist (Kotzebue) 220. 254 f.
Tasso 192 Anm. 255. 257. 449 f. 499. 590. 825.
Natürliche Tochter 590. 676.
Was wir bringen 255.

Prosa
(Autobiographisches. Romane. Aufsätze u. a.)

Abendmahl des L. da Vinci 316/27.
Aufsätze im Morgenbl. (1807) 657/660.

Goethe:
Aufsätze über Literatur u. Theater 255.
Briefe aus der Schweiz 257.
Campagne in Frankreich 586.
Dichtung und Wahrheit 179. 256. 257. 329¹. 331. 333. 493. 514.
Farbenlehre 254. 255.
Labores iuveniles 825.
Märchen 184.
Wilhelm Meister 8. 255. 257. 525. 531. 778 (Hamlet). 826. Vgl. 832.
Parabel (bei Klinger) 728 f.
Rameaus Neffe 214. 438 f.
Reise der Söhne Megaprazons 184.
Reise in die Schweiz (1797) 233.
Romane 223 (254 Technik). Vgl. 791.
Sprüche in Prosa 517. 833.
Stammbuchblatt 728.
Tag- und Jahreshefte 112.
Tagebücher 255. 421/3 (August 1823). 513. Vgl. 729.
Von deutscher Baukunst 257.
Wahlverwandtschaften 257. 449. 525. Vgl. 806.
Werther 115 (Garve). 233. 257. 418 f. 423 f. 483. 517. 534. 834. Vgl. 19. 468.
Sprache. Stil. Metrik 218. 253. 826. Vgl. 179. — Korrektheit 84. 86. 90. 97. — Fremdwörter 830.
Goethe Kath. Elis. 734. 735.
Goethe Ottilie v. 214. 217. 339. 455.
Goethe Walth. v. 214. 217.
Goethe Wolf v. 214.
Göttingen 237 f.
Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen 238.
Götz von Berlichingen 545. 825.
„Götz von Berlichingen", s. Strachwitz Mor. Graf v.
Goetze Auguste (ps. A. Weimar) 315.
Goeze Joh. Melch. 113.
Goldmark Karl 577.
Goldsmith Oliv. 431. 834.
Goldstücker Theod. 571.
Gomaringen, von, 549.
Gore M. 421.
Goropius Becanus 650².
Gotter Frdr. Wilh. 170. 479. 750.
Gotthelf Jer., s. Bitzius Alb.
Gottschall Rud. v. 132¹. 221. 801.
Gottsched Joh. Chph. 70. 73. 109. 172. 175. 221 (3). 227. 229. 590. 738. 739. 740 f. — und Lessing 740 f. — Kritische Dichtkunst 176. 177. 178.

Digitized by Google

Gottschedin L. A. V. 177.
Gozzi Carlo Graf 730.
Grabbe Chn. Dietr. 80. 95. 187. 218. 221. 222 (3). 223. 224. 225. 226. 227. 229 (3). 235. 262. 732. 817. 829. — Werke 268. — Don Juan und Faust 222. 229.
Grabow H. 231.
Grabschriften 525. 549. 557.
Gräf Hans Gerh. 526.
Gräßli Joh. (ps. J. Vollmann) 831.
Gräter Frdr. Dav. 827.
Graff Eberh. Gtli. 765.
Graff Joh. Jak. 339. 340.
Grailich 802.
Gravenhorst 812.
Grazie Marie Eug. delle 79 f. 832.
Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jhs. 220 (748 f. 833 Pomezny).
Gregorovius Ferd. 230. 736.
Greif Mart. 207.
Griepenkerl Rob. 815. 817.
Griesinger Geo. Aug. 256.
Grillparzer Frz. 80. 185. 187 f. 191. 217. 219. 223. 262 f. (Bibliographie). 270. 416. 592. 773. — Jahrbuch 214.
Beziehungen: 214. 226 (Prechtler). 232 (351. 677/98 Byron). 262 (Wartenegg). 351 (Schiller. Sophokles). 524 (Stifter).
Selbstbiographie 842. — Ahnfrau 214. 262. 263. 350/60 (Wiener Volksdramatik). 820. — Blanka 262. 263. — Treuer Diener 262 (Bankban). 677/98 (Byrons Einfluß). — Libussa 262. — Marino Falieri (Entwurf) 677/9. 689 f. — Ottokar 214. 262. — Baumkircher (geplant) 262. — Sappho 245. — Traum ein Leben 360. — Goldnes Vlies 193. 258. — Weh dem, der lügt 238. 262. — Gedichte 218 (262 Epigramme). 775 (Napoleon; Der Schiffer u. sein Sohn). 214 (Wert der Freundschaft).
Grim 166.
Grimm 202.
Grimm, Brüder, 349. 661[1]. 766. — Märchen 148[2]. 217. 280[1]. 515. 516. 660 f. 713[2]. 828. — Deutsche Sagen 146. 217. 373. 374.
Grimm Frdr. Melch. Frh. v. 730.
Grimm Herm. 224 (2). 225 (2). 226. 826.
Grimm Jak. 203. 239. 515. 519. 661 f. (Brief v. Perthes). 765. 767. 768. 771. 826. 827. 830. 838 (2).
Grimm Ldw. 204.
Grimm Rud. 526.
Grimm Wilh. 133[2]. 148[2]. 204. 205. 239. 765. 767. 827. — Brief von Böckh 205.
Grimmelshausen H. J. Chr. von 198. 245. 253.
Grisebach Edu. 263. 361.
Grob Ther. 214.
Groote Eberh. v. 766.
Großbuch, s. Schönbach.
Grosse Jul. 230 (2).
Großmann Gust. Frdr. Wilh. 257. 430. 435. 436. 437.
Groth Klaus 528.
Grübel J. Konr. 255.
Grün Anastas., s. Auersperg Alex. Graf v.
Grüneisen Karl 794.
Grünenberg, Freiherren v. 569.
Grüner Seb. 248. 268. 422.
Grünwald Jörg 625.
Grützner Edu. 580.
Gruner 547.
Gruppe Otto Frdr. 375[1].
Gryphius Andr. 829.
Gryphius Chn. 550.
Gudrun, Gudrunsage 148[2]. 830.
Güll Frdr. 827.
Günther Joh. Chn. 233. 555.
Guerazzi F. D. 313.
Gürtler Hier. 584.
Gugler Bernh. 798.
Guillimann Frz. 552.
Guinterus Joh., s. Winther v. Andernach.
Gurlitt L. 804 f.
Guseck Bernd v. 558.
Gustav 2. Adolf, König von Schweden 546. 570.
Gute-Nacht-Lieder 291.
Gutenberg Joh. 541. 575.
Gutknecht Jobst 275.
Guts Muths Joh. Chph. Frdr. 586.
Gutzeit Wold. v. 837.
Gutzkow Karl 187. 188. 227. 263. 439. 497. 806. 813 f. (Hebbel). — Briefe 220. 226. 229. — Uriel Acosta 192. 263.
Gymnasien, s. Höhere Schulen.
Gyrowetz Adalb. 161.

Digitized by Google

Haake Frdr. Karl Ernst v. 256.
Habel Chn. Frdr. 541.
Haberkorn Dan. Ferd. Ldw. 536.
Habsburger 569.
Hähnel Amalia 219.
Hähnel Ernst. Jul. 528.
Händlersprache, Fränkische, 831.
Häring Geo. Wilh. Heinr. (ps. Willibald Alexis) 186. 228. 263. 369.
Haferitz Sim. 241.
Hafner Phil. 763.
Hagedorn Frdr. v. 257. 749. 827.
Hagen Frdr. Heinr. v. der 132 Anm. 133[1]. 387. 767. 768. 827.
Hagius Greg. 825.
Hahn Karl Aug. 766.
Haizinger-Neumann Amalia 214.
Halem Gerh. Ant. v. 768[1]. 769.
Halévy Leon 165.
Haller Albr. v. 72. 238. 258. 530. 740. 742 745 f. 827. 835.
Haller Bercht. 566.
Halling S. 510.
Hallische Jahrbücher 261.
Hamann Joh. Geo. 239. 240.
Hamburg 235. 340. 533 (Literatur des Brandes 1842).
Hamerling Rob. 218. 228. 263 f. 590.
Hamilton Will. 766.
Hamlet 237.
Hammer-Purgstall Jos. v. 451. 717[2].
Hanisch C., s. D'Elpons.
Hanke Joh. Alois 537.
Hansemann Dav. 571.
Hansen, Kaufmann, 811.
Hansjacob Heinr. 221. 243. 522.
Hanswurstfigur 174 f.
Happel Everh. Guern. 589.
Hardenberg, Baron v. 663.
Hardenberg Frdr. v. (Novalis) 231. 265. 539 (2). 823. — Biographie (Heilborn) 477/86. 827. — Werke 265. 456/77 (827 Heilborn). — Bey dem Falckenstein; Armenmitleid 471. — Blüthenstaub 459/63. — Hymnen an die Nacht 458 f. 480 f. 485. — Osterdingen 192. 463/6. 481. 663.
Hardenberg Karl v. 467. 469. 479. 484. 485.
Hardenberg Karl Aug. Fürst v. 123 f. 125[1].
Harlekinfigur 174.
Haroldbramen 829.
Harpf Ado. 263.
Harster Wilh. 547.
Hartlaub Wilh. 786. 801.
Hartleben Otto Erich 250.
Hartmann Adam. Sam. 532.
Hartmann Edu. v. 581 (2).
Hartmann Jul. 787.
Hartmann Mariette v. 523.
Hartung Aug. 234.
Haschka (Haschke) Geo. 536.
Hase Karl Aug. v. 735.
Hase Karl Bened. 769.
Hasenhut Ant. 765.
Haßlinger-Haßlingen A. v. 212.
Hattingen(-ungen) Everh. 557.
Hatzl Geo. 571.
Hauff Herm. 810 f.
Hauff Wilh. 186. 523. — Lichtenstein 511. — Märchen 842; Karavane 718[1]. 725[1]; Gespensterschiff 378[2]. 379. 380 ff.; Höhle von Steenfoll 842 (Quelle)
Haug J. Ch. Frdr. 799.
Haughton W. 166.
Haupt Mor. 765. 766. 826.
Haupt Theod. v. 217.
Hauptmann Gerh. 188. 199. 221. 224. 235. 238. 264. 496. 497 f. 517. 569. 590. 829. — Versunkene Glocke 270. 458. 515 f.
Hauptmann Karl 221.
Hausrath Ado. 562.
Haußmann Val. 40.
Havemann Wilh. 207.
Haxthausen Aug., Sophie u. Werner v. 239.
Haydn Jos. 219.
Haydt Leonh. 553.
Haym Rud. 228. 258. 561. 581. 819. 820.
Hebbel Christine (geb. Enghaus) 805. 807/10. 813.
Hebbel Frdr. 97. 186. 187 f. (Lublinski). 196. 200. 215 (224. Im Hause H.'s). 224 (808 ff. als Gatte). 262. 270. 732. 733. 801/16. 828. 833. — Briefe 218 (221. 801/16. 829 hg. v. Werner). 270. Vgl. 735. — Werke hg. v. Werner 230. 264. 829. 833 (2). — Agnes Bernauer 436. 809. — Diamant 814. — Gyges 733. 815. — Herodes und Mariamne 587. 814. — Judith 230. 805. 810 f. 812. 815. — Julia 199. 813. 814. — Maria Magdalene 440. 733. 806. 809. 814. — Michel Angelo

Digitized by Google

815. — Moloch 809. 814. — Nibelungen 245. 807. 809. 815. — Tagebücher hg. v. Werner 269.
Hebbel Joh. 811.
Hebel Joh. Pet. 522. 591. (806).
Hedde Th. 802.
Hedenus Marc. Frdr. 545.
Heer, Das wilde, 397.
Heer Joh. Chph. 220.
Heeren Arn. H. L. 771.
Hegel Geo. Wilh. Frdr. 69. 76. 155. 166. 186. 187. 229. 240. 254 (Goethe). 491. 519. 581. 734. 800. 811. (819).
Hegel Karl 228. 230. 819 f. (Leben). 835.
Hegner Ulr. 223. 233. 557. 833.
Heichen Walt. 558.
Heidt Karl Maria 591.
Heilige, s. Nothelfer; Schutzheilige.
Heim Ernst Ldw. 526.
Heimatkunst 219. 221. 226. 227.
Heine Heinr. 80. 81. 82. 90. 96. 137 (146. 377 Strachwitz). 140. 186 (Lubinski). 216 (Orient). 220 (4). 223. 225. 226. 227. 237. 239. 264. 340. 376. 378[2]. 379. 380 f. Anm. 389 Anm. 393 f.[6] 396[7]. 397. 425. 491. 523. 591. 720. 736. 790. 827. 834. — Atta Troll 237. — Belsazer 142. — Deutschland 237. — Nächtliche Fahrt 140[2]. — Memoiren 370. — Nachlaß 268. — „Dresdner Poesie" (v. Rousseau) 229. — Reisebilder 125. 129.
Heinrich der Vogler (Finkler) 372/7.
(Heinrich 8.), König von England 243.
Heinrich von Landshut 158.
Heinrich Leubing 827.
Heinrich 5. der Friedfertige, Herzog von Mecklenburg 574.
Heinrich von Peine 557.
Heinse Wilh. 222. 258 (2).
Heinsius Theod. 732.
Heinson Joh. Theod. 533.
Heinzel Max 221.
Heinzel Rich. 157. 168.
Held Hans v. 549.
Heldengrab, s. Meer (als Heldengrab).
Helena in der Faustsage 43/69.
Helfert Jos. Frh. v. 222 (2).
Heliand 517 f. (Heimat). Vgl. 766.
Heliodor 50. 250.
Hell Theod., s. Winckler Karl.
Heller Sini 215.
Hellmann H. G. (J. G. Hoffmann?) 256.
Hellwag Chph. Frdr. 522.
Hellwig Wilhelmine 661.
Helmholtz Herm. v. 240. 269.
von Helmstorfsche Handschrift 24. 27. 33. 41. 626.
Helwig-Imhoff, Amalie v. 421. 487. 489. 490.
Hemsen Wilh. 799.
Hemsterhuis Frz. 472/7. 481. 482. 483 f.
Hendel-Schütz J. Henr. R. 670 f. 672 f. — Brief von Kleist 671 f.
Hendrichs Herm. 809.
Henneberg Joh. Bapt. 351[3].
Hennick Joh. 534.
Henning Ldw. 557.
Hennuy Jos. Chevalier v. 222.
Hensel Wilh. 124.
Hensler Karl Frdr. 351/60 passim.
Herbart Joh. Frdr. 581.
Herbort von Fritzlar 63. 66.
Herculano Alex. 830.
Herder Emil v. 523.
Herder Joh. Gtfr. v. 9. 93. 156. 216 (Orient). 225. 239. 240. 245. 258. 340. 388. 418. 519. 530. 571. 583. 590. 734. 749. 828. 830. 836. 837. — Angiolini über ihn 419 f. — Lessings Laokoon 590. — Volkslieder 38. 148[2].
Herder Karol v. 179. 239. 258.
Herder Luise v. 523.
Herman Chph. 542.
Hermann (in Frankenthal) 276 f.
Hermann Karl Frdr. 239.
Hermann Fressant 158.
Hermas 274.
Hermes Karl Heinr. 523.
Herodes und Mariamne 587.
Heroide 559.
Herrenschwand Jean 561.
Herrl Jos. v. 214.
Herrmann Wilh. 527 (2).
Hertz Henrik 714[1] (die Übers. ist von P. Ch. Bentzen. Vgl. Alberti 1867. 1, 43).
Hertz Wilh. 228. 269 f. 826.
Hertzheimer Jordan jun. 241.
Herwegh Geo. 82 f. 149 (Deutsche Flotte). 152[2] (Der Gefangene).
Herwig Joh. Just. 836.
Herz Henr. 316.

Digitized by Google

Herzfeld Jak. 230 (an Schiller).
Hesekiel Geo. Ldw. 215. 526. 720[3]. 721 Anm. 726 f.[3]
Hesekiel Ludovika 526.
Hessen 235.
Hetsch 368.
Hetsch Ldw. 700 f. (an Mörike).
Hettner Herm. 79. 80. 519. 815.
Heuberger Rich. 263.
Heufeld Frz. v. 544.
Hey Wilh. 532.
Hexen, Hexenglauben, -prozesse u. ä. 226. 520. 521. 532. 537. 548.
Heyden Frdr. v. 829.
Heymann Rob. 572.
Heyne Chn. Otto. 238. 523. 766.
Heyne Ther., s. Huber Ther.
Heyse Paul 188. 196. 199. 230. 362. 497. 498. 733. 833.
Heywood Thom. 161 f.
Hieber Gelas. 544.
Hilarius Lustig v. Freuden-Thal 30.
Hildebrand Rud. 828.
Hilgard Heinr. 547.
Hilscher Jos. Eman. 558.
Himmels- (und Höllen-)Briefe 839 (2).
Hippel Theod. v. 363. 364. 369. 370. 371. Vgl. 362.
Hippel Theod. Gtli. v. 440.
Hirsch Kasp. 546.
Hirsch Theoph. Aug. 549.
Hirschauer Stückeln 839.
Hirzel Ldw. 258.
Historische Zeitschriften, s. Zeitschriften.
History of Friar Rush 166.
Hitzig Jul. Edu. 675. — Nachlaß E. T. A. Hoffmanns 360/72. — Briefe an Hitzig 363. 364 f. (Hoffmann). 369/71. — Publikationen über Hoffmann 363 f.
Hobhouse J. C. 770. 771.
Hochzeitsgedichte 216. 540.
Hock (Hoeck) Theob. 163. 826 (2).
Hochstetter Sophie 196.
Hocke-Wanzel 543.
Hoeck Theob., s. Hock.
Höhere Schulen (Gymnasien u. s. w.) 228. 532. 544. 584 f.
Hölderlin Frdr. 227. 790. 800.
Hölty Anna Katherine 533.
Hölty Ldw. 389 Anm. 469. 533.
Hoene-Wronski 770.
Hofer Andr. 122. 123. 126. 128 f. (130 Tod).
Hoffinger R. von 222.
Hoffmann Ambros. 557.
Hoffmann Ernst Theod. Amad. 191. 214. 340. 360/72. 379. 706. — Hitzigs Publikationen 363 f. 369/71. — Briefe 264. 361[2]. 364 f. (Hitzig. Vgl. 362). 368. — Kampf der Sänger 192. — Meister Martin 194. — Zaches 363. — Nachlaß 365/8.
Hoffmann Heinr. I. 361 f.
Hoffmann Heinr. II. 574.
Hoffmann Joh. 361.
Hoffmann Leop. Alois 760 f.
Hoffmann Micheline, geb. Rorer 363. 364. 369. 370 f.
Hoffmann Wilh. 701.
Hoffmann von Fallersleben Heinr. 33. 223. 238. 516. 766. 827.
Hoffmeister Karl 119.
Hofmann Aloys Fürchteg. v. 544.
Hofmann Kasp. 555.
Hofmann, s. auch Hoffmann.
Hofmannsthal Hugo v. 200. 224.
Hofmeisterus Jhns. 541.
Hohenstaufen (Dichtungen) 264. 800.
Hohenzollern 569.
Holbein Frz. v. 161 („Ida"). 814 f.
Holländer, Fliegender, s. Geisterschiff.
Holländer Fr. 221.
Hollmann J. G., s. Hellmann H. G.
Holmes Oliv. W. 231.
Holtei Karl v. 219. 802. 826.
Holz Arno 81. 188. 507.
Holzapfel Ant. 214.
Home H. 485.
Home John 720 Anm. 721.
Homer 60. 61. 238. 478. 835.
Homilien, Clementinische, s. Clementinen.
Hompesch Karl Rfrhr. v. 546.
Homunculus 328/31.
Hopp Frdr. 762.
Hoppé (Schauspielerin) 808.
Hoppenstedt Geo. Ernst Frdr. 766.
Horaz 233. 469. 470. 478.
Hormayr Jos. v. 125. 264.
Horn Uffo 839.
Hrosvitha 516.
Houwald Ernst Chph. Frh. v. 363. 674 f. (Brief an Fouqué).
Hub Ign. 727 Anm.
Huber Leop. 351/60 passim.
Huber Ther. (geb. Heyne; in 1. Ehe: Forster) 229. 239. 523 (Briefe).
Huber Vikt. Aimé 523.

Digitized by Google

Hude, v. der, 538.
Hübner Joh. 215.
Hüffer Herm. 201.
Hügel Karl Frh. v. 561.
Hülsen Botho v. 808.
Hülsen Henr. v. 526.
Hürnheim Wolf v. 521.
Hufeland Ch. Wilh. v. 203 f.
Hufeland Gtli. 239.
Hugenotten 535. 566.
Hugo Vikt. 95. 142[1]. 773.
Hugo von Trimberg 609. (611).
Hugwald Ulr. 241.
Humanismus 213. 227. 543 (Nürnberg). 560. 585 (Ingolstadt).
Humboldt Alex. v. 215. 222. 316. 771. 829.
Humboldt Karol. v. 572.
Humboldt Wilh. v. 221. 237. 256. 316. 490. 561. 770. 771. 834.
Hume Dav. 103. 581.
Hummel Joh. Nep. 339. 340.
Humor 215. 494 f.
Humperdinck Engelb. 273.
Hunold Chn. Fr. (Menantes). 286. 555.
Huntemann Joh. Alb. 522.
Hurault du Fay Michel 646[3].
Hutcheson Fr. 108.
Hutten Ulr. v. 240.
Hymnus, Rede, Dialog und Schlußgesang beim Antritte des 19. Jhs. 234.
Hyphantes, s. Weber Geo. Heinr.

J. E. 309.
Ibsen Henrik 188. 235 (2). 237. 496. 497 f. 499. 499 f. (Stein). 515. 593 bis 608 (Römerdramen).
Idiotika 588. 834.
Iffland Aug. Wilh. 116. 118. 119. 120 f. 219. 430. 436. 437. 538. 671. 782. — Albert v. Thurneisen 170. — Hagestolzen 255.
Iglau 219.
Illing Chn. Rud. (ps. Jocosus) 446.
Imhof Karl v. 233.
Imhoff Amalie v., s. Helwig-Imhoff.
Immermann Karl 440. 556. 773. — Briefe 264. — Friedrich II. 264. 591. 826. — Merlin 194. — Münchhausen 245 (Oberhof). — Trauerspiel in Tirol 125. 129.
Impressionismus 504/8. 509.
‚In Erfurt ist gut wohnen' 531.
Indien 216.
Inichen Jos. 217.
Innere Form 270.
Inschriften 525. 539. 587. 839. S. auch Grabschriften.
Inseratenwesen 576.
Inspirierten, Die (Sekte) 540.
Insubordinationsdramen 170.
Interpretation 206/8.
Irenaeus 47.
Iselin Is. 530.
Ißleib Ldw. 263.
Italienische Literatur 235. 589.
Jablonsky D. E. 548. 836.
Jackson Geo. 832.
Jacobi Frdr. Heinr. 455. 530.
Jacobi Joh. Geo. 179. 749.
Jacobowski Ldw. 199. 221. 225. 264 f. 548.
Jacobus a Voragine 276.
Jacoff Joh. 555.
Jäger, Der wilde, 393. 397.
Jäger Karl 233 f.
Jäger Matth. 551.
Jagemann Karol. 454.
Jahn Frdr. Ldw. 536. 770. 771. 830.
Jahrhundert, Achtzehntes, 225. — Deutsches 220. — Neunzehntes 226 (2). 500/9. 558. 559. S. auch Bibliographie; Literatur.
Jahrzeitbücher 524.
Jakob Ther. A. L. v. (ps. Talvj) 832.
Jakob von Jüterbogk (= Jakob Kunike) 531.
Jamnitzer Wenz. 579.
Jani Chn. Dav. 468. 478.
Janinski 811. 814.
Jansen Alb. 317/9. 325 f.
Jansen Enikel 52.
Jansenismus 240.
Jacquet Ernst Ferd. 521.
Jacquet Kath. 753.
Jean Paul, s. Richter J. P. Frdr.
Jeitteles Andr. (ps. Justus Frey) 227.
Jele Alb. 556.
Jenisch Dan. 834.
Jensen Wilh. 522.
Jerusalem Joh. Frdr. Wilh. 527.
Jerusalem Karl Wilh. 223.
Jesuit, s. Chinese und Jesuit.
Jesuiten 563. — Dramen 253. Vgl. 828.
Jobin Bernh. 645.

Digitized by Google

Jocosus, s. Itting Ch. R.
Johann, Mkgf. von Küstrin 541.
Johann, Erzhzg. von Österreich 572.
Johann, König von Sachsen 228.
Johann, Kurf. von Brandenburg 525.
John Joh. Frdr. 256.
Joly J. R. 165.
Jomini Henri de 776.
Jonas Just. 241. 555.
Jones Will. 216.
Jonson Ben 166. 828. 829.
Jordan Wilh. 132¹. 263.
Joseph 2., Kaiser, 241. 434. 470. 528. 546. 570.
Joseph Eug. 826.
Joseph Klemens, Kurf. von Bayern 520.
Josephus Iscanus 62.
Journal de lecture (von Leuchsenring) 530.
Journal für Kunst und Kunstsachen usw. (Berlin 1810/1) 115/21.
Journal of comparative Literature 841.
Juan (Giovanni), Don, 217. 237.
Judas 200. 223 (J.-Dramen).
Juden, Judentum 45 f. 114. 225. 263. 548. 568. 803 f. (Hebbel). 827 (im Drama).
Juden, Bekehrung eines, 158.
Judic, Mme., 405.
Jüngstdeutschland 188. 217. 220. Vgl. Moderne.
Jüngstes Gericht 276.
Julianus Apostata (bei Ibsen) 598 bis 608.
Jung Alex. 815.
Junges Deutschland 187 f. 220 (230 Geiger). 240. 263. 736. 790. 824.
Jungnickel (Junicelius) Andr. 547.
Justinus Martyr 47. 48.
Justus Th., s. Zedelius Theod.
Juvenal 611.

Kaaz Karl 255.
Kästner Abr. Gthe. 225.
Kaibel Geo. 835.
Kaiserchronik 52. 57.
Kaisheim, Chronik von, 252.
Kalender-Mann 226. — Verse 521.
Kandler Aguel. 544.
Kanne Frdr. Aug. 762.
Kanne Käthchen, geb. Schönkopf 268.
Kant Imman. 69. 215 (Reflexionen). 233 (Zum ewigen Frieden). 240. 244. 254 (Goethe). 521 f. (Briefe u. a.). 581. 771. 779. 837 (2).
Karikatur 579.
Karl der Große 147.
Karl 5., Kaiser, 44. 570.
Karl Alexander, Gßhzg. von Sachsen-Weimar 238. 809 f. 825.
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar 179. 184. 214. 258. 259. 421. 451. 453. 454. 546. 547. 571. (658). 771. 825. 836.
Karl Friedrich, Mkgraf von Baden 570.
Karl Friedrich, Gßhzg. von Sachsen-Weimar 420. 657 f.
Karlweis C. 591.
Karoline, Landgräfin von Hessen 570.
Karoline, Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin 255. 570.
Karten-Almanach (1807 ff.) 534.
Kartenspiel-Auslegung 838.
Kasperle 352. 353.
Katharina 2., Kaiserin von Rußland 571.
Katholische Literatur 225. 228.
Katholizismus 222. 244. 531. 637 ff.
Kauer Ferd. 351³. 352 Anm.
Kauffungen, Die von, 556.
Kaufringer Heinr. 157/68 (Euling).
Kedrenos Georgios 61. 66.
Kehrein Jos. 561.
Keim, Oberst, 541.
Keiser Lenh. 243.
Keiser Rha. 577.
Keller Gtfr. 187. 221. 227. 234. 492/6 (Baldensperger). 736. 818. 819. 832. 833.
Keith Jak. 572.
Kepler Jhns. 799.
Keppler (Student) 704. 706 f.
Kerner Justin. 268 (Nachlaß). 379 Anm. 496. 706. 790. 827.
Kerner Theob. 268.
Keßler Geo. Wilh. 526.
Kestner Aug. 825.
Kestner Joh. Chn. 114.
Kestner Lotte 832.
Kettner (Schauspielerin) 754.
Ketzmann Joh. 302. 623.
Keudell Rob. v. 821 f.
Kilian Brustfleck (Joh. Val. Petzold) 451.

Digitized by Google

Kind in der Weltliteratur 221.
Kind Frdr. 545.
Kinder-Gebet, Altes, 273/80. 842. — Lieder und Reime 215. 247. 248. 542. 826. 840. — Spiele 248. 826. 832.
Kinkel Gtfr. 78. 265.
Kirchen-Geschichte 535. 558. S. auch Bibliographie. — Lieder 236. 240. S. auch Volkstümliche Kirchenlieder.
Kirms F. 256.
Klaus, Bruder, s. Nikolaus von Flüe.
Kleeberg M. 231.
Kleider, Unsichtbare, 163.
Klein Ant. v. 258. 470.
Klein Jul. Leop. 806.
Kleist Ew. v. 469.
Kleist Heinr. v. 116. 186. 191. 218. 262. 265. 440[1]. 487. 670/74. 808. 813. 833. — Brieffragmente an die Hendel und Vogel (?) 671 f. — Berliner Abendblätter 116. 223 (229. 265. 672 Steig). 347. 489. 666. — Familie Schroffenstein 351. 356 Anm. — Hermannsschlacht 828. — Käthchen von Heilbronn 116. 220. 671. — Kohlhaas 265. 269. 526. — Zerbrochener Krug 246. — Penthesilea 238. 671 f. 673 f. — Prinz von Homburg 246. 262. 268.
Kleist Maria und Ulrike v. 670. 672.
Klenke Karol. Luise v. 526.
Kletke Herm. 361.
Klettenberg Sus. v. 329[1].
Klingemann Aug. 591. 776/83 (Bühnenleitung).
Klinger Frdr. Max. v. 258. 435. 835. — Stammbuchblatt (1774) 728 f. — Leidendes Weib 728 f.
Klinkowström 665.
Klopstock Frdr. Gtli. 72. 73. 81. 179 (im „Faust"?). 190. 215 (Ossian). 240. 372. 418. 425. 469. 495. 511. 834. — Messias 246. 510. Vgl. 741. — Oden 152 f. (Salem). 246. 587.
Klotz Chn. Ado. 176.
Knapp Alb. 701.
Knebel Joh. 252.
Knebel Karl Ldw. v. 233.
Knöfel Joh. 302.
Knoller Mart. 580.
Knorring, Herr v., s. Bernhardi Theod. v.
Knorring Sophie v. (geb. Tieck; in 1. Ehe: Bernhardi) 422.
Knorr Karl 231.
Kobell Wilh. 258.
Koch Siegfr. Gthe. 757.
Köbel Jak. 535.
Kögel Rud. 243.
Köhler Rho. 219. 273. 274. 279.
Kölliker A. v. 581.
König, Sterbender, 151[1]. Vgl. 722 ff.
König vom Odenwalde 164[1].
König Dav. 557.
König Eva, s. Lessing Eva.
König Geo. 121.
Königk Ldw. 548.
Königsspiel 839.
Köpke Rud. 361.
Köppen F. C. 394[2].
Körner Chn. Gtfr. 539. 560. 660.
Körner Maria 539.
Körner Theod. 223. 227. 237. 487. 489. 827. 841. — Blätter der Erinnerung 268. — Gedichte 539. 841. — Zriny 246. 265.
Kohlrausch Frdr. 556.
Koken Joh. Chn. 527.
Kolatschek Ado. 815.
Kolb Karl 379 Anm.
Kolbenheyer Mor. 807.
Kolbenheyer Rud. 802.
Komödie, s. Lustspiele.
Kompert Leop. 261.
Konrad von Würzburg 63/4. 66. 158.
Konradin-Dramen 829.
Konvertiten 573.
Kopisch Aug. 714[1].
Kopp Wald. 526.
Kordes Berend 447.
Koreff Ferd. 368.
Korrektheitsprinzip in der Dichtung 69 bis 112. — Dichtungsarten 77/80. — Metrum 81 f. — Reime 82 f. 84. 85. — Sprache 83/85 (Wortstellung usw.). 85 f. (101 f. Worte). 87 f. (Fremdwörter). 88 f. (96/9. 104 f. Gefühlston). 91 f. (Redensarten). 92/112 (Vergleiche. Bilder).
Korrespondent von und für Deutschland (Nürnberg) 217.
Korschelt Joh. Gtli. 536.
Korytko E. 266.
Koschat Thom. 838.
Kossèticius Everm. Geo. 836.
Kotzebue Aug. von 179 (im „Faust"). 417. 436. 437/9. 441. 590 (in England). 671. 760. 763 (Gurli). 770. 771. — Bestohlene; Schutzgeist 220. 254 f. — Gespenst (351). 355 f.[2]

Krämer, Arzt, 811.
Krafft Joh. 541.
Krais, Dr., 798.
Kralik Rich. v. 220.
Krancke Frdr. 586.
Kraus Frz. Xav. 228. 230. 561. 834.
Kraus (Krause) Geo. Melch. 658.
Krause Ernst Ed. v. 572.
Krause G. M., s. Kraus.
Krause Karl Chn. Frdr. 731 f.
Krauseneck Joh. Chph. 545.
Krauß Hans Nik. 839.
Krauß Joh. Heinr. Frh. v. 521.
Krell Nik. 572.
Kretschmann Karl Frdr. 366[2].
Kretzschmer Joh. Karl 676[2].
Kreutzer Konr. 800.
Krickeberg Frdrke., geb. Koch 368.
Krieg, Der dreißigjährige (Gedicht. 17. Jahrh.) 547.
Kriegk Geo. Ldw. 841.
Kriehuber Jos. 580.
Kringsteiner 763.
Kritik 222. 224. 225. 261 (zeitgenössische). 519 (literarische).
Kritische Thätigkeit (Werner's) 195/7.
Krüdener Juliane von 221.
Krüger Joh. Chn. 171 f. 173. 174. 178.
Krug W. T. 547.
Krummacher Karl 243.
Kruse Heinr. 228. 238.
Krystallisiertes Menschenvolk, s. Goethe, Faust II.
Kügelgen Gerh. v. 580. 837.
Kügelgen Wilh. v. 820.
Kühl Gust. 542.
Kühn Gust. (in Neu-Ruppin) 525.
Kühn Sophie v. 467. 479 f. 481.
Kühne Gust. 802. 813 f.
Kürnberger Ferd. 265. 493.
Küstner K. Theod. v. 808.
Kugler Frz. 362.
Kuh Emil 215. 809.
Kuhnau Joh. 833.
Kulke Edu. 263.
Kultur, Deutsche, 215. 823.
Kulturgeschichte, s. Bibliographie.
Kumpf 751. 753.
Kunike Jak., s. Jakob v. Jüterbogk.
Kunst 504/8. 823. — -Betrachtung, s. Methodik der K.-B. — -Geschichte, s. Bibliographie. — -Lehre 230.
Kunz, Familie, 365 f. Anm.
Kunz Karl Frdr. 364. 366. 371. Vgl. 362.
Kurz Herm. 798. 800.
Kurz Jos. Fel. v. 544. 749. 761. 764.
Kurz Max 591.
Kurz Ther. v. 544.

Lacépède 449.
La Chaussée P. Cl. N. de 431.
Lachmann Karl 132 Anm. 231. 519. 736. 765. 766 f. 768. 827.
Lachner Frz. 809.
Laeisz 812.
Lafontaine Jean de 165. 167.
Lagarde Paul de 561.
La Harpe J. F. de 432.
Lamartine Alph. v. 707 f. 771. 773.
Lamb Ch. 314.
Lambert der Kleine 52.
Lambert Joh. Heinr. 561.
La Metrie 740.
Lamey Aug. 773.
Lamprecht Karl 157. 500 ff.
Landesmann Heinr. (ps. Hieron. Lorm) 214. 227. 231. 524.
Landsteiner, Dr., 815.
Landtsperger Joh. 575.
Lang Karl Heinr. v. 523. 766.
Lang Karl Nikol. 329.
Lang Matthäus 547. 575.
Lange Joh. 244.
Langenmantel Eitelh. 553.
Langer Joh. 555.
Lanthieri, Gräfin, 451.
Lappe Karl 151[1].
Lappenberg Joh. Mart. 766.
La Roche Geo. Mich. v. 223.
La Roche Joh. 755. 756. 761.
La Roche Karl v. 814.
La Rochefoucauld 239.
Lasinio 332.
Lasker Edu. 572.
Lassalle Ferd. 6. 237. 561.
Laßberg Jos. v. 239. 765. 765. 767 f. 827.
La Thuillerie 175.
Laube Heinr. 224. 262. 265 (Essex). 402. 497. 592. 802. 807. 815. 817.
Laudon Gid. Frhr. v. 220.
Laun Ad. 231.
Laurop Chn. Pet. 121.
Lavater Joh. Kasp. 114. 229. 233. 239. 254. 425. 530 (und Leuchsenring). 546 (in Karlsruhe). 825. 835.

Digitized by Google

Lebrun P. A. 773.
Le Fèvre 165.
Legitimitäts-Probe 154.
Le Grand 165.
Lehndorf-Bandels L. Graf 166.
Lehrs Karl 736.
Leibniz Gtfr. Wilh. 268. 542. 581 f. 836 (2).
Leipzig 172. 173. 267.
Leisewitz Joh. Ant. 485. 533.
Leitner Karl Gtfr. v. 197. 198.
Lemercier Nep. 424.
Lenau Nik. 206. 214. 227. 261. 265. 820. 826. 832. — Anna 200. 389 Anm.
L'Enclos Ninon de 730.
Lenore-Motiv 393 f. 543.
Lensing Elise: und Hebbel 802. 803/4. 805. 807. 808. Vgl. 811.
Lenz, Familie, 835 f.
Lenz Jak. Mich. Rho. 258. 435. 835 f. — Soldaten 170. — Verteidigung des H. Wieland 258. 269.
Leo Heinr. 766.
Leo Karl Ferd. 341. 363. 370.
Leonardo da Vinci 316/27 (Abendmahl). 329².
Lerchheimer Aug. (Witekind) 57. 68.
Lesage A. R. 160.
Lessing Eva (verw. König) 215.
Lessing Gtho. Ephr. 115². 178. 199. 215 (Lotteriespiel). 240. 245. 255. 258 f. 438. 495. 735. 736. 830.
Beziehungen. Briefe 841: Gottsched 740 f. — Semler 268. — Voltaire 741 f. Vgl. 744. — Vossische Zeitung 737/48.
Eremit 159. — Fabeln 827. — Logaus Sinngedichte 589.
Dramen 270. 590: Emilia Galotti 184. 215. 434 f. 437. 750. 828. — Freigeist 175. — Minna von Barnhelm 169 f. 259. 432 ff. — Nathan 1. 8. 225. (517). Vgl. 470. (834). — Philotas 750. — Miß Sara Sampson 173. 428/30. 432. — Schatz 173.
Hamburgische Dramaturgie 113². 173 f. 176. 218. 259. 834. Vgl. 269. — Laokoon 67. 246. 259. 590. — Rezensionen 737/48. — Wie die Alten den Tod gebildet 246.
Leßl (Schauspieler) 754.
L'Etoile 73.
Leubing Heinrich 827.
Leuthold Heinr. 231.
Leuchsenring Frz. Mich. 529 f.
Levetzow, Die von, 540.
Levitschnigg Heinr. von 219.
Lewald Aug. 815.
Lewinsky Jos. 219. 263.
Lewis M. G. 833.
Lhwyd (Luidius) Ed. 329.
Liberalismus und deutsche Bildung 186 f.
Libussa 250. 838.
Licht- und Nebelgeister 248.
Lichtenberg Geo. Chph. 130. 221 (223. 835 Briefe). 225. 259 („Göttinger Taschen-Kalend."). 269 (Aphorismen). 367. 441.
Lichtenberger Joh. 243.
Lichtenstädt 363. 369.
Lichtenstein Hans Ldw. v. 572.
Lichtenstein Karl 552.
Lichtenstein-Spiele 221.
Lichtfuß Geo. 548.
Lichtwer Magn. Gtfr. 827. 828.
Liebeskind Marg. v. 523.
Liebesprobe (Gedicht) 29 f.
Liebhaber, Vermeintlicher, 160.
Liebich Joh. Karl 231.
Liechtenstein Mor. Jos. Fürst 256.
Lied, s. Lyrik.
Liederhandschrift, Niederrheinische (1574) 21/42. 280/310. 621/37.
Ligne, Fürst v., 571.
Liliencron Detl. Frh. v. 221. 224. 727².
Lilienkron, Baron v., 532.
Lillo Will. 428 f.
Lindau Wilh. Ado. 721/3.
Lindemayr Maur. 259.
Lindener Mich. 160.
Lindner Alb. 497.
Lindner Frdr. Ldw. 256.
Lindner Kasp. Gtli. 550. 551.
Lindtner Bruno 836.
Lingg Herm. v. 375¹. 392 f. („Gunnar").
Link W. 241.
Lionardo, s. Leonardo.
Lippe 235.
Lipsius Just. 561.
Lipsius Rich. Adelb. 243.
List Frdr. 561.
Liszewka Frdrke. v. 255.
Liszt Frz. 225. 226. 238. 577 (2).
Literatur in der Schule, s. Bibliographie.
Literatur vor und nach 1848 261.

Literatur, Deutsche (s. Bibliographie) 510/9 (Amerika). — 18. Jahrhundert 218. 544. — 19. Jahrhundert 185/9 (Lublinski). 219. 220. 506 ff. (Lamprecht).
Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin 239 f.
Literaturdenkmale, Deutsche, 269.
Literaturgeschichte, Allgemeine u. deutsche (s. Bibliographie; Zeitschriften) 220. 223. 261 (Methodisches). 829. 833. 841.
Lith Gabr. v. der 532.
Littrow Auguste v. 262.
Lobeck Chn. Aug. 736.
Locher Jak. 64.
Loesche Sophie 575.
Loest Heinr. 363. 369.
Löwe Fritz 526.
Loewe Karl 577. 828.
Löwe L. 805.
Löwen Joh. Frdr. 175.
Logau Frdr. v. 589.
Lohbauer Rud. 707. Vgl. 704 (Lohmann).
Longfellow Henry Wadsw. 231.
Loos Woldem. v. („Platen") 131[1]. — Kritik Strachwitzscher Gedichte 383 f. 391 f. 397. 709. 718 f. 727. Vgl. 385.
Lorenz Ottok. 156. 214.
Lorenz Rud. 221.
Lorenzoni Lor. 544.
Lorm Hieron., s. Landesmann Heinr.
Lortzing Alb. 226. 235. 577. 825.
Lortzing Frdr., Beate und Karol. 825.
Lothar Rud. 200.
Lotz Geo. 379 Anm.
Lotze Herm. 536. 582.
Lucian, s. Lukian.
Luck 802.
Lucka Em. 192 Anm.
Luden Heinr. 335.
Ludwig 1., König von Bayern 126 f. (B. v. Arnim). 523. 730. 825.
Ludwig 2., König von Bayern 591.
Ludwig Alfr. 263.
Ludwig [K. F. Ernst?] 339.
Ludwig Otto 187. 188. 539. 733. 735. 761. 807. 834.
Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden 570.
Lützow Ado. Frh. v. 556.
Luib Ferd. 214.
Luidius Ed., s. Lhwyd.
Luise, Königin von Preußen 367.
Luise, Hzgin. von Sachsen-Weimar 184. 258. 418. 420 f. 729. 825. 836.
Luise Charlotte, Markgräfin von Brandenburg 570.
Lukian (Lucian) 183. 260.
Luscinius Ottom.: Ioci ac Sales 609/11 (621 Quelle für eine Fabel Albers).
Lustspiel, Deutsches, im 18. Jahrhundert 171/8.
Luther Mart. 68. 213. 218 (Bibelsprache). 228 (Lebensende). 237. 240. 241. 243 f. 251. 274. 277. 278. 514 f. 518. 529. 550. 555. 575. 609. 620[1]. 836. Vgl. Reformation.
Werke 243 f. 835. — Enchiridion 583. — Fabel vom Lawen vnd Esel 611/4 (621 Quelle für Albers Fabel). — Sprichwörtersammlung (Thiele) 229. 231. 833. 835. — Tessaradecas consolatoria 275 f. — Tischreden 267.
Lutterotti Karl v. 235.
Luxemburg, Sage vom Herzog von 248. 827. 830. 838.
Lyrik, Deutsche, 80 ff. 218. 224. 235 f. 519. 559. 575. 823. 833. 841. Vgl. 586 und Frauenlyrik.
Anfänge vollständig mitgeteilter Gedichte (vgl. 636 f.):
Ade ich mos mich scheiden 309.
Der reif und auch der kalter schne 308.
Drey gute Gesellen sassen 37.
Es het ein Meydlein ein Reutter holdt 28.
Es saßen drie gesellen 35.
Es steht ein Lindlein in jenem Thal 30. Vgl. 29. 34.
Ewig schweigt die süße Silberstimme (Runge) 667.
Geist der Vorzeit, der mich mit süßen Bildern erfüllte (Novalis) 471.
Gut Reytter bey dem weyne saß 36 (2). Vgl. 38.
König Styrbiörn kam an Säßnes Strand (Strachwitz) 711.
O weh! o weh! die Bayrische Armee 127.
Sag an, mein Mund, warum gab dir zum Sange (Novalis) 471.
Viele Kinder seh ich stehen (Arnim) 348.
Wie süß der Nachtwind nun die Wiesen streift (Mörike) 702.

Digitized by Google

Lyser Joh. Pet. 379 Anm. 380 f. Anm. — (?) Norddeutsche Städte. Weimar (1830) 338/41.

M. D. H. 653.
Macaulay Th. B. 833.
Macchiavelli Nic. 652. Vgl. 815. S. auch Belphegor.
Macco Alex. 829.
Mach Ernst 156.
Mackay John H. 231.
Mährlen Jhns. 797.
Märchen (Volksmärchen) 148. 161. 166. 167. 217 (Machandelboom. Fischer un sine Fru. Vgl. 661 f. 670). 218 (Petsch). 248. 249 f. (ungar.). 352 f. 515 f. 587. 713 ff. (Däumling u. ä.). 837 (estnische u. litauische).
Märchen-Kunde 240. — Stil 559.
Maeterlinck Maur. 77. 199. 478. 482.
Mättig J. G. 539.
Mahlmann S. Aug. 773. 775.
Maier Konr. 553.
Maistre J. M. de 491.
Maistre Patelin, s. Veterator.
Malsburg, von der (Familie) 238.
Manasses Konst. 61 f. 66.
Manlich Joh. Chn. v. 256.
Mann zwischen zwei liebenden Frauen (Motiv) 136 ff.
Mansfeld Dor. Gräfin v. 539.
Manso Joh. Kasp. Frdr. 771.
Manstein, Geschlecht von, 569.
Manteuffel Otto Frhr. v. 572.
Manuel Hans Rud. 832.
Manuel Niklaus 252. 523.
Manzoni Alex. 771. 773. 774.
Marbach Osw. 342. 346.
Marc Julia 362.
Maria Paulowna von Sachsen-Weimar 657 f. 729. 825.
Marinelli 226.
Marinelli Karl von 352. 754.
Marineromane, s. Seedichtungen.
Marino Falieri 592. 677/9. 689 ff.
Marivaux P. C. de Chamblain de 175. 176. 431.
Mark, Die, in Gedichten 526.
Marlborough-Lied 840.
Marlowe Chph. 166.
Marmontel J. F. 423. 442.
Marr Heinr. 781. 783.
Marriage of Belphegor 166.
Marryat Fred. 150. 151 Anm. 378 f. Anm. 379. 180 f. Anm.
Marshall 802. 810.
Marschner Heinr. 238. 339. 578.
Marterfteig Max 118.
Marx Frdr. 231. 263.
Martini-Gedicht 219.
Marx Karl 561.
Masenius Jak. 828.
Maskov Joh. Jak. 561.
Massinger Phil. 587.
Mathesius Joh. 267. 531. 546. 620[1]. 831.
Matthisson Frdr. v. 80.
Mayerath Chn. Jos. 151[1].
Maupassant Guy de 163.
Maurer Heinr. 704. 707.
Mauthner Fritz 500.
Max Jos. 366[2]. 368. 369.
Maximilian 1., Kaiser, 65. 67 f. 241.
Maximilian 2. König von Bayern 199.
May Karl 217. 591.
Mayer, Regisseur, 759.
Mayer Karl 801.
Mayerhofer Jhns. 547.
Mayrhofer Joh. 214.
Mazarin 239.
Mazzini Jos. 239.
Medler Nikol. 555.
Meer (als Heldengrab) 151[1].
Meinert Jos. Geo. 30. 38. 515.
Meistergesang 576 f.
Meinhold Wilh. 548.
Meisl Karl 762.
Melanchthon Phil. 58. 240. 525. 529. 539. 575.
Melander von Schwarzwald 529.
Melas Theod., s. Schwarz Th. Ph.
Melber Jhna. Marie 256.
Melde Frz. 838.
Melissus Paul Schede 214.
Mellentihn Sal. 522.
Memel Joan. Petr. de 42.
Menander 47.
Menantes, s. Hunold Ch. F.
Mendelssohn Abr. 123.
Mendelssohn Henr. 124.
Mendelssohn Geo. Benj. 550.
Mendelssohn Lea (Lina), geb. Salomon 123.
Mendelssohn Moses 835. 841.
Mendelssohn-Bartholdy Fr. 123. 735.



Digitized by Google

Menius Just. 243.
Menzel, Superintendent, 539.
Menzel Ado. 504.
Mephistopheles 50. 180 f. 182. 327/31. 333 f. 335/8. 582.
Mercier Louis-Séb. 233. 432. 825. — Deserteur 169/71.
Merck Joh. Heinr. 269. 530.
Merian Andr. Ado. Baron 825.
Merkel Garl. 179.
Méry 425.
Messiasdichtungen, Moderne, 200.
Meteorologische Beobachtungen (14./17. Jahrh.) 251.
Methodenlehre 236.
Methodik der Kunstbetrachtung 316/27.
Methodismus 240.
Metrik, Metrische Untersuchungen, 23. 206/8. 215. 262 (Trochäus). 589. 771. 824. 834.
Metternich K. Fürst v. 492.
Meusebach Karl H. G. Frh. v. 238.
Meyer Aug. Ferd. (ps. F. Brunold) 379 Anm. 526.
Meyer Ernst 235.
Meyer Hans Geo. 526.
Meyer Joh. (aus Lindau) 826.
Meyer Joh. (plattd. Dichter.) 238.
Meyer J. Heinr. 256. 421. 659 f. 825.
Meyer Konr. Ferd. 227 (2). 239. 736. — Gedichte 206/8 (220. 827 Kraeger; Moser).
Meyer Leo 837.
Meyer Maria (Mörikes Peregrina) 224. 789.
Meyer Rich. M. 185. 187. 199.
Meyer von Knonau Ldw. 827.
Meyerbeer Giac. 194.
Meysenbug Malv. v. 572.
Michelangelo 820.
Mickiewicz Adam 266.
Mickl Joh. Chn. Alois 524.
Mikan Joh. Chn. und J. Gtfr. 543.
Milchsack Gust. 53/7.
Milich Jak. 241.
Milichius Ludov. 53/7 (Zauberteufel).
Militärdrama, s. Soldatenstück.
Miller Joh. Mart. 239. Vgl. 750 f. (Siegwart).
Millin 834.
Milow Steph. 220. 263.
Miltitz Dietr. und Sara v. 539.
Miltitz Ernst Haub. v. 539.
Miltitz Karl Borrom. v. 539.
Milton John 183.
Ministerium für Kultus und Unterricht (österr.) 263.
Minkwitz Erasm. v. 241.
Minnelohn, Zurückgegebener, 159.
Minor Jak. 179. 270.
Moderne, Die, 73. 81. 96. 104.
Möller, Bürgermeister, 810.
Möller Ant. Wilh. 556.
Möller Heinr. Ferd. 170. 215. 434.
Mörderin, Unschuldige, 163.
Mörewinder von Fredewart Engelprecht = J. Fischart 651.
Mörike, Familie, 793.
Mörike Barthol. 789. 793.
Mörike Edu. 198. 221. 224 (789 „Peregrina"). 229. 495. 699/702. — Biographien (Fischer; Maync) 230. 265. 783/801. — Briefe 270. 700 f. (von Hetsch und Nast). 797 f. (an die Verleger des „Salon". Vgl. 800 f.). — Maler Nolten 790. 791. — Spillner (Bruchstück) 699/707. 792.
Mörike Karl 794/5.
Mörike Klara 787. 796.
Mörike Luise 789.
Mörike Marg. (geb. v. Speth) 787. 796. 797. 799.
Mörmann, Familie, 521.
Möser Just. 239. 259. 269.
Mohl Rob. v. 572.
Mohnike Gtli. Ch. F. 148[2].
Mohr Geo. 241.
Molière 160. 173. 261. 263. 431. 760.
Moltke Helm. K. B. [Graf] 142[1]. 237. 572. 708[1]. 735. 822.
Mond, Der, 200.
Mone Frz. Jos. 520. 546. 766.
Mone Fridegar 546.
Monolog 177.
Montalvan Juan Perez de 829.
Montanus Mart. 160. 162.
Montesquieu 157.
Monti Vinc. 250.
Moore Edw. 429.
Mordthal bei Tangermünde, Das (Gedicht) 525.
Morgenblatt (Stuttgart) 657/60 (Goethe). 798. 810.
Moritz Kurfürst von Sachsen 241.
Moritz Karl Phil. 269. 526.
Morungen, Das Ministerialgeschlecht von, 534.

Digitized by Google

Moscherosch Joh. Mich. (Philander von Sittewald) 529.
Mosen Jul. 373.
Moser Frdr. Karl Frh. v. 827.
Moser Heinr. 206.
Mosersche Gesellschaft 760 f.
Mosheim Joh. Lor. v. 238.
Motivengeschichte, s. Stoff- u. Motivengeschichte.
Mouche, Die (C. Selden) 237.
Mounier Jean Jos. 421.
Mozart Wolfg. Am. 757. 758. Vgl. 760/3 (Zauberflöte). 792.
Mühler Heinr. v. („Cocceji") 373. 708. 819. — Kritik Strachwitzscher Gedichte 131[1]. 137. 140 f. 149.
Müllenheim-Rechberg, Freiherren von 569.
Müller Adam 489. 491. 673. 674. 771.
Müller Ado. 373.
Müller Ewald 526.
Müller Frz. Heinr. 256.
Müller Frdr. (Maler) 198.
Müller Frdr. v. (Kanzler) 264. 829. — Goethes Unterhaltungen mit M. 449. 454 f. — Goethes Persönlichkeit 254. 449. 455 f.
Müller Frdr. Aug. 486.
Müller F. Max 561. 835.
Müller Hub. 526.
Müller Jhns. v. 255. 491. 736.
Müller Joh. Chn. Ernst 256.
Müller Joh. Heinr. Frdr. 759.
Müller Niklas 379 Anm. 380 f. Anm.
Müller Nikol. 774.
Müller Wenzel 351[3]. 352 Anm.
Müller Wilh. 232. 265. 389 Anm. 515. 518. 834. Vgl. 455.
Müller-Guttenbrunn Adam 220.
Müller von Itzehoe Joh. Gtwe. 259. 440 ff. (829 Brand). — Siegfried von Lindenberg 442/8.
Müller von Königswinter Wolfg. 151[1]. 379 Anm.
Müllerin, Die fromme, 164.
Müllner Ado. 350. 771. — Die Schuld (359).
Müllner Laurenz 263.
Münch Ernst 150[1]. 313.
Münchner Schule (Dichter) 188.
Münster Hans Ldw. v. 572.
Muffel Nikl. 544.
Mundarten (Dialekte), mundartliche Dichtung und Dichter 213. 215. 216 f. 218. 219 (2). 221. 223. 226. 227. 231 (2). 235. 238. 254. 266. 267. 495. 517 f. 520. 521. 525. 531. 535. 536. 537. 540. 588 f. 590. 591. 824. 828. 831 f. 833. 838. 839. 840.
Mundt Theob. 808.
Musa Ant. 241.
Musäus Joh. Karl Aug. 442/6 (Grandison). 833 (Märchen).
Musik, Musikgeschichte (s. Bibliographie) 261. 267. 520.
Musik, Macht der, s. Spielmann, Zauberischer.
Musset Alfr. de 425.
Mylius Chlob. 173. 737/48 passim.
Myller Chph. Heinr. 132 Anm.
Mystik 580.
Mystizismus 227.
Mythenbildung, Moderne, 774.

Nachtigal Gust. 736.
Nachtigall (Motiv) 159 f.
Namen (Namenforschung, Namenkunde) 171. 177. 224. 248. 538. 542. 549. 550. 588. 824. 828.
Familien-N. 226. — Flur-N. 839. — Gassen- (Straßen-) N. 528. 533. 540. — Häuser-N. 534. — Kurz-N. 217. — Monats-N. 840. — Orts-N. 216. 525. 528. 531. 533. 535. 537. 538. 541. 542 (2). 547 f. 556. 588. 832. 838. — Personen-N. 526. 838. — Pflanzen-N. 228. 532. — Verwandtschafts-N. 216. — Vor-N. 529. 588. — Weinsorten-N. 537.
Napoleon I. 123. (150). 240. 365 f. (Karikaturen). 487 ff. 491. 531. 660. 771/6 (N.s Tod). S. auch Goethe.
Narrenlaufen 839.
Nast Wilh. 700 f. 707.
Nathusius Maria 122[1].
Nathusius Phil. E. 122. 129 f.
Naturalismus 497. 498. 499. 506 f. 584. 734.
Naturgefühl in der deutschen Lyrik 218. 235. 519.
Naumann Chn. Nikol. 737. 738. 739. 740. 745 f.
Naumann Ferd. 827.
Naumann Joh. Gtli. 578.
Nauwerck Ldw. 255.
Nebelgeister, s. Licht- und Nebelgeister.
Neefe Chn. Gtlo. 578.
Neimmotiv 160 Nr. 6.

Digitized by Google

Neithart Sebast. 553.
Nelson Hor. Viscount 151¹.
Nero, Kaiser, 47. 48. 222 (in der Dichtung).
Nestroy Joh. 214. 219.
Neuenahr Herm. Graf v. 542.
Neuffer Klärchen 799.
Neuhoff Theod. v. 537.
Neuhumanismus 558.
Neumann Balth. 556.
Neumann Wilh. 166. 426.
Neumeister Erdm. 448.
Neu-Platonismus 331. — Romantik 217. 823.
Nezel Theod. 775².
Nibelungen 767. — Bearbeitungen der Sage 131/7. 193. Vgl. 387 ff.
Nicander Karl Aug. 773.
Niccolini Giov. Batt. 250.
Nicetas 49.
Nichthonius (Nichthorn) Pet. 836.
Nicolai Frdr. 178. — Almanach 34. 291. 300.
Nicolini 739.
Niebuhr Barthold 123. 124. 126.
Nießer Joh. Bapt. 514.
Nietzsche Frdr. 81. 188. 221 (2). 222. 227 (4). 228. 230 (2). 239. 244. 503. 508. 575. 582 (Werke u. a.). 582 (822 f.: Landsberg). 736. 810. 828.
Niflunga-Saga 387 ff.
Nikolaus von Flüe (Bruder Klaus) 641. 642.
Ninon, s. L'Enclos N. de.
Nodnagel Aug. 379 Anm. 380 f. Anm.
Nöroth F. 231.
Nohen Jhns. 540.
Nordamerikanische Dichter 231 f.
Nordische Stoffe in der deutschen Dichtung 151¹. — Bei Strachwitz 132/6. 376 f. 387/97. 711/6.
Nordsternbund 372.
Nothelfer, Vierzehn (Fünfzehn) 275 80.
Notter Frdr. 796. 798. 799.
Notter Karol. 796.
Novalis, s. Hardenberg Frdr. v.
Novelle 240.

Oberlin Joh. Frdr. 223. 575.
Obermayer P. E. 561.
Oblak Vatrosl. 561.
Obrist Joh. Geo. 226.
Ochs Pet. 553.
O'Donell, Gräfin, 257.
Odorici F. 313.
Oehlenschläger Adam 368. 802. 804. 811.
Oelrichs 741.
Oelsner Karl Engelb. 549. 768/71 (Briefe von Stägemann).
Österreich 241 f. (546 f. Protestantismus in Ö.) 262.
Österreichische Dichter und Dichtung 188. 197 f. 218 f. 220. 235.
Ötinger Frdr. Chph. 244.
Offiziere im Drama 170.
O'Hara, Chevalier, 255.
Ohorn Ant. 379 Anm.
Oken Lor. 239. 771.
Okkultismus 254.
Oper 226. 352. 749/65 passim. 837.
Orient 216. — Als Dichtungslokal 141 f. 707/10. 716/9.
Origenes 48. 274.
Orlow-Denisow, Graf, 256.
Ortlepp Ernst 265 (817: Ilges). 558.
Osiander Andr. 241.
Ossenfelder Heinr. Aug. 739.
Ossian 215. 386. 396². 469.
Osterfeiern 247.
Osterwald Pet. v. 544.
Overbeck Frdr. 124.
Overberg Bernh. 586.
Ovid 33. 55. 292. 295. — Metamorphosen 153 f. (Geibels „Tod des Tiberius").
d'Ozincourt 825.

Pachler Faust 263.
Pädagogik, s. Bibliographie.
Palleske Emil 805. 814.
Pallisot 439.
Palmesel 535.
Palmerston, Lord, 821.
Pantenius Theod. Herm. 224.
Pantheon (Zeitschrift) 116.
Pantheonausgabe 269.
Panzerbieter Wilh. 586.
Paoli Betti 234.
Papiere, Geheime, des Teufels (1828) 776.
Paracelsus Theophr. B. 841.
Parasit 559.
Pariser deutsche Kolonie 768 f.
Parnassus boicus (Zeitschr.) 541.
Parodien 590. 652. 838.
Parthey Gust. 349.
Pasquille 534. 553.

Digitized by Google

Passionei Dom. Graf 572.
Passionsspiele 218. 229.
Pastor, s. Pfarrer, Evangelischer.
Patelin, Maistre, s. Veterator.
Patin Kath. Chlotte. 165.
Patriot, Der (Drama) 171.
Pauli Geo. 234.
Pauli Joh.: Schimpf und Ernst 159 (Nr. 3). 613/8 (621 anonyme Bearbeitung).
Pauls 256.
Paulus Aug. Wilh. 256.
Paulus Heinr. Eberh. Gtlo. 256.
Pauly 219.
Peine, s. Heinrich v. Peine.
Pellico Silv. 250.
Pelzer, Familie, 569.
Penn Heinr. 266.
Pennecuik 166.
Pennsylvania-Deutsch 218. 589. 830.
Percy Thom. 387 f. 389. 390[3]. 393[4]. 533. 659. 721[1]. 726.
Peregrina, Mörikes, s. Meyer Maria.
Perfall Karl Freih. v. 220. 263.
Perinet Joach. 354 Anm. 752. 753. 757. 761.
Pering Joh. 556.
Persien 216.
Perthes Frdr. 662. 668. — Briefe 661 f. (an Grimm). 675 f. (an Fouqué).
Pesjak Luise 266.
Pest, Die (Pestbüchlein u. ä.) 528. 541. 543.
Pestalozzi Joh. Heinr. 239.
Petermandl Ant. 551.
Peter Friedrich Wilhelm, Prinz von Holstein-Gottorp 225.
Petermann Karl Max. Wilh. 827.
Petersen 835.
Petreus Joh. 565.
Petzold Joh. Val., s. Kilian Brustfleck.
Pezzl Joh. 486. 753. 755.
Pfalz Frz. 586.
Pfarrer, Evangelischer, in der modernen Dichtung 250.
Pfau Ldw. 827.
Pfeffel Chn. Frdr. 544.
Pfeffel Gtli. Konr. 233. 544. 545 (Kriegsschule). 827.
Pfeffer Anna Marg. 833 f.
Pfeiffer Joh. Gtli. 539.
Pfister Alb. 230.
Pfizer Gust. 798.
Pflanzenfabel 827.
Pflug Jul. 547.
Pforr Joh. Geo. 673.
Pfuel Ernst v. 671. 672. 673.
Pfyffer Ldw. 639.
Philadelphus Eusebius 639.
Philipp Julius, Herzog von Pommern-Wolgast 825.
Philippe E. 165.
Phillips Steph. 587.
Philo vom Walde, s. Reinelt Jhns.
Philologen- und Schulmänner-Versammlung, 46. Deutsche, 214.
Philologie, s. Bibliographie (Allgemeines); Zeitschriften.
Philosophie(-Geschichte), s. Bibliographie.
Pichler Ado. 198. 214. 222. 225. 234. 266. 802.
Pichler Fritz 263.
Pietismus 240. 242. 558.
Pilatussage 641[1].
Pindar Peter, s. Wolcot J.
Pino Felix Baron 266.
Pintar L. 266.
Pirkheimer Wilib. 241.
Piscator Jhns. 541.
Pistor, Familie, 350.
Pius 2., Papst, s. Enea Silvio.
Planta P. C. 572.
Plateanus Petr. 241.
„Platen", s. Loos Woldem. v.
Platen Aug. Graf v. 81. 82 f. 85. 150[1]. 151. 216 (Orient). 266 (Literaturkomödien). 269 (Dramat. Nachlaß). 732. 774.
Plattner Frz. 250.
Player 757.
Plautus 173.
Plitt Joh. Jak. 112. 113.
Plönnies Luise v. 151[1].
Plotin 482.
Ploucquet Gtfr. 117.
Plümicke Karl Mart. 441.
Plutarch 647.
Pocci Frz. Graf 373[3]. 721.
Poe Edg. Allan 231.
Poenitentiarius 609. 611.
Poetenschule, Nürnberger, 543.
Poetik 236. 261. Vgl. Korrektheitsprinzip.
Polenliteratur 817. 830.
Polenz Wilh. von 225.
Polko Elise 524.
Pollhammer Jos. 262.
Pope Alex. 257.
Portrait de la cour de Pologne 550.

Possel‍t Ernst Ldw. 558.
Prantner Ferd. (ps. Leo Wolfram) 806.
Prechtler Otto 226.
Preller Frdr. 238. 825.
Prešeren Fr. 266.
Preußen 254. 453 f. 487/90.
Preziosastoff 215.
Priamel 833. 841.
Primisser Alois 766.
Privat- und Manuskript-Drucke, Deutsche, 270.
Proben der Männergeduld 163.
Problematische Naturen 517.
Pröll Karl 263.
Prokesch-Osten Ant. Graf 263. 451.
Prokesch-Osten Frdrke. Gräfin 263.
Properz 33. 292.
Proschko Hermine 220.
Prutz Rob. 379 Anm. 380 f. Anm. 382. 386.
Pseudonyme 236.
Publikum 226. 497. 675 f. 732. 780.
Publizistik, s. Bibliographie.
Pückler-Muskau Herm. Fürst 361.
Pühringer Aug. 222.
Puff J. Ch. 284.
Punsch 229.
Puppenspiel Vgl. 706.
Purgstall, Graf, 451.
Puschkin Alex. 773.
Pustkuchen J. Frdr. W. 832.
Putlitz Gust. von u. zu 262.
Pyra Imm. Jak. 749.

Quadrio Franc. 312.
Quatremère de Quincy 108.
Quincey Thom. de 232.
Quistorp, Familie, 569.

Raabe Wilh. 221. 224 (4). 225. 226 (2). 227 (2). 228 (2). 229. 266. 527. 591. 830. 833.
Raach, Familie, 549.
Rabener Gtli. Wilh. 736.
Rabenlechner Mich. Maria 263.
Rache des beleidigten Liebhabers 162.
Raczynski Athan. Graf 124.
Radlkofer M. 251.
Radnitzky Aug. (ps. Fink von Mattsee) 266. 551.
Radnitzky Ldw. 551.
Rätsel und Rätselfragen 159. 213. 218.
Räuber Matthes 167.
Räuber-Dramen 353 f. — Romane 360. — Unwesen 529.
„Räzel" 514.
Raimund Ferd. 226. 240. 269. 499. 762. (764).
Ramler Karl Wilh. 239. 589.
Ranke Leop. v. 207. 225. 500. 547. 561 f. 736.
Raphael Santi 318. 319.
Rapp Geo. 373³.
Rapp Mor. 168.
Rau Luise (vereh. Schall) 786. 795. 800.
Raufseysen Phil. Ernst 526.
Raule Benj. 572.
Raumer Frdr. v. 771.
Raupach Ernst 186. 199. — Nibelungenhort 193. 805.
Rauscher v. Stainberg Ernst 263.
Rautenstrauch Joh. 512 f. 752.
Rechtschreibung, Deutsche, 215. 222. 525. 587. 826. 830.
Recke Elise von der 347. 349. 350. 455. 837.
Recognitionen, s. Clementinen.
Rede, Kunst der, 236.
Reden Henr. v. 523.
Redensarten 216. 223. 226. 543. 588. — Vgl. Korrektheitsprinzip.
Reder Heinr. Ritter v. 225.
Redlich Karl Chn. 826.
Reformation, Reformations-Geschichte 240/5. 251 f. 535. 538. 546 f. 553. 555. 574.
Reginoburgum Christianum (1752) 545.
Regnard Jean Frç. 173. 174. 175. 431.
Rehfues Phil. Jos. v. 186. 256.
Reibnitz, Freiherren v., 569.
Reich Lucian 522.
Reichardt Joh. Frdr. 179 (180 im „Faust"). 424. 663³.
Reiffenberg Frdr. Frhr. v. 291. 622 ff.
Reimer Geo. Andr. 217. 370 f. 660 f. 662. — Briefe 239. 240. 370. 662/6 (von Runge). 765. 827.
Reinelt Jhns. (ps. Philo vom Walde) 221.
Reinhard Chn. Tob. Ephr. 739.
Reinhard Christine Gräfin v., geb. Reimarus 572.
Reinhard Jhns. 528.
Reinhard Karl Frdr. Graf v. 572. 769. 799 f. 825.

Digitized by Google

Reinhold Joh. Gtha. 523.
Reinhold Karl Leonh. 547.
Reinhold Karl Wilh. 379 Anm.
Reinisch Leo 231.
Reinwald Wilh. Frdr. Herm. 234. 827.
Reisach Karl Aug. Graf v. 244.
Reisebeschreiber (18. Jahrh.) 558.
Reißenbusch Wolfg. 241.
Reliquien 587 (Schweiz).
Rembrandt 580.
Renner Gust. 397[3].
Reuchlin Joh. 240. 829.
Reumont Alfr. v. 313.
Reusch Frz. Heinr. 244.
Reuter Fritz 217. 222. 238. 266. 440. 541.
Ribbeck Otto 230. 562.
Riccoboni Lud. 778.
Richard C. 379 Anm.
Richard Löwenherz 150. 829.
Richard, Kurf. von Trier 570.
Richardson Sam. 444.
Riche Barn. 166.
Richter, Bestechlicher, 166.
Richter Enoch 663.
Richter Frz. Xav. 537.
Richter F. P. E. (= Wilhelmine v. Gersdorf) 720.
Richter Joh. Gtfr. Ohnef. 740. 744.
Richter J. P. Frdr. (Jean Paul) 179 (im „Faust"). 204. 205. 258. 367. 440. 479. 483. 491. 494. 495. 545. 704. 706. 771. 791.
Richter Jos. 762 f.
Richter Ldw. 270. 528.
Richter Rich. 828.
Riedel Sebast. 122. 123.
Riegel Herm. 527.
Riehl Alois 263.
Riehl Wilh. H. v. 519. 591.
Riemer Frdr. Wilh. 339 f. 455.
Ries John 209.
Riesengebirge 227.
Rietschel Ernst 528.
Rinckhardt Mart. 154.
Rindfleisch Geo. Heinr. 737.
Ring Frdr. Domin. 179.
Ringparabel, s. Drei Ringe.
Risch Paul 526.
Ritter Joh. Wilh. 481. 484 f. 523.
Ritter-Dramen 352. 354. 355. 358 f. 360. — Romane 352. 358. 360.
Rittler Joh. Bapt. (Anselm) 552.
Ritzsch Timoth. 215.
Robert Ldw. 368. 439 f.
Robert der Teufel 830.
„Robinson" 558.
Rockstroh Heinr. 116. 117.
Roderic ou le Démon marié 165.
Römer J. Ldw. 117.
Römer Wilh. 116/9. 121.
Römerdramen, s. Ibsen H.
Rörer Geo. 510.
Rörich Geo., s. Calaminus.
Rössing, von, 569.
Rötscher Heinr. Theod. 783. 808. 814.
Rogge Frdr. Wilh. 397[1].
Rohan Fürst Louis 572.
Rohde Erw. 562.
Rohr Lor. 231.
Rolle Karl 528.
Roller Chn. Frdr. Wilh. 562.
Rolleston T. W. 231.
Rollett Herm. 78.
Roman 224. 226. 236. 240. 270. 440 ff. 559. S. auch Räuber-, Ritter-, Schauer-, Zeit-Romane. Seedichtungen. Vgl. Clementinen.
Romantechnik 221 (Dialog). 223. 254.
Romantik, Romantiker 185/7 (Lublinski). 191/4 (R. Wagner). 220/9 (Görres). 217. 240. 254 (Goethe). 261. 264. 270. 316. 441. 478. 481. 483. 662. 735. 736. 774. 791. 823. 824. Vgl. 585. 730. 834.
Romanus Frz. Konr. 172.
Romanus Karl Frz. 171/8 (Regeniter).
Romeus Capelletus 828.
Roose Betty 757. 832.
Roose Frdr. 757.
Roquette Otto 78. 539.
Rosa Maria, s. Assing R. M.
Rosamunde-Dichtungen 162.
Roscoe 166.
Rosegger Pet. 188. 221. 230 (400 Anm. 401. 409: und Anzengruber). 263. 838.
Roselli 315.
Rosen Geo. 235.
Rosenbaum Jos. 757/61 passim (Tagebuch).
Rosenheyn Joh. Sam. 522.
Rosenkranz Karl 75 f. 79.
Rosenkreuzer 836 f.
Rosenplüt Hans 841.
Rosner Leop. 263.
Roßbach Chn. 753.
Roßmann Wilh. 527.

Digitized by Google

Rost Joh. Chph. 469.
Rostand Edm. 199.
Rotenhan Wolf Chph. v. 572.
Roth Hieron. 525.
Roth K. L. 237.
Roth Steph. 241. 243.
Roth Wilh. 237.
Rotwelsch 833. Vgl. Händlersprache.
Rousseau, Familie, 802.
Rousseau Joh. Bapt. 229.
Rousseau J. J. 438.
Rubenow Heinr. 548.
Rudolf von Ems 57.
Rudolf A. 266.
Rudolf der Tapfere, Fürst von Anhalt 570.
Rückert Frdr. 148[1]. 216 (Orient). 239. 246 (Parabel). 676. 806. 827. 828 (Männlein in der Gans).
Rüdemann Rud. Heinr. Geo. 527.
Ruef Karl 553.
Rühs Frdr. 526.
Rufinus 49[1]. 52.
Rufus Mutian. 59.
Ruge Arn. 816.
Rumfordische Suppe 417. 841.
Rumohr Karl v. 76.
Runge Dan. 217. 661. (665). 666. 668. 669.
Runge Phil. Otto 660/70. — Briefe an Reimer 662/6. — ‚Ewig schweigt die süße Silberstimme' 667/70. — Märchen 217. 660 f. 669 f.
Russe Joh. 573.
Rußland 559.
Ruyter Mich. Adr. de 151[1].

Saalfeldsche Buchhandlung 116. 117.
Sabellicus Geo. (Faust) 58.
Sacher-Masoch Leop. v. 160. 263.
Sachs Hans 160. 163. 165. 167. 240. 245. 252. 285. 829 (2). — Trojanerdichtungen 64 f. 66. 67 f.
Sacy Silv. de 237.
Säkulardichtungen 233 f.
Sältzer Joh. Frdr. 256.
Saemann C. H. 368.
Sagen 160. 217. 220. 248. 521. 525. 531. 536. 538. 539. 543. 838 ff. S. auch Eginhard u. Emma. Faust. Geisterschiff. Gudrun. Heer, Das wilde. Jäger, Der wilde. Luxemburg. Nibelungen. Robert der Teufel. Vogelherd.
Sagenkunde 240.
Saiffert Andr. 769.
Sailer (Sayler) Gereon 241. 553.
Sailer Seb. 259. 552.
Sainte Georges 165.
Saintfoix G. F. P. de 470.
Saint-Prosper. André-Aug. 775.
Saldern, Familie v., 552.
Sales Delisle de 258.
Salicitus (Wydenbosch, Weidenbusch) Nikol. 523 f.
Sallet Frdr. v. 827.
Sallust 595 f. 597. 600.
Salomon J. L., s. Bartholdy J. L. S
Salon, Der (Zeitschr. Wien 1847) 338 ff.
Salon (Unterhaltungsblatt. Stuttgart) 797/8. 800 f.
Salus Hugo 104 f. 225.
Salvandy 771.
Salzmann Joh. Dan. 836.
Samhaber Edw. 266.
Sammelwerke, s. Bibliographie.
Sammlungen, Bairische (Monatsschrift) 544.
Sanders Dan. 832.
Sangerhausen Chph. Frdr. 113 f.
Sannazar Jac. 794.
Sansovino Fr. 162[2].
Sanspareil (Lustort) 545.
Sappho 298. 299 und Anm.
Sarasin Jak. 233.
Sarcerius 586.
Sarto Andrea del 321.
Sartorius 221.
Sartorius Karol., geb. v. Voigt 256.
Saturnin 47.
Sauer Emil 578.
Sauter Jos. Ant. 553.
Sauter Sam. Frdr. 521.
Savigny Frdr. Karl v. 347[1].
Sayler Gereon, s. Sailer.
Sayn-Wittgenstein Karol. Fürstin 225. 577.
Schachspiel 165.
Schacht 802.
Schack Ado. Frdr. Graf v. 216.
Schad Joh. Bapt. 553.
Schädel als Trinkbecher 162.
Schäferdichtung 469.
Schäferlauf 799.
Schaeffer Karl Frdr. 256.
Schäublin J. J. 573.
Schaffer-Poesie, Revaler, 528 f.
Schasler Max 72.
Schattentheater 578.

Digitized by Google

Schatz Geo. 233.
Schauer Leop. 263.
Schauer-Dramen 352 ff. 358. — Roman 351.
Schaumberger Heinr. 266.
Schaupp Joh. Chph. 552.
Schauspiel, Schauspielkunst, s. Theater.
Scheffel Jos. Vikt. v. 73. 78. 221. 266. 522. 591. — Briefe 230 (231 an Eisenhart). Vgl. 736. — Ekkehard 520. — Gedichte 220. 527. 798.
Scheffler Joh. (Angelus Silesius) 253.
Scheibert J. 573.
Scheller Imm. Joh. Gerh. 706.
Schelling F. W. Jos. v. 69. 79. 80. 222. 481. 482. 523. 581. 582. 733. 734. 800.
Schelling Karol. 481. 523.
Schenk Edu. und Heinr. v. 523.
Schenkendorf Max. v. 489.
Scherer Wilh. 112 f. 115. 157. 199. 231. 519.
Scherr Jhns. 231.
Schertlin 553.
Scherzer Karl Ritter v. 263
Scheu Jos. 263.
Scheuchzer Joh. Jak. 562.
Schicksalstragädie 350/60 passim. Vgl. 439 f.
Schidlik Frz. 543.
Schikaneder Eman. 259 (749/65. 827. 833; v. Komorzynski). 351/60 passim 545.
Schikaneder, Frau, 753.
Schikaneder Karl 761 f.
Schill Ferd. v. 488. 532.
Schiller Chlotte. v. 260.
Schiller Chphine. 590.
Schiller Frdr. v. 116. 121 (in Ilmenau). 185. 216 (Orient). 226. 236. 238. 245. 261. 262. 270. 339. 340. 425. 495. 498. 539. 559. 593. 730. 771. 802. 837. 842.
Literatur 259 f. 590. 824. 838. — Berendt 189/95. 223. — Berger 220. — Müller 219 (246 Büchlein). 826 (827 Regesten).
Persönliche und literarische Beziehungen: Briefe 270. Vgl. 735. — Bürger vgl. 479. — Deutsche Gegenwart 223. — Goethe (s. d.). — Hardenberg F. v. vgl. 482. — Herzfeld 230. — Humboldt W. v. 221. — Körner Ch. G. 660. — Körner Th. 827. — Lavater 229. — Meißen (Stadt) 539. — Naturalisten 498. — Wiltmaister 545.
Ästhetik 9. 69. 82 (Reime). 257. 781 f. — Politische Ansichten 828. — Religion 240. Vgl. 676. — Urteil Goethes 825.
Waidspruch 121.
Gedichte: Balladen 590 (Parodien). — Kampf mit dem Drachen 135. — Lied von der Glocke 590. (828). Vgl. 530. 704. — Ring des Polykrates 828 (2). — Xenien 180.
Drama 190. 215. 260 (Shakespeare). 263 (Grillparzer). 436 f. 498. 732. 781 f. Vgl. 809. — Braut von Messina 260. 270. 351. 782. — Don Carlos 437. — Fiesko 115/21 (abgeänderter Schluß). 437. — Jungfrau von Orleans 20. 190. 221. 782. Vgl. 10. 228. — Kabale und Liebe 437. — Maria Stuart 262. — Neffe als Onkel 260. — Räuber 113[2]. 117. 219. 262. 351. 353[2]. 436 f. Vgl. 544. 593. — Tell 246. Vgl. 20. — Turandot 159. — Wallenstein 190. 219. 223. 246. 255. 260. 447. 524. 597. 828. 833. Vgl. 339.
Prosa: Abfall der Niederlande 828. — Erinnerung an das Publikum (Fiesko) 118. — Memoirensammlung 260. — Über naive und sentimentalische Dichtung 246. — Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur usw. 117 f. — Was heißt . . Universalgeschichte? 246.
Schiller Karol. v. 219. 260.
Schink Joh. Frdr. 751.
Schlabrendorf Gust. Graf 769.
Schlaf, s. Tod und Schlaf.
Schlaf Jhns. 199.
Schlaffer Hans 553.
Schlagworte 216 (831 Meyer). 831. S. auch Belege, Redende.
Schlegel, Brüder, 191. 216 (Orient). 425. 481. 676. 823.
Schlegel Aug. Wilh. 168. 179 (im „Faust“?). 194. 205. 206. 239. 392[1]. 459 f. 463. 468. 479. 662. 663. 767. 771. — Shakespeare-Übersetzung 228. 269. 441. 720[3]. 825. Vgl. 834.
Schlegel Dor. v. 481.
Schlegel Elias 177.

Digitized by Google

Schlegel Frdr. v. 205. 316. 458. 460 f. 462 f. 472. 478. 479. 827. — Lucinde 179 (im „Faust"?). 829.
Schleicher Aug. 836.
Schleiermacher E. C. F. A. 256.
Schleiermacher Frdr. E. D. 239. 240. 244. 316. 482. 575. 771.
Schlenther Paul 500.
Schlesische Dichter 221. — Literatur 227.
Schlögl Frdr. 400 Anm. 411.
Schloenbach Arn. 802. 815.
Schlosser C. H. 256.
Schlosser Frdr. Chph. 841.
Schlosser Joh. Geo. 836.
Schlüter Andr. 580.
Schmaltz M. F. 812.
Schmalz Theod. 771.
Schmeller Jos. Andr. (ps. Jean Louis Allemand) 766. 830.
Schmelzer Jak. Chn. 556.
Schmid Chn. Heinr. 448. 592.
Schmidlin Otto 796.
Schmidt 168.
Schmidt Erich 181. 182. 199.
Schmidt Ernst 231 f.
Schmidt Ferd. 586.
Schmidt Fr. Wilh. 659.
Schmidt Frdr. Wilh. Aug. (von Werneuchen) 526.
Schmidt Joh. Phil. 369. 370.
Schmidt Julian 188. 261. 802. 815.
Schmidt Maxim. 198. 591 (Ges. Werke).
Schmidt Otto Ernst (ps. Otto Ernst) 96.
Schmidt Val. Heinr. 234.
Schmiedl A. 764.
Schmolck Benj. („Joh. Climmbeck") 550.
Schnabel Joh. Gtfr. 260.
Schneekoppe, Die wundervolle . . [von Schmolck] 550.
Schneid Joh. 553.
Schneider Eulog. 553.
Schneider Karl 244.
Schneider Ldw. 728 f.
Schnitzler Arth. 163. 199.
Schnorr Jul. 528.
Schober Frz. v. 214.
Schöll Ado. 238. 802.
Schön Theod. v. 522.
Schönaich Chph. Otto Frhr. v. 372 f. 738. — Ästhetik in einer Nuß 69/75. 103. 107/12. 218. — Hermann 738.
Schönaich-Carolath Emil Prinz v. 832.
Schönbach und Großbuch, Die Pfarrer von, 241.
Schönbein Chn. Frdr. 562.
Schöne Karl 205.
Schönemann Joh. Frdr. 778.
Schönfeld Erdmuthe v. 539.
Schönheitsideal, Mittelalterliches, 60/67.
Schönherr Dan. 568.
Schönkopf Käthchen, s. Kanne Käthchen.
Schönwälder Max 536.
Scholz Alex. 708.
Scholz Wenz. 226.
Schopenhauer Arth. 237. 239. 582 f.
Schopenhauer Johanna 837.
Schoppe Amalie 441. 446. 447. 448. 802 (811 f. und Hebbel). 812.
Schott Joh. 542.
Schottenius Herm., Hessus 252.
Schrag Joh. Leonh. 677.
Schreiber Aloys 397[1].
Schreyvogel Jos. 214.
Schriftsprache, Neuhochdeutsche, s. Bibliographie.
Schriftsteller, Der, nach der Mode 739. 744.
Schröder Frdr. Ldw. 430 f. 436. 455. 778. 782.
Schröder Hans 441. 442. 447.
Schröer Karl Jul. 327.
Schröter Cor. 592.
Schrötter A. v. 214.
Schubart Chn. Frdr. Dan. 71 f. 270. 511. 558. 825.
Schubart Ldw. 558.
Schubert Frz. 214. 578.
Schuch Ernst v. 578.
Schuderoff Joh. 547.
Schücking A. 232.
Schücking Chph. Bernh. 556.
Schücking Levin 263. 379 Anm.
Schütz Frdr. Karl Jul. 670 f. 672.
Schütz Joh. Gtfr. 255.
Schütz Joh. Nik. Edu. 781.
Schütz-Hendel H., s. Hendel-Schütz
Schütze Steph. 339. 340. 363. 368. 370.
Schulaufführungen (-theater), s. Theater.
Schuler Theoph. 580.
Schulgeschichte, -wesen (s. Bibliographie) 225. 228. 242. 267. 536. 541. 547
Schulteis Mich. 241.
Schultheß Joh. Geo. 741.
Schultz Dan. Gtfr. 533.

Schulwesen, s. Schulgeschichte.
Schulz, Dr., 816.
Schulz Joh. 544.
Schumacher Tony 496.
Schumann Rob. 578.
Schumann Val. 160.
Schurz Karl 224.
Schuster Jos. 764.
Schutz-Engel 273 ff. — Heilige 274 ff.
Schwab Gust. 389 Anm. 523. 707 [2]. 790.
Schwäbische Literatur 227. 228. Vgl. Mörike Edu.
Schwalbe Bernh. 573.
Schwaldopler Joh. 758.
Schwan Chn. Frdr. 538.
Schwan Herm. 252.
Schwartz Frz. 548.
Schwartzpeck Mich. 551.
Schwarz Geo. Bernh. 739. 744.
Schwarz Theod. Ph. (ps. Th. Melas) 675 [2].
Schwarzenberg, Fürst, 805.
Schwarzenberg Joh. v. 589.
Schweighäuser J. 766.
Schweighäuser Joh. Gtfr. 825 f.
Schweiz 220. 818 f.
Schwend, Familie, 558.
Schwingenhammer Geo. Andr. v. 550.
Scott Walt. 78. 186. 232 (u. Goethe). 511. 676. 720. 721 f. 723.
Sczibelsky 836.
Sebastiani Frz. Jos. 544.
Sedaine M. J. 432. 436.
Seeau Jos. Ant. Graf 544.
Seebeck Thom. Joh. 256.
Seedichtungen (-romane) 149/51. Vgl. Geisterschiff.
Seeger Ldw. 834.
Seekatz Joh. Konr. 228.
Ségur, Graf, 571.
Seidel Frdr. Ldw. 256.
Seidel Heinr. 832.
Seidel Phil. 836.
Seidl Joh. Gabr. 219.
Seifensieder-Verse 539.
Semler Joh. Sal. 268.
Sendschreiben von Hannswurst u. s. w. (1795) 762.
Sendtner Jak. Ign. 775.
Seneca L. A. 258.
Septimius 61.
Servière Pauline u. Chlotte. 256.
Seuffer Gust. 832.
Seume Joh. Gtfr. 207. 223. 775.
Seusenius Mart. 573.
Sevelinges Ch.-L. de 424.
Seyfried, Lied vom hürnen, 826.
Seylersche Truppe 171.
Shaftesbury 728. 749.
Shakespeare Will. 168 f. (Vischer). 189. 191. 205. 232 (Mannheimer Sh.). 260. 267 (Tieck). 270 (Denkmal). 310. 313. 351 (Grillparzer). 423 (Namen). 558. 578. 706. 732. 812. 825 (Jahrbuch). 834 (Ludwig). Übersetzung von Schlegel(-Tieck) 228. 441. 825. 834. — Hamlet 499. 544. 582. 597. 751. 778 (Klingemann). 808. 825. 834. Vgl. 237. — Heinrich IV. 720. — König Johann 825. — König Lear 168 f. 750. — Macbeth 750. 825. Vgl. 262. 722 [2]. — Maß für Maß 160. — Othello 168. — Romeo und Julia 97. Vgl. 828. — Sommernachtstraum 269. 825. 836. — Sturm 825. — Titus Andronicus 516. — Lustige Weiber 553.
Shelley P. B. 773.
Siber Adam 241.
Sichardus Jhns. 57/8. 68.
Siebenbürger Sachsen 223. 226.
Siebenkees Joh. Chn. 827.
Sieben Todsünden 167. — Übel 275 f. — -Zahl 388 f.
Sieche auf der Bühne 14 f.
Siegfried, s. Seyfried. Sigurd.
Sieveking 426.
Sieveking Karl 532.
Sigora von Eulenstein 352 Anm.
Sigurd (Siegfried) 131/6.
Silberstein Aug. 219.
Silesius Angelus, s. Scheffler Joh.
Simmel Geo. 155.
Simon Magus (von Samaria) 45/59 (Vorläufer des Faust. Vgl. 67. 68).
Simonides (Szymonowicz) Sim. 837.
Simonnin A.-J.-B. 775 [2].
Simrock Karl 38 f. 132. 133 [1]. 134 [2,3]. 149 [1]. 231. 239. 342 f. 346. 393 [1].
Sinapius Jhns. 252.
Slaven 806 (Hebbel).
Smedt Jhns. 526.
Smidt Heinr. 150. 151 Anm. 378 [1,2]. 379 und Anm. 380 Anm.
Soldaten-Lied 832. — Stück, Deutsches, 169/71 (826. 827 Stockmayer). 433 f. — Vaterunser 525.

Digitized by Google

Solger Karl Wilh. Ferd. 769 f.
Sondershausen Karl 363. 370.
Sonnemann Leop. 573.
Sonnleithner J. 760.
Sophokles 169. — Oedipus 169. 351.
Soret Frdr. 729 f.
Sosnosky Th. v. 107.
Souvan Ivan 266.
Spach Ldw. 530.
Späth Lotte 789.
Spalatin Geo. 241. 275.
Spaun, Graf, 449.
Spazier Karl 179.
Spe Frdr. 253.
Speckbacher 122. 126.
Speiser Joh. 252.
„Speitz, Dem Teufel zum" 202 f.
Spencer Herb. 87. 88. 157. 582.
Sperl Aug. 219.
Speth Val. v. 796 f.
Speyer Frdr. 264. 369. Vgl. 362.
Spichtig Pet. 253 (537 Dreikönigsspiel).
Spiegel, Schaffender, 180. 181.
Spiel von den sieben Farben 841.
Spiel, Ein nagelnewes, . . von M. B. Schepelio (1662) 836.
Spielberg Otto 263.
Spielhagen Frdr. 232.
Spielmann, Zaubrischer (Macht der Musik) 146/8.
Spielwut (Motiv) 175 f.
Spieß Chn. Heinr. 351[3]. 352.
Spinoza Ben. 190. 194.
Spitta Karl Joh. Phil. 228.
Spitteler Karl 220.
Spitz d'Ahlgarten 529.
Spontini Gasp. 771.
Sprachatlas 827.
Sprache, Sprachwissenschaft 223 (224 Mauthner). 226. 227. 731 f. S. auch Gemeinsprache.
Sprache, Deutsche, 208/12 (Sütterlin). 214. 215. 216 f. 228. 230. 231. 587 f. 820 f. (Bismarcks). 824. 830 f. 833. S. auch Mundarten.
Sprichwörter 213. 216. 223. 831. Vgl. Luther Mart.
Sprickmann Ant. Matth. 221. 239. 533. 832.
„Spritz (Sprütz), Dem Teufel zum," 202 f.
Stackelberg, Familie v., 569.
Stäbli Ado. 818 f.
Stägemann Frdr. Aug. v. 489. 549. 768/71 (Briefe an Oelsner). 773. 775.
Stael, Frau v., 559. 571. 660.
Stärke der Eintracht 167.
Staffler Joh. Jak. 555.
Stahl Karol. 713[2].
Stahr Ado. 815. 833.
Stammbücher 268. 284. 521. 523. 541. 549. 555. 621/36 (in der niederrhein. Liederhandschrift). 728 f. (L. Schneiders).
Stanberger Balth. 554.
Standessprachen 588.
Stapfer Alb. 424.
Staudenmaier Frz. Ant. 244.
Staudt Karl Geo. Chn. v. 562. 584.
Stavenhagen 665.
Steffani Aug. 228.
Steffens Henrik 397[1]. 663[3]. 665. 676. 771.
Stegmann Bernt 557.
Stegmayer Matth. 763.
Stehr Herm. 221.
Steigentesch Aug. Frh. v. 123.
Steiger Ernst 576.
Steiger Nikl. Frdr. 573.
Stein (Stenus) Barthel 565.
Stein Chlotte. v. 184. 734. 836.
Stein Karl Frhr. v. 573.
Steinbach Rob., s. Sturm Rha.
Steiner C. 764.
Steinhausen Wilh. 578.
Steinhöwel H. 167.
Steinhoff Karl 527.
Steinhoff Rud. 527.
Steinmann Frdr. 220 (2).
Stellow 470.
Stelzhamer Frz. 234.
Stendhal, s. Beyle.
Stenus Barth., s. Stein B.
Stephanie Gtli. d. j. 169 f. 171. 433 f.
Stephanus Henric. 293. 294. 295. 298. 299 Anm.
Stern Ado. 802. 809.
Stern Marg. 578.
Stern Siegm. („Collin") 137. 719.
Sternberg Alex. Frhr. v., s. Ungern-Sternberg.
Sternberg Kasp. Graf 239. 268.
Sterne Lawrence 367.
Stettenheim Jul. 225.
Steudel Elise 797 f.
Steudel Joh. Chn. Frdr. 702.
Stiefel Mich. 243.
Stieff Chn. 550.
Stieglitz Chlotte. 736. (819).
Stieglitz Heinr. 819.

Digitized by Google

Stifft Andr. Frh. v. 263.
Stifter Adalb. 214. 234. 269 (Archiv). 524. 525 (2). — Werke (Sauer) 266 f.
Stil, Stilistik 206/8 (Untersuchungen). 225. 261. 587.
Stimmel Joh. Gtlo. 256.
Stimmer Tob. 580.
Stobäus 553.
Stock Dor. 529.
Stöber Dan. Ehrenfr. 397[1].
Stöber L. Ado. 135[1]. 827.
Stoff- und Motivengeschichte (s. Bibliographie) 157/68. 169/71. 173 f. 175 f. 178. 207 f. 559. 824.
Sieh: Accorambona. Araber. Bauer. Beichtvater. Belisar. Belphegor. Braut. Bürgermeister. Büßende. Capri. Däumling. Douglas. Drei Ringe. Dümmere suchen. Eduard. Eginhard und Emma. Ehemann. Ehepaar. Einsiedler und Engel. Enzio. Essex. Faust, Faustsage. Gefangener. Geisterschiff. Gevatter Tod. Gudrun. Heinrich der Vogler. Herodes und Mariamne. Hohenstaufen. Juan, Don. Judas. Juden. Kind. Kleider. König, Sterbender. Konradin. Legitimitäts-Probe. Lenore. Libussa. Liebhaber. Luxemburg. Mann. Marino Falieri. Meer. Messiasdichtungen. Minnelohn. Mörderin. Mond. Müllerin. Nachtigall. Reinmotiv. Nero. Nibelungen. Parasit. Preziosa. Proben. Rache. Rätselfragen. Richter, Bestechlicher. Robert der Teufel. Rosamunde. Schädel. Schicksalstragödien. Soldatenstück. Spielmann. Spielwut. Stärke. Suchen. Teufelsversammlung. Tiere. Tod und Sterben. Treue. Turandot. Übermensch. Weib. Weiber.
Stolberg, Brüder, 179. 220.
Stolberg Frdr. Leop. Graf zu 161 (Die Büßende). 179. 511. 546. 711. 835.
Stolle Konr. 566.
Stolzenhagen Bened. 531.
Storch A. M. 219.
Storm Theod. 187. 495. 800.
Strachwitz Mor. Graf v. („Götz von Berlichingen") 234. — „Nordland" und „Romanzen und Historien" 131/52. 372/97. 707/28. — „Romanzen und Märchen" 829.
Strachwitz Nora Gräfin 708[3].
Strahl E. v. 266.
Strantz Ferd. v. 578.
Straparola Giov. Frc. 160. 164[2].
Straubenmüller Joh. 232.
Strauß Dav. Frdr. 239. 244. 270. 701[1]. 736.
Streckfuß A. F. Karl 539. 717[1].
Stricerius Joh. 623.
Strodtmann Ado. 232. 802. 807.
Strombeck Frdr. Karl v. 527.
Struve Lisette v. 523.
Stubenrauch Amalie 789.
Studenten-Lied 284 f. 826. — Sprache 216. 831.
Stübel, Familie, 528.
Stüve Joh. Karl Bertr. 542.
Sturm Joh. 544.
Sturm Jul. 827.
Sturm Rha. (ps. Rob. Steinbach) 550.
Sturm und Drang 435 ff.
Sturmfeder, von, 549.
Sturz Helf. Pet. 430.
Stuve Joh. 586.
Suard 423.
Suchen nach dem Vollendeten, Vergebliches, 161.
Sudermann Herm. 235. 250. 496. 497. 498. 508.
Süßmayer Frz. Xav. 756.
Sueton 48.
Sulzer Joh. Geo. 69. 108. 741.
Surauer, Familie der, 521.
Swedenborg Eman. 583.
Sweynheim Konr. 541.
Swift Jonath. 103. 104. 239.
Sybel Heinr. v. 155. 246.
Sylvan (Taschenbuch) 121.
Symanski Joh. Dan. 366.
Szymonowicz Sim., s. Simonides S.

Th. B. V. 652.
Taine Hipp. 833.
Talvj, s. Jakob Th. A. L. v.
Tarde 74.
Tasso Torqu. 312. 316. 419.
Taube, s. Turteltaube.
Tauber Kasp. 547.
Tausk V. 266.
Taylor Bayard 231.
Technik 176 f. (178 Lustspiele von Romanus). 221 (Romandialog).
Teichmann Joh. Val. 808.
Teichner 158.
Telmann Konr. 230.

Temme Jod. Don. Hub. 379 Anm. 380 f. Anm.
Tennemann W. G. 547.
Tennyson Alfr. 829.
Terenz 516. 556. — Adelphi 172. 173 f.
Terlago Vikt. Graf 263.
Tetens Joh. Nik. 583.
Teuber Osk. 220.
Teufel (s. auch Mephistopheles) 274. — Versammlung 158.
Teuschlein Joh. 244. 252.
„Teutonia“ 841.
Teutsch, s. Chasot, Graf.
Teutsch G. D. 553.
Theater (Theatergeschichte; Bühne, Schauspiel, Schauspieler. S. auch Bibliographie. Drama. Oper) 171. 178. 214. 219. 226. 255 f. 257. 261. 578. 671 f. 749/65. 776/83. 806 f. 813. 825 (Shakespeare-Aufführungen). 836. 838.
Bühnensprache, -aussprache 215. 219. — Dialekt 219. — Mord und Todschlag 224. — Schauspielkunst 223. — Spielverzeichnisse deutscher Wandertruppen 215. — Theatrokratie 220.
Aachen 520. — Berlin 526. 808. — Braunschweig 591. 776/83. — Brünn 538. — Dresden 578. — Göttingen 534. — Gotha 171. — Graz vgl. 751. — Laibach vgl. 751. — Leipzig 780. — Lübeck 578. — Mannheim 118/21 (Fiesko). — Meiningen vgl 782 f. — München 544. 809. — Nürnberg 750 f. — Prag vgl. 836. — Preßburg vgl. 751. — Regensburg 545. — Schlesien 227. — Straßburg 578. — Stuttgart vgl. 558. — Ulm 552. — Weimar 238. 780. — Wernigerode 534.
Wien 749/65. 815; Burgtheater 214. 752 f. 759 f. 813. 814; Freihaus 753 ff. 761; Josefstadt 760. 764; Kärnthnerthor 751 f. 759 f. 761; Leopoldstadt 352. 353. 752. 762. 763 f.; An der Wien 220. 353[1]. 753/9. 761. 762.
Schulaufführungen, -theater 534 (Sangerhausen). 545 (Regensburg). 552 (Reutlingen usw.). 578 (Hildesheim). 828 (Berlin). Vgl. 553.
Vgl. auch Gesellschaft für Theatergeschichte.
Theaterstreit, Hamburger (1769) 835.
Theatrum diabolorum 53. — humanae vitae 154.
Theologie, s. Bibliographie.
Theophrast 704.
Thikötter Jul. 591.
Tholuck Aug. 237.
Thomasius Chn. und Jak. 267.
Thormann Geo. 241.
Thorwaldsen Bertel 349.
Thumann Paul 263.
Thurn, Ritter vom, 829.
Thurnwalder Joh 573.
Tibull 33. 292. 295. 309 768.
Tiburtius 640. 644.
Tieck Frdr. 422.
Tieck Ldw. 161. 191. 193. 194. 267. 361. 389 Anm. 397[1]. 457 f. 461. 463. 465 f. 467. 472. 491. 661. 663. 664. 665. 670. 671. 672. 676. 706. 771. 823. 829. — Gedichte 132 f. 193. 233. — Vittoria Accorambona 313. 315 f. — Anti-Faust 166. 828. — Karl von Berneck 352. 354. 356. 360. — Getreuer Eckart 192. — Genoveva 192. 663. 826. — Sternbalds Wanderungen 193. — Volksmärchen 352.
Tieck Sophie, s. Knorring Sophie v.
Tiedge Chph. Aug. 349.
Tielke Joa. 533.
Tiere, Die beichtenden, 609 ff.
Tinius Joh. Geo. 256.
Tiraboschi G. 312.
Tiroler Aufstand (1809) 122 f. 125/30.
Tischbein Wilh. 116. 117.
Tittmann 69.
‚Titus Andronicus‘ 516.
Titz Joh. Pet. 160.
Tod und Schlaf 277 f. 280. — Und Sterben 199 f. 832.
Todsünden, s. Sieben Todsünden.
Töchter Gottes, Vier, 168.
Töchterschule in Neubrandenburg, H 263.
Told Frz. Xav. 763 f.
Tornier Jak. Benj. 539.
Torresani Karl Baron 199.
Toten-Gespräche 755 f. — Schiff, s. Geisterschiff. — Wurm (Ührlein) 726.
Toussenel Théod. 363.
Tragische Situationen 730.
Tragisches Problem 228.
Tragoedie von Tito Andronico 516.
Trebra, von, 256.
Treiber Joh. Mart. 538.
Treitschke Frdr. 373[3]. 759.
Treitschke Heinr. v. 239. 562. 568. 735.
Treue über Grab und Tod 393 ff.

Digitized by Google

Triller 244.
Triller Dan. Wilh. 827.
Trinkers fünf Gründe 426.
Trithemius Joh. (v. Trittenheim) 54. 58. 68. 562.
Trojan Jhns. 542.
Trojanerdichtungen 60/69 (Einfluß auf die Helena-Gestalt des Faustbuches).
Trowitzsch Eug. 526.
Truhn Hieron. 371.
Tschabuschnigg Ado. Ritter v. 379 Anm. 382.
Tübinger Stift 791 ff. 788.
Türk Joh. B. 573.
Tugendbund 771.
Tunnel über der Spree: Kritik Strachwitzscher Gedichte 131[1]. 135 f. 136. 137. 140. 141[1]. 144 f. 146. 149. 152. 375. 377. 383 f. 386. 391 f. 393. 397. 709 f. 712 f. 716. 718 f. 727. Vgl. 721.
Turandotmotiv 159.
Turteltaube (in der Dichtung) 31 f.
Typke Heinr. Aug. Ehreg. 233.

Übel, s. Sieben Übel.
Übermensch 1 ff. (Tragödie des Ü.: Björnson). 582.
Übersetzungen 168 f. (232 Shakespeare). 171 (Mercier). 172 f. (Destouches u. a.). 215 (Ossian). 231 f. (aus d. Engl. u. Französ.). 233 (Horaz). 238 (Theorie). 261. 533.
Uhl Wilh. 206.
Uhland Ldw. 303. 389 Anm. 395[5]. 549. 733. 790. 800. 801. 828. — Werke (Holthoff) 267. — Gedichte (Balladen) 132 f. 134[3]. 146 (147. 148 Singenthal). 206. 216. 590 (Parodien). 713 f. 722[4]. 829 (Sängers Fluch). — Ernst von Schwaben 216. 246. — Weiber von Weinsberg 270. 836.
Uhlich Adam Gtfr. 740.
Ulenoge Wilh. 540.
Ulrich Hzg. von Württemberg 221.
Unbescheid, Familie, 569.
Ungern-Sternberg, Geschlecht 529.
Ungern-Sternberg Alex. Frhr. v. 378[2]. 379. 380 Anm.
Universitäten 221. 520 (Freiburg). 531 (Erfurt). 539 (Culm). 548 (Greifswald). 568 (München). 584 f. 701 ff. (Tübingen). 840.
Unterhaltungsblatt für meine Mitbürger (1817) 522.
Unterrichts-Geschichte (s. Bibliographie) 824.
Urlau Joh. Heinr. 256.
Usener Joh. 535.
Usteri Joh. Mart. 217 (589 Suter).
Usteri Paul 523.
Uwarow S. S. Graf v. 255.

Vagt Lina 263.
Valerianus Pierius 650[2].
Vampyrglauben 537.
Valery M. 312.
Vaquez 814 am E.
Varnhagen von Ense Karl August 166. 225. 263. 426. 676. 769. 770. 771. 772. 815
Varnhagen v. Ense Rahel 316. 591.
Vaterunser 525. 550.
Veit Phil. 123. 124.
Velde Frz. Arn. Alfr. van der 536.
Venatorius Thom. 241.
Venediger Geo. v. 522.
Venusgärtlein 22. 31.
Verbrechen-Sühnung 353/5.
Vergil 835.
Verlohren 825.
Vernaleken Theod. 830.
Vernersches Gesetz 209.
Vernet 165
Veterator (Maistre Patelin) 251.
Veyder Joh. Wern. v. 520.
Vico 157.
Vidic Fr. 266.
Viebig Klara 199.
Viehoff Heinr. 162.
Vierzehnzahl 273 ff.
Vigny Alfr. de 825.
Villemain 771.
Villers Alex. v. 737.
Villers Charles de 831.
Villinger Herm. 522.
Vincke Gisb. v. 397[1].
Vinzenzische Truppe 544.
Virchow Rud. 562.
Virenus, Der Flüchtige (Komoedie. 1686) 545.
Vischer Frdr. Theod. 79. 80. 84 (Faustparodie). 97. 168 f. (Shakespeare-Vorträge) 262. 270. 583. 787. 790. 800, 825. 830.
Vischer Ldw. Frdr. 558.
Vitae Pomeranorum 522.

Vittoria Accorambona, s. Accorambona.
Vogel Wilhelmine 672 (Kleist an sie? Vgl. 673).
Vogelherdsage 373 ff.
Vogelmann Alb. 586.
Voght Kasp. v. 532.
Vogl Joh. Nep. 373. 374. 375. 726 f.[3]
Voigt Chn. Gtlo. v. 233. 256.
Voigt Joh. Karl Wilh. 255.
Voiture 73.
Volkelt Jhns. 519.
Volker Rhard 96.
Volks-Bücher 826. — Dichtung, Historische, 127 f. 534. 535. 548. — Dramatik, Wiener, 350/60 (und „Die Ahnfrau"). — Etymologie 828. — Hymnen 236. 540 (Mecklenburg).
Volkskunde 213. 219. 222. 223. 226. 230 (2). 246 f. (Begriff und Methode). 515 f. 522. 524 f. 526. 530. 531. 532. 536. 540. 543. 551. 554. 564. 591. 826. 833. Vgl. 799. — S. auch Bibliographie. Kindergebet, -lied. Märchen. Rätsel. Sagen. Sprichwörter. Volkslied.
Volkslied 127 f. 213. 219. 221. 223. 246. 247 f. 248 f. 261. 270. 518. 526. 543. 559. 826. 832. 838 ff. S. auch Liederhandschrift, Niederrheinische.
Volks-Poesie 583. — Schauspiele 151 (Sterzingen). 218 (230 Böhmerwald). 250. — Trachten, Deutsche, 248. — Überlieferungen 218. — Wörter 216 (249 Sachsen).
Volkstümliche Lieder 219 (Kirchenlieder). 270. 827. — Weihnachtsbräuche 219. 230.
Vollheim K. 232.
Vollmann J., s. Gräßli Joh.
Volsunga-Saga 133 f. 387 ff.
Voltaire 73. 172 f. 174. 239. 255. 431. 525. 741 f. (und Lessing. Vgl. 744).
„Von der romfart" 611.
„Von Erschaffung Adam und Eva" (Lied) 270.
Von Könnich Eduardo tertio auß Engelandt .. (17. Jh.) 250.
Vormärz 222. 262.
Vorstius Konr. 244. 573.
Vos Jan 516.
Voß, Familie, in Wesselburen 802 (812 f. und Hebbel).
Voß Chn. Frdr. 739.
Voß Heinr. d. j. 204. 205. 258.
Voß Joh. Heinr. 179 (im „Faust"?). 239. 771.
Vossische Zeitung 258. 737/48 (Lessing).
Vray Frç. Gabr. Graf de 573.
Vulpius Christiane, s. Goethe.
Vulpius Herm. 539.
Vulturinus (Geier) Pancrat. 551.

Wackenroder Wilh. Heinr. 191.
Wackernagel Wilh. 766.
Waechter (Justizkommissar) 522.
Wagner, Dr., 212.
Wagner Ado. 264.
Wagner Ernst 205 f. (und Arnim). — Fibelschütz 205 f. — Rezensionen in den Heidelberger Jahrbüchern 204/6.
Wagner Heinr. Leop. 170. 435.
Wagner Joh. Jak. (Philosoph) 204. 206. 256.
Wagner Jos. 814.
Wagner Rich. 93. 189/95 (223 Berendt). 226. 227. 230. 482. 577 (2). 578. 807. 809. — Holländer 379 f. 381. — Meistersinger 194. 577. — Parsifal 194. 225. — Ring des Nibelungen 193. — Tannhäuser 191/3.
Waiblinger Wilh. 230. 707. 794. 797. 799.
Waldbruder, s. Einsiedler.
Waldis Burk. 167. 609.
Waldmüller Rob., s. Duboc Edu.
Wallbergen 739.
Wallenfelß Chph. v. 572.
Wallenstein Albr. Hzg. 524. 528. 540.
Wallerotti Frz. Gerw. v. 544.
Wallner Ant. 551.
Walther Lina 573.
Walther Luise 787.
Waltherſche Gesellschaft 777 f. 778. 779. 780.
Wartenegg Wilh. v. 262.
Wasmus Jul. Frdr. 527.
Wattenbach Cäcilie 238.
Wattenbach Wilh. 239. 553.
Webel Otto Heinr. 557.
Weber Bernh. Ans. 256.
Weber Emil 542.
Weber Frdr. Wilh. 267. 379 Anm.
Weber Geo. Heinr. (Hyphantes) 302.
Weber Karl Jul. 284.
Weber Karl Maria von 191. 193. 194. 369. 531. 826.

Webster John 313/5 (316 The white devil).
Weddigen Otto 827.
Wedel Maria Henr. v. 256.
Wehrmann Karl Frdr. 533.
Weib zwischen zwei liebenden Männern (Motiv) 141/4.
Weibe, Vom üblen, 164.
Weiber von Weinsberg 836.
Weichselbaumer Karl 250.
Weidenbusch Nikol., s. Salicetus.
Weigand Karl Heinr. 536.
Weigand Wilh. 228.
Weigel Erh. 529.
Weihnacht 247. — Bräuche, s. Volkstümliche W.-B. — Krippe 247. — Lied 219. — Spiele 215 (222. 554 schlesische). 555.
Weilen Jos. 726 f.
Weiler, Frhr. v., 118.
Weill Alex. 237.
Weimar 238. 338/40. 418/21. 449. 454. 657/60. 782 (Schauspielschule). 809 f.
Weimar A., s. Goetze Auguste.
Weinhold Karl 131[1]. 228. 526. 826. 830. 835. 838. 839. 840 (2).
Weise Karl 526.
Weisen, Drei, aus dem Morgenlande 217.
Weishaupt Adam 521. 583.
Weiß 758 am Ende.
Weiße Chn. Fr. 115[2]. 250. 269 (Richard III.). 430. 825 (Romeo u. Julia).
Weiße Frau (Dame) 226. 355.
Weitzmann Karl Borrom. 800.
Weizsäcker Paul 317/9. 322. 323. 324. 325. 326.
Wekhrlin W. Ldw. 270.
Welcker Frdr. Gtli. 239. 771.
Welling 763.
Welt, Leben u. Schachspiel (Vergleich) 165.
Welti Emil 522.
Welt-Literatur 226. 231 f. 236 am E. 558. — Schmerz 559. — Sprache 731.
Wendt Amad. 368.
Wendungen im Volksgesang 39 f.
Werdum Ulr. v. 533.
Werner Abr. Gtlo. 481.
Werl[d]tsprüche 39. 40. 42. 281. 282. 285. 286. 287. 289. 301 f. 303. 625. 628 f.
Werner Karl 215. 801.
Werner Zachar. 180 (im „Faust"?). 212 (Brief von Goethe). 222. 267. 350. 363. 366 Anm. 372. 480. 660.
Westenrieder Lor. v. 544. 568.
Wette Adelh. 273.
Wezel Joh. Karl 165.
Whitman Walt 231.
Wichern Joh. Hinr. 575.
Wichert Ernst 592.
Wickenburg, Graf, 806.
Wickram Geo. 163. 252 f.
Widmann Jos. Vikt. 220.
Wieck Frdr. 578.
Wiedemann Theod. 551.
Wiederholdt, Kapitän, 216 (512 Tagebuch).
Wieland Chph. Mart. 116. 162 Nr. 10. 239. 260 (Lucians Einfluß). 418. 423. 448. 452. 465. 469. 495. 530. 571. 749. 835. 837. S. auch Lenz J. M. R., Verteidigung. — Angiolini über ihn 419. — An Wilh. Tischbein 117. — Agathodämon 8 f. — Oberon 118[2]. — Die Ritter (Aristophanes) 183 f. — Don Sylvio 260.
Wieland J. Sebast. 549.
Wieland Ldw. 218. 771.
Wiener Volksdramatik, s. Volks-Dramatik, Wiener.
Wier (Weier) Joh. 67.
Wiggers Jul. 244.
Wiggers Mor. 820.
Wilbrandt Ado. 199. 230. 497.
Wilde Titus 536.
Wildenbruch Ernst v. 235. 240. 496. 497. 829.
Wilhelm 1., deutscher Kaiser 571 (2).
Wilhelm, gefürsteter Graf von Henneberg 277.
Wilhelm Meisters Meisterjahre 832.
Wilhelmine, Markgfin. von Bayreuth 225. 525. 570.
Will Geo. Adr. 284.
Willamov Jh. Gtli. 827.
Willemer Marianne v. (Suleika) 451.
Wilmans, Gebrüder, 366[2]. 368.
Wilmsen Frdr. Ernst 526.
Wilson John 166.
Wiltmaister Frz. Ant. v. 545.
Wiltmaister Joh. Kasp. v. 545.
Wimmer Thom. Pet. 761.
Winckelmann Joh. Joach. 240. 254. 255.
Windler Karl (ps. Theod. Hell) 368. 815.
Winter Ldw. Geo. 520.
Winther von Andernach (Guinterus) Johann 545.

Digitized by Google

„Wippchen" 91 f.
Wissenschaftsgeschichte (s. Bibliographie) 824.
Witthauer Frdr. 524.
Wobeser Ernst Wrat. Wilh. v. 213 f. 486.
Wochenblatt, Memelsches (1817) 522.
Wöckl Ant. 263.
Wöhler Frdr. 560.
Wöhrd, Der Bauer von, 241.
Wölfflin Heinr. 157.
Wolcot John (ps. Peter Pindar) 217.
Wolf Frdr. Aug. 455. 519. 770. 771.
Wolff Jul. 78. 379 Anm. 397[1]. 592.
Wolff Osk. Ldw. Bernh. 379. 380 f. Anm.
Wolff Pius Alex. 215.
Wolfframsdorff Joh. Frdr. v. 550.
Wolfram Leo, s. Prantner Ferd.
Wolzogen Ernst v. 221. 230.
Wortforschung, Deutsche, 208 ff. 215. 216. 587 f. 830 ff.
Wünschelruthe, Die (Zeitschr.) 239.
Wulfram, Der unglückliche usw. (1801) 161.
Wunderer Jos. 544.
Wunderhorn, Des Knaben, 22. 29. 32. 34. 38. 281 282. 283. 289. 291. 299. 300. 302. 310. 518. 559.
Wundt Wilh. 97. 508. 583.
Wurstisen Chn 623.
Wycherley Will. 430.
Wydenbosch Nikol., s. Salicetus N.
Wyle Niklas v. 827.
Wyß Bernh. 242.

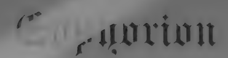
Xenophon von Ephesus 50.
Xerxes, Der .. triumphierende (1723) 545.

Yacovleff Leon de 255.
Young Edw. 480. 558.

Zabel Eug. 228.
Zachariä J. Frdr. Wilh. 827.
Zacher Jul. 826.
Zängerle Roman Sebast. 244.
Zannrithsche Druckerei 576.
Zasius Ulr. 58.
Zauberflöte, Die (Oper) 760/3. Vgl. 184.
Zauberstücke 355. 360.
Zauberteufel, s. Milichius Ludov.
Zauper Jos. Stan. 268.
Zedelius Theodore (ps. Th. Justus) 199.
Zedlitz Jos. Frh. v. 163. 379 Anm. 380 f. Anm. 382. 386. 396[7]. 558. 773.
Zeitroman 187. 188.
Zeitschriften 225. 226. 227. 271. 537. 554. 576.
  Akademieschriften und Verwandtes 834/8.
  Allgemeine 218/31.
  Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften 520/58.
  Philologische und literarhistorische 213/8. 824/34.
  Für Volkskunde 838/40.
Zeitung für Einsiedler 202. 204. 217. 660 f. 670. — Erlanger 525. — Heidelberger 538.
Zeitungen 524 (geschriebene). 537. 541. 554. 576. 650 ff.
Zeller Alb. 800.
Zeller Chn. Heinr. 573.
Zellmann Joh. Phil. 534.
Zelter Karl Frdr. 734.
Zenger, Die, 542.
Zensur 200. 544. 549.
Zernecke, Familie, 569.
Zeune J. Aug. 132 Anm. 827.
Zickzack (ps.) = E. Ortlepp 817.
Ziegesar Ant. v. 256.
Ziegler Chrane Mariane v. 172. 175.
Ziegler Frdr. 161.
Ziegler Gtli. 573.
Ziehen Konr. Siegm. 233.
Zieten-Liberati Aug. v. 256.
Zigesar, Baron, 815.
Zimmermann Balth. Frdr. Wilh. 150[1].
Zimmermann Rob. 69/72 (108 Geschichte der Ästhetik).
Zinkgref Jul. Wilh. 538.
Zinzendorf Nikol. Ldw. Graf v. 244. 481.
Zischka (Schauspielerin) 339.
Zitterbarth 757.
Zoega Geo. 238.
Zola Emile 188. 559.
Zollern Eitelfr. Graf v. 573.
Zollikofer Geo. Joach. 113. 114.
Zschokke Heinr. 545. — Abällino 354 Anm. 833.
Zündt Ernst Ant. 232.
Zumsteeg Joh. Rud. 578.
Zweifel Thom. 252.
Zwingli Huldr. 240. 244 f. 575. 637.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

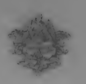
Digitized by Google



## …chrift für Literaturgeschichte

# August Sauer

Neunter Band



[illegible], welche einen Band bilden.
[illegible] M. [illegible] fl. [illegible] = K [illegible]

Leipzig und Wien
[illegible]
Carl [illegible]

# Inhalt.

## Untersuchungen und neue Mitteilungen.

Henrik Ibsens Römerdramen. Von Dr. Rudolf Sokolowsky [illegible] Hamburg
Zu den Quellen der Erasmus Alberschen Fabeln. Von Arthur Ludwig Stiefel in München
Die niederrheinische Liederhandschrift [illegible]. Von Arthur Kopp [illegible] Berlin (Schluß)
Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen in Prag. VI. Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, der [illegible] und den Niederlanden (Fortsetzung)
8. Ein aus Mailand überschriebener Bericht. 1589
9. Discours. Ein fürtreffliches Bedenken und Urteil vom [illegible] Zustand in Frankreich. 1589
10. Verzeichnis von der spanischen Armada. 1588
Verschollenes von Goethe. Mitgeteilt von Max Morris in Berlin
Zu Otto Runges Leben und Schriften. Von Reinhold Steig [illegible] Berlin
Ungedruckte Brieffragmente Heinrich von Kleists. Mitgeteilt [illegible] Rahmer in Berlin
Drei Briefe an Fouqué. Mitgeteilt von W. Pfeiffer in Heidelberg
Grillparzer und Byron. Zur Entstehungsgeschichte des Trauerspiels „Ein treuer Diener seines Herrn“. Von Ludwig Wyplel in Wien
Zwei fragmentarische Prosadichtungen Eduard Mörikes. Aus dem [illegible] herausgegeben von Harry Maync in Berlin
1. „Spillner“
M. von Strachwitz' episch-lyrisches „Nordland“ und „[illegible] Historien“. Von A. K. T. Tielo in Tilsit (Fortsetzung)
13. Die Perle der Wüste
14. Der König immer der Erste
15. Rolf Tarnig
16. Die Jagd des Mogals
17. Das Herz von Douglas

## Miszellen.

Stammbuchblätter von Goethe und Klinger. Von M. [illegible] Alsbach
Zur Kritik von Eckermanns Gesprächen. Von Ludwig [illegible] Berlin
Zu Hauffs Werken. Von Hans Hofmann [illegible] Solingen

## Recensionen und Referate.


[illegible] ...wissenschaftliche Abhandlungen (Richard M. Meyer in Berlin) [illegible]

[illegible], „Das deutsche Drama" (Karl Beiß in Dresden) [illegible]

[illegible] Lyon, „Die Meister des deutschen Briefes (Richard M. Meyer in Berlin) [illegible]

[illegible], Lessing und die Weimarer [illegible] (Franz Muncker in München) [illegible]

[illegible], Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (Max Dessoir in Berlin) [illegible]

[illegible], Emanuel Schikaneder (Alexander von Weilen in Wien) [illegible]

[illegible] an Georg Friedrich Benecke ... herausgegeben von [illegible] (Friedrich Weidling in Sondershausen) [illegible]

[illegible] von Frdr. Aug. von Stägemann an Ignatz Oelsner ... Herausgegeben von Frz. Rühl (Robert Franz Arnold in Wien) [illegible]

[illegible], Napoleons Tod (Robert Franz Arnold in Wien) [illegible]

[illegible], Die Bühnenleitung Aug. Klingemanns in Braunschweig (Hans Devrient in Weimar) [illegible]

[illegible] Mörike-Biographien. 1. von K. Fischer, 2. von H. Maync. (Rudolf Krauß in Stuttgart) [illegible]

[illegible] Hebbels Briefe ... von R. M. Werner herausgegeben. Nachlese (Karl Beiß in Dresden) [illegible]

[illegible], Ernst Ortlepp (Richard M. Meyer in Berlin) [illegible]

[illegible], Adolf Stahr (Daniel Jacoby) [illegible]

[illegible], Leben und Erinnerungen (Richard M. Meyer in Berlin) [illegible]

Matthias, Bismarck als Künstler (Richard M. Meyer in Berlin) [illegible]

[illegible] Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck (Richard M. Meyer in Berlin) [illegible]

[illegible]sberg, Frdr. Nietzsche und die deutsche Literatur (R. Woerner in Freiburg i. B.) [illegible]


## Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag.


[illegible] [illegible]

Zeitschriften für Volkskunde. Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag [illegible]

[illegible] [illegible]

Nachträge und Berichtigungen [illegible]

Register. Bearbeitet von Alfred Rosenbaum [illegible]


[illegible]

:: Carl Fromme, Leipzig und Wien.

# Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte.

Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung

══ Österreich-Ungarn. ══

Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen

herausgegeben von

**Dr. J. W. Nagl** — **Prof. Jakob Zeidler.**

Zwei **Bände**, reich illustriert.

**Der erste Band** [illegible] **liegt bereits** [illegible] **abgeschlossen vor.** Mit 22 teils farbigen Beilagen und 122 Abbildungen [illegible] Original-Leinwand-Einband gebunden Preis *K* 24.— = M. 20.—

**Der zweite Band,** [illegible] Theresia bis in die Gegenwart, also **die neueren und neuesten Zeitabschnitte** [illegible] **beginnt soeben lieferungsweise** zu erscheinen [illegible] Lieferungen à *K* 1.20 = M. [illegible] Ebenfalls reich illustriert. [illegible] Fortgang des Bandes dies erfordern sollte, auch zwei Lieferungen auf einmal (Doppellieferungen) auszugeben.

Jeder der beiden Bände [illegible] schlossenes Werk betrachtet werden.

**Für den hohen Wert und die große Bedeutung der „Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte" sprechen am deutlichsten die zahlreichen Besprechungen in- und ausländischer Fach- und Tagesblätter, die, in einem Prospekt auszugsweise zusammengestellt, gratis und franko auf Verlangen zugesendet werden.**


[illegible] liegen Prospekte der J. G. [illegible] in Stuttgart und der k. u. k. Hof-[illegible] bei, die wir gütiger Beachtung empfehlen.

FOUND IN LIBRARY.
MAY 30 1905

Filmed by Preservation

1993

Digitized by Google

BOUND IN LIBRARY.
MAY 30 1905

Filmed by Preservation
1993

Digitized by Google

Digitized by Google